ALLGEMEINE DEUTSCHE BIOGRAPHIE ...: AUF VERANLASSUNG ...

Allgemeine
Deutsche Biographie.

Zwölfter Band.

Allgemeine
Deutsche Biographie.

Zwölfter Band.

Hensel — Holste.

Auf Veranlassung
Seiner Majestät des Königs von Bayern
herausgegeben
durch die historische Commission
bei der
Königl. Akademie der Wissenschaften.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1880.

Hensel: Luise H., Dichterin, geb. am 30. März 1798 zu Linum bei Fehrbellin im Ost-Havelland in der Mark Brandenburg, † am 18. Dec. 1876 zu Paderborn in Westfalen. Ihr Vater, Johann Jacob Ludwig H., war zur Zeit ihrer Geburt Pfarrer in dem Dorfe Linum, ein lutherischer Prediger von Ueberzeugung, aber nicht unduldsam; er war eifrig im Dienste der Gemeinde, immer klar und ruhig, ohne jede Engherzigkeit, voll priesterlicher Hingebung, gastfrei gegen Fremde, musterhaft als Familienvater. Luise war erst 11 Jahre alt, als der Vater starb (8. Septbr. 1809), aber sein frommes edles Bild hatte sich ihr unauslöschlich eingeprägt und nicht wenig zu ihrer Sittenreinheit, welche sie ihr ganzes Leben hindurch auszeichnete, und zur reichen Entfaltung ihres religiösen Gemüthes — wenn dies später auch eine andere Richtung nahm — beigetragen. Die Mutter, Johanna Albertina Luise geb. Trost, eine verständige, praktische, ungemein gütige, gottesfürchtige Frau und sorgsam unermüdlich liebende Mutter war des edlen Vaters werth und den Kindern nach dem Tode ihres Mannes Alles. Beim Tode des Vaters blieb die Mutter mit zwei Söhnen und zwei Töchtern zurück — ein dritter Knabe war gestorben —, mit welchen sie im Herbste 1810 nach Berlin zog, um für deren Ausbildung besser sorgen zu können. Fast wild und stark wie ein Knabe und mit Knaben am liebsten deren Spiele treibend, war Luise doch von der zartesten mädchenhaften Züchtigkeit; in der Kinderschaar zu Linum war sie von allen guten geliebt und von den schlimmen gefürchtet. Sie hatte den letzten Winter (1809) ihres Vaters Christenlehre beigewohnt und den alten lutherischen Katechismus auswendig gelernt. Aber die religiösen Eindrücke, welche sie schon vorher und mehr unmittelbar empfangen, hatten bereits ein religiöses Leben in ihr erzeugt, das nicht ohne Kämpfe war und den Anfang zu ihren confessionellen Zweifeln bildete. Ihre Schulkenntnisse befanden sich noch in den Elementen. So kam sie nach Berlin, wo sie ein Jahr lang die Real- später Elisabeth-Schule besuchte. Mit wahrem Heißhunger begehrte sie weltliches Wissen. Sie verschaffte sich Schriften über Astronomie, die sie eifrig studirte. Da aber das Wittwengehalt der Mutter (300 Thlr.) eine Zeit lang nicht ausgezahlt wurde, weil Napoleon die Wittwenkasse in Berlin hatte wegnehmen lassen, mußte sie in freien Stunden nebst ihrer älteren Schwester durch Handarbeit etwas zu verdienen suchen. Seit Ostern 1812 erhielt sie Confirmanden-Unterricht, der jedoch ihre Glaubenszweifel nicht hob. Als sie am 31. März 1813 confirmirt wurde, bekannte sie sich vor Gott, wie sie sich ausdrückte, nur zum Christenglauben, nicht aber zu einer bestimmten Confession. Damals absorbirte Vaterlandsliebe und Enthusiasmus für Deutschlands Erhebung alle ihre Empfindungen, Gedanken und Lieder. Seit 1815 näherte sie sich innerlich der katholischen Kirche, vorzugsweise von einem Auctoritätsbedürfnisse geleitet. Erfreut, im Herbste 1816 einen Katholiken — Clemens Brentano — kennen zu

lernen, fand sie diesen „weit abgeirrt von der Kirche“, und sie war es, die ihn „bekehrte“, obgleich sie noch Protestantin war. Dagegen erhielt sie nun viel Aufschluß über die katholische Kirche durch dessen Bruder Christian, während der bekehrte Clemens, der sie vergebens umwarb, sie späterhin eifrig in eine Mystik einführte, welche für ihren äußeren Lebensgang entscheidend wurde. In dem Bewußtsein, theuere Verwandte tief zu kränken und schwere Opfer zu bringen, legte sie auf dem Zimmer des Propstes zu St. Hedwig am 7. Decbr. 1818 Bekenntniß und Beichte ab und am 8. December empfing sie früh Morgens das Abendmahl nach römischer Weise. „Nicht der äußere Glanz des Cultus, noch weniger Sentimentalität“ habe sie zu dem Schritte bestimmt, erklärte sie noch am 14. Octbr. 1862, sondern die klare Erkenntniß, daß in der katholischen Kirche die von Christo gestiftete Kirche vorhanden sei“. Dichter und Künstler rangen um die Hand des schönen sittlich reinen und durchaus ideal gestimmten Mädchens; aber es war ein junger Jurist von edlem Wesen und feinen Sitten, Ludwig von Gerlach, dem sie innerlich die Liebe erwiederte, von dem sie in langen Kämpfen mit Schmerzen sich loslöste, um „dem Königssohn“, dem „Seelenbräutigam“, als welcher Christus ihr nunmehr erschien, allein anzugehören. — Im Herbste 1817 war sie Erzieherin im Hause des preußischen Gesandten Baron von Werther für dessen 14jährige Tochter geworden, mit Hingebung und Liebe. Am 11. März 1819 verließ sie Berlin, um Gesellschafterin der Fürstin Salm-Reifferscheidt-Krautheim, geb. Fürstin Gallitzin zu Münster zu werden, mit welcher sie dann im August desselben Jahres nach Düsseldorf übersiedelte. Im Mai 1821 wurde sie dann Hauslehrerin bei der Witwe des Grafen Fr. Leop. Stolberg auf Brauna in der Niederlausitz. Der Schatten, welcher auf das Verhältniß zu ihrer Mutter und zu ihren Geschwistern durch die Conversion gefallen, wich in diesem Jahre bei einem Wiedersehen auf dem Schlosse Scheibe bei Glatz vollständig. Der gewöhnliche Aufenthalt der Gräfin Stolberg war aber in Westfalen, wo L. H. in lebhafte Beziehung zu der Nonne von Dülmen, Katharina Emmerich, trat. Sie verließ das Haus Stolberg 1823 und wohnte 3 Jahre zu Wiedenbrück, um die Erziehung des Sohnes ihrer verstorbenen Schwester zu leiten. 1824 wollte sie zu Münster barmherzige Schwester werden. Die Furcht, ihr Pflegesohn würde dann protestantisch, hielt sie davon zurück, obgleich sie schon ihre weltlichen Kleider weggegeben und ihre Haare abgeschnitten hatte. Darauf nahm sie die Einladung an, in Coblenz mit zwei Freundinnen das Bürgerhospital bis zur Uebernahme desselben durch die barmherzigen Schwestern vom heil. Karl Borromäus zu leiten. Sie war dann bei verschiedenen Privatunternehmungen thätig, im Unterricht auf Marienberg zu Boppard, und vom Frühjahr 1827 bis Herbst 1832 in St. Leonhard zu Aachen. Im J. 1833 kehrte sie zu den Ihrigen nach Berlin zurück, wo sie viel im Hause ihres Bruders, des Historienmalers Wilhelm Hensel und ihrer Schwägerin Fanny Mendelssohn zubrachte. 1835 starb ihre Mutter. Sie blieb noch in Berlin bis 1838. Der damals die Gemüther erregende Kampf der römisch-katholischen Kirche gegen die vom Staate geforderte Toleranz in gemischten Ehen beunruhigte sie und wirkte mit, daß sie Berlin verließ. Sie folgte einer Einladung der Frau Rath Schlosser nach deren Gut am Neckar. Im Anfange der vierziger Jahre that sie noch Erzieherdienste in einer Kölnischen Familie. Später zog sie nach Wiedenbrück, wo sie mehrere Decennien in stiller Zurückgezogenheit lebte, bis sie ein paar Jahre vor ihrem Tode nach Paderborn übersiedelte, wo sie in dem sog. gräflich Westfalenschen Hofe am 18. Decbr. 1876 der Wassersucht erlag. L. H. hat sich Ruhm und Liebe erworben unter den Deutschen aller Confessionen durch ihre religiösen Lieder, die gesammelt erschienen unter dem Titel: „Lieder von Luise M. Hensel, herausgegeben von Prof. Dr. C. Schlüter“, Paderborn, Schöningh, 1869. 2. Aufl.

1877. Diese Lieder hängen in ihrer Entstehung und Beschaffenheit schlechthin mit dem individuellen religiösen Leben der Dichterin zusammen; sie versetzte sich nicht künstlich in eine religiöse Stimmung, um ein Lied zu dichten, sondern die religiöse Empfindung drängte sie, so zu singen. Ihre Andacht, ihr Gebet, ihre Reue, ihre Freude wurde zum Liede. Der nach ihrer Anschauung bestehende Conflikt zwischen der Wahl eines irdischen Bräutigams, der von ihr geliebt, um sie warb, und der Wahl des himmlischen erzeugte ihr Seelenstimmungen, die nach den trübsten Schmerzen oft aufleuchteten wie die Morgenröthe eines entzückenden Hochzeitstages. Und dann sproßten wie bräutliche Blumen ihre zartesten Lieder hervor, wie: „Die Wahl des Liebsten“ („Es warten dein zwei Freier“) oder „Ich liebe einen Königssohn“ u. a. Aber auch selbst ihr Kummer um irdische Noth wurde zum religiösen Liede. Daher bedingte ihre religiöse Entwickelung sowohl die Productivität an Liedern wie den Reichthum oder die Armuth des Inhalts. Ihre reichste Periode ist die von ihrem 16. Lebensjahre bis zum 22. Dahin gehören auch ihre werthvollsten und bekanntesten Lieder, wie: „Müde bin ich, geh zur Ruh“ und „Immer muß ich wieder lesen“. Während dieser 6 Jahre ist mehr als die Hälfte der Lieder in der Schlüter'schen Sammlung entstanden. Es war die Zeit ihrer größten religiösen Selbständigkeit, die auch noch einige Jahre, nachdem sie katholisch geworden, fortdauerte. In Düsseldorf ergab sie sich der Seelenführung eines Exjesuiten (P. W.); seitdem wurde sie im religiösen Leben von Jahr zu Jahr unselbständiger, und wenn auch vielseitige freundschaftliche Beziehungen dem inneren geistigen Leben noch lange Vorschub leisteten, so erlag ihr Geist doch schließlich, wie die von Schlüter veröffentlichten Briefe leider constatiren, der ganzen Aeußerlichkeit der vaticanischen Gehorsamstheorie. In dem Maße, in welchem dies geschehen, vertrocknete die Quelle ihrer unsterblichen Lieder.

Vgl. Luise Hensel und ihre Lieder. Dargestellt von Joseph Hubert Reinkens, kath. Bischof, Bonn, P. Neusser, 1877 (in 2. Aufl.). — Briefe der Dichterin Luise Hensel, Paderborn, F. Schöningh, 1878 (herausgegeben von Prof. Schlüter). Außer diesen Briefen ist die angeführte Biographie die einzige der Oeffentlichkeit zugängliche Quelle für das Leben der Dichterin. Der Verfasser besitzt ihre für ihn geschriebene Selbstbiographie bis zu ihrem 40. Lebensjahre und hat außer ihren Tagebüchern im Original auch ihre mündlichen Mittheilungen benutzt. Alle seitdem erschienenen kürzeren Lebensskizzen sind aus meiner Biographie wesentlich entnommen, auch wenn dies nicht erwähnt wird, wie z. B. in der 2. Auflage der Lieder, welche Schlüter aus der Hand gegeben und an einen Zeloten, der sich „R.“ unterzeichnet, abgetreten hat. Dieser gewissenlose Kleriker schreibt meine Biographie aus und verdächtigt sie dann unter dem Texte durch eine dreiste Lüge, und befleckt auf diese Weise die Ausgabe der so reinen, frommen und zarten Lieder. — Außer der erwähnten Sammlung hat H. Kletke eine kleine Sammlung „Gedichte von Luise und Wilhelmine Hensel“ herausgegeben. Berlin, Verlag von Ludwig Rauh. Ohne Jahreszahl. Joseph Hubert Reinkens.

Hensel: Wilhelm H. und Fanny H., geb. Mendelssohn-Bartholdy. Wilhelm H., der Sohn eines Landpredigers, ward zu Trebbin in der Mark am 6. Juli 1794 geboren. Der Vater ward bald hernach nach Linum in der Mark versetzt. Der Knabe zeigte früh Talent und Hang zur Malerei; aber es fehlten die Mittel für diese Laufbahn; er mußte sich entschließen, als er mit 14 Jahren nach Berlin kam, das Bergfach zu ergreifen. Ein Kunstkenner jedoch, der die Anlage des Knaben aus seinen autodidactischen Zeichnungen erkannte, gewährte für einige Jahre die Mittel zum Kunststudium. Bald aber mußte der junge Kunstschüler (sein Vater starb und die Mutter mit ihren

Töchtern war in dürftigen Umständen) seine Uebung schon zum Gelderwerb verwenden. Angestrengt arbeitend, die Nächte zu Hülfe nehmend, trug er durch Illustrationen und Radirungen zum Unterhalt der Seinigen bei. 1812 debütirte er auf der Berliner Ausstellung mit einem phantastischen Porträtbilde; es stellt den Kaiser Alexander als h. Michael und Napoleon als Lucifer dar. 1813 dem Rufe des Königs folgend, machte er beide große Feldzüge mit. Dann folgten für ihn, bei der Dürre der damaligen Kunstzustände in Deutschland Jahre der sorgenvollsten Mühe ums tägliche Brot. Freunde wie Tieck, Arnim, Chamisso riethen ihm zu, sich vielmehr ganz der Ausbildung seines nicht unbedeutenden poetischen Talentes zu widmen. Aber die Liebe zur darstellenden Kunst ließ ihn nicht los. Endlich lenkte eine größere Arbeit, die ein glücklicher Zufall ihm zuführte, die Augen auf ihn. Im Januar 1821 wurden zur Feier der Anwesenheit des Großfürsten Thronfolgers Nikolaus in Berlin bei Hofe lebende Bilder nach Lalla-Rookh gestellt und von H. arrangirt. Sie fielen so schön aus, daß der König ihn beauftragte, sie für die Großfürstin durch Zeichnungen festzuhalten. Bald wanderte Alles zum Atelier Hensels, um sein Werk zu sehen. Unter den Beschauern erschien auch die ihm bis dahin unbekannte Fanny Mendelssohn mit ihrer Familie.

Fanny war als das älteste Kind ihrer Eltern (vgl. den Artikel Felix Mendelssohn-Bartholdy) am 15. Novbr. 1805 in Hamburg geboren, mit „Bach'schen Fugenfingern", wie die Mutter meinte. Dies Scherzwort bewahrheitete sich, denn das geistig in jeder Hinsicht bedeutende Kind entwickelte früh ein ungewöhnliches musikalisches Talent, welches zuerst durch den Unterricht der Mutter, dann (die Eltern waren 1811 nach Berlin übergesiedelt) durch den Ludwig Bergers (s. Bd. II S. 380) und zuletzt Zelters zu künstlerischer Reife entwickelt wurde. Doch war es nicht die Absicht des Vaters, auch das Mädchen — wie den $3^1/_2$ Jahre jüngeren Felix — zur Künstlerin von Beruf zu erziehen; an der Tochter galt ihm die Erziehung des Charakters und der Hausfrau als das Wesentliche und sie selbst, obwol dem Bruder ebenbürtig an Begabung und Schulung, begehrte doch nichts Anderes, als bescheiden in den Schranken zu bleiben, die die Natur den Frauen gesetzt hat. Daß auch sie, wie Felix, christlich erzogen ward, war das Werk ihres Mutterbruders Bartholdy (der, was zu berichten Bd. II S. 107 versäumt ist, diesen Zunamen statt seines Geburtsnamen Salomon annahm, als er selbst 1805 zum Christenthum übertrat). Schon 1820 erfreute Fanny den auf Reisen befindlichen Vater durch Uebersendung ihrer „neuesten Lieder" und Goethe, dem Felix im gleichen Jahre ihre Lieder bekannt machte, dankte ihr dafür mit einem Liedchen (mitgetheilt in Fam. Mendelss. I S. 102).

Zwischen dem jungen Maler und ihr entspann sich seit jenem Besuch in seinem Atelier bald ein inniges Verhältniß. Die Lalla-Rookh Bilder hatten ihm aber noch ein weiteres Glück gebracht: ein Reisestipendium nach Italien auf 5 Jahre mit dem Auftrag, dort eine Copie der Raphael'schen Transfiguration zu malen. Eine Verlobung vor seiner Abreise wollten Fannys Eltern nicht zugeben, theils wegen seiner noch so unsicheren Lage, theils weil sie an ihm eine gewisse katholisirende Richtung, im Geiste der damaligen Romantiker, scheuten. Doch ward, nachdem er 1823 abgereist war, die Verbindung durch eine Correspondenz mit der Mutter aufrecht erhalten und Fanny, im Herzen gebunden, erwartete treu seine Rückkehr. — H. malte in Italien neben der Transfiguration (jetzt im Raphaelsaal zu Sanssouci) und viel eifrigen Studien namentlich seinen „Christus und die Samariterin" (jetzt in Schloß Bellevue bei Berlin) und das historische Gemälde: „Viktoria Caldoni nimmt Abschied von den Ihrigen beim Eintritt in das Kloster".

H. kehrte im Octbr. 1828 nach Berlin zurück; am 22. Januar 1829 fand die Verlobung, am 3. Octbr. die Trauung statt. Das junge Paar bezog einen Theil des elterlichen Hauses, Leipzigerstraße Nr. 3 (das jetzige Herrenhaus) und bildete seitdem einen Theil jenes glücklichen Familienverbandes, von dem uns in der „Familie Mendelssohn" (s. u.) ein so anziehendes und gehaltvolles Bild vorliegt. Um die durch innigste wechselseitige Liebe und Verehrung verbundenen Familien sammelte sich in dem reichen Hause Alles, was in Berlin an hervorragenden Erscheinungen der Kunst und auch der Wissenschaft zusammenströmte. Wenn gleich Fannys Kunstübung sich innerhalb der Schranken des Hauses hielt, so fehlte es ihr doch nicht an bedeutenden Wirkungen in die Oeffentlichkeit hinaus. Sie war nicht nur eine Meisterin auf dem Clavier, besonders im Vortrage classischer (namentlich Bach'scher) Musik, sondern zugleich eine ausgezeichnete Chordirigentin. Für die Musiken, welche während einer langen Reihe von Jahren an den Sonntagmittagen im Hensel'schen Hause stattfanden und an denen als Hörer theilnehmen zu dürfen sich die Berliner Welt zur Ehre rechnete, wußte sie die ausgezeichnetsten musikalischen Kräfte Berlins zu gewinnen. Hier wurden nicht nur die Compositionen ihres Bruders zuerst gehört, sondern namentlich auch ältere Musik, Werke von Bach, von Gluck in meisterhafter Ausführung vorgetragen. Auch Fannys eigene Compositionen fanden reichen Beifall, nicht zum Wenigsten bei ihrem Bruder. So schreibt ihr dieser von München aus (1830) in Beziehung auf ihre Compositionen: „Du weißt aber wahrhaftig, was sich der liebe Gott bei der Musik gedacht hat, als er sie erfand". Gleichwol mahnte er die Schwester von dem Druckenlassen ab; in einem Brief an die Mutter (2. Juni 1837) schreibt er darüber: „ihr zureden, etwas zu publiciren, kann ich nicht, weil es gegen meine Ansicht und Ueberzeugung ist, ich halte das Publiciren für etwas Ernsthaftes (es sollte das wenigstens sein) und glaube man soll es nur thun, wenn man als Autor sein Leben lang auftreten und dastehen will. Dazu gehört aber eine Reihe von Werken, eins nach dem anderen; von einem oder zweien allein ist nur Verdruß von der Oeffentlichkeit zu erwarten, oder es wird ein sogenanntes Manuscript für Freunde, was ich auch nicht liebe". Wohl aber veröffentlichte er einige ihrer Lieder, die er besonders liebte, ohne Nennung ihres Namens unter seinen eigenen Liedern (Op. 8. Nr. 2 Heimweh; Nr. 3 Italien; Nr. 12 Suleika und Hatem; Op. 9. Nr. 7 Sehnsucht; Nr. 10 Verlust; Nr. 12 Nonne). Erst viel später hat Fanny (nach einem s. Z. viel gesungenen Liede in einem Schlesinger'schen Album von 1837) auf immer erneutes Zureden der Freunde einige Hefte ihrer Lieder veröffentlicht und dann auch in gewissem Sinne den vom Bruder geweissagten Verdruß damit geerntet, denn das größere Publikum fand sie seinen gespannten Erwartungen nicht entsprechend.

Während des abendlichen Musicirens der Familie pflegte sich H., der selbst — ausübend wenigstens — völlig unmusikalisch war, auf seinem Gebiete künstlerisch zu betheiligen, indem er an seinem Portraitalbum zeichnete: einer Sammlung von Köpfen mit Blei oder farbigen Stiften gezeichnet, in die er daheim und auf Reisen alles aufnahm, was ihm an Freunden und merkwürdigen Menschen begegnete. Diese Bilder, anfangs etwas scharf und trocken, bei steigender Virtuosität immer weicher und zierlicher ausgeführt, in der materiellen Aehnlichkeit allerdings häufig durch einen Hang zum Idealisiren beeinträchtigt, waren bis zu seinem Tode weit über die Zahl von Tausend gestiegen. Ueber einen Zeitraum von fast 50 Jahren reichend, bilden sie zugleich eine lehrreiche Gallerie von Costümebildern. Die interessante Sammlung ist jetzt dem Königl. Kupferstichcabinet eingereiht. Er malte auch sonst viel Portraits, arbeitete überhaupt sehr fleißig. Das Portrait seines Schwagers Felix v. J. 1830 ward

von J. Caspar, sein Bild „Mirjams Lobgesang“ von H. Bourne gestochen. Letzteres Bild kaufte 1838 die Königin Victoria und H. mußte seine Mirjam in veränderter Composition für England nochmals malen. Die Königin von England besitzt noch manche andere seiner Bilder. Im Winter 1837—38 vollendete er einen „Christus in der Wüste“.

Das glückliche Leben in Berlin ward nur durch einige erfrischende Reisen unterbrochen. 1835 reiste das Ehepaar zum Kölner Musikfest, nach Paris, Boulogne und durch Belgien zurück. 1838 war H. in London, wo u. A. Lord Egerton bei ihm das sehr bekannt gewordene große Bild bestellte, welches den Herzog von Braunschweig am Vorabend der Schlacht von Quatrebas auf dem Balle in Brüssel darstellt. Im September 1839 reiste das Ehepaar nach Italien um dort, hauptsächlich in Rom, den Winter zuzubringen im anregendsten Verkehr hauptsächlich mit den Künstlern der französischen Academie. H. neigte sich überhaupt mit Vorliebe der französischen und belgischen Malerei zu. Unter den Musikern, mit denen man verkehrte, war auch der junge Gounod, von dessen Talent und genialischem Wesen Fanny, auch bei später in Berlin fortgesetzter Bekanntschaft mit großen Erwartungen spricht. Aus Rom schreibt sie einmal über ihn: hyperromantisch und leidenschaftlich; dem fällt nun die Bekanntschaft mit deutscher Musik (durch ihr Spiel) wie eine Bombe ins Haus; möglich daß sie großen Schaden anrichtet.

Dem Vater Mendelssohn-Bartholdy, der 1835 starb, folgte die Mutter 1842 im Tode nach. So löste sich das äußere Band, welches die Familie bis dahin so fest umschlossen hielt. Doch folgten auch dann noch sonnig heitere Jahre; auch noch (vom 2. Jan. bis 2. Aug. 1845) eine zweite Reise nach Italien, über der jedoch von Anfang an ein Schleier lag, weil sie durch die Sorge um Fannys Schwester Rebecca und deren Gatten Dirichlet (Bd. V S. 251) veranlaßt ward, die beide in Italien erkrankt waren. Dann aber zertrümmerte unerwartet rasch der Tod die Grundpfeiler dieses schönen Lebensglückes: am 17. Mai 1847 erkrankte Fanny plötzlich während einer Probe für die nächste Sonntagsmusik; Nachts 11 Uhr schon war sie eine Leiche: ein Bluterguß ins Gehirn hatte sie getödtet. Sie war eine Frau ebenso reich an Gemüth, wie ausgezeichnet durch Geist und vielseitige Bildung. Schroffer in ihrem Wesen, als ihr Bruder Felix, oft von unbequemer Aufrichtigkeit und gegen solche, die ihr unsympathisch waren, auch manchmal ungerecht, erschien sie Fremden leicht schroff und kalt. Wie wenig sie beides in Wahrheit war, dafür liegen jetzt in den Briefen und Tagebüchern des Hauses Mendelssohn die schönsten Zeugnisse vor. Sie war zugleich voll Witzes und oft derben Humors.

Der Gatte überlebte sie noch 14 Jahre; aber sein Leben war zerstört, sein Muth und seine Künstlerkraft richteten sich nicht wieder auf. Er suchte als ein leidenschaftlicher Feind der Revolution Zerstreuung in politischer Aufregung, in publicistischer und schriftstellerischer Thätigkeit; sein verödetes Atelier betrat er kaum wieder. Am 26. Novbr. 1861 machte ein Akt der Nächstenliebe seinem Leben ein Ende: er wollte einem, aus dem Omnibus steigenden Mann beispringen, fiel aber dabei selbst und erlitt eine gefährliche Verwundung.

H. war Hofmaler, Professor, Mitglied des academischen Senates, geschmückt mit zahlreichen Orden; im Publikum berühmt, fast berüchtigt für seinen immer spielenden echt Berliner Witz. Nach seinen Bildern sind außer den genannten u. A. noch folgende Stiche erschienen: Bildniß seiner Gattin (von E. Mandel), Diesterwegs (von Eichens), de La Motte Fouqués (von Fleischmann). Von seinen Dichtungen ist nur Einzelnes erschienen.

Vgl. S. Hensel: Die Familie Mendelssohn 1729—1847. Nach Briefen und Tagebüchern. Bd. I—III. Berlin 1879. Wessely — R. Eitner.

Hensler: Christian Gotthilf H., biblischer Exeget, geb. als Sohn Philipp Gabriels zu Preetz am 9. März 1760 (der Vater, s. u. S. 8, muß danach schon als Candidat der Theologie geheirathet haben!), † am 24. April 1812. Er besuchte das Gymnasium zu Altona und hernach die Universität Göttingen, nahm 1782 eine Hofmeisterstelle bei dem Grafen von Reventlow zu Kopenhagen an, erwarb dort auch die Magisterwürde und trat 1784 bei der philosophischen Facultät zu Kiel als Adjunct ein. Hier erhielt er 1786 eine außerordentliche, 1789 aber eine ordentliche Professur der Theologie, wurde auch 1792 zum Doktor der Theologie ernannt. Die Function eines alternirenden Mitgliedes der Examinations-Collegien zu Gottorf und Glückstadt wurde ihm 1803 übertragen. 1809 legte er jedoch sein Amt nieder und privatisirte von nun an erst zu Altenburg, hernach bis an sein Lebensende zu Halle. Er galt hauptsächlich als guter Kenner des alten Testaments und hat sich litterarisch durch eine Reihe von Uebersetzungen und Erklärungen alt- und neutestamentlicher Bücher bekannt gemacht.

Vgl. Worm, Lexicon over danske . . . laerde Maend III, 940. Thieß, Gelehrtengeschichte der Universität zu Kiel II, 318. Kordes, Schleswig-Holstein. Schriftsteller-Lexicon 167. Lübker und Schröder, Schlesw.-holst. Schriftst.-Lex. I, 248. Redslob.

Hensler: Karl Friedrich H., Theaterdirektor und Dramatiker, geb. 2. Febr. 1761 zu Schaffhausen, der Sohn eines Württembergischen Leibarztes, † 24. Novbr. 1825 zu Wien. H. studirte in Göttingen, war dann Erzieher in Mühlheim a. Rh. und kam 1784 nach Wien, wo er fortan lebte und wirkte. Der Erfolg seiner Stücke „Der Invalide" und „Der Soldat von Cherson" bestimmten ihn sich ganz der dramatischen Schriftstellerei zu widmen. Meist schrieb er für das, unter Marinelli stehende Leopoldstädtische Theater, das er nach dem Tode des Genannten von 1803—1813 leitete, 1817 übernahm er das Theater an der Wien und im folgenden Jahr die Theater zu Preßburg und Baden. Nach Wien zurückgekehrt, dirigirte er das Josephstädtische Theater, das von ihm neu erbaut und 1822 eröffnet, zu einer wirklichen Volksbühne im guten Sinne des Wortes umgestaltet wurde. Seine Verdienste um die Verbesserung des theatralischen Geschmacks in Wien, die er stets als Direktor angestrebt hat, sind keine geringen. Von seinen Dramen die sich zum Theil lange Zeit auf der Deutschen Bühne erhalten haben, waren ihrer Zeit die bekanntesten „Das Donauweibchen", mit der Fortsetzung: „Die Nymphe der Donau", „Die Teufelsmühle am Wienerberg" u. a. Zum Theil sind Henslers dramatische Arbeiten gesammelt in den 8 Theilen der Marinelli'schen Schaubühne in Wien (1794 f.); ein ziemlich ausführliches Verzeichniß davon findet man bei Wurzbach, Biogr. Lex. des Kaiserthums Oesterreich VIII S. 314 f.

Joseph Kürschner.

Hensler: Peter Wilhelm H., ein Bruder Phil. Gabriel Henslers (s. u.) geb. zu Preetz in Holstein am 14. Febr. 1742, kurz vor dem Tode seines Vaters. Die Mutter leitete mit wenigem Vermögen, unterstützt namentlich vom Gräfl. Rantzauischen Hause, sorgfältig die Erziehung ihrer Kinder. Seit 1759 auf dem Altonaer Gymnasium vorbereitet, studirte H. danach bis 1763 die Rechte zu Göttingen und Kiel, lebte einige Zeit auf Ascheberg bei Plön im Hause des Grafen Rantzau und dann in Altona, wo er ein kleines Steueramt bekleidete. Er wohnte hier im selben Hause mit Struensee, der damals nach kaum zurückgelegtem Examen Stadtphysicus in Altona ward und dort mit dem jüngeren Ascheberger Rantzau, seinem nachmaligen Gegner, eng befreundet ein genial leichtfertiges Leben führte. Der nahe Umgang dieser geistvollen, aber tief frivolen Männer, für einen jungen Mann von Talent, wie H., ohne Zweifel ebenso ver-

lockend wie bedenklich, erklärt manchen Zug in Henslers Poesien, namentlich seine böse Zunge, wo er auf die Frauen zu sprechen kommt. Mit Männern lebend, die nur an leichtfertigen Frauen Gefallen hatten, scheint er sich die Vorstellung gebildet zu haben, als ob alle Frauen von gleichem Schlage seien. Nachdem er danach kurze Zeit dem Amtmann von Levetzow zu Reinfeld als Secretär gedient hatte, ließ er sich 1766 zu Stade als Advocat nieder, gewann bald eine einträgliche Praxis und ward Landsyndicus der Stände des Herzogthums Bremen. Seit 1772 mit einer Tochter Jul. Gust. Alberti's (Bd. I. S. 213) verheirathet, erlag er schon am 29. Juli 1779 einem hitzigen Fieber. — Er galt seinen Zeitgenossen für einen schneidigen Epigrammatiker. Wir finden ihn unter den Dichtern des Boieschen Musenalmanaches von 1773. Doch gehört er darum nicht etwa zu den Hainbündlern oder den Barden. Ueber die Letzteren spöttelt er vielmehr, z. B. in seinem „Lied der Lieder“: „Bald heb ich mich auf Bardenstelzen und fahr im Dunkel hoch daher — laß Welten trümmern, Sonnen schmelzen, wenns auch nur fürs Costüme wär“. Sein Wesen ist vielmehr grundnüchtern; hat er in Göttingen überhaupt literarischen Einfluß erfahren, so ist es jedenfalls nur derjenige Kästners, dem er in seinen „Sinngedichten“ am nächsten steht. Diese sind in der That nicht ohne scharfen Witz und oft von guter Laune. Seine „Erzählungen und Gedichte“ aber, wenn auch nicht ohne Talent, sind doch nur stroherne Blumen, auf unfruchtbarem Boden gewachsen. Von dem Geiste, welcher mit Klopstock und Lessing zu den Höhen der Dichtung führte, ist H. völlig unberührt geblieben. — Seine Gedichte erschienen zerstreut in Musenalmanachen, in den „Unterhaltungen“, im Wandsbecker Boten u. s. w. Nach seinem Tode sammelte sein Bruder sie („Gedichte von P. W. H.“ 1782) und fügte ihnen im Vorbericht eine Biographie des Bruders hinzu. — H. verfaßte noch das (von Goedeke im Grundr. S. 882 unter der Wertherliteratur aufgeführte) Schauspiel „Lorenz Konau“ (1776). Zu Bode's Deutschem Museum lieferte er einen Aufsatz über den deutschen Kanzleistyl (1779). Seine Wittwe heirathete später Reichardt. v. Liliencron.

Hensler: Philipp Gabriel H., Arzt, den 11. Decbr. 1733 in Oldensworth (im Eiderstädtischen) geboren, wurde schon im 10. Lebensjahre seines Vaters beraubt, der zuerst in Oldensworth, später in Preetz in Holstein, die Klosterpredigerstelle bekleidet hatte. Die Mutter des Knaben blieb in ziemlich dürftigen Verhältnissen zurück, Unterstützungen von Seiten der Verwandten und Freunde aber ermöglichten es ihr, dem Sohne eine gute wissenschaftliche Ausbildung auf den Gymnasien, zuerst in Husum, später in Schleswig zu Theil werden zu lassen; der Unterricht des Rectors Kraft in Husum hat, wie H. in einem, demselben gewidmeten Festgedichte erklärt, seine Vorliebe für die alten classischen Sprachen, in welchen er es zu hoher Vollendung gebracht hat, erweckt und gefördert. — Im Jahre 1753 bezog H. die Universität zu Göttingen, um sich dem Studium der Theologie zu widmen; nach Beendigung desselben fungirte er einige Zeit als Hauslehrer, trat auch mehrmals auf der Kanzel auf, fühlte sich aber von diesem von ihm gewählten Berufe so wenig befriedigt, daß er denselben aufgab, nach Göttingen zurückkehrte und sich der Medizin zuwendete. Seine Lehrer waren Sam. Vogel, Aug. Gottl. Richter und Röderer; besonders fühlte er sich zu dem Letzten hingezogen, der sich seiner auch in der liebevollsten Weise annahm und ihn in den praktischen Uebungen nach Kräften förderte. Mit welchem Fleiße und mit welchem Erfolge H. studirte, geht nicht bloß daraus hervor, daß er bereits nach zweijährigem Aufenthalte in Göttingen (1762) nach Vertheidigung seiner geschätzten Dissertation „Tentaminum et observationum de morbo varioloso satura“ die Doktorwürde erlangte, sondern auch aus der Anerkennung, welche ihm Seitens des Prof. Michaelis zu Theil wurde. Dieser hat bekanntlich wesentlichen Einfluß auf die vom König Friedrich V. ins Werk gesetzte, von

Niebuhr geleitete wissenschaftliche Reise nach dem Oriente gehabt, nicht aber auf die Wahl des Arztes, der die Gesellschaft dahin begleitet hat; in der Mittheilung, welche Michaelis in seiner Lebensbeschreibung (Leipzig 1793 S. 71) von dieser Expedition giebt, bemerkt er bezüglich des traurigen Schicksals, das viele der Theilnehmer an derselben erfuhren: „einen Medicus hätte ich vielleicht verschaffen können; ich darf nur den Namen dessen nennen, auf den mein Gedanke den ersten Augenblick gefallen sein würde, H., der damals in Göttingen studirte. Wäre der mitgereist, so wären vielleicht auch einige der gestorbenen Reisenden am Leben geblieben und was hätte man von solchem Genie für Entdeckungen zu erwarten gehabt." — Nach erfolgter Promotion ließ sich H. in Preetz nieder, siedelte aber schon im nächsten Jahre nach Segeberg über, wo er 6 Jahre verweilte und eine sehr umfangreiche, aber wenig einträgliche Praxis fand; er hatte vielfach mit Nahrungssorgen zu kämpfen, dennoch aber bewahrte er sich die Freude an der Wissenschaft und benützte die ihm sparsam zugemessene Muße nicht nur zu eifrigen Studien, besonders der alten classischen Litteratur, sondern auch zu schriftstellerischen Leistungen. — Im Jahre 1769 trat ein Wendepunkt in seinem Schicksale ein; für die große Reise, welche der König Christian VII. im Jahre 1768 antrat, waren ihm H. und Struensee, der spätere Minister, damals Physicus in Altona, zu ärztlichen Reisebegleitern vorgeschlagen worden, die Wahl fiel auf Struensee und nun rückte H. in das erledigte Physicat von Altona, Pinneberg und Rantzau ein. Damit eröffnete sich ihm ein in jeder Beziehung lohnender Wirkungskreis, in welchem er sich alsbald durch wahre Humanität und liebenswürdige Bescheidenheit, durch seine ärztliche Thätigkeit und durch das lebhafte Interesse, welches er allen gemeinnützigen Institutionen zuwendete, die allgemeinste Anerkennung und einen Ruf erwarb, der ihn nicht nur als ärztlichen Consulenten mit hochgestellten Familien in Kopenhagen (mit den Grafen Bernstorff und Reventlow) in nahe Verbindung brachte und eine Berufung als Prof. der Medicin nach Göttingen zur Folge hatte, die er jedoch dankend ablehnte, sondern ihm auch das Vertrauen der höchsten Verwaltungsbehörden gewann, so daß er (1775) mit dem Titel eines Archiater beehrt und später zum Theilnehmer an der Bearbeitung der (1786 erschienenen) dänischen Pharmakopöe ernannt wurde. Trotz dieser gehäuften Beschäftigung blieb ihm dabei auch hier noch immer Muße, wissenschaftlichen Studien obzuliegen und sich einer schriftstellerischen Beschäftigung hinzugeben, aus welcher seine bedeutendsten litterarischen Arbeiten hervorgegangen sind. — Im Jahre 1789 erhielt der bereits hochbejahrte Mann einen Ruf als Prof. der Medicin nach Kiel, dem er in Berücksichtigung des Umstandes, daß seine körperlichen Kräfte den von der ärztlichen Praxis an ihn gestellten Ansprüchen nicht mehr zu genügen drohten, folgte. — Auch auf diesem ihm neuen Gebiete entwickelte H. eine umfangreiche und gedeihliche Thätigkeit, welche er trotz schwerer körperlicher Leiden, besonders gichtischer Anfälle, welche die letzten Jahre seines Lebens trübten, nicht unterbrach, während er die ärztliche Praxis lediglich auf Consultationen beschränkte. Er las über Physiologie, Pathologie und Therapie, Diätetik, Staatsarzneikunde und Geschichte der Medicin und fesselte die Studirenden ebenso durch seine Vorlesungen, wie durch das humane und freundliche Entgegenkommen. Es gibt kaum einen Menschen, sagt Steffens mit Begeisterung von H., dem ich mehr verdanke, als ihm, und ähnlich lauten die Urtheile anderer seiner Schüler, die zu ihm in nähere Beziehung getreten waren. Im Jahre 1804 wurde H. noch die Ehre zu Theil, als Mitglied des für die Herzogthümer neu errichteten Sanitäts-Collegii ernannt zu werden; lange konnte er sich dieser Auszeichnung nicht erfreuen, seine Kräfte waren durch anhaltende körperliche Leiden erschöpft und ein schwerer Gichtanfall machte am 31. Decbr. 1805 seinem thatenreichen Leben ein plötzliches Ende. — Von den litte-

rarischen Arbeiten Henslers nehmen die Beiträge zur Geschichte der Krankheiten die erste Stelle ein; zu denselben gehören die „Geschichte der Lustseuche, die zu Ende des XV. Jahrhunderts in Europa ausbrach", von welcher der erste Band 1783, das 2. Stück des zweiten Bandes 1789 erschienen, die also unvollendet geblieben und als deren Ergänzung das später (1801) veröffentlichte Programm „De herpete seu formica veterum" anzusehen ist, und seine Schrift: „Vom abendländischen Aussatze im Mittelalter". 1790. 2. Aufl. 1794. — Beide Arbeiten zeichnen sich durch gründliche Sammlung des Materials und vorurtheilsfreie Sichtung und Beurtheilung desselben aus; die Schlüsse, welche er aus diesen Untersuchungen über die Natur beider Krankheiten, der Syphilis und des Aussatzes und des Verhältnisses beider zu einander zieht, erscheinen nur soweit berechtigt, als er den Nachweis von dem nichtamerikanischen Ursprung der Syphilis geführt und gezeigt hat, daß eine, wie er glaubt, der Syphilis verwandte, wenn auch nicht identische Krankheitsform sich in ihrem Vorkommen bis in die frühesten Zeiten des Alterthums verfolgen läßt. Nicht der positive Gewinn nach dieser Seite hin ist es, der den Schriften ihren Werth verleiht, sondern die Methode, welche er in der Bearbeitung derselben eingeschlagen hat und der ideale Gesichtspunkt, welcher seine Forschungen beherrscht. „Aus dem, was die (Syphilis und die) anderen vielfachen Uebel des kranken Menschen aller Zeiten uns lehren", sagt H. (Geschichte der Lustseuche. II. Bd. 2. Stck. S. 4), „bildete ich mir in Gedanken eine Pathologie des Menschengeschlechtes im Großen, eine historische Pathologie, die mit Klima und Lebensart, mit Nahrungsart, Sitten und Beschäftigungen in Zusammenhang kommen und eine lehrreiche Uebersicht dem Menschenforscher von jedem Berufe gewähren könnte". — In dieser Auffassung der Thatsachen liegen die Grundzüge der historischen und geographischen Pathologie und damit war der Weg gezeichnet, welchen andere Forscher nach ihm eingeschlagen haben. Uebrigens muß zu Henslers Rechtfertigung der Umstand geltend gemacht werden, daß exacte Forschungen über die Natur des „Aussatzes" erst der neuesten Zeit angehören, alles, was ihm für die Forschung geboten war, ein richtiges Verständniß des von ihm behandelten Objectes daher gar nicht zuließ und daß über die Natur einer anderen Krankheitsform, welche er in den Kreis seiner Untersuchungen gezogen und die er in ihrem Verhältnisse zur Syphilis beurtheilt hatte, die Pians oder Yaws, selbst heute noch kein vollständiges Verständniß gewonnen ist. — Eine interessante Arbeit Henslers ist ferner sein „Beitrag zur Geschichte des Lebens und der Fortpflanzung der Menschen auf dem Lande", 1767, in welcher er die biostatischen Verhältnisse der Gemeinde Segeberg innerhalb eines etwa 40jährigen Zeitraumes erörtert; die Arbeit ist ein Muster an Umsicht, Gründlichkeit und Sorgfalt und nächst Süßmilchs bekannter Schrift der erste Versuch einer derartigen statistischen Leistung in Deutschland. Von den übrigen Schriften Henslers verdienen noch die (anonym erschienenen) „Briefe über das Blatterbelzen", 1765. 1766, welche im Interesse der Einführung der Blattern-Inoculation an das Parlament von Paris adressirt und ebenso gegen diese Körperschaft, wie namentlich gegen die Philippika von v. Haën gerichtet waren, genannt zu werden; auch an der Bearbeitung des von den Holstein'schen Physicis veröffentlichten „Bericht und Bedenken die Kriebelkrankheit betreffend u. s. w." 1772, hat sich H. betheiligt. — Uebrigens hat er sich mit seiner litterarischen Thätigkeit nicht ausschließlich auf medicinische Gegenstände beschränkt, sondern sich mit derselben auch über andere Gebiete des praktischen Lebens verbreitet, so hat er u. A. in den Schleswig-Holsteinischen Provinzialberichten einige Artikel über das Münz- und Bankwesen, namentlich gegen die von der Regierung beabsichtigte Begründung einer Zettelbank veröffentlicht und sich an den, seine Heimath betreffenden öffentlichen Angelegenheiten,

die innerhalb der Sphäre seiner Thätigkeit lagen, nach Kräften betheiligt. Wie in der Wissenschaft, so hat sich H. aber auch in dem dankbaren Herzen seiner Mitbürger ein unvergängliches Denkmal durch das Wohlwollen gesetzt, das er denselben noch über das Grab hinaus geschenkt hat. Sein Testament enthielt eine Bestimmung, wonach unter näher bezeichneten Umständen die Zinsen eines Theiles seiner Hinterlassenschaft als Prämie für junge Mediciner, die durch ihren Fleiß und ihre Talente sich auszeichnen und welche in den Herzogthümern angeiessen oder sich daselbst niederzulassen willens sind, ausgezahlt werden sollen. Dieses Legat, unter dem Namen Hensler'sche Stiftung bekannt, hat dann auch, nachdem die letzten Ansprüche an dasselbe Seitens der Hinterbliebenen des Testators, seiner Enkelin Grethe, der zweiten Frau Niebuhrs und deren Kinder erloschen waren, von dem Jahre 1863 an, wie es scheint, seine gesetzliche Bestimmung gefunden.

Ueber Henslers Leben und seine Schriften vgl. Heinrich, Memoria Hensleri. Kiliae 1806, und Ratjen in Zeitschrift für die Geschichte der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. 1870. I, S. 260—282.

Aug. Hirsch.

Hentsch: Johann Jacob H., Philosoph und Mathematiker, geb. 24. Jan. 1723 in Bautzen, † 15. Juli 1764 in Helmstädt. Er studirte in Leipzig und begann dort seine Lehrthätigkeit als Privatdocent. In dieser Stellung verharrte er, bis er 1758 als ordentlicher Professor an die Universität Helmstädt berufen wurde. Sein Streben ging dahin, die eigentliche Philosophie auf mathematischen Unterbau zu gründen und diesem Zwecke widmete er namentlich die „Philosophia mathematica complectens methodum cogitandi ex Euclide restitutam“ (Leipzig 1756, als erweiterte Bearbeitung einer schon 1751 erschienenen Schrift). Die einzelnen Bücher der euklidischen Elemente sind in lateinischer Uebersetzung abgedruckt und an dieselben knüpfen sich philosophische, insbesondere dialektische Untersuchungen, für welche jene das Muster bieten.

Vgl. Otto, Lexicon der seit dem XV. Jahrhundert verstorbenen und jetzt lebenden Oberlausitzischen Schriftsteller und Künstler. Cantor.

Henzy: Heinrich, Ritter H. von Arthurn, österreichischer Generalmajor; Sohn eines Berner Patriziers, welcher als Oberst eines Dragonerregiments in österreichischen Diensten stand — und geboren zu Debreczin den 24. October 1785. Nachdem er seine akademische Ausbildung in der Ingenieurakademie erhalten hatte, trat er 1804 in das Corps ein und bewährte sich in den Feldzügen von 1805 bis 1815 als ein kenntnißreicher und tapferer Soldat. Wichtige und ersprießliche Dienste leistete H. in der nun folgenden Friedensepoche in den verschiedensten Verwendungen, rückte während dieser Zeit zum Generalmajor vor und ward nach zurückgelegten 40 Dienstjahren in den Adelstand erhoben. Bei Ausbruch der Bewegung 1848 ernannte ihn Feldmarschall Fürst Windischgrätz zum Commandanten der Festung Ofen, bei deren Vertheidigung er sich hohen Ruhm erwarb. Ein Vorbild der Hingebung für Kaiser und Vaterland, bei zwanzig abgeschlagenen Stürmen nie seine Todesverachtung verläugnend, wurde H. nach Ersteigung der Mauern am 21. Mai 1849 tödtlich getroffen und starb 15 Stunden später, in seinen letzten Momenten auch vom Feinde geehrt. Da ihm das Maria Theresienkreuz zuerkannt war, erhob der Kaiser seinen einzigen Sohn in den Freiherrnstand; dem Helden setzte er ein prachtvolles Denkmal an seiner Ruhestätte.

Hirtenfeld, Der Milit. Maria Theresia-Orden, Wien 1857. Rémedy, Die Belagerungen Ofens 1686 und 1849, Pesth 1853. von Janko.

Henzi: Samuel H., der Sohn des Johannes H., Pfarrers zu Bümpliz bei Bern und der Katharina Herzog, wurde am 19. August 1701 getauft. Der Vater brachte den vierzehnjährigen Knaben in die Bureaux der Salzkammer. Obgleich die geschäftlichen Arbeiten die Kraft des jungen Copisten reichlich in Anspruch nahmen, versäumte er keine Gelegenheit, seine Kenntnisse in den Sprachen, in den schönen Wissenschaften, im Gebiete des Handels zu erweitern und brachte es durch eisernen Fleiß und gewissenhafteste Ausnutzung der Zeit so weit, daß er den gelehrten Leuten an die Seite gestellt werden konnte. Er redete und schrieb mit einer so großen Leichtigkeit Griechisch, daß zwei Bischöfe aus Griechenland, welche mit ihm sprachen, versicherten, auf ihren Reisen keinen seinesgleichen gefunden zu haben. Ebenso war er des Deutschen und Französischen vollkommen mächtig. In seiner Bibliothek sammelten sich nach und nach hundert Bände an, welche Auszüge enthielten, die er sich während des Lesens aufgezeichnet, Beobachtungen, die er im öffentlichen Leben gemacht, rasch auf eine Schreibtafel geworfen und zu Hause ausgearbeitet hatte. Bis zum Jahre 1741 fehlen genauere Nachrichten, außer daß er mit dem Banquier Zäslin in Basel in Verbindung gestanden habe. Selbst über litterarische Kreise fehlen alle Anhaltspunkte, obschon Albrecht Haller von 1729—1736 in Bern lebte und als Bibliotheksvorstand mit dem strebsamen Manne in Berührung kommen mußte. Im J. 1741 kaufte sich H. eine Hauptmannsstelle in modenesischem Dienste, verlor diese aber schon wieder im J. 1743, da der Herzog von Modena in Folge der politischen Bedrängnisse genöthigt war, die Engagements aufzuheben. Somit hatte Henzi sein Geld verloren und den ihm vertragsmäßig zugesagten Halbsold eingebüßt. Als im J. 1745 der Herzog in sein Land zurückkehrte, richtete H. eine poetische Epistel an die Herzogin und ihren Vater, Ludwig XV. von Frankreich mit einer zarten Erinnerung an jene Verpflichtungen; allein umsonst. H. kehrte 1743 nach Bern zurück und übernahm die Erziehung und Bildung der Julie von Bondeli (s. Bd. III. S. 120); ihm verdankte sie ihre rege Theilnahme an allem Wissenswerthen, das Verständniß des Alterthums und einen freiern geschichtlichen Blick. Ebenso führte er seinen Freund, den Mathematiker Samuel König in die homerische Poesie ein. Der Einfluß Gottsched's war bis nach Bern gedrungen und äußerte sich in einer Zeitschrift, „der Brachmann“, sowie in wöchentlichen Zusammenkünften, in welcher sich die Glieder der deutschen Gesellschaft umsonst abmühten neben moralischem Klatsch auch die Sprache zu reinigen. Gegen diese Ligue bildete sich sofort eine Fronde, welche, H. und König an der Spitze, in Epigrammen und Satiren loszog. „Der Salmis“, ein Gedicht von 88 Versen ist von H. verfaßt und von König commentirt. Es verstand sich von selbst, daß nun Bodmer in Zürich Fühlung mit den Frondeurs suchte. Er schickte am 10. Decbr. 1743 an H. seine „Critischen Betrachtungen“ und begann damit eine Correspondenz, die erst mit Henzi's Tode endigte. Ein politisches Ereigniß sollte diesen localen Kampf unterbrechen und auf den weiten Boden der Leipzig-Zürcherischen Händel übertragen. H. und König hatten sich einer Vorstellung an den Großen Rath angeschloßen, in welcher um Abstellung der ärgsten Mißbräuche im Regiment, zumal um Zulassung aller Bürger zu den Aemtern gebeten wurde. Die Regierung verbannte die Unterzeichner der Eingabe am 24. April 1744. König ging nach Holland, H. wandte sich nach Neuenburg. Hier wurde er Redacteur des „Mercure Suisse“, eines Provinzialreichsanzeigers, Mitarbeiter am Journal helvétique und begann die „Amusemens de Misodème“ in zwanglosen Heften herauszugeben. Es erschienen 5 Hefte, alle im J. 1745. Sie waren gegen Gottsched und dessen Anhang gerichtet, besonders gegen Daniel Stoppe und dessen Parnaß im Sättler, gegen Daniel Triller und dessen Fabeln und gegen Christoph Schwarz und dessen Uebersetzung der

vergilianischen Aeneis. Der gleiche Gegenstand sollte auch in einem epischen Gedichte „Sur la dépravation du goût en Allemagne“ in 6 Gesängen und in einem „Complot der deutschen Poeten“ behandelt werden. Aber weder das eine noch das andere scheint gedruckt worden zu sein. Gleichzeitig besang H. die Siege Friedrichs des Großen in Oden, fand gnädige Aufnahme am Berliner Hofe und erwarb sich die Freundschaft Samuel Gotthold Lange's. Ebenso sprachen die französischen Critiker mit Anerkennung von Henzi's Poesien. Die Kriege an der italienisch-französischen Grenze, die Belagerung von Genua, die Ereignisse in Holland füllten einen Theil der „Messagerie du Pinde“, welche in den Jahren 1747 und 1748 auch zu Neuenburg in drei umfangreichen Heften erschien. Außerdem finden sich darin eine Menge Contes, Fables, Epigrammes nichtpolitischer Art. Den zweiten Theil jedes Heftes bildet die Travestie je eines Gesanges der Ilias, eine Nachahmung Scarron's, der den Virgil travestirt hatte. Im Journal helvétique liegen zerstreut allerlei poetische Critiken, Neckereien, Epigramme. Der Aufenthalt in Neuenburg linderte die schmerzlich empfundene Verbannung. Der Gouverneur zog H. in seine Nähe und führte ihn in die vornehme Gesellschaft ein. Doch verließ ihn das Heimweh nie und es war ihm eine große Freude, als der große Rath zu Bern am 1. Mai 1748 ihn begnadigte. Er siedelte in seine Vaterstadt über, übernahm sofort die Stelle eines Unterbibliothekars und warf sich mit voller Lust in poetische und gelehrte Studien hinein. Zumal sollten die vielen altfranzösischen Handschriften durchforscht werden. Gleichzeitig machte sich H. an eine dramatische Arbeit: „L'Helvetie délivrée“, die aber entweder nicht vollendet, oder doch wenigstens nicht bekannt wurde. Erst im J. 1762 erschien die Tragödie im Drucke unter dem Titel: „Grisler ou l'ambition punie“, höchst wahrscheinlich zu politischen Zwecken umgeändert. Als aber wieder aussichtreiche Hoffnungen auf die Wiederaufrichtung des Regiments in Modena auftauchten, trat H. von seiner Stelle zurück und bewarb sich nicht einmal um das eben in Erledigung gekommene Bibliothekariat, das außerdem nicht einmal so viel Einkommen gewährte, als er schon hatte. Allein die Erwartungen wurden getäuscht und H. sah sich nach einer andern Thätigkeit um. Er wollte beim französischen Gesandten in Solothurn Interprète oder Sousinterprète werden, und wollte zu diesem Zwecke eine Reise nach Paris machen. Er ließ sich am 22. Januar 1749 von der französischen Canzlei in Solothurn einen Paß nach Paris ausstellen, und verabredete sich mit einem Herrn Fischer von Gümlingen zur gemeinsamen Abreise. Diese aber verzögerte sich von Monat zu Monat und H. fiel nun jenen unruhigen Geistern in die Hände, welche zum Theil von unreinen Gründen geleitet einen Umsturz des Regiments betrieben. H. hatte die redlichsten Absichten, den Versuch von 1744 zu erneuern und der gesunkenen Bürgerschaft aufzuhelfen durch gleichmäßige Vertheilung der Aemter. Er ließ sich herbei, Entwürfe auszuarbeiten, welche auf die ursprünglichen Einrichtungen zurückgingen, die seither vorgenommenen Aenderungen beleuchteten und so eine Grundlage zu einer neuen Eingabe sein sollten. Diese sollte außerdem im Großen Rathe von einem patriotischgesinnten Mitgliede dieser Behörde empfohlen werden. In einer ersten Versammlung im Sulgenbach bei Bern las H. denjenigen Theil vor, der die ältesten Einrichtungen behandelte. Unterdessen aber wurde sein correct angelegter Plan von so wildem, verworrenen, aufgeregten Geschwätz der Verschworen übertönt, daß es ihm unheimlich wurde und er die Pariser Reise zu beschleunigen suchte. Er glaubte schon sicher auf den Tag der Abreise zählen zu können — da zerriß die verhängnißvolle Entdeckung (2. Juli 1749) alle Hoffnung und überlieferte ihn den Gerichten. H. war ahnungslos am 4. Juli nach Burgdorf geritten. Als er auf dem Rückwege sich schon bis auf eine halbe Stunde der

Stadt Bern genähert hatte, wurde er aufgegriffen und nach einem vergeblichen Fluchtversuche gefangen gesetzt und nun in harter Weise fünfmal verhört. Obschon die Richter nichts herausbrachten, was ihm auch nur im entferntesten jenen rachedurstigen Mitverschworenen hätte gleichstellen können, wurde er doch mit Fueter und Wernier am 16. Juli zum Tode verurtheilt und Tags darauf enthauptet. Er hinterließ eine Frau, geborene Malacrida und zwei Söhne aus erster Ehe. Der eine Rudolf, geboren 1731 zu Bern, kam nach des Vaters Tode nach Holland, wo er Erzieher am Hofe des Statthalters wurde. Er starb 1803. Der andere scheint nach Paris ausgewandert zu sein. Ein Großsohn desselben, Gerichtsschreiber zu Bern, Ludwig, baute sich in der Nähe von Suhr bei Aarau ein Landhaus, welches aber im J. 1839 in andere Hände überging. Dessen Sohn Fritz wurde bis zu seinem Tode von der Zunft zu Obergerwern in Bern verpflegt. Der Baron von Henzi, welcher im Jahre 1849 bei Ofen fiel, scheint ein Nachkomme des Rudolf zu sein.

Henzi-Bodmer'scher Briefwechsel im Besitze der Stadtbibliothek in Zürich. — Prozeßacten in Abschrift nebst mehreren anderen Documenten im Besitze des Herrn Fürsprech Moser in Biel. — Correspondenzen der Vossischen Zeitung mitgetheilt in Lessing, Hempel XI, 2. Abtheilung. — X. Kohler in den Actes de la société jurassienne d'émulation, Porrentruy 1871. — Tillier, Gesch. des eidg. Freistaates, Bern V, — sowie Monnard und die übrigen Geschichtschreiber der Schweiz, deren Angaben aber theilweise durchaus unrichtig sind. Baebler.

Hepp: Karl Ferdinand Theodor H., Criminalist, geb. am 10. December 1800 zu Altona, wo sein Vater als geachteter Kaufmann lebte. Nach gründlichem Gymnasialunterrichte zu Hamburg, welchen häuslicher Fleiß möglichst fruchtbar machte, begann H. zu Ostern die Universitätsstudien in Heidelberg bei Mittermaier, Zachariä und Thibaut, in dessen Hause er gerne gesehen war, und dem er stets mit warmer Hingebung zugethan blieb, hörte in Göttingen Eichhorn, in Berlin Savigny und verweilte dann noch 3 Semester in Kiel, besuchte indeß wenige Vorlesungen, weil er die in den Herzogthümern gegen die wissenschaftliche Bedeutung der Landesuniversität herrschende Ansicht theilte. Im Herbste 1824 unterzog er sich der juristischen Amtsprüfung. Die politische Lage seiner Heimath begann sich damals immer unerfreulicher zu gestalten. Die kühner auftretenden Danisirungsversuche und das von Kopenhagen ausgehende System, die Sonderrechte Schleswig-Holsteins zu schmälern, brachten in ihm den Entschluß zur Reife, sein Heimathland zu verlassen. Er habilitirte sich 1825 in Heidelberg, las hauptsächlich Encyklopädie, Naturrecht, Institutionen und Strafrecht und bewegte sich in einem Docentenkreise, der höchst anregend auf ihn wirkte. Dort schritt er auch 1831 zur Ehe mit Isabella Elisabeth Pickford, welche ihm jedoch schon nach 8 Jahren (11. Decbr. 1839) durch den Tod entrissen wurde. 1833 siedelte er als Professor des Criminalrechts nach Bern über und bekleidete dort zugleich die Stelle eines Staatsanwaltes. Noch in demselben Jahre wurde er an Wächters Stelle nach Tübingen berufen, wodurch ein in seiner Jugend lebhaft geäußerter Wunsch in Erfüllung ging. Dort verblieb er in akademischer Thätigkeit bis zu seinem Tode, der nach langwierigem Rückenmarksleiden am 3. März 1851 eintrat. H. war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, der sich mit Vorliebe auf dem Gebiete der Criminalpolitik und Criminalphilosophie bewegte. Er lieferte auch zahlreiche Aufsätze in verschiedene Fachblätter und war seit 1845 Mitherausgeber des Archivs für Criminalrecht. Geschichtliche Forschung bot ihm keinen Reiz; selbst für geschichtliche Behandlung eines Stoffes hatte er wenig Sinn. Sein Hauptwerk „Darstellung und Beurtheilung der deutschen Strafrechtssysteme" (ein Beitrag

zur Geschichte der Philosophie und der Strafgesetzgebungswissenschaft), 1844—45, ist aus einer völligen Umarbeitung seiner 1829 veröffentlichten kritischen Darstellung der Strafrechtstheorien hervorgegangen. Das Werk umfaßt drei Bände, dessen erster nach einer umfassenden Einleitung in die Strafrechtssysteme die Vergeltungs- oder Gerechtigkeitssysteme, dessen zweiter die Vertrags- und Abschreckungstheorien, und dessen dritter die übrigen relativen Systeme behandelt. H. erklärt die Wiedervergeltungs- sowie die Abschreckungstheorie für „verwerflich", und huldigt dem Systeme der bürgerlichen Gerechtigkeit, „welches frei von dialektischem Formenwesen die Begriffe von Staat, Recht und Strafe auf das lebendige Sitten- und Religionsgesetz gründet", und in dem Satze gipfelt „daß das für die rechtliche und moralische Ordnung des Staates aus dem Verbrechen entspringende physische und moralische Uebel des Verbrechens durch die Strafe getilgt und die Principe für Qualität und Quantität der Strafe aus dem Rechts- und Verpflichtungsgrunde derselben abgeleitet werden" (Bd. I. S. VII und die vorzüglich geschriebene Einleitung S. XVII. Bd. II. 2. § 113—117). Das scharf durchdachte Werk ist mit ungemeiner Gründlichkeit und sicherer Beherrschung des rechtlichen wie philosophischen Stoffes behandelt, leidet indeß an großer Breite und daher an einer gewissen Schwerfälligkeit. Außerdem sind noch zu erwähnen: „Versuch über einzelne Lehren der Strafrechtswissenschaft" (1827), die beiden mit seinem Hauptwerke in sachlichem Zusammenhange stehenden Schriften: „Ueber die Gerechtigkeits- und Nutzungstheorien des Auslands und den Werth der Philosophie des Strafrechts für die Strafgesetzgebungswissenschaft überhaupt", (1834); und „Bentham's Grundsätze der Criminalpolitik", (1838, eine seiner vorzüglichsten Arbeiten); ferner die Abhandlung „Ueber den gegenwärtigen Stand der Streitfrage über Zulässigkeit der Todesstrafe" (1835), in welcher H. unter Beiziehung der gesammten Litteratur alle Gründe für und wider die Strafart systematisch zusammenstellt, für deren Rechtmäßigkeit und Unentbehrlichkeit in die Schranken tritt, zugleich aber der Ansicht Ausdruck gibt, daß sie durch immer größere Beschränkung allmählich aus dem Strafregister verschwinden werde (S. 23, 81). Auch die zu jener Zeit in Fluß gerathene württembergische Strafgesetzgebung veranlaßte ihn zu mehreren wissenschaftlichen Arbeiten, darunter zu einem Commentar des Strafgesetzbuchs von 1839; ein stoffreiches gelehrtes Werk in 3 Bänden, welches jedoch nur bis Art. 273 (Körperverletzungen) gedieh, und in der Praxis wenig Eingang fand. Von untergeordneter Bedeutung sind Hepp's civilistische Abhandlungen, in denen er die Methode seines Lehrers Thibaut nachahmte. Bei H. überwog unbeschadet seinem Freundschaftsgefühle und Wohlthätigkeitssinne die Verstandesseite; seine Schriften verrathen Dialektik und die in denselben geübte Kritik ist nicht ohne Schärfe. Neben H. wirkte in Tübingen Köstlin. Der zwischen beiden Männern in der Wissenschaft wie in der ganzen Lebensanschauung herrschende Antagonismus war jedoch deren näherem Anschlusse entgegen. Auf die religiöse Richtung, welche besonders während Hepp's langwieriger Krankheit zu Tage trat, hatte seine strenggläubige Gattin schon frühzeitig wesentlichen Einfluß geübt.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 29. Jahrg. S. 178, woselbst auch ein Verzeichniß seiner sämmtlichen litterarischen Erzeugnisse. — Holtzendorff, Handb. d. Str. Rs., Bd. I. S. 276. — Berner, Die Strafgesetzgebg. in Deutschland, S. 113, 128, 133.

Eisenhart.

Heraeus: Carl Gustav H., deutscher Dichter, geb. 1671 zu Stockholm von deutschen Eltern, kam 1686 nach Stettin ins Gymnasium und besuchte alsdann die Universitäten Frankfurt a. O., Gießen und Utrecht. Mit besonderer Vorliebe beschäftigte er sich mit der Münzen- und Medaillenkunde und gab sich im Zusammenhang mit diesen Studien auch der damals so beliebten Spielerei

mit Emblemen und Sinnsprüchen hin. Sein poetisches Talent war äußerst dürftig; er steht darin selbst hinter seinen Zeitgenossen Canitz und Besser, deren nüchterne Correctheit er sich zum Muster genommen hat, weit zurück. Sein Ehrgeiz ging dahin, an einem Hof Unterkommen zu finden, an welchem er, ähnlich wie Besser in Berlin und später König in Dresden, bei feierlichen Gelegenheiten seine Talente nutzbar machen könne. Der Schwarzburg-Sondershausen'sche Hof, an welchem er sich mit dem Titel eines Hofraths eine Zeit lang aufhielt, bot ihm einen zu beschränkten Wirkungskreis dar, er trat wie mehrere andere Protestanten der damaligen Zeit in Wien zum Katholicismus über, um bessere Carriere zu machen (1709), wenigstens zeigt sich in seiner Denkungsart, soweit wir sie aus seinen Dichtungen zu beurtheilen vermögen, nichts, was uns auf eine innerliche Neigung zur katholischen Kirche schließen ließe. Kaiser Joseph I. ernannte ihn zum Antiquitäten-Inspector. Unter Karl VI. erhielt er den Titel eines kaiserlichen Rathes und seine Dienste wurden für Inschriften auf Medaillen, bei Illuminationen, Trauergerüsten &c. mehrfach in Anspruch genommen. Auch hat er einige Staatsactionen in seinen wässerigen Reimen besungen; die meisten seiner Schriften handeln indeß von numismatischen Dingen. Nicht uninteressant ist seine Theilnahme an den Bemühungen, die in Vergessenheit gerathenen Bestrebungen der Sprachgesellschaften neu zu beleben; seine „unvorgreiflichen Gedanken" über diesen Gegenstand hat er als Anhang zu seinen Gedichten veröffentlicht. Der materielle Lohn für seine Arbeiten soll indeß nach einer Tradition, die uns Reinwald in einem Artikel über H. im Leipziger allgemeinen litterarischen Anzeiger (1800 Nr. 172) aufbewahrt hat, kein sehr glänzender gewesen sein. H. starb in Wien 1730. Seine Gedichte erschienen gesammelt in Wien 1715, am verbreitetsten ist jedoch die Nürnberger Ausgabe von 1721 „Gedichte und Lateinische Inschriften des ... Heräus"; in demselben Verlage erschienen zugleich auch seine lateinischen „Inscriptiones et symbola" mit Abbildungen der von ihm erfundenen Embleme. Besondere Erwähnung verdient sein „Versuch einer neuen deutschen Reimart nach dem Metro des sogenannten lateinischen Hexametri und Pentametri, in einem Glückwunsche bei ... Caroli VI. welterfreulichem Geburtstage, anno 1713", ein Gedicht in elegischen Distichen, in welchem jeder Hexameter auf den folgenden Hexameter und jeder Pentameter auf den folgenden Pentameter reimt. Man hielt diese Gedichte längere Zeit hindurch fälschlich für den ersten Versuch in deutschen Hexametern (vgl. Wackernagel, Kleinere Schriften, Bd. II. S. 59 f.).

Die numismatischen Schriften des Heräus sind bei Adelung-Jöcher aufgezählt. Die Litteratur über H. bei Jördens; Koberstein. Creizenach.

Herbart: Johann Michael H., geb. zu Ostheim am 27. Aug. 1703, gest. zu Oldenburg am 2. Aug. 1768, war der Sohn eines armen Leinwebers. Nachdem er in der Schule seiner Vaterstadt den ersten Unterricht genossen hatte, verließ er in seinem 11. Jahre im heißen Wissensdrange das väterliche Haus und begab sich im Vertrauen auf Gott und seinen festen Willen ohne jegliche Mittel nach Schleusingen, um das dortige Gymnasium zu besuchen. Sein Vertrauen täuschte ihn nicht; er fand Hülfe und Unterstützung, so daß er den Schulcursus durchmachen und im Herbst 1722 die Universität Wittenberg beziehen konnte. Hier studirte er bis Ostern 1725 und in Helmstädt bis Michaelis 1728 Theologie, Philologie und Philosophie und nahm dann eine Hauslehrerstelle im Herzogthum Bremen an, die er 1728 mit einer Hauslehrerstelle in Bremen vertauschte. Im J. 1729 wurde er von dem Consistorium zu Hannover als Conrector nach Delmenhorst berufen und ging, als die 1716 an Hannover versetzte Grafschaft Delmenhorst 1730 von Dänemark wieder eingelöst wurde, in den oldenburgischen Dienst über. Im J. 1734 zum Rector des Gymnasiums in Oldenburg er-

wählt und 1749 zum Consistorialassessor ernannt, bekleidete er diese Stelle bis zu seinem Tode. — Seine zahlreichen Schulprogramme, die sich über die verschiedensten Gegenstände verbreiten und selbst in das Gebiet der Gesundheitspflege abschweifen, zeigen ihn als eifrigen Schulmann, einen vielseitigen Gelehrten, einen besonnenen und tiefen Denker; daneben hat er viele, ihrer Zeit mit großem Beifall aufgenommene Schriften theologischen und philologischen, namentlich aber auch pädagogischen Inhalts verfaßt und ist als Mitarbeiter an verschiedenen Zeitschriften (der Hamburgischen vermischten Bibliothek, den Hamburgischen Berichten ꝛc.) thätig gewesen. Schon in einem Schulprogramm von 1741 stellte er Ansichten über Unterrichtsreformen auf, welche später von Basedow und Campe ins Leben geführt wurden, und bereits in einer Rede auf die dänische Jubelfeier von 1749 trug er die Theorie von den drei Regierungsformen vor, welche Montesquieu in seinem erst kurz vorher erschienenen Geist der Gesetze aufgestellt hatte. Den neuen Erscheinungen und Bestrebungen in der deutschen Litteratur brachte er ein offenes Verständniß entgegen und übte auch außerhalb seines Berufes auf das geistige Leben seiner Umgebung einen nachhaltigen Einfluß aus. „Er war ein heller Kopf, ein Selbstdenker, der Wahrheit suchte und annahm, wo er sie fand, aber nie anderer Meinungen nachbetete. Mit guter Beurtheilung verband er Geschmack und Witz.“ H. hinterließ fünf Kinder, darunter vier Söhne, von welchen der vorjüngste, der Justiz- und Regierungsrath H. der Vater des Philosophen Johann Friedrich H. war.

G. A. Gramberg in den Oldenb. Blättern vermischten Inhalts, Bd. 2. S. 373. — Programm zum Oster-Examen des Oldenb. Gymnasiums (J. M. Herbart's Programm von Bartelmann). Mutzenbecher.

Herbart: Johann Friedrich H., geb. in Oldenburg am 4. Mai 1776, gest. in Göttingen am 14. Aug. 1841, Sohn eines Justizrathes (s. o.), entwickelte sich in seinen Kinderjahren unter dem bestimmenden Einflusse seiner Mutter, einer geistvollen und energischen Frau, welche sich in mehrfachem Zwiespalte mit ihrem unbedeutenden Gatten befand, aber unablässig auf die Erziehung ihres einzigen, körperlich schwächlichen, Kindes bedacht war und es auch als ihre Pflicht erachtete, stets in den Privat-Unterrichtsstunden desselben anwesend zu sein. So kam es, daß der achtjährige Knabe bereits über die gewöhnlichen Kinderinteressen hinausgeschritten war und die Keime einer ihm fortan bleibenden Begabung einerseits in einer nüchternen Verständigkeit und anderseits in einem entschiedenen musikalischen Talente bekundete. Im J. 1788 trat er in die lateinische Schule ein, in welcher er ebenso wie in den folgenden Gymnasialjahren immer als ein höchst hervorragender Schüler galt und in frühreifer Entwicklung sich schon im 13. und 14. Lebensjahre mit Logik und Metaphysik beschäftigte, so daß er in diesen Dingen nicht ohne Kenntniß war, als ihm in der letzten Classe des Gymnasiums die übliche philosophische Propädeutik nach den Institutiones philosophiae des Wolfianers Baumeister gelehrt wurde; ja auch Kant's Schriften las er als Gymnasialschüler und wurde hierdurch (schon 1790) veranlaßt, einen größeren Aufsatz über die menschliche Freiheit niederzuschreiben. Zu Ostern 1794 absolvirte er das Gymnasium und bezog die Universität Jena, um dem Wunsche seiner Eltern entsprechend sich der Jurisprudenz zu widmen. Da aber dieses Studium völlig seiner Neigung widersprach, hatte er mit seiner Mutter, welche mit ihm nach Jena umgesiedelt war, in den ersten Semestern manchen schweren Kampf zu bestehen, bis durch Vermittlung derselben der Vater sich zur Nachgiebigkeit bestimmen ließ. Der junge Studirende wurde bald mit Fichte näher bekannt, welcher dort so eben seine Professur mit glänzendem Erfolge angetreten hatte, auch Schiller und Niethammer lernte er kennen und trat in einen litterarischen Verein ein, welcher sich „die Gesellschaft der freien Männer“

nannte. Während auf ihn Fichte's Vorlesungen und desselben zwei kleinere Schriften über die Wissenschaftslehre (1794) einen nahezu betäubenden Eindruck machten, suchte er zugleich seine Unbefangenheit zu bewahren, indem er logische „Bemerkungen zu Fichte's Grundlage der Wissenschaftslehre" niederschrieb. Allerdings näherte er sich bald in einer Abhandlung über die apriorisch-synthetischen Urtheile einigermaßen dem Fichte'schen Ich-Principe in einer an Reinhold's Vorstellungsvermögen erinnernden Weise; aber durch Schelling's Auftreten, welcher bekanntlich in seinen ersten Schriften sich völlig auf dem Standpunkte Fichte's bewegte, wurde er zu erneuter Kritik dieser ganzen jüngsten Wendung der Philosophie veranlaßt, und in solcher Richtung verfaßte er 1796 drei Aufsätze, nämlich: „Spinoza und Schelling", sowie „Versuch einer Beurtheilung von Schelling's Schrift über die Möglichkeit einer Form der Philosophie" und „Ueber Schelling's Schrift: Vom Ich". Das Manuscript dieser kritischen Erwägungen theilte er Fichte mit, und die Randbemerkungen, welche dieser dem letztgenannten Aufsatze beifügte, begleitete er seinerseits wieder mit rechtfertigenden Zusätzen. Das sichtliche Ergebniß dieser Erstlingsarbeiten Herbart's ist, daß er sich nun grundsätzlich von Fichte und Schelling abwandte und seine eigenen Wege zu gehen begann, indem er an Stelle des Ich psychologische Probleme in den Vordergrund stellte. Im J. 1797 nahm er eine Hofmeisterstelle bei v. Steiger-Reggisberg an, welcher mit seiner Familie im Winter in Bern und im Sommer auf seinen dort benachbarten Gütern lebte; sowol die Berichte, welche H. an den Vater seiner Zöglinge erstattete, als auch ein in Engistein (1798) geschriebener Aufsatz „Erster problematischer Entwurf der Wissenslehre" zeigen die Keime seiner späteren Grundlehren, indem namentlich in letzterem der psychologische Standpunkt eingenommen ist, daß die peripherische Vielheit der Sinnesthätigkeit, welche sich zur beisammenbleibenden Masse der Erinnerung vereinigt, dem Ich-Bewußtsein vorangehen müsse. Von weiterem Einflusse war es auch, daß H. von Bern aus einmal (1799) nach Burgdorf zu Pestalozzi kam und das Unterrichtsverfahren desselben kennen lernte; er hatte sich nemlich bereits bei seiner eigenen erfolgreichen pädagogischen Thätigkeit seine Ansicht über „erziehenden Unterricht" gebildet, wornach ihm das Entscheidende in der Beachtung des gesetzmäßigen Causalzusammenhanges lag, welcher in der Seele des Zöglings obwaltet, und sowie er hiemit durch die Aufgaben der Erziehung überhaupt auf Fragen der Psychologie geführt wurde, so legte er sich auch die bei Pestalozzi empfangenen Eindrücke wieder nach seinen psychologischen Grundsätzen zurecht. So war in ihm um diese Zeit die Grundlage seines eigenthümlichen Systemes festgestellt, und dieselbe bedurfte nur noch der allmäligen reiferen und allseitigen Durchführung. Im Januar 1800 verließ er Bern und kehrte über Straßburg und Frankfurt nach Jena zurück, wo er von Niemeyer den Antrag erhielt, als Lehrer in das Pädagogium zu Halle einzutreten; er antwortete jedoch ablehnend und begab sich zunächst nach Oldenburg zu seinen Eltern. Da aber die Zwistigkeiten, welche zwischen diesen in gesteigertem Maße walteten, ihm den dortigen Aufenthalt verleideten, ging er nach Bremen zu seinem Freunde Joh. Smidt (nachmaligem Senator und Oberbürgermeister), durch welchen er in geselligen Verkehr mit hervorragenden Männern und Frauen Bremens kam; durch diese Reise wurde er auch veranlaßt, zwei kleinere pädagogische Abhandlungen zu veröffentlichen (1802), nämlich: „Ueber Pestalozzi's Schrift: Wie Gertrud ihre Kinder lehrte" und „Pestalozzi's Idee eines A B C der Anschauung"; außerdem hielt er im gleichen Jahre im dortigen Museum eine Vorlesung „Ueber den Standpunkt der Beurtheilung der Pestalozzi'schen Unterrichtsmethode" und schrieb auch einen längeren Aufsatz „Ueber ästhetische Darstellung der Welt als das Hauptgeschäft der Erziehung" (beides erst 1804 gedruckt).

Die akademische Laufbahn, welche er nunmehr als seinen Lebensberuf erwählt hatte, betrat er, nachdem in Göttingen, wohin er im Mai 1802 umgesiedelt war, seine Promotion (22. October) und unmittelbar hernach (23. October) seine Habilitation stattgefunden hatte; in den „Thesen", welche er behufs dieser beiden Acte aufstellte, sagte er sich kurz und bündig von der Fichte-Schelling'schen Richtung los. Er eröffnete sofort seine Vorlesungen, und zwar zunächst über Pädagogik, worauf er im folgenden Sommersemester 1803 über „praktische Philosophie" las, in welcher er Ethik und Rechtsphilosophie grundsätzlich vereinigt wissen wollte, und während er sodann (1804) Einleitung in die Philosophie und Metaphysik vortrug, ließ er zugleich eine „Kurze Darstellung eines Planes zu philosophischen Vorlesungen" drucken, worin sich bereits seine haarspaltende logische Sauberkeit in ihrer Verbindung mit einer gewissen peinlichen Schulmeisterei bemerkbar machte. Da er im J. 1805 einen an ihn ergangenen Ruf nach Heidelberg ablehnte, wurde er zum außerordentlichen Professor befördert, bei welcher Gelegenheit er als Inauguralschrift „De Platonici systematis fundamento" veröffentlichte; eine Anfrage des bairischen Ministers Montgelas, ob er eine Professur in Landshut übernehmen wolle, beantwortete er (1806) verneinend. Die Frequenz seiner Vorlesungen, welche anfangs ziemlich bedeutend gewesen war, nahm jetzt allmälig etwas ab, da er sich in den bestehenden Studienplan und die damit zusammenhängende Tradition der Studirenden nicht völlig fügen wollte; doch sammelte er noch immer einen Kreis junger Männer (namentlich aus den russischen Ostseeprovinzen) um sich, deren Absicht weniger auf den gewöhnlich üblichen Gang der Studien, als auf freie geistige Ausbildung überhaupt gerichtet war; auch folgte er einer Lieblingsneigung, indem er (1808) für seine treueren Zuhörer eine „pädagogische Unterhaltungsstunde" einrichtete. Aber andererseits beschäftigte er sich mit einer mehrseitigen Ausarbeitung seiner philosophischen Grundsätze, und in einem Zeitraume dreier Jahre veröffentlichte er entscheidende Schriften, deren wesentliche Züge er auch in späterer Zeit nicht mehr änderte. Es war nämlich vorerst die „Allgemeine Pädagogik aus dem Zwecke der Erziehung abgeleitet" (1806), worin er die Aufgabe des erziehenden Unterrichtes auf psychologischer Grundlage entwickelte; dann folgte „Ueber philosophisches Studium" (1807), woselbst er auf möglichst scharfe Scheidung zwischen theoretischer und praktischer Philosophie drang und letztere bereits als Gegenstand einer allgemeinen Aesthetik faßte, dabei auch zahlreiche ironisch gewendete Winke gegen jene Richtungen einstreute, welche ihm als Abwege einer allzu kühnen Speculation erschienen; im Zusammenhange damit stand „Entwurf zu Vorlesungen über die Einleitung in die Philosophie" (1807); hierauf aber erschienen in rascher Abfolge „Hauptpunkte der Metaphysik" (1808); dann „Hauptpunkte der Logik" (1808) und „Allgemeine praktische Philosophie" (1808). So war um ein Jahrzehnt früher, als Hegel seinen zeitweiligen Triumphlauf begann, die Philosophie Herbart's in ihren Grundzügen fertig vor das Publikum getreten, fand aber damals allerdings noch keinen Anklang.

Als im J. 1809 der Lehrstuhl Kant's dadurch in Erledigung kam, daß W. Tr. Krug, welcher ihn seit 1804 eingenommen hatte, einem Rufe nach Leipzig folgte, war es Wilhelm von Humboldt, welcher den Blick der preußischen Regierung auf H. lenkte. Letzterer nahm nicht ungern die Berufung an und traf zu Ostern 1809 in Königsberg ein, wo er sofort freiere Hand hatte, seine Vorlesungen nach seinen eigenen Wünschen und Ansichten einzurichten, und auch für seine praktischen Neigungen ein freundliches Entgegenkommen fand, indem ein neu gegründetes pädagogisches Seminar seiner Leitung unterstellt wurde. Nachdem er (Januar 1811) sich mit einer in Königsberg erzogenen Engländerin

(der Kaufmannstochter Marie Drake) vermählt hatte, nahm er Zöglinge in Pension, und in Bälde (1812) wurde ihm gestattet, das genannte Seminar mit dieser Erziehungsanstalt in Verbindung zu setzen. Auch wurde er Mitglied der sog. wissenschaftlichen Deputation für das Unterrichtswesen, d. h. der Prüfungscommission, sowie auch der städtischen Schuldeputation; in ersterer verblieb er bis 1819, aus letzterer trat er 1826 in Folge eines Conflictes mit dem Consistorium aus. Während er so in mannigfaltiger Weise in Anspruch genommen war, reifte zugleich seine litterarische Thätigkeit zu ihrem Höhepunkte heran. Abgesehen von zwei Vorlesungen, welche er in der „Deutschen Gesellschaft" hielt („Ueber Erziehung unter öffentlicher Mitwirkung", 1810 und „Ueber die Philosophie des Cicero", 1811), und von einem Programme, welches er behufs des Eintrittes in die Facultät zu schreiben hatte („Theoriae de attractione elementorum principia metaphysica", 1812) veröffentlichte er als Einzelnergebnisse seiner Studien zunächst „Psychologische Bemerkungen zur Tonlehre" (1811) und „Psychologische Untersuchung über die Stärke einer gegebenen Vorstellung" (1812) und stellte zu gleicher Zeit das Manuscript eines größeren Werkes über Psychologie fertig, jedoch ohne es in den Druck zu geben. Hingegen erschien als Ergebniß und zugleich als Leitfaden seiner wiederholten Vorlesungen „Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie" (1813), worin er seine selbständigen Ansichten über philosophische Methode und über die Grundzüge der theoretischen und der praktischen Philosophie in einer solchen Weise darstellte, daß unter seinen Schriften diese die gelesenste wurde und später zahlreichen Anhängern als erster Wegweiser diente; von der 2. Auflage an (1821) und noch mehr seit der 3. Auflage (1834) darf die Entstehung und allmälige Verbreitung seiner Schule datirt werden (1837 erschien eine 4. Auflage). Der große und tiefeingreifende Gegensatz, welcher ihn von Fichte, Schelling und Hegel schied (— von letzterem war bis dahin außer der Phänomenologie nur der 1. Band der Logik erschienen —) veranlaßte ihn zu der in lebhaftem und theilweise scharfen Tone verfaßten Schrift „Ueber meinen Streit mit der Modephilosophie" (1814). Nachdem er hierauf jenes schon früher vollendete Manuscript als „Lehrbuch der Psychologie" (1816) veröffentlicht hatte, beschäftigte ihn außer einigen kleineren Gelegenheits-Schriften oder -Reden (z. B. „Gespräche über das Böse", 1817) einläßlichst die nähere Verfolgung eines in der Wissenschaft völlig neuen Gedankens, und als Vorläufer dessen, was zu erwarten war, schickte er zunächst voraus „Ueber die Möglichkeit und Nothwendigkeit, Mathematik auf Psychologie anzuwenden" (1822). Bald hernach folgte das umfassende Hauptwerk „Psychologie als Wissenschaft neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik" (2 Bde., 1824 ff.). Auch die übrigen Theile seines Systemes unterwarf er nun einer Neubearbeitung, und so erschien „Allgemeine Metaphysik nebst den Anfängen einer philosophischen Naturlehre" (2 Bde., 1828 ff.). Mit diesen letzteren beiden Werken glaubte er nach eigenem Ausspruche der wissenschaftlichen Aufgabe seines Lebens in abschließender Weise Genüge gethan zu haben, ließ jedoch hiemit seine Feder noch nicht völlig ruhen. Nach einiger Zeit veröffentlichte er „Kurze Encyklopädie der Philosophie aus praktischen Gesichtspunkten" (1831, 2. Aufl. 1841), worin er hauptsächlich die religiösen Anschauungen und Ueberzeugungen sowie deren Verhältniß zur Ethik besprach. Wenn H. nach dem Tode Hegel's (November 1831) sich der Hoffnung hingab, an die Stelle desselben nach Berlin berufen zu werden, so war er allerdings in einer Täuschung über die daselbst obwaltenden Verhältnisse befangen; doch es wurde ihm ein Ersatz jener unerfüllten Erwartung zu Theil, als in Göttingen der Skeptiker G. E. Schulze starb. Unmittelbar nach dem Tode desselben (Januar 1833) richtete von dort aus der Philologe Dissen eine erste Anfrage an H., ob er

einem Rufe zu folgen gedenke, und nach längeren Verhandlungen siedelte letzterer im October 1833 nach Göttingen um. Bei den hannöverschen Verfassungskämpfen (November 1837), in Folge deren bekanntlich die Universität das Unglück traf, sieben hervorragendste Professoren scheiden sehen zu müssen, glaubte H. vermittelnd wirken zu sollen und zog sich hierdurch manchen erklärlichen Tadel zu, sowie ihn auch die Studirenden auf einige Zeit bei Seite setzten. An Schriften veröffentlichte er in dieser seiner zweiten Göttinger Periode: „Umriß pädagogischer Vorlesungen" (1835, 2. Aufl. 1841); „Zur Lehre von der Freiheit des menschlichen Willens. Briefe an Prof. Griepenkerl" (1836); „Analytische Beleuchtung des Naturrechts und der Moral" (1836) und „Psychologische Untersuchungen" (2 Hefte, 1839 und 1840); die beabsichtigte Fortsetzung der letzteren unterblieb, da er plötzlich in Folge eines Schlagflusses (14. August 1841) verschied.

Die Stellung, welche Herbart's Leistungen in der Entwicklung der neuesten deutschen Philosophie einnehmen, ist durch die eigenthümliche Selbständigkeit desselben bedingt. Wenn man ihn zu den Halbkantianern zählt, so ist einerseits sofort beizufügen, daß er unbestritten der bedeutendste unter denselben war, und andererseits bedarf eine solche Bezeichnung noch gar sehr einer näheren Darlegung. Während nämlich ein verschiedenartiger Halbkantianismus sich, soweit es möglich war, in einer Annäherung an Jacobi und in Hervorhebung des innern Gefühlslebens bewegte, war für H. die Abneigung das entscheidende, welche er gegen die im Principe tiefbegründete und folgerichtige Fortbildung des kantischen Standpunkts gefaßt hatte, d. h. er verhielt sich spröd gegen die ganze Fichte-Schelling-Hegel'sche Entwicklung und hiemit gerade gegen jene Grundsätze Kants, durch welche dieser der geistige Vater der nach ihm folgenden Philosophie gewesen war, hingegen knüpfte er behufs weiterer Durchführung an dasjenige an, was Kant aus der ihm vorhergehenden Stufe beibehalten hatte, so daß er ein Leibniz-Wolff'scher Kantianer genannt werden kann; im Hinblicke auf eine solche Modification des Kantischen Systemes, welche ihm als der einzig zeitgemäße Fortschritt der Philosophie erscheinen mochte, sagte H. einmal von sich selbst, er sei ein Kantianer vom Jahre 1828, — eine Aeußerung, welche eben bezeugt, daß er in seiner eigenartigen Consequenz zu einer gewissen Sicherheit gelangt war, in Folge deren er von allen anderweitigen Forderungen oder Bedenken unberührt zu bleiben vermeinte. Er verwarf Kant's Kritik der Urtheilskraft, weil aus ihr Schelling's Denkweise hervorgegangen, und er bekämpfte Kant's intelligible Freiheit als Quelle des Fichtianismus, die Zustimmung aber zu Kant's Grundsatz, daß die Welt Erscheinung ist, führte ihn dazu, einerseits das Ich als psychologisch wechselndes Produkt der Vorstellungen einer mathematischen Betrachtung zu unterwerfen und andererseits jenseits der Erscheinung ein Reales als wirkliches Sein festzuhalten, und zwar letzteres nicht etwa blos in praktischer Beziehung als ein im sittlichen Wollen ergriffenes, sondern auch in theoretischer Anschauung als schlechthin einfache an sich seiende Wesen, so daß hiebei wieder eine Metaphysik älteren Stiles zur Geltung kam.

H. ist der Ansicht, daß für die Philosophie eine Kritik des Erkenntnißvermögens nicht das erste sein dürfe, da dasselbe ja nur durch Erkennen geprüft werden könne, welch' letzteres wieder einer Prüfung bedürfe u. s. f. ins Unendliche. Es bleibe sonach nur übrig, sich mit dem Erkennen sofort an die Gegenstände zu wenden, sodann aber die in denselben auftauchenden Widersprüche hinwegzuschaffen. In solchem Sinne sei die Philosophie überhaupt eine wissenschaftliche Bearbeitung und Berichtigung unserer allgemeinen Begriffe zum Behufe der Erkenntniß des faktisch Gegebenen. Sie zerfällt nach ihren Gegenständen in Logik, Metaphysik und Aesthetik. Nämlich während die Logik die Art und Weise der Verdeutlichung zu erwägen und darzulegen hat,

fallen der Metaphysik jene Begriffe anheim, welche, je deutlicher sie werden, desto mehr Zwiespalt hervorrufen und daher theils einer Veränderung theils einer Ergänzung bedürfen; die Aesthetik hingegen hat sich mit jenen Begriffen zu beschäftigen, welche zwar kein derartiges Verfahren erfordern, aber stets in der Vorstellung einen Zusatz mit sich führen, welcher in einem Urtheile des Beifalles oder des Mißfallens besteht.

In der Metaphysik sucht H. vorerst (durch eine „Methodologie") die Widersprüche aufzuweisen, welche in den Gegenständen der Wahrnehmung sich aufdrängen, worunter namentlich die angebliche Unhaltbarkeit des Begriffes der Veränderung eine große Rolle spielt. Ergibt sich so, daß das Gegebene überhaupt ein Schein ist, so lautet daneben ein feststehender Grundsatz „soviel Schein, soviel Hindeutung auf Sein", und es folgt sonach (in der „Ontologie") eine an Leibniz erinnernde Darstellung des Seins, welches aus einer Vielheit einfacher Substanzen besteht, deren jede mittelst einer wirklichen Causalität in einer Mehrheit von Merkmalen sich darstellt, so daß hiedurch ein Zusammentreffen mehrerer Substanzen in bestimmten Merkmalen ermöglicht ist. In letzterem liegt die von H. häufig angewandte sog. „Methode der zufälligen Ansichten" begründet (z. B. daß eine gerade Linie bald Hypotenuse bald Tangente bald Secante ist, oder daß ein musikalischer Ton in einer Beziehung Terz und in anderer Beziehung Quint ist u. s. f.). Da aber das Zusammensein und Nichtzusammensein der Substanzen für die Wahrnehmung einem steten Wechsel unterworfen ist, so ergeben sich (in der „Synechologie") die Begriffe einer veränderlichen Lage und einer veränderlichen Reihe, d. h. Raum und Zeit, in welchen H. einen „objektiven" Schein erblickt, zugleich aber in einer allerdings sehr bestreitbaren Weise den Uebergang zur Psychologie (d. h. „Eidolologie") zu finden glaubt. Indem ihm das Ich als der Mittelpunkt der wechselnden Vorstellungen gilt und er dieselben als „Kräfte" wissenschaftlich behandeln will, erwächst ihm seine mathematische Psychologie, welche förmlich als Statik und Dynamik der Seele auftritt, indem die mannigfaltigen Hemmungen der Vorstellungen und die Hemmungssummen sowie die Verschmelzungshülfen u. dgl. nach Gesetzen der Mathematik entwickelt werden und desgleichen auch die psychischen Vorgänge des Gefühles, des Begehrens, des Affectes u. dgl. ihre entsprechende Erklärung finden. Wenn H. hiedurch für die neuere Psychologie zweifellos eine weitgreifende und folgenreiche Anregung gegeben hat, welche in einer naturwissenschaftlichen Behandlung der betreffenden Probleme ihre erfreulichen Früchte trug, so verbleiben doch andererseits in philosophischer Hinsicht manche schwere Bedenken, welche in ihrer Unlösbarkeit überall da zu Tage treten dürften, wo H. dennoch von einem eigenen Seelenwesen spricht und den verschmähten Begriff einer Ichheit wieder in dasjenige verlegt, was ihm doch nur als Brennpunkt eines Hohlspiegels galt. Einen der Psychologie analogen Standpunkt legte er auch für die Naturphilosophie zu Grunde, insoferne es sich in der gesammten Natur um eine Reihe von Selbsterhaltungen und Störungen handle, welche gegenseitig im Gleichgewichte erhalten werden. Auf eine philosophische Fassung eines letzten göttlichen Principes verzichtete er, erblickte aber eine Berechtigung des religiösen Glaubens in teleologischen Erwägungen, welche jeder Einzelne nach seinem individuellen Gemüthe sich zurecht legt.

Neben den Theilen der theoretischen Philosophie läuft das Gebiet des Praktischen, d. h. die allgemeine Aesthetik parallel und unverbunden neben her, so daß wir vergeblich nach einem gemeinsamen Bande suchen. Wenn H. selbst einmal seine Philosophie mit einem System von Springbrunnen vergleicht, welche aus getrennten Quellen aufsteigend sich in Eine Krone vereinigen, so hat er seinerseits es wenigstens versäumt, jene einheitliche Krönung kenntlich zu machen, ja er

hat es dem Leser überlassen, über der Aesthetik die Metaphysik zu vergessen und umgekehrt über letzterer die erstere. Der Umkreis der Begriffe, an welche sich ein Beisatz des Gefallens oder des Mißfallens knüpft, wird eingetheilt in diejenigen, bezüglich deren es dem Belieben des Einzelnen anheim gegeben ist, sich mit denselben zu beschäftigen oder nicht (— die Kunst —), und in jene, welche mit Nothwendigkeit ein Gegenstand der Thätigkeit aller Menschen sind (— Ethik und Recht —). In ersterer Richtung ist es das Schöne, welches H. grundsätzlich in die Form der Verhältnisse verlegt, so daß ihm die musikalische Harmonie als das deutlichste Vorbild einer allgemeinen Kunstlehre überhaupt erscheint (die Anhänger dieser Herbart'schen Auffassung der Kunst werden sonach „Formalisten“ genannt). Betreffs aber des zweiten Gebietes stellt er fünf Musterbegriffe auf, welche weder unter sich noch aus einem gemeinschaftlich höheren abgeleitet werden sollen, nämlich die Idee der inneren Einstimmung, der Vollkommenheit, des Wohl- und Uebel-Wollens, Mißfallen am Streit, Idee der Vergeltung, auf welch letztere beide das Civilrecht und das Strafrecht begründet werden; insoferne sodann diese fünf Ideen in der menschlichen Gesellschaft bethätigt werden, ergibt sich die Gestaltung des Staates, in welchem — abgesehen von allem Streite über die Verfassungsform — es sich nur darum handelt, daß die sämmtlichen Verhältnisse richtig berechnet werden, um bei eingetretenen Störungen eine Wiederherstellung und im Uebrigen eine Erhaltung und Verbesserung des Bestehenden zu erreichen. Was endlich die Pädagogik Herbart's betrifft, so bewegt sich diese in einer engeren Anknüpfung an seine Grundsätze der Psychologie, indem durch die Thätigkeit der erziehenden Mächte in der Seele des Zöglings eine passende Anlage erst mittelst einer zuverlässigen Planmäßigkeit erzeugt werden soll, worauf dann der Zweck verfolgt werden kann, eine gleichschwebende Vielseitigkeit des Interesses und hiemit eine harmonische Ausbildung aller Kräfte zu erreichen.

Ueber Herbart's Leben: Hartenstein in der Ausgabe der Kleineren philos. Schriften Herbart's (1842). Voigdt, Zur Erinnerung an J. F. Herbart (1841). Fr. Bartholomäi, Joh. Fr. Herbart (1875); letzteres vielfach wörtlich wiederholt bei G. A. Hennig, J. F. Herbart (1877). Eine Gesammtausgabe seiner Werke besorgte Hartenstein; hiezu Herbart'sche Reliquien, herausg. von Ziller (1871). Ungedruckte Briefe von und an Herbart, herausg. von Zimmermann (1877). Ueber seine Philosophie außer den bekannten Werken Erdmann's und Zeller's Näheres bei Langenbeck, Die theoretische Philosophie Herbart's u. s. Schule (1867). Drobisch, Ueber d. Fortbildung d. Phil. durch H. (1876). Rob. Zimmermann, Perioden in Herbart's philos. Geistesgang (1876 Sitz.-Berichte der Wiener Akademie). Capesius, Die Metaphysik Herbart's in ihrer Entwickelungsgeschichte (1878). Lotze, Gesch. d. Aesthetik, S. 225 ff. Moller in K. A. Schmid's Encyklopädie d. Erziehungs- und Unterrichtswesens, Bd. 3, S. 397 ff. Prantl.

Herbeck: Johannes H., Componist und Dirigent, wurde am 25. December 1831 als Sohn bürgerlicher Eltern zu Wien geboren. Wie bei so Vielen reifte auch sein früh erwachendes musikalisches Talent in dem segensreichen Institute der Sängerknaben. Im Stifte Heiligenkreuz machte Herbecks herrliche Sopranstimme Aufsehen, sie war es wol, die G. Hellmesberger auf den Knaben aufmerksam machte und ihn dazu bewog, der musikalischen Ausbildung desselben in Wien den Weg zu ebnen. Unter Rotters Leitung betrieb H. kurze Zeit Harmonielehre, bald (1847) konnte er Compositionen vorlegen: Lieder, Einiges für gemischten und Männerchor, endlich 1850 eine Messe in A-moll. Nicht lange war H. in die Schule gegangen; alle musikalischen Kenntnisse erwarb er durch eigene Arbeit, durch eigenen Fleiß. Wie Händel studirte er aber neben der hin-

gebenden Pflege der Tonkunst auf das Eifrigste; er absolvirte das Gymnasium, trieb sodann juridische Studien und wahrlich wie bei Händel hatte auch auf Herbecks Entwickelung und gesammtes Wesen die wissenschaftliche Vertiefung einen stets nachwirkenden Einfluß, wohlthuend berührte in seinen Leistungen wie in seiner Persönlichkeit immer die hohe Bildung, die leider so häufig den Künstlern fehlt. Frühzeitig gründete H. einen Hausstand, als zwanzigjähriger Mann heirathete er Marie Halstucker. Aus dieser sehr glücklichen Ehe entsproßten drei Söhne: Wolfgang, Ludwig und Max. — Im harten Kampfe errang sich H., welcher Symphonien, Psalmen und eine Vocalmesse (1854) componirte, endlich Beachtung. Der Wiener Männergesangverein, dessen Mitglied er 1852, dessen Chormeister er 1856 geworden, wurde aber die Wiege seines Ruhmes. Was hinwiederum dieser Verein durch H. geworden, welche Siege er nun erfochten, wie er durch H. seinen Weltruf gewann, das lebt in Wiens Musikkreisen und wol weit darüber hinaus in frischester Erinnerung. Herbecks Chöre waren es, die stetes Entzücken im Publicum erregten; oft pseudonym vorgeführt, errangen sie immer Erfolge, 1862 führte er u. A. seinen gemischten Doppelchor „O lieber Herre Gott“ als von M. Franck 1610 componirt im historischen Concerte vor, der von der Kritik als ein Meisterwerk alter Kunst angestaunt wurde. Mit seinem populärsten Chore „Zum Walde“ (1859 componirt) errang H. bei der Nürnberger Sängerfahrt den ersten Preis; der französische Krieg des Jahres 1859 veranlaßte ihn zur Composition von Kriegsliedern „Wider den alten Erbfeind“. 1860 erschien sein von Hellmesberger und Becker oft gespieltes Quartett in F, 1861 die Symphonie in C mit obligater Harfe, 1864 die reizenden Kärnthnerlieder und viele andere Männerchöre, die Weihnachtslieder für sechsstimmigen gemischten Chor und Blasinstrumente, 1866 die große Messe in E-moll u. s. w. Alle diese Compositionen tragen den Charakter des Melodiösen an sich, sind von dem Hauche echter Poesie erfüllt, häufig auch von grandioser Wirkung. In allen zeigt sich das feinste Gefühl für den Text des Gedichtes und seine musikalische Behandlung, treffende Instrumentation und ein großes Talent, frische Klangfarben zu finden. Einen wahrhaft gewaltigen Eindruck macht die große Messe, die in ihrem Charakter an die Würde und den religiösen Ernst der alten frommen Tonmeister erinnert, aber mit allen Mitteln moderner Technik ausgestattet ist. Die Fülle von klangreichen gemischten Chören erklärt sich wol auch daraus, daß H. 1858 Chormeister des neugegründeten Singvereins wurde. Als solcher wie als Chormeister des Wiener Männergesangvereins und Dirigent der Gesellschaftsconcerte gewann H. erst recht seinen Wirkungskreis und entwickelte jene singuläre Meisterschaft im Dirigiren, die sogar im verwöhnten Wien Staunen erregte und die ihn geradezu zum Beherrscher unseres Musiklebens machte. Man mußte H. dirigiren sehen, man muß gesehen haben, wie er hundertköpfige gemischte Chöre, riesige Orchester und prätentiöse Solisten zugleich lenkte, ohne einen Blick in die Partitur sofort jeden noch so kleinen Fehler merkte, verbesserte und unter gewaltiger gegen sich geradezu schonungsloser Arbeit das Tonwerk endlich nicht bloß fehlerfrei, sondern im Sinne des Componisten in edler, idealer Weise vorführte. Man muß den aufreibenden Proben beigewohnt haben, um so recht würdigen zu können, welch' geniale Begabung H. besaß, um Tonmassen nicht bloß zu leiten, sondern dem spröden Stoffe Leben und Begeisterung einzuhauchen. Wahrlich es steckte etwas Imperatorisches in dem Manne; wenn er einherschritt im raschen Gange, zum Pulte trat, mit einem Alle berührenden und begeisternden Blicke sein Orchester, seine Sänger übersah und sodann den Stab hob — da erschien er wie ein sieggewohnter stolzer Feldherr, man wußte es, der Mann ist der verkörperte Geist, das beseelende Princip, der geborene Führer! Dazu kam aber noch das große Talent in der Wahl des Repertoires, die unermüdete

Thätigkeit, mit der er allen Richtungen der classischen Musik, nicht minder aber auch guten Compositionen Neuerer gerecht ward. Neben Bach, Beethoven, Haydn, Schumann, Schubert, Spohr finden wir in den Concerten der Jahre 1859 und 1860 Liszt, Wagner, neben Ph. E. Bach, Mozart, Weber, Schumann (1861), Berlioz und Hiller. H. war es, der 1862 Händels Messias, Schuberts Lazarus (zum erstenmale), 1863 Händels Cäcilienode, Bachs Johannispassion, 1864 Händels Judas Makkabäus, Bachs Matthäus-Passion, 1866 Bachs Hohe Messe (H-moll), Beethoven's Christus am Oelberg, 1869 Liszt's Elisabeth, 1870 Schumann, Das Paradies und die Peri, Mendelssohns Elias, 1877 Mozarts Requiem und Haydn's Schöpfung vorführte, der vielen anderen alten und neuen Compositionen zu geschweigen, die durch ihn in stets gleicher Meisterschaft vorgeführt wurden. Neben diesen Verdiensten um das Wiener Concertwesen mag gleich hier der Bedeutung Herbecks für die Auffindung und Bekanntmachung Schubert'scher Musik Erwähnung geschehen. Eine gewisse Congenialität zog H. stets zu Schuberts herrlichen Schöpfungen, 1865 fand er in Graz bei Hüttenbrenner Schuberts H-moll Symphonie, die er noch im December desselben Jahres vor die Oeffentlichkeit brachte; den „häuslichen Krieg" führte er viel später, als er Operndirector geworden war, scenisch vor. Eine große Anzahl anderer Compositionen Schuberts brachte er entweder das erstemal oder auf's Neue vor das Publicum, gar Vieles hat er bearbeitet und ausgeführt, die innige begeisterte Sympathie für den so früh vollendeten großen Tondichter ließ ihn nicht rasten, H. hat sich im Schubertcultus nie genug gethan; von ihm rührt auch die Anregung zur Errichtung eines Schubertdenkmals in Wien her.

Aber neben dieser Thätigkeit ruhte sein eigener Schaffensdrang nicht, zahlreich ist auch die Anzahl der Compositionen, die er in den Jahren 1866—1877 geschaffen, möge hier nur an den frischen und volksthümlichen Chor: „Im Maien" (1867), an die „Waldscene" (eigene Dichtung) für Männerchor und Orchester (1868), an „Lied und Reigen" (1872), „Gedichte Walters von der Vogelweide" (1874), „Symphonische Variationen" (1875), „Gedichte aus dem Trompeter von Säckingen" (1876) und die großartige „Symphonie in D-moll mit Orgel" (1877), Herbecks Schwanengesang (die Drucklegung der Partitur wird unverantwortlich in die Länge gezogen!) erinnert werden. Eine neue und ruhmvolle Epoche in Herbecks Leben begann mit seiner Ernennung zum k. k. Hofkapellmeister. (1863 wurde er Vice-, 1866 erster Hofkapellmeister.) Das altberühmte Institut bekam durch ihn nicht bloß ein werthvolleres Repertoire, sondern, was die Hauptsache ist, die Exactheit und Präcision ihrer Aufführungen wurde fortan mit Recht bewundert, die Aufführungen der Hofcapelle bilden seitdem eine weitere Bereicherung unseres Musiklebens. Allerdings erregte die rasche Beförderung Herbecks demselben zahlreiche Gegner, es war eine stattliche Phalanx von Feinden und Neidern, die sich zusammenfand, damals freilich ist H. noch mit seinen Widersachern spielend fertig geworden. Weniger leicht konnte er das nirgends faßbare, doch uns überall umgebende Miasma von Verläumdungen zerstören; freilich wer H. kannte, lachte des künstlichen Lügengewebes und wußte, wie viel von jenen Erfindungen zu halten sei. H. selbst, dem die Begeisterung seiner neuen Amtsgenossen entgegenkam, ging unbekümmert um dergleichen seinen Weg. Und dieser führte immer höher. Aus dem Concertsaal war H. in die altehrwürdigen Räume der Hofcapelle gekommen, von hier führte ihn sein Ruf auf eine sehr unähnliche Stätte, in das Orchester und endlich in die Directionsräume der k. k. Hofoper, 1869. (Am 1. Januar 1871 wurde er Director der Hofoper.) Oft und viel beschrieben ist diese Epoche in Herbecks Thätigkeit. Man bedauert zumeist, daß H. auf diesen Boden versetzt ward, ja man möchte es als eine verhängnißvolle Selbsttäuschung ansehen, daß er annahm, als einen

Riß, den er selbst in sein Leben gebracht. Und man möchte meinen, Herbecks sonst so ruhmreich und glänzend bewiesene Kraft hätte hier Schiffbruch gelitten. Nichts ist falscher als dies. Nicht bloß, daß auch hier eine Reihe glänzender und bleibender Erfolge zu verzeichnen ist, zweifellos hätte sich H. auch noch ganz anderer Siege rühmen können, wenn ihm nicht die Lebensluft durch kleinliche Quisquilien und Intriguen eingeengt worden wäre. Und was Herbecks Direction erzielte, ersieht man wol am Besten in unseren Tagen, wo unser weltberühmtes Operninstitut fast nur mehr durch das herrliche Orchester seinen alten Ruf bewahrt. Eben dieses Orchester aber wird nie die Wohlthat vergessen, die ihm durch das Pensionsstatut, für das H. als humaner Chef persönlich mit aller Kraft eintrat, zu Theil geworden. Und ebenso ungerecht wäre es, der Mustervorstellungen zu vergessen, die H. veranstaltete, in denen vor Allem die prächtigen Ensembles und hinreißenden Chorleistungen hervorgehoben werden müssen. Zu Herbecks bedeutenden Thaten als Director des Operninstitutes gehört aber auch sein aufopferndes Wirken für Wagners Schöpfungen; eine Thätigkeit, welche die Wagnerianer der äußersten Rechten ganz vergessen zu haben scheinen. H. war es, der Wagners Tondichtungen in der Wiener Oper eine bleibende Stätte geschaffen; nachdem Heinrich Esser denselben eine Gasse gebrochen, und u. A. den Lohengrin in mustergiltiger Weise einstudirt. H. gelang es, Rienzi und endlich die Meistersinger durchzusetzen und Anderes vorzubereiten, freilich unter unvergleichlichen Schwierigkeiten. Bei den „Meistersingern" blieb ihm z. B. nur die Wahl, sie mit Kürzungen oder gar nicht bringen zu können, Alles hatte sich damals gegen das Gelingen des Werkes verschworen, eine Claque arbeitete dagegen, die Sänger waren schwierig, Herbecks Energie setzte es doch durch. Und gewiß nicht an H. lag es, wenn die späteren Opern Wagners nicht durch ihn zur Aufführung kamen. Wagner selbst stellte damals Bedingungen, die für die Wiener Bühne in jener Zeit unerfüllbar waren. Hemmnisse und Vexationen fanden sich auch sonst ein, Intendanten fehlten auch hier nicht, endlich war die Verquickung des künstlerischen Leiters und financiellen Verwalters gewiß eine unselige. So mußte denn kommen, was kam. Trotz all' der unläugbaren Verdienste als humaner einsichtsvoller Chef und ausgezeichneter Dirigent, trotz seiner bei der Leitung sowol dem Personal gegenüber, als auch bei der Inscenirung bewiesenen hohen Bildung, mußte H. doch um seine Entlassung einkommen, die Verhältnisse waren unhaltbar geworden. Eine geniale edle Künstlernatur verließ die Directionsräume des ersten Musikinstitutes der Monarchie, in die nun der Director des — Leopoldstädter Possentheaters einzog. Man hatte mit Recht die Berufung eines großen Künstlers an Herbecks Stelle erwartet, über diese Ernennung war man billig erstaunt. Als Erklärungsgrund wurden financielle Rücksichten angegeben, doch blieb der erwartete goldene Regen trotz merkwürdiger Repertoirezusammenstellungen und wunderlicher Experimente aus. Und so wird es wol bleiben, so lange immense Summen für das ganz zwecklose Ballet und prätentiöse Sängerinnen vergeudet werden. —

H., schon früher durch Verleihung des Ordens der eisernen Krone in den Ritterstand erhoben, trat also von der Leitung des Institutes zurück, für das Wiener Musikleben war er aber nicht verloren, sofort wurde ihm sein alter Wirkungskreis wieder eröffnet, zur größten Freude Aller trat er wieder an die Spitze der Gesellschaft der Musikfreunde als artistischer Director und (1875) als Leiter der Gesellschaftsconcerte. Aufs Neue entfaltete er hier jene wunderbare Thätigkeit, von der oben gesprochen ward, aufs Neue reihten sich Erfolg an Erfolg, die Saison 1875/76 wie die 1876/77 waren von glücklichstem Vollbringen, das musikalische Wien hatte seinen H. wieder. Mit Freuden sahen die Freunde, wie ihm die Reisen, z. B. die zum Jubiläum des Germanischen Museums in Nürn-

berg, wie trefflich ihm der Landaufenthalt frommten, wie frisch sich die Lust am Schaffen in ihm erhob. Doch mitten in all' diese Hoffnungen fiel lähmend und Entsetzen bringend die Nachricht, H. sei aufs Neue von jener Krankheit ergriffen worden, die ihn schon zweimal gefährdet, von der Lungenentzündung. Beim Dirigiren der Probe des Gesellschaftsconcertes und nicht minder bei Vorführung seiner geliebten Schubertmesse in der Hofcapelle hatte er wie gewöhnlich sich nicht geschont, wenige Tage nach der Kunde seiner Erkrankung ward Wien durch seine Todesnachricht in tiefen Schmerz versetzt. Am 28. October 1877 Vormittags hatte dieser treffliche Künstler ausgerungen.

Wien zeigte sich selten so, wie damals, es war ein echter wahrer Schmerz, es war eine allgemeine Theilnahme, die bei Herbecks Leichenbegängnisse Tausende und aber Tausende in schweigendem Harren auf den Straßen versammelte, die Tausende trieb, dem imposanten Leichenzuge, bis hinaus auf den weitentfernten Centralfriedhof zu folgen. In kalter Nacht kamen wir erst zurück, wie ein Heer, das seinen Führer verloren, in stummer Trauer, gebrochen und zerschmettert, denn unsere Klage galt nicht bloß dem Künstler, dem Dirigenten, sie galt auch dem Menschen, dem edlen, opferbereiten Freunde, dem enthusiastischen Verehrer des Schönen und Idealen, dem tapferen und wackeren Manne. Wir wußten es, was wir an ihm verloren und wissen es täglich mehr. — Und wenn dereinst in späteren Decennien ein Geschichtschreiber den sonnighellen Tagen jenes Musiklebens kommen wird, das wir in stolzem Selbstgefühle erstehen sahen, den Namen Johannes Herbeck wird er feiern für und für. Und jedes Blatt seines Werkes wird ein Ruhmesblatt sein für den Mann, dessen Standbild dann einem Wiener Platze zur Ehre gereichen wird, für den Mann, zu dessen Grabe die Spätergeborenen pilgern werden!

Biographische und kritische Notizen über H. sind sehr reichhaltig, aber in allen Wiener Blättern zerstreut, das Beste bieten unstreitig L. Speidels Besprechungen seiner Werke und Leistungen und dessen Bemerkungen nach Herbecks Tode. (Wiener Fremdenblatt.) Die Sammlung seiner Correspondenz, wie eine des Vaters würdige Biographie steht von dessen Sohne Ludwig zu erwarten. Die frischen und reizvollen Lieder Herbecks wünschte man längst gesammelt zu finden, es wäre ein schönes Denkmal des dahingegangenen Meisters, über dessen Monument man sich bisher nicht zu einigen vermochte. Adalbert Horawitz.

Herberger: Theodor H., Archivar in Augsburg, wurde am 15. Februar 1811 zu Ottobeuren in Schwaben geboren. Trotz der kärglichen Verhältnisse, mit denen er von Jugend an zu kämpfen hatte, setzte er es doch durch, die wissenschaftliche Laufbahn einzuschlagen. Nachdem er 1829 das Gymnasium zu Kempten absolvirt hatte, trieb er an der Universität München philosophische und geschichtliche Studien, deren Fortsetzung ihm nur dadurch möglich war, daß er vom Frühjahr 1832 an im Hause des Grafen Joseph Taufkirchen-Hohenburg als Erzieher sich seinen Unterhalt verschaffte. 1834 gab er diese Stellung wieder auf, um ungestört sich weiter bilden zu können und dann seit 1838 den Versuch zu wagen, durch schriftstellerische Production sich eine Lebensstellung zu erringen. In jener Zeit mag er wol das Drama „Lykurg in Delphi" geschrieben haben, von den übrigen Arbeiten ist nichts bekannt. Als ein Erfolg dieser Bemühung ist es anzusehen, daß die Stadt Augsburg am 1. December 1843 ihm die Verwaltung ihres seit langer Zeit sehr vernachlässigten Archivs übertrug, ein Verdienst, das sich hauptsächlich der I. Bürgermeister Carron du Val erwarb, indem er die dringende Nothwendigkeit erkannte, diese Schatzkammer in die Hände eines wissenschaftlich gebildeten Mannes zu legen und diese Maßregel der vorgesetzten Behörde gegenüber verfocht. Denn diese regte die Frage an, ob nicht die Geschäfte eines Archivars durch einen „Registratur- oder Canzleigehilfen" nebenbei besorgt werden könnten, indem sie hervorhob, daß „die Remunerirung von Geschichts-

forschern außer dem Bereich des Communaletats liegt.“ Auf diesem für ihn ganz wie geschaffenen Arbeitsfeld entfaltete H. eine anerkennenswerthe Thätigkeit. Seinem Eifer gelang es bald, sich die Herrschaft über die im Archiv niedergelegten Schätze anzueignen, und soweit es sich um Augsburger Geschichte handelte, „ein lebendiges Nachschlagelexicon“ zu werden, was der Wissenschaft sogar weit über die Grenzen Deutschlands hinaus zu gute kam. Er selbst veröffentlichte eine Reihe von Abhandlungen, zumeist in den Jahresheften des historischen Vereins von Schwaben und Neuburg. Wenn er zu umfassenderen Darstellungen, die er vorhatte, wie ein Augsburger Urkundenbuch, die Reformationsgeschichte Augsburgs ꝛc., trotz großartiger Vorarbeiten nicht gekommen ist, so war daran nicht sein Bienenfleiß Schuld, von dem heute noch eine Unzahl im Archiv aufgestapelter Excerpte, Urkundensammlungen, Regesten und fast vollendeter Abhandlungen zeugt, sondern eine ihm eigne Befangenheit und Schüchternheit gepaart mit einer gewissen unruhigen Hast, die sich von Nebenbeobachtungen und seitwärts einschlagenden Fragen von der Hauptarbeit abziehen ließ, eine Erscheinung, die bei Historikern nicht einmal zu den Seltenheiten gehört. So verflog denn rascher als dienlich war das erste Feuer und damit der Muth und die Entschlossenheit, den Weg bis zum Ende zu gehen. Daher kam es auch, daß es fast immer der energischen Einsprache und Förderung seiner ihn wegen seines ehrenhaften Characters und großen Wissens verehrenden Freunde bedurfte, die zuweilen sogar zur List ihre Zuflucht nehmen mußten, um es dahin zu bringen, daß selbst fertige Arbeiten im Druck erschienen. Unter diesen zeichnen sich besonders diejenigen aus, welche sich auf die Kunst- und Gewerbegeschichte Augsburgs beziehen. Seiner Anregung verdankt auch Augsburg zumeist sein stattliches Museum. Die k. Akademie der Wissenschaften hat ihn in die Reihe ihrer Mitglieder aufgenommen, eine wohlverdiente Anerkennung seiner gewissenhaften Thätigkeit, um derentwillen er sowol in Augsburg als bei der Gelehrtenwelt in hoher Achtung stand. Sonst war ihm das Schicksal nicht zu günstig, und wer weiß, wie viel ihm die Noth des Lebens an der vollen Ausführung seiner Pläne Abbruch that. Andauernde Nachtarbeiten führten Schlaflosigkeit und ein schweres Gehirnleiden herbei, bis er dieser Qual am 5. December 1870 erlag. Von seinen historischen Abhandlungen und Publikationen sind zu nennen: „7 Briefe von Luther, Melanchthon und Gustav Horn an Augsburg“. 1846, „Die S. Jakobs-Pfründe in A.“ 1848 (?), „Konrad Peutinger in seinem Verhältniß zum Kaiser Maximilian I.“ 1849/50, „Kaiser Ludwig der Bayer und die treue Stadt A.“ 1851/52, „Augsburg und seine frühere Industrie“. 1852, „Die in neuester Zeit im Kreise Schwaben und Neuburg aufgefundenen kleineren Alterthümer, ferner: ein Holzschnitzwerk aus dem Ende des XV. Jahrhunderts Christus als Welterlöser.“ 1855/56, „Das Batfeld und Burgfeld in der Pfarrei Ehingen“. 1857, „Die ältesten Glasgemälde im Dome zu Augsburg“. 1860, „Sebastian Schertlin von Burtenbach und seine an A. geschriebenen Briefe“. 1852.

Sein Nekrolog: 35. Jahresbericht des hist. Kreisvereins im Regierungsbezirk von Schwaben und Neuburg, erschienen 1872. Wilh. Vogt.

Herberger: Valerius H., lutherischer Prediger, Erbauungsschriftsteller und Liederdichter des 16—17. Jahrh., geb. am 21. April 1562 zu Fraustadt in Großpolen (jetzt preuß. Regierungsbezirk Posen), Sohn eines Kürschners, studirte in Frankfurt a. O. und Leipzig Theologie, wurde 1584 Lehrer, 1590 Diaconus, 1598 Pfarrer in seiner Vaterstadt und starb daselbst, auf der Kanzel vom Schlag gerührt, am 18. Mai 1627. Seine Wirksamkeit fällt in die Zeit der religiösen Wirren und confessionellen Kämpfe, die in Polen, trotz des 1570 abgeschlossenen Consensus Sendomiriensis und trotz der seit 1573 festgestellten pax dissidentium,

unter der Regierung des Jesuitenkönigs Sigismund III. (1587—1632) wieder begannen. Als die zu Sendomir geschlossene Union zwischen Lutheranern und Reformirten von eifernden Lutheranern bedroht und von einer Synode zu Thorn 1595 nur mit Mühe festgehalten wurde, gehörte H. zu den zwar entschiedenen, aber persönlich friedlichen und duldsamen Vertretern des lutherischen Bekenntnisses. Und als die von den Jesuiten geförderte römische Gegenreformation den evangelischen Gemeinden ihre Kirchen wegnahm, — als auch in Fraustadt die seit 1555 dem evangelischen Gottesdienst eingeräumte Stadtkirche durch richterlichen Spruch den wenigen neueingewanderten Katholiken zugesprochen wurde: da war es Herberger, der seine lutherische Gemeinde zur Erbauung eines neuen kleinen Kirchleins veranlaßte, das am 25. Decbr. 1603 eingeweiht und von ihm „Kripplein Christi" genannt wurde. Durch diese Gründung einer evangel. Diasporakirche wie durch andere noch heute bestehende wohlthätige Stiftungen (die Kästlein Lazari, die Brotschüler ꝛc.) hat er seinem Namen ebenso ein gesegnetes Gedächtniß gestiftet wie durch die zahlreichen Schriften, zu denen er trotz seiner angestrengten Pastoralthätigkeit immer noch Zeit fand. Die bekanntesten derselben (zum Theil in unserem Jahrhundert wiederholt neu aufgelegt) sind: 1) seine drei Predigtbücher unter dem Titel „Evangelische Herzpostille", „Epistolische Herzpostille" und „Geistreiche Stoppelpostille", 2) seine „Magnalia Dei s. de Jesu Scripturae nucleo et medulla, erbauliche Betrachtungen über die alttestamentlichen Bücher Mose, Josua, Richter, Ruth", 3) „Passionszeiger", 4) „Trauerbinden d. h. Leichenpredigten in 7 Theilen", 5) „Erklärung des Buches Sirach in 95 Predigten", 6) „Psalterparadies, Erklärung der Psalmen 1—23", fortgesetzt von seinem Sohn und Amtsnachfolger Zacharias H. Bekannter noch als alle diese Predigten und Schriften, die durch ihre Originalität, Schriftmäßigkeit, Herzlichkeit, aber auch durch ein Uebermaß spielender Allegorik sich auszeichnen, ist das einzige geistliche Lied, das H. gedichtet hat und das in zahllose evangelische Gesangbücher übergegangen ist: „Valet will ich dir geben du arge falsche Welt ꝛc.", verfaßt 1613 während einer in Fraustadt wüthenden Pest, in den Anfangsbuchstaben der Strophen des Verfassers Namen enthaltend. Durch dieses Lied wie durch seine Predigten und Schriften, aber auch durch seine ganze pastorale Wirksamkeit hat H. schon auf seine Zeitgenossen einen mächtigen Einfluß geübt und ist von den Einen als ein „zweiter Luther", von Andern wie ein Prophet und Wundermann gepriesen worden. Und auch in späterer Zeit ist sein Leben vielfach beschrieben, zuerst von S. Fr. Lauterbach, „Vita, fama et fata Val. Herbergeri." Fraustadt 1708, 2 Theile, II.; später von Witte, Uhse, Freyer ꝛc., neuerdings von Ledderhose 1851, Specht 1855, Döring in der Allg. Enc. Sect. II., Fr. Krummacher in Pipers ev. Kalender und in den Zeugen der Wahrheit IV, 239 ff., von Göschel und G. Plitt in der theol. R.-E. 1. Aufl. Bd. V, 2. Aufl. Bd. V, S. 790. Ueber seine Predigtmanier vgl. Schenk, Gesch. der deutsch-protest. Kanzelberedsamkeit, Berlin 1841, S. 45 ff.; Schmidt, Geschichte der Predigt, 1872, S. 86 ff.; über sein Lied s. die hymnologische Literatur von Wetzel, Schamelius, Richter, Koch ꝛc. Wagenmann.

Herbersdorf: Adam Freiherr von H., auf Kalsdorf. Geb. am 14. April 1585 zu Kalsdorf in Steiermark, Sohn Otto's Freiherrn v. H. und der Benigna von Lengheim. Von 1599 an studirte er zu Lauingen und zu Straßburg. Dann brachte er drei Jahre in der Umgebung der Söhne des Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg zu. Später erwarb er in dessen Gebiet das Gut Leublitz und wurde zum Pfleger von Beratzhausen bestellt. Nachdem Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm 1614 die Regierung angetreten hatte, wurde H., der wie jener zum Katholicismus übertrat, dessen Geheimrath und Statthalter im Herzog-

thume Neuburg, wo er die Herstellung des Katholicismus trotz dem Widerstreben der Landstände eifrig und nachdrücklich förderte. 1619 warb er für Herzog Maximilian von Baiern eine Compagnie, 1620 ein Regiment deutscher Kürassiere in den Jülicher Landen und führte dieselben als Oberst bei dem Kriegszuge gegen Oberösterreich. Nach der Unterwerfung des Erzherzogthums wurde er vom Kaiser Ferdinand II. und von Herzog Maximilian, dem das Land verpfändet ward, zum Statthalter ernannt, sowie bald auch zum Obersten zu Pferd und zu Fuß sowie zum kaiserlichen und bairischen Kämmerer und Rath. 1622 und 1623 stand er als Generalwachtmeister bei dem in Westdeutschland kriegenden Heere der Liga und führte während des Winters eine Zeitlang den Oberbefehl in Vertretung Tillys. Im Herbste 1623 kehrte er nach Linz zurück. Die Confiscationen, welche in den kaiserlichen Ländern verhängt wurden, benutzte er, um die Grafschaft Ort am Traunsee sowie die Herrschaften Pernstein und Buchheim in Oesterreich ob der Enns und die Herrschaften Tauschelin und Pittoveß in Böhmen zu erwerben. Auch die Herrschaft Schuzh in Steiermark kam in seinen Besitz. Vom Kaiser wurde er in den Grafenstand erhoben. Als Statthalter trat er den Adlichen Oberösterreichs, die der Regierung noch lange zu trotzen suchten, mit einer Entschiedenheit entgegen, die ihn gefürchtet und verhaßt machte. Den Bürgern und Bauern dagegen suchte er die sie treffenden Lasten zu erleichtern. Die zwangsweise Katholisirung des Landes widerrieth er dem Kaiser und als sie dennoch angeordnet wurde, war er bemüht, die Unterthanen durch Milde zu gewinnen. Sogar offenen Widerstand verzieh er anfangs. Als aber im Mai 1625 mehrere Gemeinden sich aufrührerisch zeigten, strafte er mit furchtbarer Strenge. Das trug wesentlich dazu bei, daß im folgenden Jahre eine allgemeine Empörung der Bauern ausbrach. Bei dem Versuche, dieselbe mit dem wenigen im Lande liegenden Kriegsvolke niederzuschlagen, erlitt er durch Hinterhalt eine vollständige Niederlage und wurde darauf von den Bauern, die das ganze Land in ihre Gewalt brachten, in Linz belagert. Drei Monate lang vertheidigte er die von Lebensmitteln und Kriegsbedarf entblößte, schlecht befestigte und schwach besetzte Stadt mit großem Geschick und Muth, bis ihn der Anzug kaiserlichen Kriegsvolkes befreite. 1627 erhielt er vom Könige von Spanien den Calatravaorden. Nachdem Oberösterreich 1628 aus der bairischen Pfandschaft gelöst worden, wurde er von Ferdinand II. zum Landeshauptmann und Geheimrathe ernannt. Bald darauf begann er zu kränkeln, wie erzählt wird, in Folge des Aergers, den er darüber empfand, daß Geldforderungen, die er an den Kurfürsten von Baiern stellen zu können glaubte, durch größere Gegenforderungen abgelehnt wurden. Am 11. September 1629 starb er zu Ort, ohne von seiner Gemahlin, Maria Salome, Freiin von Preising, der Wittwe des Reichserbmarschalls Veit von Pappenheim, Kinder zu hinterlassen.

Khevenhiller, Conterfet Kupfferstich II, 362 mit Bildniß; L. Gremmel, Geschichte des Herzogthums Neuburg und Archivalien. Stieve.

Herberstein: Adam H., Sohn des Freiherrn Karl von H. (aus der älteren österreichischen Linie dieses Geschlechtes) und der Elisabet von Trautson zu Matrey, war schon 1594 mit Rudolf II. auf dem Reichstage zu Regensburg und wurde dann Kämmerer des Erzherzogs Mathias, zu dessen nächsten Vertrauten er gehörte. Als sich nach dem Friedensschlusse von Szitva-Torok die Türken weigerten, die Bedingungen desselben zur Ausführung zu bringen, erhielt Adam eine wichtige Mission an die Pforte. Mit dem Agenten Johann Rimay und „stattlichem Accompagnament“ trat er am 8. Mai 1608 die Reise nach Constantinopel an, über deren Verlauf er nach seiner Rückkehr eine ausführliche Relation an K. Mathias gerichtet hat. Ueber zwei Monate verweilte er in

Constantinopel und verhandelte daselbst mit den türkischen Würdenträgern über die Rückgabe der festen Plätze Neuhäusel, Weißenburg, Waizen und Filek an Mathias, sowie über die Auslieferung von Gefangenen. Die Türken producirten einen anderen Wortlaut des Friedensvertrages als die Kaiserlichen, beschuldigten den christlichen Dolmetsch der Verrätherei und absichtlicher Friedensverhinderung und trachteten in ihrer sattsam bekannten Manier den Erfolg der österreichischen Gesandtschaft zu hindern. Endlich bequemten sie sich zwar zu der Feststellung eines authentischen Textes, verzögerten jedoch die Uebergabe der Abschrift derart, daß sich H. genöthigt sah, Constantinopel zu verlassen, nachdem man ihm die Vertröstung gegeben hatte, er werde den betreffenden Act in Ofen erhalten. Aber auch dort vermochte er in den vom 3. Januar bis 22. September 1609 ausgesponnenen neuerlichen Verhandlungen nichts Definitives zu erreichen. Bei der Krönung des Kaisers Mathias in Frankfurt 1612 fungirte Adam von H. unter den ersten Hofchargen, 1618 unternahm er eine zweite Gesandtschaftsreise nach Constantinopel, über welche mir jedoch keinerlei actenmäßige Nachrichten vorgekommen sind. Als nach Ausbruch der böhmischen Rebellion Mathias Thurn in Niederösterreich eingebrochen war und Laa belagerte, sandten die katholischen Mitglieder des Landtages drei Abgesandte zu Thurn, um über die Aufhebung der Belagerung mit diesem zu conferiren. Die Gesandtschaft bestand aus dem Freiherrn Adam von H., Christof von Puchheim und Weber. Nach der Bedeutung und den staatsmännischen Erfahrungen dieser drei Herren zu urtheilen, dürfte dabei H. die Führerrolle zugefallen sein. Thurn verlangte die Räumung Laas von kaiserlichen Truppen, versprach dagegen, die Stadt nicht selbst zu besetzen, sondern abzuziehen, sobald dieselbe durch Truppen besetzt sei, welche von den niederösterreichischen Ständen in Eid und Pflicht genommen wären. Die Gesandtschaft verstand es, die Verhandlungen derart auszudehnen, daß für Ferdinand Zeit gewonnen wurde, in der wenigstens einige der versprochenen Hilfsvölker Wien erreichen konnten. Nachdem die Gesandten zweimal zwischen Wien und Laa hin- und hergereist waren, schlossen sie endlich am 29. Mai im Namen des Erzherzogs und Königs von Böhmen den Räumungsvertrag ab. — Adam von H. tritt darnach im politischen Leben nicht mehr in den Vordergrund, wir finden ihn nur noch unter den Ständegliedern, welche im Jahre 1620 persönlich die Huldigung an Ferdinand leisteten. Die häuslichen und wirthschaftlichen Verhältnisse Adams scheinen nicht ungetrübt gewesen zu sein, er sah sich genöthigt, seine Güter Gänserndorf und Treßdorf an seine Gemahlin Magdalena Katharina, eine geborne Khuen von Belasy zu verkaufen, die als ausgezeichnete Landwirthin und Güterspeculantin bekannt war. Er starb am 4. März 1626 und ruht neben mehreren seiner Vorfahren in der Stiftskirche zu St. Dorothee in Wien.

Kumar, Gesch. d. Burg u. Familie Herberstein; v. Hormayr, Taschenbuch 1826; Ersch und Gruber, Encyclopädie (Sect. II. Bd. 6); Khevenhiller, Ann. VI. und IX.; Gindely, Dreißigjähr. Krieg, II. Bd.; Handschriftliches Material aus dem Gräflich Herbersteinschen Archive zu Graz. v. Zwiedineck.

Herberstein: Andreas (Andrä) von H., der Bruder Georgs und Sohn Ott's von H., Ahnherr der Andreanischen oder Marnfelser, jüngern Hauptlinie des Geschlechtes. Nach den Aufzeichnungen seines Enkels, Sigmunds von H., des berühmten Diplomaten und Rußlandfahrers in dem werthvollen „Familienbuche“ seines Geschlechtes, theilten die Brüder Georg und Andrä das väterliche Erbe im J. 1427, so zwar, daß jener zu seinem Sitze das Stammschloß Herberstein, dieser das zu Marnfels im damaligen österreichischen „Isterreich“ (Istrien) erwählte. A. erweiterte hier um ein Namhaftes seinen Güterbesitz, ebenso erwarb er Herrschaftsgut in Krain, um Laibach, in Steiermark, bei Unzmarkt und im Kärntnerlande um Gutenstein. 1428 vermählt mit Ursula von Teuffenbach und

Vater von zwei Söhnen und drei Töchtern geworden, hob er das Ansehen seines Hauses durch die Gunst, welche er bei Kaiser Friedrich III. (IV.) genoß. Dieser ernannte ihn zum Hauptmann zu Adelsberg (in Krain) und „am Karst". Sein letzter Wille datirt vom J. 1441, doch starb er jedenfalls viel später; er liegt in der Pfarrkirche zu Graz bestattet. Vormund der Kinder wurde der überlebende Bruder, Georg (II.). Er führte traditionell den Beinamen „der Glückliche".

Die betreffende allg. geneal. Lit. ü. d. Herbersteiner b. Wurzbach, biogr. Lex. 8. Bd. Wißgrill, Schauplatz des niederöstr. Adels IV. Bd. S. 252. Die maßgebendste Quelle über Andreas, das „Familienbuch" Sigmunds v. Herberstein nach dem Orig. h. v. Zahn. Wien 1868. 39. Bd. des Arch. f. K. oe. G. (u. i. Sep.-A.). Vgl. auch Kumar: Gesch. d. Burg u. d. Fam. Herberstein (1817), insbes. 2. Bd. (Wißgrill nennt Andreas irrthümlich den Stifter der „älteren" Hauptlinie.) Krones.

Herberstein: Bernhardin (Wernhardin) von H., Enkel des Stifters der älteren Herbersteinischen Hauptlinie, Georg (s. o. b. Andreas v. H.), Sohn des vierten Sprößlings, Friedrich, aus dessen zweiter Ehe mit Margaretha von Galler. Das Familienbuch seines Vetters, Sigismund, erzählt von ihm Nachstehendes: „Als Jüngling kam er an den Hof K. Maximilians I. und diente hier „wie andren Jung ainspennig" (d. i. als Inhaber eines Handpferdes). Diese hat man hin und her mit Mandaten, königlichen Befehlen und Briefen geschickt zu Fürsten, Grafen, Städten u. s. w., auf diese Weise gewöhnten sie sich an die Leute und lernten die Länder kennen. In dieser Zeit durchritt H. fast ganz Deutschland, zog mit dem Kaiser dem Könige von England zu Hülfe vor Terbona (Teruanne) und war in der Schlacht, da der König von Frankreich „in speisung" (bei dem Versuche, die Festung zu verproviantiren) geschlagen ward, im J. 1513. Aelter geworden, wollte er sich auch weiter versuchen und zog zu dem Herzog Erich von Braunschweig. Der hatte Kriege mit etlichen Grafen von Hoy in Friesland. Daselbst diente er auch etliche Zeit". — 1519, am 3. Febr., ehelichte er Katharina von Saurau, wurde 1527, den 24. Febr. zum Ritter geschlagen und erscheint 1527 1528 als Oberster des steierischen Kriegsvolkes in Ungarn und bei der Ausrüstung des Landesaufgebotes wiederholt betheiligt. Seit 1531 kam B. v. H. in den Pfandbesitz der Schloßherrschaft Fürstenfeld. B. starb den 10. März 1554 und hinterließ eine zahlreiche Familie: 9 Söhne und 5 Töchter. Eine der wichtigsten Urkunden für die Herbersteiner, Kaiser Karls V. Diplom vom 4. Januar 1522, hat insbesondere die kriegerischen Verdienste des Geschlechtes, voran Bernhardins v. H. in den Kriegen gegen Türken, Ungarn und Venetianer im Auge.

Literatur s. o. b. Andreas v. H., ferner auch Muchar, Gesch. d. H. Steierm. 8. Bd. Krones.

Herberstein: Ferdinand Leopold H., Graf, geb. 1695 als jüngerer Sohn des Grafen Wen. Eberhard aus der älteren österreichischen Linie des Herbersteinschen Hauses. Kaiser Karl VI. ernannte ihn zum niederösterreichischen Regimentsrathe und im Mai 1734 zum bevollmächtigten Minister am schwedischen Hofe. Der Hauptzweck seiner Sendung dorthin war: französischen Einflüsterungen entgegen zu wirken, welche dahin zielten, zu Gunsten Stanislaus' Schweden in die polnischen Wirren zu verwickeln, Irrungen im Norden oder im sächsischen Kreise zu erregen und durch all dieses dem Kaiser die Hilfeleistung seiner Bundesgenossen — namentlich Rußlands, Dänemarks, Preußens, Kursachsens, Kurbraunschweigs — zu entziehen. Im Sommer 1737 wurde er von seinem Posten abberufen und zum Obersthofmeister der Erzherzogin Maria Theresia, damals Herzogin von Lothringen und Großherzogin von Toskana, ernannt. In dieser

Stellung erwarb er sich die volle Gunst Maria Theresias, welche ihm auch nach ihrer Thronbesteigung mehrfache Beweise ihrer unveränderten Huld gab. Sie zeichnete ihn im Januar 1744 durch Verleihung des goldenen Vließes aus und ernannte ihn im selben Jahre zum Geheimen Konferenzminister. Erst 49 Jahre alt, starb H. am 25. Juni 1744 zu Karlsbad. Er zählte zu den vertrautesten Räthen der (damaligen Königin von Ungarn) Maria Theresia, die noch in einer mehrere Jahre nach seinem Tode verfaßten Denkschrift dankbar der treuen Dienste dieses „grundehrlichen und capablen“ Staatsmannes gedenkt. Seiner im J. 1721 geschlossenen Ehe mit Maria Anna Freiin von Ulm-Erbach entstammten vier Söhne und drei Töchter.

Mit Benutzung von Acten des k. und k. Haus-, Hof- und Staatsarchives in Wien. — Ersch und Grubersche Encyklopädie, Section II. Band 6. Seite 214. — Wurzbach, Biogr. Lexicon. Band 8. (Wien 1862.) S. 330. — Arneth (Alfred von), Geschichte Maria Theresias. Bd. 2. (Wien 1864.) — Arneth (Alfred von), Zwei Denkschriften der Kaiserin Maria Theresia (Wien 1871.) Felgel.

Herberstein: Georg Sigmund Frhr. v. H., Sohn des Freiherrn Sigmund Friedrich, Herrn von Lankowitz und Krems und der Maria Magdalena von Welz, 1594 geboren; seine Erziehung fiel daher in eine Zeit, in welcher sich die Confessionen in Innerösterreich auf das feindlichste gegenüberstanden. War die katholische Gegenreformation unter Bürgern und Bauern seit 1600 zwar zum Abschluß gebracht, so war der protestantische Adel doch noch immer so weit selbständig, daß er auf seinen Schlössern evangelischen Gottesdienst abhalten konnte; ja er behielt noch geraume Zeit die Majorität im Landtage und machte von derselben nicht selten ausgiebigen Gebrauch, indem er gegen die Religions-Patente der Regierung protestirte, Beschwerdeartikel in die Protokolle aufnahm und, wenn sich irgend eine Gelegenheit dazu ergab, die katholischen Mitglieder des Landtages demüthigte. Ganz eigenthümlich gestalteten sich die Familienverhältnisse in jener Zeit in Bezug auf das religiöse Bekenntniß; fast alle großen Familien des Landes waren in beiden Lagern vertreten, so daß es häufig sehr schwer wird, die ursprüngliche Religion einzelner Persönlichkeiten zu bestimmen oder anzugeben, wann diese oder jene wieder katholisch geworden ist. In der Familie Sigmund Friedrichs v. H. führte der Religionsstreit zu den traurigsten Erscheinungen, zu Haß und gegenseitiger Verfolgung der Geschwister. Georg Sigmund hatte sich der katholischen Partei angeschlossen und war rasch zu einflußreichen Hofämtern gelangt. Er wurde schon 1629 Kämmerer und Reichshofrath, bald darauf Obersthofmeister des Erzherzogs Leopold. Während seine streng lutherisch gesinnte Mutter in Folge der Ausdehnung der Gegenreformation auf den Adel in der Zeit des Restitutionsedictes als Exulantin nach Nürnberg zog, um dort in ihrem alten Glauben den Tod erwarten zu können (sie starb am 3. Juni 1642 im 88. Lebensjahre) trat Georg Sigmund 1631 in den Dominikanerorden ein, ward Provincial der Dominikaner zu Wien und geheimer Rath. Von 1659—60 finden wir ihn als kaiserlichen Gesandten zu Paris, 1663 war er für den Gesandtschaftsposten in Spanien designirt und sollte den Cardinalshut empfangen, er starb jedoch in demselben Jahre. Sein Porträt ist noch jetzt im Dominikanerkloster zu Wien zu sehen. Gegen die evangelisch gebliebenen Glieder seiner Familie trat Georg Sigmund mit der ganzen Verfolgungslust des Convertiten auf. Er hatte schon 1627 die verpfändete Herrschaft Lankowitz wieder eingelöst und seinem ebenfalls katholischen Bruder Christoph Moritz zum Genusse überlassen, später jedoch an Hans Christoph von Sturgkh verkauft, um zu verhindern, daß sie an die Nachkommenschaft seines evangelischen Bruders Otto Heinrich falle, der schon am 12. März 1634 ebenfalls als Exulant in Nürnberg gestorben war.

Es entspann sich ein langwieriger Prozeß um den Besitz von Lankowitz zwischen den Kindern Otto Heinrichs und dem Stifte Stainz, an welches diese Herrschaft mittlerweile durch Kauf gelangt war. Georg Sigmund konnte es noch erleben, daß die Ansprüche seiner Neffen 1662 vollständig zurückgewiesen wurden.

Kumar, Gesch. d. Burg und Familie Herberstein. Wien 1817. v. Hormayr, Hist. Taschenbuch 1826. Wurzbach, Biogr. Lexikon. „Norischer Christen Freydhöfe Gedächtnis ..... von einem Curieusen Liebhaber“, Nürnberg 1682. v. Zwiedineck.

Herberstein: Johann Karl H., Graf, geboren zu Graz am 7. Juli 1719 als vorletzter Sohn des Grafen Johann Ernst von H. (geb. am 5. Juni 1671, † 1746), wurde zu Ende des Jahres 1769 Coadjutor und nach des Grafen Petazzi am 28. November 1772 erfolgtem Tode wirklicher Fürstbischof zu Laibach am 5. December 1772. In dieser Würde that er sich durch seinen rückhaltlosen Eifer als entschiedener Anhänger der kirchlichen Reformen Josefs II. hervor. Rühmte einerseits der Kaiser den ergebenen Regierungsmann und toleranten Kirchenfürsten, den er in seinen Erlassen den übrigen Bischöfen der Monarchie als nachahmenswerthes Muster vorstellte, so erntete dieser andererseits die gehässigsten Angriffe der Gegner des Josefinischen Systems, die ihn mit Spott und Verläumdung verfolgten. Papst Pius VI. selbst ergriff die Gelegenheit, da er auf der Reise nach Wien bei H. am 16. März 1782 übernachtete, demselben offen die Mißbilligung über seine Haltung auszusprechen. Doch ließ sich H. auch dadurch keineswegs beirren. Dies geht namentlich aus seinem Hirtenbriefe vom Juli 1783 hervor, in welchem er seine kirchliche Gemeinde über die kaiserlichen Erlasse bezüglich der Toleranz, Klösteraufhebung, Ehe u. s. w. belehrt. Er stellt ferner die Grenzen der landesherrlichen, der bischöflichen und endlich der päpstlichen Gewalt fest und sagt u. A.: Die Macht aller Bischöfe sei gleich. Wohl sei der Papst als Nachfolger Petri der Erste unter ihnen. Doch habe sein Primat nur den Zweck, Spaltungen vorzubeugen und für die Einheit und Reinheit der katholischen Lehre zu sorgen. Er sei aber keinesfalls der allgemeine Bischof. In die Jurisdiction der anderen Bischöfe habe er sich nicht zu mengen. Die Mönchsorden seien keine göttliche Einrichtung, sondern nur eine menschliche Erfindung, dermalen sehr entartet und der Kirche entbehrlich. — Derartige Behauptungen waren allerdings nicht nach dem Sinne des Papstes Pius VI. — Als Josef II. seinen Liebling H. zum Erzbischofe von Laibach erhoben zu sehen wünschte, da bezeigte Pius VI. zwar die größte Bereitwilligkeit, den Wünschen des Kaisers bezüglich der Errichtung eines Erzbisthums zu Laibach mit zwei Suffraganbischöfen zu Gradiska und Zengg zu willfahren, weigerte sich jedoch entschieden, H. zum Erzbischof zu ernennen, um nicht durch diese Erhebung den Schein auf sich zu laden, als billige er die von diesem gelehrten Irrsätze. Vergebens versuchten Kaunitz und Hrzan zu vermitteln. Da Josef II. weder von Aufstellung eines andern Candidaten, noch von einem Widerrufe der beanstandeten Sätze Herbersteins etwas wissen wollte, so zogen sich die Verhandlungen resultatlos fort, bis der am 7. October 1787 erfolgte Tod Herbersteins sie plötzlich beendete.

Wurzbach, Biogr. Lex. VIII. (Wien 1862) S. 344—346 und die dort angegebene Literatur. — Brunner (Sebastian), Theol. Dienerschaft am Hofe Josefs II. (Wien 1868). — Brunner (Sebastian), Die Mysterien der Aufklärung in Oesterreich (Wien 1869). — Brunner (Sebastian), Der Humor in der Diplomatie. 2 Bde. (Wien 1872). — Hock und Bidermann, Der österreich. Staatsrath (Wien 1879). — Krones, Gesch. Oesterreichs. IV. (Berlin 1879) S. 497. A. V. Felgel.

Herberstein: Josef Franz Stanislaus, Graf v. H., am 13. Novbr. 1757 als Sohn des Grafen Johann Josef von H. (geboren am 25. Januar 1727, gestorben am 14. Februar 1809) aus dessen Ehe mit Marie Philippine Anna Freiin von Moltke geboren, erbte von seinem mütterlichen Großvater Namen, Wappen und Güter der Grafen von Moltke (1780). Gründlich wissenschaftlich gebildet trat er in den österreichischen Staatsdienst. Seine tüchtigen Arbeiten machten Kaiser Josef II. bald auf ihn aufmerksam. Nachdem er einige Jahre eine Rathsstelle bei der niederösterreichischen Landesregierung bekleidet hatte, finden wir ihn (seit 1798) als Hofrath bei der Hofkammer, der Finanz- und Commerzhofstelle, Ministerial- und Bancohofdeputation, später als Vicepräsidenten der genannten drei Finanzbehörden. In diesen Stellungen nahm er an den wichtigsten Berathungen und Verhandlungen zur Regelung der österreichischen Finanzen — namentlich in den Jahren 1810—1816 — thätigen Antheil. H. war auch wirklicher geheimer Rath und Kämmerer, Ehrenmitglied der Wiener Academie der bildenden Künste und wurde im J. 1816 mit dem goldenen Kreuze des vom Kaiser Franz I. gestifteten Civilehrenkreuzes ausgezeichnet. H. war vermählt (1810) mit Louise Gräfin Kolowrat. Er starb am 31. März 1816. — Sein Sohn Graf Otto von H.-Moltke — geboren am 27. Dec. 1811 — starb am 15. Sept. 1831 als Letzter des jüngeren Hauptstammes der Herbersteinschen Familie.

Wurzbach, Biograph. Lexikon, Theil 8 S. 346 ff. Felgel.

Herberstein: Leonhard (Lienhart) von H. († 1511). Den eigenen Aufzeichnungen des drittgeborenen Sohnes Sigismund von H. in dessen „Familienbuche" entnehmen wir Folgendes über diesen zweiten Begründer der Gütermacht und des Ansehens der Andreanischen oder jüngeren Herbersteiner Linie. Zu Wippach (im Görzer, nachmals Krainer Gebiete) geboren, gab er in jüngern Jahren dem Kaiser Friedrich III. zweimal das Geleite auf der Romfahrt, 1452 „als Knab" und 1469 als Dienstmann, welcher bereits 1465 die Jungfrau Barbara, Tochter Niklas des Burggrafen zu Lienz und zum Lueg (Niklas Lueger) zur Frau genommen hatte. Zwei Jahre vorher, 1463, als Venedig die Triestiner bedrängte und Kaiser Friedrich seiner Stadt Hülfe sandte, war auch L. v. H. unter dem Zuzuge und verlor durch einen Pfeilschuß die vorderen Zähne. „Er hat viel und groß Reiten vollbracht und wurde zu seiner Zeit für einen der besten Reiter gehalten" erzählt Sigismund. 1470 erhielt er die k. Pflegschaft Wippach, 1480, am 30. Sept. die Hauptmannschaft zu Adelsberg. Als der Krieg zwischen dem Kaiser und den Korvinen losbrach, ritt er von Wippach gegen Marburg in Einem Tage und kam hier mit seinen Pferden und Knechten um die Vesperzeit an; allerdings eine fast unglaubliche Leistung. In mannigfaltige Rechtshändel mit den Saurauern und Holeneckern verstrickt, die er auf dem Prozeßwege nicht fertig bringen konnte, starb der hochbetagte Siebenziger, wie ihn sein Sohn Siegmund nennt, den 22. Januar 1511 zu Graz, allwo er auch begraben ist. Er besaß außer Marnfels und den genannten Pflegschaften ein Freihaus in Triest, die Herrschaft Gutenhag in Steier als kaiserliches Lehen und nahm auch das Friaulsche Pordenone in Pacht. Er hinterließ 5 Söhne, unter denen Georg und Siegmund die namhaftesten wurden.

Literatur s. w. o. bei Andreas. Krones.

Herberstein: Siegmund, Freiherr von H., geb. am 23. August 1486 zu Wippach in Krain, gest. in Wien am 28. März 1566, Staatsmann und Historiker, hat über sein Leben und seine Zeit in seiner Selbstbiographie und seinen großen historischen Schriften ausführliche und höchst merkwürdige Mittheilungen gemacht. In seiner Kindheit war er so schwach, daß er von seinen Eltern nach dem Wallfahrtsort Loreto geschickt wurde; gesund zurückgekehrt, wurde er zuerst in Lons-

bach unterrichtet, wo er deutsch und slavonisch lernte, 1495 nach Gurk gebracht, wo er von dem Domherrn Weltzer treffliche Pflege und Unterricht erhielt, 1497 nach Wien. Schon drei Jahre später hatte er, trotz der Spöttereien seiner Standesgenossen, seine Studien soweit geführt, daß er Bakkalaureus wurde, und wahrte seinen Lehrern, besonders dem von ihm sehr gerühmten Georg Ratzensperger, treue Anhänglichkeit. Von Wien kehrte er nach Wippach zurück, besorgte für seinen Vater manche Angelegenheiten, versuchte 1509 die seinem Hause gehörige Herrschaft Mährenfels in Istrien, die mit allen daselbst gelegenen Besitzungen Maximilians an Venedig gefallen war, zurückzuerlangen, betheiligte sich in demselben Jahre in kaiserlichen Diensten an dem Feldzuge gegen Venedig und erwarb sich, besonders durch die Vertheidigung Mitterburgs großen Ruhm. Diesen Ruhm vermehrte er 1514, als er, mit der „Streitfahne" beehrt, die Festung Maran in Friaul entsetzte; zur Belohnung dafür wurde er von dem Kaiser zum Ritter geschlagen, zu seinem Rathe ernannt und zu einer Reihe von diplomatischen Aufträgen verwendet. 1516 ging er nach Dänemark, um den König Christian II. zu einer besseren Behandlung seiner Gemahlin Isabella, der Enkelin Maximilians zu bewegen, vollzog seinen Auftrag mit großer Kühnheit, wurde ehrenvoll behandelt, richtete aber nichts aus. Kaum zurückgekehrt, wurde er nach der Schweiz geschickt und unmittelbar darauf trat er seine erste große Reise nach Polen und Rußland an (1516—1518). Diese Gesandtschaft hatte den doppelten Zweck, das zwischen Maximilian und dem König von Polen geschlossene Bündniß durch eine Heirath zu befestigen und den Czar Wassilij Iwanowitsch gegen Polen freundlicher zu stimmen. Der erstere Zweck gelang vollständig (König Sigismund heirathete die Prinzessin Bona von Mailand), der letztere mißlang, denn die gleichfalls nach Moskau erforderten polnischen Gesandten, welche ihren König wegen der von diesem vorgenommenen Belagerung von Opotschka vertheidigen sollten, traten weit mehr als Ankläger denn als Vertheidiger auf, so daß statt eines besseren Einverständnisses nur größere Feindschaft die Folge der Unterhandlungen war. Der Werth der Herbersteinschen Reise aber besteht nicht in den etwaigen diplomatischen Erfolgen, sondern in den Berichten, welche der Gesandte über Rußland machte, Berichte, welche von Maximilian mit größtem Interesse stundenlang angehört wurden und welche auch heute noch großen culturhistorischen Werth beanspruchen. Die Reise war schwierig und gefahrvoll: von Krakau nach Wilna dauerte sie 21 Tage, von Wilna nach Nowgorod ebensolange (freilich forderte der Fuhrmann für die erstere Strecke einschließlich aller Nebenkosten nur 8 polnische Gulden), von Nowgorod bis Moskau mußte die Reise theils zu Pferde, wobei man den Entgegenkommenden ruhig die Pferde wegnahm, sobald man mit den seinigen unzufrieden war, theils zu Wasser gemacht werden. Als vor den Thoren Moskaus H. von den Beamten des Czaren willkommen geheißen wurde, mußte er den Gruß stehend anhören; so oft bei der Audienz der Name Maximilians ausgesprochen wurde, erhob sich der Czar; von Herbersteins Rede wollte der Dolmetscher nur zwei, höchstens drei Worte auf einmal übersetzen; bei der der Audienz folgenden Mahlzeit, die 4 bis 5 Stunden dauerte, wiederholte sich das Ehrenbezeigungen bekundende Aufstehen so oft, daß H. „ganz müde und machtlos in den Knieen" wurde; am Schlusse ließ der Czar den Anwesenden große Becher reichen und von Allen a tempo auf Maximilians Wohl austrinken. Auch sonst wurde H. glänzend bewirthet (er hat das Verzeichniß der Thiere und Vorräthe hinterlassen, welche täglich in seine Küche geliefert wurden); als er einmal selbst etwas einkaufen ließ, mußte er hören, daß man dies als Beleidigung auffaßte. Trotz der vorzüglichsten Behandlung, die man ihm gewährte, war man dennoch zurückhaltend; bei Anfragen und Erkundigungen mußte er sehr vorsichtig sein und begegnete

öfter, als ihm lieb war, ängstlichem Achselzucken und mißtrauischen Blicken. Am 18. November 1517 reiste er von Moskau ab und war am 20. Febr. 1518 wieder in Wien. Die folgenden Jahre brachten neue Ehren und neue Reisen. Im Auftrage der Landstände von Steiermark ging er über Italien (von Rom nach Barcelona brauchte er widriger Winde wegen drei Monate) zu dem neuen König Karl, wurde von diesem ausgezeichnet und kehrte über Südfrankreich und Norditalien in etwa 7 Wochen nach Villach zurück. Auch unter Karl V. und dessen Bruder Ferdinand blieb H. der zu diplomatischen Reisen gern verwendete Beamte; während der Jahre 1521—1525 wurde er nach Worms, Schwaben, den Niederlanden, Nürnberg, Böhmen, Ungarn geschickt. Er erhielt mannigfache Ehren, so die Berechtigung, das österreichische und castilische Wappen neben dem seinigen führen zu dürfen; 1523 heirathete er, aber seine Ehe blieb kinderlos. Von großer Bedeutung ist seine zweite Gesandtschaftsreise nach Rußland (1526, 1527), deren Veranlassung theils die Erwiderung der Gesandtschaft war, welche der Czar zur Beglückwünschung Karls geschickt hatte, theils der noch immer unerfüllte Wunsch, einen Frieden zwischen Polen und Rußland zu Stande zu bringen. Der König von Polen, der H. übrigens jetzt die 1000 Gulden auszahlen ließ, die er ihm früher für das Zustandebringen der Hochzeit mit der Prinzessin Bona versprochen hatte, war ursprünglich unzufrieden, da er die Einmischung der Deutschen in die polnisch-russischen Angelegenheiten für eine Beeinträchtigung seiner Souveränetätsrechte hielt, ließ sich aber besänftigen und nahm, nachdem aufs Neue polnische Gesandten nach Moskau gefordert worden waren, den durch Herbersteins Vermittlung auf 5 Jahre geschlossenen Waffenstillstand freudig an. So war diesmal Herbersteins Aufenthalt in Moskau, der vom 26. April bis 11. Novbr. dauerte (zur Hinreise brauchte er 3½ und zur Rückreise 3 Monate) sehr erfolgreich; auch diesmal fehlte es nicht an Ehren und an Seltsamkeiten. So fiel es bei der Audienz auf, daß die deutschen Gesandten keine Geschenke mitgebracht hatten; bei der Mahlzeit fragte der Czar den Gesandten vertraulich, ob er sich schon jemals den Bart habe scheeren lassen und bekannte auf dessen bejahende Antwort, daß auch er dies bei seiner zweiten Vermählung gethan habe; und bei dem Abschied beschenkte er ihn mit einem Hofkleide und den herrlichsten Pelzwaaren. Die Gelage, zu denen der Gesandte fast mit Gewalt genöthigt wurde, waren so unmäßig, daß er sich schließlich betrunken stellte, um nur davon zu kommen; Hasen-, Bärenhetzen und eine Falkenjagd wurden veranstaltet, an denen H. theilnahm; als er aber dem schwedischen Gesandten einen Besuch machen wollte, mußte er erst die Erlaubniß des Czaren erbitten und mußte auch bei seinen ferneren Besuchen die Anwesenheit russischer Dolmetscher dulden; doch waren diese stets bereit, ihm auf alle seine geschichtlichen, geographischen u. a. Fragen die gehörige Auskunft zu geben. Von seiner Reise kam H. krank zurück: er bedurfte der Ruhe und Pflege. Doch allzulange wurde ihm diese nicht gewährt, vielmehr mußte er in den nächsten Jahren mehrmals, theilweise in wichtigen Angelegenheiten, nach Böhmen, Ungarn, Polen und erhielt dafür die Freiherrnwürde bestätigt (1537). Wenige Jahre vorher hatte er sich auch (1532) an dem Kriege gegen die Türken betheiligt. Diese aber veranlaßten eine neue wichtige Sendung, nämlich zu dem Sultan (1541), der Ofen bedrohte und Ungarn verheerte. Auch diese Sendung, die von den Zeitgenossen als die gefahrvollste und bedenklichste angesehen wurde, theils wegen der Besorgniß, die man vor der türkischen Grausamkeit hegte, theils wegen der Furcht vor den Seuchen, die in Ungarn herrschten, wurde von H. mit Kühnheit unternommen, mit verständiger Einsicht und geschickter Benutzung der Umstände durchgeführt und mit Erfolg gekrönt, obwol die Opfer, zu denen man sich verstehen mußte, sehr beträchtlich waren. Die lange Reise und die Beschwerlichkeit

seiner Dienste legten ihm den Wunsch nahe, seine ferneren Lebensjahre in Ruhe zuzubringen und verschafften ihm auch ein dies verheißendes königliches Versprechen. Trotzdem wurde er, grade seiner Erprobtheit wegen, noch manchmal in Anspruch genommen, zu der Reise nach Polen, die auch in den folgenden Jahren gar häufig nöthig wurden, schien keiner geeigneter als er; erst im J. 1556 bekam er Ruhe. Aber vorher und nachher hatte es ihm an Aemtern, Ehren und Würden nicht gefehlt, die seine Thätigkeit vergrößerten, aber auch die Achtung bekundeten, welche er bei seinem Fürsten genoß: er wurde in den Kriegsrath berufen, war 1547 f. Commissarius bei dem Landtage in Wien und wurde (1556) als der Erste seines Geschlechts zum Erbkämmerer von Oesterreich und Erbtruchseß von Kärnthen erhoben. Die verhältnißmäßig große Muße, welche er seit seiner türkischen Reise genoß, benutzte er zur Ausarbeitung seiner Notizen. Sein Werk über Rußland: Rerum Moscoviticarum commentarii erschien in lateinischer Sprache zuerst Wien 1549, in der von ihm herrührenden deutschen Bearbeitung Wien 1557, wurde lateinisch zehnmal, deutsch siebenmal während des 16. Jahrhunderts aufgelegt und auch ins Italienische und Böhmische übersetzt. Es zerfiel in seiner ersten Gestalt in zwei Theile: erstens Moscoviae descriptio und Itinerarium, zweitens Chorographia, so daß Glareanus mit Recht von duo volumina sprechen konnte, aber durch diese Angaben viele Bibliographen irre führte. Das Werk ist ein historisch-geographisches, das aber nach einigen Abschnitten über Abstammung der Russen, über ältere Geschichte, in welcher ihm besonders die Klosterchronik Warlams als Quelle gedient hat, im Wesentlichen die Zeiten behandelt, welche H. selbst erlebt und die Zustände, welche er selbst mit angesehen oder über die er sich bei Zeitgenossen erkundigt hat. Er sieht scharf und genau, hat Interesse für Alles: Sitten, Gebräuche, Sprache, Religion, Verfassung und Regierungsform, Kriegswesen, Handel, geographische Eigenthümlichkeiten und berichtet schlicht und ohne Vorurtheile. Daher machte sein Werk, als eines der ersten, das über russische Zustände berichtet — über die Religion der Russen hatte eine Schrift des Wiener Bischofs Joh. Faber früher Mittheilungen gebracht — großes Aufsehen und verdient trotz mancher Fabeln und Seltsamkeiten noch heute große Beachtung. Sein Latein ist fließend und verständlich, frei von humanistischem Bombast, so daß er auch nur selten gelehrte Spielereien vorträgt, z. B. die Identificirung von Beresina und Borysthenes; sein Deutsch ist etwas schwerfällig aber lesbar. Seiner Darstellung hat er geographische Karten, Grundrisse von Städten und allerlei Abbildungen, z. B. eines Auerochsen, eines Bisunt, russischer Waffen und Geräthe u. a. beigegeben. Bei anderen Abbildungen spielt er freilich eine Hauptrolle: er hat sich in allen Lebensaltern und in allen Gewändern, die ihm von Fürsten verehrt worden, zeichnen und malen lassen und dafür gesorgt, daß alle diese Blätter auf die Nachwelt kämen. Ebenso begierig war er, das Lob, das ihm von Dichtern gespendet worden, einzuheimsen; seine Veröffentlichungen sind so voll von Lobgedichten, daß der alte Denis mit Recht sagen konnte: „nicht bald ist ein Mensch bei lebendigem Leibe so mannigfaltig in Schriften gefeiert worden, wie H.“ Er ließ sein Wappen abbilden und seine Titel dazudrucken, machte ein Verzeichniß der Könige, mit denen er gesprochen, und der Ehrengeschenke, welche er erhalten hatte. Solche Ehren verdiente er aber durch seine außerordentliche Begabung, seine diplomatische Gewandtheit, seinen unleugbaren Muth; er war ein vortrefflicher Redner, der lateinisch, deutsch, russisch, ungarisch, böhmisch und italienisch sprach; ein schöner stattlicher Mann, der den großen Strapazen seines Reiselebens wohl gewachsen war. Seine Selbstbiographie — die in Ofen 1805 von Kovachich edirt wurde, aber erst durch Karajans Veröffentlichung allgemeiner bekannt geworden ist — reicht bis 1553. Er schrieb sie wahrscheinlich bruchstückweise, auf Notizen gestützt, die er unmittel-

bar nach den Ereignissen niederzuschreiben pflegte und unterstützt von einem reichen zuverlässigen Gedächtniß. Sie ist natürlich auch Hauptquelle der vorstehenden Schilderung und gehört, wenn sie auch ohne besonderen künstlerischen Werth ist, ihres Inhalts wegen zu den anziehendsten und inhaltsreichsten deutschen Selbstbiographieen und Sittenschilderungen, die wir aus dem 16. Jahrhundert besitzen.

Vgl. Friedr. Adelung: Siegmund Freiherr von Herberstein, mit besonderer Rücksicht auf seine Reisen in Rußland geschildert. Petersburg 1818, wo die ausführlichsten Nachweisungen zu finden sind. Seine Selbstbiographie ed. Karajan in Fontes rerum Austriacarum, Abth. I, Bd. I, S. 67—396, Actenstücke bei Miklosich und Fiedler, slavische Bibliothek, Wien 1858, II, S. 63—92. Ludwig Geiger.

Herbert: Franz Paul, Freiherr von H., ward geboren zu Klagenfurt am 25. März 1759 als ältester Sohn des Michael von H., der 1759 die berühmte Bleiweißfabrik bei Klagenfurt begründete und von der Kaiserin Maria mit Diplom vom 28. Februar 1761 in den Freiherrenstand erhoben wurde. Es gelang Franz Paul v. H., der mit gediegener Fachbildung ausgerüstet, namentlich ein tüchtiger Chemiker war, eine ganz neue Methode bei Erzeugung des Bleiweißes aufzufinden. Dadurch hob er mächtig diesen Industriezweig und schuf, während er die von seinem Vater übernommene Fabrik erheblich vergrößerte und eine zweite im Lavantthale Unterkärntens neu gründete, den Herbert'schen Fabrikaten jenen europäischen Ruf, den sie gegenwärtig genießen. — Besonders hervorgehoben zu werden verdient seine begeisterte und aufopfernde Vorliebe für die kritische Philosophie und deren Begründer. Aus „Liebe zum Wissen allein" verließ er Ende 1790 seine große Fabrik und seine Familie, um in Jena selbst bei Reinhold Kant'sche Philosophie zu studiren. Dort wurden viele bedeutende Männer auf den geist- und charactervollen Mann aufmerksam. Die innigen Beziehungen, in welche H. zu Schiller, Reinhold, Erhard, Niethammer, Baggesen, Schuderoff, Schütz, Schmid, Mereau, Seidler, Hardenberg (Novalis), Brückner, Hederich, F. E. Paulus und anderen Anhängern Kant'scher Denk- und Lehrweise trat, blieben fortbestehen, auch nachdem H. im April 1791 Jena wieder verlassen hatte. Zahlreiche Briefe im schriftlichen Nachlasse Herberts geben hievon Zeugniß und bilden zugleich werthvolle Beiträge zur Geschichte der Denkweise damaliger Zeit. — Schiller nannte H. einen Mann „von gesundem Kopfe und eben so gesundem moralischem Character", Reinhold widmete ihm sein Werk „Ueber das Fundament des philosophischen Wissens" (Jena 1791) „zum Andenken der seligen Tage, die wir gemeinschaftlich im Streben nach Wahrheit verlebt". Als wahrer mit Rath und That stets hilfsbereiter Freund bewies sich H. gegenüber Erhard. Nicht minder freundschaftlich war sein Verhältniß zu Niethammer, den er im Mai 1794 beschwört, sein Talent dazu zu brauchen, „Kants Lehre klar und deutlich darzustellen", indem er beisetzte: „Von Ihnen allein — wird es abhängen, ob Jena noch der Tempel der Philosophie bleiben wird oder nicht. Denn aus Fichtes abstractem Vortrage kann keiner klug werden". — H. starb zu Triest am 18. März 1811.

Wurzbach, Biogr. Lexikon. Theil 8 Seite 348 ff. und die dort angegebene Litteratur. Felgel.

Herbert: Petrus H.: s. **Hubert**: Petrus H.

Herberts: Hermann H., freisinniger und frommer Theolog des 16. Jahrhunderts, welcher mehr oder weniger als Vorläufer der späteren Remonstranten zu betrachten ist. Er ward 1540 als Sohn katholischer Eltern zu Grol geboren, erhielt eine klösterliche Erziehung und trat zwischen 1560 und 1564 in das Kloster Burlo ein, wo er unter dem reformfreundlichen Prior Arndt Proeustynck

mit den Schriften Luthers bekannt und bald für die neuen Religionsansichten gewonnen wurde. Daher verließ er sein Kloster 1566 und erhielt die Pastorstelle der Gemeinde zu Winterswyk, mußte aber flüchten, als Herzog Alba in die Niederlande kam. Kurz nachher trat er als Prediger bei der reformirten Gemeinde zu Nieder-Wesel auf, und folgte 1577 einem Ruf an die Gemeinde zu Dordrecht, wo seine kraftvolle Beredtsamkeit großen Beifall fand. Umsonst versuchten die Gemeinden zu Antwerpen und Mecheln ihn zu sich zu ziehen; nur Gouda erhielt den trefflichen Prediger während zweier Monate leihweise, wie es in jenen Zeiten oft geschah. Diese besondere Auszeichnung aber, welche H. überall zu Theil ward, weckte die Eifersucht seiner Collegen, Heinrich van den Cornput und Servatius Naeranus; einige wenig bedeutende Lehrdifferenzen verursachten bald große Streitigkeiten, welche sich weiter ausbreiteten, seit H. es 1582 wagte, mit der Predigt über den Heidelberger Catechismus aufzuhören. Eine Unterredung mit seinen Collegen führte den Frieden nicht herbei, veranlaßte vielmehr seine Suspension, und, als er auf seiner Meinung beharrte, seine Entlassung. Schon vorher war er nach Gouda abgereist. Wiewohl er das Glaubensbekenntniß von Guido de Bres zu unterzeichnen sich weigerte und keine kirchlichen Zeugnisse vorlegen konnte, gewährte der Kirchenrath, unter Genehmigung der Stadtregierung ihm doch eine Predigerstelle; von der Gemeinde wurde er freundlichst empfangen und kräftig geschützt, als die Streitigkeiten sich ungeachtet seiner Entfernung von Dordrecht dort nicht beruhigten. Die Gegner warfen ihm vor, er habe seine Lehrsätze dem Schwenckfeldt, Coornhert und David Jorisz entlehnt, sei auch an des letzteren „Wonderboek“ betheiligt. Sie brachten daher seine Angelegenheit vor die Classe von Dordrecht. Als H. aber verweigerte, sich vor dieser Versammlung zu verantworten, rief man Prinz Wilhelm von Oranien zur Hülfe, welcher den Rathsherrn Adrian van der Myle zur Schlichtung der Zwistigkeiten nach Dordrecht abfertigte. Zwar wußte dieser einen Vergleich zu treffen, bei welchem H. bezeugte, er habe vielmals eine Abweichung von der Kirchenlehre und vom Catechismus bezweckt. Als aber der Kirchenrath zu Dordrecht ihm die Abendmahlsfeier verweigerte, scheiterte dieser Vermittlungsversuch ganz und gar und auch die Provinzialsynode, welche 1583 im Haag zusammenkam, bemühte sich umsonst um die Beendigung der Streitigkeiten. Vielleicht würde die Sache keinen weiteren Erfolg gehabt haben, wenn nicht 1584 von der Hand Herberts, zur Vertheidigung seiner Ansichten, eine „Corte verclaringhe over de woorden Pauli gescreven totten Romeynen Cap. II. vs. 28“, gedruckt bei Dierick Mullen erschienen wäre. Ein großer Sturm erhob sich von allen Seiten wider diese Schrift und die Provinzialsynode, welche 1586 zu Rotterdam stattfand, brachte die ganze Sache vor die Nationalsynode, welche im selben Jahre von Leicester im Haag berufen war. Sie sprach aber den Angeklagten jeder Unrechtgläubigkeit frei. Vielen genügte aber dieses Urtheil dennoch nicht, und als H. 1589 eine weitere Erklärung seiner Ansichten herausgab, wurde er 1590 von der Provinzialsynode im Haag suspendirt. Der Kirchenrath und die Stadtregierung zu Gouda schützten aber ihren Prediger kräftig und erlaubten ihm, ungeachtet seiner Suspension, mit predigen fortzufahren, weshalb es nicht zur Excommunication kam. Nach Herausgabe einer Parteischrift „Cort en waerachtigh verhael, waeromme de particuliere Synode van Zuid Holland het boek Hermanni Herberts, predikant ter Goude, genaemt Corte verclaringh over de woorden Pauli, Rom. II, als onsuyver ende schadelyck geoordeelt ende hem van het predikant gesuspendeert ofte opgeschorst heeft“, 's Hage 1592, welcher H. ein „Tegenbericht tegen een seecker boexken geintituleert: cort en waerachtigh verhael“, wie auch eine „Waerachtighe bescryvingh aller articulen ende poincten waermede Henrick van den Cornput en Servaes Janszoon, dienaren des Woords binnen Dordrecht

Hermannus Herberts, haren gewesenen mededienaer, van valsche leere beschuldicht hebben, waer benevens gevoeght is Hermanni antwoorde“, Gouda 1592 entgegengestellt hatte, beriefen die holländischen Staaten eine außerordentliche Synode nach dem Haag im August 1593, welche, auf Vermittlung Uitenbogaerts, Herberts' Suspension aufhob und seine Uebereinstimmung mit der Kirche aussprach. Umsonst versuchten einige Theologen die Streitigkeiten zu erneuern. H. lebte und arbeitete nun noch einige Jahre friedsam in der Gemeinde zu Gouda und † am 23. Februar 1607. Ohne Frage muß H. als Vorläufer der Remonstranten betrachtet werden, indem er keine für Alle verbindende Autorität des Glaubensbekenntnisses und des Catechismus anerkannte, eine freie Untersuchung der heiligen Schrift forderte, alle Autorität der Lehrmeinung verwarf und der reformirten Lehre von der Prädestination und der Zurechnung der Verdienste Christi nicht zustimmte. Mit großer Gelehrsamkeit und Schärfe trat er seinen Gegnern entgegen und es ist ihm eine gewisse Unbeugsamkeit nicht abzusprechen. Gleichwohl war das theologische Gezänk ihm sehr verhaßt und sein ganzer Eifer galt nur dem Streben nach einer wahrhaft lebendigen und praktischen Religion.

Van der Aa, Biogr. Woordenb. Glasius, Godgel. Nederl.; besonders aber H. C. Rogge im Kalender voor Protest. in Nederl. 1858, Bl. 140 ff. und die dort genannten Quellen. van Slee.

Herbich: Dr. Franz H., Arzt und Botaniker, geb. den 8. Mai 1791 zu Wien, † den 29. September 1865 zu Krakau. H. absolvirte das Gymnasium in Wien, trat 1809 als Unterarzt in den österreichischen Militärdienst und wurde 1818 Doctor der Medicin. 1820 begleitete H. die österreichischen Truppen nach Neapel, verweilte dort drei Jahre, sammelte sehr fleißig Pflanzen, bestieg den Vesuv siebenundzwanzigmal und kehrte 1824 nach Wien zurück. 1825 wurde er als Militärarzt nach Galizien versetzt, kam 1834 nach Czernowitz, verblieb dort nach seiner 1845 erfolgten Pensionirung bis 1856 und verbrachte die neun letzten Jahre seines Lebens in Krakau. Während seines mehr als dreißigjährigen Aufenthaltes in Galizien durchforschte H. die Flora dieses Landes, namentlich aber jene der Bukowina mit vielem Erfolge und veröffentlichte die Resultate seiner botanischen Untersuchungen namentlich in folgenden zwei Werken: „Selectus plantarum rariorum Galiciae et Bucovinae“ (1836) und „Stirpes rariores Bucovinae“ (1853). Dieselben sind für die genauere Kenntniß der Flora Galiziens von Wichtigkeit und sichern H. einen ehrenvollen Platz unter den Botanikern Oesterreichs.

A. Neilreich: Dr. Franz Herbich in Verhandl. d. k. k. zoolog. botan. Gesellschaft zu Wien. XV (1865) S. 963. Reichardt.

Herbinius: Johannes H., evangelischer Theolog in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Zu Pietschen in Schlesien als Sohn eines Rectors geboren — wann, ist ungewiß — studirte er zu Wittenberg Theologie und Philologie, erwarb sich daselbst die Würde eines Magisters der Philosophie und wurde bald nach vollendeten Studien in seinem Geburtsorte an seines Vaters Stelle Rector, wofür ihn die Universität Wittenberg empfohlen hatte. In gleicher Eigenschaft kam er 1661 nach Wohlau in Schlesien, wo verschiedene junge Edelleute, angezogen durch seine gute Lehrmethode, seines Unterrichtes sich bedienten. Doch verweilte er hier nur zwei Jahre, worauf er 1663 nach Bojanova in Großpolen sich begab mit der Absicht, daselbst eine evangelische Provinzialschule ins Leben zu rufen. Um vorerst die zur Erbauung eines Schulhauses erforderlichen Gelder zusammenzubringen, machte er verschiedene Reisen theils nach Wittenberg, theils nach Holland, sah sich aber nach seiner Heimkehr durch Streitigkeiten mit seinen evangelischen Glaubensgenossen veranlaßt, sein Schulamt in Bojanova niederzulegen und Rector der deutschen Schulen zu

Stockholm zu werden. Aber auch hier war seines Bleibens nicht lange, weil e 1674 nach Wilna in Litthauen als erster Prediger der lutherischen Kirche be rufen ward. Mit seinen dortigen Amtsbrüdern in Zwistigkeiten wegen de Flacianismus verwickelt, wurde er 1675 seines Amtes entsetzt, hielt sich hierau amtlos eine Zeit lang zu Königsberg und Danzig auf, bis er 1676 eine Pfarr stelle zu Graudenz erlangte, wo er jedoch schon 1679 (nach anderen bereits de 14. Febr. 1676, 44 Jahre alt) starb. Ein sehr gelehrter und um die polnisch evangelische Kirche wohlverdienter Mann „dignus melioribus fatis, nisi benig niorem fortunam inconstanti animo saepius irritasset“, machte sich H. durc viele Schriften bekannt, die zu ihrer Zeit in großem Ansehen standen. Auße einer Eloquentia academica, politica, domestica, einer „Oratio ad episcopo Daniae pro ecclesiis Poloniae“, „Carmina lyrica“ u. a. übersetzte er schon zu Pietschen Luther's kleinen Katechismus ins Polnische, dessen er vollkomme mächtig war und der lange Zeit bei den polnisch-evangelischen Gemeinden in Schlesien und Preußen in Gebrauch blieb und vielleicht noch jetzt ist. Ebens übertrug er mehrere deutsche Kirchenlieder in dieselbe Sprache, welche in den polnischen Gesangbuche (Brieg 1673) mit einem * bezeichnet sind und zu Wohlau gab er einen „Clavis ad facilitatem et usum logicae“ (Oels 1663) heraus, und zu Danzig wiederum ließ er die Augsburgische Confession in das Polnische übersetzt mit seinem neuverbesserten Katechismus (Danzig 1675) im Druck erscheinen. Seine letzte Schrift ist betitelt: „Religiosae Kijovienses Cryptae s. Kijovia subterranea“ (Jena 1675, mit Kupfern), worin die unterirdischen Gänge und Begräbnisse vieler Heiligen bei der Stadt Kiew beschrieben und erklärt werden und worin der Verfasser im zweiten Capitel sich bemüßigt sieht zu erweisen, daß diese Stadt nicht das alte Troja gewesen sei, auch denen widerspricht, welche behaupten, daß der Dichter Ovid hier im Exil gelebt habe.

Scheffler, Suecia literata. Witte, Diar. biogr. II. ad ann. 1676. Seelen, Bibl. Lubec. p. 64 ff. Sammlung von alten und neuen theolog. Sachen, 1729. S. 1099—1114. Jöcher II, 1525.

J. Franck.

Herbord: 1145—1168 Mönch im Kloster Michelsberg bei Bamberg, wo er der Schule vorstand, ein sehr gelehrter Geistlicher, der sich auch an Cicero's Schriften gebildet hatte und eine Biographie des Bischofs Otto von Bamberg (1103—1139) verfaßte, in sehr künstlicher Form, indem er zwei Zeitgenossen des Bischofs sich über diesen unterhalten ließ. Stilistisch ausgezeichnet, über einfache Berichterstattung sich erhebend, ist H. sachlich nicht so zuverlässig, wie seine Vorgänger und Quellen, eine gleich nach Otto's Tod verfaßte anonyme Denkschrift und die sehr gewissenhaft gearbeitete Biographie von seinem älteren Klosterbruder Ebo, welche H. viel benutzt hat, ohne ihn zu nennen. Lange besaß man nur eine aus beiden Werken zusammengesetzte Compilation, bis Giesebrecht 1865 Herbord's Dialogus in einer Münchener Handschrift entdeckte.

Beste Ausgaben von Jaffé, Bibl. Rer. Germ. V, 639—835. Uebersetzung von Hans Prutz, 1869. W. Wattenbach.

Herborn: Nicolaus H., Minorit, als Schriftsteller und Prediger einer der eifrigsten und heftigsten Gegner der evangelischen Bewegungen in Hessen und am Rhein in den Jahren 1524—1532. Er nannte sich Herborn nach seiner Vaterstadt in der jetzigen preußischen Provinz Hessen-Nassau, nach seinem Familiennamen hieß er Ferber, wie mit Sicherheit aus einem Briefe des Eobanus Hessus hervorgeht. Die Zeit seiner Geburt ist unbekannt, wahrscheinlich ist er ziemlich gleichzeitig mit Luther in den achtziger Jahren des 15. Jahrhunderts geboren. Auch seine Bildungsverhältnisse sind bis jetzt noch im Dunkeln. Die erste Erwähnung seiner Person findet sich in einer Notiz der Kölner Universitäts-

matrikel von 1512, die ihn als Mitglied der Observanten des Minoritenordens bezeichnet, der in Brühl, 2 Stunden von Köln, im Laufe des 15. Jahrhunderts unter besonderem erzbischöflichen Schutze ein Kloster gegründet hatte, während in Köln selbst bis dahin nur Conventualen des Ordens sich befanden. Später zu Anfang der durch Philipp von Hessen beförderten Reformation finden wir ihn als Guardian der Minoriten zu Marburg, wo er im Beginne des Jahres 1525 seinen Landesfürsten von der Reformation abmahnte (vgl. Eyn Sendtbrieff durch einen Guardian Barfüsser ordens zu Marburg mit namen Nicolaus Ferber, An den Christlichen Fürsten Philippen ꝛc. Vnd desselben Fürsten Christlich-antwort darauff, 1525, 4. Panzer's Annalen der älteren deutschen Litteratur, II, 414). Die merkwürdige Antwort Philipps findet sich bei Kuchenbecker, Analecta Hassiaca X, 393. Auf der berühmten Synode zu Homberg (October 1526) kämpfte H. mit seinem Ordensgenossen Lambert von Avignon, wo er sich seinem Gegner nicht gewachsen zeigte, und in Folge dessen das Feld räumte. (Aehnlich wie fast gleichzeitig der Minorit Corbach, nach seinem Familiennamen Heller zu Düsseldorf in einer Disputation mit dem sächsischen Hofprediger Myconius unterlag.) Herborn zog sich, nachdem er zu Werl, einer westfälischen Stadt, einen Protest gegen die Synode erlassen, nach seinem ehemaligen Kloster Brühl zurück, hielt sich aber meist in Köln in der senatorischen Familie Rinck auf, von wo er litterarisch den Kampf mit Lambert fortsetzte. Noch im December 1526 erschienen von H.: „Assertiones trecentae et viginti sex adversus Franc. Lamberti, exiticii monachi, Paradoxa impia in Hombergiana Hessorum congregatione proposita“, denen noch in demselben Jahre nachfolgten: „Assertiones aliae quibus excusatur Guardianus Marpurgensis, quod in Hombergiana congregatione disputare noluerit neque respondere Francisco Lamberto haeretico“. Unter dem 15. Februar 1527 antwortete Lambert von Marburg aus mit einer Epistola ad Colonienses, worin er den Hergang der Homberger Synode erzählt, und zum Schlusse den Wunsch ausspricht, daß die Stadt Köln endlich „das reine Wort Gottes annehmen“ möge (die Epistola findet sich u. a. in den Unschuld. Nachrichten auf das J. 1714, 30 ff.). H., der unterdeß zum Guardian des Observantenklosters zu Brühl erwählt worden war, antwortete ebenfalls mit einer „Epistola ad Coloniensem felicissimam urbem, qua hortatur eandem, uti pergat maiorum suorum inhaerere vestigiis, — — qua item paucis respondet impudentissimis Francisci Lamberti seductoris Hassiae, mendaciis“ (Köln, 1527 im November). H. widmete sich zu Köln mit großem Eifer dem Predigtamte — denn die Minoriten versahen die Predigt im Dom zu Köln, bis später diese Function an die Jesuiten überging — (die an dieser hervorragenden Stelle gehaltenen Predigten Herborn's sind zweimal gedruckt worden) Antwerpen 1533, und Paris 1593, aber es ist dem Referenten bisher noch nicht gelungen, dieselben wieder aufzufinden). Beachtenswerth ist die Nachricht des Humanisten Cäsarius in einem Briefe an den Freund Luther's Joh. Lang zu Erfurt (Krafft, Briefe und Documente, Elberfeld 1876, S. 157) daß H. in seinen Predigten im J. 1527 die Seelenmessen für die Verstorbenen und andere Mißbräuche öffentlich angegriffen habe, eine Nachricht, die der ehrliche Deutschherrnritter Graf Wilhelm von Isenburg in seiner Schrift: „Eine fer nützliche Warnung wider alle List des Teufels ꝛc.“ entschieden bestätigt: „damit aber ein Jeder wisse, daß dieser Mönch (H.) ein Verkehrer des Wortes Gottes ist, so kann ichs erweisen mit etlichen Hundert von der Gemeinde zu Köln, die seine Predigt gehört haben, daß er zum ersten, da er nach Köln kam, also christlich predigte, und lehrte uns Gnad und Hülf bei Gott dem Vater zu suchen, und bitten, durch Jesum Christum unsern Herrn, darum ward sein Lob von den Kaufleuten hin und wieder in die Lande geschrieben. Aber der Mönch blieb

finden ihn als Vertreter der Stadt bei dem Wormser Religionsgespräch (1541), auf dem Nürnberger Reichstag (1542), bei der Feststellung der Grenzen der Markgrafschaft Burgau und bei Verhandlungen wegen eines neueingeführten Zolles in München (1543), bei dem Schiedsgericht zwischen der Stadt Donauwörth und der Familie Fugger (1544), als Berather bei der Einführung der Reformation in Donauwörth (1545) und bei vielen anderen Anläßen. Wie groß sein Ansehen in der Stadt war, zeigt sich am besten darin, daß ihn Sebastian Schertlin „seinen Landesherrn" zu nennen pflegte. Seinen Höhepunkt aber erreichte H., als er in dem wichtigen J. 1546 das Bürgermeisteramt bekleidete. Schon seit dem Eintritt in den schmalkaldischen Bund hatte die Stadt die kaiserliche Ungnade zu fühlen bekommen. Sie wurde hineingezogen in die Unternehmungen gegen Heinrich von Braunschweig, die großen Geldopfer, die dadurch nöthig wurden, brachten H. zwar manche Anfeindung, vermochten seine Stellung aber nicht zu erschüttern. Auch jetzt, wo der Bruch mit dem Kaiser und die Kriegsgefahr immer drohender wurde, hielt die Bürgerschaft in ihrer großen Mehrheit zu ihm; Sorge für den evangelischen Glauben und reichsstädtisches Selbstgefühl bestärkte sie in ihrer Haltung. H. und Schertlin hatten die Zuversicht noch zu erhöhen vermocht, als sie am 16. August 1545 auf dem Frohnhof eine Musterung der Bürgerschaft hielten; H. selbst zog im Harnisch voran, sein Sohn, Georg Fugger und Jacob Adler trugen die Rennfahne; 3596 Mann zu Fuß und 470 zu Pferd betrug die kriegstaugliche Mannschaft. Schmähten auch die Gegner über das „von dem übermüthigen H. angestellte Kinderspiel", man ließ sich nicht irre machen; selbst im Augenblick der Entscheidung verhallten die warnenden Stimmen aus den Reihen der Geschlechter wirkungslos, obwol selbst Herbrot's patricischer College, der entschieden evangelisch gesinnte Hans Welser, gegen den Krieg war. Als nun (im Juli 1546) Schertlin's Zug gegen Füssen und die Eroberung der Ehrenberger Klause der Siegeszuversicht neue Nahrung zugeführt hatte, wagte sich der reichsstädtische Trotz noch kühner hervor; Schmähschriften gegen den Kaiser erschienen; ein Schützling Herbrot's, der Prädicant Bernhard Occhino, war darin am rührigsten. Aber nur zu bald erfolgte der Umschlag. Anfangs August war H. mit Welser zur Begrüßung der Fürsten in Donauwörth gewesen, am 15. August hatte er dem Kriegsrath zu Reichertshofen angewohnt und vergebens für eine energische Kriegsführung zu wirken gesucht; bereits im October sah die Stadt ihre Mannschaft wieder in ihren Mauern; Schertlin hatte sich schon durch die Feinde durchschlagen müssen; am 27. November hatten die Fürsten ihr Lager bei Giengen verlassen und die oberdeutschen Städte preisgegeben. Obwol der Muth der Bürger noch immer nicht gebrochen war, wurde Herbrot's Stellung jetzt eine äußerst schwierige. Während Anton Fugger sich in Eßlingen und Ulm bemühte, „einen christlichen leidlichen Vertrag" von dem Kaiser zu erhalten, fiel H. die schwere Aufgabe zu, der Bürgerschaft die harte Nothwendigkeit, sich zu fügen, klar zu machen. Viele waren für die äußerste Gegenwehr, die Prädicanten bestärkten sie; Schertlin, den Karls Haß besonders als Opfer ausersehen hatte, wollte nicht weichen. Als endlich nach langen Verhandlungen der unerbittliche Kaiser einen letzten Termin von 40 Stunden für die Annahme seiner harten Friedensbedingungen gesetzt hatte (bis zum 24. Januar), gelang es H., Schertlin, von dem man noch Tags zuvor einen Plan zur Vertheidigung der Stadt hatte ausarbeiten lassen, gegen das Versprechen völliger Schadloshaltung bei allen bevorstehenden Vermögensverlusten zum freiwilligen Abzug zu vermögen. Die Gesandten leisteten in Ulm die verlangte fußfällige Abbitte, die auf 150 000 Fl. endlich ermäßigte Strafsumme wurde gezahlt, indem Anton Fugger und H. der Stadt durch große Vorschüsse der Stadt zu Hülfe kamen, des Kaisers Kriegsvolk zog in die Stadt ein, deren Bedrängnisse sich mehrten, weil von allen Seiten die maßlosesten Entschädigungs-

ſprüche an ſie geſtellt wurden; aber beſonders drückend laſtete die Sorge wegen
Religionsfrage auf den Gemüthern, in der niemand dem Kaiſer traute. Als
n am 18. Juli 1547 der Cardinal Otto von Truchſeß, und zwei Tage
ter der Kaiſer ſelbſt eingezogen war, wurden wirklich mehrere Kirchen für den
holiſchen Gottesdienſt weggenommen, der evangeliſche offen von den Spaniern
höhnt; zuletzt mußten die Prädicanten froh ſein, daß ſie überhaupt noch
digen durften. Bald (19. Auguſt) hatte H. auch die ſchmerzliche Aufgabe
erfüllen, den von 400 Spaniern escortirten gefangenen Kurfürſten von
chſen nach Augsburg einzuholen. Aber das Schwerſte kam noch. In der
rausſicht, daß des Kaiſers Zorn noch in einem andern Blitzſtrahl über die
tzige Reichsſtadt ſich entladen werde, hatte H. ſchon während der Verhand-
ngen in Ulm alles aufgeboten, um zu verhüten, daß Augsburg der Sitz des
hſten Reichtags werde. Ihm bangte für die demokratiſche Verfaſſung der
adt. Ein am 18. Juni an ihm geübter Erpreſſungsverſuch, wo er, plötzlich
die kaiſerliche Pfalz citirt, nur gegen eine Bürgſchaft von 25 000 Fl. —
000 waren zuerſt verlangt worden, — loskam, beſtätigte ſchon, wie begründet
ne Befürchtung war. Als nun der Reichstag geſchloſſen, das verhaßte Interim
kündigt war — eine Maßregel, die noch der zünftiſche Rath vornehmen
ußte — wurden am 3. Auguſt plötzlich die Bürgermeiſter, der große und
ine Rath und angeſehene Bürger vor den Kaiſer citirt und ihnen nach einer
arfen ungnädigen Anſprache eröffnet, daß die bisherige Verfaſſung abgeſchafft
und dafür ein neues, rein patriciſches Stadtregiment eingeſetzt werde. Die
infte wurden aufgehoben, die Zunfthäuſer verkauft, der Erlös dem neuen Rath
ergeben. Auf Herbrot's Perſon war der Zorn des Kaiſers durch die Ge-
lechter beſonders gelenkt worden, jetzt nach ihrem Sturze machten ſie ihrem
affe noch durch Proceſſe gegen ihn Luft, in denen er jedoch vor den Gerichten
echt behielt. Dazu erſchienen ſchändliche Pasquille und Spottgedichte über
n. Sie vermochten ihm die Volksgunſt nicht zu nehmen. Ja ſogar in
iheren Kreiſen wußte er ſich zu halten, wie ſeine Ernennung zum Rath des
önigs Ferdinand, ſeine Erhebung in den Adelſtand und die glänzende Hochzeit
ines Sohnes in Wien mit einem Freifräulein von Hieburg zeigt. Auch für
ine politiſche Wirkſamkeit ſchien ſich noch einmal die Bahn zu eröffnen. Des
aiſers Deſpotismus, der durch ganz Deutſchland fühlbar war, ſteigerte auch in
ugsburg, wo das ſpaniſche Kriegsvolk übel hauſte, die Unzufriedenheit, die zum
ngrimm wuchs, je mehr auch der evangeliſche Gottesdienſt unterdrückt wurde.
Man ſah um ſo mehr zu dem bewährten Volksmann H. auf, der die Kühnheit
atte, die 1551 vertriebenen Prädicanten in ſeinem Hauſe noch einige Zeit zu
eherbergen. Als endlich die rückſichtsloſe Ausnützung ſeines Sieges dem Kaiſer
uch die bisherigen Freunde entfremdet hatte, und Kurfürſt Moritz mit ſeinen
Verbündeten gegen Tirol zog, konnten H. und ſein Freund Oeſterreicher, die
chon hinter dem Rücken des Raths mit dieſen verhandelt hatten, es wagen,
ffen für ſie aufzutreten. Als der Rath die Bürgerſchaft verſammelte und
um Widerſtand gegen die Fürſten aufforderte, erklärten die Beiden, ſie hätten
und wüßten keinen Feind, und die Gemeinde zeigte eine ſo entſchiedene und
rohende Haltung, daß der Rath die Unmöglichkeit, die Stadt dem Kaiſer zu
rhalten, erkannte und abtrat. Am 4. April 1552 ritten die Bundesfürſten in
ie Stadt ein; Kurfürſt Moritz nahm ſein Abſteigequartier bei H. Nun wurden
die Zünfte und die vor 1548 beſtandene Verfaſſung ſowie der evangeliſche
Gottesdienſt wiederhergeſtellt; H. ſah ſich wieder an der Spitze der Stadt als
Bürgermeiſter. Aber keiner der Patricier wollte ſein College ſein; mit Mühe
beſtimmte man endlich Anton Rudolf zur Annahme der Wahl. Jedoch das
Eingreifen der Fürſten in die ſtädtiſchen Angelegenheiten, ihre ſtarken Geldforde-

rungen, sowie die Weigerung der Geschlechter, einen Vertrag wegen Aufrechterhaltung der Zunftverfassung einzugehen, erschwerte Herbrot's Stellung sehr. Zudem wurde Schertlin, der jetzt rücksichtslos mit seinen Entschädigungsforderungen hervortrat, lästig. Als nun vollends der Passauer Vertrag kein Wort zum Schutze des zünftischen Regiments enthielt, sah man mit Bangen der Ankunft des Kaisers entgegen. Am 20. August erschien er; fünf Tage später wurde der ganze Rath abgesetzt, den Zünften ihr Gold, Silber und alle Baarschaft abgenommen, ihre Bücher und Register verbrannt, der Kaufleutestube ein Verweis ertheilt. Ein rein patricischer Rath trat an die Stelle. Hiemit war Herbrot's politische Rolle ausgespielt, aber auch die Lebenskraft der Stadt war gebrochen. Daß über die gefallene Größe sich die Schmähsucht wieder in Spottliedern und Pasquillen erging, kann nicht wundern, sagte man sich doch, daß es mit des Kaisers Einwilligung geschehen sei, als in der Nacht vor dessen Abzug Graf Jost von Zorn Herbrot's schönen Garten verwüstete und die Gebäude niederbrannte. — Für die Dauer war für H. in Augsburg kein Aufenthalt mehr. Er wurde pfalzgräflicher Rath und Pfleger in Lauingen, nachdem er sein Geschäft, in welchem er schwere Verluste erlitten hatte, 1557 den Söhnen übergeben hatte. Die Lage war damals noch keine ungünstige; 750 958 Fl. betrugen die Activa, 583 961 Fl. die Passiva. Da er sich aber nicht ganz von dem Geschäfte losgelöst hatte, aus dem er sich eine Rente von 3600 Fl. vorbehielt, hielten sich die Gläubiger an ihn, als gegen die Söhne, die schon länger in Geldverlegenheiten waren, 1562 auf der Frankfurter Messe vollends ein Sturm losbrach. Nur gering war die Ueberschuldung: 545 014 Fl. Activa gegen 554 623 Fl. Passiva. Dennoch konnte der alte H. kein Geld aufbringen; seine alten Augsburger Feinde sorgten dafür, daß er keins bekam. „Der Herbrot ist verdorben; sein Weib vor Leid gestorben; des freut sich jedermann“, so jubelte man dort in Spottliedern. Es wurde zuletzt ein Gantverfahren gegen ihn eröffnet, und da seine Söhne geflüchtet waren, der 74jährige Mann nach Neuburg in die Schuldhaft abgeführt. Dort starb er in einer Herberge am 21. April 1574. Die Prädicanten hatten ihm als Zwinglianer das Abendmahl verweigert; nicht einmal ein ehrliches Begräbniß wollte man ihm gestatten; mit Mühe erreichte es der Landvogt Ilsung, daß er in einem Winkel des Gottesackers am frühen Morgen beerdigt wurde. Noch nach seinem Tode tönte der Haß seiner Gegner in Spottliedern fort.

Theils die Schmähsucht der Zeitgenossen, theils die Befangenheit der späteren Zeitgenossen hat das Bild des merkwürdigen Mannes getrübt, dem erst die neueste Zeit Gerechtigkeit widerfahren ließ. Nachdem v. Liliencron in den histor. Volksliedern (IV. S. 573 ff.) ihn besser gewürdigt hatte, hat Hecker in der Zeitschr. d. hist. V. v. Schw. u. Nbg. I. 1. S. 34—98 und 3. S. 257—310 eine actenmäßige Schilderung seines Wirkens gegeben. Auf diesen Arbeiten und auf handschriftlichem Material der Lindauer Stadtbibliothek und der Bibliothek des hist. Vereins in Augsburg fußt das Vorstehende.
G. Mezger.

Herbst: Ferdinand H. (nach seinem Uebertritte zur katholischen Kirche nannte er sich Ferdinand Ignaz H.), Theologe, geb. am 20. Decbr. 1798 zu Meuselwitz in Sachsen-Altenburg, gest. am 11. Mai 1863 zu München. Er machte seine Gymnasialstudien in Altenburg, wo er mit dem Jenaer Kirchenhistoriker Karl Hase zusammen im Hause des Directors Matthiä wohnte und studirte 1818—22 Philosophie, Philologie und Theologie zu Leipzig, Jena und Erlangen. Er war ein eifriges Mitglied der Burschenschaft, wurde als solches 1821 mit Hase von Leipzig consilirt und schrieb zu Erlangen eine Vertheidigung der Burschenschaft, die 1823

ter dem Titel „Ideale und Irrthümer des akademischen Lebens in unserer
it" erschien. K. Hase gibt in seinen, auch unter dem Titel „Ideale und Irr-
ımer" 1872 veröffentlichten Jugenderinnerungen anziehende Berichte über sein
d Herbst's Studentenleben. Nach Vollendung seiner Studien wurde H. Hof-
ister im Hause eines Bankiers zu Augsburg, im Frühjahr 1824 aber als
heres Mitglied des „Jünglingsbundes" nach Altenburg abgeführt und zu vier
hren Zuchthaus verurtheilt. Er wurde indeß schon im Frühjahr 1826 wieder
gelassen, lebte einige Zeit in Altenburg, wo er einen religiösen Roman, „Die
gendfreunde", schrieb, und ging dann nach München, um, wie früher in Er-
ıgen, Schelling zu hören. Dort begann er die Herausgabe der „Bibliothek
istlicher Denker", worin er den Bekämpfern des modernen Unglaubens ein
nkmal setzen wollte: der erste Band, über Hamann und F. H. Jacobi, erschien
30 zu Leipzig, der zweite, über Lavater und Joh. v. Müller, 1832 zu Ans-
h. Am 2. Decbr. 1832 trat H. zur katholischen Kirche über; 1833 veröffent-
hte er „Die Kirche und ihre Gegner in den letzten drei Jahrhunderten, eine
holisch-christliche Bekenntnißschrift" und eine „Antwort auf das Sendschreiben
ıes Protestanten über die Kirche und ihre Gegner". Bald nach seinem Uebertritt trat
in das Seminar zu Freising. Im August 1834 wurde er zum Priester geweiht
d bald darauf zum Professor der Philosophie am Lyceum in Freising ernannt.
Die Philosophie und deren Studium. Zwei Vorträge am Lyceum zu Frei-
ıg", 1835). Da er es vorzog, in der Seelsorge zu wirken, wurde er 1837
ılfsgeistlicher, 1839 Chorvicar an St. Cajetan in München, 1840 Schulrath
r Oberbaiern, 1842 Pfarrer zu Giesing bei München; von 1848 bis zu
nem Tode war er Pfarrer in der Münchener Vorstadt Au. K. Hase sagt von
m in der Vorrede zu seinem „Handbuch der protestantischen Polemik": „Mein
bster Jugendfreund ist zur katholischen Kirche übergetreten und hat auch da eine
ırdige Bestimmung gefunden, jetzt hochverdient um Schulen und Wohlthätig-
tsanstalten. . . Es ist mir ein tiefes Leid gewesen dieser Uebertritt, und doch
ıben wir es vermocht, über den Abgrund hin, der sich dadurch zwischen uns
ıfthat, so oft sichs fügte, einander die Hände zu reichen und zu drücken."

Außer den schon genannten Schriften hat H. auch eine Reihe von praktisch-
eologischen, erbaulichen und Jugendschriften veröffentlicht, u. a. „Das Priester-
um. 1. Bändchen: Gespräche über die christliche Liebe", 1834; „Katholisches
exempelbuch oder die Lehre der Kirche in Beispielen aus der Geschichte des
eiches Gottes auf Erden und seines Gegensatzes in der Welt- und Menschen-
schichte", zwei Theile, 1839 (2. Aufl., durchgesehen von M. Stadlbauer,
340; 3. Aufl. in 5 Abth., 1847); „Geistliche Schriften", zwei Bändchen
.. Abendstunden, 2. Festpredigten), 1843. 44; „Die christlichen Schul-
üder des J. B. de la Salle", 1844; „Robinson der Jüngere, für
e kath. Jugend bearbeitet", 1846 (2. Aufl. 1861); „Lebensbilder aus
er Seelsorge" (in Verbindung mit anderen Geistlichen herausgegeben),
Theile, 1848; „Lesebuch für Schule und Haus", 1850 (2. Aufl. 1858);
Katholische Liebe und Treue. Christliche Lebensbilder für die reifere Jugend",
853; „Ausgewählte Denksprüche Jesu", 1858. Anonym veröffentlichte er
842: „Aus dem Leben eines Priesters". (Die Aufsätze über „Die Verdienste
er Mauriner um die Wissenschaft" in der Tübinger theologischen Quartal-
hrift 1833. 34 sind nicht, wie mehrfach angegeben wird, von ihm, sondern
on Prof. J. G. Herbst in Tübingen). — 1834—35 gab H. die religiöse Zeit-
hrift „Eos" heraus, 1840—41 die „Gottesgabe. Sammlung zeitgemäßer
chriften und Berichte für Religion und Kirche"; 1833—41 redigirte er die zu
ugsburg erscheinende „Sion", erst allein, dann mit Anderen, 1851 die „Glocken-
ne, Sonntagsblatt für Katholiken mit besonderer Rücksicht auf Armenpflege".

S. Knoll, Dr. F. J. Herbst, ein Lebensbild, 1863. Rosenthal, Convertitenbilder, 1. Bd. 2. Abth. 2. Aufl., 1871, S. 61 ff. Kehrein, Lexikon der kath. Dichter rc. 1872, S. 149.

Reusch.

Herbst: Johannes H., Buchdrucker in Basel 1508—1568 siehe unter **Oporinus**.

Herbst: Johann Andreas H., auch Autumnus genannt, gehörte in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts unter die angesehensten Musiker. Nach seinem 1635 gestochenen Bilde, als Musikdirector in Frankfurt am Main, war er 1588 in Nürnberg geboren. Dort wird er auch seine wissenschaftliche Bildung sich erworben haben, die sich noch um 1613 nur nebenbei auf Musik erstreckte. Unsere bedeutenden Musiker der älteren Zeit waren meist Studirte, welche als Lehrer an höheren Schulanstalten ihren Lebenslauf begannen und erst später Musikdirectoren und Capellmeister wurden, nachdem sie sich einen Ruf als Komponist erworben hatten. So auch H., obgleich man ihm die Thätigkeit im Lehrfache nicht direct nachweisen kann; aber in seiner im Jahre 1613 in Nürnberg herausgegebenen ersten Sammlung deutscher Lieder zu 5 Stimmen (Exemplar auf der königl. Bibliothek zu Berlin) spricht er in der Dedication an die Herzöge von Württemberg über seine musikalischen Leistungen in einem sehr bescheidenen Tone: er möchte dieselben nicht denen der bekannten Musiker gleichgestellt sehen, sondern nur als einen Versuch in der Composition. Danach möchte man also schließen, daß er damals noch nicht Musiker vom Fache war. Dennoch beweist der auf der Rückseite des Titelblattes befindliche Canon zu 4 Stimmen, daß H. in den Künsten des strengen Contrapunktes wohl erfahren ist. Ums J. 1619 bezeichnet er sich dann aber auf dem Titel eines Hochzeitsgesanges (königl. Bibliothek zu Berlin) als einen Musiker in Nürnberg und auf einem Gesange zum neuen Jahre, den Bürgermeistern in Frankfurt a. M. 1621 gewidmet, lesen wir, daß er die Stellung eines Capellmeisters beim Landgrafen zu Darmstadt angetreten hat (Exemplar ebendas.). Auf einem anderen Neujahrsgesange aus dem J. 1637 ersehen wir, daß er städtischer Kapellmeister in Nürnberg geworden ist. Hier scheint er sich mehr der Lehrthätigkeit im Musikfache gewidmet zu haben, denn seit 1642 gab er eine Reihe theoretischer Werke heraus, die in wiederholten Auflagen bis 1653 erschienen, während von Compositionen nur noch eine Reihe mehrstimmiger Kirchenlieder bekannt sind, deren v. Winterfeld im 2. Bande seines evangelischen Kirchengesanges (Beilg. S. 5 ff.) vier veröffentlicht und andere vier Schöberlein im Schatz des liturgischen Chor- und Gemeindegesangs. Um 1653 war er städtischer Kapellmeister in Frankfurt a. M. und lebte noch um 1660. Seine Verdienste sind weniger in seinen Compositionen zu suchen, als in seinem regen und strebsamen Wirken für die Kunst, hier als Lehrer, dort als Dirigent. Ueber seine Lehrthätigkeit gibt ein Artikel in den Monatsheften für Musikgeschichte 1878 S. 100 Auskunft (die in den Lexika's angegebenen von den obigen abweichenden Daten beruhen auf Irrthümern).

Rob. Eitner.

Herbst: Dr. Johann Georg H., geb. in Rotweil den 13. Januar 1787, † als Professor der Theologie an der kathol. theologischen Facultät und Oberbibliothekar zu Tübingen den 31. Juli 1836. Nach vollendeten Gymnasialstudien trat er in das Benediktinerstift Stift St. Peter auf dem Schwarzwald. Nach Aufhebung dieses Stiftes bezog er 1806 die Universität Freiburg. Dort widmete er sich, unter dem Domcapitular Dr. von Hug, besonders den orientalischen Sprachen und den biblischen Wissenschaften. Im Herbst 1811 trat er in das Priesterseminar zu Meersburg. Nach Errichtung einer theologischen Facultät in Ellwangen wurde er dorthin als Repetent berufen. Mit der Anstalt siedelte

er, als Professor, im Jahr 1817 nach Tübingen über. Er war bis an seinen Tod ein eifriger Mitarbeiter an der seit 1819 bestehenden theologischen Quartalschrift. Viele seiner dort veröffentlichten Abhandlungen sind den alten Synoden gewidmet. Nennenswerth ist seine in Gmünd erschienene: „De Pentateuchi quatuor librorum posteriorum auctore et editore commentatio". Er gehörte zu den Anhängern des edeln Wessenberg.

Ruckgaber, Geschichte der Frei- und Reichsstadt Rottweil. Wolff.

Herchenhahn: Joh. Christian H., geb. zu Koburg den 31. Mai 1754, † zu Wien d. 23. April 1795. — Zunächst gewahren wir den jungen Rathsherrnsohn, den Neigung und Geschick für die Laufbahn des Juristen, Diplomaten und Geschichtschreibers ausersah, zu Erfurt im Hause seines Schwagers J. G. Meusel, der an der Universität daselbst Professor war, und bald darauf (1777—79) zu Jena den akademischen Studien obliegen. 1779 gerieth H. als Erzieher nach Wien und fand in dem Hause des Reichshofrathes Braun einen für seine Zukunft günstigen und entscheidenden Ausgangspunkt, indem er in Kreise eingeführt wurde, von welchen sich eine Förderung seiner Zukunft erwarten ließ. Die Uebernahme der Redaction der „Wiener Realzeitung", eines wichtigen Organes der Josephinischen Aufklärungspartei, war (1784) allerdings nur eine Lebensepisode, aber nicht belanglos. Die diplomatische Carrière begann H. 1789 als Legationsrath für Sachsen-Meiningen und Schwarzburg-Rudolstadt; bedeutender war der Anlauf in dieser Richtung, als H. 1772 zum Reichshofrathsagenten ernannt wurde. Ein früher Tod riß den begabten und thätigen Mann schon mit 41 Jahren aus dem Leben. Herchenhahn's litterarische Arbeitskraft darf ebensowenig unterschätzt als ihre Leistungen kurzweg vergessen werden. Seine erste selbständige Monographie: „Geschichte Oesterreichs unter den Babenbergern aus Quellen und quellenmäßigen Schriftstellern" (Leipzig 1784) mag mit Fug und Recht als veraltet gelten; immerhin zeigt der Verfasser darin die richtige Einsicht von der Nothwendigkeit des Quellenstudiums, wie mangelhaft darin auch seine eigenen Leistungen sein mögen. Brauchbarer ist noch immer seine „Geschichte Kaiser Josephs I." (2 Bde. 1786. 1789). Untergeordneteren Ranges ist „Die Belagerung von Belgrad unter Anführung des Prinzen Eugen. Eine Gallerie histor. Gemälde", Leipzig 1788. Dagegen behauptet die „Geschichte Albrechts von Wallenstein, des Friedländers" (Altenburg 1790—1791) ihren litterarhistorischen Platz in der Wallensteinfrage, und das letzte Werk aus Herchenhahn's Feder: „Geschichte der Entstehung, Bildung und gegenwärtigen Verfassung des kaiserlichen Reichshofrathes, nebst der Behandlungsart der bei demselben vorkommenden Geschäfte (3 Bde., 1792—1793, Mannheim) ist noch immer die einzige maßgebende Monographie über eine der wichtigsten reichsamtlichen Institutionen habsburgischer Gründung.

Meusel, Gel. Lex. Oesterr. National. Encyclop. II. 561. C. Wurzbach, Biogr. Lex. 364. Krones.

Hercher: Rudolf H., Philologe, geb. 11. Jan. 1821 zu Rudolstadt, gest. 26. März 1878 zu Berlin. Sein Vater Johann Andreas H., ein lebhafter, vielfach angeregter Mann mit entschiedenem Zug zur Originalität, war Professor am Gymnasium zu Rudolstadt, zeitweilig Mitdirektor, später als Hofrath im Finanzfach thätig. 1830 trat H. in die unterste Klasse des Gymnasiums ein und bestand 1838 das Abiturientenexamen, blieb aber dem Wunsche des Vaters gemäß noch ein Jahr in der Heimath, indem er an einzelnen Lectionen der Prima theilnahm und sich in verschiedenen Gebieten, namentlich auch in deutscher Litteratur und Zeichnen weiterbildete. Englisch lernte er bei der Prinzeß Caroline von Bückeburg; im Lateinischen förderte ihn Obbarius, im Griechischen Sommer († 20. Juli 1846), der überhaupt auf seine ganze Studienrichtung

den größten Einfluß übte. Seit Ostern 1839 studirte er in Leipzig, wo er G. Hermann, noch mehr aber M. Haupt nahe trat; nach dreijährigem Aufenthalt daselbst bezog er 2 Semester die Universität Berlin und wurde dann, nachdem er zuvor in Jena promovirt hatte, Hauslehrer bei dem einzigen Sohn des oldenburgischen Bundestagsgesandten von Both zu Frankfurt a. M. (1844). In dieser Stellung blieb er über ein Jahr, brachte darauf ein halb Jahr bei Verwandten in Manchester und London zu und kehrte auf kurze Zeit nach Rudolstadt zurück. Von Ostern bis Herbst 1846 war er als Hauslehrer bei einer irischen Familie theils in Dublin, theils auf dem Lande, hielt sich hierauf noch einige Monate in England und vorübergehend in Holland auf und trat alsdann die ihm angetragene Collaboratur am Gymnasium seiner Vaterstadt an 1847; seine Beförderung zum Professor 1854 feierten die Schüler durch einen Fackelzug. Von Rudolstadt aus hatte er zu wissenschaftlichen Zwecken Paris auf einige Monate besucht; einjähriger Urlaub für eine Reise nach Italien, den er 1859 erhielt, wurde wegen einer Augenkrankheit, welche ihn in Rom befallen hatte, um ein Jahr verlängert. Mit reichem Ertrage von Anschauungen und von Material zu wissenschaftlichen Arbeiten kehrte er 1861 heim. Hatten schon vorher J. Bekker und G. Parthey, mit denen er in Rudolstadt bekannt geworden, in Berlin auf ihn aufmerksam gemacht, so kam jetzt die Empfehlung der römischen Freunde hinzu: bereits im Herbst 1861 wurde er als Professor an das Joachimsthal'sche Gymnasium berufen. Bald nach seiner Uebersiedelung nach Berlin wurde er Mitglied des deutschen archäologischen Instituts in Rom, 1865 Mitglied der Centraldirektion desselben; 1873 wählte ihn die Berliner Akademie der Wiss. zum ordentlichen Mitglied, als welches er seine Eintrittsrede am 2. Juli 1874 hielt, 1875 die Akademie in Petersburg zum Correspondenten. Paris besuchte er nochmals 1867, Ithaka und Korfu 1863. Drei Berufungen, darunter zwei nach kleineren Universitäten, lehnte er ab: fühlte er doch mehr und mehr, daß die geistige Lebensluft, welche die Kreise seines ausgedehnten freundschaftlichen Verkehrs durchwehte, ihm kaum anderswo ersetzt werden könne. Die ersten Männer der verschiedensten Wissenschaften und Künste zählten zu seinen Freunden; von Berliner Philologen Haupt und Bekker, Meineke, Mommsen und Kirchhoff. Dabei zog er gerne jüngere Berufsgenossen, wofern er ernstes Streben bei ihnen gewahrte, zu sich heran und verkehrte mit ihnen in seltener, kein Opfer an Zeit scheuender Liebenswürdigkeit, mit Rath, Lob und Tadel sie lenkend; dagegen wies er eitele Mittelmäßigkeit, in welcher Stellung auch sie ihm entgegentreten mochte, mit schonungslos schneidender Schärfe zurück. Schwerlich konnte jemand, der mit ihm in Berührung trat, sich dem Eindruck entziehen, daß er einen Mann, welchem die Muse gelächelt, vor sich habe. Ein ebenso weit sich erstreckendes, wie stets gegenwärtiges Wissen, namentlich eine staunenswerthe Kenntniß der griechischen Sprache in allen Epochen, hauptsächlich aber der späteren Prosa, klares Urtheil, durchdringender Scharfblick, feiner Sinn für das Wahre und Natürliche im allgemeinen und für die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Schriftsteller, Kraft der Concentration, glänzendes Conjecturaltalent gepaart mit überraschender Sicherheit im Entziffern der schwierigsten handschriftlichen Ueberlieferung zeichneten ihn aus; Latein handhabte er mündlich und schriftlich so daß seinem Stil eine eigenartige Färbung blieb; Französisch, Englisch und Italienisch schrieb und sprach er mit vollkommener Beherrschung; er besaß hohes Verständniß für die bildende Kunst und die Musik und zeichnete selbst meisterhaft. Im Gespräch war er gedankenvoll, oft geistsprühend, von prägnanter Kürze und rückhaltsloser Offenheit — wie in all seinem Thun; sein Humor schien unerschöpflich, sein Witz war stets schlagfertig, nicht selten kaustisch. Dieselben Eigenschaften zeigte seine ausgebreitete Correspondenz: jede Zeile die

er schrieb, war charakteristisch. Zu diesen geistigen Anlagen gesellten sich reiche Gaben des Gemüthes, die sich besonders entwickelten, als er bereits vorgerückt in Jahren sich mit einer trefflichen Lebensgefährtin verband, welche ganz in ihm und seinen Interessen, denen sie in seltener Weise zu folgen wußte, lebte. Unter ihrer Pflege überstand er einen schweren Gelenkrheumatismus und ein Kuraufenthalt in Thüringen erfüllte ihn mit neuem Lebensmuth. Doch stellte sich allgemach wieder eine nervöse Abspannung ein, die er mit kalten Bädern und Elektrisiren zu bannen versuchte — mit scheinbarem Erfolg für einige Zeit; doch die Wurzel des Uebels wurde nicht gehoben. Ohne eigentlich krank zu sein, oft ganz in der alten Frische, dabei noch in seinem Amte, wenngleich mit Pausen thätig, ließ er doch seit Anfang 1878 die Besorgniß seiner Freunde nicht zu Ruhe kommen; namentlich der Zeitbegriff kam ihm mitunter abhanden. Er verschied an den Folgen eines Blutaustrittes in das Gehirn am 26. März 1878 ganz sanft. Daß eine so bedeutende Persönlichkeit auch lehrend ihrer Wirkung nicht ermangelte, daß sie bei den hervorragenderen Schülern Bewunderung und Liebe, bei allen Respekt fand, ist selbstverständlich; für die Durchschnittsmenge fehlte es H. wohl manchmal an der gleichmäßigen Ruhe und an der Neigung zu ihren Bedürfnissen herabzusteigen. — Den Gang seiner wissenschaftlichen Entwickelung legen am klarsten die schlichten bescheidenen Worte bei seiner Einführung in die Berliner Akademie (Monatsber. 1874. S. 459 ff) dar. Seine Leistungen liegen fast sämmtlich im Gebiet der Kritik, der sog. niederen sowohl wie der höheren und zwar einer auf feste Principien gestützten Kritik, die auf sicher gewonnener Grundlage der Handschriften fußend, sich über dieselbe mit Urtheil, Sprach- und Sachkenntniß erhebt und auch die kühnsten Heilmittel für erkannte Schäden nicht scheut. Der überwiegenden Mehrzahl nach beziehen sich Herchers Arbeiten auf die nachklassischen griechischen Prosaiker; in den späteren Jahren ist neben diese Homer getreten; wenige Stellen des Herodot, Xenophon, Plato und Demosthenes hat er besprochen, nur ganz vereinzelt aber die lateinische Litteratur berührt. Bereits seine erste Veröffentlichung, die Ausgabe der Schrift: „*περὶ ποταμῶν καὶ ὀρῶν ἐπωνυμίας*“ (Leipz. 1851), worin er dieselbe als dem Plutarch untergeschoben erweist, zugleich aber den Text an zahlreichen Stellen bessert und die „Symbolae criticae ad Arriani libellum de uenatione“ (1852, Philol. VII) mit zahlreichen Emendationen zu anderen Schriftstellern aus reicher und sorgfältiger Lectüre zeigen das Charakteristische seiner Weise zu arbeiten. Es folgen: Mich. Psellos, *περὶ ὠμοπλατοσκοπίας καὶ οἰωνοσκοπίας* aus einer Wiener Handschr., Philol. (1853) 8, 166 ff.; ebd. 755 ff. Ergänzungen des Textes von Nikephoros Gregoras „de erroribus Ulixis“ aus einem Wiener Codex; ebd. 10, 346 (1855) der Anfang von Achmets Traumbuch; die kleinen Schriften Arrians, Leipz. 1854; „Die Glaubwürdigkeit des Ptolemäus Chennus“, Leipz. 1856; („Entlarvung eines litterarischen Schwindlers“; aus dem 1. Suppl.-Bd. der Jahrbb. für kl. Philol., S. 267—293, vgl. Jahrb. 79, 222); „de Aeliani uaria historia, Progr., Rudolst. 1856; die Gesammtausgabe des Aelian mit den Schriften des Porphyrius von der Enthaltsamkeit und von der Nymphengrotte, und Philo von Byzanz über die 7 Weltwunder, griech. und lat. mit kritischem Commentar, Paris, Didot 1858; „Erotici Graeci“, 2 Bde., Leipz. 1858—59; „Astrampsychi oraculorum decades C. III. R. H. ex codd. Italicis nunc primum edidit“, Berl. 1863, Progr. des Joachimsthal'schen Gymnas.; Artemidor, Leipz. 1864; Aelian, Leipz. 2 Bde., 1864—66, („accedunt rei accipitrariae scriptores“: „Demetrii Cynosophium, Georgii Pisidae Hexaëmeron, Fragm. Herculanense“, Bd. II. 333—665); „Constantini Manassis ecphrasis imaginum nunc primum edita [ex cod. Marc.]“, Nuove Memorie dell' Inst. di corresp. arch., II 491—

500, Rom 1865; „Fragmentum Marcianum, *Χαρικλείας ἑρμήνευμα ἐκ φωνῆς Φιλίππου τοῦ φιλοσόφου*", Herm. 3, 382 ff., 1868; „Plutarchs Aristides und Cato", Revision der Sintenis'schen Bearbeitung mit Commentar (3. A.) und Textausgabe nach der Seitenstettener Handschr., Berlin 1870; in demselben Jahre die große und die kleine Ausgabe des Aeneas Tacticus, wobei H. aus dem Wuste der Interpolation einen rein attisch schreibenden Autor wiedererweckte; dann der Neudruck des Textes von Aelians Var. hist. für den Gebrauch der griechischen Schulen, Leipzig 1870; der erste Band von Plutarchs Moralia, Leipz. 1872. Die Fortsetzung ist leider ebenso unterblieben, wie die beabsichtigte größere Ausgabe; „Epistolographi Graeci", Paris 1873; „Theodori Prodromi Catomyomachia", Leipz. 1873; „Apollodors Bibliothek, besonders durch Heranziehung der indirekten Ueberlieferung emendirt", Berlin 1874. Hierzu kommen noch zahlreiche Aufsätze, meist einzelne Stellen behandelnd, in Zeitschriften: den Jahrb. für kl. Philol. (1851—62), dem Philologus (1849—59, Bd. 4—10. 13. 14), dem Rhein. Museum (1862 f., Bd. 17. 18), dem Hermes, an dessen Gründung und Redaktion er lebhaft betheiligt war (1866—78, Bd. 1—9. 11—13), der Zeitschr. f. Gymnasialwesen; viele seiner Bekannten hat er durch werthvolle Beiträge zu ihren Arbeiten unterstützt. Geradezu grundlegend für die Beurtheilung des Verhältnisses, in welchem bei allem Topographischen der Dichter zum Thatsächlichen steht, sind seine homerischen Abhandlungen — „Homer und das Ithaka der Wirklichkeit", Hermes 1, 263 ff. (1866); „Ueber die homerische Ebene von Troja" (Abh. der Berl. Akad.), 1876; „4 homerische Flüsse", in der Gratulationsschrift für Th. Mommsen, Berlin 1877; vgl. Hermes 12, 391. 513 —, welche zugleich für das Verständniß einzelner Stellen und der Composition jener Dichtungswerke sehr beachtungswerthe Gesichtspunkte eröffnen. Nicht unmittelbar mit diesen Studien — welche übrigens durch die Praxis des Unterrichtes veranlaßt waren — hing es zusammen, sondern war auf persönliche Gründe zurückzuführen, daß er die Herausgabe des 2. Bandes von Bekkers Homerischen Blättern, Bonn 1872, besorgte, ebenso wie die 3. Aufl. von Lobecks „Aias", Berlin 1866. Die Archäologische Zeitung enthält 2 Aufsätze von H., 26 (1868) S. 76 einen Bericht über Woodhouse, seine Sammlung und deren Schicksale, und 27 (1869) S. 33 eine Mittheilung über die neuen archäologischen Erwerbungen des britischen Museum auf Grund des officiellen Verwaltungsberichtes. — Aus Herchers litterarischem Nachlaß sollen noch die Ausgaben von Herodian's Kaisergeschichte und vom Antonius Liberalis, sowie die Neubearbeitung der kleinen Schriften Arrian's und der Erotiker durch den Unterzeichneten besorgt erscheinen. Der bedeutende Apparat zu Plutarch harrt noch eines Bearbeiters, während die Collationen ꝛc. zu den Geoponica von H. selbst dem Director M. Treu in Ohlau übergeben worden sind.

A. Eberhard.

Herder: Bartholomäus H., Buch- und Kunsthändler, geb. am 22. Aug. 1774 zu Rottweil a. Neckar, † am 11. März 1839. Sohn eines Senators seiner Vaterstadt, besuchte er das dortige Gymnasium, kurze Zeit die ausgezeichnete Klosterschule von St. Blasien und sodann die Hochschule zu Dillingen, bereits mit der Absicht „gelehrter Buchhändler" zu werden, um vermittelst des Buchhandels durch Verbreitung guter Schriften in das Leben einzugreifen. Es war der Geist der Sailer'schen Schule, der ihn hierbei leitete und seine Absicht war vor Allem auf die Verbreitung religiöser Aufklärung gerichtet. Auf ein an den Fürstbischof Dalberg eingereichtes Memoire „Wie durch den Buchhandel am einflußreichsten auf die Bildung der Geistlichen und das Schulwesen eingewirkt werden könne" erhielt er 1801 die Bewilligung der Errichtung einer Druckerei und eines Buchhandels zu Meersburg, wobei er an eine wahrscheinlich von ihm und seinem

älteren Bruder Andre H. geleitete Buchhandlung in Rottweil anknüpfte. Herder's Wirksamkeit in der eingeschlagenen Richtung ward bald eine bedeutende durch das von ihm verlegte „Archiv für pastorale Conferenzen in den Landkapiteln des Bisthums Constanz", welches in Monatsheften von 1802 bis zur Auflösung des Bisthums Constanz 1827 erschien. Nach der Säcularisirung des Fürstenthums Constanz (1803) siedelte H., ohne das Meersburger Geschäft aufzugeben, nach Freiburg über und errichtete dort eine Universitätsbuchhandlung, sowie (1810) ein Museum, in welchem neben Zeitschriften die neuen Erscheinungen der Litteratur zur Einsicht ausgelegt wurden, um die Käufer der Unannehmlichkeit zu überheben, „entweder durch vielversprechende Titel oder durch parteiische Recensionen" über den Werth der Bücher getäuscht zu werden. Bald sollte H. in noch viel weitere Kreise des öffentlichen Lebens eingreifen. Unter dem 27. December 1813 erhielt er aus dem österreichischen Hauptquartier den Auftrag, die „Teutschen Blätter, wie selbe bis jetzt bei Herrn Brockhaus in Altenburg und Leipzig erschienen sind, ferner fortzusetzen, mit der Bedingung jedoch, daß selbe, wie bisher, der k. k. österreichischen Censur unterzustehen haben" und am 30. Mai 1815 ward H. zum k. k. Feldbuchdrucker ernannt und in das österreichische Hauptquartier berufen. Am 18. September kehrte er von Paris nach Freiburg zurück. — Jetzt wandte sich Herder's unternehmender Geist auch der Kunstindustrie zu durch Errichtung eines Instituts für Zeichner und Kupferstecher in Freiburg, dem sich 1821 eine lithographische Anstalt anschloß. So entstand zugleich eine treffliche Schule für zahlreiche angehende Künstler aus dem umliegenden Ländergebiet. Dem Buchhandel schloß sich auch ein Musikalienverlag an. Große Verbreitung fand Herder's Bilderbibel, deren 200 Bilder im Kupferstich und vermöge einer im Herder'schen Institut erfundenen chemischen Uebertragung des Kupferstichs auf Stein auch als „Steinbibel" erschienen. Nicht minderen Erfolg, als der eigentliche Kunstverlag, aus dem auch eine Anzahl schöner größerer Kupferstiche hervorgingen, hatte das kartographische Institut, vor Allem durch den Wörl'schen Atlas (1831), dessen vom französischen Obersten Weiß und dem Professor Wörl ausgeführte 60 Karten Centraleuropa im Maßstab von 1 : 500,000 enthalten. Zugleich erschien, gleichfalls von Wörl gezeichnet, im Maßstab von 1 : 200,000 „Süddeutschland in 48 Blättern" und v. Kausler's „Atlas der Schlachten und Belagerungen alter und neuer Zeit" (beendet 1838). — 1817 hatte H. auch die Hofbuchdruckerei in Karlsruhe erworben mit dem Verlag des Badischen Regierungsblattes; erst 1844 ging beides wieder in andere Hände über. In Paris ward 1834 unter Leitung von Herder's Schwiegersohn Heck eine Filiale errichtet, die jedoch 1840 wieder aufgegeben ward. — Herder's Gattin, Johanna geb. Burkart, überlebte ihn nur wenige Monate. Das Geschäft übernahmen nach dem Tode der Eltern die Söhne, Raphael, geb. 1816, und Benjamin, geb. 1818. Herder's Schwiegersohn, Andreas Huggle, war bis zu seinem Tode (1870) Mitglied der Firma.

Bartholomäus Herder und seine Buchhandlung. Als Manuscript gedruckt. (Druck des Literar. Instituts von Dr. M. Huttler in München.)

v. L.

Herder: Johann Gottfried H. wurde am 25. August 1744 in dem ostpreußischen Städtchen Mohrungen „in einer dunklen, aber nicht dürftigen Mittelmäßigkeit" geboren. Sein Vater, der Sohn eines aus Schlesien eingewanderten Ackerbürgers, versah, nachdem er das Weberhandwerk aufgegeben, den Dienst eines Glöckners, Cantors und Elementarlehrers und hatte sich in zweiter Ehe mit Anna Elisabeth Pelz, der Tochter eines Mohrunger Huf- und Waffenschmiedes, verheirathet. Johann Gottfried war das dritte von fünf Kindern und, da ein jüngerer Bruder früh starb, der einzige überlebende männ-

liche Sproß dieser Ehe. Als „ein verwöhntes und mütterliches Kind" wuchs er auf. Der Zärtlichkeit der frommen, häuslich fleißigen Mutter hielt indes der Ernst des stilleren, treu in seinem Berufe wirkenden Vaters und das Ganze der häuslichen Lage das Gleichgewicht. Strenge Ordnung, Friede und altväterische Frömmigkeit walteten in dem einfachen Hause, das den begabten Knaben einschränkte, aber seinem weichen Gefühl zugleich unvertilgbare Eindrücke fürs Leben mitgab; hier ist ihm die Bibel über alle Bücher lieb geworden, hier haben die Lieder des Gesangbuchs zuerst seinen Sinn für Poesie und Musik geregt. Nachdem er seine Elemente im elterlichen Hause gelernt hatte, besuchte er die Mohrunger Stadtschule. Ueber etwa 30 Köpfe regierte in dieser als unumschränkter Alleinherrscher ein kränklicher und daher übellauniger alter Mann, der Rector Grim. Mit harter Zucht, nach einer groben pedantischen Methode brachte derselbe seinen Schülern das nöthigste von den höheren Schulkenntnissen bei; begabtere und strebsamere Lieblingsschüler förderte er in besonderen Stunden weiter: ihm verdankte H. eine gründliche Kenntniß der lateinischen Grammatik, das nöthigste Griechisch bis zum Homer, die Anfänge des Hebräischen und einen Vorschmack der theologischen und philosophischen Universitätsdisciplinen. Mit unersättlicher Lern- und Leselust kam der Knabe dem Lehreifer seines Rectors entgegen; gegen die trockne und geistlose Härte der Schulunterweisung aber wehrte er sich innerlich durch ein Niemandem als ihm selbst vertrautes Phantasie- und Empfindungsleben. Es war früh seine Gewohnheit, in einsamem Verkehr mit der Natur, in seinem Garten oder auf Lieblingsspaziergängen in der bescheiden-anmuthigen Gegend Gedankenträumen, belebt von Plänen des Ehrgeizes, nachzuhängen oder mit poetischen Bildern zu spielen, zu denen neben den geliebten Feen- und Zaubermärchen die Dichtungen des Alterthums und die Bibel Beiträge lieferten und die am öftesten die Farbe des Erhabenen, des Rührenden und des Schaurigen trugen. Einem so gestimmten Gemüth stellte sich natürlich der geistliche Beruf als das erwünschteste Ziel vor; das Beispiel und die Meinung des ehrwürdig milden Pfarrers Willamovius, des Freundes seiner Eltern, der ihn zur Confirmation vorbereitete, der „Eindruck von Kirche und Altar", dem Küsterssohne so nahe gelegt — Alles wirkte in derselben Richtung. Allein seit seinem fünften Jahre entstellte eine Thränenfistel am rechten Auge das Gesicht des Knaben. Darum und wegen der geringen Mittel der Eltern rieth der Amtsgenosse des alten Willamovius, der im J. 1760 an der Mohrunger Stadtkirche als Diaconus angestellte Trescho durchaus vom Studiren ab. Einstweilen bis der Körper des Knaben sich gefestigt und ihm die Erlernung eines Handwerks möglich gemacht haben würde, nahm er ihn als Famulus in sein Haus. Der eigenliebige Mann hatte dabei mehr seinen als des Knaben Vortheil im Auge; denn ein unermüdlicher Vielschreiber, der immer eine schöngeistige, pietistisch-erbauliche Schrift nach der anderen in die Welt setzte, konnte er sich keinen besseren Abschreiber wünschen, als den kenntnißreichen jungen Mann mit der zierlichen Handschrift. Es war ein harter Dienst, den unter allerlei unwürdigen Zumuthungen der strebsame Knabe zu erdulden hatte. Ein Dienst nichtsdestoweniger, der ihm mannichfache Gelegenheit gab, sein litterarisches Wissen zu erweitern. Der Lehrjunge eines routinirten Schriftstellers, sah er diesem die Handwerksgriffe ab und lernte in weitem Umfange die Hülfsmittel des Handwerks kennen. Die freie Benutzung der Bibliothek seines Prinzipals machte ihm manchen griechischen und römischen Autor, manchen der älteren, vor allem aber die neuen deutschen Dichter bekannt, mit denen Trescho selbst in seiner Weise sogern gewetteifert hätte und unter denen Kleist und Lessing bald neben Klopstock des Knaben Lieblinge wurden. Das war die gute Seite des drückenden Verhältnisses. Der Druck selbst konnte nicht wohlthätig auf die

weiche jugendliche Seele wirken. Sie schloß sich schüchtern und verbittert zusammen, sie sammelte und steigerte in unnatürlicher Spannung ihre Kräfte, die sie nach außen zu richten verhindert war, sie wurde im Dulden reizbar und entschädigte sich für die versagte Freiheit durch verdoppelte Einbildsamkeit. Die außergewöhnliche Wißbegierde und die Begabung seines Famulus war dem Herrn Diaconus nicht verborgen geblieben, aber seinen Sklaven freizugeben, konnte er trotzdem nicht über sich gewinnen. Einstmals hatte der Jüngling — er war nun über 17 Jahre alt — heimlich eine Manuscriptsendung von Trescho an den Buchhändler Kanter in Königsberg mit einem anonymen eigenen Gedicht auf die Thronbesteigung des Czaren Peters III. — „Gesang an den Cyrus“ — begleitet. Das schwungvolle, von Kanter sofort gedruckte Gedicht war in Königsberg bewundert worden; allein für den jungen Dichter, der sich nun vor seinem Prinzipal verrathen sah, blieb auch dieser Vorfall ohne Folgen. Erst einem Fremden sollte er seine Befreiung aus einem Zustande verdanken, in dem er „betäubt, unwissend, blindlings“ verharrte, um an seine höhere Bestimmung nur träumend zu glauben. Um dieselbe Zeit, im Winter von 1761 auf 62 stand ein aus dem siebenjährigen Kriege zurückkehrendes Regiment Russen zu Mohrungen. Der Regimentschirurgus — er soll Schwarzerloh geheißen haben — lernte in Trescho's Hause den begabten Jüngling kennen. Er erbot sich, wenn er ihm nach Königsberg folgen wolle, ihm gegen einen litterarischen Gegendienst zur Erlernung der Chirurgie behülflich sein zu wollen und eröffnete ihm die Aussicht, daß er in diesem Berufe später in Petersburg sein Glück machen könne. Wie fremd die Aussicht war — H. ergriff mit Begier die rettende Hand. Den zweiten Act der Befreiung übernahm er selbst. In Königsberg angelangt, durchkreuzte er die Pläne, die sein gütiger Patron mit ihm vorhatte. Rasch entschlossen, ließ er sich am 10. August 1762 als Studiosus der Theologie immatriculiren, um fortan, einzig auf sich gestellt, sich selbst und dem Rufe seines Genius zu folgen.

Unmittelbar mit seiner Immatriculation hatte er Aufnahme im Collegium Fridericianum gefunden. Als Inspicient an dem Pensionate dieser Anstalt und als Lehrer angestellt, gewann er in einer eifrig und glücklich geübten pädagogischen Thätigkeit sehr bald die Anerkennung seiner Vorgesetzten und mit dem Erfolg dieser Thätigkeit Zutrauen zu sich selbst. Wenige, aber innig gehegte Freundschaftsverhältnisse mit gleichgesinnten Altersgenossen gaben seinem Herzen Befriedigung. Auch in die Häuser gebildeter Familien eröffnete sich ihm der Zutritt, und so fiel das Gefühl der Armuth und des Verlassenseins, die ihm früher eigene Blödigkeit von ihm ab. Nicht eben viel boten dem längst an Selbststudium und an ausgedehnte Lectüre Gewöhnten die theologischen Fachvorlesungen. Aber Kant, der damals noch jugendliche Magister Kant, war sein Lehrer. Noch ein Menschenalter später, noch als Gegner der kritischen Philosophie, hat er bezeugt, was er dem persönlichen Umgang mit dem verehrten Manne und den Vorlesungen desselben verdanke, die den Reiz der Erfahrungswissenschaften mit dem Zauber sokratischer Strenge und Laune verbanden. Dort fand ebenso sehr sein Wissensdurst, wie seine Empfänglichkeit für große, erhebende Ideen Nahrung. In freier Reproduction des Gehörten machte er sich den Sinn Kant's zu eigen, der eben damals unter dem Einfluß der englischen Erfahrungsphilosophie vom Wolf'schen Dogmatismus sich losrang. Von Kant wurde er namentlich auf Hume und Rousseau gewiesen, und begeistert versuchte er es, Kant'sche und Rousseau'sche Gedanken in überschwängliche Verse zu kleiden. Denn ein drangvolles Empfinden, das gern eine poetische Form finden möchte, ringt in seiner Seele mit einem Chaos von unentwickelten Gedankenkeimen, von bunt sich drängenden Lesefrüchten und Wissensfragmenten. Solch einen Jüngling zu ver-

stehen, ihn zu befruchten und zu leiten, war mehr noch als Kant der merkwürdige Mann geeignet, der damals bereits durch seine Sokratischen Denkwürdigkeiten und die Kreuzzüge des Philologen den Kampf gegen den aufklärerischen Zeitgeist begonnen hatte, der die Aufgabe seines Lebens wurde. Sehr bald war H. mit Hamann, dem Magus im Norden, bekannt geworden und, gefesselt von dessen Persönlichkeit, schloß er sich innig an den um 14 Jahre Aelteren an. Von ganzer Seele erwiderte Hamann die Zuneigung des Jünglings. Nicht blos ins Englische, in die Kenntniß und das Verständniß Shakespeare's — in eine Welt von Anschauungen, die sich alle schließlich um den einen Punkt drehten, daß das Lebendige sich nicht durch Begriffe erschöpfen, daß alles Geistige nur aus dem Ganzen der Menschennatur zu verstehen sei, führte er seinen Jünger ein. Zu Allem — es ist nicht zu viel gesagt — was H. im Laufe der Jahre entwickelt und verkündet hat, liegen die Keime irgendwie in den ihm durch Hamann gewordenen Anregungen. Mannigfach sind diese Anregungen durch die Einflüsse anderer bedeutender Geister getreuzt worden; er ist zeitweise weit von der Sinnesweise des Mannes abgelenkt worden, aber doch nur um nach jeder Entfernung immer wieder zu ihr zurückzulenken und um noch zuletzt versichern zu können, sein Glaubensbekenntniß sei Hamann's Glaubensbekenntniß, die Philosophie Hamann's die einzig wahre von der Zeit bewährte Philosophie.

Auch zu Gedichten und Recensionen für die von Kanter 1764 gegründete Königsbergische Zeitung wurde H. durch Hamann, der eine kurze Zeit lang dieselbe redigirte, herangezogen. Durch diese und ähnliche Leistungen war Hamann's Freund, der den schönen Wissenschaften eifrig ergebene Rector Lindner in Riga auf den auch als Schulmann gerühmten jungen Mann aufmerksam geworden. Ihm verdankte er die nächste wichtige Wendung seines Lebensschicksals — seine Berufung zum Collaborator an die städtische Domschule in Riga. Nicht ganz drittehalb Jahre hatte sein Studienaufenthalt in Königsberg gedauert. Am 22. Novbr. 1764 verließ der Zwanzigjährige die Stadt, wo er „gelehrt, studirt und geschwärmt" hatte. Er trat in eine völlig andere Situation. In die gastlichen Kreise der Rigaer Bürgeraristokratie, unter denen das Berens'sche Haus (vgl. Bd. II. S. 359) obenan stand, eingeführt, bewegte er sich hier in ausgebreiteter Geselligkeit. Während er den Verkehr mit dem ihm von Königsberg her befreundeten, jetzt als Buchhändler in Riga angesessenen Hartknoch fortsetzen, eine Zeit lang auch mit dem nach Mitau verschlagenen Hamann Besuche wechseln konnte, knüpfte sich mit der Frau des Kaufmanns Busch ein Verhältniß empfindsam vertraulicher, theilnehmend hülfreicher Freundschaft — das Vorbild manches späteren Verhältnisses zu Frauen, die von der Wärme seines Herzens, der Zartheit seines Verständnisses, der Liebenswürdigkeit seiner Mittheilung sich angezogen fühlten. Aber nicht blos durch gesellige Talente, sondern durch sein ganzes Auftreten und Wirken gewann er die Zuneigung der Rigenser. In seinem Lehramt bewährte er sich als den anregendsten Lehrer. Neben seinem litterarischen war es sein pädagogischer Ruf, der ihm im April 1767 eine Vocation als Inspector einer Petersburger Lehr- und Erziehungsanstalt eintrug. Die Rigenser wußten ihn zu halten, indem sie ihm zu seinem Schulamt ein Predigtamt, die eigens für ihn geschaffene Stelle eines Pastor adjunctus an den beiden vorstädtischen Kirchen übertrugen. Schon damals übte er diesen Predigerberuf, zu dem ihn ein erstes theologisches Examen schon 1765 befähigt hatte, mit Vorliebe. Er übte ihn in verwandtem Sinn wie seinen Lehrerberuf. Es galt ihm, gestützt auf die Bibel, in freier, herzlicher, undogmatischer Weise Kultur und Menschenverstand, „menschliche Philosophie", wie er sich ausdrückt, unter den ehrwürdigen Theil der Menschen zu bringen, den man Volk nenne. Der Zug aufs Praktische und Nützliche, der alles Bildungsstreben in der rührigen

Handelsstadt begleitete, übte sichtbar seinen Einfluß auf ihn. Unwillkürlich bequemte er sich diesem realistischen Geiste, indem er ihn zugleich von höheren Gesichtspunkten und idealen Motiven aus zu vertiefen und zu veredeln wußte. In gleicher Absicht, zur Verkündigung und Ausbreitung jener „menschlichen Philosophie“ betheiligte er sich auch mit einzelnen Beiträgen an den „Rigischen Anzeigen“, wurde er ein Mitglied der dortigen Freimaurerloge. Mehr noch. Auch mit den politischen Interessen seiner neuen Mitbürger wuchs er, je länger je mehr zusammen. „Riga“, heißt es in der Schulrede, die er bei seiner feierlichen Einführung in die Domschule hielt, „das unter russischem Schatten beinahe Genf ist“. Er liebte diese Republik, wo er völlig frei leben, lehren und handeln konnte. Ein guter Rigenser, war er, den sein preußisches Geburtsland durch seine militärischen Einrichtungen abgestoßen hatte, zugleich ein russischer Patriot. Namentlich die Festschrift, die er auf Anlaß des am 11. Oct. 1765 eingeweihten neuen Gerichtshauses über die Frage: „Haben wir noch jetzt das Publicum und Vaterland der Alten?“ verfaßte, athmet ganz diese patriotische Gesinnung. Bei alledem ging er in dieser Localwirksamkeit und diesen Localgesinnungen nicht auf. Wol wirkte die Umgebung, in der er stand, die Rücksichten, die er in seinem zwiefachen Amte auf gerade dieses Publicum und gerade diese Verhältnisse zu nehmen sich gedrungen fühlte, auf seine ganze Anschauungsweise bedeutsam ein: aber daß er so lebendig, so zuversichtlich und mit nie versagender Begeisterung in die Aufgaben eingreifen konnte, die ihm hier gestellt waren, daß er zum Träger einer höheren Bildung für die Rigenser wurde, das floß aus dem, was er schon vorher besaß. Die während dieser Zeit entstandenen Zeitungsbeiträge — diese kleinen Aufsätze und Recensionen, diese Festschriften, Reden und Gelegenheitsdichtungen waren doch nur einzelne Funken, welche zufällig aus der Werkstätte seines Geistes nach außen stoben. Ganz andere Materialien hatten sich längst in dieser Werkstätte angehäuft, und Werke waren von ihm in Angriff genommen, die zu fördern er jede freie Stunde benutzte, die Amt und Gesellschaft ihm übrig ließen. Von Königsberg her hatte er die Themata und die Entwürfe dazu mitgebracht. Neben theologischen und philosophischen Studien hatte er schon dort sich von der Strömung forttragen lassen, welche unserem geistigen Leben eben damals einen ganz neuen Impuls gab, von dem auf die ästhetische Kritik, auf die Ergründung des Wesens der Dichtung gerichteten Streben. Im Zusammenhang mit seinen eigenen unreifen Versuchen, sich auf die Höhe der Ode und des Dithyrambus zu schwingen, hatte er schon in Königsberg eine Abhandlung über die Ode begonnen. Gerade in den Mittelpunkt der Poesie, in die geheimnißvolle Region der Empfindung, aus welcher die Lyrik entspringt, trug ihn der Zug seiner Natur. Fußend auf dem Hamann'schen Worte, daß „Poesie die Muttersprache des menschlichen Geschlechts“ sei, glaubt er behaupten zu dürfen, daß die Muttersprache der Dichter das Lied, daß die Ode „das erstgeborene Kind der Empfindung, der Ursprung der Dichtkunst und der Keim ihres Lebens“ sei. Weil das lyrische Gedicht von der Logik des Affekts, nicht von der Logik des Verstandes beherrscht ist, so ist die Einheit desselben eine sinnliche Einheit, und daher denn der durch und durch individuelle Charakter und wiederum dieses individuellen Charakters wegen die Proteusnatur dieser Dichtungsgattung, die er daher sofort in einer genetischen Geschichte der Dichtkunst überhaupt zu verfolgen sich anschickt. Diese Arbeiten indeß blieben als Bruchstücke liegen. Seine Ideen öffentlich vorzutragen, bedurfte der junge Mann der Anlehnung an ein fremdes Werk. Es waren die berühmten „Briefe die neueste Litteratur betreffend“, jene zwischen 1759—65 erschienene kritische Zeitschrift, in welcher vor allem Lessing im Bunde mit Mendelssohn und Nicolai, dann, nach Lessing's Rücktritt, Abbt Umschau über die zeitgenössische

deutsche Litteratur gehalten und zu einem höheren Streben den Grund gelegt hatten. Begierig hatte H. die Briefe gelesen und wieder gelesen. Im Lesen und Excerpiren war er selbst zum Kritiker geworden. Unter der Hand waren ihm zahlreiche Exkurse und Zusätze zu den Briefen entstanden. Jetzt in Riga, von Hamann beständig berathen, arbeitet er sie um, und so erscheinen anonym im Herbst 1766 eine erste und zweite, zur Ostermesse 1767 eine dritte Sammlung von Fragmenten „über die neuere deutsche Litteratur", „Beilagen", wie es auf dem Titel weiter lautete „zu den Briefen die neueste Litteratur betreffend". Wir stehen — da doch das kleine, noch vor den Fragmenten 1766 erschienene theologische Schriftchen: „Ueber einen neuen Erläuterer der Dreieinigkeit" offenbar nur eine erweiterte Recension ist — vor Herder's bedeutendem Erstlingswerk. Man fühlt sich in demselben wie in ein anderes geistiges Klima versetzt. Denn bei allem Anschluß an die Urtheile eines Mendelssohn, Abbt und Lessing schwebt diesem Autor doch ein ganz anderes Ideal der Kritik vor. Er verlangt, daß der Kunstrichter als Freund und Gehülfe des Verfassers lese, daß er „ein Pygmalion seines Autors werde" — er stellt der zersetzenden eine mehr hülfreich suchende, der negativen eine positiv-charakterisirende Kritik gegenüber. Und nun thut sich vor unseren Augen der Naturboden aller Litteratur auf, nun öffnet sich eine große geschichtliche Perspective. H. zeigt, wie die litterarischen Erzeugnisse jeder Nation durch den Genius ihrer Sprache bedingt sind, wie überall Gedanke und Ausdruck innigst zusammenhängen und wie in den aufeinanderfolgenden Lebensaltern einer Sprache sich die schöpferische Thätigkeit allmählich von der einfachsten Poesie zu den Formen der Prosa erhebt. Nach allen Seiten hin diese Gesichtspunkte verfolgend, redet er den Idiotismen und Inversionen das Wort, spricht er aufs Einsichtigste über Synonymik und über die Bedingtheit des Versmaßes durch die Natur der Sprache. Weiter beschäftigt den Verfasser die Untersuchung, was für unsere Dichtung durch die so oft angepriesene Nachahmung zu gewinnen sei. Er zeigt, wie nichtig im Grunde dieses ganze Nachahmen sei, wenn doch die orientalische Poesie z. B. bedingt ist durch die von der unsrigen so gänzlich verschiedene orientalische Natur, Religion, Sprache und Denkweise. Nicht anders in Beziehung auf die Nachahmung der Griechen. Eingehendes Studium des fremden Geistes, durch Uebersetzungen gefördertes Verständniß der fremden Werke, Versetzung in die poetische Denkart aller dichtenden Völker — das sind die Mittel, die eigene Schöpfungs- und Erfindungskraft zu wecken. Noch nachdrücklicher endlich wendet sich die dritte Sammlung gegen die verhängnißvolle Herrschaft, welche so lange Zeit die lateinische Sprache und Litteratur auf die geistige Entwickelung unserer Nation ausgeübt habe, um daran die Mahnung zu knüpfen, daß wir uns auf unsere Eigenthümlichkeit von neuem besinnen, zu unserer eigenen älteren Sprache und Litteratur zurückgreifen möchten. Parallel aber den Auseinandersetzungen über das Nachahmen schärft ein Abschnitt über den neueren Gebrauch der Mythologie noch einmal den Fundamentalsatz ein: nicht die Erfindungen, sondern die Kunst des Erfindens, die Technik der mythologisirenden Einbildungskraft haben wir den Alten abzulauschen, ihre Mythologie als eine poetische Heuristik zu studiren.

Die „Fragmente" waren nach dem ursprünglichen Plan mit diesen drei Sammlungen noch nicht abgeschlossen. Es ist indes die Regel bei H., daß immer eine Schrift durch eine andere verdrängt wird. Für diesmal war es die Nachricht von dem Tode Thomas Abbt's, desjenigen Mitarbeiters der Litteraturbriefe, zu dem er am meisten sich hingezogen fühlte, wodurch er von der Fortführung der Fragmente abgelenkt wurde. Ihm und mit ihm zwei anderen Todten, deren Schriften für seine eigene Bildung bedeutsam geworden waren, dem Philosophen Baumgarten und dem Theologen Heilmann, wollte er jetzt ein

Erinnerungsschrift widmen. Nur ein Bruchtheil dieses Plans kam zur Ausführung. „Ueber Thomas Abbt's Schriften. Der Torso von einem Denkmal, an seinem Grabe errichtet. Erstes Stück", so lautet der Titel der wenigen Bogen, die zu Anfang des J. 1768 — anonym wie die Fragmente — erschienen. Eine sinnige, mit begeisterter Wärme geschriebene Einleitung über die Kunst, eines Anderen Seele abzubilden, ist in dem Büchlein als Rest des ursprünglich weiter gefaßten Vorhabens stehen geblieben; es folgt „das Bild Abbt's im Torso", in welchem der Verfasser der Schriften vom Tode fürs Vaterland und vom Verdienst als ein Schriftsteller für die Menschheit, ein Weltweiser des Volks geschildert und zwar in einer Weise geschildert wird, welche deutlich erkennen läßt, daß dem Maler die Züge seines eigenen Bildes unwillkürlich mit denen des ihm verwandten, so hoch von ihm geschätzten Mannes zusammenflossen. In einem zweiten und dritten Stück des Torso wären dann die einzelnen Schriften Abbt's zur Besprechung gekommen, und die Besprechung wäre, wie das handschriftlich davon Erhaltene erkennen läßt, eine Fortsetzung der Litteraturfragmente geworden.

Allein diese selbst, in allen Theilen Deutschlands eifrig gelesen, von den Berlinern so beifällig aufgenommen, daß Nicolai den Verfasser alsbald zur Mitarbeit an seiner „Allgemeinen deutschen Bibliothek" geworben hatte, forderten eine zweite Auflage. Die Umarbeitung der ersten und zweiten Sammlung nahm daher alle Kräfte des Autors in Anspruch. Es handelte sich dabei um eine völlige Umschmelzung. Das Buch mußte eine von dem Text der Litteraturbriefe, die es commentirte, unabhängigere Gestalt annehmen, die Materien mußten in bessere Ordnung gebracht, Zusätze und Erweiterungen mußten eingefügt, der Stil endlich, dessen „pantomimische", anspielungsvolle Absonderlichkeit alle Welt an das Hamann'sche Vorbild erinnert hatte, mußte, soweit es sich thun ließ, gereinigt werden. Erst nach Herder's Tode jedoch ist die erste Sammlung in dieser umgearbeiteten Gestalt in die erste Gesammtausgabe der Herder'schen Werke aufgenommen und so dem großen Publicum bekannt geworden; damals 1768, blieb sie, gedruckt, im Magazin des Verlegers, die umgearbeitete zweite Sammlung ungedruckt im Pulte des Verfassers liegen. So aber geschah es, von den Fragmenten, ebenso von der Schrift über Abbt wandte sich H. wie von verstoßenen Kindern ab in Folge der Behandlung, welche beide Schriften in den kritischen Journalen der Klotzischen Partei erfahren hatten. Hatten doch jene Journale das Incognito, in dem er aufgetreten war, verrathen und das Publicum mit seinen Personalien unterhalten, hatte doch Riedel, einer aus dieser Klotzischen Clique, aus einem per fas et nefas erlangten Exemplar der neuen Fragmentenauflage einzelne Stellen in feindseliger Absicht vorzeitig dem Publicum zum Besten gegeben. H., aufs äußerste gereizt, antwortete auf all' dies Unwesen mit einer Erklärung im December der Vossischen Zeitung vom J. 1768 und flüchtete sich übrigens mit seiner Erbitterung gegen Klotz, Riedel und Genossen — in eine neue namenlos erscheinende Schrift, die, ursprünglich für andere Materien bestimmt, alles dasjenige in sich aufnahm, was schon die Fortsetzung des Torso Polemisches hatte enthalten sollen. „Kritische Wälder", so betitelte sich diese neue Schrift; ein erstes und zweites Wäldchen erschien zu Anfang, ein drittes im Sommer des J. 1769.

Weit überwiegend beruht der Werth dieser neuen Schrift auf jenen anderen Materien, und zwar steht im Vordergrunde die im ersten Wäldchen enthaltene Auseinandersetzung mit Lessing's inzwischen erschienenem, begierig von H. studirten Laokoon. Zustimmend, anwendend, bestreitend hatte er sich schon in den Fragmenten mehrfach zu Lessing in Bezug gesetzt; vom Standpunkte der lyrischen Empfindung aus hatte er unter anderem die religiöse Poesie Klopstock's gegen die

rationalistischen Angriffe Lessing's vertheidigt. Das Wäldchen über den Laokoon, in einer von Lessing sichtlich beeinflußten Sprache geschrieben, wirft sofort das vollste Licht auf das Verhältniß der beiden Kritiker und läßt den jüngeren als den Ergänzer des älteren erscheinen. Wie schön, bald zu Anfang, die charakterisirende Vergleichung Lessing's und Winckelmann's! Zwischen diese beiden in die Mitte tretend, stellt sich der Verfasser doch im Ganzen mehr auf des letzteren Seite. Denn wie Winckelmann's Urtheile von der begeisterten Anschauung, so sind die seinigen von der begeisterten Empfindung getragen; mit Winckelmann überdies, den er andächtig, wie einen der Alten gelesen, theilt er den, bei Lessing entschieden zurücktretenden historischen Sinn. Wenn er an Scharfsinn und Präcision hinter dem Verfasser des Laokoon zurückbleibt, so gewinnt er ihm durch feinfühlige Achtsamkeit auf das Individuelle, auf das durch Zeit, Ort und Umstände Bedingte wieder den Vorsprung ab. Für H. wird man sich in den meisten auf Homer bezüglichen Fragen erklären müssen, wie wenn er für die sinnliche Individualität und für die „schöne Sichtbarkeit" der Homerischen Götter eintritt, oder wenn er das Handelnde, Fortschreitende im Homer nicht sowol aus den Gesetzen aller, als vielmehr aus dem durchweg epischen Charakter gerade der Homerischen Dichtung ableitet. Mit Recht behauptet H., daß man die Grenzen der Poesie zu sehr verenge, wenn man der Poesie alle malerischen Wirkungen abspreche. Die Poesie, so setzt er auseinander, hat in der That einen malerisch-plastischen, sie hat andererseits einen musikalischen Bestandtheil, und eben hierauf beruht die eigenthümliche Bedeutung des von Lessing so gut wie ganz übersehenen lyrischen Gebietes. Es ist wahr, nicht blos die einseitigen Härten, sondern auch die scharfe Bestimmtheit der Lessing'schen Theorie stumpft H. ab; er berichtigt seinen Vorgänger vielfach, aber nur unvollkommen gelingt es ihm, die Lessing'schen Grenzbestimmungen zwischen Poesie und Bildnerei durch andere zu ersetzen: er bleibt einstweilen für eine positive Theorie der Künste unser Schuldner.

Schon in einem vierten kritischen Wäldchen zwar machte er in Bestreitung von Riedel's zusammengebettelter „Theorie der schönen Künste" auf höchst geistvolle und eigenthümliche Weise einen Ansatz, diese Schuld einzulösen — aber nur geschrieben, nicht veröffentlicht hat er für jetzt (1769) dieses vierte Wäldchen, dessen werthvollsten Inhalt, gereinigter und gereifter, er erst neun Jahre später in der „Plastik" dem Publicum vorlegte. Ganz dem Streit mit Klotz dagegen war das zweite und dritte Wäldchen gewidmet. Wären sie nur etwas bündiger, etwas weniger hastig und declamatorisch geschrieben: sie bildeten das schönste Seitenstück zu Lessing's gleichzeitigen Antiquarischen Briefen! Siegreich bewährt sich auch in ihnen wieder der Standpunkt der auf das Historische und das Individuelle dringenden Kritik. Denn, sei es, daß er gegen den Beurtheiler des Homer und Virgil oder gegen den Horazerklärer oder den dilettantisch ästhetisirenden Archäologen Klotz zu Felde zieht — immer ist der Refrain, daß es für litterarische Erzeugnisse, überhaupt für Culturerscheinungen keinen abstracten Maßstab gebe, sondern daß der Beurtheiler sich in die örtlichen, zeitlichen und seelischen Bedingungen ihrer Entstehung zu versetzen habe, daß man „mit biegsamer Seele" die fremde Natur nachfühlen, „mit den Hebräern ein Hebräer, mit den Arabern ein Araber, mit den Skalden ein Skalde, mit den Barden ein Barde" werden müsse.

Und in weitem Umfange machte H. für sich mit diesen Forderungen Ernst. Gleichzeitig mit den Kritischen Wäldern entstand ihm der Entwurf eines Werkes, in welchem die Geschichte der Dichtung sich mit der Religionsgeschichte berührte. Ebenso nahe wie die griechische Kunst und Dichtung, ging ihn, den Theologen, den Schüler Hamann's, der überdies eifrig den Forschungen eines Ernesti, Semler

und Michaelis gefolgt war, die Bibel an. Die ältesten, poetisch-religiösen Nationalsagen der Hebräer, die Anfangscapitel der Genesis, dachte er dem engherzigen theologischen Vorurtheil, dem Ungeschmack dogmatisirender Auslegung zu entreißen und sie poetisch-historisch aus ihrem eigenen Genius heraus zu erklären — es sollte eine „Archäologie der Hebräer" werden. So wenig indes wie die für das vierte Kritische Wäldchen bestimmte ästhetische Theorie kam für jetzt diese Auslegung der Mosaischen Urkunde zum Abschluß. Seine ganze schriftstellerische Thätigkeit vielmehr sollte demnächst eine jähe Unterbrechung erfahren. Schon längst nämlich hatte er bei allem, was er Riga und den Rigensern zu danken hatte, auch das Hemmende seiner dortigen Lage empfunden. Ein Litteratus von so weitgreifenden geistigen Interessen konnte sich unmöglich auf die Dauer an einem Kaufmannsorte heimisch fühlen. Ein doppeltes Amt lag auf ihm und unterwarf ihn einer Menge Rücksichten, die der ehrgeizig strebende Schriftsteller nicht brauchen konnte. Wie sehr ihm der Beifall seiner Gemeinde, die Anhänglichkeit seiner Freunde, die Gunst der Stadt und des Gouvernements schmeichelte: immer doch empfand er den Mangel gelehrten Umgangs und gelehrter Hülfsmittel schmerzlich. Zu früh in das geistliche Amt gekommen, fürchtete er sich vor der „Predigerfalte", sehnte er sich danach, die Welt auch anderswo und von anderen Seiten kennen zu lernen. Die Art und die Folgen seines schriftstellerischen Auftretens brachten ihn endlich dergestalt ins Gedränge, daß seine Unzufriedenheit und sein unruhiges Verlangen nach Veränderung in einen raschen Entschluß umsprangen. Er hatte thörichter Weise geglaubt, Klotz angreifen und doch unerkannt bleiben zu können. Erkannt, leugnete er öffentlich die Autorschaft der Kritischen Wälder ab. Von neuem von den Klotzianern angegriffen, erwiderte er mit einer zweiten Ableugnung und gab auf diese Weise der Bosheit seiner Gegner nur größere Blößen. Aus dieser zum Theil selbst verschuldeten Verwirrung gab es nur Einen Ausweg. Eben als es im Werke war, ihn durch die Aussicht auf wichtigere Aemter als seine bisherigen noch mehr an Riga zu fesseln, reichte er, Anfang Mai 1769, bei dem Rathe der Stadt das Gesuch um Entlassung behufs einer Reise ein. Nach vergeblichen Versuchen, ihn in seinem Entschluß wankend zu machen, wurde das Gesuch in ehrenvollster Weise bewilligt. Man rechnete darauf, und er selbst versprach, daß er wiederkehren werde. Für die Mittel zur Reise sorgte in erster Linie sein Freund Hartknoch. In Gustav Berens, den seine Geschäfte nach Frankreich riefen, fand er den willkommensten Begleiter. Am Abend des 5. Juni stach das Schiff in See, welches Beide an Bord führte.

Als nächstes Ziel seiner Reise hatte sich H. Kopenhagen gedacht, wo er im Verkehr mit dem Klopstock'schen Kreise seinen vollen Antheil an dem neuen Leben unserer Litteratur werde nehmen dürfen, um dann über Kiel und Hamburg nach Deutschland zu gehen. Vor Helsingör indeß, wo man landete, entschied er sich anders. Der Gelegenheit und dem Zureden seines Freundes Berens nachgebend, blieb er in dessen Begleitung und stieg erst nach einer weiteren vierwöchigen Fahrt am 15. Juli bei Painboeuf ans Land, von wo er Tags darauf nach Nantes fuhr. Von einer dem Berens'schen Hause befreundeten Familie gastlich aufgenommen, angezogen von der Gesellschaft, von dem Reiz der Gegend, bereitete er sich hier in monatelanger Rast, vor allem durch das Studium der französischen Sprache und Litteratur, auf die Weiterreise vor. Zum ersten Mal in seinem Leben genoß er Freiheit in vollen Zügen, und wie er so zu sich kam, so überschaute er alle Schätze und alle Weiten seines eigenen projectenreichen Geistes, blickte er zurück auf seine Vergangenheit und vorwärts auf seine Zukunft. Hier zum größten Theil hat er jenes merkwürdige Reisetagebuch niedergeschrieben, das wichtigste Document wie für die innere Geschichte seines Geistes,

so für das faustartige Streben der ganzen eben jetzt emporkommenden Litteraturgeneration, deren Sturm und Drang sich in Keinem, selbst Goethe nicht ausgenommen, so mächtig, so vielseitig regte als in ihm, dem Führer dieser Generation. Die erste Stimmung, die in diesem Tagebuche laut wird, ist der Nachklang des Verdrusses und Unwillens über die leidenschaftlichen Voreiligkeiten seines bisherigen, namentlich seines letzten litterarischen Auftretens. Hinfort will er nichts schreiben als „was der Summe dessen, was der menschliche Geist zu allen Zeiten gedacht, neue Gedanken hinzusetzt", und er fühlt voll Stolz, daß er das Zeug dazu in sich hat; sein Herz schlägt ihm „in den Gedanken der Einsamkeit und in würdigen Anschlägen". In dem zum Manne reifenden Jüngling erkennen wir den ehrgeizig-träumenden Knaben wieder. Jeder erste Eindruck — so schildert er selbst den „Schnitt seiner Denkart" — gehe bei ihm ins gothisch-Große, ins Groteske, ins Sombre, Düstere, Erhabene; sein Leben komme ihm vor wie ein Gang durch gothische Wölbungen mit endlosen Perspectiven, und wieder an anderer Stelle spricht er von der Unruhe und Vielbegehrlichkeit, von der Hast und der „gräulichen Unordnung seiner Natur". Seine Projecte, bald zu bestimmter Gestalt sich verdichtend, bald ins Nebelhafte verschwebend, bestätigen diese Selbstschilderung. Noch auf dem Schiffe hatte er seine Ideen über eine zweckmäßigere Einrichtung der Domschule aufgesetzt und an seine Freunde im Rigaer Senat geschickt. Seine Designation aber zum Rectorate der kaiserl. Ritterschule, die er scheidend mitgenommen, lenkt seinen Reformeifer auf diese andere Anstalt. Er entwirft also einen vollständigen Lehrplan für dieselbe, dessen leitende Idee die Durchführung eines kräftigen Realismus an Stelle des Gelehrtenmäßigen, des Todten und Abstracten ist. Zugleich indeß tritt dieses realistische System unter den Gesichtspunkt des Nationalen. Die Schule soll soviel wie möglich Provinzial- und Nationalfarbe bekommen — es ist damit abgesehn auf eine „livländische Vaterlandsschule". Vielmehr aber, dieser ganze Schulplan mit seinem realistischen und doch zugleich idealen Bildungsziel wird unserem Projectenmacher unter der Hand nur zum Postamente eines viel größeren politischen Plans. Er träumt sich einen Reformator der Rigaischen Stadtverfassung; ja, er sinnt darüber nach, das ganze russische Reich in neue Bahnen der Bildung hinüberzuleiten. Statt „Kritischer Wälder" — an deren viertem Theil er doch fortarbeitete — will er, anknüpfend an die liberalisirende Gesetzgebung der Kaiserin Katharina, eben für die Kaiserin ein politisches Werk im Geiste Montesquieu's schreiben: „Ueber die wahre Cultur eines Volkes und insonderheit Rußlands". So verknüpfen sich ihm pädagogische und politische Ideen, während dazwischengestreute Reflexionen über den Zustand der französischen Litteratur und über den Charakter der einzelnen französischen Autoren in der Fortsetzungslinie seiner Litteraturfragmente liegen. Auch diese Reflexionen hinwiederum, indem sie das Ueberlebte und Alternde der französischen Aufklärungsbildung und Schriftstellerei betonen, begegnen sich mit jenen praktischen Ideen. Dem Psychologen stellt sich der Gedanke an ein Werk „Ueber die Jugend und Veraltung menschlicher Seelen" dar: dem praktischen Reformator schwebt der Plan vor, das in Hypercultur, Deismus und Vernunftverfeinerung veraltende Europa zu neuer Jugendlichkeit zu beleben. Auf diesen Mittelpunkt bezieht sich das Vorhaben, sich ein Journal der Menschenkenntniß zu halten, ein Vorhaben, an das sich sofort weitere litterarische Entwürfe ohne Zahl anschließen. Er hat nicht aufgehört, Theolog zu sein. Eine Dogmatik, eine Homiletik, eine Kirchengeschichte, eine deutsche Bibel, ein Leben Jesu will er schreiben. Es öffnet sich endlich, als letzte Perspective, der Blick auf eine Geschichte der Wissenschaften, eine Geschichte der menschlichen Seele überhaupt. Alles Menschliche will er, geschichtlich will er es umfassen: vor seinen Augen steht die Idee eines Werkes, welches

die Culturgeschichte aller Völker und Zeiten nach den verschiedensten Richtungen hin überblicken müßte — die Idee einer „Universalgeschichte der Bildung der Welt“.

Wie erstaunlich nun diese Fülle von Rissen und Entwürfen zu künftigen Werken erscheint: es ist doch nur die einfache Wahrheit, daß sie sämmtlich, theils vollkommener, theils unvollkommener von dem späteren H. ausgeführt worden sind. Das Leben Herder's ist, wie kein zweites, ein Schriftstellerleben: man erzählt von seinen Thaten, wenn man von seinen Schriften erzählt. Seine praktisch politischen Pläne sind Träume geblieben: von seinen Schriftstellerplänen ist kein einziger gänzlich verloren gegangen. Daß es so kam, lag in der Art seiner Begabung; es lag nicht minder in der äußeren Wendung seines Lebens: er sollte den Schauplatz jener politischen Pläne, er sollte Livland und Riga nie wieder sehen.

Am 4. November endlich hatte er Nantes verlassen, um sich mit der nun ausreichend erworbenen Herrschaft der französischen Sprache in den Strom des Pariser Lebens zu wagen. Er fand sich keineswegs behaglich in dem seiner deutschen Natur fremdartigen Elemente. So sehr er neuen Eindrücken zugänglich ist, so rasch ist er übersättigt. Wenige Wochen sollen dem ungeduldigen Manne genügen, um das Louvre, das Palais royal, um Gallerien und Lustschlösser zu „durchtraben“. Kaum indeß, daß ihm auch nur dazu Zeit gelassen wurde. Er hatte nur eben diese Sehenswürdigkeiten überblickt, hatte namentlich das französische Schauspiel studirt und mit Männern, wie d'Alembert, Diderot, d'Arnaud, Thomas, den französischen Encyklopädisten und Akademikern Bekanntschaft gemacht, als ihn, Anfang December, ein schon längst für ihn bestimmter Ruf des Fürstbischofs von Lübeck traf. Als Lehrer und Reiseprediger sollte er dessen einzigen Sohn, den Erbprinzen Peter Friedrich Wilhelm, drei Jahre hindurch auf Reisen begleiten. Nur zaudernd und nachdem er sich die Freiheit des Rücktritts gesichert hatte, nahm er den Antrag an, der ja seinem Wunsch, die Welt zu sehen, entgegenkam. Noch im December brach er in Folge dessen von Paris auf, sah Brüssel und Antwerpen und gelangte nach einem überstandenen Schiffsabenteuer nach dem Haag. Nur einen kurzen Aufenthalt machte er in Leyden und Amsterdam und ging von da durch Friesland nach Kiel, wo der junge Prinz mit seinem Hofmeister, Herrn v. Cappelmann, damals verweilte. Der Weg nach Kiel führte ihn über Hamburg, und hier sah und sprach er bei der Durchreise in den ersten Tagen des März und wieder bei einem späteren Besuche im April den Mann, mit dem seine ersten kritischen Schriften sich so vielfach beschäftigt, der seiner in der ehrenvollsten Weise öffentlich Erwähnung gethan hatte, dessen Geist ihm noch später so oft nahe treten sollte: es fügte sich glücklich, daß Lessing seine bevorstehende Uebersiedelung nach Wolfenbüttel zu verschieben genöthigt gewesen war. Hamburg bot ihm noch mehr. Er trat mit Lessing's Freund, Bode, mit dem Reimarus'schen Hause, mit Götze und Alberti in Beziehung, er lernte den Pädagogen Basedow kennen, er schloß vor allem ein enthusiastisches Herzensbündniß mit dem liebenswürdigen Claudius, dem Mann „von sonderbarem Geist und einem Herzen, das wie Steinkohlen glüht, still, stark und dampfig“. Am Hofe zu Eutin, der Residenz der fürstlichen Eltern seines nunmehrigen Zöglings, verbrachte er die nächsten Monate. Die Achtung und das Zutrauen des Herzogs und der Herzogin machten ihm seine neue Situation lieb, der Umgang mit dem gebildeten Adel des Landes, unter dem er sich namentlich in dem Grafen Friedrich v. Hahn auf Neuhaus einen Freund erwarb, ist ihm zeitlebens in angenehmer Erinnerung geblieben und noch von Weimar aus hat er sich wol zuweilen nach dem „schönen, grünen Holstein“

zurückgesehnt. Mit der Abreise von Eutin, Mitte Juli 1770, sollte sich Alles ändern. Ueber Hannover, Cassel, Hanau ging es von Hof zu Hof. Als man in Darmstadt anlangte, wo ein längerer Aufenthalt gemacht werden sollte, da die Mutter des Prinzen eine Verwandte des darmstädtischen Fürstenhauses war, hatte es sich bereits herausgestellt, daß der Reisebegleiter und Cabinetsprediger neben dem Oberhofmeister eine schlechte Rolle spiele. Er mußte sich sagen, ja, er hatte es vorausgesehen, daß er weder Gewinn und Genuß von der Reise haben, noch im Stande sein werde, unter den gegebenen Umständen einen wohlthätigen Einfluß auf den gutmüthigen, aber verstandesschwachen jungen Prinzen zu üben. Der Aufenthalt in Darmstadt war nichtsdestoweniger für H. von der höchsten Bedeutung. Im Kriegsdepartement angestellt, lebte hier, damals ein Dreißiger, Johann Heinrich Merck, der vielseitig gebildete Mann, der, zugleich Hofmann, Gelehrter, Schriftsteller, Kunstkenner und Unternehmer, dem litterarischen und gesellschaftlichen Leben der Hauptstadt den Stempel seines scharfen Geistes aufdrückte, jener räthselhafte Charakter, der es ebenso gut verstand, liebens- wie hassenswürdig zu erscheinen, die Freundschaft und das Vertrauen der Besten jetzt zu erobern, jetzt wieder zu verscherzen. Er eroberte jetzt auch H. Mit der jugendlichsten Aufwallung warf sich dieser ihm in die Arme, da er bei ihm das theilnehmendste Verständniß, Urtheil und Rath für seine litterarischen Interessen fand. Für Eins aber sollte er ihm Lebenslang verpflichtet bleiben. Durch Merck kam er in das Haus des Geheimerath Hesse und lernte hier dessen Schwägerin, Maria Caroline Flachsland, die jüngste hinterlassene Tochter des württembergischen Amtsschaffners Flachsland zu Reichenweier, kennen und lieben. Auf Spaziergängen, im Austausch der Empfindungen über die schönsten Stellen aus Kleist und Klopstock kam man sich näher. Eine Herder'sche Predigt öffnete in dem Mädchen jedes verschlossene Gefühl, und an seinem Geburtstag, 25. August, erfuhr sie aus einem ihr von ihm übergebenen Briefe, daß er sie über Alles liebe. Ohne ausgesprochenes Verlöbniß waren die Beiden fürs Leben gebunden, als man am 27. August sich trennen mußte. Es war der Tag der Abreise nach Straßburg, woselbst die prinzliche Reisegesellschaft, nachdem H. noch während eines achttägigen Aufenthalts in Karlsruhe Gelegenheit gehabt hatte, in Markgraf Karl Friedrich von Baden-Durlach den trefflichsten Fürsten kennen zu lernen, am Abend des 4. September anlangte.

Das reine Gefühl des Glückes, ein treues Herz dem seinigen verbunden zu haben, wurde indessen dem innerlich unruhigen und unentschlossenen Manne in mehr als einer Weise verkümmert. Während das Verhältniß zu der Geliebten selbst, zwischen Ueberschwänglichkeit und Zurückhaltung schwankend, die Probe manches, im brieflichen Verkehr nicht immer leicht zu lösenden Mißverständnisses zu bestehen hatte, so drückte ihn je länger je mehr seine Situation zum Prinzen. Schon kurz vor der Abreise von Eutin war ihm eine, in manchem Betracht verführerische Aussicht gekommen, in eine andere Stellung überzutreten. Jene Denkschrift auf Thomas Abbt nämlich hatte die Blicke des Grafen Wilhelm zur Lippe, in dessen Diensten Abbt während seines letzten Lebensjahres gestanden hatte, auf ihn gelenkt. Der Graf wünschte ihn als Hauptprediger und Consistorialrath nach Bückeburg zu ziehen. Zum zweiten Male war ihm derselbe Antrag in Darmstadt zugegangen. Nur halb und bedingt hatte er sich bereit erklärt; allein als Antwort erhielt er hierauf in Straßburg den förmlichen und definitiven Ruf, und dieser gab ihm nun den Muth oder zwang ihn vielmehr, das Verhältniß zum Prinzen zu lösen. Anfang October war der erbetene Abschied vom Eutiner Hof in seinen Händen; von Bückeburg aus aber wurde ihm bereitwillig ein Aufschub bewilligt, da er den Straßburger Aufenthalt benutzen wollte, um bei dem berühmten Operateur Lobstein Heilung für sein krankes

Auge zu suchen. Die Operation wurde zu einem langen Martyrium für ihn. Bis zum Frühjahr 1771 fesselte ihn die schmerzhafte und zuletzt doch erfolglose Behandlung an Straßburg und ans Krankenzimmer. Wol hatte er Ursache, unmuthig zu sein, und reichlich geben seine Straßburger Briefe von seiner Verstimmung Zeugniß. Dieselben Briefe jedoch, eine bewunderungswürdige Abhandlung und die Erzählung Goethes in Dichtung und Wahrheit belehren uns, wie trotz aller Verstimmung die guten Geister in ihm mächtig blieben und wie kein Leiden im Stande war, den Genius in ihm zu ersticken. Aus Goethe's Erzählung ist es bekannt, wie der in Straßburg studirende junge Poet sich rasch die Beachtung des berühmten, um fünf Jahre älteren Mannes gewann und wie er dann mit wenigen Anderen, besonders dem Deutsch-Russen Pegelow und Jung Stilling, ein regelmäßiger Besucher des einsamen Kranken wurde. „Er hatte", so zeichnet Goethe den damaligen H., „etwas Weiches in seinem Betragen, das sehr schicklich und anständig war, ohne daß es eigentlich adrett gewesen wäre. Ein rundes Gesicht, eine bedeutende Stirn, eine etwas stumpfe Nase, einen etwas aufgeworfenen, aber höchst individuell angenehmen, liebenswürdigen Mund. Unter schwarzen Augenbrauen ein Paar kohlschwarze Augen, die ihre Wirkung nicht verfehlten, obgleich das eine roth und entzündet zu sein pflegte". Und er berichtet weiter, wie bezaubernd der Mann war, wenn er sich mit der Wärme seines Gefühls in strömender Rede dem Empfänglichen mittheilte — wie abstoßend dann wieder, wenn ihn, den Kranken, die Laune des Scheltens und Neckens überkam! Eine Fülle von Anregungen und Belehrungen drängte sich nichtsdestoweniger in die wenigen Wochen zusammen, in denen die Beiden zusammen lebten. Alles, sagt Goethe, was H. nachher allmählich ausführte, ward damals im Keime angedeutet. Es war eben das, was in den Fragmenten, den Kritischen Wäldern, den nur erst angefangenen Schriften über die Plastik und die hebräische Archäologie, endlich in dem Reisetagebuch eine erste Aussprache gefunden hatte. Im Vordergrunde von Herder's Interesse aber stand während der Straßburger Zeit die englische Litteratur, die jetzt die französische bei ihm verdrängte, Shakespeare, Ossian, die Percy'sche Sammlung altenglischer Volkslieder, überhaupt die Welt der Dichtung. Denn dahin eben führte ihn die gegenwärtige Verfassung seiner Seele, dahin die Freiheit von strengeren Arbeiten, zu der er sich verurtheilt sah, und als die wichtigste Offenbarung, die ihm aus Herder's Munde geworden, kann Goethe eben deshalb den Satz bezeichnen, „daß die Dichtkunst eine Welt- und Völkergabe sei, nicht ein Privaterbtheil einiger feinen, gebildeten Männer". Noch ehe er sich indeß auf diese Spiel- und Mußebeschäftigung reducirt sah, hatte der Unermüdliche ein Schriftchen vollendet, das sich auf ein der Dichtung nahe verwandtes Thema bezog. In wenigen Wochen zu Ende des Jahres 1770 schrieb er, veranlaßt durch eine Preisaufgabe der Berliner Akademie der Wissenschaften, die köstliche Abhandlung über den Ursprung der Sprache. Sie ist von grundlegender Bedeutung für die philosophische Sprachwissenschaft geworden. Denn unter Zurückweisung der älteren mystischen, der äußerlich rationalistischen und der umstandslosen sensualistischen Lösung des Problems führt sie sinnreich aus, wie der Mensch kraft des Charakters seiner Gattung, der Merkmale suchenden „Besonnenheit", unterstützt von der ihn tönend umgebenden Natur, sich nothwendig Sprache und mit der Sprache lebendig personificirende Poesie habe erschaffen müssen. So fein wie anschaulich erörtert sie, wie gerade das Gehör als ein mittlerer Sinn, sich am besten zum Universalorgan der Verständigung für gefühlte und verdeutlichte Vorstellungen eigne, und mündet endlich, mit einem Blick auf die Bedingungen der fortschreitenden Entwickelung der Sprachen, in die geschichtsphilosophische Betrachtung der an und mit den verschiedenen Nationalsprachen

sich zu einer Kette zusammenschließenden Bildung des menschlichen Geschlechts. Mit vollem Recht wurde die Abhandlung gekrönt und in Folge dessen zu Anfang des J. 1772 „auf Befehl der Akademie“ veröffentlicht.

Der verdrießliche und kostspielige Straßburger Aufenthalt ging endlich zu Ende. Anfang April reiste H. über Karlsruhe, wo er diesmal auf den Wunsch des Markgrafen predigte, nach Darmstadt. Seine Umstände waren so, daß sie eine sofortige Verbindung mit der Geliebten zu verbieten schienen, und da obenein unberufene Freunde, unter ihnen der sentimentale Leuchsenring, sich mit kritischen Glossen und mit mißtrauischen Lauschermienen in das Verhältniß mischten, so diente das kurze Wiedersehen nur dazu, den brieflichen Verkehr der beiden für einander bestimmten Menschen in der nächsten Zeit auf einen wunderlich Platonischen Ton zu stimmen. Auch in Bückeburg aber, wo er am 28. April Abends ankam, fand H. die Dinge ganz anders, als er sie erwartet hatte. Graf Wilhelm hatte ein Leben voll Abenteuer und Heldenthaten hinter sich. Glänzend hatte sich sein militärisches Genie in Portugal bewährt, und noch immer beschäftigten militärische Entwürfe und Experimente seinen vorzugsweise für das Heroische eingenommenen Geist. Zu dieser Form seines Geistes, zu seinen Liebhabereien und Gewohnheiten bildeten die Verhältnisse des Ländchens, das er zu regieren hatte, einen beinahe lächerlichen Contrast. Er vereinigte in sich den Helden und den Philosophen, den großen Mann und den Sonderling. Er liebte Musik und Malerei; er schätzte jedes, auch das dichterische Verdienst, aber auch hier zog ihn mehr das Große als das Anmuthige, mehr die strenge, ja gesuchte Form als das Natürliche an. Etwas Verschiedeneres als diesen Mann und H. konnte es kaum geben. Beide zu groß, zu einsichtig, zu edel, als daß sie sich, so nahe gestellt, nicht gegenseitig hätten achten sollen, aber so ungleich der Eine dem Anderen in Anlagen und Neigungen, in Denk- und Gefühlsweise, in der Richtung ihrer Interessen und Ideale, daß eine wirkliche Zuneigung unmöglich zwischen ihnen Platz greifen konnte. Der Eigensinn des reizbaren Gelehrten stieß sich an dem festgeschlossenen Sinn des soldatischen Fürsten, dessen militärische Bestrebungen jenem fremd, ja verhaßt waren. So wenig Sinn aber H. für den Stand und Charakter des Soldaten, so wenig hatte der Graf für den Stand und Charakter des Geistlichen. Die eintönigen philosophischen Betrachtungen des fürstlichen Weltweisen, ein Gemisch von Stoicismus und Skepticismus, langweilten den ungeduldig von Idee zu Idee eilenden, des Hörens ungewohnten Gefühlsphilosophen, und jener war zu alt, zu fertig in sich, als daß ihn die enthusiastischen Ergüsse dieses etwas hätten lehren können, wenn sie nicht zufällig eine schon von selbst in ihm klingende Saite berührten. Und so erwies denn der Graf, stolz auf den Besitz des berühmten Mannes, demselben jede denkbare Aufmerksamkeit; H., nicht unempfindlich für Höflichkeit und Auszeichnung, fühlte sich geehrt — und belästigt: Alles in Allem stand man sich fern und fremd gegenüber.

Allein nicht blos die Persönlichkeit des Grafen war es, was H. mit seiner Bückeburger Stellung unzufrieden machte. Wenn er die Auftritte seines früheren Lebens überdachte, wie schaal und öde mußte da dem Verwöhnten der Aufenthalt in der kleinen Residenz, einem elenden westfälischen Neste von nur 2000 Einwohnern vorkommen! Die Bückeburger Gesellschaft war die schlechteste, die es wenigstens für ihn gab. Außer in dem Hause des Polizeidirectors Westfeld — eben des Mannes, der seine Berufung vermittelt hatte — kaum ein Mensch, mit dem er ein wissenschaftlich förderndes Gespräch hätte führen können. Unbefriedigend endlich auch seine Amtsthätigkeit. Er mußte sich, da die Stelle, die er bekleidete, so lange unbesetzt gewesen war, eine Gemeinde erst erpredigen, erst durch die Confirmation der Kinder sich einen Platz in den Herzen der

Bückeburger erobern. Das verfallene Schulwesen zu heben, fehlten in einem Lande, in welchem der militärische Apparat Alles verschlang, die Mittel. In dem kleinen Consistorium endlich stieß sich seine Ungeduld an dem Schlendrian des Geschäftsganges, sein scharfer Gerechtigkeitssinn an dem, was ihm als Mißbrauch des juristischen Formalismus erschien.

Bei so viel Schatten fehlte dennoch das Licht nicht. Mit neu erwachtem Naturgefühl genoß der Einsame in seinem Garten und auf Streifereien in die Nachbarschaft die Reize der schön bewaldeten bergigen Gegend. Ein der Bibliothek wegen im Februar 1772 unternommener Ausflug nach Göttingen trug ihm die Freundschaft Heyne's und seiner Frau ein. Der schönste Stern aber ging ihm in unmittelbarer Nähe auf. Es war am Neujahrstage 1772, als ihm die Gemahlin seines Herrn, die Gräfin Maria, auf Anlaß des üblichen Neujahrsgeschenks ihren ersten Brief schrieb. Er lernte die schönste Seele, ein Gemüth voll Unschuld, Demuth und Frömmigkeit kennen. Er erfuhr, daß er doch nicht ganz vergebens, wenigstens Einer verstehenden und bedürftigen Seele zum Frommen, an diesem Orte lebe und wirke. Die gebotenen Schranken des Verhältnisses erhöhten nur den Werth des Vertrauens, das ihm hier so ungesucht entgegengetragen wurde und das er nun zu erwidern sich beeilte. Nur selten sah und sprach er die hohe Frau, deren äußere Erscheinung ein treuer Spiegel ihres Inneren war — „ein Bild der Carita, der Sanftmuth, Liebe und Engelsdemuth": aber ein regelmäßiger Briefwechsel entschädigte ihn dafür. Offen machte er sie mit seiner äußeren und inneren Lage in Bückeburg bekannt; sie sprach ihm Muth und Geduld ein, während sie zugleich durch ihren Einfluß auf den Grafen zu einem besseren Verhältniß auch mit diesem wirkte. H. hinwiederum theilte ihr Bücher und Predigtabschriften mit; er wurde ihr geistlicher Berather; er suchte ihre pietistisch-ängstlichen religiösen Begriffe zu läutern; er erbaute sich hinwiederum an ihrem himmlisch frommen Sinn und gewann für sein eigenes Innenleben neue Kraft und festeren Halt.

Niemand indeß lebt von Manna allein. Zu lange hatte sich auch der Briefwechsel mit seiner Braut in einer Höhe gehalten, auf der seine natürlichen Pflichten gegen sie sich ihm selbst hinter einer Wolke erhabener moralischer Sentimentalität versteckt hatten. So oft er es sich und der Geliebten auch sagte, daß dieses elende Bückeburg, wenn er sie an seiner Seite hätte, sich aus einer Wüste in ein Paradies verwandeln müßte — niemals doch hatte er ernstliche Anstalten gemacht, seine Angelegenheiten diesem Wunsche gemäß in Ordnung zu bringen; über allem Träumen und Zweifeln, über dem Spielen mit Möglichkeiten und Einbildungen war er noch immer nicht zu dem Entschlusse gekommen, die Braut heimzuführen. Diese endlich war es, die unter dem Druck der peinlichen Lage, in der sie sich im Hause ihres Schwagers befand, durch die rührendste und naivste Offenheit den Zaudernden zu dem männlichen Wort drängte, das er zu seinem eigenen Heile längst hätte sprechen sollen. In einer Goethe'schen Dichtung, dem Fastnachtsspiel vom „Pater Brey, dem falschen Propheten" spiegeln sich die Ansichten des Darmstädter Kreises, in dem jetzt Goethe ein häufiger Gast war, über das so lange in der Schwebe gehaltene Verhältniß zwischen H. und Caroline. Kurz ehe H. erschien, um die Braut zu holen, muß diese Dichtung entstanden sein. Der 2. Mai 1773 war der Tag der Hochzeit, welcher auch Goethe beiwohnte.

Und nun wurde es anders in Bückeburg. Wie von Stund' an die Bückeburger ihren Oberprediger mit anderen Augen ansahen, so faßte auch er jetzt ein Herz zu denen, die ihm unerwarteter Weise die aufrichtigste Theilnahme bezeugten. Caroline trat mit ein in die Freundschaft zu der edlen Gräfin; sie nahm an allem, was den geliebten Mann bewegte oder bedrückte, ihren vollen Antheil.

Er aber — um Carolinens eigene Worte zu wiederholen — „stand auf sicheren Grund und Boden mit einem Wesen, das ganz einzig mit ihm harmonirte und das er sich, als nun ganz ihm angehörig, zubildete“. Kein Wunder, daß das Frühjahr 1773, der Beginn seines ehelichen Verhältnisses, wie für das Leben so insbesondere für die geistige Wirksamkeit, für die Schriftstellerei Herder's Epoche machte.

Zu jeder größeren Arbeit hatte es ihm durchaus in den zwei Jahren seiner bisherigen Einsiedelei an Aufschwung und Trieb gefehlt. Die Plastik war liegen geblieben; zur hebräischen Archäologie hatte er nur Vorarbeiten machen und Materialien sammeln können. Nur die dichterische Beschäftigung, das Uebersetzen und Nachbilden der Percy'schen Liedersammlung und verwandter poetischen Stücke hatte ihn von Straßburg nach Bückeburg begleitet. Er hatte endlich doch seinem Freunde Bode Wort halten müssen, dem er schon in Hamburg einen Beitrag für die beabsichtigte Fortsetzung der sog. schleswigschen Litteraturbriefe versprochen hatte. So waren die beiden bedeutenden Aufsätze „Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker“ und „Shakespeare“ niedergeschrieben worden, um, da jene Fortsetzung nicht zu Stande kam, zusammen mit dem Goethe'schen Aufsatz über deutsche Baukunst und einem Möser'schen über deutsche Geschichtschreibung zu dem kleinen Heft „Von Deutscher Art und Kunst. Einige fliegende Blätter, Hamburg 1773“, vereinigt zu werden. Es war die Summe dessen, was er über die Natur des Volksliedes und über Shakespeare's dramatischen Genius dachte. Der unechte Macpherson'sche Ossian enthielt echte Poesie genug, um dem geistvollen Manne zum Schlüssel für das Verständniß des Wesens aller Volksdichtung zu werden. Er zeigte an allerlei Probestücken, wie das Eigenthümliche derselben sich in dem Wurfe der Empfindung, in sinnlichem Leben, in Klang und Ton offenbare. Er stellte dieser naturwüchsigen Poesie die „todten Letternverse“ gegenüber, aus denen dermalen die Masse der Dichtung bestehe, und er forderte endlich auf, aller Orten, „auf Straßen und Gassen und Fischmärkten“ nach den Resten solcher echten Laute dichterischer Empfindung zu suchen. Nicht geringer ist das Verdienst des Shakespeare-Aufsatzes, in welchem er durch die nachdrückliche Geltendmachung des historisch-genetischen Standpunkts wieder einmal als der Ergänzer Lessing's erscheint. Er entwickelt, wie verschieden der Ursprung und eben deshalb der Bau und Charakter des Shakespeareschen von dem des griechischen Dramas, wie aber trotzdem, weil hier wie dort die echte Menschennatur die Grundlage bilde, Shakespeare „des Sophokles Bruder“ sei. Unter Seitenblicken auf jenes leblose Nachbild des griechischen Theaters, das sich bei den Franzosen finde, feiert er die Größe und die schöpferische Kraft des britischen Dramatikers, dessen Stücke voll des Geistes der Geschichte, jedes eine Welt von Charakteren, Ereignissen, Situationen, zusammengehalten von Einer Hauptempfindung, seien. Er schließt, wie den Ossian-Aufsatz mit einem Hinweis auf Klopstock, so den Shakespeare-Aufsatz mit einer Beglückwünschung seines jungen Straßburger Freundes, der es in seinem Götz gewagt, mit dem Briten zu wetteifern. Er selbst wagte eben das in seiner Weise. In skizzenhafter Manier, als ein „Drama für die Musik“ entwarf er, der sich immer schon so gern auf dem Rain zwischen Poesie und Musik bewegt hatte, einen „Brutus“ und dedicirte denselben seinem Grafen. Andere Dichtungen religiösen Gehalts, gleichfalls für die Composition bestimmt, eine Anzahl von Cantaten, widmete er der Gräfin. Neben diesen Aufsätzen und diesen poetischen Uebungen, zu denen noch einzelne unbedeutende Beiträge für Boie's Musenalmanach und für seines Claudius' Wandsbecker Boten kamen, hatte er nur eben so viel Lust und Muße gefunden, um sich wieder des altgewohnten Recensionshandwerks anzunehmen. Noch von Riga her war er Nicolai's Schuldner für die „Allgemeine

Deutsche Bibliothek"; er tilgte jetzt diese Schulden, indem er u. A. Klopstock's Oden und Lessing's Vermischte Schriften besprach. Noch „geworfener" waren die Recensionen, die er, Merck zu Liebe, für die von diesem seit 1772 in die Hand genommenen „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" lieferte. So wenig ihrer waren: sie drückten, zusammen mit den in gleichem Geiste geschriebenen Goethe'schen, der Zeitschrift den Stempel jener Sturm- und Drangkritik auf, die sich zusammenhängender in den „Fliegenden Blättern von deutscher Art und Kunst" hatte vernehmen lassen. Die eine war ein ziemlich leichtfertiger Angriff auf Schlözer's programmartiges Schriftchen über Universalgeschichte. Sie zog dem Recensenten eine grobe und weitschweifige Zurechtweisung von Schlözer zu, die er weise genug war unerwidert zu lassen.

Das Alles lag vor dem Zeitpunkt seiner neuen häuslichen Einrichtung. Erst mit diesem Zeitpunkte brach der Strom seiner Schriftstellerei gewaltsam durch. Aeußere Rücksichten, voran seine alten Verpflichtungen gegen Hartknoch, wirkten mit der zuversichtlich gehobenen Stimmung und dem neu belebten Schaffens- und Arbeitsdrange zusammen, um ihm eine ganze Reihe, wieder, gleich den früheren, anonym erscheinender Schriften zu entlocken. Den Anfang machte 1774 der dreitheilige erste Band der hebräischen Archäologie oder, wie nun der Titel lautete, der „Aeltesten Urkunde des Menschengeschlechts", dem 1776 ein zweiter, den vierten Theil enthaltender Band folgte, ohne daß damit das Buch schon zu Ende geführt worden wäre. Gleichfalls noch im Jahre 1774 publicirte er die kleine Schrift: „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit" und die andere: „An Prediger. Funfzehn Provinzialblätter". Das J. 1775 endlich brachte zwei weitere theologische Schriften, die „Briefe zweener Brüder Jesu in unserm Kanon" und die „Erläuterungen zum Neuen Testament aus einer neu eröffneten morgenländischen Quelle", während in demselben Jahre die Berliner Akademie seine, abermals von ihr gekrönte, Preisabhandlung über die „Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den verschiedenen Völkern, da er geblühet", veröffentlichte. Eine Fruchtbarkeit ohne Gleichen — und die doch durch das bisher Genannte noch lange nicht erschöpft ist! Denn um von einzelnen Journalbeiträgen, von dem schönen, die gleichnamige Lessing'sche Abhandlung ergänzenden Aufsatz „Wie die Alten den Tod gebildet" im Jahrgang 1774 des Hannoverschen Magazins, von einigen 1776 für die Lemgoer Auserlesene Bibliothek verfaßten Recensionen und Aehnlichem zu schweigen, so wurde in eben diesen Jahren eine Anzahl anderer, zum Theil umfangreicher Arbeiten geschrieben, um, wenigstens fürs Erste, unveröffentlicht liegen zu bleiben. Ohne Erfolg concurrirte er 1774 und von neuem 1775 bei der Berliner Akademie über die Preisfrage vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele. Nur das Accessit wurde ihm 1774 von der Göttinger Societät der Wissenschaften für die Preisabhandlung „Wie die deutschen Bischöfe Landstände wurden", zuerkannt, und ein ähnliches Schicksal hat die lateinisch abgefaßte Abhandlung über die Gründe des raschen Sturzes der karolingischen Dynastie im Pulte zurückgehalten. Nur einem engeren Kreise wurde für jetzt auch die schon 1775 zu einem ersten Abschluß gediehene Schrift „Johannes' Offenbarung" mitgetheilt. Eine zweitheilige Sammlung von Volksliedern endlich in vier, mit einleitenden Abhandlungen ausgerüsteten Büchern lag 1773 für den Setzer bereit, ja, ein erster Bogen war schon gedruckt, als sie von dem Herausgeber 1775 aus Scheu vor dem zu erwartenden Urtheil der tonangebenden zeitgenössischen Kritiker zurückgezogen wurde.

Es scheint, wenn wir den mannigfaltigen Inhalt dieser Arbeiten übersehen, daß die unermeßlichen litterarischen Projecte des Tagebuchs von Nantes in Begriff waren, zur Ausführung zu kommen. Anders freilich zur Ausführung

zu kommen, als ursprünglich beabsichtigt war. Denn der Herder der Bückeburger Schriftstellerperiode ist in mehrfacher Beziehung nicht mehr der nämliche, der er von Riga bis Straßburg gewesen. Er ist ein Anderer in Stil und Darstellungsweise, er ist ein Anderer oder, richtiger zu reden, ein Geänderter in seiner Denkart geworden. Die früheren Schriften waren beinahe ausschließlich ästhetisch-kritischen und philosophischen Inhalts: in den nunmehrigen überwiegt das Theologische. Die theologische Haltung des früheren Herder neigte sich entschieden einer verständig-moralischen, einer gemäßigt aufklärerischen Auffassung des Christenthums und des geistlichen Amtes zu: seine gegenwärtige Haltung ist eine enthusiastisch-mystische, ja prophetische, eine mit Heftigkeit antiaufklärerische und antirationalistische. Mit der Abwendung von dem französischen Wesen hatte die Abwendung von der Aufklärung begonnen. Zu ernster sittlicher Einkehr, zu stets wiederholten Vorsätzen, das Flüchtige und Unechte, den Leichtsinn und die „Coquetterie" der Jugend abzuthun, hatte ihn die Leidenszeit in Straßburg gestimmt. Die einsame Lage in Bückeburg begünstigte noch mehr den begonnenen Umbildungsproceß des ehemaligen „theologischen Libertin", wie er selbst sich ausdrückt, in einen „mystischen Begeisterer". Ueber dem Mißfallen, welches Hamann ihm über seine Schrift vom Ursprung der Sprache zu erkennen gab, kam es, nachdem Beide so lange gegen einander geschwiegen, zu einer Aussprache, die von Herder's Seite eine förmliche Beichte war und ihn zu neuem und innigerem Anschluß an den Magus, insbesondere auch an die theologischen Ueberzeugungen dieses gläubigen Geistes führte. In dieselbe Richtung aber zog ihn die briefliche Verbindung, in die er in Folge der Lectüre der „Aussichten in die Ewigkeit" mit Lavater gerathen war. Weder die, bald getrübte, Beziehung zu Merck, noch die zu Nicolai konnte ein Gegengewicht bilden; im Gegentheil: Schritt für Schritt enthüllten sich die Differenzen, die seine Auffassung von der des Berliner Aufklärers schieden, bis es, bei Gelegenheit der „Aeltesten Urkunde" zu einer leidenschaftlichen und ärgerlichen Aufkündigung der Freundschaft kam. Mit den anziehenden und abstoßenden Kräften aus der Ferne wirkten andere in der Nähe zusammen. So manches, was ihm an den Einrichtungen und Zuständen in Bückeburg nicht behagte, war ein Ausfluß des aufklärerischen Fridericianischen Geistes, und sofern ihm der philosophische Geist des Jahrhunderts auch aus den Gesprächen des Grafen Wilhelm entgegentrat, so identificirte sich ihm derselbe mit Zwang und Langeweile. Hinwiederum stellte sich ihm die fromme, gläubige Richtung aufs Holdseligste in der Gräfin Maria dar. Es konnte nicht ausbleiben, daß sich an ihrem sein eigenes Gefühl stimmte und steigerte. Mit aller Stärke erwachten in ihm die religiösen Eindrücke seiner Jugend wieder. Seine biegsame, zu inniger Mit- und Nachempfindung aller tieferen und zarteren Regungen des Menschenherzens allezeit bereite Seele hatte sich bisher überwiegend an die Offenbarungen der Poesie angeschmiegt, und auf diesem Gebiete daher war er, in einem ganz anderen Sinn als dem rein verständigen des Jahrhunderts, zum Dolmetscher, Ausleger und Apostel geworden. Nur eine kleine Verschiebung seiner Seelenlage, und er mochte es ebensowol, wenn die Bibel, ein zugleich poetisches und religiöses Buch, die Vermittelung bildete, auf dem Gebiete der Religion werden. Gerade die Enge endlich, in die er sich in Bückeburg, auf diesem abgelegenen Fleckchen Erde — er nennt es sein Pathmos — zurückgewiesen sah, begünstigte eine solche Wendung. Für die einst geträumte, bis ins Politische hinübergreifende Weltwirksamkeit muß die ehrgeizige Ausdehnsamkeit seines Geistes Ersatz suchen. Intensiv wenigstens sucht er zu leisten, was ihm extensiv versagt ist. Seine überspannte Projectenlust concentrirt sich: sie verdichtet sich in dem Sturm und Drang religiöser Begeisterung, in dem Entschluß, in unmittelbarer Anknüpfung an sein Amt, zum Verkünder der Offen-

barungen Gottes, zum Streiter gegen den Unglauben, zum Erwecker eines neuen lebendigen Religionsgeistes zu werden.

Unter den Schriften dieser Periode nun, die ebenso viele Documente der geschilderten Umwandlung sind, hat den weitesten Gesichtskreis der Beitrag zur Philosophie der Geschichte. In gleichem Abstande von der skeptischen Auffassung eines Voltaire, wie von der optimistisch aufklärerischen eines Iselin geht die kleine Schrift auf den Nachweis aus, daß der Plan der Weltgeschichte außer dem Menschengeschlechte, uns verborgen, in Gott liege. In der Folgereihe der Völker und Zeiten hat jedes kräftig und eigenartig sich auslebende Dasein sein Recht für sich, seinen eigenen Geschichtswerth, ist Alles Mittel und Zweck zugleich. Am wenigsten darf die vielgepriesene Bildungshöhe der Gegenwart zum Maßstab geschichtlicher Beurtheilung gemacht werden. Ausdrücklich nimmt sich H. von diesem Standpunkt aus des Mittelalters an. Einer der Ersten hat er, dem herrschenden Vorurtheil gegenüber, die positiven Seiten jener finsteren Jahrhunderte, und, nachdrücklicher, schneidender, übertreibender noch, die Schattenseiten des Jahrhunderts der Aufklärung hervorgehoben, in welchem Alles mechanisirt und wo unter der einseitigen Herrschaft des Denkens, der Trieb und die Thätigkeit des Lebens geschwächt sei.

Den Anfang zur Ausführung dieser genialen Skizze einer vom Gefühl der Offenbarung Gottes durchdrungenen Geschichte der Menschheit macht sofort die „Aelteste Urkunde“. Es sind die Origines der Menschengeschichte, denen dies weitangelegte Werk am Leitfaden der Mosaischen Urkunde nachgeht. Ein wunderliches Werk, in welchem sinnige poetische Anschauungen mit emphatischen Ueberschwänglichkeiten, dithyrambische Ergüsse mit leidenschaftlichen, oft geschmacklosen Ausfällen gegen die rationalistische Bibelerklärung eines Michaelis und gegen den ungläubigen Zeitgeist im Allgemeinen, homiletische Declamationen mit verwegenen Hypothesen und mit dilettantischer Gelehrsamkeit zu einem schwer genießbaren Ganzen gemischt sind. In einem nahezu marktschreierischen Ton wird die Entdeckung vorgetragen, daß die Schöpfungsgeschichte des ersten Capitels der Genesis, abgeschaut von dem sich täglich erneuernden Gemälde des werdenden Tages, in einer Uroffenbarung Gottes ein Gedächtnißbild zum Zwecke der Einsetzung des Sabbaths, eine Hieroglyphe darstelle, an der sich alle menschliche Schrift und Symbolik, ja alle Wissenschaften und alle Kultur gebildet haben — eine Entdeckung, mit der sich der tumultuarisch geführte Beweis verbindet, daß die Trümmer dieser Uroffenbarung in den Sagen und Religionsvorstellungen aller ältesten Völker wiederzufinden seien. In gleich sinniger Weise entwickelt dann der Verfolg des Werkes die Poesie der nächst folgenden biblischen Mythen, insbesondere der Erzählung vom Sündenfall, um in gleich unkritischer Weise und mit gleicher Ueberschwänglichkeit den Offenbarungscharakter und die Thatsächlichkeit des Erzählten zur Geltung zu bringen.

Ist solchergestalt, Alles in Allem, die „Aelteste Urkunde“ die unreifste der theologischen Schriften der Bückeburger Zeit, so zeichnet sich des Verfassers praktisch-religiöser Standpunkt am kenntlichsten und auffälligsten in den gegen Spalding gerichteten „Provinzialblättern“. In einem Stil geschrieben, der sich über das Uebliche der deutschen Syntax wie geflissentlich hinwegsetzt, ist die Schrift (die man freilich nicht in der untreuen Redaction der Vulgatausgabe der Herder'schen Werke lesen darf) auf allen Seiten der Protest der vollkräftigen gegen die zahme, sich mit ihren Ansprüchen bescheidende, ihre Schwächen beschönigende Spalding'sche Religiosität. Die Kirche ist dem Verfasser eine göttliche Anstalt, die Bewahrerin des Schatzes der Offenbarung und nicht eine „Bildungsakademie für die Unterthanen Sr. Majestät des Königs“. Der Prediger ist nicht ein „Lehrer der Weisheit und Tugend“, sondern ein Organ göttlich geoffenbarter

Seiten kam man dem neuen Generalsuperintendenten mit Hochachtung und Erwartung entgegen. Einen Versuch, mit dem er bei seiner Einführung ins Consistorium überrascht wurde, ihn in seinen Rechten, als Geistlichen der Stadtgemeinde, zu beeinträchtigen, schlug er tapfer zurück, und alle albernen Gerüchte, die man über ihn ausgesprengt hatte, machte er durch seine am 20. October gehaltene Antrittspredigt verstummen. „Ich bin hier“, schreibt er ein Vierteljahr nach seinem Eintritt in Weimar, „allgemein beliebt und geehrt bei Hofe, Volk und Großen: der Beifall geht bis ins Ueberspannte“. Nicht lange indeß hielt diese sanguinische Ansicht der Dinge, nicht lange der gute Wille, mit dem er gekommen war, sich hier vom Lesen und Autorisiren zu den ihn erwartenden würdigeren und wichtigeren Amtsgeschäften mit ganzem Ernste hinzuwenden, gegen die Last dieser Geschäfte und gegen die sich ihm in den Weg stellenden Hindernisse vor. Fünf Jahre war die Stelle, die er bekleidete, unbesetzt gewesen. Es gab Arbeit, unerfreuliche Arbeit in Hülle und Fülle. Neben den regelmäßigen Predigten und den zahlreichen Amtshandlungen lag ihm die Beaufsichtigung der Geistlichen und Schullehrer, die Abhörung ihrer Beschwerden und — das Verdrießlichste von Allem — die regelmäßige Revision von Kirchenrechnungen seiner Diöcese ob. Schlimm, daß er gleich im ersten Winter, der ganz dem Einleben in seinen neuen Wirkungskreis gewidmet werden mußte, wiederholt an einem Gallenfieber erkrankte, von dem er in Pyrmont Heilung und Erholung suchte, das aber den Grund zu mancher folgenden Krankheit legte. Schlimmer, daß die Kreise, auf deren Entgegenkommen er zu erfolgreichem Wirken angewiesen war, ihm allerlei Hemmungen bereiteten. Das Consistorium wurde durch den Consistorialpräsidenten v. Lynker und durch den Minister v. Fritsch regiert, und da namentlich der Letztere mit Zähigkeit an den hergebrachten Formen hing, so war es die Regel, daß der neue Consistorialrath auch mit seinen berechtigtsten Reformvorschlägen in der Minorität blieb. Von den Anhängern des Alten gehemmt, fand er leider auch bei den Genialen nicht die erwartete Unterstützung. Es wollte ihm vorkommen, als ob Goethe, in dem Bestreben, die Schiefheiten der früheren Erziehung des Herzogs gut zu machen, in das entgegengesetzte Extrem einer übertriebenen Betonung kraftvoller Natürlichkeit ausschweife; er glaubte zu bemerken, daß der Herzog und sein poetischer Mentor mit einer gewissen Geringschätzung auf Alles herabsähen, was kirchliche oder Schuleinrichtung hieß und daß sie nichts lieber gesehen hätten, als wenn auch er in ihren Ton eingestimmt hätte. Mit kopfschüttelndem Verdrusse sah er dem Treiben der Beiden und der naturalistisch-kecken Lebenssitte, die an dem neuen Hofe Platz gegriffen hatte, zu. Nur natürlich, daß er sich im Ganzen auf die Seite derjenigen stellte, welche, gleich ihm, durch die neue Ordnung der Dinge verletzt oder verstimmt waren. Den Mittelpunkt dieser Partei bildete Karl Augusts junge Gemahlin, die edle Herzogin Luise. In gegenseitiger Verehrung trat man sich nahe. Er wurde ihr Lehrer in der englischen und lateinischen Sprache; er wurde, soweit diese selbständige Natur es bedurfte, ihr eine Stütze und ein theilnehmender Freund. Auf derselben Seite stand ihr Oberhofmeister Graf Görtz, den er mit Bedauern schon 1778 von Weimar scheiden sah. Auch mit Knebel verbanden ihn gleiche Grundsätze und gemeinschaftliche Interessen zu einer im Laufe der Jahre immer inniger werdenden Freundschaft. Daneben entwickelte sich ein herzliches Verhältniß zu dem originellen Einsiedel, ein gemüthlich freundschaftliches zu dem gutmüthig-verträglichen Wieland, dem es mit seinem elastischen Enthusiasmus möglich war, sich mit Jedermann gut zu stellen. Wieland's große Gönnerin, die verwittwete Herzogin Amalia, zog auch ihn in ihre Cirkel und wandte ihm dauernd Gunst und Auszeichnung zu. Am sichersten überhaupt war ihm überall die Gunst der Frauen; ganz besonders gelang es

worden und wiederholt waren die Verhandlungen ins Stocken gerathen. Jetzt, im August 1775, erfuhr er, daß er zur vierten Professur der Theologie und zum Universitätsprediger vorgeschlagen sei. Er erfuhr demnächst, daß es einer Gegenpartei gelungen sei, Sr. Großbritannischen Majestät Bedenken gegen seine Rechtgläubigkeit beizubringen. Die Bemühungen, diese Bedenken zu beseitigen, spitzten sich endlich in das Ansinnen zu, daß er sich — etwa in Verbindung mit der Erwerbung der theologischen Doctorwürde — zu einem Colloquium vor der Göttinger Facultät verstehen möge. Mit Entrüstung wies er das „Knaben- und Ketzerverhör“ zurück; allein sein Gegenvorschlag — ein schriftliches Colloquium — war doch gar zu unpraktisch; die Freunde in Göttingen und Hannover redeten so wohlwollend, so dringend zu, daß er am Ende doch, widerwillig nachgebend, Ende Januar 1776 sich „zu dem sauren Gange nach Göttingen“ fertig machte. Der saure Gang sollte ihm dennoch erspart werden; denn ein treuer Freund hatte inzwischen anderswo für ihn gearbeitet. Seit dem 7. November 1775 befand sich Goethe in Folge der Einladung Karl Augusts in Weimar. Schon wenige Wochen danach hatte er H. eine Andeutung gemacht, daß „der Herzog eines Generalsuperintendenten bedürfe“, und H. war mit Freuden auf die neue Aussicht eingegangen. Leichtes Spiel hatte der Freund nicht. Denn auch in Weimar hatte man ausgesprengt, der Bückeburger Consistorialrath sei kein Geistlicher, könne nicht predigen, glaube nicht an Christum u. dgl. m. Trotzdem trieb Goethe die Sache durch. Anfang Februar 1776 erhielt H. die officielle Anfrage wegen Annahme der Generalsuperintendentur. Die Göttinger Verhandlungen wurden abgebrochen; noch verursachten die Ansprüche des Weimarischen Magistrats, der seinerseits den designirten Generalsuperintendenten und Oberconsistorialrath zum Oberpfarrer an der Stadtkirche wählen mußte, eine längere Verzögerung; im Juni indeß war auch dies aufs Reine gebracht; und an demselben Tage, an welchem er vor sechs Jahren den Ruf des Grafen Wilhelm angenommen, erbat H. jetzt von demselben seine Entlassung. Er schied von einem einsamen und gebrochenen Manne; denn die Gräfin, von der ihm der Abschied am schwersten geworden wäre, war nach längerem Siechthum, bereits am 16. Juni ihren Leiden erlegen: bei dem Rückblick, den er in seiner Abschiedspredigt auf seine Bückeburger Amtswirksamkeit warf, durfte er es als eine göttliche Fügung bezeichnen, daß er sein Amt zu eben der Zeit beschließen sollte, da sie, die ihm so viel gewesen, ihr Leben beschloß. Es war ein wichtiger, seit dem Abschied von Livland, wohin er bisher noch immer seine Blicke zuweilen zurückgewandt hatte, der wichtigste Wendepunkt seines Lebens. Erst nun gibt er jeden Gedanken, nach Riga zurückzukehren, endgültig auf. Der neue Schauplatz, den er in der Blüthe des männlichen Alters betritt, den er nur einmal noch behufs einer längeren Reise verlassen sollte, stellt ihn unter den Einfluß von Lebens- und Bildungsbedingungen, völlig verschieden von denjenigen, die ihn während des Bückeburger Exils umgeben hatten. Die Epoche drangvoller Unbestimmtheit und mystischer Ueberschwänglichkeit ist vorüber. Je länger je mehr ist er in den ersten zwölf Jahren in Weimar zu der geistigen Höhe und der schriftstellerischen Reife durchgedrungen, von der er erst in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens allmählich wieder einen Niedergang erfahren sollte. Erst in Weimar ist er zu dem Stern erster Größe geworden, als der er in der Geschichte des deutschen Geistes glänzt, und Weimar hinwiederum nennt neben den Namen Wieland's, Goethe's und Schiller's den seinigen, so oft es sich rühmt, die Metropole unserer klassischen Litteratur gewesen zu sein.

Am 2. October 1776 in später Abendstunde langte die seit Kurzem durch einen zweiten Knaben vermehrte Herder'sche Familie in Weimar an. Von allen

Jahrgänge 1781 und 82. Hier findet sich das schöne Andenken an Winckelmann, Lessing und Sulzer, hier die „Jüdischen Dichtungen und Fabeln“, die durch eine eigne Zugabe bereicherte Uebersetzung von Hemsterhuis' „Ueber das Verlangen“, ferner die Gespräche über Seelenwanderung, über Hades und Elysium und jene polemischen Briefe gegen Nicolai's Buch über die Tempelherrn, die, voll übereilter und gewagter Sätze, doch nur dem verhaßten Gegner zu einem neuen Triumphe verhalfen. Das Andenken an Winckelmann gab in verkürzter Form den Inhalt einer durch ein Preisausschreiben der Cassel'schen Gesellschaft der Alterthümer veranlaßten Lobschrift wieder. Denn immer wieder lockten derartige Aufgaben den wissenschaftlichen Ehrgeiz des schreibfertigen Mannes. Dreimal noch warb er in diesen Jahren mit Erfolg um akademische Preise. Die von der Münchener Akademie 1778 gekrönte Abhandlung „Ueber die Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker in alten und neuen Zeiten“ ist im Grunde eine Geschichte der Poesie in nuce, ausgehend von dem Satz, daß ächte Poesie als die Sprache der Sinne, der Leidenschaft, der Phantasie, ihrem eigensten Wesen nach wirkend sei, hinauslaufend auf den Nachweis, daß es nur da eine Sitten schaffende und bildende Poesie geben könne, wo Religion, Volk und Vaterland lebendige Mächte seien. Pädagogische und politische Fragen streift er in der unter Anderm die Mängel der Universitätsverfassungen, die Grenzen der vom Staat über Sitten und Litteratur zu übenden Polizei besprechenden Abhandlung vom J. 1780: „Vom Einfluß der Regierung auf die Wissenschaften und der Wissenschaften auf die Regierung“. Erinnernd an die alten Reformpläne des Tagebuchs von Nantes und andererseits an die nachmals (1788) für den Markgrafen von Baden aufgesetzte Denkschrift über die Errichtung eines patriotischen Instituts für den Gemeingeist Deutschlands verdiente sie ihm zum dritten Male den Preis von der Berliner Akademie, deren Mitglied er doch, da er es trotz des gegebenen Winkes verschmähte, sich um die Aufnahme zu bewerben, erst sieben Jahre später wurde. Die mit rascher Feder niedergeschriebene Abhandlung endlich „Ueber den Einfluß der schönen in die höheren Wissenschaften“ — eine beredte Declamation gegen das oberflächliche Buhlen mit den Künsten und eine beredte Empfehlung der schönen Wissenschaften, sofern sie, ernst getrieben, das Gefühl der Menschlichkeit bilden — verschaffte ihm 1781 einen zweiten Preis von der Münchener Akademie.

Näher oder entfernter stehen alle diese Gelegenheitsschriften — zu denen in den späteren Jahren noch eine Anzahl Vorreden zu den Werken Anderer hinzuzunehmen wären — in einer inneren Beziehung zu den größeren Arbeiten dieser Jahre. Sie erläutern diese oder empfangen durch diese Erläuterung. Selbst die Herder'sche Vorrede zu der neuen Ausgabe des Weimar'schen Gesangbuchs von 1778 ist nur eine specielle Anwendung der Anschauungen, auf denen die jetzt endlich zur Veröffentlichung gelangende Volksliedersammlung beruhte. Boie, der die Verhandlungen mit dem Verleger geleitet hatte, übernahm die Ankündigung des Erscheinens der Sammlung in einer Nachschrift zu dem Aufsatz, mit welchem H. im Novemberstück des Deutschen Museums 1777 „Von Aehnlichkeit der mittleren englischen und deutschen Dichtkunst“ präludirte. Der Aufsatz, der neben dem ästhetischen vor Allem den patriotischen Gesichtspunkt betont, war eine Quintessenz der Vorreden, die der Verfasser vier Jahre zuvor zu den vier Büchern der ursprünglichen Sammlung geschrieben hatte. Er richtete jetzt zugleich einen Hieb gegen die von Nicolai kürzlich aufgetragene „Schüssel voll Schlamm“ — den in parodistischer Absicht von diesem herausgegebenen „Kleinen feynen Almanach“ — und that dagegen Bürger's, der „die Sprache und das Herz der Volksrührung tief kenne“, in ehrenvoller Weise Erwähnung. Die Sammlung selbst war einestheils eine, in Ansehung der deutschen Lieder, gereinigte, andern-

theils eine durch reichlichere Mittheilung von Liedern fremder Nationen vermehrte. Im Mai 1778 erschien der erste Theil „Volkslieder“ mit seinen drei Büchern von je 24 Liedern und gerade ein Jahr später folgte der zweite unter dem Titel „Volkslieder nebst untermischten anderen Stücken“, weitere drei Bücher mit je 30 Liedern enthaltend. Nur auf das Drängen seiner Freunde, namentlich Gleim's, und seiner Frau hatte er sich zu der Veröffentlichung entschlossen. Selten ist eine liebenswürdige Gabe in so unliebenswürdiger Weise dargeboten worden. Mehr „Auswurf des Unmuths als Sammlung, Werk“ nannte H. den ersten Theil gegen Lessing, und so, in der That, stellt sich noch mehr der zweite Theil mit seiner gegen die Spötter und Verächter, gegen die Nicolai und Ramler bitter angehenden Vor- und Nachrede dar. Allein was so mit Unmuth gegeben wurde, war mit dem ganzen Eifer der Liebe gesammelt worden. Durch die reichen Schätze ursprünglicher Liederpoesie, die hier probeweise zur Ausstellung gebracht wurden, bewährte sich der Satz, daß die Poesie die Muttersprache des menschlichen Geschlechts und eine allgemeine Völkergabe sei; es bewährte sich der Satz des Sammlers, daß das Wesen des Liedes Gesang sei, und wunderbar war es ihm da, wo er Uebersetzer war, geglückt, vor Allem die poetische Melodie der einzelnen Stücke treu wiederzugeben. Die Wirkung konnte nicht ausbleiben. Von Herder's Volksliedersammlung (den „Stimmen der Völker“, wie Joh. v. Müller die von ihm neu redigirte Sammlung in den „Sämmtlichen Werken“ umtaufte) datirt eine ganz neue Schätzung lyrischen Gesanges, eine unendliche Erweiterung des litteraturgeschichtlich-ästhetischen Gesichtskreises, die zu immer anderen, noch heute nicht abgeschlossenen Forschungen und Entdeckungen in der Welt der Volksphantasie, des Liederlebens der Völker geführt hat, und reichlich wurde so des Herausgebers Absicht erreicht, daß „manche verdorrte Zweige unsrer Poesie aus diesen unansehnlichen Thautropfen fremder Himmelswolken sich neu erfrischen möchten“.

Neben dem ersten Theil der Volkslieder waren es — um Herder's eigne Worte zu brauchen — noch ein paar andere „Gerichte alten aufgewärmten Kohls“, die er, müde, „unter dem alten sächsischen Dreck zu wühlen“, in dem einsam verlebten Winter von 1777 auf 78 für das Publicum zubereitete. Nur wenige Wochen nach jenem ersten Theil erschienen, wie zwei zusammengehörige Zwillinge, die „Plastik; einige Wahrnehmungen über Form und Gestalt aus Pygmalions bildendem Traume“ und „Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele; Bemerkungen und Träume“. Die erste dieser Schriften, alten Datums, seit dem Aufbruch aus Eutin liegen geblieben, auch jetzt nicht sowol vollendet als vielmehr rasch unter Dach und Fach gebracht, nennt sich selbst „den unvollkommenen Anfang zu ähnlichen Versuchen einer Anaglyphik, Optik, Akustik rc.“. Ihr Inhalt nichtsdestoweniger macht sie zu einem köstlichen Seitenstück zum Lessing'schen Laokoon. Denn wenn dieser die Grenzen der bildenden Künste und der Poesie abgesteckt hatte, so geht H., gegenüber der damals herrschenden Praxis, bei welcher Malerei und Sculptur ihre Rollen geradezu vertauscht zu haben schienen, zu einer kritischen Auseinandersetzung der Grenzen der bildenden Künste gegeneinander fort. Ausgehend von einer Analyse des Gesichts- und Gefühlssinns entwickelt er, daß die Malerei, als die Kunst des Auges, den „Anschein der Dinge“, das Nebeneinander, die Plastik dagegen, als die Kunst des Gefühlssinns, die Körperlichkeit und also ein Ineinander zur Darstellung bringe. Er verfolgt diesen Gesichtspunkt in alle seine Consequenzen bezüglich der beiden Künsten zukommenden Stoffe, Bedingungen, Schranken, Verfahrungsweisen und sonstigen Eigenthümlichkeiten. Er erklärt sich namentlich — in voller Uebereinstimmung mit dem Kampfe, den er gegen die blos correcte Dichterei, gegen die nüchterne Auffassung der Religion, gegen die begriffszergliedernde

Philosophie des Jahrhunderts geführt hatte — gegen den ästhetischen Formalismus der bildenden Künste. Nicht in der abstracten Farbe und nicht in der abstracten Linie liegt nach ihm das Geheimniß der Schönheit: es liegt in der erfüllten und beseelten Gestalt; die Schönheit ist Ausdruck der Gesundheit und des kräftigen Lebens — die bedeutende Erscheinung innerer Vollkommenheit. Aus derselben Wurzel war die andere — die vor drei Jahren in Berlin ungekrönt gebliebene Abhandlung „Vom Erkennen ꝛc.“ erwachsen. Auch sie geht von den Sinnen aus und zeigt, die Wolf'sche Psychologie durch Leibnitz, Leibnitz durch die Gedanken der englischen Philosophie, durch die Lehren der Haller'schen Physiologie, endlich durch die ethischen Anschauungen Spinoza's berichtigend und ergänzend, daß Empfinden, Denken, Wollen nicht besondere Grundkräfte der Seele, sondern nur Stufen des Einen vom ganzen Weltall geregten, ihm harmonisch zugebildeten Menschengeistes seien. Bemerkenswerth sind die bei der nunmehrigen Herausgabe der ehemaligen Preisschrift im Schlußabschnitt angebrachten Veränderungen. Der Ausfall, den hier der Verfasser gegen die himmelstürmenden Genies thut, die sich „im Abgrund ihrer positiven Kraft mit Sonne und Mond baden“, hat offenbar zum Hintergrund das ihm so verdrießliche geniale Treiben am Weimarer Hofe. Das nächste, gleichfalls schon in Bückeburg vorbereitete, im Sommer 1778 vollendete Schriftchen verrieth schon durch seinen Titel „Lieder der Liebe; die ältesten und schönsten aus Morgenlande; nebst vier und vierzig alten Minneliedern“, wie eng im Geiste des Verfassers das Interesse für Volkslieder mit dem Interesse für die Bibel zusammenhing. Es war der mit dem reinsten Enthusiasmus geführte Nachweis, daß das Salomonische Hohelied, an dem sich so lange die allegorisirende Geschmacklosigkeit, gelegentlich auch die Frivolität versündigt hatte, durch und durch poetisch, ja daß es das Urlied der Liebe sei, das „in seiner uralten hebräischen Einfalt“ alle Situationen und Wendungen der Liebe aufs Zarteste zum Ausdrucke bringe. Ganz verwandten Geistes endlich die Auslegung der Apokalypse, wie sie, nach mehrfacher Ueberarbeitung des ehemaligen Bückeburger Manuscripts, im Herbst 1779 unter dem Titel „Maran Atha; das Buch von der Zukunft des Herrn, des Neuen Testaments Siegel“ ans Licht trat. Auch hier wird die übliche typisch-allegorische durch eine zugleich poetische und zugleich geschichtliche Auffassung verdrängt, so freilich, daß der religiöse Inhalt des prophetischen Buchs die unbefangene kritische Betrachtung fesselt und einer mystisch idealisirenden Ansicht Vorschub leistet.

H. hatte die Stunden zur Abfassung oder vielmehr zur umarbeitenden Redaction aller dieser Schriften anderen „vielleicht nothwendigeren Arbeiten“ gestohlen. Aber wie, wenn seine Schriftstellerei in unmittelbare Verbindung mit den Pflichten und Zwecken seines Amts gesetzt werden könnte? So hatte er früher aus seinem Beruf heraus die Provinzialblätter geschrieben. Wie, wenn er neue, unpolemische Provinzialblätter schriebe? Um „der großen Unwissenheit und Rathlosigkeit seiner jungen Landgeistlichen abzuhelfen“, um ihnen für ihr Studium mehr zu geben, als was sie von der Universität mitbrachten, verfaßte er im J. 1780 in raschem Flusse die „Briefe das Studium der Theologie betreffend“, deren zwei erste Theile Michaeli 1780, die zwei folgenden Ostern 1781 erschienen. Es ist nicht die ausgearbeitetste Schrift Herder's, ja sie ist kaum zu Ende geführt. Der Verfasser behielt noch so viel in petto, daß er meinte, das Ganze sei „nur noch immer Vorsaal, und das eigentliche Kabinet des Christenthums und geistlichen Amts habe er sich noch ganz aufgehoben“ — wie sich denn Bruchstücke einer Fortsetzung in den „Briefen an Theophron“ und in dem „Entwurfe der Anwendung dreier akademischer Jahre“ erhalten haben. Gerade in diesem raschen Wurf jedoch ist es ein köstliches Buch geworden, das mächtig wirkte und — wie die schon nach wenigen Jahren nöthig gewordene,

.. n erst mit Herder's Namen bezeichnete zweite Auflage (1785. 86) bewies – die günstigste Aufnahme fand. Die glückliche Veränderung, die mit dem Verfasser in den letzten Jahren vor sich gegangen, zeigt sich gerade hier noch auffälliger als in den Schriften über das Hohelied und die Apokalypse. Nicht umsonst hatte er die Luft gewechselt. Er selbst empfand den wohlthätigen Einfluß der neuen Atmosphäre. Schreibt er doch, nur erst ein Jahr in Weimar, mit Beziehung auf seine litterarischen Projecte, seitdem er in Sachsen sei, mehr Menschen kenne und von mehreren gekannt werde und er geprüfter, reifer und stärker werde, solle hoffentlich ein zweites Mannesalter seines Lebens beginnen. Die „Theologischen Briefe“ bezeugen es auf allen Blättern. Er ist nicht mehr der theologische Stürmer und Dränger, der er in Bückeburg gewesen. Der Streitton, der sich in den älteren theologischen Schriften so unangenehm laut machte, ist wesentlich gedämpft, ja die persönliche Polemik ist durchaus vermieden und macht wieder der Anerkennung der positiven Verdienste eines Spalding, Michaelis &c. Platz. Gewichen ist die exaltirte Gläubigkeit der Aeltesten Urkunde und der Erläuterungen. Der Geist der Mäßigung und Milde, der Freiheit und humanen Bildung durchweht diese Briefe und spiegelt sich dann auch in dem von dithyrambischen Absonderlichkeiten, von sprachlichen Rücksichtslosigkeiten und Willkürlichkeiten gereinigten Stil. So sind diese Briefe eine zwanglose Encyklopädie und Methodologie der Theologie mit beständigen Ausblicken auf alles Schöne und Nützliche auch der weltlichen Gelehrsamkeit. „Das beste Studium der Gottesgelehrsamkeit ist Studium der Bibel und das beste Lesen dieses göttlichen Buchs ist menschlich“ — von diesem Satze gehen sie aus und gestalten sich daher zunächst zu einer den poetisch-menschlichen Gehalt der Bibel aufschließenden Einleitung in die alt- und neutestamentlichen Schriften. Auf diesem biblischen Grunde hält sich ebenmäßig auch die weitere Entwickelung, die nun zur Dogmatik, zur Dogmengeschichte, endlich zur praktischen Theologie übergeht und hier unter Anderem goldene Winke über die rechte Weise des Predigens gibt. „Die Theologie ist ein liberales Studium und verlangt keine Sklavenseele“ — in diesen Worten faßt sich der allgemeine Sinn und Standpunkt des Briefstellers zusammen.

Es erhöht den Reiz des ganzen zweiten Bandes, sowie der ungedruckten Stücke zur Fortsetzung der „Theologischen Briefe“, daß die Briefform aufgehört hatte, eine bloße litterarische Einkleidung zu sein. Vielfach hatte der Verfasser dabei einen jungen Theologen im Auge, der sich ihm gerade in dieser Zeit vertrauensvoll genaht hatte, um dann mit rührender Treue zeitlebens an ihm festzuhalten. In seinem neunzehnten Jahre war Johann Georg Müller, der jüngere Bruder des Verfassers der Geschichte der Eidgenossenschaft, mit Herder's älteren theologischen Schriften bekannt geworden. Von Göttingen, wo er nun Theologie studirte, trieb es ihn, für die in seinem Innern stürmenden Zweifel bei dem verehrten Manne Rath und Hülfe zu suchen. Er fand vollauf, was er gesucht. Die acht Tage, die er im October 1780 in Herder's Familie verkehrte, wurden entscheidend für sein Leben, bestimmend für die Richtung seines Geistes. Aus Müller's Tagebuchaufzeichnungen über jene Tage, aus der durch dreiundzwanzig Jahre fortgesetzten Correspondenz desselben mit dem väterlichen Freunde und dessen Gattin erkennt man, welch' ein Schatz von Liebenswürdigkeit, von Herzlichkeit, von menschenbildender und menschenbeherrschender Gewalt in dem Manne lag, der bei persönlicher Berührung mit minder gleichgesinnten Gemüthern so leicht reizte und verwundete und selbst wieder verwundet wurde. In Müller erzog sich dieser Mann wenigstens Einen Theologen ganz nach seinem Sinn und Ideal. Denn den ganzen kommenden Winter von 1781—82 lebte nun jener in Herder's Hause, um unter dessen persönlichster Leitung seine theo-

logische Bildung zu vollenden. Noch vor seiner Rückkehr in die Schweiz aber erschien auch Johannes Müller bei Herder, und auch das mit diesem geschlossene Bündniß hat in der wechselseitigen Einwirkung beider Männer auf einander die reichsten Früchte getragen.

Daß es dem jungen Schweizer während jenes Winters in Weimar so wohl ward, das hatte seinen Grund auch darin, daß H. gerade jetzt in der gehobenen Stimmung gelingenden Schaffens war. Er hatte die „Theologischen Briefe“ nur abgebrochen, um sie, wie das ja sein gewöhnliches Verfahren war, in einem anderen Werke fortzusetzen oder vielmehr sie in ihrem Hauptfundamente zu vertiefen und weiter auszubauen. Dies Hauptfundament war das Verständniß der Bibel. In weiterer Ferne schwebte ihm der Plan einer mit einer Erklärung begleiteten Uebersetzung der Bibel vor. Als Vorarbeit hiezu aber sollte ein Werk von der Poesie der Hebräer dienen. So wuchs seit Herbst 1781 aus den „Theologischen Briefen“ das Werk „Vom Geist der hebräischen Poesie; eine Anleitung für die Liebhaber derselben und der ältesten Geschichte des menschlichen Geistes“, hervor, dessen erster Theil Ostern 1782, der zweite ein Jahr danach erschien. Das erste von ihm selbst veröffentlichte Buch, das seinen Namen auf dem Titel trägt, trägt es zugleich den vollen Stempel des Herder'schen Genius. Ein Mißgriff zwar ist die für die ersten Abschnitte gewählte dialogische Form: aber wie leicht vergißt man sie über dem reichen Gehalt! Der Blick des Historikers, die Kenntniß des Philologen, das Verständniß religiöser Empfindung, der ästhetische Sinn und das Geschick poetischer Nachbildung — das Alles findet sich hier beisammen. Ein congenialer Geist erschließt uns den Geist dieser eigenartigen Nationalpoesie voll Natureinfalt und Frömmigkeit. Bis in den Bau der hebräischen Sprache geht er ihrem Ursprung nach und weist ihre Grundlagen in den aus der Urzeit überlieferten kosmologischen Ideen und Bildern, der von religiöser Anschauung getragenen Geschichtsüberlieferung des hebräischen Volks nach. Zugleich mit der weiteren Entwickelung dieses Volks entwickelt sich die Poesie desselben. An die Charakteristik Moses, des großen Führers und Gesetzgebers, schließt sich der Nachweis der Einwirkung von dessen Thaten und Einrichtungen auf die Bildung und Litteratur seiner Nation. Eine neue Epoche beginnt mit David — die Epoche lyrischer, gottesdienstlicher und politischer Cultur. Nur andeutend greift dann das Werk in die dritte Periode, in die Zeit der Propheten hinüber, die in dem beginnenden Verfall an Klage und Vermahnung die Hoffnung knüpften. In großen Zügen, so war der Plan, sollte die litteraturgeschichtliche Entwickelung bis zur Offenbarung Johannis, dem letzten Ausdruck des poetischen Prophetismus des Judenthums, fortgeführt werden. Als die Sterne aber seines Buchs, die überall den Weg erhellen, bezeichnet H. selbst die zahlreich eingeschalteten Uebersetzungen schöner Stellen. Und dadurch nicht am wenigsten hat das Buch gewirkt. Es hat ein Muster für die Behandlung aller Litteraturgeschichte aufgestellt; es hat einen neuen Schwung in die gelehrte Orientalistik, einen neuen Geist in das ganze Studium der Theologie, neue Töne und Anschauungen in unsere Dichtung gebracht. Für Kunde und Verständniß des Orients hat es Aehnliches geleistet wie Winckelmann's Schriften für das Kunststudium und die Archäologie.

Zusehends überdies schrieb sich H. durch dieses Buch, noch mehr als durch die „Theologischen Briefe“, von seinen ehemaligen mystischen Anschauungen und prophetischen Anwandlungen frei. Vom wohlthätigsten Einfluß war in dieser Beziehung der Lessing'sche Fragmentenstreit auf ihn gewesen. Der Tod Lessing's, der ihn tief erschütterte, führte ihn von Neuem diesem kritischen Geiste näher, und laut trat er in dem schönen Erinnerungswort auf den Gestorbenen für das unbedingte Recht freier Forschung auch auf religiösem Gebiete ein. Eine

andere Bekanntschaft mit einem lebenden Forscher wirkte in der gleichen Richtung. An die Stelle des Kampfes gegen Michaelis trat die Bundesgenossenschaft mit dem bedeutendsten von dessen Schülern, mit Eichhorn, der damals als Professor der orientalischen Sprachen in Jena angestellt und mit dem er 1780 zuerst in Berührung gekommen war. Willig erkannte er die größere Gelehrsamkeit des Mannes an und neidete ihm fast die größere Freiheit, da er selbst, seinem Stande nach, „doch immer wägen und die lindeste Einkleidung, die leiseste Vorstellungsart suchen müsse“. Gleichzeitig mit Herder's Arbeit an der hebräischen Poesie, schrieb Eichhorn damals an seiner Einleitung ins A. T., und im schönsten Wechseleinfluß förderte der Eine den Andern.

Kein Wunder, daß diejenigen, die gerade von dem Unbestimmten und Ueberschwänglichen der früheren theologischen Schriften Herder's angezogen worden waren, sich durch die nunmehrigen enttäuscht fühlten. Mit Claudius, der die ihm durch H. verschaffte Stellung in Darmstadt bald wieder aufgegeben hatte und nach seinem Wandsbeck zurückgekehrt war, kam es trotz des unverhohlenen Auseinandergehens in den Ansichten doch nicht zu einem Bruch der Freundschaft. Unerfreulicher gestaltete sich das Verhältniß zu dem Zürcher Apostel. Die „Theologischen Briefe“ machten es klar, daß man im Grunde niemals zusammengehört hatte. Kurz und bestimmt wies H. die Ausstellungen, welche Lavater an dem Buche gemacht hatte, zurück. Da ihre „Sehart zu verschieden, ihre Wege zu auseinandergehend“, so brach er ab, um nie wieder anzuknüpfen. Auch bei späterer persönlicher Begegnung gab es keinen guten Klang mehr. Beide in der That hatten sich verändert, und wenn H. ehedem von der „Herzenswahrheit“ in den „Aussichten in die Ewigkeit“ bezaubert gewesen, wenn er öffentlich zum Lobredner der „Physiognomischen Fragmente“ geworden war, so ergeht er sich fortan in den härtesten Aeußerungen über die Eitelkeit oder gar über die Heuchelei des Propheten.

Was that es, daß sich schied, was sich innerlich nicht mehr vertrug? Wurde ihm doch eben jetzt ein reicher Ersatz durch die Wiederannäherung an Goethe. Der Zeitpunkt, wo sich die bisherigen Mißverständnisse, unter Anderem auch das über die vermeintliche Theilnahmlosigkeit Goethe's für die erstrebte Verbesserung des Weimarischen Schulwesens löften, läßt sich genau bestimmen. Mit Goethe's Geburtstag, dem 28. August 1783, beginnt ein immer lebhafter und herzlicher werdender Verkehr zwischen den alten Freunden und erhält sich ein volles Jahrzehnt hindurch. Die äußeren Verhältnisse, die Divergenz in der unmittelbaren Richtung ihrer Bestrebungen hatte die Beiden getrennt: die ursprüngliche Verwandtschaft ihres Genius, das Zusammentreffen ihrer Anschauungen in einigen ganz wesentlichen Punkten führte sie wieder zusammen. Der eigentlich entscheidende Berührungspunkt war, daß der Eine wie der Andere das wahrhaft Menschliche und das wahrhaft Poetische in der Uebereinstimmung mit der allebendigen Natur suchte. Von der intuitiven Versenkung in die Idee des Naturganzen ging Goethe zu seinen großen morphologischen Entdeckungen fort: von eben da stieg H. zu dem genetischen Verständniß des Menschen und der Menschengeschichte empor. So bewegte man sich in dem gleichen Studien- und Gedankenkreise. Von dem Einfluß, welchen dabei die ethisch-religiösen Gesichtspunkte Herder's auf den Dichter ausübten, gibt unter Anderem das schöne Goethe'sche Fragment „Die Geheimnisse“, die poetische Verherrlichung des heiligen Humanus Zeugniß: die Einflüsse des Goethe'schen Naturalismus, vor Allem auch seiner strengen wissenschaftlichen Forschungsweise, sowie andererseits seines geläuterten Formensinns auf H. machen sich in dem größten und durchgearbeitetsten Werke des Letzteren, dem Hauptdenkmal dieser seiner glücklichsten und fruchtbarsten Zeit geltend. Mit den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“, deren Erscheinen

den Zeitraum von 1784 bis 1791 in Anspruch nahm, war H. auf der Höhe seines Leistens und Könnens angelangt.

Zwar schon vor der intimen Verbindung mit Goethe war das Werk in Angriff genommen. Schon mitten in der Arbeit an der „Ebräischen Poesie" erhob sich als der große, allumfassende Hintergrund auch dieses wie aller Herder'schen Werke der Plan eines „Geistes der Geschichte", während äußerlich der von seinem Verleger lebhaft unterstützte Vorsatz einer neuen Auflage des kleinen Büchleins zur Geschichtsphilosophie vom J. 1774 mitwirkte. Nur die Größe des Plans, wie er ihn im Winter 1782 bis 1783 zuerst entwarf, ließ wenigstens dem zweiten Bande der „Ebräischen Poesie" für jetzt noch den Vortritt. Der dritte wurde durch das neue Unternehmen verdrängt. Im Herbst 1783, nach der Rückkehr von einer längeren Reise, auf der er in Hamburg Klopstock kennen gelernt, in Wandsbeck Claudius, in Braunschweig Jerusalem, in Halberstadt Gleim besucht hatte, warf er sich ganz in jenen Plan. Im Zusammenhange mit dem begonnenen innigen Verkehr mit Goethe gelang es ihm nun, die Welt von Ideen, die ihm im Kopfe schwebten, zu formen. Eine Reihe verschiedener Kräfte und Anstöße freilich wirkte im Verlaufe der Abfassung auf die Haltung des großen Werkes ein. Es ist keineswegs von streng einheitlicher Anlage; nicht geradstämmig, sondern mit vielfach gekrümmten Aesten wuchs es auf. Alle diese Einwirkungen indeß verarbeitend, sammelte H. in das merkwürdige Buch wie in ein gemeinsames Bett Alles, was er jemals über göttliche und menschliche Dinge gedacht hatte. Immer und überall war seine Verständigung über Poesie und Religion, über Sprache und Litteratur, über Sitten und Meinungen eine historische gewesen, und hinwiederum hatte seine historische Betrachtung in allewege eine naturalistische Grundlage und einen poetisch-mystischen, einen religiösen Anstrich gehabt. Diese Fäden sämmtlich binden die „Ideen" in einen Knoten zusammen oder vereinigen sie vielmehr in ein schillerndes Gewebe, welches ebendeshalb nur vor einem beweglichen Auge zur Uebersicht gebracht werden kann.

Die Naturgesetze des Geschichtsverlaufs im Gegensatz zu jeder Deutung desselben nach Endzwecken darzulegen ist der große Grundgedanke des Werkes, und hierdurch zumeist, überhaupt durch die versuchte Ableitung des Vernünftigen aus dem Natürlichen, rief H. die scharfen, von überlegener Ironie gefärbten Kritiken Kant's über den ersten und zweiten Theil in der jüngst gegründeten Jenaer Litteraturzeitung hervor. Von der kosmischen Stellung der Erde geht er aus, um sofort die Erde als eine große Werkstätte des verschiedensten organischen Lebens, den Menschen als das höchste Glied der Entwickelung der in der Erde thätigen organisch-genetischen Kraft zu fassen. Allein der Nachweis eines natürlichen Gesetzes, kraft dessen auch die Vernunft des Menschen und seine Fähigkeit zu freier Selbstentscheidung auf seiner Organisation beruhe, schlägt nun doch um in den Nachweis einer Bestimmung des Menschen. Die Formel, daß der Mensch eben zur „Menschlichkeit" geboren und daß folglich die Geschichte eine fortschreitende Erziehung des menschlichen Geschlechts zur Humanität sei, verhüllt nur die Kreuzung des naturgeschichtlichen durch den moralisch-religiösen Gesichtspunkt, der namentlich am Schlusse des ersten Theils in der Ausführung, daß der Mensch zur Hoffnung der Unsterblichkeit, für ein über das irdische Leben hinausgehendes Dasein geschaffen sei, stark hervortritt. Betont dann der folgende Band, mit Beiseitesetzung dieser Perspective in ein Jenseits, vor Allem, und zwar in beständiger Polemik gegen Kant und die Metaphysik überhaupt, die unendliche Vielseitigkeit der Natur, die es auf individuelle Mannigfaltigkeit, auf klimatisch und organisch bedingte Glückseligkeit des Einzelnen abgesehen habe, so verbindet sich damit doch, in abermals unklarer und schwankender

.ie, der Versuch, eine Kette der Cultur durch alle gebildeten Nationen nach-
eisen. Erst da, wo mit dem dritten Bande zur Schilderung der einzelnen
tritte des großen Geschichtsdrama's übergegangen wird, zeigt sich die wahre
rke des Verfassers. Von China geht er über Indien zu den semitischen
aten und von da nach Aegypten fort. Man muß billig staunen über die
ite der Studien, die er dabei in geistvoll-compendiöser Weise zu bedeutenden
ersichten zu verwerthen weiß. Glänzend hebt sich insbesondere die Charakte-
k der griechischen Geschichte, für welche Winckelmann, mit eindrucksvollen
,en das Bild der römischen Geschichte hervor, für welches Montesquieu vor-
:beitet hatte. Es folgt, sehr abweichend von der apologetischen Darstellung,
er zehn Jahre früher in jener kleinen geschichtsphilosophischen Skizze gegeben
ie, die Charakteristik des Christenthums. Es ist neben dem Einfluß von
bon's berühmtem Werk die naturalistische Grundanschauung, die ihn diesmal
kwürdig hart und ungünstig über die neue Religion und ihre Wirkungen
ɜeilen läßt. In demselben Geiste behandelt er alsbald das gesammte Mittel-
r. Er hatte in dem Pamphlet von 1774 den vulgären Anklagen der Auf-
rer gegenüber die positiven Seiten des Mittelalters hervorgehoben: er läßt
:, umgekehrt, die Hierarchie und das Abenteuer der Kreuzzüge in tiefem
jatten erscheinen. Wesentlich nur in dem gegen den Schluß des Mittelalters
entwickelnden Städteleben erblickt er ein fruchtbares Element des Fort-
:itts. Eben hier jedoch, mit dem Ausblick auf die Wiedergeburt der Wissen-
iften, auf die Erfindungen und Entdeckungen, welche die neue Zeit herauf-
rten, bricht das Werk ab. Auch unvollendet hat es bis auf den heutigen
g den außerordentlichsten Einfluß geübt. Aus Herder's Ideen hat Hegel's
ilosophie der Geschichte die Kunst gelernt, Thatsachen zu Gedanken zu verdichten.
lebend haben sie auf unsere Geschichtschreibung eingewirkt. Die große Grund-
ichauung eines tiefangelegten Zusammenhangs von Natur und Geschichte hat
wissenschaftlichen Arbeiten eines Humboldt und Ritter getragen. Siegreich
d zielzeigend schwebt dieselbe über den einseitig empiristischen Speculationen
Gefolge der Darwin'schen Hypothese und fordert der ernsteren Forschung immer
n Neuem Antwort auf die Frage ab, „welche Bedeutung der Mensch und das
:nschliche Leben in dem großen Ganzen der überall uns bedingenden und
:influßenden Natur habe".

Zu dem Uebergewicht, welches, im Gegensatz zu Kant, die „Ideen" dem natur-
ichichtlichen Gesichtspunkt und der Bekämpfung der Philosophie der Endzwecke
:raumten, hatte inzwischen die Beschäftigung mit einem älteren Denker wesent-
h beigetragen, der eben jetzt durch Fr. Heinrich Jacobi seine Auferstehung
erte. Schon in der Bückeburger Zeit hatte sich H. von Spinoza angezogen
fühlt: er hatte sich mit dem Gedanken einer Parallele von Spinoza, Shaftes-
ɪry und Leibniz getragen. Daß diese Schrift sich jetzt in eine andere über
pinoza verwandelte, war die Folge des Verhältnisses, in das er seit dem J.
783 zu Jacobi getreten war. Mit einem herzlichen, ja enthusiastischen Brief,
n H. von Wandsbeck aus auf Claudius' Antrieb an den ihm geistesverwandten
Mann gerichtet hatte, begann diese Freundschaft, die, vielleicht gerade, weil beide
Männer einander zu ähnlich und jedenfalls beide gleich reizbar und von gleich
arkem Selbstgefühl waren, in einer langen Reihe von Jahren alle Temperatur-
rade wechselnd durchlaufen sollte. Der Beginn des Verhältnisses aber fiel in
ie Zeit, in welcher Jacobi mit Mendelssohn in eine zunächst briefliche Ver-
andlung über Lessing's Spinozismus gerathen war, die ihn zu einem eingehen-
en Studium des Spinozistischen Systems genöthigt hatte. Nur natürlich, daß
r H. alsbald in die Acten seiner mit Mendelssohn geführten Debatten ein-
weihte. Mächtig zündeten diese Mittheilungen bei H. Ueberrascht und erfreut,

„so unerwartet an Lessing einen Glaubensgenossen seines eigenen philosophischen Credo zu finden“, erklärte er sich gegen Jacobi in der unumwundensten Weise für das Spinozistische ἓν καὶ πᾶν, welches Jacobi selbst als das Bekenntniß des Atheismus und Fatalismus verwarf, um seinerseits an dem eines extramundanen Gottes festzuhalten. Auf die briefliche Aussprache folgte darauf, als sich im September 1784 die Beiden zuerst in Weimar umarmen durften, die mündliche. Der Gegensatz der Auffassungen und Meinungen blieb bestehen, er steigerte sich. Nur immer tiefer las sich H. in Spinoza und in seine der Jacobi'schen widersprechende Deutung desselben hinein. Die naturwissenschaftlichen Studien, in denen er, behufs seiner Arbeit an den „Ideen“, fortfuhr, mit Goethe gemeinschaftlich sich zu ergehen, verschmolzen ganz mit dem Interesse an der pantheistischen Lehre des großen Denkers, und auch Goethe wurde durch H. von Neuem zu eifrigem Lesen der Spinozistischen Ethik angeregt. Und nun, im Herbst 1785 erschienen die Acten des von Jacobi mit Mendelssohn geführten Streites im Druck, unter dem Titel „Ueber die Lehre Spinoza's; in Briefen an Moses Mendelssohn“. Da trat auch H. mit seiner ganz abweichenden Auffassung jener Lehre vor die Oeffentlichkeit. Im Juni 1787, ungefähr gleichzeitig mit dem dritten Theile der „Ideen“, gab er unter dem Titel „Gott“ Gespräche heraus, deren Inhalt eine Auslegung und Vertheidigung Spinoza's ist. Es war nichts weniger als eine objectiv treue Darstellung des Spinozistischen Systems. Nur dadurch in der That konnte sich H. mit Spinoza identificiren, daß er ihn umdeutete, daß er seinen eigenen moralisch-religiösen Naturalismus in ihn hineinlas, daß er ihn, ähnlich wie schon Lessing gethan, mit den Augen eines Mannes las, der gleichzeitig unter dem Einfluß der Leibnizischen Gedanken von dem unendlichen Werth der Individualität stand. Mit Allem, was ihm an Spinoza anstößig war, findet er sich einfach dadurch ab, daß er es für Rückstände der Cartesius'schen Terminologie und Schulphilosophie erklärt. Auf diese Weise gelingt es ihm, aus dem logisch-mathematischen Gott des Spinoza ein alllebendiges, ja ein sehendes, mit Selbstheit begabtes Wesen zu machen, eine Urkraft, in welcher Macht, Weisheit und Güte vereinigt sei und die sich in unendlichen organischen Kräften auf unendliche Weise im ganzen Weltall offenbare. Auch nach der Erwiderung, welche Jacobi in die zweite Auflage seines die Lehre Spinoza's ohne Zweifel correcter darstellenden Buchs aufnahm, wiederholte H. in der zweiten Auflage des seinigen vom J. 1800 seine umdeutende Auffassung, mit Beseitigung indeß der Stellen, welche dem Freunde als verletzende Angriffe erschienen waren. Dem Studium des Spinoza unter den Deutschen kamen beide Schriften zu gute. Es war das Verdienst Jacobi's, zuerst wieder ein leidlich richtiges Bild der über aller Verleumdung vergessenen Lehre entworfen zu haben, das Verdienst Herder's, ihre starren Züge erweicht und mit warmer Begeisterung sie in das Licht einer verwandten Anschauung gerückt zu haben. Ein Verfahren gewiß, das auf wissenschaftlichem Gebiete minder berechtigt ist, als auf poetischem, aber in der That ein genaues Analogon des Verfahrens, mittelst dessen er, beispielsweise, dem Hohenliede und der Apokalypse ein neues Verständniß abgewonnen und neue Freunde erworben hatte.

Der poetische Sinn, der für alles dies der Schlüssel geworden, der ihn auch die Gestaltungen der Natur und die Erscheinungen des Völkerlebens in liebevoller Betrachtung verfolgen, deuten und schildern lehrte, war durch den Verkehr mit Goethe zu neuer Stärke gelangt. An Goethe's dichterischem Schaffen sammelte und läuterte sich sein eignes Empfinden, bildete sich sein Geschmack und sein formales Talent. Aber nicht nur, daß seine Prosa in den Ideen, trotz ihrer rhetorischen Haltung, zu vollerer Rundung und zu reinerem Fluß gelangt ist: auch der gebundenen Rede und des dichterischen Ausdrucks wird er

jetzt in höherem Grade Herr als je zuvor; er hebt sich von Klopstock hinweg und — wenn auch nur nach dem Maße seiner Begabung, der es an Sinnlichkeit und plastischer Kraft gebrach — an Goethe heran. So sammelt und feilt er jetzt, während er zugleich bei der neuen Redaction der Goethe'schen Werke Hülfe leistet, die gelungensten seiner eigenen älteren Gedichte und reiht ihnen jüngere Versuche an; er wandelt auf dem Rain zwischen Poesie und Philosophie; er kleidet sinnige Weisheit oder einfach fromme Lehren in Parabeln und Legenden, oder er entlockt, in Paramythien und Fabeln, überlieferten Bilder- und Sagenschätzen einen neuen Sinn; er wird nicht müde, Blumen fremder Poesie, wo immer sie gewachsen seien, auf heimischen Boden zu verpflanzen; von der orientalischen Dichtung, der er noch vor Kurzem den Vorrang vor der griechischen einzuräumen geneigt gewesen, zieht ihn Goethe zu billiger Gleichschätzung der klassischen zurück; die Epigramme der griechischen Anthologie, die schon den Knaben gereizt, gießt er von Neuem in eine ihnen anpassendere Form. Er erfreut sich für dies Alles der Theilnahme und des Beifalls des großen Dichters an seiner Seite, ja er wird für das Epigramm, für die Gattung, die man das Epigramm der Empfindung genannt hat, diesem Lehrer und Vorbild. In bescheidener Schätzung seines Vermögens, in klarer Erkenntniß, daß er nicht eigentlich ein Dichter sei, hatte er bisher die Erzeugnisse seines dichterischen Empfindens nur namenlos da und dort ausgestreut: jetzt hat er den Muth, sie, wenigstens zu einem kleinen Theil, als Zugaben zu anderen Darbietungen zu veröffentlichen. Es geschah in einem Sammelwerke, das er namentlich auf Betreiben seiner „Theano", in den Zwischenpausen der Arbeit an seinen größeren Werken, zunächst an den „Ideen", in der Absicht veranstaltete, um „einige unreife Jugendarbeiten aus der Welt zu bringen oder sie in einem erträglicheren Lichte zu zeigen". So erschienen zwischen 1785—93 fünf Sammlungen „Zerstreute Blätter", denen noch 1797 eine sechste folgte. Hier fanden denn neben eigenen und angeeigneten Dichtungen die besten seiner Beiträge zum Teutschen Merkur von Neuem Platz; hier wiederholte er die früher in das Deutsche Museum gelieferten Briefe über einige ältere deutsche Dichter; hier gab er dem Publicum, was ursprünglich nur für den engeren Kreis der Leser des handschriftlichen Tiefurter Journals niedergeschrieben worden war; hier bekam der Aufsatz über die Abbildung des Todes eine neue erweiterte Gestalt; aus den kurzen Bemerkungen einer älteren Recension für die Nicolai'sche Bibliothek über Lessing's Epigrammentheorie wurde die schöne, den übersetzten Stücken aus der griechischen Anthologie als Beilage mitgegebene Abhandlung über das griechische Epigramm, welche die von Lessing für diese Dichtungsart so eng gezogenen Grenzen fruchtbar erweiterte; desgleichen aus einem alten ungedruckten Fragmentencapitel der die Lessing'sche Fabeltheorie aufs treffendste berichtigende Aufsatz „Ueber Bild, Dichtung und Fabel". Man sieht, wie mit Goethe, so lebt er mit Lessing. Noch ein paar andere auf Unsterblichkeit und Seelenwanderung bezügliche Aufsätze der „Zerstreuten Blätter" sind „Fortleitungen der Gedanken des großen Todten, mit dem er noch oft zu sprechen gedenke". Dem Aufsatz über den Tod gesellt sich der auch in der Form der Behandlung musterhaft zu nennende ethisch-archäologische Aufsatz über den Begriff und die Darstellung der Nemesis. Minder glücklich ist er, wo er, wie in dem Aufsatz über Persepolis, historische Muthmaßungen wagt, am glücklichsten als moralisch-ästhetischer Dolmetscher fremder, zumal morgenländischer Dichtungen, wie wenn er unter Voranstellung des bekannten Goethe'schen Epigramms die Sakontala begrüßt, Lehrsprüche aus Sadi's Rosengarten und anderen Dichtern mit einem Aufsatz über Spruch und Bild bei den Morgenländern begleitet. Dieser Stücke wegen bezeichnet er die vierte Sammlung der „Zerstreuten Blätter" als einen „moralischen Blumen-

garten“ und krönt die Sammlung mit der „Tithon und Aurora“ überschriebenen geschichtsphilosophischen Betrachtung über das schon in dem Reisejournal auftauchende Thema von der Jugend und Veraltung menschlicher Seelen. Kurz, es ist, abgesehen von dem specifisch Theologischen, kaum eine Seite von Herder's mannichfaltigem Streben, wovon in diesem Sammelwerke nicht die anmuthigsten Proben sich fänden, so zwar, daß die Poesie und die Theorie der Dichtung im Vordergrunde steht und ein dichterischer Hauch sich auch in der Einkleidung, in Form und Sprache über alle behandelten Materien ausgegossen hat. Neben den „Ideen“ sind es die „Zerstreuten Blätter“, auf denen der Anspruch Herder's beruht, unsern Klassikern zugezählt zu werden. Auch in ihnen haben wir eine Frucht seines Bundes mit Goethe vor uns.

Goethe's Reise nach Italien unterbrach nicht, im Gegentheil, sie vereinigte das Zusammenhalten der Beiden. Auch von der Ferne her ließ jener den Freund an seinem Leben wie an seinen Hervorbringungen Theil nehmen, und innigst wiederum erquickten den in Italien Weilenden der dritte Theil der „Ideen“, die dritte Sammlung der „Zerstreuten Blätter“ und die „Gespräche über Spinoza“. Der glückliche Dichter erlebte und genoß eben jetzt in dem Lande seiner Sehnsucht eine neue Epoche. H. hatte in ununterbrochener geistiger Production das Erstaunenswertheste geleistet. Aufreibende Amtsarbeiten nahmen zudem die Hälfte seiner Zeit in Anspruch. Sonn- und Festtage riefen ihn auf die Kanzel. Mit dem lebhaftesten und ernstesten Interesse widmete er sich dem niederen und höheren Schulwesen. Hielt er es doch nicht unter seiner Würde, 1787 ein kurzes „Buchstaben- und Lesebuch“ für den Elementarunterricht zu verfassen, sind doch vor Allem jene köstlichen Schulreden, die er als Ephorus des Weimarischen Gymnasiums bei den jährlichen öffentlichen Prüfungen hielt, ein Zeugniß ebensosehr seiner pädagogischen Einsichten, wie seines pädagogischen Eifers. Aber nach gerade fühlte er, wie durch das Alles seine Kräfte erschöpft seien. Die vorjährigen Reisen nach Karlsbad hatten ihm nur vorübergehende Stärkung gebracht. Wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, wie Goethe auf längere Zeit zu feiern und zu genießen! Auch ihm hatte Italien von jungen Jahren her als Ziel seiner Wünsche vorgeschwebt. Jeder Goethe'sche Brief erneuerte jetzt durch verlockende Bilder von dem südlichen Himmel und von den reichen Kunstschätzen Italiens den alten Wunsch. Da mußte es ihm denn wie eine wunderbare Fügung erscheinen, daß er zu einer Zeit, wo die Nothwendigkeit, Ort, Klima und Lage zu verändern, aufs höchste gestiegen war, von dem Domherrn Friedrich v. Dalberg, dem Bruder des Coadjutor's, den Antrag erhielt, sein Reisebegleiter auf einem Ausflug nach Italien zu werden. Des Herzogs Erlaubniß war leicht erlangt, und so brach H., nachdem er noch reichlich Zeit gehabt, sich von dem am 18. Juni 1788 zurückgekehrten Goethe berathen zu lassen, noch trauernd über den Verlust eines geliebten Kindes, am 6. August von Weimar auf, um sich, der Verabredung gemäß, in Augsburg mit Dalberg zusammenzufinden. Im vollen Gefühl der Freiheit gibt er sich, auf dem Wege dorthin über Bamberg, Nürnberg, Anspach, mit bewunderungswürdiger Elasticität den neuen Eindrücken hin, während er zwischendurch noch Zeit findet, seine beiden Preisschriften über den Ursprung der Sprache und den Verfall des Geschmacks für eine neue Auflage stilistisch umzuformen. Die Scene sollte sich bald ändern. Dem gutherzigen, schwachen Dalberg hatte sich eine Begleiterin, die verwittwete Frau v. Seckendorf, angehängt, und statt zu Zweien reiste man also zu Dreien. Die Gegenwart der anspruchsvollen Dame legte H. den unerfreulichsten Zwang auf, und, was das Schlimmste war, ihr zu Liebe wurde die Reise übereilt; kaum daß in Verona und Ancona ein einigermaßen längerer Aufenthalt gemacht wurde, um das Nöthigste zu sehen. Ueber Loretto,

Macerata, Fuligno, Spoleto, Terni, mit immer nur kurzen Pausen, gelangte man am 19. September nach Rom. Und nun erst machte sich ihm das Schiefe seiner Lage, bei moralischer und finanzieller Abhängigkeit von Dalberg nicht sein eigner Herr und der überflüssige Dritte zu sein, in vollem Umfange fühlbar. Seine Zartheit und Nachgibigkeit, seine feine und vornehme Empfindungsweise, der es doch schwer wird, zur rechten Zeit einen berechtigten Stolz einzusetzen und einen kräftigen Entschluß zu fassen, sprachen sich peinlich in seinen nach Hause geschriebenen Briefen aus. Erst nach langem Schwanken kömmt er zu einer wiederholten Auseinandersetzung mit Dalberg, die ihn, zwar nicht moralisch, aber doch äußerlich unabhängiger von jenem stellt und ihm endlich ermöglicht, sich nach eigenem Gefallen und Bedürfniß in der römischen Existenz zu orientiren. Zum Glück findet er nun einen Anhalt an der inzwischen gleichfalls in Rom angekommenen Herzogin Amalia von Weimar, und gleichzeitig tritt er, zum Theil durch ihre Vermittlung, in die Kreise der vornehmen römischen Gesellschaft ein, die ihm besser behagt als der Verkehr mit den jungen Malern, an denen Goethe seine besten Gesellen gefunden hatte. Es ging ihm übrigens mit Rom ähnlich wie es ihm neunzehn Jahre früher mit Paris gegangen war. Ueberdrängt von der Menge dessen, was es hier zu sehen und zu lernen gab, fühlte er sich oft mehr verwirrt, als aufgeklärt, mußte er sich bescheiden, „Ideen zu sammeln, um auch künftig Rom brauchen zu können", oder, wie er ein andermal sagt, den Knäuel so vieler Fäden im Gemüthe zu behalten. Am meisten concentrirte sich sein Interesse auf die Denkmäler der antiken Kunst, auf die ihn seine Plastik vorbereitet hatte. Freilich nicht mit den Augen Winckelmann's oder Goethe's sah er dieselben. Die schönen Formen der Antike fesseln nicht sowol sein sinnliches als sein geistiges Auge; was ihn anzieht, ist ihre sittlich-menschliche Bedeutsamkeit, der Widerschein der Mechanik und Statik menschlicher Seelenkräfte; er gewöhnt sich — wie er es später in den Humanitätsbriefen ausgeführt hat — die Kunstgebilde der alten Welt als einen „Codex der Humanität in den reinsten, ausgesuchtesten harmonischen Formen" zu betrachten. Auch diese Betrachtungen indeß vermögen ihn nicht dauernd zu befriedigen und zu beruhigen. Er ist zu alt und zu verwöhnt, um sich über das mannigfach Widrige des römischen Aufenthalts hinwegzusetzen; am wenigsten imponirt ihm der Pomp des Katholicismus, und selbst die Aussicht, die sich ihm eröffnet hatte, mit der Herzogin nach Neapel zu reisen, ist nicht im Stande, die erwachende Sehnsucht nach der Heimath hintanzuhalten. Neapel nichts desto weniger that seine Schuldigkeit. Am 4. Januar 1789 dort angelangt, fühlt er sich alsbald „vom drückenden Rom befreit, als einen ganz andern Menschen, wiedergeboren an Leib und Seele". Mit den Eindrücken der Natur, deren Zauber sein empfängliches Gemüth niemals widerstand, verbinden sich die poetischen Erinnerungen aus Homer und Virgil. Er macht die Bekanntschaft des liebenswürdigen, gelehrten und geistreichen Erzbischofs von Tarent; er findet, daß hier in Neapel andere Menschen, andere Bücher als in Rom sind; von selbst lerne sich hier das Italiänische, und sogar für seine Philosophie der Geschichte erbeute er hier in Tagen mehr als in Rom in Monaten. In den schönen Stanzen „Parthenope" und „Angedenken an Neapel" hat er der lyrischen Stimmung Ausdruck gegeben, in der er hier in momentaner Befriedigung schwelgte — um dann doch, mitten im Genuß, unter dem Einfluß der weichen südlichen Luft von Gefühlen von Trauer und Wehmuth überrascht zu werden. Sieben Wochen dauerte der Aufenthalt in Neapel; nach Pästum kam er nicht, aber er sah Pompeji, bestieg den Vesuv und schwärmte nach Möglichkeit in der Umgebung von Neapel umher. Mit der Rückkehr nach Rom jedoch kam auch das alte Unbehagen zurück. An dem lebhaft empfundenen Contrast findet alsbald seine Sehnsucht nach Hause

eine täglich wachsende Nahrung, obgleich er jetzt, von Dalberg gänzlich getrennt, mit der Herzogin in einer schön gelegenen Villa auf dem Monte Pincio wohnt. Es verfängt wenig, daß er sich bei der nunmehrigen „Wiederholung seiner Lection" der Führung und Weisung Meyer's und Tischbein's erfreut; auch die lockendsten Vorschläge zu einer Rückkehr nach Neapel, zu einer Reise nach Sicilien verlocken ihn nicht. Alles in Allem, so ist sein ganzer zweiter Aufenthalt in Rom nur eine lange Geduldsprobe für ihn. Denn was er auch im Einzelnen noch lernen und gewinnen mochte: eine neue Fähigkeit, die Dinge zu sehen, war ihm nicht gekommen. Es fehlte ihm eben an dem Besten dazu, an dem klaren, ruhigen Blick, an jener Goethe'schen Kunst, „das Auge Licht sein zu lassen". Italien erwies sich als ein Probirstein der Geister. Alles, was in Goethe's Natur von Anschauungskraft und Genußfähigkeit lag, hatte der italiänische Aufenthalt zu voller Entfaltung gebracht; er war sinnlicher und mehr als bisher Künstler geworden. H., gerade umgekehrt, wurde in Italien unsinnlicher und unkünstlerischer als zuvor. Mit einer Absage an die „todten Künste" und die „kalten Musen", mit Reue und Widerwillen sich abwendend von dem „Troß der Buhlereien", sehnt er sich von dem italiänischen Boden hinweg, und einzig das Verhältniß zu Angelica Kaufmann, der seelenvollen Künstlerin, in der ihm die Einheit echter Kunst und zarter Humanität persönlich entgegentrat, bildet einen Lichtpunkt auf dem dunklen Hintergrunde seines Ueberdrusses und Unbehagens. Am 14. Mai endlich konnte er Rom verlassen. Er erfreut sich noch in Florenz, Ferrara, Venedig der Erinnerung an historisch Bedeutendes; allein schon in Mailand ist ihm jedes andere Interesse als das an der Rückkehr verloren gegangen. Immer ungeduldiger eilt er; am 9. Juli Nachts, unerwartet zu dieser Stunde, ist er bei den Seinen wieder eingetroffen.

Eine wichtige Entscheidung mußte gleich anfangs, unmittelbar nach der Heimkehr, getroffen werden. Nicht wenig nämlich war in den letzten römischen Wochen die Unruhe Herder's durch einen sehr verführerisch lautenden Antrag Heyne's vermehrt worden. Zum zweiten Mal seit dem Scheitern der Göttinger Verhandlungen im J. 1776 bot sich ihm die Aussicht, Weimar mit Göttingen zu vertauschen. Er hatte 1784 eine dahin gehende Anfrage nicht sowol aus Anhänglichkeit an Weimar als aus Abneigung gegen Göttingen abgewiesen. Allein der jetzige Antrag, der ihm eine ordentliche Professur, die erste Universitätspredigerstelle mit dem Charakter eines Consistorialrathes bot und ihm weitere Bedingungen anheimgab, stellte sich nach allen Seiten hin als eine völlige Genugthuung für alles Vergangene dar. Beide Herder's geriethen begreiflich in die lebhafteste Aufregung, und aufs Stärkste neigte er sich zur Annahme des Rufs. Es sprach ja in der That so Manches dafür. Nur langsam und mit Mühe hatte er in Weimar die dringendsten Schul- und Kirchenreformen durchzusetzen vermocht, einen verbesserten Lectionsplan für das Weimarische Gymnasium, eine Aufbesserung der Lehrergehälter, die Einrichtung eines Schulmeisterseminars, eine neue Einrichtung des Weimarischen Waisenhauses und Anderes. Zwischen Kirchenrechnungen und Consistorialacten seufzte er nach Muße für seine höheren Geistesarbeiten. Seine ökonomische Lage bereitete ihm fortwährende Verlegenheiten. Er hing an der Herzogin, er schätzte den Herzog, aber der Hof als solcher war ihm lästig, ja widerwärtig. Und doch, wie er nun einmal war, — würde die methodische Weise des Kathedervortrags ihm hinreichend zu Gebote gestanden, würden die Schranken der Universitätsverfassung, gegen die er sich so nachdrücklich ausgesprochen hatte, würde das Leben mit Gelehrten, die dem Reizbaren Reizbarkeit entgegensetzen mochten, ihm besser behagt haben, als das Leben mit seinen Weimarer Collegen und Freunden? Der klare praktische Blick Goethe's übersah besser als er das Für und Wider. In der redlichsten Meinung

übernahm jener es, ihm seine Lage in Weimar so zurechtzumachen, daß die Schale zu Gunsten des Bleibens sinken mußte. Mit dem Zurückgekommenen wurde die Sache geordnet. Der Herzog trat freigebig für die Geldverlegenheiten Herder's ins Mittel; er versprach, künftighin für die Erziehungskosten und das Unterkommen der Kinder zu sorgen; er erhöhte — zum zweiten Mal — seine Besoldung und ernannte ihn zum Vicepräsidenten des Consistoriums mit der Anwartschaft auf die wirkliche Präsidentur. Unwiderruflich war damit Herder's Lebensgeschick fixirt; für immer war er an Weimar gefesselt.

Schon in der nächsten Zeit indeß zeigte sich, daß das neue Arrangement seine Arbeitslast nur vermehrt habe. Unter der wiederbeginnenden Geschäftsplackerei und dem damit verbundenen Verdruß hielt auch die körperliche Erfrischung durch die italiänische Reise nicht lange vor. Schon mit dem Winter von 1789 auf 90 beginnt eine Reihe von Krankheitsanfällen, die den Leidenden im Sommer 1791 nach Karlsbad, im folgenden Sommer nach Aachen zu gehen nöthigen. Unter diesen Umständen konnte nur eben eine vierte und fünfte Sammlung der „Zerstreuten Blätter" (1792 u. 1793) und der in der Hauptsache schon vor der italiänischen Reise geschriebene vierte Theil der „Ideen" zu Stande gebracht werden. Statt zu dem fünften Theil, der das Werk abgeschlossen hätte, fand alsbald der Verfasser nur zu einer leichteren Arbeit Lust und Muth, die, wie er meinte, auf die Fortsetzung der „Ideen" vorbereiten sollte, in Wahrheit nur ein Ausläufer des großen geschichtsphilosophischen Werkes war. Im Frühjahr 1793 erschienen die beiden ersten Sammlungen der „Briefe zu Beförderung der Humanität", denen ein Jahr später die dritte und vierte und so fort bis 1797 alljährlich zwei Sammlungen folgten. Es war die praktisch-populäre Wendung und Anwendung desselben Gedankens, der eine zusammenhängendere, mehr wissenschaftliche Ausführung in den „Ideen" gefunden hatte. Angesichts der kriegerischen Aspecten des zu Ende gehenden Jahrhunderts wollte er als Prediger der Humanität in die Briefe „das Beste legen, das er in Herz und Seele trage", auf die leichteste, bequemste Weise jedoch, ohne sich an einen bestimmten Plan zu binden, ohne sich verpflichtet zu fühlen, irgend eine Materie zu erschöpfen, alte Excerpte, Entwürfe und Ausarbeitungen dem neuen Zwecke dienstbar machend. So wandelt er mit dem Blick auf die fortschreitende Vervollkommnung des Menschengeschlechts in aller Geschichte und Litteratur umher. Jetzt knüpft er an bedeutende historische Ereignisse, jetzt, und lieber noch, an das Andenken bedeutender Menschen der letzten Jahrhunderte, an Friedrich den Großen und Franklin, an Luther und Macchiavelli, an Leibniz und Lessing, an Hugo Grotius und Erasmus Betrachtungen über die Licht- und Schattenseiten der menschlichen Natur. Jetzt wieder gibt ihm ein neuerschienenes Buch zu Charakterzeichnungen oder anderweitigen humanistischen Excursen Anlaß. Er läßt Andere statt seiner reden; er wird zum Dolmetscher fremder Aussprüche und Dichtungen, wirft eigene Gedichte, voll seiner Humanitätsmoral, dazwischen. Kein Blatt der Culturgeschichte der Menschheit, das ihm nicht gelegentlich einen Text zu dem Thema lieferte, das er, ein oft ermüdender Wiederholer, einschärft: in mannichfaltiger Wechselwirkung, in unendlicher Verschiedenheit gehe die Tendenz der Menschennatur auf die Herstellung Eines Geistes, des in Verstand, Billigkeit und Güte sich darstellenden Gefühls der Menschheit. In diesem Sinne setzt er seine Stimme für das Loos der Neger und für den Gedanken des Völkerfriedens ein. Selbst Homer und die Griechen werden ihm zu Lehrern der Humanität, und die ewigen Gestalten der griechischen Kunst deutet er, wie sie ihm in Italien aufgegangen waren, als einen geschlossenen Kreis, als „den hellen Zodiacus der sichtbar gewordnen bedeutenden Menschheit". Noch mehr als diese letzteren Auseinandersetzungen in der sechsten hebt sich der Inhalt der siebenten

und achten Sammlung (1796) aus der übrigen Masse hervor. Hier endlich finden die „Fragmente über die neuere deutsche Litteratur", offenbar auf Grund eines älteren Entwurfs, eine würdige Fortsetzung. Anhebend von dem Verfall der Poesie bei Griechen und Römern erörtern diese neuen Fragmente den Unterschied der alten und neuen Poesie, und geben, wie es kürzer schon die Preisschrift über die Wirkung der Dichtkunst gethan, eine Uebersicht, wie sich die mittlere und neue europäische Cultur in und durch Dichtkunst bei den verschiedenen Nationen Europa's je nach den Zeitumständen und Veranlassungen verschieden entwickelt habe. Es sind Ideen zu einer philosophischen Geschichte der Dichtkunst, Bausteine zu einer Litteraturgeschichte, welche die poetischen Erscheinungen nicht, wie bisher üblich, nach Gattungen ordnet, auch nicht, wie Schiller so eben in den Horen gethan, von einem subjectiven Gesichtspunkt aus construirt, sondern „jede Blume an ihrem Ort läßt und dort, ganz wie sie ist, nach Zeit und Art, von der Wurzel bis zur Krone betrachtet". Wäre dem Verfasser dieser reine Geschichtssinn nur nicht da abhanden gekommen, wo er, übergehend zu der neueren deutschen Poesie, die Leistungen derjenigen beurtheilt, die unmittelbar vor, mit und neben ihm eine neue Aera unserer Litteratur heraufgeführt hatten! Wenn Goethe diese Schlußabschnitte mit ihrem Drehen und Wenden, ihrem kärglichen Vertheilen von Lob und Tadel äußerst mager und unerquicklich fand, wenn Schiller darin neben der Kälte gegen das Lebendige die Verehrung gegen alles Verstorbene und Vermoderte verdroß, so ist noch heute unser Eindruck kein anderer. Wir hören in diesen Partieen statt des liebenswürdigen Enthusiasten einen mißvergnügten Mann urtheilen; wir wissen, wenn wir das kalte Urtheil über Goethe lesen, daß derselbe „durch eine theilnahmlose genaue Schilderung der Sichtbarkeit und durch eine thätige Darstellung seiner Charaktere sich der Form der Alten auf einem neuen Wege genaht habe", daß das schöne Zusammenstimmen der alten Freunde vorüber war.

Mit viel zusammengehaltenerem Interesse als in den Humanitätsbriefen arbeitete H. in diesen Jahren auf einem Felde, das er während der Blüthe seines Verhältnisses zu Goethe seitwärts hatte liegen lassen. Seit dem Sommer 1793 ergriff ihn von Neuem der theologische Geist. Er kehrte zu Gedanken und Untersuchungen zurück, die ihre Wurzel in der Bückeburger Zeit hatten und sich am nächsten mit den „Erläuterungen zum Neuen Testament" berührten. „Christliche Schriften", unter diesem Gesammttitel ließ er zwischen 1794 und 1798 eine Reihe von Aufsätzen in aphoristisch-paragraphischer Form erscheinen, die sich auf die Ursprungsgeschichte des Christenthums, die Entstehung der Evangelien, auf Christenthum und Religion überhaupt bezogen. Die beiden Abhandlungen „Von der Gabe der Sprachen am ersten christlichen Pfingstfest" und „Von der Auferstehung als Glauben, Geschichte und Lehre" eröffneten die Reihe 1794. Es folgte 1796 „Vom Erlöser der Menschen; nach unsern drei ersten Evangelien" und 1797 „Von Gottes Sohn der Welt Heiland; nach Johannes Evangelium". Im J. 1798 beschloß er mit einem vierten und fünften Bändchen: „Vom Geist des Christenthums" und „Von Religion, Lehrmeinungen und Gebräuchen". Wir haben in diesen Schriften, — denen sich 1798 als ein Schulbuch noch die katechetische Erklärung des Katechismus Luther's anreiht — das Glaubensbekenntniß Herder's, wie es sich nach dem Hindurchgehn durch die freie dichterisch-wissenschaftliche Bildung jener Epoche gestaltet hatte. Ueber theologische Gegenstände und doch nicht im gewöhnlichen Sinne theologisch, als „Humanus" hat H. auch diese Schriften geschrieben. Sie sind eingehend neuerdings von Werner (Herder als Theolog, Berlin 1871) gewürdigt worden; vortrefflich hat sie im Ganzen und Großen schon Gervinus charakterisirt und mit Recht die Meisterschaft gerühmt, mit welcher hier ein menschliches Licht über die Geschichte Jesu

und über den Sinn des Christenthums ausgebreitet werde. Wer freilich eine methodisch-kritische Auseinandersetzung mit dem Historischen, eine philosophisch folgerichtige mit dem Dogmatischen erwartete, würde sich getäuscht sehen. Wem aber die weitherzigste Freiheit der Auffassung, verbunden mit dem innigsten Gefühl für den religiösen Kern des Christenthums, als die Vorbedingung für jene strenger wissenschaftliche Arbeit erscheint, für den mag sich an jene Schriften noch immer die Zuversicht knüpfen, daß, wie schon Lessing gemeint und demnächst Schleiermacher forderte, die höchste Bildung und die echteste Christlichkeit friedlich zusammengehen könne. Vom ersten bis zum letzten Blatt betonen sie das unbedingte Recht der freien Ueberzeugung, Prüfung und Selbstbestimmung, die Nothwendigkeit steter Fortbildung, Erweiterung und Läuterung der Religion Jesu. Ueberall gehen sie auf die evangelischen Urkunden zurück, aber wesentlich nur, um — ganz im Sinne Lessing's — zu zeigen, wie weit das Urchristenthum und namentlich „der Mann von Nazareth" von dem metaphysischen System der kirchlichen Dogmatik entfernt gewesen. Abgewandt von aller gequälten Harmonistik der Evangelien, suchen sie aus diesen einen einfachen Kern der Wahrheit herauszuschälen, und von hier aus zu einem Urtheil über die Composition und das gegenseitige Verhältniß dieser Urkunden zu gelangen. Christi Taufe, Verklärung und Auferstehung gelten dem Verfasser als unzweifelhafte Thatsachen, als Erweise seiner höheren Sendung: aber nicht für das Wunderhafte daran, sondern nur gegen die Annahme, daß ein Betrug der Apostel vorliege, eifert er, und nicht dogmatische Formeln, sondern nur die geistigsten Hoffnungen und die edelsten Entschließungen will er daran geknüpft wissen. Ebenso hält er fest daran, daß Christus der Gottmensch ist, aber er verbindet damit keinen übernatürlichen Sinn, sondern nur den, daß er im vollsten und schönsten Verstande Mensch gewesen ist; Christi Thun und Leiden ist ihm ein erlösendes, wiederum nicht im kirchlichen Sinn, sondern weil er sein Leben gering geachtet in dem Bemühen, Humanität in der Menschheit zu pflanzen und dauernd zu machen. H. der Theolog ist nicht verschieden von H. dem Geschichtsphilosophen: die reine Christusreligion ist in aller Menschen Herzen geschrieben; sie heißt „Gewissenhaftigkeit in allen menschlichen Pflichten, reine Menschengüte und Großmuth"; sie ist bestimmt, das Reich Gottes, den moralischen Endzweck aller Geschichte, eine Periode „des allgemeinen Rechts, der allgemeinen Billigkeit nach der innigsten Regel der Menschheit" herbeizuführen. Das Alles wird, nicht zwar ohne Wiederholung und Ueberfluß, aber mit begeisterter Wärme und populärer Beredtsamkeit vorgetragen. Besser vielleicht aus diesen Schriften als aus den gedruckten Predigten Herder's begreift man die von so vielen Zeugen beglaubigte Gewalt, die er als Kanzelredner ohne allen Aufwand äußerlicher Rede- und Gebehrdenkunst auf die versammelte Gemeinde ausübte.

Ueber den Anfang der Humanitätsbriefe und der Christlichen Schriften sprach sich Goethe noch dankend und ermunternd gegen H. aus. Noch mehr nach seinem Sinne war eine Herder'sche Arbeit, die zwischen die erste und zweite Sammlung der Christlichen Schriften fällt und das theologische Interesse des Verfassers noch einmal auf längere Zeit zurückdrängte. Es war im J. 1794, als H. die lateinischen Gedichte Jacob Balde's, eines im 17. Jahrhundert in Bayern lebenden Geistlichen, eines Mitgliedes der Gesellschaft Jesu, in die Hände fielen und ihn „mit Anmuth fast berauschten". Er ging alsbald daran, sie sich durch frei umdichtende Uebersetzung ganz zu eigen zu machen. Zahlreiche Proben dieser Gedichte des deutschen Horaz, anfangs für die Zerstreuten Blätter bestimmt, wurden zunächst mit Verheimlichung des Namens des Dichters, 1795 in einer zweibändigen Sammlung „Terpsichore" zusammengefaßt und mit einer Abhandlung über Natur und Wirkung der lyrischen Dichtkunst begleitet, worauf

1796 ein dritter Band das „Kenotaphium Balde's, nebst einer Nachlese seiner Gedichte" brachte. An Herder's Freude über diesen poetischen Fund, wie gesagt, nahm Goethe noch lebhaften Antheil, und jener wiederum kündigte noch in der Vorrede zur fünften Sammlung der Zerstreuten Blätter den Goethe'schen Reineke Fuchs dem Publicum an, wie er zwanzig Jahre früher den Götz bewillkommt hatte. Dennoch war seit dem Anfang der neunziger Jahre das Verhältniß der Beiden in allmählicher Lockerung begriffen. Unmerklich, aber unvermeidlich rückten sie von einander weg. Auch in der Zeit des innigsten Zusammenlebens hatte es Dinge gegeben, über die man zu sprechen vermied. Eben diese, die politischen Dinge machten sich jetzt ernstlicher geltend. Ueber das Recht der französischen Revolution, über die gewaltsame Einmischung der verbündeten deutschen Regierungen in die Angelegenheiten Frankreichs urtheilte H., der Humanitätsapostel, anders als der Freund Karl Augusts, der kluge, maßvolle Dichter, der mindestens ebensoviel von Antonio als von Tasso in sich hatte. Was sonst in Beider Natur Verschiedenes war, hatte schon die italiänische Reise enthüllt, auf welcher H. seinem Unbehagen mehr als einmal in mürrischen Aeußerungen über die unbrauchbaren Rathschläge und die seltsamen Liebhabereien des Freundes Luft gemacht hatte. Er, der „wie ein Geist" zurückgekehrt war, entschlossen, allen „Buhlereien" zu entsagen, hatte nach der Rückkehr alle Mühe, sich in die Denkweise des Freundes zu finden, der jetzt dem sinnlich-künstlerischen Bedürfniß nicht blos in seinem Dichten, sondern auch in seinem Leben allzuviel Platz einräumte. Man fing an, sich freundschaftlich zu schonen, statt freundschaftlich übereinzustimmen. Der treuen, thätigen Fürsorge Goethe's verdankte H. die bessere Ordnung und Befestigung seiner Weimarischen Existenz: nur natürlich, daß er ihm auch allen Verdruß zu verdanken meinte, den diese Existenz ihm nach wie vor bereitete, und daß die sich einstellende Reue, nicht nach Göttingen gegangen zu sein, das Gefühl der Dankbarkeit nicht blos verdunkelte, sondern verbitterte. Und jetzt — die Hauptsache — stellte sich zwischen ihn und Goethe ein Dritter. Nach dem Gesetze geistiger Wahlverwandtschaft vollzieht sich seit dem Sommer 1794 durch den Beginn der Freundschaft Goethe's mit Schiller die Scheidung der alten Freunde in unvermeidlicher Entwicklung. Lebhaft hatte sich Schiller bei seinem ersten Eintritt in Weimar 1787 von H. angezogen gefühlt; allein das scharf Zugeschnittne in seiner Art die Dinge zu sehen, sein Sinn für klare, stark gezeichnete und glänzende Formen, sein dramatisches Genie — das Alles lag der Herder'schen Geistesart weit ab. Weder mit dem Philosophen Schiller noch mit dem Künstler konnte H. sympathisiren — während die gleichen künstlerischen Maximen und das Gefühl wechselseitiger Ergänzung zwischen Schiller und Goethe eine immer innigere Gemeinsamkeit stifteten. In das ästhetisch Vollkommene legte Schiller sein Streben nach dem sittlich Höchsten: für H. war die moralische Grazie das Richtmaß, dem auch das Schöne sich zu unterwerfen habe. Darum verehrte jener in Goethe's Wilhelm Meister ein Maximum künstlerischer Lebensdarstellung, während diesem trotz aller Wahrheit der Scenen die Mariannen und Philinen verhaßt waren. Kein Wunder, daß Goethe sich in demselben Maße von Herder's Urtheil abwandte, wie er sich zu dem Urtheil Schiller's hinwandte. Dennoch war H. noch immer eine litterarische Großmacht. Eine kurze Zeit daher war es auf ein Triumvirat zur Beherrschung unserer Litteratur abgesehen. Von einem Besuch bei Gleim in Halberstadt zurückgekehrt, empfing H. Schiller's Einladung zu schriftstellerischer und berathender Mitwirkung bei den Horen. Während er Gentz' Neue deutsche Monatsschrift vom Jahr 1795 mit verhältnißmäßig unbedeutenden Abfällen abspeiste — den Horen gab er sein Bestes. Er lieferte in den ersten Jahrgang der neuen Zeitschrift außer einigen poetischen Beiträgen die geistvollen Aufsätze „Das eigene Schicksal", „Homer ein Günstling der

zeit", „Homer und Ossian" und „Das Fest der Grazien". Besonders die drei ersten Aufsätze gereichten nach dem Urtheil der beiden andern Triumvirn den Horen zur Zierde, und beide stellten sich auf Herder's Seite, als diesem die Abhandlung über Homer, in welcher er so sinnig wie beredt seine alte Ansicht von der allmählichen Entstehung der Homerischen Gedichte wiederholt hatte, einen hochmüthigen und groben Angriff von Fr. Aug. Wolf zuzog. Die grundsätzliche Differenz nichtsdestoweniger konnte nicht unbemerkt und nicht unausgesprochen bleiben. Schon die Schiller'schen „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen" mit ihrer Ueberschätzung des schönen Scheins und ihrem „Kant'schen Glauben" hatten das Mißfallen Herder's erregt. Umgekehrt war ein Aufsatz des Letzteren „Iduna oder der Apfel der Verjüngung" im Januarstück der Horen von 1796, der auch der nordischen Fabel den Zutritt zu der Poesie der Gegenwart offen halten wollte, nichts weniger als im Sinne Schiller's. Brieflich widersprach er der Herder'schen Ansicht, daß nur eine aus dem wirklichen Leben hervorgehende, auf Leben und Sitten wirkende Poesie geschätzt zu werden verdiene und setzte derselben den Satz entgegen, daß der poetische Genius sich vielmehr aus der wirklichen Welt zurückziehen müsse und sich daher einzig mit den idealischen Gebilden der griechischen Mythologie verbünden dürfe. Stillschweigend schlich sich Herder von nun an aus den Horen hinweg. Neben Schiller und Goethe war für ihn kein Raum. Das Triumvirat verengte sich zu einem Duumvirat; in Schiller haßte er fortan den Eindringling und immermehr sah er sich durch diesen auch von Goethe weggedrängt. Die unerquicklichsten persönlichen Irrungen erweiterten seit dem Herbst 1795 die Kluft. Sie hatten leider ihren Grund in den ökonomischen Nöthen des Herder'schen Hauses. Die Sorge um die Mittel für die Erziehung von fünf Söhnen und einer Tochter beängstigte namentlich die Mutter. Unmöglich konnte Goethe den von ihr unter Berufung auf die Abmachungen des Jahres 1789 leidenschaftlich vorgetragenen Ansprüchen an die Hülfe des Herzogs in der begehrten Weise seinen Einfluß leihen. Erst nachdem er der Leidenschaft Härte entgegengesetzt hatte, fuhr er fort, nach Maßgabe der Umstände ein hülfreicher Freund zu sein, aber er galt fortan der Beleidigten nur noch als der „treulose Freund", den sie im Stillen für Alles verantwortlich machte, was sie und den heißgeliebten Gatten drückte. Ihre unbedingte Verehrung für diesen verschärfte die Bitterkeit ihrer Empfindungen gegen jenen, und so trug sie das Ihrige dazu bei, die eingetretene Verstimmung unheilbar werden zu lassen. Fortwährend verflocht sich so Persönliches und Litterarisches. Auch in den Schiller'schen Musen-Almanach hatte H. Beiträge geliefert: die Xenien in dem Almanach für 1797 drohten ihm auch diesen Platz zu verleiden. Sie besiegelten das Bündniß Goethe's und Schiller's; sie vollendeten, obgleich sie ihn unangetastet ließen, den Bruch zwischen H. und Goethe. Begreiflich, daß sich sein Verdruß steigerte, ja daß sich etwas wie Eifersucht dazu gesellte, wenn er die an Vergötterung grenzenden Urtheile las, mit denen jetzt die junge romantische Schule Goethe als den Eindichter, den Stellvertreter Apollo's auf Erden verkündete. Seine ältesten Freunde hatte ihm der Tod geraubt; wenige Wochen vor der Abreise nach Italien hatte er die Nachricht von dem Hinscheiden seines Hamann, auf der Rückreise die, daß auch Hartknoch seinem langen Leiden erlegen sei, erhalten. Zerstört war nun auch das Band des Vertrauens zu dem größten seiner lebenden Freunde. In dem Gefühl der Vereinsamung und Zurücksetzung hält er sich fortan an die Huldigungen, die ihm die parteiische Freundschaft seines alten Gleim und an die Theilnahme, die ihm der wackere Knebel entgegenbringt. Unter den sonstigen älteren Freunden werden ihm Jacobi und Wieland in dem Maaße wieder näher, als ihm Goethe ferner gerückt ist, und einen neuen, ihm herzlich, ja enthusiastisch ergebenen hat er seit dem Jahre

1796 in dem damals zuerst nach Weimar gekommenen Verfasser des Hesperus gefunden. In der Hoffnung, der Jenaischen Litteraturzeitung, die zur Vertreterin des Kantianismus und der klassisch-romantischen Richtung geworden war, ein Gegengewicht geben zu können, wird er seit dem J. 1797 ein ziemlich eifriger Mitarbeiter an den um diese Zeit mit einem neuen Programm aufgetretenen Erfurter Gelehrten Nachrichten. Wie er aber im Ganzen über die jüngste Entwicklung der deutschen Dichtung denke, das hatten schon jene wunderlich gezwungenen Urtheile in der achten Sammlung der Humanitätsbriefe verrathen.

Die Grundsätze und Ueberzeugungen, welche H. von dem Standpunkte unserer Klassiker mehr und mehr abwandten, waren keineswegs unberechtigt, keineswegs blos die Grillen eines Zurückgebliebenen. Zu sehr, in der That, entfremdeten sich unsere beiden großen Dichter dem Leben und den Bedürfnissen der Gegenwart; ihr edelstes und idealstes Streben führte die Gefahr mit sich, daß ihnen die Form mehr als der Gehalt, das Selbstgenügen der schönen Individualität mehr als die im staatlichen und nationalen Gemeinleben sich bewährende sittliche Gesundheit, die Spiele der Phantasie wichtiger als der Ernst des Lebens würden. Aber das Verkehrteste und Unwirksamste war es trotzdem, sich verdrossen und verbittert abseits zu stellen. Wenn H. die poetische Schöpferkraft versagt war, mit den Werken jener Beiden in Wetteifer zu treten, so hätte er ihnen doch kraft der ihm sonst so auszeichnend eignen Gabe sympathischen Verständnisses, von dem Boden positiven Eingehens und freier Anerkennung aus, ein heilsamer Führer und Berather werden können. Keiner hatte so wie er alle Quellen echter Poesie in der vielartigen Empfindungsweise aller Völker und Zeiten aufgegraben — um nun ein mißvergnügter Zuschauer am Rande des Stromes zu stehen, der jetzt die dürren Gefilde unserer Litteratur so wohlthätig erfrischte! Wenn nun die romantische Schule in ihrer Doctrin und Kritik und in eigenen poetischen Versuchen den formalistischen Idealismus unserer Klassiker zum Extrem fortbildete, so schöpfte sie doch das geschichtliche Verständniß der Dichtung aus den von ihm gegebenen Anregungen. Bei ihm, wenn er noch jung und unbefangen genug gewesen wäre, hätte es gestanden, die gleiche Universalität mit einer tieferen und gesünderen Auffassung der wahren Aufgaben der Dichtkunst zu verbinden. Er theilte ja, trotz Allem, mit Goethe das Gefühl für die Natur und den Sinn für die Klänge des Herzens: er berührte sich ja mit Schiller in dem Streben nach dem Sittlichen und in dem Abscheu vor dem Gemeinen. Je mehr danach, objectiv betrachtet, die Bedingungen eines fruchtbaren Zusammenwirkens mit Beiden noch immer gegeben waren, um so mehr muß man mit schmerzlichem Bedauern sehen, wie die Eigenheit des Mannes ihn vielmehr in eine Oppositionsstellung hineintrieb, die er doch nur mit halbem Recht, sich selbst zu Leide und Schaden, nicht wie ein Reformator, sondern nur in der ihm schlecht zu Gesicht stehenden Rolle des mißvergnügten Tadlers und des ohnmächtigen Rivalen durchzuführen im Stande war.

Nur in Einem Punkte ging er von übellauniger Verstimmung zu offenem und heftigem Angriff gegen den ihm widerwärtigen Zeitgeist fort, und leider auf einem Punkte, wo er dem Gegner am wenigsten gewachsen war. Er eröffnete seinen Feldzug gegen die ihm verhaßte Kant'sche Philosophie. Schon in den „Ideen" war auf Anlaß der Kant'schen Beurtheilung dieses Werkes, weiterhin in den Spinozagesprächen der erste Zusammenstoß erfolgt. Inzwischen jedoch war der Einfluß der Kant'schen Lehre von Jahr zu Jahr gewachsen. Sie bildete die Grundlage von Schiller's ästhetischen Aufsätzen, und durch Schiller war selbst Goethe für diese Denkweise gewonnen worden. Verstanden oder mißverstanden spukte sie in so vielen jungen Köpfen, und die Verwirrung, die sie hier anrichtete, verband sich, namentlich seit Fichte in Jena dem Kriticismus eine noch

viel radicalere Durchbildung gegeben hatte, mit Anmaßung und Dünkel. Die Erfahrungen, welche H. in dieser Hinsicht bei den theologischen Candidatenprüfungen machte, steigerten seinen Groll gegen die neue Weisheit, in welcher er nun alsbald den rechten Hauptfeind aller echten Religiosität sowohl wie aller gediegenen Bildung und wahren Humanität erblickte. So schickte er denn im J. 1799 in zwei Bänden das Buch in die Welt, von welchem Goethe sagte, er würde, wenn er vorher darum gewußt hätte, den alten Freund auf den Knieen gebeten haben, es zu unterdrücken. Das dicke Buch nannte sich eine „Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft" und schloß sich mit diesem Titel wie mit einem Theil seiner Gedanken an einen ungedruckten kritischen Aufsatz Hamann's an. In polemischer Wendung kehren im Wesentlichen die schon in der Schrift vom Erkennen vorgetragenen Ansichten von dem Erfahrungsursprung aller unserer Begriffe, auch der von Kant für aprioristisch erklärten, und von der Einheit unserer niederen und höheren Erkenntnißkräfte wieder, womit sich der Versuch verbindet, das Werden unserer Vorstellungen zugleich mit dem Werden der Sprache zu erklären. Dieser zwischen Skepsis und Postulaten eines unvermittelten Vernunftglaubens schwankende Empirismus war nicht dazu angethan, den scharfsinnigen und tiefgrabenden Untersuchungen Kant's ihr Recht zu nehmen. Doppelt unangenehm daher fällt die declamatorisch-leidenschaftliche Heftigkeit des Angriffs auf. Die Manier, die dem jugendlichen H. einem Klotz gegenüber zu gute gehalten werden mochte, die Manier der polternden und zankenden Kritik, mußte nothwendig ihr Ziel und ihre Wirkung verfehlen. Und dennoch glaubte H. seinem Zorn, oder, wie er sich einredete, seiner Pflicht gegen die verderbliche Philosophie noch nicht genug gethan zu haben. Trotz des Abrathens wohlmeinender Freunde, ermuthigt freilich durch das Urtheil Jean Paul's, Knebel's und Wieland's, ließ er im J. 1800 gegen Kant's Kritik der Urtheilskraft noch eine zweite polemische Schrift, die drei Bändchen der „Kalligone" erscheinen. Kaum fügt die Kalligone mit ihren im Einzelnen oft treffenden und anziehenden Ausführungen den positiven Gedanken der früheren ästhetischen Schriften neue hinzu: aber sie trifft auf den Punkt, in dem sich der Kantianismus mit den Anschauungen unseres Klassicismus berührte. Sie bestreitet die Abstraction des rein Aesthetischen, sie widerspricht der Lostrennung des Schönen von Begriff und Zweck, sie setzt dem interesselosen Wohlgefallen das von lebendiger Empfindung und sittlichem Streben getragene Wohlgefallen entgegen und behauptet, daß das Spiel der Kunst gleich dem Spiel der Natur sinniger Ernst, die Wohlgestalt der Ausdruck natürlicher und geistiger Vollkommenheit sei. Noch „stärkere Pfeile" hatte der Verfasser zurück, um schließlich auch den nachtheiligen Einfluß der kritischen Philosophie auf die Moralität aufzudecken. Nur die Vorrede zur Kalligone indeß enthält etwas von dem Gifte, mit dem sie getränkt worden waren. Ruft dieselbe doch alle Verständigen und Guten gegen diese „gemeingefährliche" Lehre auf, den Frevel, der in ihrem Namen mit der akademischen Jugend getrieben werde, „nicht etwa zu entlarven, sondern abzustellen"!

Wie sehr mit alle dem der Verfasser über jedes billige Maß hinausgegangen war: er hatte sich in diesen beiden Streitschriften noch einmal energisch concentrirt. Nach dieser Aufraffung schien seine Kraft erschöpft, und dennoch war es ihm, bei allem Gefühl der Ermüdung, bei allem Ueberdruß an der schriftstellerischen Thätigkeit, unmöglich, zu rasten. Zu immer neuer Arbeit zwang ihn nicht nur sein unruhiger Geist, sondern leider auch seine materielle Lage. Durch seinen Verleger erhält er den Anstoß zu der Idee, sich mit einer Zeitschrift dem ganzen Geiste der Zeit entgegenzuwerfen. Die Horen sowohl wie das Athenäum waren eingegangen: mit einer „Aurora" will er, gemeinschaftlich mit

wenigen Gleichgesinnten, das neue Jahrhundert begrüßen. Bald verschiebt sich ihm dieser Plan. Er kehrt zu dem alten Gedanken zurück, das Walten der Nemesis-Adrastea in der Natur wie in der Geschichte darzustellen. So schreibt er allein, nur einzelne Beiträge von Knebel aufnehmend, seit dem Jahre 1801 die „der Wahrheit und Gerechtigkeit" gewidmete Zeitschrift „Adrastea". Es ist im Grunde eine Fortsetzung der Humanitätsbriefe, gleich diesen ein Nachklang, ein schwächerer Nachklang der „Ideen". Es war zunächst darauf abgesehen, auf dem Schauplatz des letztvergangenen Jahrhunderts Umschau zu halten, aus dem Körper der Begebenheiten den Geist, das Resultat für die Cultur der Menschheit zu ziehn. Im weiteren Verlaufe jedoch drängen sich Erörterungen über das Wesen der verschiedenen Dichtungsgattungen dazwischen, mit der politischen Geschichte verbindet sich die Geschichte der Wissenschaften und der Litteratur, während zugleich eigene dramatisch-allegorische oder didaktische Dichtungen, Nachdichtungen und poetische Lesefrüchte wie zur Unterstützung der vorgetragenen Theorien seines „poetischen Testamentes", wie er selbst sagt, eingestreut werden. Locker gefügt, flüchtig hingeworfen, erheben sich diese Sammlungen nur selten und auch dann nicht immer glücklich über das Niveau des Gewöhnlichen und über das schon früher von dem Verfasser Vorgetragene. Schlimmer als das: sie verletzen durch die versteckte und dabei doch bitterböse Polemik gegen den ästhetischen Standpunkt und die künstlerische Praxis der beiden großen Dichter, durch die Feindseligkeit mit der sie abermals die Verdienste einer verlebten Litteraturperiode geflissentlich gegen die Gegenwart hervorziehen. Auch die poetischen Beiträge, die H. in diesen letzten Jahren in andere Zeitschriften stiftete, in Jacobi's „Ueberflüssiges Taschenbuch", in Seckendorf's Ostertaschenbuch, in die Taschenbücher von Vieweg und von Wilmans, können nicht als glückliche Versuche angesehen werden, seine moralisirende Theorie der Dichtung zu exemplificiren. Nicht ohne ein Gefühl des Unwillens vermißt man in dem für das Wilmans'sche Taschenbuch von 1803 gelieferten Traum „Kalligenia, die Mutter der Schönheit" neben den Namen anderer lebenden Dichter die Namen der beiden Größten. Rührend und versöhnend indeß mag es erscheinen, daß unter den Gestorbenen wenigstens der Größte auch ihm der Größte geblieben ist. In dem Gespräche über die Seelenwanderung hatte H. die treffende psychologische Bemerkung gemacht, daß sich im Traume der Menschen oftmals Eindrücke der ersten paradiesischen Jugendzeit in neuen seltsamen Verbindungen wiederholen. Solch einen Traum eben, wenn auch einen mit wachender Seele geträumten, erzählt er in der Kalligenia. Denn diejenigen, die ihn da, wie Virgil den Dante, durch die elyseischen Gefilde geleiten und ihm den Weg zu dem Quell der Schönheit weisen — es sind dieselben, deren Namen er einst, ein Knabe, in die Rinde der Bäume gegraben, Kleist und Lessing. Lessing aber, dessen Spuren er in der That während seiner ganzen litterarischen Laufbahn nie verlassen, tritt zu ihm und umarmt ihn mit Worten, die der eigenen Denkweise des Träumenden entnommen sind.

Jede Entschuldigung überdies für die Einseitigkeiten, die Härten und Schwächen, die dem Ende dieser litterarischen Laufbahn anhaften, steht ihm zur Seite: in rastloser Anstrengung hatte er sich müde und krank, hatte mit dem Gefühle der sinkenden Kraft immer weiter gearbeitet. Die geistige Anspannung hatte seinen Körper gebrochen, und die sich häufiger einstellenden körperlichen Leiden hatten die Reizbarkeit seiner Seele gesteigert. Zu spät — nicht früher als im Juni 1801 — wurde er nach dem Abgang des fast erblindeten Präsidenten von Lyncker zum wirklichen Präsidenten des Oberconsistoriums ernannt und ihm so ein selbständigeres und erfolgreicheres Wirken ermöglicht. Aller eben jetzt gesellte sich zu seinen sonstigen Beschwerden ein Augenleiden. Sechs Stücke der Adrastea hatte er bis in den Sommer 1802 fertig geschafft. Er ging einer Hauptcur wegen abermals in die Bäder nach Aachen und von da zu eine

achcur auf das Gut seines Sohnes Adalbert in Bayern, nach Stachesried, wo r schon im vorigen Sommer Erholung gefunden hatte. Eben dieses Gut, beiläufig, dessen Eigenthum dem Besitzer nur durch einen Adelsbrief gesichert werden onnte, trug H. im Herbst 1801 vom Kurfürsten von Baiern die Erhebung in en Adelstand ein. Der Winter von 1802 bis 1803 konnte noch einmal einer rfreulichen Arbeit gewidmet werden. Ein Wink im Teutschen Mercur nämlich atte ihn längst auf die Romanzen vom Cid aufmerksam gemacht. Durch die Umsetzung einer französischen Prosabearbeitung in das Metrum der spanischen Romanzen mit Einschaltung eigener Stücke gelang ihm, noch zuletzt seiner Nation in Geschenk zu machen, welches sie, während sie so vieles Andere unbillig vergessen und verabsäumt hat, mit dauernder Gunst und Dankbarkeit aufgenommen at. Vollständig erst nach seinem Tode, 1805, veröffentlicht, bilden die Romanzen vom Cid eine Zierde der letzten noch von H. selbst zusammengestellten Stücke der Adrastea. Die Arbeit beschäftigte ihn noch im Frühjahr 1803. Seine angegriffene Constitution jedoch war am Zusammenbrechen. Von einer Amtsreise nach Jena im Mai zurückgekehrt, erkrankte er bald darnach so ernstlich, daß die Seinigen ihn zu einer Niederlegung seines Amtes zu bereden suchten. Am 12. Juli reiste er zur Cur nach Eger. Schon die Gebirgsluft in Schneeberg, wo er auf der Hinreise vierzehn Tage bei seinem Sohne August weilte, kräftigte ihn; er vollendete hier die zarte dramatische Dichtung: „Admetus' Haus". Auch der Eger Brunnen, obwol er für sein Augenleiden ohne Wirkung blieb, that seine Schuldigkeit. Wie ein gesunder Mann konnte er sich noch mit erfrischter Seele des mannigfachen Guten erfreuen, das ihm ein dreiwöchentlicher Aufenthalt in Dresden bot. Es war der letzte Sonnenstrahl seines Lebens. Stadt und Gegend, Bibliothek und Gallerie, am meisten die Menschen, die ihm bis in die höchsten Kreise hinauf verehrend hier entgegenkamen, überraschten ihn und gaben ihm das lang entbehrte Gefühl des Glückes wieder. Heiter und voll von Entwürfen für seine Schriftstellerthätigkeit kehrte er am 18. September nach Weimar zurück. Allein auf die künstliche Anspannung folgte nun rasch der Rückschlag. Die Ungunst der Witterung und der Mangel erhebender Eindrücke wirkten zu einer völligen Depression seines Nervensystems zusammen. Das zehnte Heft der Adrastea war etwa zur Hälfte geschrieben und geordnet, als ihn, Mitte October, ein schlagartiger Anfall aufs Krankenlager warf. Noch immer arbeitete sein rastloser Geist in dem Verlangen nach neuen Ideen und neuer Thätigkeit, in der Hoffnung auf Genesung und Leben. Die sinkenden Kräfte jedoch versagten mehr und mehr den Dienst und spotteten der ärztlichen Kunst seines Sohnes Gottfried, der treuen Pflege der Seinigen. Es war eine Erlösung, wenn ihn am 18. December nach einem zweimonatlichen Kampfe der Tod abrief. Im Frühling desselben Jahres waren Gleim und Klopstock dahingegangen. Er schied, der Erste der Edlen, welche die kleine Stadt an der Ilm zu einem deutschen Athen gemacht hatten. Dort in der Weimarischen Stadtkirche, wo seine Stimme so oft die schweigende Gemeinde erweckt hatte, neben den Gräbern Herzog Bernhards, Johann Friedrichs und seiner Nachkommen ruht auch er unter dem symbolischen Zeichen der Ewigkeit mit der Umschrift: „Licht, Liebe, Leben." An der Mauer der Kirche, seiner Amtswohnung gegenüber, erhebt sich das eherne Standbild des Predigers H. An der Aufgabe jedoch, dem Manne ein Standbild zu errichten, das alle Seiten seines Wesens und seiner Wirksamkeit zum Ausdruck brächte, dürfte die bildende Kunst verzweifeln. Seinem Andenken völlig gerecht zu werden, gehört überhaupt zu dem Schwierigsten. In den Augen der gegenwärtig lebenden Generation ist sein vielstrahliges Licht durch das milder leuchtende oder verdichtetere unserer großen Dichterheroen überstrahlt. Darin wird auch die künftige Zeit nichts ändern, aber die Gerechtigkeit wird erst dann her-

gestellt sein, wenn das Urtheil über ihn wieder etwas von der Liebe in sich aufnimmt, die der Lebende in seinen besten Stunden den Vielen einzuflößen wußte, die sein ungetrübtes Gemüth erblickten. Die in dieser Weise urtheilende Nachwelt wird ihre Bewunderung mit ihrem Mitgefühl zu mischen haben; sie wird nie vergessen dürfen, daß eben das, was uns die reine Freude an seinem Auftreten und Wirken verkümmert, ihn selbst am meisten gedrückt hat, und daß er die unübersehbare Fülle geistiger Bewegung, die von ihm ausgegangen ist, ebenso oft aus gepreßter wie aus erhobener und begeisterter Seele geschöpft hat. Das erste litterarische Denkmal, das ihm gestiftet worden, war ein Denkmal persönlicher Liebe und Verehrung. In diesem Sinne ist von seiner überlebenden Gattin mit Hülfe der nächsten Freunde die erste Gesammtausgabe seiner Werke im Cotta'schen Verlage (45 Bde. 8°., 60 Bde. 16°.) veranstaltet worden. Ein Werk der Pietät sind desgleichen die von Caroline Herder verfaßten, nicht unverändert von J. G. Müller herausgegebenen „Erinnerungen aus dem Leben Joh. Gottfrieds von Herder", Stuttg. 1820 (in der Cotta'schen Taschenausgabe der Werke, Abth. Zur Philosophie, Theil 20—22). Neben dieser auf voller Sachkunde beruhenden Arbeit sind die Herderbiographien von Ring und Döring werthlos. Seitdem hat sich das reger erwachte Interesse an litterarhistorischer Forschung mit dem persönlichen Interesse an dem Menschen H. verbündet, um zunächst die Materialien zu einer erschöpfenderen Kenntniß seines Lebens und seiner Schriften zu Tage zu fördern. Die „Erinnerungen" ergänzend, gab Herder's Sohn Emil die drei Bände „Johann Gottfried von Herder's Lebensbild" (Erlangen 1846) heraus, und an die hier publicirten Briefe und Actenstücke schlossen sich die weiteren, von Düntzer mit Einleitungen ausgestatteten Briefveröffentlichungen „Aus Herder's Nachlaß" (3 Bde., Frankfurt a. M. 1856), „Herder's Reise nach Italien" (1 Bd., Gießen 1859) und „Von und an Herder" (3 Bde., Leipzig 1861). Zahlreiche Einzelpublicationen ähnlicher Art oder sonstige Beiträge zum Leben Herder's (im Herderalbum; in Gelzer's Protestantischen Monatsblättern; Aufsätze und Mittheilungen von Düntzer, Bodemann, Suphan, Baumgarten rc.) gingen voran oder folgten. In der Einleitung zum ersten Bande der Hempel'schen Ausgabe der Werke Herder's konnte nunmehr Düntzer's Aufsatz: „Herder's Leben und Wirken" eine sorgfältige Aneinanderreihung der Daten geben. Noch vollständiger galt es endlich, den durch alles bisher Veröffentlichte nicht erschöpften handschriftlichen Nachlaß Herder's zu verwerthen. Auf umfassende kritische Ausbeutung aller erhaltenen Handschriften und aller überhaupt zugänglichen Quellen gründet sich die musterhafte, seit 1877 (im Weidmann'schen Verlage) erscheinende Suphan'sche Ausgabe der Werke. Gleichzeitig aber hat der Unterzeichnete sein zweibändiges Werk: „Herder nach seinem Leben und seinen Werken" (Berlin 1877 ff.) in Angriff nehmen können. R. Haym.

Herder: Siegmund August Wolfgang Freiherr v. H., kgl. sächs. Oberberghauptmann in Freiberg, geb. am 18. Aug. 1776 zu Bückeburg, gest. am 29. Januar 1838 zu Dresden, Sohn des großen Gelehrten und Dichters Joh. Gottfr. v. H., besuchte zuerst die Studienanstalten in Weimar, bezog dann die Universitäten Jena und Göttingen, sowie 1797 die Bergakademie in Freiberg, um sich hier dem Berg- und Hüttenwesen zu widmen. Zur Ergänzung der hierfür nöthigen juridischen Studien besuchte H. noch nachträglich die Universität Wittenberg, wo er die Abhandlung „Dissertatio metallico-juridica de jure quadraturae metallicae", Vitebergae 1802, verfaßte. Er trat dann in den praktischen Montandienst, wurde 1802 Bergamtsassessor zu Marienberg, Geyer, Ehrenfriedersdorf, 1803 in Schneeberg, rückte 1804 zum Oberbergamtsassessor und Bergkommissionsrath in Freiberg vor und stieg nun in verschiedenen Stellungen empor, bis er, nachdem er auf kurze Zeit in das Finanzministerium in Dresden berufen

worden war, 1818 zum Viceberghauptmann, 1821 zum Berghauptmann und 1826 zum Oberberghauptmann ernannt, an die Spitze des sächsischen Bergwesens und der Direction der Bergakademie, welcher er die sorgfältigste Pflege angedeihen ließ, berufen wurde. In seiner amtlichen Stellung wirkte H. hauptsächlich zur Hebung des Montanwesens seines Vaterlandes, verbesserte die Vorrichtung zur Erhitzung der Gebläseluft und erwarb sich ein besonders großes Verdienst durch die Anlage des tiefen Meißener Erbstollens, welcher an Großartigkeit alle früheren Pläne zur Entwässerung des ganzen Freiberger Erzreviers weit übertraf und dauernd die segensreichste Wirkung auf den Bergbau jener erzreichen Gegend ausübt. Diese Anlage und deren Durchführung allein sichern H. eine hervorragende Stellung unter den Montanisten. H. war auch vielfach außerhalb Sachsens beschäftigt, bereiste Polen und verweilte längere Zeit in Warschau und Wien. Vom Fürsten Milosch 1835 nach Serbien berufen, untersuchte er dieses Land auf seine Mineralschätze und ertheilte gute Rathschläge, um das dortige Montanwesen zu ordnen. Die Ergebnisse dieser Reise schildert H. in der Schrift „Bergmännische Reise in Serbien, ausgeführt im Jahre 1838“ (1846). Von seinen übrigen Publikationen sind anzuführen: „Ueber den natürlichen Alaun“ (Min. Gesellschaft Bd. 1 S. 262, Leipzig 1818); „Vorkommen d. strahligen Alauns von Tschermig in Böhmen“ (Gilb. Ann. LXIX. 1821); „Geognostische Notizen über die Gegend von Carlsbad“ (in v. Leonhardt-Bronn's Jahrb. 1838); „Der tiefe Meißner Erbstollen“ ꝛc., Leipzig 1839; „Abbildung und Beschreibung der vorzüglichsten Apparate zur Erwärmung der Gebläseluft auf den Hüttenwerken ꝛc. mit Atlas“, Freiberg 1840. Herder's Brust war mit vielen hohen sächsischen, schwedischen und russischen Orden geschmückt, auch war derselbe vom Könige von Sachsen in den Freiherrnstand erhoben worden.

Poggend., Biogr. Lex. 1175. — D. Bergakad. zu Freiberg, 1850.

Gümbel.

Herdesianus: Christof H. (latinisirt für Hardesheim), geb. 1523 zu Halberstadt, ward in Wittenberg, wohin er sich 1540 begeben hatte, für die Reformation gewonnen. Nachdem er Italien und Frankreich bereist hatte, ließ er sich als Rechtsconsulent in Nürnberg nieder und starb daselbst am 23. Dec. 1585. Mehr noch als seine juristische Thätigkeit, aus welcher sein „Liber responsorum juris“ (Genev. 1571, 4°) hervorging, scheinen ihn die dogmatischen Streitfragen seiner Zeit, besonders über das Abendmahl, in Anspruch genommen zu haben. Persönlich zur Lehre der Schweizer hinneigend, aber dem Hader der Parteien, wie er damals entbrannt war, abhold, suchte er eine Versöhnung der beiden evangelischen Confessionen anzubahnen. In diesem Sinne verfaßte er eine Anzahl Werke, welche seine genaue Bekanntschaft mit der patristischen und reformatorischen Litteratur beweisen; er ließ sie jedoch theils anonym erscheinen (z. B. „Consensus orthodoxus de controversia coenae“, 1574), theils unter den angenommenen Namen Christianus Hesiander („Refutatio dogmatis de fictitia carnis Christi omnipraesentia“, 1571, 4°); Hermannus Pacificus („Synodus Ephesina; adiunctae sunt theses de coena Domini“, 1581, 4°); Ambrosius Wolff („Geschichte der Augsburgischen Confession“, 1580, nebst Supplem. 1584, 4°); Germanus Beyer, Eusebius Altkircher.

Vgl. Paul Freher, Theatrum viror. eruditione clarorum. 1678, p. 899. — C. W. Hering, Gesch. d. kirchl. Unionsversuche 1836, I. 231 ff., bespricht die Thesen des Herm. Pacificus, ohne den wahren Namen des Verf. zu nennen.

Cyriacus H., des Vorigen Großneffe, geb. um 1580 zu Bernburg, † am 5. Juli 1631 als Professor der Rechte zu Frankfurt a. O. Durch langjährige Reisen, welche er nach Vollendung seiner akademischen Studien in fast alle Länder

Europas unternahm, gewann er eine große Vertrautheit mit den fremden Sprachen wie dies seine „Hexaglossae naeniae“ auf den frühzeitigen Tod des Fürsten Joachim Ernst von Anhalt-Dessau († 28. Mai 1615) beweisen. Nachdem H. eine Zeit lang eine Professur am Gymnasium zu Zerbst bekleidet hatte, ging er 1618 an die Universität zu Frankfurt über, Anfangs als Professor der Geschichte dann der Rechte. Seine letzten Lebensjahre wurden durch die kriegerischen Ereignisse seiner Zeit getrübt. Auf die Durchmärsche kaiserlicher Truppen und die Besetzung Frankfurts durch Tilly folgte die Eroberung der Stadt durch Gustav Adolf am 3. April 1631. In einer lateinischen Rede (wieder abgedruckt bei Beemann, Auctarium notit. univers., Francof. 1706 fol. 34—39) hat H. eine Schilderung dieser Ereignisse gegeben, welche zwar nicht frei von rhetorischem Pathos, doch als der Bericht eines Augenzeugen von historischem Werthe ist.

Sein Leben bei Beemann, notit. univ. p. 206 sqq. und nebst einem Verzeichniß seiner Schriften, meist jurist. Disputationen, in dessen Historie des Fürstenth. Anhalt, Th. VII. S. 342. Schwarze.

Herdtle: Eduard H., Zeichner und Modelleur, geb. am 16. Dec. 1821 zu Stuttgart, † daselbst am 10. November 1878. Nach Beendigung seiner Studien auf der Gewerbeschule seiner Vaterstadt trat er als Zeichner und Modelleur in das Silberwaarengeschäft von Bruckmann in Heilbronn, aber bereits 1847 wurde er als Lehrer der Zeichnenschule in Schwäbisch-Hall angestellt, wo er so erfolgreich wirkte, daß die würtembergische Regierung ihm ihre besondere Beachtung zuwendete und ihn unter Anderem beauftragte, im Interesse der Hebung des heimathlichen Kunstgewerbes die Weltausstellungen von London 1851 und Paris 1855 zu besuchen, um ihr darüber Bericht zu erstatten. Auf der letzteren erhielt er für seine industriellen Zeichnungen die Medaille zweiter Klasse. 1867 wurde er als Lehrer an die „Centralstelle für Gewerbe und Handel“ nach Stuttgart berufen, wo er bis zu seinem Tode dem offenen Zeichnensaal und der Modellsammlung vorstand. Später erfolgte dann auch noch seine Ernennung zum Visitator des Zeichnenunterrichts aller Landesschulen, zum Mitglied der Ministerial-Commission für die Staatssammlung vaterländischer Kunst- und Alterthumsdenkmale und der Commission für die gewerblichen Fortbildungsschulen. So anerkennenswerth er aber auch in allen diesen Stellen wirkte, so erwarb er sich doch wohl das nachhaltigste Verdienst durch die verschiedenen Werke, die er vor und nach herausgab. Vorzugsweise beschäftigte er sich mit der Bearbeitung des Flach-Ornaments, besonders für Vorlagen zu Originalen für Unterrichtszwecke. Sein „Wandtafel-Vorlagenwerk für den Elementarunterricht im Freihandzeichnen“, 60 Tafeln schwarze Umrisse und 24 Blätter in Farbendruck nebst Textheft (7 Auflagen) wurde in mehr als 2500 Schulen des In- und Auslandes eingeführt, sogar in Japan, und ein Auszug desselben, den die königlich sächsische Regierung anfertigen ließ, wird in etwa 1000 Schulen in Sachsen erfolgreich benutzt. Eine so seltene Verbreitung spricht am besten für die Brauchbarkeit und den Werth dieses Werkes, dem H. mehrere ähnliche Werke folgen ließ, deren Zahl sich im Ganzen auf 11 beläuft. Sie alle bewährten sich in gleicher Weise und wurden auf verschiedenen Welt- oder Industrie-Ausstellungen prämiirt, so 1873 in Wien und 1876 in Philadelphia durch goldene Medaillen. Der König von Würtemberg ehrte seine Verdienste durch die Verleihung des Professortitels, der großen goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft und des Friedrichsordens und der Kaiser von Oesterreich verlieh ihm den Franz-Joseph-Orden. Herdtle's Richtung war die klassische Renaissance, zu deren verständnißvoller Kenntniß und Verbreitung sein unermüdliches Schaffen wesentlich beigetragen hat. Neben dieser ausgedehnten Thätigkeit als Lehrer, Zeichner, Autor und Beamter schuf er auch manche plastische Arbeiten, unter denen sein

nach dem Leben modellirtes Medaillonporträt von Justinus Kerner rühmend hervorzuheben ist. Dasselbe gehört zu den vorzüglichsten Bildnissen dieses, ihm eng befreundeten Dichters und hat eine weite Verbreitung gefunden.

M. Blanckarts.

Heresbach: Konrad H., geb. am 2. August 1496, † 1576. Als der Sohn des begüterten Besitzers des Salhofes Hertzbach an der Düssel im Herzogthum Berg erhielt er eine sorgfältige Erziehung. Nachdem er die Schulen zu Werden, Hamm und Münster eine Zeit lang besucht hatte, begab er sich 1512 nach Köln, wo er am 30. October immatrikulirt und als Zögling der Montaner Burse aufgenommen wurde. Im J. 1515 wurde er zum Magister der freien Künste promovirt und trat dann in die juristische Facultät ein. Zur weiteren Ausbildung in der Jurisprudenz und zu seiner Vervollkommnung in der Kenntniß der französischen Sprache besuchte er einige französische Universitäten. Im Sommer 1519 kehrte er als Baccalaureus der Rechte nach Köln zurück. Seinen Lebensberuf glaubte er in der Stellung als akademischer Lehrer zu finden. Darum nahm er im Juli 1521 eine Professur der griechischen Wissenschaften an der Hochschule zu Freiburg an. Nachdem er hier eine kurze Zeit die Erziehung eines jungen Grafen und eines Sohnes des Baseler Buchhändlers Frobenius geleitet hatte, begab er sich Ostern 1522 nach Ferrara, um den juristischen Doctorgrad zu erwerben; die Promotion erfolgte bereits am 22. October. Neben der Rechtswissenschaft beschäftigte sich H. auch mit großer Vorliebe mit den theologischen Zeitfragen und dem Studium der hebräischen Sprache. In Padua hörte er hebräische Grammatik und Erklärung der Psalmen beim Genueser Augustin Justiniani. Von Padua ging er nach Freiburg zurück und übernahm wieder die Lehrstelle für griechische Grammatik. Bald entschloß er sich zur Herausgabe einer vollständigen und gemeinverständlichen Anleitung zur Erlernung der griechischen Sprache, welches Buch in kurzer Zeit sechs Auflagen erlebte. Wegen verschiedener Differenzen mit dem akademischen Senat über Erhöhung seiner Besoldung sehnte er sich nach einem anderen Wirkungskreise. Diesen fand er als Erzieher des jungen Erbprinzen von Cleve. Dem Herzog von Cleve, einem begeisterten Verehrer des Erasmus, war H. als ein Mann empfohlen worden, der besonders geeignet sei, in dem jungen Prinzen eine versöhnliche, irenische religiöse Richtung zu festigen. Keineswegs täuschte man sich in dieser Beziehung in ihm. Am clevischen Hofe hatte der Humanismus, der vielfach als der Vermittler in den bitteren theologischen Streitigkeiten angesehen wurde, freundliche Aufnahme gefunden. H. gehörte zu den Humanisten, ohne gerade äußerlich in den Kreis derselben getreten zu sein und den Willen, sich an ihren Kämpfen gegen die Obscuranten betheiligen zu wollen, kund gegeben zu haben. Von einem großen Theil der Humanisten unterschied er sich dadurch, daß er den Grundprinzipien des Christenthums treu blieb und die christlichen Ideen in Wissenschaft und Leben, in seinen Schriften wie in seiner amtlichen Wirksamkeit mit Entschiedenheit vertreten wollte. Seine Absicht war es, die humanistische Richtung mit der protestantischen und katholischen Kirche zugleich zu versöhnen und seine Kräfte zur Bildung einer Landeskirche aufzuwenden, welche die Anhänger des alten Systems und die Freunde der neuen Grundsätze gleichmäßig befriedigen sollte, den Aberglauben wollte er bekämpfen, ohne den Glauben anzugreifen, die Barbarei beseitigen, ohne die treue Pflegerin der Cultur, die christliche Lehre in ihren Grundlagen zu erschüttern. Am 1. September 1523 trat er sein Amt als Erzieher des jungen Prinzen an, der eben in's achte Lebensjahr getreten war. Lehrer und Schüler waren verwandte Naturen. Ihr ursprüngliches Verhältniß ist deshalb später in das des älteren zum jüngeren Freunde übergegangen. Der Vater des Prinzen, Herzog Johann, in dessen Händen die Besetzung der meisten

kirchlichen Pfründen des clevischen Herzogthums lag, verlieh dem von ihm außerordentlich hochgeschätzten Erzieher seines Sohnes ein Canonicat am Stifte zu Xanten und die Anwartschaft auf die Propstei zu Rees. Bald gewann H. auch einen großen Einfluß im Rathe des Fürsten und bei den wichtigsten Regierungsverhandlungen war Heresbach's Rathschlag maßgebend. Am 28. Juni 1534 erhielt er die Ernennung als clevischer geheimer Rath. Hiermit erhielt die Stellung, welche er bis dahin im Staatsrath nur vertraulich versehen hatte, eine legale Grundlage und einen amtlichen Charakter. Zu Heresbach's Zeit waren die politischen Fragen mit den kirchlichen so enge verwachsen, daß ein politischer Charakter ohne bestimmte kirchliche Färbung nicht denkbar war. H. gehörte zu der versöhnlichen Cassander'schen Richtung in der katholischen Kirche, stand in freundschaftlichem Verkehr mit den am Rheine wohnenden Vertretern dieser Partei und bemühte sich im Herzogthum Cleve die von Cassander befürwortete kirchliche Reform durchzuführen. Bei seinem Landesherrn fand er für seine Bestrebungen geneigtes Gehör und die protestantisch gesinnten Elemente im Clevischen setzten auf das einträchtige Zusammenwirken des Fürsten und seines einflußreichen Rathes große Hoffnungen. H., der Kanzler Lars, genannt Oligschläger, und Cassander wirkten zusammen, um dem Lande eine kirchliche Verfassung und Norm des Glaubens zu geben, wodurch die alten Mißbräuche abgestellt, aber die Grundsätze des hergebrachten Glaubens nicht über Bord geworfen werden sollten. Schwierigkeiten, welche mehr der allgemeinen Kirchengeschichte angehören, hinderten die Erreichung des Zieles. Bis zu einem förmlichen Anschluß an die Protestanten wollte er weder selbst vorgehen noch seinen Fürsten drängen; er legte Gewicht darauf in der katholischen Kirche zu bleiben und auch das Herzogthum Cleve dem katholischen Bekenntniß zu erhalten. H. kannte recht wohl die Bedeutung, welche die Schule für seine Reformpläne habe. Es war aber nicht die Volksschule, sondern die gelehrte Schule, welcher er seine Pflege angedeihen ließ. Es gelang ihm seine Thätigkeit für das Schulwesen durch Gründung einer Hochschule zu Duisburg zu krönen. Auch eine Reform des Clevischen Rechtes ließ sich H. angelegen sein, eine Reform, die sehr zu Gunsten des Römischen Rechtes ausfiel. H. war und blieb der Vertraute des alten wie des jungen Herzogs, der bescheidene Freund der herzoglichen Familie. Der Einfluß, den er unter dem Vater besessen, blieb unter dem Sohne in erhöhtem Grade maßgebend. H. hatte nie sonderliche Neigung für das Leben eines Kirchendieners bewiesen; er hatte die Pfründen nur angenommen, weil er sie als eine Gnade seines Fürsten, als Lohn für geleistete Dienste angesehen. Leichten Herzens resignirte er auf seine Benefizien, sobald er ein Weib fand, dem er seine Liebe schenkte. Diese Frau war Mechelt von Dunen, die er am 26. Februar 1536 heirathete. Sie entstammte einem alten Rittergeschlechte, welches seit Jahrhunderten im Clevischen ansässig war. Sie, die früher in einem Kloster gewesen, brachte ihrem Manne das auf einer Rheininsel unterhalb Wesel gelegene Gut Lorward in die Ehe. Mechelt starb am 12. December 1560 in Wesel, wo sie in der Wilibrordskirche beigesetzt wurde. Zwei Jahre darauf trat H. zum zweiten Mal in die Ehe mit einer Verwandten der Verstorbenen, Mechelt v. Loe. Diese Frau machte den bereits 66jährigen Mann so glücklich, daß sie von ihm der Stab seines Alters genannt wurde. Gleich nach seiner ersten Vermählung hatte H. den Hof verlassen und für immer seinen Wohnsitz auf dem Gute seiner Frau auf der einsamen Rheininsel genommen. Die einfache alte Wohnung hatte er durch ein schönes Landhaus ersetzt. Ohne seinem segensreichen Einfluß auf die Regierung des Herzogthums zu entsagen, führte er ein einfaches, aber glückliches Landleben. Hier starb er auch am 14. October 1576 und wurde in Wesel neben seiner ersten Frau beerdigt. „Um diese Zeit, schreibt der Chronist Hermann Weinsberg, ist

der berühmte Doctor Conradus Heresbachius im Land von Cleve, zwischen Rees und Wesel auf dem Lauerweerth gestorben, hat viele Bücher geschrieben, war unser Schwager; sein Bruder Peter H. hat meines Vaters Schwester zur Ehe gehabt, die noch lebt." Wenn H. auch im Herzen der römischen Kirche entfremdet war, so werden ihn doch die Protestanten als einen der Ihrigen nicht in Anspruch nehmen können. H. lebte und starb in einer Zeit, in welcher die später durch das Trienter Concil und die Bemühungen der Jesuiten festgestellte Scheidung zwischen dem alten und neuen Glauben noch nicht strenge abgegrenzt war und Manche sich noch mit Recht als Mitglieder der katholischen Kirche betrachteten, die eine Reihe von später dogmatisirten Glaubenssätzen verwerfen zu müssen glaubten. Von den uns erhaltenen Druckschriften Heresbach's sind zu nennen: „Theodori Gazae introductionis grammaticae libri quatuor"; „De laudibus graecarum literarum oratio"; „Strabonis geographicorum commentarii"; „Herodoti libri IX latine"; „Herodoti de genere vitaque Homeri libellus"; „Thucydidis de bello Peloponnesiensium Atheniensiumque libri VIII"; „Rei rusticae libri quatuor, universam rusticam disciplinam complectentes, una cum appendice oraculorum coronidis vice adiecta"; „De educandis erudiendisque principum liberis"; „Diarium seu quotidianae preces"; „Psalmorum Davidicorum simplex et dilucida explicatio"; „Celeuma exhortatorium ad praeparationem christiane moriendi"; „Christianae iurisprudentiae epitome"; „Epistola factionis anabaptisticae Monasteriensis"; „Historia anabaptistica de factione Monasteriensi"; „Historia factionis excidiique Monasteriensis". Andere Druckschriften von ihm, von welchen keine Exemplare auf uns gekommen, sind: „Liturgia Basilii graece et latine"; „Epitropicus de tutelis et miserabilium personarum cura"; „De ponderibus et mensuris"; „Dictionarium graeco-latinum". Handschriftlich hat er hinterlassen: „Synodica, episceptica"; „In laudem iurisprudentiae"; „Pinacidium in Homeri utrumque poema"; „De sacerdotio Christi e Suida, graece et latine"; „De votis monasticis"; „De aggerum iure"; „Apologia ducatus Gelriae"; „Dialogus de Burgundionum bello non denunciato, in ducatum Juliacensem irruptione"; „Dialectica"; „De Germanorum moribus"; „De extremis temporibus conjectura"; „De religione"; „Profectio italica"; „Abusuum reformatio"; „Acta de colloquio Ratisbonensi"; „De triplici corona detrahenda pontifici Romano cum collectaneis de religione".

Hartzheim, Bibliotheca Coloniensis. — v. Steinen, Quellen zur westfälischen Geschichte. — Herm. Hamelmann, Illustrium virorum qui Westphali fuere etc. — Mithof, Nachricht von d. Leben, Schriften und Verdiensten Konr. Heresbach's. — v. Bianco, Die alte Universität Köln, I. — Wolters, Konrad v. Heresbach u. der clevische Hof zu seiner Zeit. — Hermann Weinsberg, Gedenkbuch, I u. II.

Ennen.

Hergenhahn: August H., herzogl. nassauischer Staatsmann, geb. am 16. April 1804 zu Usingen, † am 29. December 1874 zu Wiesbaden. Hergenhahn's Vater Joh. Karl Salomo war fürstl. nassau-usingen'scher Amtmann und Justizrath zu Usingen, welcher, wie in Pertz' Leben des Ministers Freiherrn v. Stein (Bd. I. S. 257) berichtet wird, am 3. Januar 1804 mit Militär in Oberlahnstein erschien und, zufolge des die Einverleibung der reichsritterschaftlichen Besitzungen betreffenden Patents des Herzogs Friedrich August zu Nassau-Usingen, Namens desselben von den der v. Stein'schen Familie gehörenden Dörfern Frücht und Schweighausen Besitz ergriff. Als jüngstes von zehn Kindern früh verwaist, erhielt H. den ersten Unterricht im Pädagogium zu Idstein, besuchte dann das Gymnasium zu Weilburg, studirte 1821 zu Göttingen, 1822 und 1823 zu Heidelberg, hier der deutschen Burschenschaft angehörend, die Rechts- und Staatswissenschaft und wurde 1825 beim Hof- und Appellations-

gericht zu Wiesbaden als Procurator angestellt. 1832 siedelte er mit diesem nach Usingen über, ließ sich aber wegen der geringen dortigen Anwaltspraxis schon 1833 an die Gerichte in Wiesbaden versetzen, bis er 18. Juni 1841 als Procurator beim dortigen Oberappellationsgerichte Anstellung erhielt. H., welcher schon in jüngeren Jahren eines guten Rufes als Anwalt genoß, erwarb sich bald eine ausgedehnte Praxis im Herzogthum Nassau. Gleichzeitig betheiligte er sich lebhaft am öffentlichen Leben. Schon in den 1830er Jahren stand er in Verbindung mit den badischen Liberalen in ihren Bestrebungen nach Erlangung der deutschen Einheit. In der Mitte der 1840er Jahre in den nassauischen Landtag gewählt, trat er bald an die Spitze der sich regenden Opposition und wurde Präsident der Deputirtenkammer. Seiner Wirksamkeit für politische und religiöse Freiheit war es namentlich zu verdanken, daß in Nassau ein lebhafteres Interesse an öffentlichen Angelegenheiten geweckt wurde. Als Mitarbeiter an der von Gervinus gegründeten „Deutschen Zeitung" erregte er in Nassau besonders Aufsehen durch seine Artikel über dortige Verhältnisse. Auf den Versammlungen der vormärzlichen liberalen deutschen Abgeordneten, z. B. 1846 bei Itzstein zu Hallgarten, vertrat H. mit großer Wärme den Gedanken eines deutschen Parlaments. Im März 1848 stand H. an der Spitze der Bewegung in Nassau. Seiner Entschiedenheit war es wesentlich zu verdanken, daß die sehr aufgeregten Massen, namentlich der ländlichen Bevölkerung, von Ausschreitungen in Wiesbaden zurückgehalten wurden. Während die Behörden des Herzogthums alles Ansehen verloren hatten, gelang es H. mit Hülfe der Sicherheitsausschüsse die Ruhe und Ordnung im Ganzen aufrecht zu halten. Es war dies von allgemeinerer Bedeutung in Hinblick auf die radikalen Umsturzbestrebungen und republikanischen Gelüste, welche in Mittel- und Süddeutschland die ganze Bewegung zu benachtheiligen begannen. Wie Eberhard in Kurhessen, so war H. einer der wenigen Männer des bis dahin allgemeinen Vertrauens ihrer heimischen Bevölkerung, welche mit Muth und dem ganzen Gewichte ihrer Beliebtheit jener Richtung entgegentraten. Schon in der stürmischen Zeit, welche dem Zusammentritte des Vorparlaments voranging, als Tausende leidenschaftlich aufgeregter Männer aus dem Rheingau, Rheinhessen, Franken und Baden in Frankfurt a. M. zusammengeströmt waren, trat H. am 29. März im „Weidenbusch" G. Struve entgegen, der unter stürmischem Beifall einer großen Menge das Verlangen gestellt hatte, „die Blutsauger", die Fürsten, „abzuthun" und die Republik zu gründen (s. Duckwitz, Denkwürdigkeiten aus meinem öffentlichen Leben, Bremen 1877, S. 218). Die Republikaner hatten trotz ihrer Niederlage im Vorparlament ihre Sache noch nicht aufgegeben. Da wegen ungefährer Gleichheit der Stimmen beider Theile im 50er Ausschusse des Vorparlaments die Gefahr weitgehender Beschlüsse desselben vorlag, vereinigte sich H. mit gleichgesinnten Mitgliedern des Ausschusses wie Mathy, Duckwitz, Stedmann u. A. um dergleichen zu verhüten. Auf Hergenhahn's und Rüder's Antrag ernannte der Ausschuß am 7. April eine Commission zur Betreibung der Parlamentswahlen in den einzelnen Ländern. Bezüglich der Behandlung des Bundestagsbeschlusses wegen des v. Lepel'schen Promemoria's trat H. für eine mildere Form der Mißbilligung auf. Bei anderer Gelegenheit wandte er sich entschieden gegen die Reactionsseher im Ausschusse und befürwortete am 27. April die sofortige Wahl eines Bundesoberfeldherrn. Jene constitutionelle Vereinigung dehnte sich weiter aus und verhinderte die Pläne der äußersten Linken, aber schon bald wurden durch die Berufung Hergenhahn's und Mathy's in die Heimath die Republikaner im Ausschusse um zwei Stimmen in Vorsprung gebracht. Gerade hierdurch fühlten sich dann die constitutionellen Elemente wieder zu größerer Thätigkeit angeregt. Auf einstimmigen Wunsch des Landes wurde H. am

16. April 1848 vom Herzog Adolf, unter Ernennung zum Präsidenten mit der Leitung der Geschäfte des Staatsministeriums unter ministerieller Verantwortlichkeit beauftragt, und zwar, wie es in dem Patente des Herzogs hieß, „in der Ueberzeugung, daß derselbe sich die Entwickelung der Rechte des Volks zur Aufgabe gesetzt hat und daß derselbe durch das Zutrauen des Landes unterstützt wird.“ Als Minister entwickelte H. 1848 und 1849 eine außerordentliche Thätigkeit in Ausführung der landesherrlichen Verheißungen vom 4. März 1848, insbesondere hinsichtlich eines neuen Landtagswahlgesetzes, einer neuen Verwaltungsorganisation, einer Gemeinde- und einer Gerichtsverfassung, öffentlich mündlichen Strafverfahrens mit Schwurgerichten 2c. „Das Ministerium H.“, sagt K. Braun (Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei, Bd. II. S. 252 u. 337), „regierte streng constitutionell, nicht blos dem Lande, sondern auch dem Fürsten gegenüber. Als der letztere diese Bahn verließ, trat es ab. Diese kurze Periode einer Verfassung und Gesetz heilig achtenden Verwaltung betrachtete der Herzog als eine ebenso ordnungswidrige, als für ewig überwundene Episode, auf welche er stets mit einem Gefühl der Demüthigung, des Grimms und der Bitterkeit zurückblickte. Noch 14 Jahre später ließ er dies dem Minister H. fühlen, den er doch 1848 gar nicht genug mit Lobeserhebungen überhäufen konnte.“ Ein Hauptgrund dieser Anschauung der Bewegung von 1848 seitens des Herzogs lag, wie in anderen Kleinstaaten, in der deutschen Frage. Auch als Minister betheiligte sich H. mit Eifer an den deutschen Einheitsbestrebungen. Vom ersten nassauischen Wahlbezirke in die deutsche Nationalversammlung gewählt, gehörte er als Mitglied des „Casino“-Clubs entschieden zu den Erbkaiserlichen, war Mitglied des Verfassungsausschusses und des Ausschusses für Prüfung der Legitimationen, sowie Vorsitzender des Ausschusses für Prüfung der wider mehrere Abgeordneten beantragten gerichtlichen Untersuchung. Gleich bei Beginn des Parlaments zeigte H. in einer entscheidenden Frage seine maßvolle und entschiedene Haltung. Sie betraf das Verhalten des Parlaments zu dem in Mainz zwischen der preußischen Garnison und einem Theile der Bevölkerung entstandenen Streite. Die demokratische Linke, an der Spitze Zitz, wollte die Sache benutzen, um das Parlament in einen Convent zu verwandeln und die vollziehende Regierungsgewalt über Deutschland an sich zu reißen. Das Parlament wählte einen Ausschuß mit dem Auftrag, sich nach Mainz zu begeben und über die dortigen Vorfälle zu berichten. H. hatte am 26. Mai als Berichterstatter der Commission eine schwierige Aufgabe, indem er der Zitz'schen Darstellung widersprach; er hatte, sagt Laube (Das erste deutsche Parlament), die Ruhe und den Muth, manches zuzugestehen, was die Gereiztheit der Bürger begründen mochte, aber je mehr aus der leidenschaftslosen Darstellung die Wahrheit hervortrat, um so mißtrauischer wurde man gegen das Colorit von Zitz. Man ging schließlich zur Tagesordnung über. H. ist nachher im Parlamente nicht mehr als Redner aufgetreten. Im Wunsche, die Verfassung zu Stande zu bringen, wollte er die Verhandlungen nicht verlängern; seine Wirksamkeit in der Erbkaiserpartei war aber eine nicht unwichtige. Er gehörte zu den zehn Mitgliedern, die schon im Verfassungsausschuß den Erbkaiser aufstellten. Im November 1848 erhielt H. gemeinsam mit dem Präsidenten Simson von der deutschen Centralgewalt die Aufgabe, als Reichscommissar in dem zwischen dem Ministerium Brandenburg-Manteuffel und der preußischen Nationalversammlung ausgebrochenen Streite zu vermitteln. Er ging dabei von der Ansicht aus, daß der Beschluß des deutschen Parlaments, wodurch die preußische Regierung zur Rückverlegung jener Versammlung von Brandenburg nach Berlin und die preußische Krone zur Ernennung eines volksthümlichen Ministeriums veranlaßt werden sollte, politisch nicht zu rechtfertigen sei und benutzte seine Anwesenheit in Berlin

wesentlich dazu, die dortigen leitenden Kreise für das Zustandekommen der deutschen Verfassung zu gewinnen. In Audienzen bei Friedrich Wilhelm IV. und dem Prinzen von Preußen vertrat er mit Wärme die Sache der deutschen Einigung. Während ersterer den Reichscommissaren mit ungläubigem Lächeln das Testament Friedrichs d. Gr. erwähnte, in welchem derselbe seinen Nachfolgern die Pflicht auferlege, stets auf die Abrundung Preußens Bedacht zu nehmen, fand H. beim Prinzen von Preußen wärmeres Interesse an der deutschen Sache. Er machte hier die Erfahrung, daß die deutsche Sache vom preußischen Standpunkte aus unterstützt wurde, daß man wohl begreife, es sei jetzt der Augenblick gekommen, für die Macht Preußens und Deutschlands eine breitere solide Grundlage zu suchen und daß jenes Testament hier einen fruchtbareren Boden gefunden habe, als beim Könige. Gegenüber den vielen Feinden der deutschen Sache und bei den geringen Mitteln, welche dem Parlamente zu Gebote standen, schien es H. unabweislich, den Plan zur Durchführung des deutschen Verfassungswerkes auch auf dieses preußische Interesse zu gründen. Er machte daher den Vorschlag, man möge jenes Werk rasch so zusammenstellen, wie es der Ausschuß und die Vorcommission entworfen, damit auf Grund desselben in Berlin von ihm verhandelt werden könne. Er wolle dann suchen hier zur Einigung zu gelangen, ehe die Verfassung in Frankfurt vollendet sei. Auch nachdem der König am 3. April 1849 die Kaiserwürde abgelehnt, versuchte H. als Regierungsbevollmächtigter für Nassau bei der Centralgewalt den Stand der Verfassungsfrage möglichst zum Besseren zu wenden. Er war es hauptsächlich, welcher veranlaßte, daß am 14. April 1849 die Vertreter von 28 deutschen Staaten in gemeinsamer Note der preußischen Regierung ihre völlige Zustimmung zur Kaiserwahl und zu der in zweiter Lesung beschlossenen Verfassung ausdrückten und dieselbe aufforderten, nicht durch Festhalten am Grundsatze der Vereinbarung das Vaterland den mit einer Verzögerung verbundenen Gefahren auszusetzen. Die spätere Einladung zur Parteizusammenkunft in Gotha am 26. Juni 1849 war auch von H. unterzeichnet. Ebenso gehörte er zu den Unterzeichnern der dort beschlossenen Erklärung und wurde mit beiden Gagern zur Ueberwachung der Presse der Partei bestellt. Im Volkshause des Parlaments zu Erfurt vertrat er den Wahlbezirk Wiesbaden. Davon ausgehend, daß mit dem Scheitern des deutschen Verfassungswerks auch die Zustände der Einzelstaaten in andere Bahnen einlenken würden, bat H. um Entlassung als Minister, die ihm auch alsbald am 7. Juni 1849 zu Theil wurde. Ihm stand, wie er vor seinem Rücktritte schriftlich niederlegte, in allen Lagen die nationale Einigung des deutschen Volkes obenan; die Bewegung des J. 1848 faßte er von Anfang an hauptsächlich vom nationalen Gesichtspunkte auf; die Einigung, die Macht und Größe des Vaterlandes waren es, welche ihn bei allen seinen Schritten leiteten. Obwol in kleinstaatlichen Verhältnissen aufgewachsen, sagte ihm seine scharfe politische Auffassung, „daß alle Bestrebungen in dem kleinen Kreise der engeren Heimath einen gesetzlich freien und gesicherten Rechtszustand zu begründen, ohnmächtig seien, wenn sie nicht gehalten und getragen würden von Einrichtungen, welche dazu dienen, Deutschland eine eigene einheitliche Politik gegen Außen, einen gesicherten Rechtszustand im Innern und alle die Mittel zu gewähren, die zur Hebung des Nationalwohlstandes erforderlich sind.“ 1850 trat er als ältester Rath in das nassauische Oberappellationsgericht, versah zugleich die Stelle des Generalstaatsprocurators und erwarb sich als Richter ein verdientes Ansehen in Nassau. Vom öffentlichen Leben hatte er sich ganz zurückgezogen, aber an dem Gedanken festhaltend, daß Deutschland nur durch Preußen zur Einheit werde gelangen können, erhielt er in den 1850er Jahren von dem in Coblenz residirenden Prinzen von Preußen in einer Audienz die Versicherung, daß die Zeit kommen werde, in welcher

Preußen sein Ansehen und seine Machtstellung wieder erlangen werde. Im October 1860 wurde H. zum Director des Hof- und Appellationsgerichts zu Dillenburg ernannt und im October 1861 in gleicher Eigenschaft an das zu Wiesbaden versetzt, 1863, als der Streit zwischen der von Ultramontanen und Großdeutschen geleiteten nassauischen Regierung und der zweiten Kammer immer größere Ausdehnung nahm und die Mitglieder des Hof- und Appellationsgerichts zu Wiesbaden, insbesondere H. von einer Zeitung unter den Augen und mit Vorwissen der Regierung aufs gröblichste beleidigt wurden, stellte H. vergebens beim Ministerium Anträge auf Veranlassung der Staatsanwaltschaft zum Einschreiten, ja er wurde, Ende 1863, nach maßlosen, völlig ungegründeten Beschuldigungen, von seiner Stelle entfernt und an die Landesbank versetzt. Im Anfang des J. 1864 machte er wegen dieser Behandlung der Justiz persönlich Vorstellungen beim Herzog Adolf. Er schilderte diesem die verderblichen Folgen, welche eintreten müßten, wenn das Volk den Glauben an die Gerechtigkeit im Staate verliere, und beschwor den Herzog in einer ihm überreichten Denkschrift, von dem betretenen Wege abzulassen und, nach den Worten des Königs Max von Baiern, Frieden mit seinem Volke zu machen. Er machte den Herzog besonders darauf aufmerksam, daß die Erledigung der deutschen Frage von Factoren abhänge, auf welche Nassau einen Einfluß nicht zu üben vermöge, daß es aber von größter Bedeutung wäre, wenn die Einigkeit zwischen Fürst und Volk bei kommenden kritischen Zeiten hergestellt sei. Nach der Besetzung Nassaus durch Preußen wurde H. von der preußischen Regierung wieder an die Spitze der Geschäfte berufen, indem ihm die commissarische Leitung des Gesammtministeriums übertragen wurde. Nach Ueberleitung in die neuen Verhältnisse wurde er zum Präsidenten des Hof- und Appellationsgerichts zu Wiesbaden und bei Einführung einer neuen Gerichtsorganisation im Herbst 1867 zum ersten Präsidenten des Appellationsgerichts daselbst ernannt. Als Mitglied des constituirenden Norddeutschen Reichstags war es ihm vergönnt, an der Herstellung der Verfassung für den Norddeutschen Bund mitzuwirken und noch kurz vor seinem Tode pries er es als höchste ihm beschiedene Gnade, die Gründung des Deutschen Reichs geschaut zu haben. H. hatte ein warmes patriotisches Herz, einen scharfen politischen Verstand und war eine vornehme, edle Persönlichkeit. Er war auch vor allem ein fester Charakter; nach oben und nach unten hat er mit unerschütterlicher Festigkeit stets nur so gehandelt, wie er es mit der Treue gegen sein Gewissen und seine Ueberzeugung vereinigen konnte. Er hat weder nach Fürsten-, noch nach Volksgunst gestrebt und nicht gezögert, seine große Popularität aufs Spiel zu setzen, wenn es sich darum handelte, seiner Ueberzeugung vom Wohle des Vaterlandes zu folgen.

Nach hinterlassenen Papieren Hergenhahn's. — Vgl. Brustbilder a. d. Paulskirche (v. Rob. Heller), Leipz. 1849; Biedermann, Erinnerungen a. d. Paulskirche, Leipz. 1849; Laube, Das erste d. Parl., Leipz. 1849; Haym, die d. Nat.-Vers., Bd. III., Berl. 1850; Gegenwart (Leipz., Brockh.), Bd. V v. 1850; Staatswörterbuch, Bd. VII. (1862), Art. Nassau; Riesser's Leben v. Isner (Frankf. u. Leipz. 1867), S. 443; Parisius, Deutschlands pol. Parteien, Berl. 1878. Wippermann.

Hergenröther: Johann Baptist H., katholischer Theologe, geb. am 14. Februar 1780 zu Bischofsheim vor der Rhön in Franken, † am 15. Juni 1835 zu Bamberg. H., der Sohn eines Schuhmachers, studirte am Gymnasium und an der Universität zu Würzburg, wurde im September 1805 zum Priester geweiht und zunächst in seiner Heimath, dann zu Ettleben als Kaplan, 1816 in Rottenbauer als Curatus angestellt. Eine Berufung als Gymnasiallehrer in Würzburg lehnte er ab. 1818 wurde er zum ersten Inspector (Director) des

Schullehrerseminars zu Würzburg ernannt; in demselben Jahre wurde er zum Dr. phil. promovirt. Im October 1832 wurde er quiescirt, im December zum Stadtpfarrer in Bamberg ernannt. Er veröffentlichte 1823 eine „Erziehungslehre im Geiste des Christenthums“ (2. Aufl. 1830), 1828 eine „Kurze Ermunterung und Anleitung zur Obstbaumzucht.“ Nach seinem Tode wurden noch 1836—1838 drei Jahrgänge „Predigten für die Sonn- und Festtage des katholischen Kirchenjahrs“ von ihm gedruckt.

N. Nekrolog 1835, S. 549. Reusch.

Heribert, Erzbischof von Köln (999—1021). Während die vier Nachfolger des großen Erzbischofs Bruno († 965), allenfalls mit Ausnahme Gero's, wenig hervortreten — keiner von ihnen besaß die Kanzlerwürde — begegnet uns in H. wieder eine Persönlichkeit von wenigstens vorübergehend bedeutendem politischen Einfluß. Der Sohn des Grafen Hugo von Worms, gebildet in Metz und Gorze, dann Propst zu Worms, wurde er 993 von Otto III. zum Vorsteher der italienischen Kanzlei erhoben und war seitdem der fast unzertrennliche Begleiter des jungen Kaisers, der ihm 998 auch die Leitung der Kanzlei für Deutschland übertrug. Gleich nach dem Tode Euerger's wurde er zum Erzbischof von Köln gewählt, erhielt in Benevent von Otto und Papst Sylvester II. Investitur und Pallium und empfing Weihnachten 999 in Köln die bischöfliche Weihe. Dem Kaiser blieb er auch in dessen letzten traurigen Jahren treu ergeben; er stand an seinem Sterbelager auf der Burg Paterno, brachte die Leiche unter schweren Kämpfen durch das empörte Italien und übergab sie Ostern 1002 der letzten Ruhestätte im Aachener Dom. Auf der Reise hatte er dem Baiernherzog Heinrich die Reichsinsignien übergeben müssen, wirkte dann aber für die Thronandidatur des Herzogs Hermann von Schwaben und unterwarf sich König Heinrich II. erst, als dieser fast allgemein anerkannt war. Seine Stellung beim Kampf um die Krone hat ihm Heinrich nicht vergessen, und viele Jahre hindurch ist das Verhältniß der beiden Männer ein kaltes oder sogar sehr gespanntes gewesen, obwol sich dem Erzbischof keine einzige Handlung der Untreue nachweisen läßt. Er begleitete den König auf dem italienischen Zuge von 1004, theilte seine Gefahr beim Aufstand in Pavia (15. Mai) und erschien mit ihm auf der Dortmunder Synode (Juli 1005). Auch wirkte er für Heinrichs Lieblingswunsch, indem er seinen Bruder, den Bischof von Würzburg, bewegen half, seinen hartnäckigen Widerstand gegen die Errichtung des Bisthums Bamberg aufzugeben. Er war anwesend bei der Weihe des Bamberger Domes (1012), nicht dagegen beim Römerzuge (Ende 1013). Kurz vorher hatte Heinrich einen Kölner Propst, der durch H. seiner Würde entsetzt worden war, zum Bischof von Verden ernannt. Obwol H. bei der endlichen Beilegung der wüsten lothringischen Fehden (1018) im Einvernehmen mit dem Kaiser handelte und ihn auf dem unglücklichen Zuge gegen Dietrich von Holland unterstützte, auch auf dem großen Convent zu Frankfurt (October 1016) und bei der Weihe der Bamberger St. Stephanskirche (April 1020) erschien, war das Mißtrauen nicht beseitigt, und durch Heriberts Fernbleiben von der Belagerung der rheinischen Burg Hammerstein erhielt es neue Nahrung. Bald darauf (Ende 1020) soll es in Köln zu einer vollständigen Aussöhnung gekommen sein, deren Einzelheiten übrigens in wenig Vertrauen erweckender Form geschildert werden. Wenige Monate später (16. März 1021) ist H. gestorben. Schon Gregor VII. hat ihn heilig gesprochen. Zu bedauern ist, daß wir über den ohne Zweifel politisch bedeutenden und in seinem Privatleben wie in seiner bischöflichen Wirksamkeit allem Anschein nach vortrefflichen Kirchenfürsten fast nur durch die Biographie des Mönches Lantbert unterrichtet sind, der ihn hauptsächlich als Gründer des Benedictinerklosters zu Deutz feiert. — Dem dürftigen Material — bemerkt sei

bei dieser Gelegenheit, daß die Deutzer Schenkungsurkunden zu mehrfachen Bedenken Anlaß bieten — wird es zuzuschreiben sein, daß H. in neuerer Zeit keinen Biographen gefunden hat. Abgesehen von den einschlagenden Werken zur Reichsgeschichte (namentlich Hirsch-Breßlau, Jahrbücher d. d. R. unter Heinrich II.) kann nur auf Ennen's Geschichte der Stadt Köln verwiesen werden. Ein wenig bekanntes, durch seine eigenthümliche Form bemerkenswerthes lateinisches Lobgedicht ist zuletzt gedruckt in Haupt's Zeitschr. f. deutsches Alterth. XI. 6.

Cardauns.

Heribert oder Herbert, Bischof von Utrecht, aus geringem Stande zu Berum in den Gröninger Ommelanden geboren, ward 1138 Bischof. Ein von der hohen Würde seines Amtes durchdrungener, stolzer Kirchenfürst, dabei ein tüchtiger Krieger, dessen Blicke und Worte auch den Mächtigsten Schrecken einflößten; wie Beka sagt, brachte er nicht allein das aufrührerische Gröningen zur Ruhe, 1143, und besiegte den Grafen von Bentheim, der im Bunde mit dem Grafen Dietrich VI. von Holland (s. d.) in Drenthe einfiel, sondern zwang auch letzteren, der ihn in Utrecht eingeschlossen, durch Androhung des Bannes, um Friede und Versöhnung zu bitten. Unter seiner Regierung ereignete sich jener große Brand, der die Stadt Utrecht bis auf die St. Salvatorkirche einäscherte. In hoher Gunst bei Konrad III. erwarb er von demselben die Bestätigung des Privilegs, das Friesland dem Utrechter Stuhl schenkte. Fünf Jahre später starb H. 1150. P. L. Müller.

Heriger, von 990—1007 Abt von Lobbes, war durch innige Freundschaft verbunden mit dem Bischof Notker von Lüttich (972—1008), von dem er bei seinen Arbeiten unterstützt wurde und dem auch ihre gemeinsamen Werke manchmal zugeschrieben werden. Außer dem Leben des h. Landoald entstand so der Anfang einer Bisthumsgeschichte von Lüttich, mit welcher er aber nur bis 667 kam. Mit staunenswerther Gelehrsamkeit sind hier für die alten Bischöfe und Heiligen lange Reden aus Stellen alter Autoren zusammengesetzt: ein merkwürdiges Denkmal der eifrigen und sorgsamen Studien jener Zeit, die durch Notker, der Propst in St. Gallen gewesen war, in Lüttich zu hoher Blüthe gefördert wurden, aber inhaltlich werthlos, während die Fortsetzung durch Anselm von Lüttich (s. diesen) bei anspruchsloser Form historisch sehr wichtig ist.

Herigeri et Anselmi Gesta episcoporum Leodiensium ed. R. Koepke, Mon. Germ. Scriptorum VII. 134—234. W. Wattenbach.

Herike: Goswin von H., Meister des Deutschordens in Livland, aus einer Familie, der zahlreiche Ordensritter, Bürger und Rathmannen in Westfalen, am Niederrhein, in der Altmark und in Preußen (Kulm) angehört haben. Am 14. December 1345 zum Meister erwählt widmete er sich zumeist der Bekämpfung der Litauer in Gemeinschaft mit dem Orden in Preußen. Den Kampf mit dem Rigischen Erzbisthum, welches die weltliche Oberherrschaft über den Orden in Anspruch nahm, führte er fort, ohne den Ausgang zu erleben. Dadurch aber erst ragt er vor allen älteren Meistern Livlands hervor, daß er der Begründer der altlivländischen Conföderation geworden ist, die zwei Jahrhunderte bestand. Durch die Erwerbung Estlands für den Machtbezirk des Ordens führte er die deutsche Colonisation unter den Letten, Liven und Esten zu einem natürlichen Abschluß. — Das Herzogthum Estland (Harrien, Wirland, Reval) am finnischen Golf, welches die siegreichen dänischen Könige im 13. Jahrhundert errichtet hatten, trug fast alle Merkmale eines selbständigen Territoriums. Durch den königlichen Hauptmann in Reval nur lose im Zusammenhang mit Dänemark erhalten, lag es ganz in den Händen der Ritter und Herren deutscher Nationalität, die fast unbeschränkt die Befugnisse öffentlicher Gewalt im Herzogthum ausübten. So wenig sie sich jemals einem Oberherrn freiwillig gefügt, so sehr

mußten sie den Rückhalt für ihre Stellung bei dem benachbarten Staate des Deutschordens in Livland suchen. Die Constellation der Verhältnisse drängte diesen sich Estlands auf die Dauer zu versichern. Schon lange in die Berechnungen der dänischen Haus- und Thronpolitik verwickelt wird das Herzogthum nach dem Tode des unglücklichen Christof II. (1332) gleichzeitig vom Orden und vom schwedischen König Magnus umworben, auch von den Combinationen des Kaisers und des brandenburgischen Markgrafen betroffen. Die Entscheidung bringt aber erst zur Zeit Waldemars IV. das energische Eingreifen Herikes und die furchtbare Verwirrung, welche der Aufstand der Esten im April 1343 im Lande schuf. Getrieben von der Erkenntniß ihrer großen socialen Noth, aufgestachelt von der Erinnerung an ihre frühere nationale Freiheit, gestützt auf die Aussicht schwedischen Succurses erhoben sich die geknechteten Eingeborenen in tödtlichem Hasse wider ihre Herren und schlugen, wohl organisirt, Tausende nieder. Auf den Hülferuf der Deutschen versucht der Meister des livländischen Ordens, der allein im Stande war die Autorität herzustellen, in Güte zu vermitteln, allein Goswin von H., Komtur zu Fellin, einer der höchsten Beamten des Ordens, drängt mit der Mehrzahl seiner Mitgebieter auf die schonungslose Anwendung von Gewalt wider die Empörer. Ein muthiger Streiter, wie er gegenüber den Russen gewesen, wird er nicht am wenigsten zur Entscheidung auf dem Schlachtfelde vor Reval beigetragen haben, wo am 14. Mai die ansehnliche Hauptmacht der Esten niedergeworfen wurde. Es ist eine Errungenschaft entschlossenen Handelns, welches vorwiegend H. vertritt, daß die Deutschen in Reval sich nun die Schutzherrschaft des Ordens und die Hauptmannschaft des Komturs von Fellin bis zur Regelung der Verhältnisse durch König Waldemar ausbitten. Dort vom Schlosse aus, wo er anstatt des dänischen Hauptmanns residirt, weiß H. nicht nur unmittelbar die schwedischen Machinationen zu unterdrücken, sondern auch das Land durch Verträge mit Schwedens König und durch einen Vergleich zwischen Waldemar und Magnus, den er anbahnt, in einer Richtung für die Zukunft zu sichern. Als militärisches und politisches Oberhaupt, trotz einem neuen dänischen Hauptmann, erreicht er sowol die Ausdehnung der Occupation des Landes bis an die östliche Grenze (Narwa), als durch sein diplomatisches Geschick, welches seinem Orden überall eine gute Meinung verschafft, auch die Neigung des dänischen Königs Estland dem Orden durch einen förmlichen Act zu überlassen. Seine Erwählung zum Meister von Livland geschieht wol vor allem mit Rücksicht auf seine Initiative in der estländischen Frage. Sie führt seine Tendenzen ans Ziel. Am 29. August 1346 wird der Verkauf Estlands an den Orden im Hochschloß zu Marienburg durch König Waldemar documentirt: das Herzogthum geht unter dem Verzicht aller Prätendenten und unter der Confirmation des Kaisers wie des Papstes auf den Deutschorden über. Den König, der sein zersplittertes Reich wieder herstellt und großartige Pläne gefaßt hat, befreit der Act von der Nebenbuhlerschaft seines Bruders Otto, der dem Orden übergeben wird; er gewinnt hier achtbare Summen für seine weit verzweigten Unternehmungen: von größerem Werth als der Besitz des Herzogthums und die Herrschaft über eigenwillige Vasallen. Dem Orden schrieben seine politischen, militärischen und wirthschaftlichen Tendenzen den Erwerb des Landes vor, das in starker Hand aus einem gefährlichen Keil zwischen seinen Besitzungen zu einer Schutzmauer für die staatliche Stiftung in Livland umgewandelt werden mußte. Es ist das Verdienst Herikes, daß er dies klar erkannte und seine Aufgabe im richtigen Moment mit voller Energie erfaßte. Er löste sie vollständig, indem er dann durch Abkunft mit dem Hochmeister den neuen Landestheil der unmittelbaren Gewalt der livländischen Meister, zu der er durch Lage und Geschichte gehörte, unterwarf. Als er am 10. September 1359 nach Uebergabe seines

Amts in hohem Greisenalter aus dem Leben schied, hinterließ er eine politische Macht, die durch die Kraft seines Talents befähigt war eine nachdrückliche Stellung zu behaupten in dem Wechsel der Zeiten. Erst die veränderte Lage der Welt, welche dem Ordensstaat den Untergang bereitete, schied das ehemalige Herzogthum aus dem Verbande Altlivlands aus.

Livländ. Urk.-Buch II. III. VI. Jüngere livl. Reimchronik. Chronik Herm. v. Wartberge. Höhlbaum in d. Hans. Geschichtsblättern Jahrg. 1878.

Höhlbaum.

Heriman, Mönch des Klosters Helmershausen an der Diemel im Sprengel von Paderborn, Schreiber, vielleicht auch Illuminator, in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Er verdient Erwähnung, weil er durch das Widmungsgedicht als der Urheber eines der prächtigsten Codices der Zeit beglaubigt ist, des Evangeliariums Heinrichs des Löwen, früher in der Bibliothek des Metropolitancapitels in Prag, jetzt im Besitz der hannöverschen Königsfamilie. Die Bilder bestehen in reicher Umrahmung der Canones, den Evangelistengestalten und zahlreichen erzählenden Darstellungen aus der biblischen Geschichte &c., namentlich aber aus zwei Dedicationsblättern, auf denen Heinrich und seine Gemahlin Mathilde erscheinen, das zweite Mal von Christus die Krone des Lebens empfangend. Die Malereien sind keine Dilettantenarbeit, sondern die Leistung einer ausgebildeten künstlerischen Kraft, gleichmäßig und sorgfältig in modellirender Guaschmalerei ausgeführt, in der Composition klar und selbständig, im Stil streng und edel, und werden von keiner anderen verwandten Arbeit aus der romanischen Periode übertroffen.

Ausführliches bei Ambros, Der Dom zu Prag, 1858, S. 293; F. Culemann, Neue Hannover'sche Zeitung, 1861, Nr. 222. 224.

Woltmann.

Hering: Anton H. wurde um die Mitte des 16. Jahrhunderts zu Burhave im Oldenburgischen Butjadingerlande, wo sein Vater Edzard H. Prediger war, geboren, studirte zu Basel die Rechte, wurde daselbst Licentiat beider Rechte, verweilte dann längere Zeit zu Speier und Prag und prakticirte bei den Reichsgerichten. In sein Vaterland zurückgekehrt, wurde er 1591 vom Grafen Johann XVI. von Oldenburg zum Hofrath und 1603 vom Grafen Anton Günther zum Geheimen Rath und Landrichter in Ovelgönne ernannt. Er besorgte 1599 mit Dr. med. Hermann Neuwald den Druck der „Oldenburgischen Chronik“ des Superintendenten Hamelmann, verfaßte eine auch noch nach seinem Tode wiederholt aufgelegte Abhandlung „De fidejussoribus“ (Frankf. 1606) und starb am 15. Juni 1610.

Oldenb. Kalender v. 1786, S. 94. Mutzenbecher.

Hering: August Gottlieb Ludwig H., geistlicher Lieder- und Oden-Dichter, stammt aus einer ursprünglich in Westphalen (Soest) ansässigen, seit der Reformation in Pommern seßhaften Familie. Sein Vater war Johann Samuel H., † 1752 (s. u.). Aus dessen dritter Ehe mit Margarethe Sabina v. Schmitterloe war unser Dichter der dritte Sohn, geboren (wie aus der Angabe seines Alters bei seinem Tode zu schließen ist) im October 1736. Um das Jahr 1754 befand er sich auf dem Gymnasium zu Stettin; in diesem Jahre dichtete er eine lange feurige Ode auf Friedrich den Großen, voll tiefen Gefühls und Religiosität; auf dem Abdruck derselben ist er bezeichnet als der Theologie Beflissener. Doch hat er den Entschluß, Theologie zu studiren bald aufgegeben; er ging, um die Rechte zu studiren, nach Halle. Nicht lange nach seinem Eintritt in den Staatsdienst wurde er Hofgerichtsrath in Cöslin, in welcher Stellung er bis zu seinem am 12. Februar 1770 im Alter von 33 Jahren 4 Monaten 3 Tagen erfolgten Tode (nach den Angaben des Cösliner Kirchenbuchs) verblieb.

Er hat mehrere geistliche Oden und Lieder gedichtet, in denen er einen tief-frommen Sinn zeigt und welche sich durch leichte und gewandte Form auszeichnen; seiner kirchlichen Stellung nach ist er als Anhänger des Pietismus zu bezeichnen. Nach seinem Tode erschienen mehrere seiner Gedichte in dem „Pommer'schen Archiv der Wissenschaften und des Geschmacks", herausgegeben von J. Ph. A. Hahn und G. F. Pauli, Stettin und Anclam 1783 ff. Sein bekanntestes und vielleicht bestes Lied, das sich noch in vielen Gesangbüchern, wenn auch mitunter mit einem anderen Anfange, befindet, das Lied: „Verlaß, wenn (oder: daß) ich Dich nicht verlasse" steht hier im 4. Stück des 3. Bandes vom J. 1784 (S. 244 ff.); zuerst erschien es wahrscheinlich in den „Mannigfaltigkeiten", einer gemeinnützigen Wochenschrift, Berlin 1770, ohne Nennung seines Namens. In diesen Mannigfaltigkeiten erschien auch im J. 1771 ein ihm gewidmeter Nachruf.

Zumeist nach Mittheilungen von Verwandten. Vgl. auch Koch, Gesch. des Kirchenlieds rc., 3. Aufl., Bd. 6 S. 300 f. Bertheau.

Hering: Johann H., geboren zu Oldenburg am 27. April 1599 als Sohn des Anton H. (s. d.), studirte die Rechte zu Altdorf und Leipzig, advocirte dann zu Grubenhagen, Göttingen und Osterode, wurde 1629 zum Syndicus des Domcapitels in Bremen berufen, ging 1632 als Geheimer Rath des Grafen Anton Günther nach Oldenburg und nahm 1639 die Stelle eines Syndicus des Domcapitels in Verden an. Im J. 1646 begab er sich nach Bremen, nahm 1649 an den Verhandlungen über den Rendsburger Vergleich, welcher für die Regelung der Nachlassenschaft des Grafen Anton Günther zwischen den Lehns- und Allodialerben Vorsorge treffen sollte, als oldenburgischer Commissar Theil, erhielt 1651 abermals das Syndicat des bremischen Domcapitels, blieb jedoch nicht lange an dieser Stelle, sondern kehrte nach Oldenburg zurück und siedelte endlich nach Hannover über, wo er 1658 starb. Unter seinen Schriften, in denen er vorzugsweise biblische Gegenstände unter rechtliche Gesichtspunkte zu bringen suchte, mag erwähnt werden sein „Discursus de appellatione, citatione et compulsione ad judicium Dei in valle Josaphat" (1632).

Oldenb. Kalender v. 1786, S. 94. Mutzenbecher.

Hering: Johannes Samuel H., jur. utr. Dr., königl. preußischer Jagdrath und Kammeranwalt, Advocat bei der obersten Provinzial-Justizbehörde in Stettin, Professor juris des königl. akademischen Gymnasiums daselbst, sowie auch Syndicus verschiedener pommerschen Städte, war der Sohn des Mag. Matthias Hering, Pastor an der Heiligen-Geistkirche zu Stargard in Pommern. Er war geboren den 12. Januar 1683 und starb den 10. März 1752. König Karl XII. berief ihn 1715 als Adjuncten der Juristenfakultät an die Universität Greifswald und als Syndicus dieser Hochschule. Schon im nächsten Jahr wurde er durch die Berufung König Friedrich Wilhelms I. Professor der Rechte am akademischen Gymnasium in Stettin und blieb in dieser Stellung bis an seinen Tod. — Er ist Verfasser zahlreicher Schriften juristischen und historischen Inhalts. Letztere sind meistens werthvoll für die Geschichte Stettins. Dahin gehören: „Historische Nachricht von der Stadt Stettin", eine Art Regesten für die Stettiner Stadtgeschichte; „Historische Nachrichten von den beiden Collegiatkirchen zu St. Marien und St. Otto zu Stettin", ferner: „Immerwährendes Denkmal der Güte Gottes" rc., betreffend das Stettiner akademische Gymnasium (Gymnasium Carolinum); demnächst: „Das dem pommerschen Herzog Erico II. gestörte Plaisir einer Jagd bei Horst, in Folge dessen der gewaltsame Tod von vier Greifswalder Bürgermeistern, unter ihnen der berühmte Begründer der Greifswalder Universität, Dr. Rubenow". Ferner: „Gedanken, wie lange das Lumpenpapier in Pommern in Gebrauch gewesen sei" u. a. Dr. Hering.

Herklots: Karl Alexander H., Theaterdichter, geb. am 19. Januar 1759 zu Dulzen bei Eilau in Ostpreußen, † am 23. März 1830 zu Berlin. H. hatte Jura studirt und dann als Referendar bei dem Hofgericht zu Königsberg i. Pr. eine Stellung gefunden. 1790 beim Kammergericht in Berlin angestellt, trat er bald in Beziehungen zu dem dortigen Hoftheater, für das er nicht nur eine große Anzahl Prologe u. dgl. Gedichte, sondern auch an 70 Uebersetzungen italienischer und französischer Singspiele 2c. (u. A. von Spontini's „Vestalin") geliefert hat. Aber auch eine Reihe eigener Arbeiten danken seiner gewandten Feder ihr Entstehen. Gedruckt davon wurden „Operetten" (1792, enth. „Die böse Frau", „Der Mädchenarzt", „Das Incognito" und „Schwarz und weiß"); das lyrische Drama „Pygmalion" (1794), das Vorspiel „Opfer der Treue" (1793) und das Lustspiel „Der Proceß" (1794); ungedruckt blieben, kamen jedoch am Berliner Hoftheater zur Aufführung, die Lustspiele: „List und Liebe", „Besonnenheit und Liebe" (1803), „Herr Müßling oder wie die Zeit vergeht" (1805); die Schauspiele: „Elternfreude" (1793), „Asträa's Wiederkehr" (1814), „Iffland's Denkmal", „Treue der Erinnerung" (1815) 2c.

Joseph Kürschner.

Herlen: Friedrich H., auch Hörlin, Herlin und Herlein geschrieben, Stadtmaler zu Nördlingen, mag im dritten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts geboren sein. Hinsichtlich seines Geburtsortes schwanken die Meinungen zwischen Rothenburg a. T. und Nördlingen. Bisher vermochte weder die eine Stadt, noch die andere ihren Anspruch zu beweisen. In Nördlingen kommt zwar 1442 ein Hans H. vor; daß aber der Maler dessen Sohn war, ist bis jetzt nur Vermuthung. Allein ebensowenig ist die Tauberstadt dadurch als des Meisters Geburtsort erwiesen, daß H. bei seiner Aufnahme in Nördlingen als Maler „von Rotemburg" eingetragen wurde. Denn diese Bezeichnung kann ebensogut nur bedeuten, daß H. vorher in Rothenburg gemalt habe und von dort nach Nördlingen gekommen sei. In den Jahren 1449 und 1454 erscheint H. urkundlich als Bürger und Maler zu Ulm. Nun erst trat er in seine eigentlichen Lehrjahre. Denn von Ulm wandte sich H. nach den Niederlanden. Dort war vor kurzem für die Malerei durch die Brüder van Eyck ein neuer Morgen erschienen. Flandern blühte fortan als die hohe Schule derer, die Pinsel und Palette führten. Auch H. zog in das gelobte Land und suchte dort Vorbild und Lehre. Beides ward ihm durch Roger von Brügge. Gänzlich beherrscht von den Einflüssen dieses Meisters, kehrte H. nach Deutschland zurück. Man trifft ihn dann beschäftigt in Rothenburg, auch in Dinkelsbühl, bald jedoch und bei weitem am längsten in Nördlingen. Hier scheint er, schon ehe er Bürger wurde, als fahrender Maler gearbeitet zu haben. Vorübergehend nach Rothenburg zurückgekehrt, vollendete er dort 1466 die acht Altarblätter in der Jacobskirche. Im folgenden Jahre erhielt er das Nördlinger Bürgerrecht. Das dortige Bürgerbuch meldet: „Maister Friedrich Hörlin von Rotemburg Maler ist mit ainem Rat überkomen und rechter Burger worden sein lebtag; und hat ihn ain Rat sein lebtag geferiet Stuirens, Wachens, Raisens und Grabens; doch so sol er in ain Zunft komen und der Statt Gesatzt und Gebott halten. Darauff hat er den gemainen Burgeraid geschworn uff sant Margrethen Tag 1467". — Von jetzt an verblieb Herlen's Thätigkeit der Stadt Nördlingen. Nur ab und zu erfüllte er noch einzelne Aufträge nach auswärts. Im J. 1472 arbeitete er am Altar der Blasiuskirche zu Bopfingen. Eine vielfach gerühmte Anbetung der Könige im Dom zu Meißen führt man ebenfalls auf H. zurück. Sein Fleiß war ungewöhnlich. Die reichste Sammlung von Gemälden Herlen's besitzt Nördlingen. Ungerechnet verschiedene Bilder, als deren Schöpfer er wenigstens in Frage kommt, bewahrt das Rathhaus zu Nördlingen einige 20 Ge-

mälde auf Holz, die zweifellos von H. stammen. Sie hingen früher in der Hauptkirche und vergegenwärtigen Scenen aus der hl. Geschichte, aus der Legende St. Georgs und anderer Heiligen. Auf einem Altarblatt mit der thronenden Maria begegnet uns der Maler selbst; er kniet seitwärts im Vordergrunde mit vier Söhnen, ihm gegenüber seine Ehefrau mit fünf Töchtern. Das Gesicht des Meisters ist von regelmäßigem Schnitt und zeigt ohne sonderlich markirte Züge einen ruhigen, etwas spießbürgerlichen Ernst. Dieses Werk Herlen's vom Jahre 1488 gilt mit den zugehörigen Flügeln als eines seiner letzten. Daß er aber bereits 1491 gestorben sei, stößt auf erheblichen Widerspruch. Winckelmann's Malerlexikon rückt Herlen's Tod bis ins J. 1541 hinaus. Fast alle anderen kunstgeschichtlichen Berichte vereinigen sich auf das J. 1491. Die Steuerbücher Nördlingens führen jedoch den „Maler Friedrich H." als von seinem Hause steuernd bis zum J. 1499 fort; von 1498 an erscheint dort neben ihm auch sein Sohn Laux; von 1500 an steht der letztere allein. So wird es denn schwer anzufechten sein, daß H. im J. 1499 auf 1500 starb. Wenn Nagler im Künstlerlexikon neben dem J. 1491 überdies als Todestag des Malers den 12. October nennt, so beruht das auf nachweislicher Verwechselung. Nagler stützt sich bei seiner Angabe auf die Nördlinger Geschlechtshistorie von Beyschlag. Dieser spricht aber an der fraglichen Stelle keineswegs vom alten H., sondern von Herlen's Urenkel, Friedrich H. dem jüngeren, der ebenfalls Maler zu Nördlingen war und daselbst, wie sein Todtenschild bezeugt, am 12. October 1591 gestorben ist. Kunstgeschichtlich betrachtet, steht H. mit voran unter jenen Meistern, welche den Realismus und die ganze Weise der flandrischen Schule nach Deutschland übertrugen. Er hatte, als er in die Heimath zurückkam, „mit niederländischer Arbeit umgehen" gelernt. Das war es, was ihn zu Rothenburg empfahl und ihm die Pforte zum Nördlinger Bürgerrecht eröffnete. An seinen Meister Roger von Brügge erscheint er lange Zeit völlig hingegeben, so sehr, daß er einzelne Gestalten aus den Werken Roger's ohne weiteres copirt und in seine eigenen Bilder herübernimmt. Zum Beweis genügt es, die Gemälde des berühmten Niederländers in der Münchener Pinakothek mit Herlen's Bildern in Nördlingen zu vergleichen. Herlen's Verdienst beruht also großentheils auf einer Reproduction dessen, was er in Flandern gesehen, und auf der Einbürgerung der niederländischen Malweise in Schwaben. Genialität, freie Selbständigkeit, der Flug einer kühnen Phantasie sind nicht seine Eigenschaften. In seiner Beschränkung aber bleibt er ein verdienstvoller, höchst beachtenswerther Meister. Ein wohlthuender Zug gemüthvoller Naivetät geht durch seine Bilder. Die Farben sind meist sehr frisch, doch wenig gebrochen; die Ausführung ist genau. Bei Darstellung bedeutender und aufgeregter Scenen ringt er wie andere seiner Zeitgenossen oft vergebens mit der Aufgabe, den Figuren den nothwendigen Grad von Affect und Bewegung zu geben. In der Regel waltet eine gemüthliche Ruhe vor und eine gewisse feierliche Würde, obgleich H. bei weitem nicht der steifste Maler seiner Periode ist. Eigenthümlich ist seinen Köpfen häufig eine starke Verkürzung des Kinns. Es finden sich aber unter ihnen treffliche Porträts von klarem, individualisirtem Ausdruck und ersichtlicher Naturwahrheit. — Das Beispiel Herlen's und die Ehre, die er als Maler gewann, war bestimmend für seine Familie. Aus seinen Nachkommen erwuchs eine förmliche Malersippe. Doch bleibt der alte Fritz H. der eigentliche Träger des Ruhms. Die Söhne, Enkel und Urenkel zehrten mehr von dem Ruf der guten alten Firma, als daß sie ihren Glanz erhöhten. Das Malgeräth wurde in ihren Händen zum Handwerkszeug. Von den vier Söhnen des Friedrich H. ist einer vermuthlich frühe gestorben; die drei anderen: Hans, Jörg und Lukas oder Laux, folgten sämmtlich dem Beruf des Vaters. Dem Laux H. schrieb man

u. a. eine Darstellung des jüngsten Gerichtes zu, die, an der Ostwand des Ulmer Münsters über dem Triumphbogen befindlich, 1817 übertüncht wurde. Des Lukas Söhne waren Laux der Goldschmied und Jesse der ältere. Der letztere wird oft in der Kunstgeschichte irrigerweise als Sohn des Friedrich H. behandelt. Er ist dessen Enkel, ist 1500 oder 1501 geboren, wird vom J. 1525 an in den Steuerbüchern Nördlingens aufgeführt und stirbt am 19. August 1575. Nach seinem Großvater ist er das genannteste Glied des Geschlechts. Er half die Außenwand des Rathhauses mit Bildern schmücken, malte Epitaphien und strich, wenn es verlangt und bezahlt wurde, auch die Adler an den Thoren und Gebäuden der Reichsstadt an. Von den Arbeiten seiner Hand existiren noch acht kleine Tafeln aus dem J. 1568; sie bildeten einst den Aufsatz des kleinen Altars in der Hauptkirche zu Nördlingen, befinden sich aber gegenwärtig, nach einer Wanderung durch verschiedene Hände, im dortigen Rathhaus. Künstlerisch ohne jede Bedeutung, sind sie nur als Trachtenbilder des 16. Jahrhunderts nicht ganz werthlos. Eine derselben zeigt auch das Conterfei des Meisters. Des Jesse Herlen's Söhne waren: David, ein Maler, der von 1555 an steuerte; Joseph, ein geschickter Faßarbeiter, gest. 1606; Jesse der Jüngere, wie sein Vater am Nördlinger Rathhaus beschäftigt, ebenfalls 1606 gestorben; endlich der jüngste, Friedrich H. der Jüngere; dieser starb, wie schon bemerkt, 1591. Er malte 1582 gegen 15 Gulden eine Justitia über der Treppe des Nördlinger Rathhauses, dessen Pförtnerin sie noch heute ist. Dies ist die letzte Arbeit eines H., die als solche erwiesen ist; sie gehört ihrer Ausführung nach mehr dem Handwerk, als der Kunst an. Somit ist es wenig zu beklagen, daß das künstlerische Schaffen der Familie H. allmählich aufhörte, mochte auch sie selbst noch fortdauern. Aber mit dem Anfang des 17. Jahrhunderts scheint das Geschlecht überhaupt erloschen. Eine Familie gleiches Namens, die sich heutzutage in Nördlingen findet, ist anderen Stammes. Chr. Mayer.

Herling: Simon Heinrich Adolf H., Theolog, Philolog und verdienter deutscher Grammatiker, wurde den 13. Oktbr. 1780 zu Detmold als Sohn eines Kaufmanns geboren. Er besuchte zuerst das Gymnasium seiner Vaterstadt, bezog 1801 die Universität Göttingen, um Theologie zu studiren, und trat 1804 eine Erzieherstelle im Hause des Banquiers Heyder zu Frankfurt a M. an. Im J. 1809 wurde er Lehrer am Frankfurter Gymnasium und erhielt außerdem eine Professur der alten Sprachen an dem von 1811—14 daselbst bestehenden Lyceum, in welcher Eigenschaft er neben Religionsunterricht, Mathematik und Physik vorzüglich den deutschen Unterricht zu ertheilen hatte. Als 1817 bei der 300jährigen Jubelfeier der Reformation G. J. Grotefend den Frankfurter Gelehrtenverein für deutsche Sprache errichtete, wurde H. eines der thätigsten Mitglieder dieses Vereins, und als Grotefend von Frankfurt schied, der Leiter desselben, wie er auch für die Abhandlungen der Gesellschaft 1821 zwei Aufsätze „Ueber den Gebrauch des deutschen Conjunctivs in seinen Zeitformen" und „Ueber die Topik der deutschen Sprache" geschrieben hatte. Hieran reihten sich (Frankfurt 1828) „Erster Kursus und wissenschaftlicher Unterricht in der deutschen Sprache für Deutsche" und als seine Hauptwerke (1830), „Syntax der deutschen Sprache" und (1837) „Lehrbuch der Stylistik". Außerdem lieferte er mehrere größere und kleinere Abhandlungen und theologische und mathematische Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften. Er starb zu Frankfurt am 1. April 1849. — Ein scharfsinniger Mann, hat H. namentlich auf dem Gebiete der deutschen Syntax durch mannigfache Anregung die Wissenschaft gefördert, und daß er auch mit dem praktischen Geschick des geübten Schulmanns gearbeitet hatte, bewies der große Erfolg, den seine Bücher gefunden haben.

Heindl, Biographien von Pädagogen und Schulmännern, S. 199—200. Raumer, Gesch. der german. Philologie, S. 632. J. Franck.

Herlitz: David H. (Herlicius), Professor in Greifswald und als Mathematiker, sowie als lateinischer Dichter berühmt, war am 28. Decbr. 1557 zu Zeitz, wo sein Vater, Andreas H., Rathsherr war, geboren. Nachdem er in Leipzig, Wittenberg und Rostock sich eine vielseitige Bildung erworben und auch auf letzterer Universität zum Magister promovirt war, wurde er 1581 Conrector zu Güstrow, wandte sich aber, da ihm seine medicinischen Kenntnisse einen besseren Erfolg versprachen, 1582 nach Prenzlau und 1583 nach Anklam, wo er mit der Führung des städtischen Physikats eine ärztliche Praxis verband. Von hier folgte er 1585, nach dem Tode des Professors der Mathematik, Philipp Wegener, einem Rufe als dessen Nachfolger an die Universität Greifswald, wo er bis zum J. 1598 thätig blieb, und auch, nachdem er, auf Grund einer „Disputatio de epilepsia", 1596 zum Doctor der Medicin promovirt war, 1597 das Rectorat führte. In der Folge wandte er sich aufs neue einem medicinischen Wirkungskreise zu, indem er 1598 das Physikat in Stargard in Pommern und 1606 in Lübeck übernahm. Er kehrte jedoch 1614 wieder nach Stargard zurück und erwarb sich hier neben seiner ärztlichen Praxis auch als medicinischer und mathematischer Schriftsteller einen solchen Ruf, daß ihn Wallenstein im J. 1628 bei seinem Aufenthalte in Pommern beauftragte, ihm das Horoskop des Königs Gustav Adolf von Schweden aufzuzeichnen. Dennoch gereichte ihm die Rückkehr nach Stargard zum Unglück, indem der in Folge der Belagerung von 1635 entstandene große Brand seine ganze Bibliothek und seine zahlreichen Manuscripte zerstörte, und er wahrscheinlich, durch die Nachwirkung dieser Schreckenstage, am 15. August 1636 verstarb. Seine Schriften umfassen, mit Ausnahme der Jurisprudenz, sämmtliche Wissenschaften, nicht nur theologische, mathematische und medicinische, sondern auch eine Erklärung von Ovid's Metamorphosen und von de arte poetica des Horaz, zwei Lehrbücher der Ethik und Poetik, eine Geschichte der Akademien und Anleitung zur geographischen Wissenschaft, eine Rede über den Verfall der Künste, endlich eine Reihe von Dichtungen, unter denen „Menalcas", Gr. 1594, und „Carmina", Stet. 1606, zu nennen sind. Hinsichtlich seiner meteorologischen Studien und kalendarischen Arbeiten, wobei er dem Gregorianischen Kalender entgegentrat, war er ein Vorgänger von G. Chr. Gebhardi (1667—93) und Aug. Grischow (1683—1749), s. d. Seine Schriften sind bei Jöcher und in Dähnert's Bibl. Cat. verzeichnet.

Dähnert, Pomm. Bibl. I. 10, 115, 76—83. III. 382, nach Gebhardi's Vitae mathematicorum. Kosegarten, Gesch. der Univ. Gr., I. 324. Förster, Briefe Wallenstein's, I. 338. Jöcher. Freher, Theatrum virorum clarorum, p. 1366. Sein Porträt besitzt die Univ. Greifswald. Pyl.

Herloßsohn: Georg Karl Reginald, Schriftsteller, geb. den 1. Sept. 1804 zu Prag, † den 10. Decbr. 1849. Sein eigentlicher Name war Herloß, seine Jugend- und Familienverhältnisse, welche er in dem Gedichte „Mein Weihnachtsbaum 1830" (Buch der Lieder, S. 59) schildert, waren der traurigsten Art. Als siebenjähriger Knabe kam er in die Pfarrschule zu St. Niklas und konnte schon mit 16 Jahren (1820) die Universität besuchen. In gleichem Jahre trat H. mit seiner ersten Arbeit, der Novelle „Treu bis in den Tod", in die Oeffentlichkeit (in Müller's Taschenbuche „Feierstunden"). Seine traurigen häuslichen Verhältnisse zwangen ihn doch endlich, seine Vaterstadt zu verlassen und sich zur Fortsetzung des Rechtsstudiums nach Wien zu wenden; ohne Empfehlungen und ohne Mittel, mußte er hier eine Schule der Entbehrungen und der Leiden durchmachen, die aber sein Gemüth nicht verbitterten. Nach dem Ausbruche des griechischen Aufstandes wäre er gerne unter die Freiheitskämpfer gezogen, ward jedoch polizeilich daran gehindert. In seiner Noth wandte er sich an Zacharias Werner, auf dessen Zureden er fast unter die Liguorianer ge-

treten wäre. Mit der Aussicht auf eine Hauslehrerstelle 1822 nach Prag gegangen, aber in seiner Hoffnung getäuscht, sah er sich abermals in äußerster Noth und mußte sein Leben durch kleine litterarische Arbeiten fristen. Darüber kam er mit Theodor Hell in Dresden in brieflichen Verkehr. In diesem Jahre erschien auch seine zweite Novelle: „Eine Nacht in den Apenninen“ in der Zeitschrift „Kranz“. Endlich 1823 erhielt er durch die Verwendung eines Professors eine Hauslehrerstelle bei dem Amtsdirector Prochaska auf dem Gute Dewitz, eine halbe Stunde von Prag entfernt. Hier verlebte er nun zwei glückliche Jahre, theils unterrichtend, theils dichtend. Auf Anrathen seines Freundes Suchy, welcher in Leipzig studirt hatte, ging er 1825 dorthin. Aber auch hier begann aufs neue ein Leben voller Entbehrungen; erst durch die Bekanntschaft mit dem serbischen Dichter Simon Milutinovich ward seine mißliche Lage verbessert. Jener suchte für sein Heldengedicht „Serbianka“ einen deutschen Uebersetzer und war glücklich, denselben in H. zu finden. Durch einen, um jene Zeit in dem „Gesellschafter“ erschienenen Aufsatz über „Zacharias Werner“ wurde Brockhaus auf H. aufmerksam und nahm ihn für das „Litterarische Conversationsblatt“ (jetzt „Blätter für litterarische Unterhaltung“) als Mitarbeiter an. Damals schrieb er auch seinen ersten Roman: „Die Fünfhundert von Blanik“, wofür er im Ganzen 28 Thaler Honorar erhielt. Aber mehr noch machten „Emmy“ und „Vielliebchen“, zwei Parodien auf die Clauren'schen, damals von dem deutschen Publicum verschlungenen Erzählungen, welche er im J. 1826 unter Clauren's Namen erscheinen ließ, auf ihn aufmerksam. Es entstand darüber ein Proceß, der während zwei Jahre die ganze litterarische Welt beschäftigte. Nachdem H. von einer schweren Krankheit genesen war, griff er wieder zur Feder. Er führte das freie Leben eines Litteraten, schrieb politische Satyren, Romane und Anderes, unternahm 1827 eine Reise nach dem Rhein, 1828 nach Berlin, wo er sich bei Saphir mehrere Wochen aufhielt. 1830 begründete er, angeregt durch die politischen Ereignisse und Umwälzungen dieses Jahres, in Leipzig die belletristische Zeitschrift „Der Komet“, welche 18 Jahre hindurch bis 1848 erschien. Sein Begründer hatte des öfteren prophezeit: „Daß der Komet nur dann schlafen gehe, wenn die Preßfreiheit eingeführt und der letzte Esel gestorben“. Er selbst redigirte diese Zeitschrift bis 1840 und wieder von 1844 bis zum Schluß. Daneben schrieb er eine Menge von Erzählungen und Romanen, gab mit von der Lühe das „Damen-Conversations-Lexikon“ (Adorf 1834—38), mit Robert Blum und Hermann Marggraff das „Theater-Lexikon“ (Altenburg 1839 bis 42), das Unterhaltungsblatt „Der Morgenstern“ (Leipzig 1843—44) und 1848 das von Spindler gegründete Taschenbuch „Vergiß mein nicht“ (Leipzig 1848) heraus. Durch diese litterarischen Beschäftigungen verschiedener Art hatte sich seine finanzielle Lage bedeutend verbessert und so lebte er im Ganzen angenehm, bis mit dem J. 1849 eine traurige Veränderung seiner Verhältnisse eintrat, die ihn auch geistig verstimmte und verdüsterte. Als ein heftig auftretendes physisches Leiden, was ihn während 18 Monate ans Krankenlager fesselte, hinzu kam, sah er sich in seiner Thätigkeit gänzlich gehemmt. So starb er, wiederum verarmt, hilflos und verlassen, im Jakobshospital zu Leipzig, in den letzten Wochen seines Lebens nur von dem Prager Buchhändler Kober mit edler Uneigennützigkeit unterstützt und zu derselben Zeit, in welcher der Leipziger seit vielen Jahren im „Tageblatt“ seine Weihnachtsbilder zu lesen gewohnt war. Von seinen zahlreichen Schriften seien noch genannt: „Löschpapiere aus dem Tagebuche eines reisenden Teufels“, 1827, 2 Thle. — „Luftballon oder die Hundstage in Schilda. Ein glück- und jammervolles Schau-, Lust- und Thränenspiel in beliebigen Akten“, 1827. — „Stephan Maly der Montenegrinerhäuptling“, 1828 (1853), 2 Bde. — „Der Venetianer“, 1829, 3 Bde. — „Hahn und Henne. Liebesgeschichte zweier Thiere“, 1830. — „Der Ungar. Historisch-roman-

tisches Gemälde aus der Zeit der Hunyaden", 1832, 3 Bde. — „Mephistopheles. Ein politisch-satyrisches Taschenbuch aus dem J. 1833", 1832. „Kometenstrahlen. Eine Sammlung von Erzählungen, ernsten und humoristischen Aufsätzen", 1833—47, 2 Bde. — „Anatomische Leiden". Novelle, 1832 (2. Aufl. 1836). — „Scherben". Gedichte, 1838. — „Zeit- und Lebensbilder", 1839—1843, 6 Bde. — „Buch der Liebe" (in 3. Aufl. u. d. T. „Buch der Lieder"). Nebst einem Anhange, 1842 (1849, 1856, 1857). — „Mein Wanderbuch", 1842, 2 Thle. — „Wallenstein's erste Liebe", 1844, 3 Bde. — „Die Mörder Wallenstein's", 1847, 3 Bde. — Gesammelte Schriften, Bd. I—VIII und Neue Folge Bd. I—IV. (1836) — „Ausgewählte Romane", Bd. I—VII 1851 bis 1852. — „Histor. Romane", 3. Aufl. 1870.

(Thomas) C. Herloßsohn, e. biogr. Skizze, Leipz. 1850. Wurzbach, Biogr. Lex. VIII, S. 370 f. Steger, Ergänzungs-Conv.-Lex. V, S. 441—43. N. N. d. D. II, 1315. Brümmer, Deut. Dichterlex. I. S. 350—52. Kelchner.

Herluca, in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts in Schwaben geboren, wurde, als sie heranwuchs, durch wiederholte schwere Erkrankung der Weltlust entfremdet, und widmete sich unter dem Schutz der Pfalzgräfin Adelheid (von Dillingen) Werken der Wohlthätigkeit. Ihre Neigung zur Askese wurde befördert durch den Abt Wilhelm von Hirschau und dessen Jünger Dietger. Sie begab sich, um ungehindert ihrer kirchlichen Neigung folgen zu können, nach Epfach am Lech, wo sie mit einer frommen Frau Douda 36 Jahre zubrachte, in gelegentlichem Verkehr mit den eifrigen Bischöfen und Klerikern, welche vor Heinrichs IV. Anhängern flüchteten. Dazu gehörte der Regensburger Priester Paulus, welcher in Bernried Mönch wurde; durch einen Bauernaufstand vertrieben, flüchtete auch sie nach Bernried, wo sie den Rest ihres Lebens zubrachte und gegen 1150 gestorben ist. Paulus war von ihren Visionen und Wundern überzeugt, und beschrieb ihr Leben, aber er hat sein Werk entweder nicht vollendet oder der letzte Theil ist verloren. Auch so gewährt es einen Einblick in die enthusiastische Kirchlichkeit dieser Kreise. Ihren einst vorhandenen Briefwechsel mit der Nonne Diemud von Wessobrunn suchten schon die Gebr. Pez vergeblich. Sie wird heilig genannt, ist aber nicht canonisirt.

Vgl. die von G. Henschen herausgegebene Vita, Acta SS. Apr. II. 552—54. W. Wattenbach.

Hermann I., der Heilige, Markgraf von Verona, Stammvater des großherzoglichen Hauses Baden, war der zweite Sohn des Herzogs Berthold I. von Zähringen und Begründer der Linie Baden. Da er bei der Erbtheilung außer den Festen Hachberg und Sausenberg mit Zugehör und anderen Gebieten in Breisgau, Uffgau und Kraichgau die Feste Lintburg erhielt, nannte er sich auch „Graf von Lintburg". Aber er trat die Regierung dieser Gebiete gar nicht an. Wegen des Besitzes mehrerer Grafschaften und weil er die früher von seinem Vater als Lehen besessene Mark Verona beanspruchte, nannte er sich Markgraf von Verona. Er war äußerst friedfertig und fromm, die Zwistigkeiten der Fürsten und des Clerus widerten ihn an, er entsagte daher schon 1073 der Welt und trat als Mönch in das berühmte Benedictinerkloster Clugny. Hier kasteiete er sich, legte sich die härtesten Bußen und Entbehrungen auf und starb im Geruche der Heiligkeit am 25./26. April 1074. Seine Gemahlin Judith aus dem gräflichen Hause Calw, die mit ihren Brüdern den Bau des 1059 begonnenen prächtigen Benedictinerklosters Hirsau beendete, war ebenso fromm wie H., begab sich nach dem Tode desselben unter den Schutz des Papstes Urban II. nach Salerno und starb hier am 27. Sept. 1091. Kleinschmidt.

Hermann, Markgraf von Baden, aus dem Hause Baden-Baden, fünfter Sohn des Markgrafen Wilhelm von Baden-Baden von Gräfin Katharina Ursula von Hohenzollern-Hechingen, wurde am 12. October 1628 in Baden geboren.

Als jüngerer Prinz wurde er zu dem geistlichen Stande bestimmt und Domherr zu Köln und Paderborn. Er genoß eine gute, freilich sehr streng katholische Erziehung und regte den Badener Jesuiten Johannes Gamans dazu an, eine badische Hausgeschichte zu schreiben. Bei den Wirren in Polen dachten viele Magnaten an die Berufung Hermanns oder seines Neffen Ludwig Wilhelm auf den erledigten Thron, zumal Beide mit dem königlichen Hause Wasa verwandt waren. Da H. geneigt gewesen wäre diesem Rufe zu folgen, so entsagte er 1661 dem geistlichen Stande, legte seine Canonikate nieder und widmete sich fortan dem Kriegerberufe. 1663 führte er die Truppen des burgundischen Kreises gegen die Türken nach Ungarn. Als 1665 der Gouverneur der spanischen Niederlande den Kaiser Leopold um Hülfe gegen Frankreich anging, übergab dieser den Befehl über 80,000 Mann an den Markgrafen und dieser langte trotz vielfacher Proteste Ludwigs XIV. einstweilen mit 3000 Mann in den Niederlanden an; durch die List, daß er weitere 2000 für Diener &c. ausgab, hatte er bald 5000 Mann zusammen. 1667 gab H. sich große Mühe, einen neuen Ausbruch des Krieges zu verhindern. Dem Kaiser treu ergeben, ging er im Auftrage des Gouverneurs der spanischen Niederlande, Marquis von Castel Rodrigo, im Juli 1667 nach Berlin, um den Kurfürsten von Brandenburg zum Bündnisse mit Spanien gegen Frankreich zu bestimmen, überwand seine Bedenken durch das Versprechen von Subsidiengeldern und Sicherstellung gegenüber Schweden und kehrte im August nach Brüssel zurück. Hier veranlaßte er am 16. November 1667 den Abschluß eines Bündnisses Castel Rodrigo's mit dem brandenburgischen Abgesandten Blaspiel, wodurch der Kurfürst sich verpflichtete, Spanien für bestimmte Hülfsgelder mit 15,000 Mann beizustehen — der Kurfürst genehmigte jedoch dies Bündniß nicht und trat zu Frankreich, December 1667. 1671 spann Frankreich abermals Intriguen gegen das deutsche Reich und gegen Holland, dem Reiche war ein Bündniß mit Schweden nützlich; diese Krone schickte darum den berühmten Pufendorf nach Wien und Hermann verwandte sich nach Kräften für eine Allianz mit Schweden. Aber den Fürsten Lobkowitz und Windischgrätz, die von Ludwig XIV. bestochen waren, gelang es den Kaiser einzuschüchtern und die Allianz zu hintertreiben. 1673 ging H., ebenso gewandt als Diplomat wie tapfer als Krieger, unter Montecuccoli's Oberbefehl an den Rhein als kaiserlicher Generalfeldzeugmeister und Befehlshaber der Artillerie und focht ruhmvoll gegen die Franzosen. Am 4. October 1674 stritt er mit dem Generalfeldmarschall Bournonville bei Holzheim und siegte, wenngleich auch die Franzosen den Sieg beanspruchten; hingegen war er bei Mühlhausen am 29. December 1674 und bei Türkheim am 5. Januar 1675 unglücklich und mußte über den Rhein zurück. 1675 übertrug Montecuccoli ihm die Vertheidigung des Breisgau; H. zog mit kaiserlichen und schwäbischen Kreistruppen an den Rhein und erschwerte dem Marquis von Vaubrun den Brückenschlag bei Rheinau. Trotzdem kam Turenne über den Rhein; H warf nun eine starke Besatzung nach Offenburg, die sich standhaft gegen Vaubrun hielt und nahm Theil an der Belagerung von Hagenau. Als General Montclair mit 2000 Mann aus Breisach ausgezogen war, um die Gegend zu brandschatzen, sandte der Markgraf 1200 Reiter unter General Graf Schultz gegen ihn; dieser überfiel den Feind bei Buchholz, zersprengte ihn und fing viele Franzosen, Montclair selbst am Spieltische; nun hielt sich der Feind ruhig in Breisach und ließ die Umgegend in Frieden. H. beschoß Zabern, zog aber auf Montecuccoli's Befehl ab und traf mit ihm in den Winterquartieren zu Eßlingen ein. 1676 stand H. nach Montecuccoli's Abgang unter dem Oberbefehle des Herzogs Karl V. von Lothringen am Rheine und als die Franzosen die Festung Philippsburg verstärken wollten, zwangen er und Karl die Verstärkungstruppen zur Umkehr. An der Belagerung von Philippsburg nahm nun H. mit seinem Vetter, Markgrafen Friedrich VI. von Baden-Durlach, Theil seit Ende

April; erst am 17. Sept. 1676 capitulirte Philippsburg und H. ehrte die Ausdauer des tapferen Commandanten, Charles Faitrien du Fay, durch Ueberreichung eines prachtvollen Degens. 1677 betheiligte sich H. an der Expedition Karls von Lothringen, der freilich erfolglos in die Champagne eindringen wollte, 1678 kämpfte er unter ihm gegen die Franzosen und befehligte eine Zeit lang als Commandant in Straßburg gegen den Marschall v. Créqui, bis Krankheit ihn überfiel. Nachdem in Nymwegen der Friede abgeschlossen worden, bereiste H. verschiedene Höfe, um sie für den Kaiser zu gewinnen; so begegnen wir ihm 1680 abermals in Berlin, wo er aber wenig Entgegenkommen fand. 1682 wurde er nach Montecuccoli's Tod Präsident des kaiserlichen Hofkriegsrathes und 1683 nach Ungarn geschickt, um Vorbereitungen zum Türkenkriege zu treffen. Er beschwor den Kaiser, doch ja keine Ersparnisse am Heerwesen zu machen, wo man jetzt einer gewaltigen Kraft bedürfe. H. wurde kaiserlicher Feldmarschall und leitete die Geschäfte als Hofkriegsrathspräsident und erster Minister Leopolds I. Trotz seiner dringenden Vorstellungen war Wien von Garnison und allen Mitteln zur Vertheidigung entblößt, was ihm tiefen Schmerz verursachte; als der Kaiser nach Linz floh, 7. Juli 1683, erbot er sich in Wien zu bleiben, doch gestattete Leopold es ihm nur für die folgende Nacht. Sofort ließ H. Geschütz auf die Wälle der von den Türken belagerten Stadt führen, traf Verabredungen mit dem Herzoge von Lothringen, ermahnte den Magistrat zu muthigem Ausharren und reiste am 8. Juli zu Leopold nach Linz. Von Leopold abgesandt, wohnte er am 3. September in Städteldorf dem großen Kriegsrathe Johann Sobieski's und der Führer der Alliirten an, auf seinen Antrag beschloß man die Concentrirung des Heeres bei Tulln und am 8. September übernahm er ein Commando unter dem Herzoge von Lothringen. In der Schlacht vom 12. September hielt er sich zuerst neben Sobieski, führte dann die in Reserve stehenden kaiserlichen Bataillone den Kahlenberg hinab und kam den Türken in die Fronte. Im October 1684, als die Feldherren die Belagerung von Ofen aufheben wollten, erschien H., der seit Monaten dagegen gearbeitet, im kaiserlichen Auftrage vor Ofen; sein Gegner, der Herzog von Lothringen, hatte Leopold veranlaßt, ihn mit der Leitung der Belagerung zu betrauen. Vergeblich hatte H. bisher um ein Commando im Felde angehalten, jetzt übertrug man ihm eine verlorene Sache, aber gewöhnt als Soldat zu gehorchen, folgte er sofort. Es handelte sich nur noch darum, die Trümmer des fast vernichteten Heeres und das große Belagerungsmaterial zu retten und H. that dies am 29.—30. October. Seit 1685 machte die Pforte wiederholt Friedensanträge, aber H. wußte sie zu hintertreiben; er hielt es für Ehrensache mit aller Kraft den Krieg fortzuführen. Anstatt Großwardein zu belagern, rieth er, die Drau- und Donauübergänge sollten durch ein detachirtes Corps beobachtet werden und die Hauptarmee Szigeth angreifen. 1687 wollte der in Ungarn blutig hausende Antonio Caraffa H. verdächtigen, als stehe er in geheimem Einverständnisse mit dem Rebellen Tököly; hierüber beschwerte sich sein Neffe, Ludwig Wilhelm von Baden-Baden, „der Türkenlouis", bei dem Kaiser und dieser Fall gab den Anlaß zur Aufhebung des Blutgerichts in Eperies, November 1687. H. wohnte als Gouverneur von Raab am 9. Dec. 1687 der Krönung des Erzherzogs Joseph zum Erbkönige von Ungarn in Preßburg bei. 1688 ernannte ihn Leopold I. zum Principalcommissarius in Regensburg am Reichstage, in der Hoffnung auf Ausnützung seines großen Einflusses bei den Reichsständen, da ein Bruch mit Frankreich vor der Thüre zu stehen schien. Mit dem innigsten Jubel erfuhr H. noch den glorreichen Sieg des Türkenlouis bei Szalankemen, dann raffte ein Schlag am 2. October 1691 den Greis in Regensburg weg. Am 30. October wurde er dort bestattet. Er war unvermählt.

Kleinschmidt.

Hermann I., Bischof von Bamberg, † am 25. Juni 1084. Seine Herkunft, sowie seine früheren Lebensumstände sind unbekannt; vielleicht stammte er aus Thüringen, da er dort begütert erscheint. Ob er mit dem Bamberger Dompropst Hermann, der seit 1058 mehrfach vorkommt, identisch ist, ist nicht sicher. Als Vicedominus der Mainzer Kirche machte er in den J. 1064 und 65 die große Pilgerfahrt deutscher Bischöfe nach dem heiligen Lande mit, und als Bischof Günther von Bamberg auf der Rückkehr am 23. Juli 1065 starb, bewarb sich H. sofort um dessen Sitz, den er auch erlangte. Wie unzweifelhaft feststeht, ebnete ihm Bestechung den Weg; daß aber der König (Heinrich IV.) persönlich von ihm Geld erhalten hat, ist nicht wahrscheinlich. Jedenfalls wandte dieser bald dem Bischofe seine volle Gunst zu. H. begegnet uns vielfach in des Königs Umgebung und erscheint in den J. 1069 und 1071 als Vorsteher des königlichen Hofes. Heinrich IV. selbst war wiederholt in Bamberg und gewährte dem Bischofe reiche Gnaden. Aber schon im J. 1070 wurde er mit Anno von Köln und Siegfried von Mainz nach Rom vorgeladen, um sich wegen der Erlangung seines Bisthums durch Simonie zu verantworten, doch glückte es ihm, durch Geld und vielleicht auch durch einen Reinigungseid die drohende Gefahr abzuwenden. Dem Könige, dem er auch in den sächsischen Wirren treu und thatkräftig zur Seite stand, blieb er lieb und werth. Wie viele Bischöfe damaliger Zeit, hatte H. große Zuneigung für die strenge Richtung, welche von Cluny aus das Mönchsthum ergriffen hatte, gefaßt. Unter seinem Einflusse wurde 1071 das berühmte Kloster Banz durch den Markgrafen Hermann gestiftet. Er selbst hatte außerhalb der Stadt Bamberg das Chorherrnstift des hl. Jakob begründet, später vertrieb er die Stiftsherren und setzte Mönche an deren Stelle. Durch diese Begünstigung der Mönche erbitterte er seine Domgeistlichkeit, welche sich nach Rom an Gregor VII. wandte und den Bischof anklagte, daß er seine Kirche verwüste, und wieder die Beschuldigung erhob, daß er durch Simonie auf den Stuhl gekommen sei; vergebens suchte Heinrich IV. das Domcapitel von dem Schritte abzuhalten. Der Papst nahm gern die Klage an und lud H. vor die Fastensynode 1075. Als er, sich in einem sonst sehr unterwürfig gehaltenen Schreiben mit Reichsgeschäften entschuldigend, nicht kam, wurde er für suspendirt erklärt, wenn er nicht vor Ostern Genugthuung leiste. Da sich gegen ihn bereits andere deutsche Bischöfe offen erklärt hatten, entschloß er sich nun nach Rom zu gehen. Aber als er in die Nähe der Stadt kam, erfuhr er, daß der dort anwesende Erzbischof von Mainz ihn unumwunden für der Simonie schuldig erklärt und der Papst über ihn Absetzung und Bann verhängt hatte. Doch bewog er seine Bamberger Begleiter, indem er ihnen versprach, freiwillig abzudanken und in ein Kloster zu gehen, daß sie mit ihm umkehrten, ohne das päpstliche Schreiben abzuwarten. In seinem Bisthum enthielt er sich zwar der geistlichen Amtshandlungen, zeigte aber sonst keine Lust, seine Würde niederzulegen und zählte auf die Stiftsvasallen, die er durch Schenkungen noch mehr an sich kettete. Aber selbst der König ließ ihn nun, da seine Schuld festgestellt war, fallen und der Papst schickte am 20. Juli 1075 den Bambergern das Schreiben, welches die Absetzung aussprach. So wich H. und trat als Mönch in das im Würzburger Sprengel gelegene Kloster Schwarzach, wo er starb, nachdem er vom Papste Verzeihung erlangt hatte.

Th. Lindner.

Hermann (der Lange), Markgraf von Brandenburg, aus der ottonischen Linie der askanischen Markgrafen, Sohn Otto's des Langen und der Gräfin Judith von Henneberg, folgte, nachdem er bereits zu Lebzeiten seines Vaters bisweilen an den Geschäften der Regierung theilgenommen hatte, jenem im J. 1298 und vereinigte nach dem Tode seines Oheims Albrecht (1300) den

ganzen Antheil der märkischen Länder, der einst seinem Großvater Otto, dem Begründer der ottonischen Linie, in der Theilung mit dessen Bruder Johann zugefallen war. Zu diesem nicht unbedeutenden Länderbesitze fügte er noch den Mitbesitz der Lausitz, die er in Gemeinschaft mit seinem Vetter, dem Markgrafen Otto mit dem Pfeil, im J. 1303 von dem Markgrafen Diezmann von Meißen durch Kauf erwarb. Von seiner Mutter Bruder, dem Grafen Poppo von Henneberg, welcher kinderlos starb, ererbte er ein bedeutendes Stück der Herrschaft Henneberg, welches vorzugsweise in der Pflege Koburg mit 22 anderen Schlössern und Städten bestand und zu welchem auch viele vom Hochstifte Würzburg relevierende Lehen gehörten. Da der Bischof Manegold von Würzburg diese Lehen nach Poppo's Tode einzog, so entstand darüber zwischen ihm und dem Markgrafen H. ein Krieg, der im J. 1290 durch einen Vergleich beigelegt ward, nach welchem die streitigen Lehen gegen die Summe von 4000 Mark Silber, für welche dem Bischofe die Schlösser und Städte Kitzingen, Steinach, Rothenstein und Königshofen pfandweise eingeräumt wurden, im Besitze des Markgrafen H. blieben. Dieser ganze Hennebergische Erwerb, zu welchem auch zahlreiche Reichslehen, sowie Lehen des Bisthums Bamberg und der Abteien Fulda und Hersfeld gehörten, wird als dominium in Henneberg et in Franconia bezeichnet, und H. nannte sich davon auch „Herr von Henneberg und Franken". Im J. 1295 vermählte er sich mit Anna, der Tochter des Herzogs Albrecht von Oesterreich, dessen Politik er sich seitdem mit seinem ganzen Hause anschloß. Er war unter denjenigen Fürsten, die hauptsächlich die Absetzung des Königs Adolf betrieben und an seiner Stelle den Herzog Albrecht von Oesterreich wählten, über welche Wahl er am 28. Juli 1298 an den Papst Bonifacius VIII. berichtete. Aber das gute Verhältniß zu dem neu gewählten Könige dauerte nicht lange. Als Albrecht Miene machte, die Mark Meißen, die er von Albrecht dem Unartigen erkauft und dann an den König Wenzeslaus von Böhmen verpfändet hatte, von welchem sie dann an die Markgrafen Otto und H. weiter verpfändet worden war, von den letzteren einzulösen, verbanden sich die beiden Brandenburger Markgrafen mit dem Könige von Böhmen gegen den Kaiser. Dieser verhängte über die verbündeten Fürsten die Reichsacht und drang mit einem Heere in Böhmen ein, mußte aber vor jenen zurückweichen. Nach dem Tode Wenzel's (1305) kam es zu einem Frieden, wonach die Markgrafen von Brandenburg wegen ihrer Ansprüche an Meißen von Böhmen abgefunden werden sollten, auch die Reichsacht zurückgenommen ward. — Markgraf H. führte auch längere Zeit für seine Schwester Beatrix, die an den Herzog Bolko von Schweidnitz vermählt war, nach des letzteren Tode die Regierung in Schlesien und die Vormundschaft über die Söhne aus jener Ehe: in dieser Eigenschaft nennt er sich urkundlich bisweilen tutor Silesie. H. war ein kriegerischer und hochstrebender Herr: die Brandenburger Chronik bei Pulkawa rühmt seine unerbittliche Strenge gegen Uebelthäter, sowie seine Klugheit und Kühnheit, Eigenschaften, die ihm bei seinen Zeitgenossen einen weit verbreiteten Ruhm verschafften. Als er in Gemeinschaft mit seinem Vetter, dem Markgrafen Otto, im J. 1308 mit einem stattlichen Heere in das Mecklenburgische einfiel und Schloß Eldenburg an der Elde belagerte, raffte ihn ein früher Tod dahin: im Kloster Lehnin ward er begraben. Der einzige Sohn, Johann, den er hinterließ, folgte ihm bereits 1317 im Tode nach.

v. Heinemann.

Hermann, Graf zu Henneberg-Struf, war der zweite Sohn Bertholds VII. von Henneberg und dessen zweiter Gemahlin Jutta, Tochter des Landgrafen Hermann von Thüringen, welche wiederum in erster Ehe an Markgraf Dietrich von Meißen verheirathet gewesen war und von diesem einen Sohn, Heinrich den Erlauchten, besaß. Geboren etwa 1225, theilte er nach dem Tode

eines Vaters (1245) mit seinem Bruder Heinrich III. die henneberg. Lande
ergestalt, daß er den kleineren Theil mit dem Schlosse Struf erhielt und so
er Stifter der Linie Henneberg-Struf wurde, welche aber bereits 1291 mit
inem Sohne Poppo VIII. wieder ausstarb. H. half seinen Oheim Heinrich
Raspe von Thüringen (1245) zum deutschen König wählen und wurde nach
essen Tode (1247) ein eifriger Anhänger Wilhelms von Holland, der ihm seine
Schwester Margaretha zur Gemahlin gab und zahlreiche, aber bei Wilhelms
Machtlosigkeit inhaltsleere Rechte verlieh. Nach Wilhelms Tode zum Könige
ewählt zu werden, lehnte er ab. Im thüringischen Erbfolgestreit (1247—63)
wegen seiner Ansprüche an das thüringische Allodialvermögen mit der Herrschaft
Schmalkalden abgefunden, stand er fest auf Seiten seines Stiefbruders Heinrich
es Erlauchten gegen Sophie von Brabant und vertrat ersteren sogar öfter in
er Regierung von Thüringen. Er starb 1290, seine Besitzungen, die sogen.
leine Herrschaft, fielen nach dem Tode seines Sohnes an seine einzige Tochter
Jutta, vermählt mit dem Markgrafen Otto dem Langen von Brandenburg.

Schultes, Diplom. Gesch. d. gräfl. Hauses Henneberg, Th. I. S. 114 f. Hildburghausen 1788.

Gerland.

Hermann II., als Regent I., gewöhnlich der Gelehrte genannt, Landgraf von Hessen, wurde um das J. 1342 geboren. Sein Vater war Ludwig, der weite Sohn des Landgrafen Otto, seine Mutter Elisabeth, geborene Gräfin von Sponheim und Wittwe des schwäbischen Grafen Rudolf von Hohenberg. Da er eine Aussicht hatte, je zur Regierung in Hessen zu gelangen, so wurde er gleich einem älteren, früh verstorbenen Bruder Otto für den geistlichen Stand bestimmt und erhielt deshalb eine gelehrte Bildung. Nachdem jedoch Otto, der inzige Sohn des regierenden Landgrafen Heinrich II., kinderlos gestorben war 10. Decbr. 1366), trat H. in den weltlichen Stand zurück, vermählte sich am . März 1368 mit Johanna, Tochter des Grafen Johann von Nassau-Merenberg, und wurde von seinem Oheim, dem alten Landgrafen Heinrich, zum Mitregenten und Nachfolger gewählt. Seit 1370 erscheint er neben Heinrich in den Urkunden und tritt immer mehr in den Vordergrund der Ereignisse. Sechs Jahre reich an Kämpfen, hatte H. seinem Oheime zur Seite gestanden, als dieser ins Grab sank (Juni 1376). Mit Hülfe der durch den Abschluß einer Erbeinung (1373) gewonnenen Markgrafen von Meißen, war es den beiden Landgrafen gelungen, sich im Kriege mit der mächtigen Rittergesellschaft vom Stern, an deren Spitze Graf Gottfried von Ziegenhain und der fehdelustige, als Tochtersohn Landgraf Heinrichs II. auf Hessen Ansprüche erhebende Herzog Otto von Braunschweig-Göttingen standen, zu behaupten. Aber das Land hatte schwer gelitten und die aufstrebenden hessischen Städte waren mit drückenden Abgaben belastet worden. So kam es, daß bald nach dem Regierungsantritt Hermanns zu Cassel eine Empörung wider ihn ausbrach. Die Aufständischen, besonders über einige seiner Räthe erbittert, brachten das Casseler Schloß in ihre Gewalt, und es bedurfte der Vermittelung des Markgrafen Balthasar von Meißen, um einen Ausgleich herbeizuführen (1378). Ein neuer Ritterbund, vom Horne genannt, welcher sich in dieser Zeit bildete, war nicht, wie die Sternergesellschaft, gegen Hessen gerichtet. H. verband sich vielmehr mit den Hörnergesellen zu gegenseitigem Schutz (Januar 1379) und konnte sich daher mit größerer Kraft gegen Erzbischof Adolf von Mainz wenden, da die selten ruhenden Streitigkeiten zwischen diesem Stifte und Hessen damals wieder schärfer hervortraten. Im Mai 1380 schloß er mit dem Kurfürsten Ruprecht von der Pfalz ein Bündniß gegen den Erzbischof. Streifzüge, die er in diesem Jahre gegen Densberg, Mardorf und Mellnau unternahm, galten Dienern und Anhängern Adolfs. Inzwischen wurden die nördlichen Theile Hessens, namentlich die Gegend von

Frankenberg, durch den westfälischen Ritterbund vom Falken schwer geschädigt, und vermuthlich waren es Mitglieder dieses Bundes, in deren Gefangenschaft H. damals (1380) vorübergehend gerieth. Die freundlichen Beziehungen zu den Markgrafen von Meißen, welche in der Errichtung der thüringisch-hessischen Erbverbrüderung und in der gemeinsamen Bekämpfung der Sterner Ausdruck gefunden hatten, scheinen später erkaltet zu sein. Dagegen näherte sich H. seinem früheren Feinde Herzog Otto von Braunschweig-Göttingen. Am 2. October 1381 schlossen beide damals noch kinderlose Fürsten einen Vertrag, wonach für den Fall seines Todes ohne Leibeserben der Herzog dem Landgrafen das Herzogthum Göttingen, der Landgraf dem Herzog Niederhessen in der Weise verschrieb, daß der Ueberlebende das ihm zufallende Gebiet des Anderen erst nach Zahlung von 300 000 Mark Silbers den Erben ausliefern solle. Diese Uebereinkunft enthielt seitens des Landgrafen eine schwere Verletzung der mit den Markgrafen von Meißen errichteten Erbeinung und mußte ihm, wenn sie zu deren Kenntniß gelangte, ihre Feindschaft zuziehen. Aber auch mit Otto dauerte das gute Einvernehmen nicht lange. Am 1. Januar 1383 starb nämlich die Landgräfin Johanna, worauf H. sich am 20. August zu Meiningen mit Margaretha, Tochter des Burggrafen Friedrich V. von Nürnberg, verlobte. Am 15. October fand zu Culmbach die Vermählung statt. Diese Verbindung minderte die Aussichten, welche dem Herzog Otto jenes Abkommen mit H. eröffnet hatte. Seine Verstimmung benutzte Erzbischof Adolf von Mainz, der namentlich wegen streitiger Gefälle des Stiftes Fritzlar und wegen der geistlichen Gerichte in Hessen mit H. zerfallen war. Zu Treysa schloß er mit dem Herzog ein Bündniß für den Fall eines Krieges mit dem Landgrafen (30. Juni 1384). Vergeblich suchte dieser bei einer Zusammenkunft mit Otto zu Hohenrode (14. Juni 1384), denselben von feindlichen Schritten abzubringen. Er sah bald, daß der Friede nicht zu erhalten war, und warb sich Bundesgenossen an den Herzogen Albrecht von Sachsen und Ernst von Braunschweig. Der Krieg mit Otto begann bald darauf. Am 13. Decbr. 1384 verbrannten ihm die Hessen Grone und am 5. Mai 1385 Schneen. Inzwischen war es dem Erzbischof Adolf gelungen, auch den Markgrafen Balthasar von Meißen für seine kriegerischen Pläne gegen Hessen zu gewinnen (22. Febr. 1385). Begleitet von Erzbischof Friedrich von Köln, den Bischöfen von Münster, Paderborn und Osnabrück und dem Grafen Engelbert von der Mark rückte Adolf, nachdem er noch am 21. Juni zu Eltville den Grafen Heinrich von Henneberg zum Helfer geworben hatte, in Hessen ein. Vor Cassel vereinigte er sich mit Herzog Otto und mit dem Markgrafen Balthasar, der in raschem Zuge Eschwege, Sontra und Berneburg erobert hatte. Vergeblich belagerten die Verbündeten die Stadt Cassel. Dagegen wurde Immenhausen von ihnen erobert und verbrannt (19. Juli). H., der Uebermacht seiner Feinde, die das schutzlose Land weithin verwüsteten, erliegend, mußte rasch Frieden schließen. Bereits am 22. Juli gelobte er dem Erzbischof, die Geistlichkeit in Hessen in keiner Weise zu bedrücken und die geistlichen Gerichte nicht zu hindern, versprach ihm 20 000 Gulden Kriegskosten zu zahlen und verpfändete ihm dafür Grebenstein, Immenhausen und Wolfhagen. Mit Herzog Otto vereinbarte er, daß die mit demselben getroffene Erbeinung vom 2. October 1381 in Kraft bleiben solle. Dazu erhielt Otto die Burg Altenstein und das Zugeständniß, daß ihm gestattet sein solle, dem Erzbischof Adolf, falls dieser die Fehde gegen Hessen wieder aufnehme, Beistand zu leisten. Markgraf Balthasar dagegen, welcher eine Anzahl Casseler Bürger auf seine Seite gebracht hatte, trat, offenbar wegen der Aufrechthaltung jenes seine Erbrechte auf Hessen schädigenden Vertrages mit Otto, dem Frieden nicht bei, sondern setzte den Kampf fort. Bald erneuerten auch Adolf und Otto den Krieg gegen den Landgrafen. Am

28. März 1387 errichteten sie zu Eschwege mit Balthasar abermals einen Bund wider H., so lange derselbe lebe, und einigten sich bereits über die Vertheilung seines Landes. Indessen begannen die Feindseligkeiten nicht sofort. H. suchte im Bewußtsein seiner gefahrvollen Lage den Markgrafen zu versöhnen. Bei einer Zusammenkunft zu Forchheim (1. Juli 1387) wählten beide zur Schlichtung ihrer Streitigkeiten Schiedsrichter. Diese bestimmten, die hessisch-thüringische Erbeinung von 1373 solle giltig und die dagegen gerichteten Abmachungen mit Herzog Otto nichtig sein. H. solle die wegen Einverständnisses mit Balthasar vertriebenen Casseler Bürger bis auf 20 wieder aufnehmen und seine Städte dem Markgrafen die in der Erbverbrüderung vorgeschriebene Huldigung leisten lassen, worauf Balthasar die im vorigen Feldzuge eroberten Orte Eschwege, Sontra und Berneburg zurückgeben solle. Letzteres war der Markgraf wol nicht geneigt zu thun; auch war er im Grunde schon durch den Vertrag vom 28. März gebunden. So mußten denn nochmals die Waffen entscheiden, und diese Entscheidung konnte bei der Uebermacht der Feinde nur gegen H. ausfallen. Nachdem der Erzbischof am 18. August dem Landgrafen Fehde angesagt hatte, drangen die drei Bundesgenossen zum zweiten Male in Hessen ein und eroberten in rascher Folge Rothenburg, Melsungen und Niedenstein. Aber Cassel vermochten sie auch diesmal nicht zu gewinnen. Bereits am 10. September wurde ein einjähriger Waffenstillstand geschlossen, der — später um ein weiteres Jahr verlängert — die eingenommenen Städte in den Händen der Eroberer ließ. Völlige Ruhe trat aber trotzdem noch nicht ein. Doch hat eine dritte Belagerung Cassels, die man in den October 1388 setzt, wol nicht stattgefunden. Nach dem Tode Erzbischof Adolfs († im Februar 1390) bildete sich unter dessen friedliebenderem Nachfolger Konrad von Weinsberg ein besseres Verhältniß zwischen Mainz und Hessen. Konrad gab sogar die eroberten Städte Rothenburg, Melsungen und Niedenstein dem Landgrafen zurück (1394). Auch zu Herzog Otto und zu Markgraf Balthasar knüpfte H. wieder freundliche Beziehungen an. Im Juni 1390 verlobte er seine (bald darauf verstorbene) älteste Tochter Elisabeth mit Otto's gleichnamigem Sohne, trat im folgenden Jahre der von dem Herzog gegründeten, hauptsächlich zum Schutze des Landfriedens bestimmten Rittergesellschaft von der Sichel bei und unternahm später gemeinsam mit Otto und dem Bischof Ruprecht von Paderborn einen Zug gegen die räuberischen Herren von Padberg. Mit Markgraf Balthasar erneuerte er im Juli 1392 die Erbeinung und verlobte seine Tochter Margarethe mit Balthasars Sohn Friedrich. Doch kam die Vermählung wegen allzu naher Verwandtschaft nicht zu Stande. Ueber die Casseler Bürger, welche im Kriege Einverständniß mit dem Markgrafen unterhalten hatten, ließ er ein strenges Gericht ergehen. Neun derselben wurden hingerichtet und ihre Güter eingezogen (1391). Mächtige Landfriedensbündnisse, denen H. sich anschloß, sicherten die Ruhe in Hessen, die nur durch einen siegreichen Zug des Landgrafen gegen die Buchonische Ritterschaft (Mai 1396) unterbrochen wurde. Aber bald kamen wieder unruhige Zeiten. Die Ermordung Herzog Friedrichs von Braunschweig bei Fritzlar durch mainzische Dienstmannen (5. Juni 1400) und die zweideutige Haltung Erzbischof Johanns von Mainz gegenüber dem Verlangen auf Bestrafung der Thäter hatte bei den Freunden des Getödteten, darunter auch H., große Erbitterung erregt. Am 12. April 1402 verbanden sich zu Nordhausen Braunschweig, Thüringen und Hessen gegen Johann. Der Landgraf, in der Hoffnung, durch einen glücklichen Feldzug den Erzbischof aus dessen von Markgraf Balthasar von Meißen ertauschter Hälfte der Städte Eschwege und Sontra zu drängen, befestigte den Heiligenberg und belagerte Naumburg und Geismar. Vergeblich beredete König Ruprecht am 27. Septbr. 1402 zu Hersfeld die Gegner zu einer vorläufigen Waffenruhe.

Der Schiedsspruch, welchen er am 3. Febr. 1403 erließ, befriedigte die Streitenden nicht. Bereits am 20. Juli sandte H. dem Erzbischof abermals einen Fehdebrief, und am 17. October erneuerte er mit Braunschweig und Thüringen das Bündniß gegen Mainz. Erst am 19. März 1405 kam der Friede zu Stande. Erzbischof Johann verzichtete auf seine Hälfte an Eschwege und Sontra und gab dem Landgrafen die im Krieg gewonnenen Theile der Schlösser Zapfenburg und Allerburg zurück, wogegen dieser ihm das eroberte Gieboldehausen wieder überlieferte. Zu einem neuen Kriege mit Mainz gab der Streit zwischen Gregor XII. und Alexander V. um den päpstlichen Stuhl Anlaß. Im März 1410 vereinigten sich zu Marburg König Ruprecht und seine Söhne, die Pfalzgrafen Ludwig und Otto, mit den Herzögen Heinrich von Braunschweig-Lüneburg und Erich von Braunschweig-Grubenhagen und mit Landgraf H., an der Sache Gregors XII. festzuhalten und den Erzbischof Johann von Mainz als Anhänger des Gegenpapstes zu befehden. Der bereits im Mai erfolgende Tod des Königs hinderte nicht den Ausbruch des Kampfes zwischen Mainz und Hessen, in welchem der im Dienste des Erzstiftes stehende Graf von Waldeck das hessische Städtchen Kirchhain völlig niederbrannte. Am 29. Juni 1412 erfolgte ein vorläufiger Friedensschluß, der die Streitpunkte der Entscheidung König Sigismunds unterwarf. Ein Jahr darauf, am 10. Juni 1413, starb H. Mit seiner zweiten Gemahlin Margaretha hatte er vier Söhne, Friedrich, Hermann, Heinrich und Ludwig, und vier Töchter, Anna, Elisabeth, Margaretha und Agnes. Von diesen allen überlebten ihn nur die beiden letztgenannten und Ludwig, sein Nachfolger. Unter Hermanns Regierung sah Hessen schwere Zeiten, und die blutigen Kriege, die über das Land hereinbrachen, waren zum Theil nicht ohne sein Verschulden entstanden. Nur die rastlose Thatkraft dieses Fürsten und sein unbeugsamer Muth, verbunden mit großer Klugheit und Gewandtheit ließen ihn alle Gefahren ohne dauernde Schädigung seines Hauses überwinden.

Mehrfach zu berichtigende Darstellung der Geschichte Hermanns bei Rommel, Geschichte von Hessen, II. S. 201—260. Wichtige Urkunden bei Sudendorf, Urkundenbuch zur Geschichte der Herzöge von Braunschweig und Lüneburg, VI—IX. Ueber die Kriege in Hessen 1385—87 Excurs bei Lindner, Geschichte des Deutschen Reiches unter König Wenzel I., S. 420—23. Ueber den Todestag Hermanns Landau in der Zeitschrift für hessische Gesch. und Landeskunde, II. S. 222.

Arthur Wyß.

Hermann (IV.), Landgraf von Hessen, zweiter Sohn des Landgrafen Moritz des Gelehrten von Hessen-Kassel, aus dessen zweiter Ehe mit Juliane Gräfin von Nassau-Siegen, geb. zu Kassel am 5. 15. August 1607, gest. zu Rotenburg am 25. März 4. April 1658. Er kam mit einem mangelhaft ausgebildeten linken Beine zur Welt, und dieser Umstand, der ihm bei Leibesübungen und körperlichen Vergnügungen hinderlich war, förderte seine früh hervortretende Neigung zu wissenschaftlichen Studien. Durch den Unterricht des gelehrten Johann Georg Grobius vorbereitet, wurde er 1618 in die von seinem Vater zu Kassel errichtete Ritterakademie (Collegium Mauritianum) aufgenommen. Für alle Wissenschaften zeigte er hier Interesse und Talent, am meisten aber zogen ihn Mathematik, Astronomie und Geographie an, die Gebiete, auf welchen er später schriftstellerisch thätig gewesen ist. Damit verband er viel Sinn für die bildenden Künste und Musik. Sein Leben bietet äußerlich wenig bemerkenswerthe Momente dar; es war neben Vertretung der Interessen seines Hauses ganz seinen gelehrten und künstlerischen Neigungen gewidmet. Durch den Tod seines älteren Bruders Philipp († 1626) wurde er das Haupt der apanagirten Rotenburger Linie und führte die Vormundschaft über seine jüngeren Geschwister. Seit 1640 residirte

er in Rotenburg, dem Hauptorte des den Kindern zweiter Ehe des Landgrafen Moritz überwiesenen Gebietes. Seine Ansprüche auf die Administration der Abtei Hersfeld wurden von seinem Stiefbruder Landgraf Wilhelm V. nicht anerkannt; er mußte sich in einem 1634 geschlossenen Vertrage mit der Propstei Petersberg und dem Amt Frauensee begnügen. Am 1./11. Januar 1634 vermählte er sich mit Sophie Juliane Gräfin von Waldeck. Aber bereits nach drei Jahren verlor er sie durch den Tod († zu Ziegenhain am 15./25. September 1637), nachdem sie ihm zwei bald nach der Geburt gestorbene Kinder geschenkt hatte. Eine zweite, am 2./12. Januar 1642 zu Weimar geschlossene Ehe mit Kunigunde Juliane, Fürstin von Anhalt, blieb kinderlos. Fromm und wohlthätig, förderte H. mit Vorliebe Kirchen und Schulen. In seinen letzten Lebensjahren beschäftigte er sich lebhaft mit Plänen zur Hebung der hessischen Sammthospitalien, deren Beaufsichtigung ihm die regierenden Häuser zu Kassel und Darmstadt übertragen hatten. Die Fruchtbringende Gesellschaft nahm ihn 1642 unter dem Namen des Fütternden als Mitglied auf. — Schriften: „Observationes historico-mathematicae de annis 1618 ... biß in den Martium 1635, Darin allen der löblichen Mathematischen Kunst liebhabern viel vnd mancherley accidenten, welche sich in oberzehlten Jahren so wol in publicis, als privatis begeben .... zu finden" .... o. O. 1635. 4. Das Exemplar der Kasseler Landesbibliothek enthält eine eigenhändige Widmung Hermanns an Landgraf Wilhelm. — „Teutsche Astrologia, Oder Teutscher Discurß, Von allerhand Astrologischen Speculationen, Sampt einem Methodo, wie auch die der Lateinischen Sprach vnerfahrene vnd vngelehrte, sich in diesem sehr lustigen studio üben, vnd das tägliche Gewitter auff Astronomische weise observiren vnd vnterscheiden können." .... Grebenstein 1637. 8. — „Historia Meteorologica. Das ist Vier vnd zwantzig Jährige eigentliche vnd trewfleissige Observation vnd tägliche verzeichnüß des Gewitters, vom 1. Januarii 1623 an, biß zum letzten Decembris 1646 in dreyen membris verfasset .... Durch Uranophilum Cyriandrum der Meteorolog. Cultorem." Cassel 1651. 4. — „Hexamereon Oder Sechs Tage-Zeiten, oder vielmehr Sechs-Tägiges Gespräch, vber etzliche schwere Puncten in verschiedenen Wissenschafften, beneben vielen denckwürdigen .... Historien .... Anfangs in Hispanischer Sprache, durch Antonium de Torquemada, einen Religiosum beschrieben, folgends durch Gabriel Chappuys, einen bekandten Frantzösischen Historienschreiber in selbige Sprache vbersetzet, anjetzo aber ins deutsche gebracht durch Einen der hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschafft Mitgenossen, genandt der Fütternde." Cassel 1652. 8. — „Beyleufftige Cosmographische Beschreibung des Niederfürstenthumbs Hessen". Diese Schrift Hermanns befindet sich im Manuscript im Staatsarchive zu Marburg. Benutzt sind Hermanns Nachrichten über Hessische Orte bei Merian, Topographia Hassiae, und in Winckelmann's Hessischer Chronik. — Wenn auch keine Schrift Hermanns, so ist doch hier anzuführen: „Des Durchläuchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Heermann, Landgraffen zu Hessen, ꝛc. ꝛc. Vier Nachdenckliche Fragen .... I. Von der Ebbenflut des weiten Oceani. II. Wie die Finsternüsse, und andere Astronomische Observationes, sicher können angestellet werden in dem Schiffe auff der See? III. Wie der Magnet unter der Aequinoctial-Linie spiele? IV. Ob die Zeit des Tages von frühe Morgen biß gerad zu Mittag, umb ein gutes länger sey, als nicht vom Mittag biß Abends? v. was dessen Vrsach seyn möge? Welche .... resolviret worden Von Johanne Placentino. Churfl. Brand. Mathematico, und Prof. ... zu Franckfurth an der Oder." o. O. 1659. 4.

Nachrichten über H. geben: Personalia, o. O. u. J. (Cassel 1658). 4. Schmierfeld, Christliche Klag-, Lehr-, Buß- vnd TrostPredigt .... bey .... Herrn Hermannen Landgraven zu Hessen .... Fürstl. Leichbegängnüß ...... Cassel o. J. (1658). 4. Strieder, Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten-

u. Schriftsteller-Geschichte, Bd. V. S. 468—472. Rommel bei Ersch u. Gruber, Allgem. Encyklopädie Sect. II. Thl. VI. S. 239—241. Rommel, Geschichte von Hessen, Bd. VI. S. 342—345. Arthur Wyß.

Hermann I., Erzbischof von Köln (spätestens Anfang 890 bis 925). Die lange Regierung Hermann's, der in späteren Bischofskatalogen den Beinamen der Fromme führte, ist ein Spiegelbild der zur Zeit des Aussterbens der deutschen Karolinger herrschenden schwankenden Zustände. Bei seiner Erhebung gehört die Erzdiöcese und ihre wenige Jahre vorher von den Normannen zerstörte Hauptstadt zum ostfränkischen Reiche Arnulf's; später übergibt Arnulf Köln seinem Sohne Zwentibold als König von Lothringen, als dessen Erzcaplan Hermann erscheint. Nach dem Sturze Zwentibold's wurde er Unterthan Ludwigs des Kindes, nach dessen Tod Unterthan des westfränkischen Königs Karl, während der rechtsrheinische Theil seiner Diöcese zum deutschen Reiche König Heinrichs gehört, und erst ganz kurz vor Hermanns Tode gelang es Heinrich, durch Unterwerfung Herzog Giselbert's von Lothringen wieder den ganzen Kölner Sprengel mit dem Ostreiche zu vereinigen. Ueber sein Verhältniß zum päpstlichen Stuhle — im Uebrigen ist das Quellenmaterial äußerst dürftig — sind wir durch eine Reihe wichtiger Briefe unterrichtet. Unter den Päpsten Stephan VI., Formosus und Anastasius III. vertrat er mit wechselndem aber schließlich ungünstigem Erfolge die alten Ansprüche Kölns auf die Unterordnung Bremens. In guten Beziehungen stand er zu Johann X., dem er sich aber in der Frage der Besetzung des Lütticher Suffraganbisthums — er hatte Hildnin, dem Gegner des Bischofs Richarius, die Weihe ertheilt — fügen mußte. — Seine Correspondenz ist fast ausnahmslos gedruckt bei Floß, die Papstwahl unter den Ottonen. Eine wichtige Urkunde, bemerkenswerth als die erste im Original erhaltene Urkunde eines Kölner Erzbischofs und durch ihr 90 Namen umfassendes Zeugenverzeichniß, ist vollständig zum ersten Mal mitgetheilt in den Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein, Doppelheft 26 und 27, S. 334.

Vgl. Ennen's Geschichte der Stadt Köln Bd. I. und die einschlagenden Werke zur Reichsgeschichte. Cardauns.

Hermann II., Erzbischof von Köln (1036—56). H., in den Bischofsverzeichnissen der Edelgeborene (nobilis) genannt, der Sohn des Pfalzgrafen Ezzo, durch seine Mutter Mathilde Enkel Kaiser Otto's II., Bruder der Königin Richezza von Polen und des schwäbischen Herzogs Otto, mit den Herzogen Konrad von Kärnthen und Konrad von Baiern nahe verwandt, war unter den Saliern Konrad II. und Heinrich III. der erste Mann im Reich. Noch vor Ende des Jahres 1036 begleitete er Konrad nach Italien. Heinrich, dem er ein treuer, aber nicht willenloser Diener war, unterstützte er kräftig in den lothringischen Wirren und begleitete ihn höchst wahrscheinlich (vgl. Annalen des hist. Verein für den Niederrhein, Doppelheft 26 und 27, S. 350) auf dem Römerzuge, nach welchem der abgesetzte Papst Gregor VI. in Begleitung Hildebrands (Gregors VII.) in Köln seinen Wohnsitz nahm. Hier feierte auch am 29. Juli 1049 Papst Leo IX. mit Heinrich und H. das Fest der Apostelfürsten und bestätigte oder ertheilte der Kölner Kirche eine Reihe wichtiger Privilegien. Im Herbst des gleichen Jahres traf H. nochmals mit Leo auf dem deutschen Concil in Mainz zusammen, 1050 weihte er unter großen Feierlichkeiten die Goslarer Marienkirche in Anwesenheit des Kaisers, ertheilte 1051 dem gleichnamigen Sohne desselben, dem unglücklichen Heinrich IV., die Taufe und drei Jahre darauf zu Aachen die Krönung. Ebenso unbegründet, wie die Rolle, welche ihn Benzo von Alba gegenüber der von Hildebrand geführten römischen Gesandtschaft nach Leo's IX. Tode spielen läßt, ist die Vermuthung, Heinrich habe schon in seinen letzten Jahren ängstlich die Hinneigung Hermanns zu den

Männern der cluniacensischen Reform beobachtet und ihn durch Gunstbezeugungen zu fesseln gesucht. Es fehlt jeder Anhaltspunkt für die Annahme, daß auch nur eine Verstimmung eingetreten sei; in den Empörungen seines Neffen Konrad von Baiern (1052 und 1055) stand er treu zum Kaiser, welchem er am 11. Februar 1056 um wenige Monate im Tode voranging. Würdig Männern, wie St. Heribert und Pilgrim, sich anschließend, ist er auf lange Zeit der letzte Erzbischof von Köln, welchem es vergönnt war, seines Amtes in Frieden mit Papst und Kaiser zu walten. — Der heftige Streit über die Echtheit der Privilegienbulle Leo's IX. von 1052 hat zu Anfang der fünfziger Jahre eine Reihe von Monographien veranlaßt, die u. a. bei Ennen, Gesch. der Stadt Köln I, 282 verzeichnet stehen. Die ruhige, gründliche Untersuchung Braun's, „über die geborenen Cardinäle der Kölnischen und Trierischen Kirche" steht Jahrgang 1851 der Bonner Zeitschrift für Philosophie und katholische Theologie. Cardauns.

Hermann IV., Landgraf von Hessen, Erzbischof von Köln, seit 1473 Administrator des Erzstiftes, zum Erzbischof gewählt am 11. August 1480, consecrirt im Frühjahr 1487, gestorben am 27. Septbr. 1508. Er war ein Sohn des Landgrafen Ludwig II., Grafen von Ziegenhain und Nidda und der Anna von Sachsen. Nachdem er seine Studien in Prag beendet hatte, wurde er zum Propst des Marienstiftes in Aachen sowie des Gereonsstiftes in Köln gewählt und erhielt ein Canonicat am Kölner Domstift. Eine schwierige Aufgabe fiel ihm zu, als im J. 1471 das Domcapitel sich entschloß, auf seine rücksichtslose Niedertretung der Rechte der erzstiftischen Stände sich förmlich von ihrem Landesherrn, dem Erzbischof Ruprecht loszusagen und den Landgrafen H. zum Hauptmann, Beschirmer und Verweser des Erzstiftes zu ernennen. Am 24. März 1473 forderte das Domcapitel die Edelleute, Ritter, Städte und Unterthanen des Erzstiftes auf, fortan dem von ihm gewählten Stiftsverweser Gehorsam zu leisten. Den Papst ersuchte es, den Beschluß der Stände zu genehmigen und den Landgrafen H. als Administrator des Stiftes zu bestätigen. Ehe er zum äußersten schritt, wollte H. den letzten Versuch machen, die schwebenden Streitigkeiten auf friedlichem Wege beizulegen. An den Herzog Karl von Burgund, welcher sich der Sache des Erzbischofs angenommen hatte, schickte er eine eigene Gesandtschaft, die sich mit demselben über die Bedingungen des Ausgleichs einigen sollte. Diese Bemühungen waren vergeblich, und die Aussichten in die Zukunft gestalteten sich immer trüber. Beiderseits wurden nun die Rüstungen mit großem Eifer betrieben. Die Stadt Köln gab durch das Schutz- und Trutzbündniß, welches sie am 5. Juni 1473 mit dem Administrator, dem Domcapitel und den übrigen Ständen schloß, klar die Richtung zu erkennen, nach welcher ihre Sympathie neigte. Schon hatte Karl von Burgund sich als den Vogt des Erzstiftes und den Beschützer des Erzbischofs Ruprecht ausrufen lassen, als Kaiser Friedrich III. seine persönliche Vermittlung zur Erreichung einer friedlichen Ausgleichung anbot. Domcapitel und Stände entschlossen sich, dem Kaiser die Erklärung abzugeben, daß sie den Schiedsspruch in dem schwebenden Streite mit vollem Vertrauen in seine Hände legten. Die Bemühungen des Kaisers wurden aufs kräftigste unterstützt durch den päpstlichen Legaten, Hieronymus Bischof von Fossombrone. Es wurde vorgeschlagen, der Erzbischof solle das Kapitel in ungestörtem Besitz der ihm zustehenden Zollantheile lassen und den vom Domcapitel in Besitz genommenen erzbischöflichen Hof in der Trankgasse zu Köln wiedererhalten; der Landgraf H. solle den Titel eines Gubernators des Erzstiftes ablegen; das Absetzungsdecret solle förmlich widerrufen und alle gegenseitigen Feindseligkeiten sollten eingestellt werden. Der Landgraf H., das Domcapitel und die Städte erklärten sich bereit, auf diese Bedingungen einen festen Frieden einzugehen. Die Gegner aber, die im Ver-

trauen auf die Hülfe des Burgunders eine vollständige Unterwerfung des Capitels und der Stände zu erreichen hofften, brachen plötzlich die Unterhandlungen ab und machten Anstalten, die Entscheidung der ganzen Streitfrage auf die Spitze des Schwertes zu stellen. Der Landgraf H. war dessen nicht unzufrieden: seine Hoffnung, bald als wirklicher Erzbischof an die Spitze des Kurstaates zu treten, stand in naher Erfüllung, im Falle Ruprecht zu den Waffen griff und der Kaiser seiner Verpflichtung als Schützer des gekränkten Rechtes nachkam. Alles drängte zur blutigen Entscheidung. Von beiden Seiten wurden die Rüstungen mit dem höchsten Eifer betrieben, die Burgen und Festungen in Vertheidigungszustand gesetzt, die alten Bündnisse bekräftigt, neue Schutzverträge geschlossen, die Zahl der Soldtruppen bedeutend vermehrt. Das Capitel erhielt die kräftigste Stütze an dem Bruder des Administrators, dem regierenden Landgrafen Heinrich von Hessen, der von Seiten des Kaisers zum „Beschirmer und Hauptmanne des Kölner Erzstiftes" bestellt wurde. Karl von Burgund setzte sich ungesäumt mit einem starken Heere nach dem Rheine in Bewegung. Der Stiftsverweser H. wollte sich von demselben nicht überraschen lassen. Ehe Karl im Stande war, sich im Erzstift festzusetzen, begann H. die Feindseligkeiten gegen die Anhänger Ruprecht's und versuchte, in raschen Schlägen sich der von den Feinden noch besetzten Festen und Schlösser zu bemächtigen. Fast allerwärts, wohin er seine Waffen richtete, behielt er die Oberhand und in den meisten Plätzen, die bis dahin noch im Besitze des Erzbischofs gewesen waren, pflanzte er die Fahne des Capitels auf. Ruprecht lebte der Zuversicht, daß die burgundischen Waffen das Vertrauen seiner entmuthigten Schaaren recht bald durch glänzende Siege wieder aufrichten würden. Von Falkenburg aus richtete Karl an die Städte Neuß und Köln die Aufforderung, dem Domcapitel und dem Landgrafen H. jede Unterstützung gegen den Erzbischof zu versagen, er selbst rückte jetzt mit einem starken Heere heran, um Ruprechts Feinde zu strafen und zu züchtigen. Man hatte Grund, vom Herzog Karl zu erwarten, daß er die Verwicklungen im Kölner Kurstaat benutzen werde, um bleibend am Rheine festen Fuß zu fassen und vom Kölnischen Gebiete aus dauernd seine Angriffe gegen Deutschland sowohl wie gegen Frankreich zu richten. Der Kaiser wußte zwar den Kern der schwebenden Frage richtig zu würdigen; er konnte sich aber nicht zu den Mitteln entschließen, die zu einer für Deutschland heilsamen Entscheidung erforderlich waren. Statt mit starker Waffenmacht gegen Karl und dessen Genossen ins Feld zu rücken, wollte er lieber mit Mandaten und Decreten den Kampf versuchen. — Es war im Juli, als die erste Schaar burgundischer Truppen in einer Anzahl von etwa 3000 den erzstiftischen Boden betrat. Der erste Stoß galt nicht, wie man allgemein befürchtet hatte, der Reichsstadt Köln, sondern der im Niederstift gelegenen Festung Neuß. Neuß hatte ebenso wie Köln, Karls Zumuthung, den burgundischen Truppen freiwillig die Thore zu öffnen, mit Entschiedenheit von der Hand gewiesen. Im raschen Ansturme wollte Karl die kleine Stadt für ihren kühnen Widerstand züchtigen und dann mit seiner ganzen Heeresmacht gegen Köln vorrücken. Am 19. Juli lagerten sich die ersten Kolonnen auf dem Sandberge bei dem Dorfe Holzen. Täglich trafen neue Verstärkungen ein. Karl begann erst mit Ernst und Nachdruck die Belagerungsarbeiten, als er sein Heer bis auf 12000 Mann gebracht hatte. Der Administrator H., der die Vertheidigung persönlich leitete, war entschlossen, den letzten Mann und letzten Blutstropfen an die Vertheidigung der Stadt zu setzen. Die Noth stieg in dem belagerten Neuß bis zum Aeußersten; aber die tapfere Bürgerschaft war entschlossen, unter Führung des heroischen Administrators auszuharren, bis der Tag der Rettung komme. Der Burgunder war der Uebermacht des Kaisers nicht gewachsen. Vor den Thoren von Neuß bereitete sich

dieser, den entscheidenden vernichtenden Schlag gegen den Reichsfeind zu führen. Diesen Zeitpunkt hielt der päpstliche Legat für geeignet, beide Parteien zum Versuch eines friedlichen Ausgleichs aufzufordern. Der Kaiser sowol wie der Herzog schenkte der Friedensmahnung geneigtes Gehör, und am 13. Juni 1474 war durch den päpstlichen Legaten dem Administrator verkündet, daß zwischen dem Kaiser und dem Herzog von Burgund eine friedliche Einigung geschlossen und die Einstellung der Feindseligkeiten verabredet sei. In diesem Vertrage wurde bestimmt, daß die Entscheidung zwischen dem Erzbischof Ruprecht und den Ständen dem Kaiser und dem Papste vorbehalten bleibe,und die Stadt Neuß bis zu diesem Schiedsspruche unter den besonderen Schutz des Papstes und des Kaisers gestellt werden solle. Durch eine kaiserliche Verordnung vom 8. Sept. 1475 wurde H. „in Ansehung der treuen, redlichen und emsigen Dienste, womit er dem Herzog von Burgund Widerstand geleistet und die Stadt Neuß vertheidigt habe", auf Anstehen des Domcapitels und der Stände zum Regierer des Kölner Erzstiftes bestellt, und es wurde ihm für die laufende Verwaltung ein kleiner und für wichtigere Angelegenheiten ein großer Rath zur Seite gegeben. Ruprecht erkannte recht wohl, daß der in Aussicht stehende definitive Schiedsspruch für ihn nicht günstig ausfallen werde; darum wollte er denselben nicht abwarten, sondern sein Glück neuerdings mit den Waffen versuchen. H. griff nun auch wieder zum Schwerte, und bald erneute sich der wilde Kampf durch das ganze Erzstift. Erst als Ruprecht um Pfingsten 1478 vom Landgrafen Heinrich gefangen genommen und nach dem Schlosse Blankenstein abgeführt worden, konnte man auf baldigen Frieden hoffen. Am 6. Juli kam nun in Köln zwischen H. und dem Domcapitel einerseits und dem durch zwei Bevollmächtigte vertretenen Erzbischof andererseits ein Vertrag zu Stande, wonach letzterer gegen eine Leibrente auf das Erzbisthum und den Titel eines Erzbischofs zu Gunsten des Verwesers H. verzichtete. In Rom konnte man sich nicht entschließen, dieses Abkommen zu bestätigen. Fast zwei Jahre lang hing diese Angelegenheit unentschieden an der römischen Kurie. Endlich wurde man jeder Verlegenheit enthoben, als Ruprecht am 16. Juli 1480 im Gefängnisse starb. Am 11. August fand in Köln die Neuwahl eines Erzbischofs statt. Die ganze Wahlhandlung war lediglich eine Förmlichkeit, und, wie nicht anders zu erwarten stand, wurde der seitherige Gubernator vom Capitel zum Erzbischof erkoren. Die päpstliche Bestätigung und die Ertheilung des Palliums erfolgte unter dem 15. November. Am 6. Februar 1481 wurde letztere dem neuen Erzbischof im Dome unter großer Feierlichkeit überreicht. Im folgenden Jahre, als sich zwischen Rath und Zünften verderbendrohende Streitigkeiten erhoben hatten, bot der neue Erzbischof seine guten Dienste zur Beilegung der bedenklichen Wirren an. Mit seinen Räthen erschien er „persönlich unten in der kleinen Kammer" des Rathhauses und erbot sich den Bevollmächtigten des Rathes und der Schickung gegenüber „zum Frieden zu sprechen und zu rathen, um deswillen er zu keiner Zeit Mühe und Arbeit sich wolle verdrießen lassen." Doch seine Bemühungen waren vergeblich; es mußte erst Blut fließen, ehe die Ruhe wiederkehrte. Der Stadt Köln gegenüber schien H. fest entschlossen zu sein, den fruchtlosen Kampf, in welchem die meisten seiner Vorgänger einen guten Theil ihrer Kräfte ohne Erfolg erschöpft hatten, nicht wieder aufzunehmen, die bestehende städtische Verfassung erkannte er an und die geschlossenen Verträge wollte er in ihrem vollen Umfange heilig halten. Dabei verlangte er aber von Seiten des Rathes gewissenhafte Achtung der Privilegien und Freiheiten des Clerus und genaue Beobachtung der auf Herkommen, Sühnen und Verträgen beruhenden erzbischöflichen Rechte. Bei dem beiderseitigen Bestreben, keinen Anlaß zu einer ernstlichen Friedensstörung zu geben, konnte es gelingen,

das Verhältniß zwischen der Stadt und dem Erzbischof eine Reihe von Jahren auf so freundschaftlichem Fuße zu erhalten, wie solches bei der Unklarheit der beiderseitigen Rechte möglich war. Einen besonderen Beweis seiner freundschaftlichen Gesinnung gegen die Stadt Köln gab er, als er im Januar 1486 auf den kaiserlichen Tag nach Frankfurt zog. Dem von ihm bestellten Statthalter befahl er, die Stadt Köln gegen alle etwaige Angriffe auf alle Weise zu schützen. — Bereits fünf Jahre saß H. auf dem erzbischöflichen Stuhle, und noch immer hatte er die kaiserliche Belehnung nicht erhalten. Er hatte die Reise an den Kaiserhof so lange aufgeschoben, weil es ihm an den Mitteln fehlte, die zu einer glanzvollen Auffahrt bei Gelegenheit der Belehnung erforderlich waren. Es war ihm lieb, daß Kaiser Friedrich im December 1485 auf einer Reise nach Aachen sich in der Stadt Köln einige Tage aufhielt. Bei dieser Gelegenheit erhielt H. auf dem Altenmarkt die Belehnung mit den Regalien. Im folgenden Jahre setzte er dem Könige Maximilian in Aachen die Krone auf. Nach seiner Belehnung wartete der Erzbischof noch volle zwei Jahre, ehe er seinen feierlichen Einritt in die Stadt Köln hielt. Es geschah dies am Fastnachtsonntag 1488. Auf dem Domhofe nahm er in üblicher Weise die Huldigung von Seiten des Rathes entgegen. Das friedliche Verhältniß zwischen der Stadt Köln und dem Erzbischof war nicht von langer Dauer. Eine Reihe gegenseitiger Klagen und Beschwerden führte zu Processen, Sühneversuchen und schiedsrichterlichen Sprüchen, welche viele Jahre hindurch die Thätigkeit der städtischen Verwaltung aufs Höchste anspannten und jeden Augenblick zu blutigen Verwicklungen zu führen drohten. Als der Versuch eines Ausgleichs auf dem Reichstag zu Freiburg 1498 gescheitert war, wandte sich H. mit seinen Beschwerden an den apostolischen Stuhl. Von einem römischen Spruch konnte die Stadt nur die bedenklichste Bedrohung ihrer verbrieften Freiheiten und guten Gewohnheiten erwarten. Darum lag ihr alles daran, den König, wenn auch mit schweren Opfern, für ihr Interesse zu gewinnen und durch einen königlichen Spruch das Gewicht der in Aussicht stehenden römischen Mandate und Urtheile abzuschwächen. Guten Theils war es dem Einfluß Maximilians zuzuschreiben, daß H. endlich einlenkte und seine Zustimmung zu einem schiedsrichterlichen Ausgleich durch den Spruch des Propstes Jakob von Croy ertheilte. Am 23. April 1507 kam der Erzbischof nach Köln und ertheilte seine Zustimmung zu der von Croy vermittelten Sühne. — Neben seinen weltlichen Regierungsgeschäften erfüllte H. auch die Obliegenheiten seines erzbischöflichen Amtes mit Eifer und Gewissenhaftigkeit. Sein Hauptaugenmerk richtete er auf das Leben der Ordensgeistlichen: alle Mühe gab er sich, die Klöster zu strengerer Disciplin zurückzuführen. In Kempen gründete er ein neues Frauenkloster. In Brühl, wo viele der aus Köln vertriebenen Juden 1428 Schutz gefunden hatten, ließ er die Synagoge niederreißen und an ihrer Stelle eine Kirche nebst Kloster erbauen. Von Papst Innocenz VIII. erhielt er die Erlaubniß, Franciscaner der strengen Observanz in dieses Kloster zu berufen. In diese seine Lieblingsstiftung zog er sich häufig zu frommen Uebungen zurück. Die Kirche konsekrirte er 1493. Im J. 1483 erhob er die Gebeine des Albertus Magnus und gestattete den Dominicanern, denselben eine würdige Ruhestätte in ihrer Kirche zu bereiten. Die Pfarrkirche der Stadt Kempen ließ er auf seine Kosten in würdiger Weise ausschmücken. Um den Dom, an welchem nur noch mit ganz schwachen Kräften gearbeitet wurde, machte er sich durch Betheiligung an der Stiftung eines der prachtvollen gemalten Fenster im nördlichen Seitenschiff verdient. Am 7. März 1498 wurde er zum Administrator von Paderborn gewählt. Er starb am 27. September 1508 und wurde im Kölner Dome beerdigt.

Wilmius, Colon. archiep. libri tres, 1629, Handschrift. — Crombach, Ann. metrop. eccl. Colon. tom. IV, Handschrift. — Moerkens, Conatus chronologicus. — Ennen, Geschichte der Stadt Köln, Bd. 3. — Handschriftliches im Kölner Stadtarchiv. Ennen.

Hermann V. von Wied, Erzbischof von Köln, geb. am 14. Januar 1477. Er war der drittgeborene Sohn des Grafen Friedrich von Wied und der Agnes von Virneburg. Ein Kanonikat am Kölner Domstift erhielt er bereits als sechsjähriger Knabe, 1483. Im J. 1493 wurde er in der juristischen Facultät immatriculirt. Nach dem Tode des Erzbischofs Philipp 1505 wurde er einstimmig zu dessen Nachfolger gewählt. Die Regalien erhielt er am 26. April desselben Jahres, die päpstliche Bestätigung am 26. Juni und gegen eine Gebühr von 36000 Gulden das Pallium, drei Jahre später erhielt er die bischöfliche Consecration. Bei Gelegenheit seiner Inthronisation wollte er auch seinen feierlichen Eintritt in die Stadt Köln halten, der Rath erklärte aber, nicht eher könne der Eintritt gestattet und die Huldigung geleistet werden, als bis eine Einigung über die gegenseitigen Rechte erzielt und die Abstellung aller von Seiten der Stadt erhobenen Beschwerden erfolgt sei. Erst im J. 1522 gelang es ein Abkommen zu treffen, wonach der Eintritt am 15. Juli nach herkömmlichem Gebrauch stattfinden sollte. Im deutschen Kirchen- und Staatswesen lag es, daß die Bischöfe sich zunächst als weltliche Reichsfürsten, und erst in zweiter Reihe als Diözesanobere fühlten. Auch H. wollte in erster Reihe Fürst, und erst in zweiter Reihe Erzbischof sein. Vor allem glaubte er seine Thätigkeit den Obliegenheiten seiner landesherrlichen Stellung zuwenden zu sollen. Mit besonderem Eifer ließ er sich die Aufzeichnung, Regelung und Neuerung einer Menge von Verordnungen, die auf Verwaltung und Rechtspflege Bezug hatten, angelegen sein. Namentlich waren es die auf den Besitzstand in Westfalen, das Münzwesen, die Polizei und die Rechtspflege bezüglichen Ordnungen, welche Zeugniß von seiner landesväterlichen Fürsorge gaben. Und nicht blos geschrieben, sondern auch gehandelt wurde von H. für das Wohl seines Landes. Sein Biograph Meshov, ein erbitterter Gegner seiner kirchlichen Richtung, rühmt die Milde und Güte seines politischen Regimentes. H. war an die Spitze der Kölner Diözese getreten in einer Zeit, in welcher es sich auf dem Gebiete des wissenschaftlichen und kirchlichen Lebens gewaltig regte, ein anderer lebensfrischer Geist die geistige Erstarrung zu lösen und eine vollständige Erneuerung des ersterbenden kirchlichen Wesens zu bewirken versprach. H. vertrat in den ersten zwanzig Jahren seiner erzbischöflichen Wirksamkeit mit aller Entschiedenheit die Grundsätze der alten Richtung, und es bedurfte eines eigenthümlichen Umstandes, um ihn von dieser Partei abzuwenden und zum engen Anschluß an die Neuerer zu bestimmen. Auf dem Reichstage zu Worms 1521, dem er persönlich beiwohnte, stand er auf der Seite derjenigen, welche darauf drängten, den Reformator Luther in die Reichsacht zu thun. Mit Karl V., für dessen Wahl er mit allen Kräften gewirkt, den er 1519 mit gewählt und 1520 in Aachen gekrönt hatte, theilte er ganz die tiefste Abneigung gegen jede Neuerung auf kirchlichem Gebiete. Gerne gab er seine Zustimmung dazu, daß während der Anwesenheit des Kaisers in Köln die Schriften Luther's öffentlich verbrannt werden sollten. Diese Execution besiegelte vor aller Welt die feindselige Stellung, welche wie der Kaiser so auch der Erzbischof H., die Universität, die Geistlichkeit und der Rath der Stadt Köln gegen die kirchliche Bewegung genommen hatten und bekundete offen, daß von dieser Seite jede Theilnahme an dem von einem großen Theile der hervorleuchtendsten Männer begonnenen Kampfe gegen die zahlreichen Mißbräuche und Mißstände auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens abgelehnt wurde. Den Kölner Rath erinnerte H. 1523 an

die Gebote des Kaisers und des Papstes wieder „diejenigen, so der verdammten Lehre Martin Luther's folgten." Bei der für den Bestand des katholischen Kirchenthums in der Stadt Köln nicht unbedenklichen Bewegung im Kölner Augustinerkloster 1523 bis 1527 stand H. auf Seiten der Anhänger der alten Richtung. Das Vorgehen des Kölner Rathes gegen Gerhard Westerburg billigte er in vollem Maße. Im J. 1524 befahl er dem Kölner Rathe, dem Häretiker Dr. Gerhard zum Gryn das Geleit aufzusagen und denselben an das Recht zu stellen. In dem 1528 von den Ketzerrichtern gegen Adolf Clarenbach und Peter von Fliesteden erhobenen Processe lehnte er es ab, Schritte zu thun, diese Ketzer vor dem Feuertode zu bewahren. In den Wiedertäuferwirren ermahnte er den Kölner Rath zu entschiedener Strenge in dem Vorgehen gegen diese den Bestand aller socialen Verhältnisse bedrohenden Ketzer. Unter dem 4. März 1534 ersuchte er ihn, daß er, „in Anbetracht der unerhörten, erschrecklichen und unchristlichen Handlung, so sich um und um zutrage, fleißigst Aufsehen haben wolle, damit alle Ursachen, wodurch der gemeine Mann zu Muthwillen oder Aufruhr gereizt oder zu einer Rottirung, Versammlung oder Secte bewegt werden möchte, zeitig und, ehe das Feuer überhand nehme, abgeschnitten und getilgt werden." Im October begab er sich nach Essen, um mit Johann Friedrich von Sachsen und dem Bischof Franz von Münster sich über die letzterem zu leistende Unterstützung gegen die in Münster wüthenden Wiedertäufer zu berathen. Er wußte aber mit seiner strengen Rechtgläubigkeit Milde zu paaren. Er gehörte nicht zu den Fürsten, welche in blinder Verfolgung des Lutherthums eine ihrer wichtigsten Aufgaben erkannten. Melanchthon konnte ihm 1539 schreiben: „Wir wissen, daß Du bisher vor Grausamkeiten zurückgeschreckt und dem Bunde gegen uns fremd geblieben bist". Seine innige, treue Anhänglichkeit an das hergebrachte katholische Kirchenwesen war für H. kein Hinderniß, ihn die zahlreichen Schäden und das vielfache Aergerniß im kirchlichen Leben klar erkennen zu lassen. Wie Papst Hadrian VI. war er aufs tiefste durchdrungen von der unabweisbaren Nothwendigkeit einer durchgreifenden kirchlichen Reform, welche in allen Stufen der hierarchischen Ordnung die so sehr gesunkene Disciplin wiederherstellen sollte, ohne den Glauben zu erschüttern und die im Wesen der Kirche begründete Organisation zu vernichten. Durch seinen kirchlichen Sinn und seine katholische Ueberzeugung ließ er sich nicht hindern, der römischen Curie, da wo dieselbe Recht und Billigkeit, sowol wie das Interesse nicht weniger der Gesammtkirche, als der kölnischen Erzdiöcese mit Füßen trat, den entschiedensten Widerstand entgegen zu setzen. Seiner Stellung als deutscher Bischof glaubte er es schuldig zu sein, in kirchenrechtlichen Fragen, welche das Verhältniß der deutschen Bischöfe und deutschen Kirche zum Papste berührten, sich auf den Standpunkt zu stellen, auf welchem die bekannten gravamina nationis Germanicae des 15. Jahrhunderts erwachsen waren. Die wohlbegründeten Rechte und Ansprüche des Papstes wollte er nicht anfechten, wol aber war er entschlossen, nicht zu dulden, daß die seiner Leitung anvertraute Kirche der römischen Curie als eine ergiebige Domäne zur Verfügung gestellt werde; als deutscher Fürst und Bischof wollte er die frommen Stiftungen seiner Diöcese nicht der Habsucht italienischer Curialen, feiler Diener der römischen Curie preisgeben, die vielfach zum Nachtheil hochverdienter Diöcesanen mit den besten Pfründen providirt würden. In seinem Widerstande gegen das seit Jahrhunderten geübte römische Ausbeutungssystem theilte er völlig die Gesinnung derjenigen Reformfreunde, die bei ihren reformatorischen Bestrebungen ganz besonders das nationale Interesse betonten. Aufs bestimmteste weigerte sich H. den geistlichen Legaten und Auditor Peter Vorstius, der durch Verfügung des Papstes mit der Bonner Propstei providirt wurde, in dieser Würde anzuerkennen.

H., dem die Förderung der geistigen und religiösen Interessen seiner Diöcesanen warm am Herzen lag, bemühte sich, Männer von hoher geistiger Befähigung, gutem Willen und mildem Wesen in seinen Rath zu ziehen. Vor allem waren dies Tilman vom Graben, der Kanzler Leonhard von Hagen, der Rechtsgelehrte Arnold Haltener, Dr. Johann Gropper und der Official Leonhard Georgii. — Er erkannte, „daß der Religion und christliche Reformation halber auf Reichstage oder auf des Papstes concilia zu warten gar ein vergeblich Ding sei." Daher entschloß er sich auf eigene Hand diejenige Reform, die er im Interesse seiner Diöcese für nothwendig hielt, anzuordnen und durchzuführen. Das Institut der Provinzialsynode schien ihm ganz besonders geeignet, seine Reformgedanken zu verwirklichen. Für die nothwendigen Vorbereitungen einer solchen Synode bediente er sich des Mannes, der vorzugsweise befähigt war, diese schwierige Aufgabe zu lösen. Es war dies Johann Gropper. Obwol derselbe von Fach nicht Theologe, sondern Jurist war, so glaubte doch H. die Ausarbeitung eines Entwurfes zu den Beschlüssen einer im J. 1536 abzuhaltenden Provinzialsynode seinen fähigen Händen anvertrauen zu können. In dem von Gropper verfaßten Entwurf wurden Bestimmungen getroffen, welche wohl geeignet waren, die katholische Religion in ihrer Reinheit herzustellen, die Kirchenzucht zu erneuern und den Einfluß derselben auf die Sitten und die Pflichterfüllung eines Bischofs, Priesters und wahren Christen in allen Verhältnissen zu sichern. Es galt den Kern des katholischen Glaubens und der kirchlichen Disciplin so zu formuliren, daß schwankende Gemüther zu festem Anschluß an die Kirche zurück geführt würden; es galt mit geschickter Hand alles Mißbräuchliche und alle unwesentlichen Zuthaten aus dem kirchlichen Leben und Wesen auszuscheiden, so daß die vielen gerechten Klagen über Aberglauben, Mißbräuche und leeres Formenwesen verstummen mußten. Sämmtlichen Bischöfen des Metropolitansprengels wurde ein Exemplar der constitutiones übersandt, „damit sie desto gefaßter zum synodo erscheinen möchten". Gleichzeitig wurden sie eingeladen, sich am 6. März in Köln zur Provinzialsynode einzufinden. Auch sämmtliche Theologen und andere zur Theilnahme an dieser Versammlung Berechtigte erhielten ein Exemplar des genannten Entwurfes. Die Synode wurde an dem festgesetzten Tage unter dem Vorsitze Hermanns in der hohen Domkirche eröffnet. Gleich beim Beginn der Sitzungen gab der Erzbischof die feierliche Erklärung ab, daß nichts beschlossen werden solle, was den Rechten des Papstes in irgend einer Weise zu nahe trete; es liege ihm ferne, kirchliche Neuerungen einzuführen und solche kirchliche Einrichtungen zu beseitigen, welche in der katholischen Ueberlieferung begründet seien; aber auch liege es nicht in der Absicht des Concils, an den im alten Herkommen begründeten Eigenthümlichkeiten der einzelnen Diözesen bezüglich des Ritus und der kirchlichen Gebräuche zu rütteln. Der Entwurf zu den Beschlüssen wurde von sämmtlichen Synodalen genehmigt. H. hatte nichts dagegen, daß der am 11. Mai 1537 zu Köln gehaltene Kreistag bezüglich des „gemeinen Conciliums, so zu Mantua gehalten werden solle", beschloß, „daß ein Jeder zu der Versammlung des Conciliums schicken und seine Beschwerung vorzutragen sich gefaßt machen möchte". Dabei lag es ihm aber ferne, sich durch die schönen Hoffnungen, die Mancher an die italienische Synode knüpfen mochte, in der Fortführung des von ihm selbst begonnenen Reformwerkes aufhalten zu lassen. Im October 1536 wurde ein Formular, wonach die Beschlüsse der Synode zur Ausführung gebracht und die Reformation in der ganzen Erzdiöcese vorgenommen werden sollte, veröffentlicht. Die canones des Concils selbst wurden erst im J. 1538 in Verbindung mit dem die einzelnen Artikeln erläuternden und erklärenden Religionshandbuch (enchiridion) publicirt. Das Enchiridion war wieder eine Arbeit Gropper's. Dieses Handbuch betonte die Nothwendig-

keit einer Reform des Clerus in ganz besonderer Weise: „Kaum ein Schatten von dem Wesen der alten Kirche, heißt es daselbst, blieb in unsern Cathedralkirchen zurück; Niemand thut mehr seine Pflicht in alter Weise; die Namen haben wir beibehalten, das Amt verwaltet Niemand. Kein Wunder, daß die Ketzer, wenn sie sehen, daß kaum einer von den zum geistlichen Dienst bestimmten seines Amtes waltet, Amt und Person zugleich verspotten.“ H., dem Alles daran lag, seine reformatorischen Pläne zu verwirklichen, ohne offen mit der katholischen Kirche zu brechen, begrüßte freudig die Friedenspolitik des Kaisers, welcher auf den Tagen zu Hagenau 1540, Worms 1540—41 und Regensburg 1541 Geltung verschafft werden sollte. Auf dem Tage von Hagenau fand er sich selbst mit seinem Rathe Gropper ein. Letztgenannter machte hier die Bekanntschaft des früheren Dominicaners Martin Bucer. Der Reichstagsabschied von Regensburg, 1541, bestimmte, „die Religionssache sollte bis zu einem Nationalconcile, und, wenn auch dieses nicht in den nächsten achtzehn Monaten zu Stande kommen würde, bis zu einem neuen Reichstage ausgesetzt werden. Inzwischen sollten die geistlichen Prälaten darauf Bedacht nehmen, in ihren Bezirken Ordnung und Reformation vorzunehmen, die zur guten, nützlichen und heilsamen Administration und Regierung der Kirche dienlich und nützlich sei, welche Ordnung und Reformation auch zu endlicher christlicher Ausgleichung der streitigen religiösen und kirchlichen Fragen vorbereiten werde.“ Mit Berufung auf diesen Reichstagsschluß griff H. die 1538 ins Stocken gerathene Reformation der kirchlichen Verhältnisse seines Erzbisthums mit erneutem Eifer auf. Es lag ihm daran, sich in dieser Frage mit den Landständen zu verständigen. Darum berief er dieselben im September zu einer Besprechung über die vom Kaiser verlangte Reform nach Bonn. Das Ergebniß dieser Zusammenkunft blieb weit hinter seinen Erwartungen zurück. — H. hatte sich seit dem J. 1538 denjenigen, die nur in einer radicalen Reform die religiösen Interessen der christlichen Welt sicher gestellt sahen, immer mehr genähert. Freundliche Aufnahme und mannichfache Begünstigung hatte im Anfang der dreißiger Jahre der streitlustige Kölner Gelehrte Agrippa von Nettesheim bei ihm gefunden. Nicht unbedeutenden Einfluß auf seine religiösen kirchlichen Anschauungen gewannen der Mathematiker Nicolaus Bruckner, der Rath Peter Medmann, der Dietrich von Manderscheid-Schleiden, der Secretär Dietrich von Büchel, der Passauer Domdechant Ruprecht von Mosheim, später der Züricher Reformator Bullinger, Johann Bockstein und Martin Bucer. Niemand schien dem Fürsten für die Durchführung der nöthigen Reformen besser geeignet als Martin Bucer. Schon Ende des J. 1541 hatte H. diesen Theologen zu sich auf sein Jagdschloß Buschhofen kommen lassen, um sich mit demselben über die Richtung, in welcher die Kölner Reformation sich bewegen sollte, zu besprechen. Hermann's Wunsch war es, daß Bucer sich zuerst mit Gropper und dem Weihbischof Johannes Nopelius verständige. Gropper der die Hoffnung auf einen schließlichen Ausgleich der verschiedenen Anschauungen und Ansichten noch nicht aufgegeben hatte, bot gerne die Hand, um auf Grund der in Regensburg verglichenen Artikel das so sehnlichst erwünschte Ziel zu erreichen. Er war schon in Hagenau zu Bucer in freundschaftliche Beziehungen getreten. Nopelius, der den Erzbischof schriftlich ersucht hatte, den Bucer aus der Diöcese ferne zu halten, konnte sich nur mit innerem Widerstreben entschließen, sich zu Unterredungen mit dem abtrünnigen Mönche herzugeben. Sich mit demselben auf einen Compromiß einzulassen, lag ihm ferne, er hatte nur die schwache Hoffnung, den Abgefallenen wieder zur kirchlichen Einheit zurückzuführen. Als er die Fruchtlosigkeit jeden derartigen Versuchs erkannte, weigerte er sich die Unterhandlungen mit demselben weiter fortzusetzen. Wegen dieser Weigerung wurde er seiner Stelle als Generalvicar

und Weihbischof entsetzt und seines Gehaltes beraubt. Gropper setzte die theologischen Unterhandlungen mit Bucer noch eine Zeit lang fort. Bald erkannte er, daß sein Gegner nur in Nebendingen, keineswegs aber in den Grundprincipien zum Nachgeben bereit war. Er ließ die Hoffnung auf eine endliche Verständigung fahren, schloß sich immer enger an die curialistischen Theologen der Kölner Universität an und wandte sich immer mehr von den Vertretern freisinniger Grundsätze ab. Als nun auch das Domcapitel und der Rath der Stadt Köln sich gegen Bucer erklärten, sah H. sich genöthigt, diesen theologischen Rathgeber einstweilen zu entlassen. Nach Bucer's Abreise glaubte H., der bei den Ständen, Gelehrten und Geistlichen des Erzbisthums ein gleiches Streben nach Beseitigung aller kirchlichen Mißbräuche voraussetzte, wie solches bei ihm treibend war, auch ohne die Beihülfe auswärtiger Kräfte seine reformatorischen Absichten verwirklichen zu können. Am sichersten erwartete er kräftige Unterstützung bei den Landständen zu finden. Auf den 10. März 1542 berief er dieselben nach Bonn, um sich unter Hinweis auf den Beschluß des Regensburger Reichstages ihrer Zustimmung zu seinen Reformbestrebungen zu vergewissern. Der Landtagsabschied vom 11. März sprach sich dahin aus, daß bezüglich der „Reformation der Religion Seine Kurfürstlichen Gnaden den Gelehrten den Auftrag geben wollten, einen bezüglichen Reformations-Entwurf aufzusetzen; wenn dieser Entwurf fertig sei, möge er den Ständen vorgelegt werden, und diese würden durch die That beweisen, daß sie zu thun geneigt seien, was der christliche Name erfordere und jeder Christ zu thun schuldig sei". Sofort entschloß sich H., Hand ans Werk zu legen. Doch die Vorschläge, die er am 1. September den Gelehrten zu Köln unterbreiten ließ, fanden bei diesen zähen Widerstand. Gropper, der im October 1542 vom Erzbischof an den Hof der Statthalterin der Niederlande geschickt worden war, vernahm auf dieser Reise, daß H. beabsichtige, in Kurzem den Bucer in das Erzstift zurückzurufen. Er bot nun seinen ganzen Einfluß auf um den Erzbischof von diesem Vorhaben abzubringen. In seinen desfalsigen Bemühungen ließ er auch da nicht nach, als Bucer im December wirklich in Bonn anlangte und sich bereitete, das Amt eines Hofpredigers zu übernehmen. Das Domcapitel unterstützte Gropper's Bemühungen. Für kurze Zeit wurde der Erzbischof schwankend, und er gab die Zusicherung, „den Bucer bis auf weitern Bescheid mit Predigen und Lehren aussetzen zu lassen", wenn das Domcapitel ihm für Weihnachten einen andern Prediger schicken wolle. Der verlangte Prediger kam, konnte den Erzbischof aber nicht befriedigen. Dieser widerrief das dem Capitel gegebene Wort und erklärte, daß er gesonnen sei, „den Bucer mit seiner Predigt fortfahren zu lassen"; dabei ertheilte er ihm aber „den gemessenen Befehl, nur zu predigen und nicht zu reformiren, auch sich der Einführung jeder Neuerung und des Scheltens über Mißbräuche gänzlich zu enthalten und nichts von allem anzurühren, worüber der jetzige Zwiespalt schwebe." Am 17. December begann Bucer zu predigen. Der Dechant des Münsterstiftes hatte ihm, einem erzbischöflichen Befehl entsprechend, hierzu die Münsterkirche selbst eingeräumt. Kaum hatte Bucer zum ersten Mal die Kanzel betreten, so brach der Sturm gegen ihn los, und „es erhoben, namentlich von Köln, wegen seiner unchristlichen Lehren seine Widerwärtigen die mannichfachsten ungültigen und falschen Anklagen gegen ihn". Die Bewegung auf dem kirchlichen Gebiete spitzte sich in Köln zu einer reinen Personenfrage zu, es handelte sich darum, ob dem Martin Bucer der Aufenthalt und eine ungehinderte Wirksamkeit in Bonn gestattet werden dürfe, oder ob dieser abtrünnige Dominicaner aus der Erzdiöcese verwiesen werden müsse. Das Domcapitel, der niedere Clerus, die Universität und der städtische Rath glaubten im Interesse des hergebrachten Glaubens und kirchlichen Wesens Alles aufbieten zu müssen, um H. zur Ent-

lassung Bucer's zu bestimmen. Bucer kümmerte sich wenig um seine Gegner. Seit er erkannt hatte, daß eine Ausgleichung der einander gegenüberstehenden Anschauungen nicht zu erzielen war, sprach er mit dem höchsten Feuer dem ganzen kirchlichen System der Reformation von der Kanzel das Wort; die meisten Einrichtungen der katholischen Kirche griff er mit der größten Rücksichtslosigkeit an. Dem Erzbischof wurde bald klar, daß dieser Reformator nicht der Mann war, Volk und Geistlichkeit von der Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform zu überzeugen und für die von ihm vertretene kirchliche Richtung zu gewinnen. Darum sah er sich nach einem Reformator um der einen milderen und versöhnlicheren Weg einzuschlagen geneigt wäre. Den Bucer berief er von Bonn ab und zog ihn zu sich an seinen Hof nach Brühl. Die Stellung, welche Capitel, Universität und Geistlichkeit dem Reformator Bucer und den Bestrebungen Hermanns gegenüber eingenommen hatten, mußte dem Erzbischof die Ueberzeugung geben, daß er sich zur Durchführung seines Reformationswerkes nach einer andern Unterstützung umsehen müsse. Diese glaubte er bei den weltlichen Ständen des Erzstiftes zu finden. Diese bewiesen sich entgegenkommend und nahmen das Erbieten Hermanns an; sie erklärten, daß sie es dem Erzbischof anheim stellten, nach seinem Ermessen aus ihrer Mitte einen Ausschuß von gelehrten und gottesfürchtigen Männern zu wählen, welche sich mit der Prüfung des fraglichen Reformationsentwurfes befassen sollten. Durch solchen Beschluß glaubte sich H. zu entschiedenem Vorgehen auf der eingeschlagenen Bahn hinreichend autorisirt. Es lag ihm nun daran, Kräfte heranzuziehen, mit deren Hülfe er einen Reformationsentwurf könne anfertigen lassen, den er dem nächsten Landtage vorlegen wollte und der sich der Zustimmung seiner Stände erfreuen werde. Melanchthon vor Allen wurde als Helfer in der Noth ins Auge gefaßt. Peter Medmann begab sich im Auftrage des Erzbischofs nach Wittenberg, um diesen Gelehrten zur Herüberkunft nach Bonn einzuladen. Melanchthon erhielt vom Kurfürst Johann Friedrich den nöthigen Urlaub, um sich auf sechs oder sieben Wochen nach Bonn zu begeben. Er brauchte aber in Bonn nicht auf die Unterstützung der vermittelnden Elemente zu rechnen; diese hielten sich von den Arbeiten der neuen Reformationsordnung entfernt. Von Seiten der Kölner Theologen wurde alles aufgeboten, um das Zustandekommen derselben zu verhindern. — H. und seine Rathgeber machten sich keinerlei Täuschung über den schweren Stand, den sie mit ihren Reformanschlägen einer Partei gegenüber haben würden, welche mit aller Energie die in der Streitschrift Judicium cleri et universitatis ausgesprochenen Grundsätze vertheidigte. Durch die von Seiten Melanchthon's und einiger protestantischen Fürsten gegen diese Schmähschrift gethanen Schritte wurde die Universität veranlaßt, sich in einer besonderen Klageschrift beim Erzbischof über die verderbliche Wirksamkeit Bucer's und Melanchthon's zu beschweren. Diese ließen auf eine Erwiederung nicht lange warten. — Das Domcapitel zeigte geringe Neigung, über die vom Erzbischof mitgetheilten Reformvorschläge, die nach seiner Ansicht einen völligen Umsturz der hergebrachten kirchlichen Verhältnisse im Schoße bargen, in Unterhandlung zu treten. Die Bemerkungen, welche es dem Erzbischof über diese Vorschläge machte, trugen den Charakter einer offenen Kriegserklärung. Das Capitel hoffte H. wieder auf einen andern Weg bringen zu können, wenn es erst die Entfernung Bucer's durchgesetzt habe. Am 3. Februar 1543 überreichte es ihm eine Schrift, worin eines weiteren ausgeführt wurde, warum Bucer nicht als Kirchendiener in der Kölner Diöcese geduldet werden könne. Hermanns Hoffnung war auf den Landtag gerichtet, dem sein Reformentwurf vorgelegt werden sollte. Acht Tage vor Eröffnung desselben theilte er dem Domcapitel seine Reformationsschrift mit. Dieses gab sich vergeblich alle Mühe, diese Schrift von der Tagesordnung des Landtages entfernt zu halten. H. aber ließ

sich nicht abhalten, seine Vorschläge den Ständen vorzulegen. Er gab die Zusicherung, sich bezüglich der dagegen laut werdenden Bedenken dem Ausspruch eines General- oder National-Concils, eines Reichstages oder einer Provinzialsynode unterwerfen zu wollen. Dem Capitel gelang es nicht, die weltlichen Stände zur einfachen Verwerfung der Vorschläge Hermann's zu bestimmen. Von dieser Seite wurde erklärt, daß sie mit vollem Vertrauen die Erledigung dieser ganzen Angelegenheit dem Erzbischof überlassen wollten. — Was dem Capitel trotz aller Anstrengungen nicht gelingen konnte, erreichte der Kaiser nach einer kurzen Unterredung mit dem Erzbischof. Karl V., der auf seiner Reise nach dem Gelderlande, in Bonn kurzen Halt gemacht hatte, erhielt von H. die Erklärung, daß er bereit sei, den Bucer zu entlassen, und die Reformation der Diöcese bis zum nächsten Reichstage anstehen zu lassen, wenn seine Gegner jedes feindliche Vorgehen einstellen und sich jeder unchristlichen Neuerung enthalten würden. Bucer verließ nun für immer das Kölner Erzstift. — Das Domcapitel, welches mit allen Versuchen, auf gütlichem Wege den Erzbischof zur katholischen Partei zurückzuführen, scheiterte, glaubte den letzten Versuch mit einer ausführlichen wissenschaftlichen von Gropper verfaßten „Gegenberichtigung“ gegen den Reformationsentwurf machen zu sollen. Mehr ist diese Schrift unter der Bezeichnung Antididagma bekannt. H. glaubte die Angriffe und Vorwürfe dieses Antididagma nicht ohne Entgegnung hinnehmen zu sollen. Der von Melanchthon dem Kurfürsten dringend empfohlene Prediger in Kempen, Albert Hardenberg, übernahm es, eine Widerlegung der Domcapitel'schen Gegenberichtigung abzufassen. Es nahm den Anschein, als beabsichtige der Kaiser dem nach Speier berufenen Reichstage die Kölner Kirchenfrage zur Entscheidung vorzulegen. H. übersandte den Ständen seinen Reformationsentwurf und begab sich auch selbst nach Speier, um persönlich seine Sache vor den Ständen des Reiches zu vertheidigen. Doch der Kaiser trug Bedenken, die schwierige Kölner Frage zur Verhandlung zu stellen; den Prälaten selbst blieb es überlassen den Streit zum Austrag zu bringen. Das Capitel entschloß sich nun, dem Erzbischof im September 1544 durch eine eigene Deputation ein prozessualisches Vorgehen gegen ihn anzudrohen, wenn er sich nicht anschicken wolle, die Neuerungen einzustellen. Das Capitel war nicht gesonnen, sich von der Ergreifung des letzten und äußersten Rechtsmittels gegen den Erzbischof abhalten zu lassen. Ehe es zur Aufstellung der Appellation schritt, versicherte es sich der Zustimung der verschiedenen geistlichen Institute in der Stadt Köln. Am 9. October einigte sich das Domcapitel mit der übrigen Stifts-, Kloster- und Pfarrgeistlichkeit über eine öffentliche Protestation und Appellation an die höchste geistliche und weltliche Obrigkeit. In der am 14. November dem Domcapitel überschickten Protestation gegen die Appellation erklärte H., er könne den Papst nicht als einen parteilosen Richter in der schwebenden Streitsache anerkennen; als letzte Instanz könne er nur den Kaiser, den Reichstag und ein freies christliches Concil bezeichnen. Dem Capitel lag daran, die weltlichen Stände des Erzstiftes zu einem engen Anschluß an die Geistlichkeit und zu einer unbedingten Billigung der gegen H. gethanen Schritte zu bestimmen. Darum berief es den Landtag auf den 18. November in den erzbischöflichen Hof nach Köln. Die erzbischöflichen Stände weigerten sich aber, dem Capitel auf dem von demselben betretenen Wege des offenen Abfalles zu folgen. — Die Unterzeichnung der Appellation war die Erklärung des offenen Bruches mit dem Erzbischof; der Domdechant Graf Heinrich von Stolberg-Wernigerode trug Bedenken, dem Capitel auf einer Bahn, welche aller Wahrscheinlichkeit nach zu blutigen Auftritten zwischen der Partei des Erzbischofs und der des Capitels führen mußte, zu folgen. Sobald eine unumwundene Erklärung für oder gegen zur Nothwendigkeit geworden, entschied er sich für die Sache

des Erzbischofs. Ihm folgte der Domherr Jakob Wild- und Rheingraf, der Domcustos Friedrich Graf von Wied, Christoph Graf von Oldenburg, Graf Philipp von Daun und Falkenstein und Richard, Pfalzgraf bei Rhein. Keiner dieser Herren stand in höheren Weihen. Alle waren entschlossen, sich nicht von ihrem Fürsten zu trennen, sondern in den bevorstehenden Kämpfen demselben zur Seite zu bleiben. H. erwartete auch von den weltlichen Ständen eine kräftige, erfolgreiche Unterstützung. Auf den 5. December berief er sie zu einem Landtage nach Bonn. Auch das Domcapitel sandte zu dieser Versammlung eine Deputation, welche die so häufig vorgetragene Bitte aussprechen sollte, daß H. doch von dem bedenklichen Wege umkehren, die Prädikanten entlassen und die Kirchengebräuche wieder in den hergebrachten Stand stellen möge. Statt der gewünschten Erklärung erhielten diese Abgeordneten von den weltlichen Ständen den Entwurf zu einer Verordnung, durch welche beiden Parteien in ihren Bestrebungen vorläufig Einhalt geboten werden sollte. Das „Bedenken christlicher Reformation“ solle bis zum Schluß des Reichstages auf sich beruhen bleiben, und nichts dürfe weiter in dieser Richtung vorgenommen werden. Die Pfarrer und Prediger sollten Evangelium oder Epistel wörtlich vorlesen und nur nach Maßgabe des Theophylaktus erklären, von Mißbräuchen aber keine Erwähnung thun. Sollte es Prediger geben, auf deren Entfernung das Domcapitel bestehe, so werde der Erzbischof solchem Verlangen Folge geben. Die Sacramente sollten bis zum Schluß des Reichstages in lateinischer Sprache gespendet werden. Jedem solle es freistehen das Altarsacrament unter einer oder unter beiden Gestalten zu empfangen. — Eine kräftige Unterstützung in seinem Widerstand gegen Hermanns Reformbestrebungen hatte das Domcapitel am Kaiser. Diesem lag daran, daß die Stände, die bis dahin noch auf Seiten des Erzbischofs gestanden hatten, sich gegen jeden Versuch, die Kölner Diöcese zu protestantisiren, erklärten. Am 21. October erließ er ein Patent, durch welches er allen und jeden Angehörigen des Erzstiftes bei Vermeidung der kaiserlichen Ungnade und der strengsten Strafe auftrug, die neuen Prediger und deren Lehre zu fliehen, die eingeführten Neuerungen aufzuheben, und bei dem alten Glauben zu verbleiben. Er hatte die Absicht, die Kölner Frage auf dem Reichstage zu Worms, 1545, zur Erledigung zu bringen. Als Vertreter des Domcapitels erschien der Dr. Johann Gropper, der jetzt als Hermann's heftigster Gegner galt. H. war durch den Vicekanzler Naves persönlich zu diesem Reichstage eingeladen worden; er entschuldigte sich aber durch Alters- und Körperschwäche, und ließ sich durch seinen Rath Dr. Haeß vertreten. Eine Entscheidung wurde nicht getroffen: in soweit war der Ausgang des Reichstages für H. günstig, als die Mehrheit der Stände sich entschloß eine Fürbitte zu Gunsten des Erzbischofs H. beim Kaiser einzulegen. Dieses Bittschreiben blieb ohne allen Erfolg. Die kirchliche Politik, die Karl V. in den Niederlanden zu befolgen entschlossen war, bedingte rücksichtsloses Vorgehen gegen die reformatorische Thätigkeit des Erzbischofs von Köln. Zuerst sollte eine gerichtliche Entscheidung der Frage bei der höchsten weltlichen wie geistlichen Instanz gesucht werden. Der Rechtsspruch, der nur gegen H. ausfallen konnte, sollte dann, im Falle die politischen Verhältnisse ein entschiedenes Vorgehen erlauben würden, mit allen Mitteln, selbst mit militärischer Gewalt, in Vollzug gesetzt werden. Ein kaiserlicher Befehl ging an H., wonach er in Zeit von 30 Tagen in Brüssel zu erscheinen habe, um sich wegen der Klagen des Capitels zu rechtfertigen; inzwischen solle er mit allen Neuerungen einhalten und alles wieder auf den alten Fuß stellen. In derselben Zeit langte in Köln auch eine päpstliche Vorladung ein, wodurch H. und seine Anhänger aus dem Domcapitel unter dem 18. Juli aufgefordert wurden, sich innerhalb 60 Tagen in Rom zu verantworten. H. säumte nicht, einen Anwalt nach Brüssel zu schicken, um zu erklären, daß er weder

in den Gerichtszwang des Kaisers willige, noch die willkürliche Verletzung der gesetzlichen Frist, in der er seine Exception anzubringen befugt sei, zugeben könne. Der Umstand, daß er ohne alle Antwort gelassen wurde, deutete auf nichts Gutes. — Die Spannung zwischen der Majorität des Domcapitels mit dem Afterdechanten an der Spitze und dem Erzbischof nebst seinem kleinen Anhang steigerte sich von Tag zu Tag. Von beiden Seiten gab man sich alle Mühe durch Capitelsbeschlüsse, Bittgesuche, Proteste und Gegenproteste im Erzstift selbst den Anhang zu vermehren wie die Stände des Reiches zu gewinnen. Bei den erzstiftischen weltlichen Ständen sowol wie bei den schmalkadischen Fürsten schien H. Aussicht auf Unterstützung zu gewinnen. Am 31. December beschloß der in Frankfurt zusammengetretene Convent der schmalkadischen Fürsten, die Kölner Angelegenheit als eine Bundessache zu behandeln und dem Erzbischof allen Rath und jede Hülfe zu Theil werden zu lassen. Auch ein nach Oberwesel berufener Grafentag sollte bestimmt werden, sich für ein thätliches Eingreifen zu Gunsten Hermanns auszusprechen. Der Landtag sprach zwar seine volle Sympathie für den Erzbischof aus, weigerte sich aber, seiner Appellation beizutreten und sich anderweitig zu verpflichten. H. ließ sich trotz des Ernstes, mit dem der Kaiser gegen ihn vorzugehen entschlossen schien, auf dem einmal eingeschlagenen Wege nicht aufhalten. Er hoffte, daß die Reichsstände energischen Widerspruch erheben würden, im Falle Karl die Kölner Appellation annehmen und ein gerichtliches Verfahren gegen ihn befehlen werde. Von Seiten der höchsten geistlichen Autorität wurde ohne Rücksicht auf die Gründe, welche den Kaiser vorläufig noch von den strengsten Maßnahmen abhielten, gemäß den Bestimmungen des canonischen Rechtes vorgegangen. Auf Betreiben des den Afterdechanten, das Capitel, die Clerisei und die Universität in Rom vertretenden Pfarrers und Stiftsherrn von St. Aposteln, Dietmar Reynen von Unna, wurde H. am 18. Juli 1545 aufgefordert, sich vor Ablauf von 60 Tagen in Rom vor dem als päpstlicher Richter in dieser Angelegenheit bestellten Cardinal Marzellus de Crescentiis zu stellen. Die Vorladungen an H. und seine Mitverklagten aus dem Capitel wurden vom Dechanten von St. Stephan in Nymwegen, Johann Hinsbeck, angeschlagen und insinuirt. Die processualischen Verhandlungen zogen sich hin bis zum 16. April 1546, an welchem Tage Papst Paul IV. auf den motivirten Antrag des Commissars Marcellus in feierlichem Consistorium mit Zustimmung der anwesenden Cardinäle die Excommunication über den Erzbischof H. verhängte. „Weil er, seines Heiles uneingedenk, gegen die Regeln und Lehre der Kirche, die apostolischen Ueberlieferungen, gegen die in der Kirche bis dahin gewöhnlichen gottesdienstlichen Gebräuche und Ceremonien, nicht weniger gegen die wider die verderblichen und verabscheuungswerthen Lehren Luther's und seiner Anhänger von Papst Leo X. verhängte Censur auf mancherlei Weise sich vergangen", wurde H. von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen, des Erzbisthums und der übrigen priesterlichen Aemter, Privilegien und Gerechtsame beraubt, seine Unterthanen wurden von dem ihm schuldigen Gehorsam und dem ihm geleisteten Eide entbunden, ihm selbst wurde ewiges Stillschweigen und die Bezahlung sämmtlicher Prozeßkosten auferlegt. Unter dem 3. Juli übertrug der Papst durch ein eigenes Breve die Administration des Erzstiftes dem seitherigen Coadjutor Grafen Adolf von Holstein-Schauenburg. Das päpstliche Urtheil blieb, so lange es nicht durch den Kaiser in Vollzug gesetzt wurde, auf die Verhältnisse im Erzstift ohne allen Einfluß. Der Kaiser schien aber die Kölner Frage nicht eher zur Entscheidung treiben zu wollen, als bis er die Macht der protestantischen Fürsten gebrochen und so dem Erzbischof jede Aussicht auf bewaffnete Hülfe genommen hatte. Ehe er zum Aeußersten schritt, wollte er nochmals versuchen H. durch Mahnung und Drohung auf einen andern Weg zu bringen. Inzwischen gestaltete

sich im Erzstift der Kampf zwischen Erzbischof und Capitel immer heftiger, die gegenseitigen Anfeindungen wurden immer schärfer. Man überbot einander in Vorwürfen und Beschuldigungen. Jede Partei bemühte sich durch Druckschriften, Bittgesuche und Proteste ihren Standpunkt und ihr seitheriges Verhalten zu rechtfertigen. Der Erfolg war aber nur eine gesteigerte Erbitterung. — Als der Kaiser sich zu einem gewaltthätigen Vorgehen gegen die Protestanten rüstete, stieg beim Erzbischof die Besorgniß, daß die kirchliche Frage im Erzstift auf die Spitze des Schwertes werde gestellt werden. Der Afterdechant und seine Anhänger wurden nicht müde, darauf hinzuweisen, daß in Kurzem der Kaiser mit Heeresmacht in das Land einrücken werde, um in der ganzen Diöcese dem katholischen Bekenntniß die Alleinherrschaft zu sichern. Als der Krieg begann, befand sich H. in einer verzweifelten Lage. Als 74jähriger Greis wollte er nicht zu kriegerischen Maßnahmen übergehen. Hätte er sich entschließen können seine Scheu vor den Waffen zu bezwingen und den schmalkaldischen Fürsten mit einem wohlgerüsteten Heere zur Seite zu treten, würde der ganzen kirchlichen Bewegung am Niederrhein leicht eine für das andere Bekenntniß günstige Wendung gegeben worden sein. H. aber zog es vor dem Frieden des Landes jede Aussicht auf einen günstigen Erfolg seiner Bestrebungen zu sichern. Sobald der Kaiser die schmalkaldischen Verbündeten unter seinen Willen gebeugt hatte, entschloß er sich auch den Erzbischof von Köln seinen starken Arm fühlen zu lassen und für sein unkirchlicher Beginnen auf's strengste zu bestrafen. H. hatte noch keine Kenntniß von dem Schlag, der gegen ihn vorbereitet wurde. Erst am 3. November, auf einer Reise nach Westfalen, erhielt er Nachricht von der gegen ihn gefällten päpstlichen Sentenz. Sofort kehrte er um und ersuchte den Domdechanten sich zu ihm nach Brühl zu verfügen, um ihm die geeigneten Rathschläge bezüglich der nun nöthigen Schritte zu ertheilen. Er täuschte sich keinen Augenblick mehr über die drohende Gefahr. Es wurde ihm klar, daß alles darauf hinziele, den Coadjutor als Administrator der Diöcese einzusetzen und demselben die Anerkennung wie des Capitels so auch der weltlichen Stände zu sichern. Er brachte in Erfahrung, daß der kaiserliche Oberst Graf v. Büren den Auftrag erhalten habe, den gegen ihn gerichteten Schritten mit seiner militärischen Macht den nöthigen Nachdruck zu geben. Den Grafen von Nassau ersuchte er, sich über den Grund oder Ungrund dieses Gerüchtes Gewißheit zu verschaffen und ihm das Ergebniß seiner Erkundigung mitzutheilen. Recht bald zeigten die Thatsachen, daß es dem Kaiser Ernst war, das päpstliche Urtheil zu vollstrecken und den Coadjutor auf den erzbischöflichen Stuhl zu erheben. Um dieses durchzusetzen, schickte Karl aus dem schmalkaldischen Feldlager als Commissare seinen Rath Dr. Viglius Zwichen und den kaiserlichen Statthalter des Fürstenthums Geldern und der Grafschaft Zütphen, Philipp von Lalaing, Grafen von Hoogstraaten und Herrn von Corney, auf den Kölner Landtag. Beide kamen am 22. Januar 1547 in Köln an und überbrachten dem Coadjutor ein kaiserliches Schreiben, wodurch derselbe ersucht wurde, die Verwaltung des Erzstiftes selbstständig in die Hand zu nehmen und für den Fall eines etwaigen Widerstandes die bewaffnete Hülfe des Grafen von Büren anzusprechen. Dieser war angewiesen auf den ersten Wink in Köln einzurücken. Schon am 23. December 1546 hatte der Kaiser den Coadjutor von Rottenburg aus aufgefordert, sich für die Uebernahme der erzstiftischen Verwaltung bereit zu halten und für den Fall der Noth auf die Unterstützung der kaiserlichen Kriegsmacht zu rechnen. Den Commissaren, die auf friedlichem Wege die Wirren beenden und den Erzbischof aus seinem Gebiete entfernen zu können hofften, lag alles daran, ihren Auftrag ohne Erregung irgend einer Unruhe zu erfüllen. Vor Allem wollten sie die Stände, die bis dahin treu zum Erzbischof gestanden hatten, bestimmen, dem Willen des Kaisers sich zu unterwerfen und sich von H.

loszusagen. Dieses Ziel sollte auf dem für den 24. Januar 1547 nach Köln zusammenberufenen Landtage erreicht werden. Dem Erzbischof, der persönlich auf diesem Landtage erscheinen wollte, wurde vom Kölner Rathe in höflicher Form der erforderliche Geleitbrief verweigert. In gleicher Weise wurde auch den Räthen, welche er nun statt seiner nach Köln schicken wollte, das Geleit abgeschlagen. Die Berathungen fanden in der hohen Domkirche Statt. Viglius eröffnete die Verhandlungen durch einen Vortrag, worin er erklärte, daß durch die päpstliche Excommunication alle Unterthanen des Stiftes vom Gehorsam gegen den bisherigen Erzbischof entbunden seien; auch der Kaiser habe sich wiederholt dahin ausgesprochen, daß H. seiner Stelle entsetzt werden müsse, wenn er von seinem verkehrten Wege nicht zurückkehre; dessen weigere er sich beharrlich und es sei nun der ernstliche Wille des Kaisers, daß der Coadjutor als legitimer Erzbischof und Landesfürst anerkannt und ihm aller Gehorsam geleistet werde, und daß die Stände demselben sofort die Huldigung leisteten. Ein ähnliches Ansinnen stellten auch der Afterdechant und die Domkapitulare. In der von ersterem vorgetragenen Proposition wurden die anwesenden Stände ersucht, die gegen den Erzbischof H. gefällte päpstliche Sentenz als bindend anzuerkennen und dem als Administrator bestellten Coadjutor Adolf als dem rechtmäßigen regierenden Herrn Gehorsam zu leisten. Nach gehaltenem Vortrag begaben sich die Commissare mit den jülichschen Räthen in den Hof des Grafen von Mansfeld, der Coadjutor mit den Kapitularen in das Kapitelhaus, die Stände und die städtischen Deputirten in den Pesch zu besonderer Berathung. Nachdem der Administrator zum wirklichen Erzbischof erwählt und als solcher auf den Hochaltar gesetzt worden, wollten die weltlichen Stände der Gesetzmäßigkeit der Neuwahl nicht weiter widersprechen und dem Neugewählten die Anerkennung verweigern. Nachdem sie ihres Eides dem alten Erzbischof gegenüber entbunden worden, gelobten sie dem neuen Herrn Pflicht und Gehorsam. H. ließ sich willig finden die Stände ihres Eides zu entbinden, dem Bisthum zu entsagen und sich in das Privatleben zurückzuziehen. Am 25. Februar stellte er einen förmlichen öffentlichen Verzicht auf das Erzbisthum aus. Er verließ das Gebiet, in welchem er so viel Kummer erfahren und zog sich in die Grafschaft Wied zurück. Er hatte vor seiner Resignation die Bedingung einer zureichenden Entschädigung gestellt. Die Frage über diese auskömmlichen Unterhaltungsgelder blieb in der Schwebe. Im September begab sich der erzbischöfliche Rath Jakob Omphal zu der Statthalterin der Niederlande, um dieselbe zu einer Intercession beim Kaiser zu Gunsten Hermann's und der entsetzten Kapitulare zu ersuchen. Auf eine desfallsige Mahnung erklärte der Erzbischof Adolf, die in Aussicht gestellte Pension sei noch nicht bewilligt worden, weil H. die bei der Resignation eingegangenen Bedingungen nicht erfüllt habe. Erst wenn er die dem Erzstift entfremdeten Türkensteuern werde ersetzt, die aus dem Stiftsarchiv an sich genommenen Urkunden und Acten ausgeliefert, die aus der Residenz mitgenommenen Kleinodien und kostbaren Möbel ausgeliefert, die zu Unrecht eingezogenen münsterischen Gelder wieder herausgegeben habe, könne von der Erfüllung der fraglichen Verabredung die Rede sein. Ferner müsse er sich dem Papste unbedingt unterwerfen und seinen Prediger Johannes, sowie seinen Rath und Secretär Dietrich v. Büchel entfernen. Ein hartnäckiges Beinübel warf den 79jährigen Mann im J. 1551 auf das Krankenlager. Das Leiden widerstand aller ärztlichen Kunst und H. fühlte, daß seine Auflösung nahe sei. In diesem Leiden „hielt er sich wie ein frommer Christ, der bald von dieser elenden Welt zu Gott in das ewige unvergängliche Leben zu scheiden begehrt“. Gegen die Mitte Juli ließ er den wiedischen Prediger Johann v. Alstorff zu sich rufen, um sich mit demselben über die letzten Dinge in frommem Gespräch zu unterhalten. Bei zunehmender Schwäche des Kranken nahm es am 6. August

den Anschein, daß das Ende nahe sei. Alstorff wurde wieder gerufen, um dem Erzbischof das „Sacrament des wahren Leibes und Blutes Jesu Christi nach der Einsetzung seines theuren Wortes“ zu reichen. „Der alte Herr hat das hochwürdige Nachtmahl empfangen und selbst den Kelch in seine Hand genommen und guter Muße daraus getrunken, darnach mit den Augen hinauf gesehen und geseufzet. In der Nacht vom 14. auf den 15. August ist er über die Maßen schwach gewesen, daß ich und die Diener alle Stunden des seligen Abscheidens wartend waren. Er verschied des Morgens aus diesem Jammerthal um 9 Uhr ganz christlich und reulich. Darnach geschah eine Danksagung von allen Umstehenden zu Gott.“ Am 17. August wurden die verweslichen Reste in der Familiengruft zu Niderbiber beigesetzt. Auf seinem Grabstein, der mit den Wappen von Kurköln, Paderborn und Wied verziert ist, kann man von der Inschrift noch lesen: Hermannus Comes a Weda, elic ... arhie .... iensem, anno domini 1515. postulatus administrator ecclesiae Paderb. .. nensis anno 1532. cessit arhiepiscopatui et ... ratio ... 1547. Obiit anno domini 1552. dei 15. Augusti aetatis ... ver. .. vae 76. — H., eine große, ehrwürdige, imponirende Erscheinung in langem weißen Barte, war ein Mann von tief sittlichem und religiösem Ernst, der die wahre Frömmigkeit weniger in der Beobachtung äußerer Formen und Ceremonien und im Zurschautragen mönchischer Accese erkannte als in geistiger Sammlung, in Pflege christlicher Tugenden und wahrer Nächstenliebe. Jede Nebenabsicht lag ihm ferne. Der Glaube und das religiöse Bekenntniß war ihm eine Sache des Herzens und des Gemüthes und nichts lag ihm ferner als Jemanden für ein bestimmtes Kirchenthum zwingen zu wollen. Er wollte nur reformiren, weil er sich in seinem Gewissen für verpflichtet hielt, der Wahrheit Zeugniß zu geben, die Schäden der Kirche heilen zu helfen und das Seelenheil seiner Diöcesanen sicher zu stellen. Die Reform war ihm nicht, wie so vielen anderen Fürsten, eine politische Angelegenheit oder ein Mittel zur Befriedigung von Herrschsucht und anderen niederen Leidenschaften, sondern eine heilige Sache inneren Dranges, ein willkommenes Mittel zur Beseitigung der zahlreichen schreienden Mißstände im kirchlichen Leben. Er steht da als ein achtungswerther Kirchenfürst, der es verschmähte, mit weltlichen Zwangsmitteln die Gewissen seiner Diöcesanen zu unterdrücken und der mit leichtem Herzen seiner Ueberzeugung die Herrschaft über eines der schönsten und reichsten Fürstenthümer opferte. Er gehörte nicht zu den vielen kirchlichen Würdenträgern, welche das bischöfliche Amt nur als eine lästige Zugabe zu dem weltlichen Fürstenthum betrachteten und darum die Reform als eine willkommene Gelegenheit begrüßten, die Fesseln des geistlichen Standes abzuwerfen und blos den Charakter weltlicher Machthaber zu behalten. Er war ein Bischof, der die hohe Bedeutung seines verantwortungsvollen Amtes wohl erkannte und dem Vieles daranlag, die ihm anvertraute Heerde auf „gute Weide“ zu führen und mit dem Inhalt der christlichen Wahrheiten und den Forderungen des christlichen Sittengesetzes bekannt zu machen. Wenn er auch kein gelehrter Theologe war, so fehlte es ihm doch nicht an denjenigen Kenntnissen, welche ihn zu einem richtigen Urtheile über dasjenige befähigten, was in der Kirche reformbedürftig war. Der Umstand, daß er in Köln seine Universitätsstudien gemacht, gibt Zeugniß dafür, daß es ihm nicht, wie vielfach behauptet wird, an jeder wissenschaftlichen Bildung gefehlt hat. Der Inhalt der in Buschhofen vorgefundenen erzbischöflichen Bibliothek weist darauf hin, daß H. sich an diesem seinem Lieblingsaufenthaltsorte in eingehender Weise mit den Fragen beschäftigte, welche damals die Köpfe der Theologen und Politiker erfüllten und von Jedem, der mit an ihrer Lösung arbeiten wollte, einen gewissen Grad von theologischer und allgemein wissenschaftlicher Bildung forderten. Es mag richtig sein, daß er, wie Karl V. angibt, im Lateinischen kaum so viel

verstand als zum Messelesen nöthig war; das schließt aber keineswegs aus, daß er unter Beihülfe tüchtig geschulter theologischer Rathgeber sich eine richtige Einsicht in die mannigfachen sittlichen Gebrechen unter der Geistlichkeit und eine unerschütterliche Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Abstellung der schreienden Mißstände und abergläubischen Gebräuche auf dem Gebiete des kirchlichen und religiösen Lebens verschaffte. Sobald er sich für die nothwendige Reform einmal erwärmt hatte, ließ er sich es mit besonderem Eifer angelegen sein, sich selbst über alle dieses Gebiet betreffenden Fragen eingehend zu unterrichten. Bei dem Bilde, welches der Inquisitor Dr. Johannes Notanus in seiner handschriftlichen Mantissa von dem Charakter, der Bildung und den Neigungen Hermann's entwirft, hat lediglich der Haß des Ketzerrichters die Feder geführt. Hier wird er als ein Mann dargestellt, der schon in seiner äußeren Erscheinung, durch seinen langen bis auf die Brust hängenden Bart, durch seine weltliche Kleidung bewiesen habe, daß es ihm an allem kirchlichen Sinne, an jeder Achtung vor seiner bischöflichen Würde gefehlt habe. Statt sich mit Dingen zu beschäftigen, auf die ihn sein Amt hätte hinweisen müssen, habe er seine Tage mit Jagen, Pferdetummeln und Tändeleien mit Weibern verbracht. Es sei kein Geheimniß gewesen, daß er mit verschiedenen Concubinen mehrere Kinder gezeugt habe. Sein Sitz im Kölner Dom habe immer leer gestanden und innerhalb eines Zeitraumes von 14 Jahren sei er höchstens viermal zur Beiwohnung des Gottesdienstes in seiner Metropolitankirche erschienen. Das ist aber die Stimme der Leidenschaft. Hermann's ganze Haltung während der langen Zeit seiner Regierung liefert den Beweis, daß aus dem Urtheile des Notanus lediglich der Ketzerrichter spricht, der es für seine Aufgabe hielt das ganze geistige und sittliche Leben eines Jeden, der bezüglich seines Glaubens verdächtig war, in den Staub zu ziehen.

Meshovius, Hist. defectionis et schismatis Hermanni comm. de Weda, 1620. — Deckers, Hermann v. Wied, 1840. — Brieger, Gropper, in der allgem. Encyklopädie. — Ließem, Johann Gropper, I. Theil, 1876. — Ennen, Geschichte der Stadt Köln, Bd. 4. — Varrentrapp, Hermann v. Wied und sein Reformationsversuch in Köln. — Notanus, mantissa, Handschrift, u. verschiedenes Handschriftliche.

Ennen.

Hermann, deutscher Gegenkönig, † am 28. Septbr. 1088, war der jüngere Sohn des Grafen Gisilbert von Luxemburg; während sein älterer Bruder Konrad, der allzeit treu zu Heinrich IV. hielt, die Grafschaft Luxemburg erbte, wird H. als der Stifter der salmischen Linie betrachtet. Wenn ihn die Chronik von Petershausen als „genere Francum de Glisberg“ bezeichnet, so verwechselt sie ihn wahrscheinlich mit dem Grafen H. von Gleiberg, welcher Heinrich IV. im Sachsenkriege tapferen Beistand leistete. Ueber Hermann's frühere Schicksale wissen wir nichts und ebensowenig sind die Gründe bekannt, welche gerade auf ihn die Stimmen lenkten; wahrscheinlich verdankte er das der Empfehlung des Bischofs Hermann von Metz. Als Heinrich IV. nach Italien aufgebrochen war, drang im Juni 1081 ein sächsisches Heer nach Ostfranken vor und vereinigte sich in der Bamberger Gegend mit dem Herzoge Welf und den schwäbischen Gegnern des Königs. In den ersten Tagen des Augusts wurde in Ochsenfurt in der Nähe von Würzburg die Wahl Hermanns vollzogen. Außer Welf vermögen wir keinen anderen hervorragenden Fürsten als Theilnehmer an dem Acte zu nennen und trotz der prunkenden Aufzählung Bernold's sind ihrer gewiß nur wenige gewesen. Wahrscheinlich mag der Gewählte dem Papste den Eid der Treue und des Gehorsams geleistet haben, doch berichten die Quellen darüber nichts. Nachdem er am 11. August bei Höchstädt a. d. D. einen Sieg über den Herzog Friedrich von Schwaben errungen, aber darauf Ulm vergeblich belagert hatte, wandte er sich nach Sachsen, wo er, nachdem er am 26. December in Goslar

von dem Erzbischof Siegfried von Mainz gekrönt worden, allgemeine Anerkennung fand. In einzelnen Quellen wird er geradezu als rex Saxonum bezeichnet. Nachdem er im folgenden Jahre einen Kriegszug nach Westfalen unternommen, wollte er über die Alpen dem Papste zur Hilfe ziehen, aber die Nachricht von dem Tode Ottos von Nordheim rief ihn von Schwaben nach Sachsen zurück. Dort blieb er die nächsten Jahre, persönlich völlig machtlos, ganz dem guten Willen seiner Anhänger, namentlich der Bischöfe, preisgegeben, während Heinrich IV. nach seiner Rückkehr aus Italien im Sommer 1084 große Erfolge, besonders in Lothringen, errang. Selbst in Sachsen regte sich jetzt der Abfall von H. Die Verhandlungen, welche im Januar 1085 von den Bischöfen beider Parteien in Gerstungen geführt wurden, scheiterten allerdings und die Synode von Quedlinburg Ostern 1085 verbreitete noch einmal einen gewissen Glanz über sein Königthum, aber im Sommer durchzog der Kaiser siegreich das sächsische Land, welches ihm scheinbar ganz unterworfen wurde. Der Gegenkönig mußte sogar zu den Dänen flüchten. Doch der Abfall Ekberts von Meißen nöthigte Heinrich zum Rückzuge, so daß H. zurückkehren konnte, und noch einmal am 11. August 1086 errang er mit Hilfe Welf's und Ekbert's über den Kaiser einen Sieg bei Bleichfeld in der Nähe Würzburgs. Vielleicht gekränkt durch die nichtachtende Behandlung, welche ihm die sächsischen Herren zu Theil werden ließen, ging er nun nach Schwaben und hielt sich einige Zeit in Constanz auf und besuchte auch Petershausen, aber da er hier zur Unthätigkeit verurtheilt war, kehrte er vor Ende des Jahres wieder nach Sachsen zurück. Noch über ein Jahr führte er den leeren Titel eines Königs und mußte erleben, wie Ekbert wieder zu Heinrich trat, wie sein getreuester Anhänger, Bischof Burchard von Halberstadt, von den Goslarer Bürgern erschlagen wurde, wie die Bischöfe sich dem Kaiser unterwarfen; daher kehrte er nun endlich in die Heimath zurück. Daß er, wie einzelne Quellen berichten, auf die königliche Würde verzichtet und dadurch von Heinrich die Erlaubniß zur Rückkehr erhalten habe, scheint nicht richtig zu sein. Bald ereilte ihn der Tod, am 28. September 1088 wurde er bei der Erstürmung einer Burg durch einen Steinwurf getödtet. Seine Leiche wurde in Metz beigesetzt. — Ueber seine Persönlichkeit und seinen Charakter wissen wir nichts näheres; seine Rolle als Gegenkönig war kläglich und das Urtheil Ekkehard's über ihn scheint nicht zu hart zu sein: „Er, dem in seiner Heimath Niemand an Tapferkeit und Reichthum verglichen werden konnte, wurde, nachdem er den königlichen Titel angenommen, in kurzer Zeit von den Seinen, wie von den Gegnern verachtet.“ Die spätere Ueberlieferung hat für ihn den noch unerklärten Spottnamen „König Knoblauch“.

Th. Lindner.

Hermann, Markgraf von Meißen, der Sohn des Markgrafen Ekkard's I., folgte seinem Vater nicht unmittelbar in der Mark, die vielmehr Gunzelin (s. d.) erhielt, sondern wurde 1004 von Kaiser Heinrich V. mit dem den Polen wieder entrissenen Lande Budissin belehnt, das jedoch 1007 abermals an Boleslaw Chabri verloren ging, mit der Mark Meißen erst 1010 nach Gunzelin's Absetzung. In den Besitz von Budissin gelangte er erst wieder, nachdem Boleslaw's Sohn Miesco von Kaiser Konrad II. bezwungen worden war, so daß dasselbe seitdem ein Pertinenzstück der Mark Meißen bildete. H. starb 1032.

Flathe.

Hermann, Sohn des Markgrafen Albrecht des Bären von Brandenburg, in der Reihe von dessen Söhnen muthmaßlich der zweite, erhielt nach dem Tode seines Vaters in der Erbtheilung mit seinen Brüdern die Orlamündischen Güter, welche beim Aussterben des älteren Grafenhauses von Weimar und Orlamünde zunächst an Albrechts Vettern, die Söhne seines Oheims, des Rheinischen Pfalzgrafen Siegfried, gekommen und später nach dem Erlöschen dieser Linie des

Ballenstädter Hauses durch den Frieden von Frankfurt im J. 1142 Albrecht zu Theil geworden waren. Es gehörten dazu Weimar und Orlamünde, die Burgen Rudolstadt a. d. Saale und Struf über dem Flecken Rodach, Tambach, Gemünd, Roda im Koburgischen und viele andere durch Thüringen, Franken und das Vogtland zerstreute Besitzungen. Indem H. diese Güter ererbte und sich nach der damals bedeutendsten und festesten Burg seines Gebietes, dem an dem Vereinigungspunkte der Saale und Orla gelegenen Orlamünde, benannte, ward er der Begründer und Ahnherr des jüngeren askanischen Hauses der Grafen von Orlamünde, deren Mannsstamm mit Friedrich VI. gegen Ausgang des 15. Jahrhunderts erlosch. H. erscheint häufig in den Urkunden des Kaisers Friedrich I., seines Vaters und anderer Fürsten seiner Zeit als Zeuge, zuerst im J. 1142, einige wenige Urkunden hat er selbst ausgestellt. Wahrscheinlich hat er die ihm später zufallende Herrschaft schon zu Lebzeiten seines Vaters verwaltet, er ist aber schon sechs Jahre nach dessen Tode (1176) gestorben. Seine Gemahlin nennt er in einer Urkunde des Jahres 1174 Ermegardis. Sie hieß also nicht, wie gewöhnlich angegeben wird, Adelheid, noch weniger ist er, wie v. Reitzenstein (Regesten der Grafen von Orlamünde) behauptet, zweimal verheirathet gewesen. Man weiß nicht, welchem Geschlechte diese seine Gemahlin angehört hat, schreibt ihm aber drei Söhne, Siegfried, Albert und Heinrich (Hesiko), den angeblichen Ahnherrn der Grafen von Hohnstein, zu. Sicher bezeugt ist indeß von ihnen nur der erste, welcher den Stamm der Grafen von Orlamünde fortsetzte.

v. Heinemann.

Hermann I., Pfalzgraf zu Aachen, erscheint als Herinbertus comes palatinus urkundlich zuerst im J. 959. Ob er, wie Crollius will, identisch mit dem 945 und 948 vorkommenden Grafen im Auelgau gleichen Namens ist, welcher im J. 955 der Schlacht auf dem Lechfelde beiwohnte, ist zweifelhaft. Noch 993 in einer Urkunde Ottos III. für die quedlinburger Kirche und 996 in einer Urkunde Gregors V. vom 24. Mai kommt H. als Pfalzgraf vor. Unter ihm fand die Gründung der Abtei Brauweiler statt. Sein Sohn Ezo von seiner Gemahlin Helwygis folgte ihm in der Pfalzgrafenwürde und heirathete die Tochter Kaiser Ottos II. und der Theophano, Mathilde.

Crollius, Erläuterte Reihe der Pfalzgrafen zu Aachen. Annalen des Histor. Vereins für den Niederrhein XV. Irmer.

Hermann II., Pfalzgraf zu Aachen, ein Verwandter Kaiser Heinrichs V. nach einer Kaiserurkunde von 1118. Seine Abstammung ist zweifelhaft; ob er ein Verwandter seines Vorgängers, des unglücklichen Pfalzgrafen Heinrich des Unsinnigen gewesen, wie Crollius und Lacomblet wollen, oder aus luxemburgischem Stamme entsprossen ist, wie noch wahrscheinlicher ist, ist bis jetzt noch nicht nachgewiesen worden. H. kommt als Pfalzgraf zuerst urkundlich 1064 vor und stirbt bereits im J. 1085 als eifriger Anhänger Kaiser Heinrichs IV. im Banne. Seine Gemahlin Adelheid, geb. Gräfin v. Löwen, Wittwe Adalberts von Ballenstedt und Mutter des Grafen Otto von Ballenstedt und Siegfrieds von Orlamünde, heirathete den Nachfolger Hermanns, Pfalzgrafen Heinrich von Laach, und starb im J. 1100 auf einer Wallfahrt nach Rom.

Crollius, Erläuterte Reihe der Pfalzgrafen zu Aachen. Annalen des Histor. Vereins für den Niederrhein XV. Urkunden des kgl. Staatsarchivs in Coblenz.

Irmer.

Hermann von Stahleck, Pfalzgraf bei Rhein (1142—1156), war der letzte Vertreter des mächtigen und einflußreichen fränkischen Geschlechtes der Grafen von Höchstadt an der Aisch. Mit dem kinderlosen Ableben Hermanns stirbt das Geschlecht aus. Weder der Ort, noch das Jahr seiner Geburt ist uns bekannt. Sein Vater, Graf Gozwin von Höchstadt, hinterließ ihm zahlreiche Besitzungen,

die in drei größere Gruppen zerfielen. Die erste umfaßte die alten Güter seines Geschlechtes, welche um Meiningen und südlich davon im Grabfelde lagen, die zweite, die Güter an der Aisch, waren ebenfalls alter Besitz seines Hauses, während die dritte Gruppe aus den Besitzungen am Rhein bestand, welche Hermanns Vater, Gozwin, durch die Hand Luitgard's, der Wittwe Heinrichs I. von Katzenellenbogen, erworben hatte. Den Mittelpunkt dieser Besitzungen bildete die bei Bacharach gelegene Burg Stahleck. Tritt er uns somit als alleiniger Erbe der zahlreichen väterlichen Burgen und Güter schon als ein mächtiger und einflußreicher Herr entgegen, so sollte sein Ansehen und die Ausdehnung seines Besitzes durch seine Verbindung mit Gertrud von Staufen, der einzigen rechten Schwester König Konrads und Herzog Friedrichs von Schwaben, noch bedeutend vermehrt werden. Durch diese Ehe trat er in jene enge Verbindung mit den Staufern, welche für sein ganzes späteres Leben entscheidend werden sollte. Nachdem Herzog Konrad König geworden war, erfuhr H. die Gunst seines Schwagers in reichem Maße, indem dieser ihn 1142 mit der rheinischen Pfalzgrafschaft belehnte. Jedoch ganz ohne Kampf konnte er sich in seiner neuen Stellung nicht behaupten. Graf Otto von Rineck, der ebenfalls Ansprüche auf die erledigte Würde erhoben hatte, trat dem neuen Pfalzgrafen feindlich entgegen, scheint sich jedoch auf Wunsch des Königs bald gefügt zu haben. Auch mit der Mainzer Kirche war H. in allerlei Verwickelungen gerathen, welche dahin führten, daß der Pfalzgraf den Bann Erzbischof Heinrichs auf sich zog. In den nächsten Jahren treffen wir ihn häufig am Hofe seines königlichen Schwagers. So befand er sich zu Weihnachten 1146 zu Speier, als Konrad, durch die gewaltige Beredtsamkeit Bernhards von Clairvaux hingerissen, das Kreuz nahm. Im Sommer des folgenden Jahres finden wir ihn unter den Fürsten, welche sich an der für die deutschen Waffen so wenig ruhmreichen Heeresfahrt gegen die Wenden betheiligten. Kurz nach seiner Rückkehr aus dem Wendenlande begannen alsdann jene Fehden mit Erzbischof Albero von Trier und den Rineckern, welche für dieses Geschlecht so verhängnißvoll geworden sind. Der Streit mit Erzbischof Albero drehte sich um die Burg Treis an der Mosel, welche der Pfalzgraf besetzt hielt, auf die jedoch die Rinecker ebenfalls Ansprüche erhoben. Otto von Rineck, zu schwach, um seinen Gegner aus der Burg zu vertreiben, trat sie an Erzbischof Albero ab, der nunmehr den Abzug Hermanns und seiner Besatzung erzwang. Wenig später fanden die Fehden mit den Rineckern durch die Gefangennahme des jüngern Otto von Rineck ihr Ende, der auf der Schönburg (zwischen Caub und Oberwesel) 1149 als Gefangener starb. Obgleich wir H. während der ersten Regierungszeit König Friedrichs nicht mehr so häufig am königlichen Hofe finden, wie früher, so scheint er doch mit ihm in gutem Einvernehmen gestanden und mit seinen Nachbarn in Frieden gelebt zu haben. Aber kaum hatte der König das deutsche Land verlassen, um den schon längst geplanten Zug nach Italien anzutreten, so stürzte sich der Pfalzgraf in jene verhängnißvolle Fehde gegen Erzbischof Arnold von Mainz, durch welche das Erzstift auf furchtbare Weise verwüstet wurde. Der Rückkehr des Kaisers folgte die Bestrafung Hermanns und seiner Genossen bald nach, indem der erzürnte Herrscher die Friedensstörer zu der schändenden Strafe des Hundetragens verurtheilte. Damals faßte der Pfalzgraf den Plan, der Welt gänzlich zu entsagen, seine Besitzungen an Kirchen und Klöster zu verschenken und den Rest seines Lebens in der Zurückgezogenheit, ohne Zweifel in dem von ihm selbst gegründeten Cistercienser Kloster Bildhausen in Nordfranken zu verbringen. An der Ausführung dieses Vorsatzes hinderte ihn sein rasch eintretendes Ende, indem er am 20. September 1156, wahrscheinlich zu Regensburg, verschied.

L. Baumgärtner, Hermann von Stahleck, Pfalzgraf bei Rhein. Leipzig 1877.

Baumgärtner.

Hermann, Herzog von Sachsen unter Kaiser Otto I. (936—973), Begründer des sächsischen Herzogshauses, welches erst lange, nachdem es ausgestorben, das billingische oder billungische genannt worden ist, weil sächsische Geschichtschreiber des späteren Mittelalters einen Grafen Billing, andere einen Bauersmann Billing aus der Gegend von Soltau als Vater Hermanns namhaft machen. Den zeitgenössischen Quellen ist diese Genealogie fremd, aus ihnen ist nur zu entnehmen, daß H. einem reichen und unzweifelhaft schon früher angesehenen Adelsgeschlechte des Landes angehörte. Seine Gemahlin hieß Hildegard und gebar ihm vier Kinder, zwei Söhne: Bernhard und Liudeger, und zwei Töchter: Svanehild und Mahthild; an Geschwistern lebten ihm zwei Brüder: Amelung, Bischof von Verden (933—962) und Wichmann (gest. 944), Graf im Gau Wigmodia zu beiden Seiten der unteren Weser, wahrscheinlich der älteste der drei Brüder und außerhalb der Grafschaft begütert, sowol in Westfalen als in Ostfalen. Auch H. war Graf und großer Grundbesitzer. Unter Anderem gehörte ihm der Ort Lüneburg im Bardengau zu eigen; die älteste Burg hat er erbaut, das S. Michaeliskloster ist von ihm und seinem Bruder Amelung gemeinsam gestiftet worden. H. war überhaupt kirchlich gesinnt, auch gegen solche geistliche Institute, über die er nicht unmittelbar herrschte, erwies er sich als Beschützer und Wohlthäter. Historisch bedeutsam wurde jedoch vor Allem sein politisches Wirken, die ungewöhnliche und schon von den Zeitgenossen bewunderte Tüchtigkeit, welche er, Kaiser Otto I. zur Seite, im Reichslande entwickelte und zwar meistens unter schwierigen Verhältnissen. Nur wenige von den weltlichen Großen des entstehenden deutschen Kaiserreichs haben jenem Herrscher so lange, so hingebend und so erfolgreich gedient wie Herzog H., aber andererseits war es ebenfalls nur wenigen vergönnt ihr eigenes Interesse so wahrzunehmen, wie er es gethan hat, in stetem Frieden mit der Reichsgewalt zu leben und sich eine Fürstenmacht zu schaffen, welche auf festerem Grunde ruhte als das ottonische Kaiserthum selbst. H. kam zuerst empor fast unmittelbar nach der Thronbesteigung Otto's I. in den Kriegen, die dieser führte, um die Slaven an der unteren Elbe, die obodritischen und liutizischen Völkerschaften abhängig zu erhalten. In seinem ersten Feldzuge gegen die Redarier (September 936) betraute der König H. mit dem Oberbefehl zum Verdrusse vieler anderer Großen, insbesondere Wichmanns, der sich durch die Auszeichnung seines Bruders zurückgesetzt fühlte, aber zum Vortheile des Unternehmens. Ein großer Theil des Feindes wurde vernichtet, der Rest tributpflichtig, und H. gehörte fortan zu den ersten Vorstreitern in dem großen Kampfe um die Germanisirung und Christianisirung der Elb- und Oderslaven. Gestützt auf die feste Stellung, welche ihm die südelbische Grafschaft gewährte, übernahm er das mühevolle Amt eines Markgrafen sowol an der Eider gegen die noch heidnischen und feindlichen Dänen als auch längs dem sächsischen Grenzwall gegen Wagrier und Obodriten; eben so klug im Rathe wie tapfer mit dem Schwerte machte er sich unter den Feinden des Reiches weithin gefürchtet, während sein König ihm mehr als je Vertrauen schenkte. Als Otto in der Empörung seines Sohnes Liudolf und seines Eidams, des Herzogs Konrad von Lothringen, den schwersten Kampf seiner ganzen Regierung zu bestehen hatte und im Sommer 953 an den Rhein zog, um Mainz den Rebellen zu entreißen, blieb H. als königlicher Statthalter in Sachsen zurück, er verwaltete es vielleicht nicht dem Namen nach, aber thatsächlich als Herzog. Vor allem sollte er verhindern, daß der gewaltige Aufruhr, der in der Mitte und im Süden des Reiches wüthete, nicht auch das Stammland der Dynastie ergriff. Es waren Hermanns nächste Verwandte, von denen Gefahr drohte: Wichmann d. J. und Ekbert, die Söhne seines verstorbenen Bruders, des älteren Wichmann. Wenn sie für die Aufstän-

dischen Partei nahmen, so geschah es nicht zum wenigsten aus Haß gegen den Oheim; Wichmann besonders beschuldigte ihn der Entwendung seines väterlichen Erbes, dem Urtheile des Hofgerichtes, welches H. Recht, ihm Unrecht gab, wollte er sich unter keinen Umständen fügen, er that überhaupt Alles, um seinem Oheim die Beruhigung Sachsens zu erschweren und momentan gelang es ihm nur zu sehr. Im J. 954 hatte H. die Unruhestifter aus dem Lande gejagt, sie entwichen über die Elbe, aber in Folge dessen gerieth er in Krieg mit den Wenden (Obodriten?), bei denen jene Zuflucht fanden, und in beiden Feldzügen, die er unternahm, hatte er nur geringe Erfolge. Noch in dem bedeutungsvollen Jahre 955, während der König die Ungarn am Lech besiegte, mußte H. zum Zweck der Grenzvertheidigung unter Waffen stehen: erst der Sieg, den Otto der Große selbst am 16. Octbr. 955 an der Reckenitz erfocht, gab der deutschen Herrschaft über Obodriten und Liutizen neue Festigkeit und befreite jenen aus der schwierigen Lage, in die ihn das nunmehr vereitelte Bündniß des jüngeren Wichmann mit den Wenden versetzt hatte. Bei Wichmanns Rückkehr nach Sachsen (958) entstand eine ähnliche Gefahr, aber dies Mal zog er rasch den Kürzeren, und während er sich nur unter demüthigenden Bedingungen Straferlaß erwirkte, erreichte H. den Höhepunkt seines Ansehens im Reich. Aus dem nordalbingischen Markgrafen und zeitweiligen Statthalter des Königs bei den südelbischen Sachsen wurde ein höherer Reichsfürst, ein Herzog von Sachsen, der ohne eine genau abgegrenzte Amtsgewalt zu besitzen, auch außerhalb seiner Grafschaft und Markgrafschaft und insbesondere über benachbarte Bisthümer bedeutende schutzherrliche Befugnisse ausübte. An Würde und Ehre war er der Erste unter den sächsischen Laienfürsten, nur Markgraf Gero hätte ihm den Rang streitig machen können; von Gero's Nachfolgern in den oberelbischen Marken hatte H. keine Rivalität zu befürchten, obgleich sie ihm in staatsrechtlicher Hinsicht gleichstanden, nicht untergeordnet waren. Es ist ein Anachronismus, wenn Adam von Bremen, der Geschichtschreiber des mit den billungischen Herzogen oft verfeindeten Erzbisthums Hamburg-Bremen, die erste Uebertragung herzoglicher Befugnisse auf H. mit dem Römerzuge Otto's des Gr. (963) in Verbindung bringt, jene diesem unmittelbar vorausgehen läßt. In Wahrheit fand sie fast ein Jahrzehent früher statt, aber so viel ist gewiß: für den Fortbestand des neuen Herzogthums in Sachsen wurde der mächtige Aufschwung, den Otto's Weltherrschaftspläne um 960 nahmen, allerdings epochemachend. Wurden die herzoglichen Dienste Hermanns dem Kaiser, welcher zuletzt sechs Jahre lang ununterbrochen in Italien verweilte, geradezu unentbehrlich, so entsprach dem, daß die Thätigkeit des Herzogs in Bezug auf innersächsische Angelegenheiten sich eben damals bedeutend steigerte. Zwar waltete er nach wie vor eifrig und kraftvoll als Markgraf: neue Umtriebe seines Neffen Wichmann, der schon während Otto's Römerzug von 961 den Frieden wieder brach und erst 968 durch den Tod an der Fortsetzung seiner reichsfeindlichen Unternehmungen gehindert wurde, ferner neue Kämpfe mit den Wenden, speciell mit den Redariern führten den Herzog wieder und wieder in das weite und vielumstrittene Grenzgebiet, von dem sein Ruhm zuerst ausgegangen war. Aber dann fehlte er doch nicht in Werla, als dort Ende März 968 für den verstorbenen Bischof Bernhard von Halberstadt eine Neuwahl stattfinden sollte. Die Einsetzung des Nachfolgers Hildeward vollzog der Herzog als Bevollmächtigter des Kaisers. Später erschien er einmal in Magdeburg und das betrachtete Erzbischof Adalbert als hohe Ehre, er empfing und bewirthete den Herzog wie den König selbst, so daß der Kaiser als er davon hörte, in Zorn gerieth und den Erzbischof mit schwerer Buße bedrohte. Auch von den Beziehungen des Herzogs zu dem Erzbisthum Hamburg-Bremen verlautet nur Günstiges. Obgleich Erzbischof Adaldag (936—988) die weltlichen Inter-

essen seines Stiftes mit außerordentlicher Energie geltend machte — wie er denn zu der reichsfürstlichen Stellung der späteren Erzbischöfe recht eigentlich den Grund gelegt hat — so kam es doch zwischen ihm und dem Herzoge unseres Wissens nie zu Zerwürfnissen, wie sie unter ihren Nachfolgern während des elften Jahrhunderts so häufig waren. In der Ueberlieferung des Stiftes, die Adam von Bremen fixirte, wird dem Herzoge Dienstwilligkeit und Wohlthätigkeit nachgerühmt, während es von Erzbischof Adaldag heißt, daß er bei seinem Abzuge nach Italien (961) dem Beispiele des Königs folgte und H. bevollmächtigte, ihn während seiner Abwesenheit zu vertreten. Endlich das Verhältniß des Herzogs zum Bisthum Verden: so lange sein Bruder Amelung lebte, herrschte Eintracht. Die schon erwähnte Thatsache, daß die Stiftung des Klosters S. Michaelis zu Lüneburg, dessen Existenz sich bis zum J. 956 zurückverfolgen läßt, das gemeinsame Werk beider Brüder war, beweist in der Hinsicht genug. Als Amelung 962 starb, folgte ihm ein Verwandter Namens Bruno, bis dahin Mönch in Corvey, aber mit ihm vertrug sich H. nicht lange. Schließlich waren sie dermaßen verfeindet, daß Bischof Bruno ihn in den Bann that. Ungefähr um dieselbe Zeit kehrte Kaiser Otto I. von seiner letzten italienischen Heerfahrt nach Sachsen zurück und versammelte Ostern 973 (23. März) in Quedlinburg einen großen Hof um sich. Auch Herzog H. erschien um reiche Geschenke darzubringen, wofür ihn der Kaiser mit großer Auszeichnung behandelte, aber schon nach einigen Tagen erkrankte er schwer und starb am 27. März, ohne von dem bischöflichen Banne losgesprochen zu sein. Umsonst versuchte Bernhard, Hermanns ältester Sohn, von Bischof Bruno dem Todten die Absolution zu erwirken, die dem Lebenden versagt war; gegen das Verbot des Bischofs die Leiche in geweihter Erde zu begraben, wurde sie nach Lüneburg gebracht und im S. Michaeliskloster beigesetzt. Der Kaiser betrauerte den Tod seines langjährigen Freundes und Dieners tief, und Hermanns Nachkommenschaft trat das von ihm hinterlassene Erbe fürstlicher Macht und fürstlichen Ansehens ungeschmälert an. Bernhard folgte ihm in der Markgrafschaft und im Herzogthum, während Liudeger eine Grafschaft erhielt, und die beiden Töchter schlossen jede zwei Mal Ehen, durch welche ihre eigene Familie mit den ersten Fürstenhäusern des Reiches, unter anderem mit dem flandrischen verschwägert wurde. Es ist deshalb wohl nur aus feindlicher Tendenz zu erklären, wenn die mündliche Ueberlieferung, der Adam von Bremen folgte, H. selbst den Ruhm vornehmer Geburt abspricht, ihn von armen Eltern abstammen läßt und ihn auch in anderer Beziehung zum Emporkömmling stempelt. Oft wiederholt und mannigfach umgebildet hat diese Fabel seit dem dreizehnten Jahrhundert die Tradition von dem Stammvater des billungischen Hauses fast ganz beherrscht; ein historisch-treues Bild hat keiner der späteren Chronisten von ihm gezeichnet, erst die neuere gelehrte Forschung sollte den dürftigeren aber echten Zeugnissen der zeitgenössischen Quellen wieder zu ihrem Rechte verhelfen.

Vgl. R. Köpke's Kritische Erörterungen über Hermanns (Billung) Geschlecht und Güterbesitz in Köpke-Dümmler, Kaiser Otto der Große (Jahrbücher der deutschen Geschichte) Leipzig 1876, S. 570 ff. Die erste kritische Biographie schrieb A. Chr. Wedekind, Hermann, Herzog von Sachsen, Lüneburg 1817.

E. Steindorff.

Hermann I., Herzog von Schwaben, 926—949. Sohn des im Ungarnkampfe gefallenen Grafen Gebhard, vom Geschlechte der fränkischen Konradiner und Geschwisterkind König Konrads I. und Herzog Eberhards von Franken, zuvor vermuthlich Graf im Engersgau und Oberlahngau, auch in Franken, besonders in der Gegend des späteren Montabaur, reich begütert, erhielt er wahrscheinlich auf der Versammlung zu Worms im November 926 von König Heinrich I.

das schwäbische Herzogthum als Nachfolger Herzog Burkhards I., der keinen damals zur Succession fähigen Sohn hinterlassen hatte. Er blieb wie dem König Heinrich, so seinem Sohne Kaiser Otto I., bei dessen Krönungsfeier am 8. August 936 er oberster Mundschenk war, in den Kämpfen des letzteren mit seinen Verwandten und mit Herzog Eberhard von Franken (938—939) getreu und erhielt zum Lohne hierfür nach Eberhards Sturz nicht nur eine stattliche Vermehrung seiner Güter und die Laienabtei des Klosters Echternach, sondern auch für sein einziges Kind Ida die Hand von Otto's Erstgeborenem Liudolf, dem folgenden schwäbischen Herzog. Im J. 944 bekriegte er für Otto mit Erfolg die Vasallen König Ludwigs Uebermeer von Frankreich Ragnar und Rodulf und betheiligte sich im J. 946 an des Königs Feldzug gegen Herzog Hugo den Großen von Francien, starb aber bereits am 10. Decbr. 949 (wohl richtiger als 948), worauf er in der Kapelle des heil. Kilian zu Reichenau bestattet wurde. Er war der reichste und mächtigste der damaligen deutschen Herzoge, wird als einer der weisesten Fürsten seiner Zeit überhaupt gepriesen und erscheint als solcher besonders häufig im Rathe Kaiser Otto's I. Seine Gattin, Reginlinde, die Wittwe seines Amtsvorgängers, überlebte auch ihn und zog sich nach seinem Tode in das Kloster St. Felix und Regula in Zürich zurück.

Chr. Fr. Stälin, Wirtembergische Geschichte I, 435—445. Fr. Stein, Geschichte des Königs Konrad I. von Franken und seines Hauses, besonders S. 306—310. Jahrbücher der deutschen Geschichte: unter K. Heinrich I. (von Waitz); K. Otto der Große (von Köpke-Dümmler). v. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit Bd. 1. P. Stälin.

Hermann II., Herzog von Schwaben, 997—1003. Der Sohn seines Amtsvorgängers Herzog Konrads I., nach anderer, wol richtigerer Nachricht, dessen Neffe und Sohn des im J. 982 gefallenen Bruders von Konrad Udo, gehörte auch dieser Herzog, wie Herzog Hermann I. zum konradinischen Geschlechte. Er begleitete den Kaiser Otto III. auf seinem zweiten Römerzug (998/999), trat aber nach dessen frühem Tode, da nunmehr die männliche Nachkommenschaft Kaiser Otto's I. erloschen war, unter anderen Bewerbern um die Königskrone auf. Als mächtiger und reicher, dabei aber milder und weichherziger, fremdem Einflusse leicht folgender Mann geschildert und von mehreren rheinischen Bischöfen, besonders Heribert von Köln, und einigen jüngeren Herren Schwabens in dieser Hinsicht geleitet, wußte er bei Otto's Leichenbegängniß in Aachen (5. April 1002) von den anwesenden Großen Schwabens und Niederlothringens die Zusage ihrer Mitwirkung für seine Pläne zu erreichen, allein im Juni d. J. wurde namentlich durch die Beihülfe des Mainzer Erzbischofs Willigis der Baiernherzog Heinrich von der jüngeren sächsischen Linie, der nächste Blutsverwandte des Kaisers, durch fränkische, baierische und oberlothringische Große zum König gewählt. War es H. den Monat zuvor nicht gelungen gewesen, Heinrich den Rheinübergang zu verwehren, so kam es jetzt, da Heinrich Hermanns Vorschlag zu einer Reichstheilung entschieden zurückwies, zum Kriege, in welchem H. im Bunde mit seinem Schwiegersohn Konrad, späterem Herzoge von Kärnthen, manchen Erfolg im Elsaß erzielte. Er fiel über Straßburg her, das zu seinem königlich gesinnten Bischofe hielt, und ließ es ausplündern, bei welcher Gelegenheit die Kathedralkirche ausgeraubt und in Brand gesteckt wurde, eine Unthat, von der nicht sicher ist, ob sie mit Hermanns Wissen geschehen, die aber dem Herzog von den mönchischen Schriftstellern über diese Zeit schwer angerechnet wurde. König Heinrich war an den Bodensee gezogen und harrte seines Gegners, von dem es hieß, er wolle hier durch offenen Kampf mit ihm die Entscheidung herbeiführen. Allein als H. nicht erschien, wandte sich der König, die herzoglichen Güter auf seinem Zuge verwüstend, nach Franken. Auch jetzt noch führten

des Herzogs Leute einige Unternehmungen gegen Heinrichs Anhänger, die Bischöfe von Basel und Straßburg sowie den Grafen Gerhard im Elsaß, mit Glück aus und entrissen jenen beiden insbesondere durch List die Feste Breisach, allein da Heinrich sonst in allen Landen nach einander anerkannt wurde, entschloß sich H., ehe der bereits für das kommende Frühjahr gegen ihn geplante Feldzug zur Ausführung kam, zur Nachgiebigkeit, eilte, als der König sich gerade zu Bruchsal aufhielt, zu ihm, bat ihn dort am 1. October demüthig um Verzeihung und erhielt dieselbe, wie berichtet wird, auch wirklich durch Vermittlung der Königin und der Fürsten. Doch starb er bereits den 3. oder 4. Mai 1003. Er war vermählt mit Gerberga, Tochter König Konrads von Burgund, einer Stiefschwester von Gisela, der Mutter seines Gegners König Heinrich. Seine Kinder waren: sein einziger Sohn und Nachfolger, der früh verstorbene Herzog Hermann III. von Schwaben (1003—1012), und drei vielfach in der Geschichte genannte Töchter: die schöne und geistvolle aber auch hochstrebende Gisela, Gemahlin in erster Ehe des sächsischen Grafen Bruno, in zweiter Herzog Ernsts I. von Schwaben, in dritter des Saliers, späteren Kaisers, Konrads II.; Mathilde, Gemahlin in erster Ehe Herzog Konrads von Kärnthen, in zweiter Herzog Friedrichs II. von Oberlothringen; Beatrix (wohl eher als Brigitte) ohne Zweifel Gemahlin Adalberts, aus dem Stamme der Eppensteiner Grafen, gleichfalls Herzogs von Kärnthen.

Chr. Fr. Stälin, Wirtembergische Geschichte I, 467—471. Fr. Stein, Geschichte des Königs Konrad I. von Franken und seines Hauses, besonders S. 313—317. Jahrbücher der deutschen Geschichte unter Heinrich II. (von Hirsch) Bd. 1—3; unter Konrad II. (von Breßlau) Bd. 1. v. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit Bd. 1. 2. P. Stälin.

Hermann, Landgraf von Thüringen seit 1190, gest. am 25. April 1217, der Sohn des Landgrafen Ludwig des Eisernen und der Jutta, Schwester Kaiser Friedrichs I. Aus den Jahren 1177—1190, in welchen sein Bruder Landgraf Ludwig III. der Milde regierte, ist von ihm kaum mehr zu berichten, als daß er 1180 mit demselben bei Weißensee in die Gefangenschaft Heinrichs des Löwen gerieth und aus derselben erst durch die Niederwerfung desselben frei wurde. Inzwischen war ihr dritter Bruder, Heinrich Raspe gestorben, welchen der Vater in Hessen und besonders mit der Hersfelder Vogtei ausgestattet hatte, und die Ueberlebenden verständigten sich über seine Hinterlassenschaft in der Art, daß der regierende Landgraf sie ganz übernahm, dafür aber an H. die sächsische Pfalzgrafschaft (von Somerschenburg) überließ, welche Kaiser Friedrich ihm 1179 nach dem Aussterben der früheren Inhaber verliehen hatte. H. befestigte sich in ihrem Besitze dann noch weiter durch seine Heirath mit einer Schwester des letzten Inhabers, der verwittweten Gräfin Sophie von Wettin. Daß er den Bruder 1189 zum dritten Kreuzzuge begleitet habe und noch in Accon geblieben sei, als derselbe 1190 heimzog, wird nur in einem Gedichte des 14. Jahrhunderts „Des Landgrafen Ludwig Kreuzfahrt" gemeldet. Ludwig starb auf der Rückfahrt am 16. October 1190 und da er keine Kinder hinterließ, drohte dem bisherigen Bestande der Landgrafschaft große Gefahr, da sowohl die geistlichen Stifter wegen der Weiterverleihung der Kirchlehen an den überlebenden Bruder große Schwierigkeiten machten, in denen namentlich seine späteren Fehden mit Mainz und Hersfeld wurzelten, als auch Hermanns Vetter König Heinrich VI. die Landgrafschaft überhaupt als erledigtes Lehen betrachten und einziehen wollte. H. erlangte zwar zuletzt für sich die Belehnung, aber wie es heißt, nur gegen gewisse Abtretungen, und das mag wol dazu beigetragen haben, daß er während seiner ganzen Regierungszeit immer zwischen dem nahe verwandten Hause der Staufer und ihren Gegnern geschwankt hat. Zeichnete sich das Fürstenthum dieser Zeit

überhaupt durch große politische Unzuverlässigkeit aus, so kann H. seinerseits wieder gewiß als der unzuverlässigste von allen Fürsten gelten, als Virtuose in dem „dahin, daher", worüber Walther von der Vogelweide klagt. Er gehörte zu den ersten, welche dem großen Plane Heinrichs VI. Deutschland in ein Erbreich zu verwandeln, zustimmten, aber er selbst hat dann wieder dazu beigetragen, daß dieser Plan schließlich scheiterte. Er half 1196 zur Wahl des jungen Friedrich II. und hat mit den anderen Fürsten, welche gleich ihm auf dem Kreuzzuge von 1197 im heiligen Lande weilten, dort auf die Nachricht vom Tode Heinrichs VI. dem Sohne desselben den Eid der Treue erneuert, welcher ihn jedoch nicht hinderte, nach seiner Heimkehr 1198 Friedrich fallen zu lassen und sich auf die Seite Otto's IV. von Braunschweig zu stellen. Von dem Welfen empfing er außer Geld, dessen er bei seiner verschwenderischen Hofhaltung sehr bedurfte, die Belehnung mit Nordhausen und Saalfeld, von Philipp von Schwaben, dem er sich schon am 15. August 1199 zuwandte, außerdem noch Mühlhausen, Orla und Ranis. Er betheiligte sich noch im September 1201 an der Berathung der fürstlichen Protestation gegen die Einmischung des Papstes in den deutschen Thronstreit, lag aber schon 1202 in Fehde mit Philipps Freunden und sagte denselben 1203 offen ab, als auch Böhmen sich für den Welfen erklärte. Obwol Philipps Feldzug nach Thüringen im Sommer 1203 mißglückte, hatte der Landgraf doch davon keinen Gewinn, denn sein Land war fürchterlich verheert worden und am meisten von den verbündeten Böhmen. Und als im Juli 1204 Philipp neuerdings in Thüringen einfiel, als Otto von seinem eigenen Bruder aufgegeben war und die Böhmen nichts unternahmen, da mußte sich H. am 17. September wieder dem staufischen Könige unterwerfen und seinen Abfall mit dem Verluste des ihm 1199 verliehenen Reichsgutes büßen. In den nächsten Jahren kämpfte er nun gegen Otto, machte aber 1208 wieder allerlei Umtriebe zu Gunsten desselben und half am 25. Juli nach Philipps Tode dem Welfen zur nochmaligen Königswahl. Ob er sich nun in seinen Erwartungen ausgiebiger Belohnung getäuscht sah oder aus einem anderen Grunde, genug — als Otto IV. mit dem Papste zerfiel und gebannt wurde, da erscheint H. 1211 geradezu als das Haupt der Agitation, welche von Rom und Frankreich aus gegen den Kaiser ins Werk gesetzt wurde. Er war bei allen Fürstenversammlungen dieser Zeit betheiligt und auch an dem Tage zu Nürnberg, September 1212, wo man sich entschloß Friedrich II. von Sicilien, den letzten Staufer, dem Welfen entgegenzustellen. Diesmal hielt er bei der einmal ergriffenen Partei länger aus, obgleich sein Land auf der Stelle von den Welfischen verheert wurde, Otto IV. selbst 1212 die letzten Plätze, die dem Landgrafen geblieben waren, belagerte und fast sicherer Untergang bei längerem Widerstande in Aussicht war. Gerettet wurde er nur durch den bekannten Umschwung der Dinge, welchen Friedrichs persönliches Erscheinen in Deutschland herbeiführte, indem der Abfall von Otto allgemein wurde. H. aber nahm jetzt, am 5. Decbr. 1212 an der förmlichen Königswahl Friedrichs zu Frankfurt Theil, sah im folgenden Jahre den feindlichen Kaiser nochmals in seinem Lande, war mit bei Friedrichs Heerfahrt gegen Braunschweig und schien bis 1216 überhaupt sein früheres System steten Parteiwechsels vergessen zu haben, wie denn auch die ganze Sachlage nicht darnach angethan war, zum Rücktritte auf die Seite des Kaisers zu ermuthigen. Dennoch soll der unheilbar kranke Landgraf noch kurz vor seinem Tode einen solchen geplant haben, vielleicht weil gegen Friedrich damals auch sonst bedenkliche Schwierigkeiten sich erhoben, vielleicht weil auch hier der gehoffte Lohn ausblieb. Wenigstens ist Nordhausen nicht an den Landgrafen gekommen. Er starb zu Gotha am 25. April 1217 und wurde zu Reinhardsbrunn gegen den Widerspruch der Mönche beigesetzt, die ihn aus Anlaß von Streitigkeiten mit dem

Erzbischof von Mainz gebannt glaubten. Aus seiner ersten Ehe mit Sophie von Somerschenburg († 1195) hatte er nur zwei Töchter, von denen Jutta mit dem Markgrafen Dietrich von Meißen, Hedwig mit dem Grafen von Holstein, Albrecht von Orlamünde, verheirathet war. Aus der zweiten Ehe mit Sophie, der Tochter des ersten Wittelsbachers von Baiern, stammten zwei Töchter: Irmgard, Gemahlin Heinrichs I. von Anhalt, und Agnes, die 1225 Heinrich von Oesterreich heirathete, und vier Söhne: Hermann, Ludwig, Heinrich Raspe und Konrad. Der älteste von diesen war schon vor dem Vater am 31. Decbr. 1216 gestorben und so ging die Landgrafschaft auf Ludwig IV. über, den noch nicht siebzehnjährigen Verlobten Elisabeths von Ungarn. Heinrich Raspe ist der spätere deutsche König, Konrad aber nach einem stürmischen Leben am 18. Novbr. 1234 in den deutschen Orden getreten, 1239 Hochmeister geworden, und, als er sich zur Vermittlung des Friedens zwischen Friedrich II. und Gregor IX. im Auftrage der deutschen Fürsten nach Italien begab, dort am 24. Juli 1241 gestorben. — Das Walten Hermanns als Regent in seinem Lande, dem sein häufiger Parteiwechsel doch wol zur territorialen Geschlossenheit helfen sollte, ohne daß sie erreicht wurde, ist noch ganz dunkel und wird es bleiben, bis man sich dort zur Sammlung und Registrirung der landgräflichen Urkunden entschließen wird. Auch seine Beziehungen zu den Heroen jener Glanzzeit höfischer Dichtung, zu Wolfram, Walther und anderen, bedürfen noch eingehenderer Erforschung: die Sage vom Sängerkriege auf der Wartburg weist darauf hin, daß man ihm einen nicht geringen Antheil an der Blüthe der Dichtung zuschrieb. Seine politischen Anknüpfungen mit Frankreich mögen die Uebertragung manchen Dichtungsstoffes von dort her begünstigt haben.

E. Gervais, Landgraf Hermann von Thüringen, in Raumer's hist. Taschenbuch, N. F., Jahrgang IV. (1843). — Th. Knochenhauer, Geschichte Thüringens, Gotha 1871. Vgl. die Jahrbücher der deutschen Geschichte: Heinrich VI. von Toeche, Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig von Winkelmann. Winkelmann.

Hermann, Bischof von Verden, gest. am 11. August 1167 in Italien an der Pest; gleichzeitig eifriger Anhänger Friedrichs I. und Heinrichs des Löwen, von ersterem vielfach in Italien gebraucht, war 1148 nach Ditmar's II. Tode gewählt (oder ernannt) vor dem 10. December, geweiht aber erst 1153. Der Kaiser hielt ihn sehr hoch, an den wichtigen Pfingst-Reichstagen 1152 und 1153 zu Merseburg und Worms nahm er Theil, gerade er sprach Herzog Heinrich dem Löwen das Recht der Bischofsernennung im überelbischen Slavenlande zu, also für Lübeck, Ratzeburg und Schwerin; er trat zur besseren Abgrenzung des überelbischen Verdenschen Sprengels Gebiet an Ratzeburg 1158 ab und legte auf des Herzogs Wunsch die Grenzen des letzteren Bisthums fest. Beim ersten Römerzuge Friedrichs ist H. nicht genannt, er hielt vermuthlich die Wache gegen Hartwig von Bremen-Hamburg; 1158 begleitete er den Kaiser und nahm Theil an der wichtigen Versammlung auf den roncalischen Gefilden. In Italien verwendete ihn Friedrich in den wichtigsten Angelegenheiten nächst seinem Erzkanzler, dem berühmten Erzbischof von Köln, Reinald von Dassel; so schlichtet er 1159 als kaiserlicher Legat mit dem Cardinal Hyacinth die Wahlstreitigkeit in Ravenna und in derselben Eigenschaft berief er mit Daniel von Prag wegen des päpstlichen Schisma das Concil von Pavia, an dem er 1160 Theil nahm, 1161 lag er mit vor Mailand, war aber am 10. December in der Altmark, wo er das vom Grafen Hermann von Wartbeck und vom damaligen Mönch Iso (von Wölpe) gestiftete Kloster Distorf weihete. 1163 sandte ihn der Kaiser mit voller kaiserlicher Entscheidungsgewalt nach Italien, die er laut Morena's Zeugniß in Lodi wie in anderen italienischen Städten und in den Marken weise

und fest übte. Im selben Jahre und 1166 begleitete er den Kaiser wieder auf dem dritten und vierten Römerzuge, war dann zustimmender Zeuge, vielleicht Vermittler bei Herzog Heinrichs Vergleich mit Hartwig von Bremen wegen Ratzeburgs zu Lüneburg; 1167 wieder dem Kaiser nach Rom gefolgt erlag er der verheerenden Pest. Kein Verdener Bischof hatte je wieder solche politische Bedeutung wie er. In seinem Stift hatte er mehrere Klagen der Geistlichkeit gegen sich, er mußte den Abt von Uelzen, Siegfried von Plötzke, den Bruder seines Vorgängers entsetzen, darüber klagte Abt Wibald von Corvey, der sich über Hermanns Bruder Hugold oder Hungold wegen vorenthaltener kemnadischer Güter wiederholt beschwerte. Durch diesen Bruder Hugold ist H. mit großer Sicherheit als ein v. Behr nachzuweisen, sein auf den Bischofsbildern gemaltes Wappen ist natürlich Phantasiegebilde. Hugold kommt auch im Gefolge der Markgräfin Ermgart von der Nordmark vor. H. wird von Otto von Morena geschildert als mittler Statur, gütig, mitleidig und fromm, voll Weisheit, milde und freundlich im Umgang, fröhlichen Herzens, der Gerechtigkeit Freund, gottesfürchtig und nach seinen Geboten lebend, auf dessen vorsichtige Weisheit und Klugheit der Kaiser am meisten baute. — Ehe er Bischof wurde, war er Archidiaconus und Custos zu Halberstadt.

Vgl. Pfannkuche, Aeltere Gesch. des vormal. Bisthums Verden; wegen Wibaldus: Jaffé, Mon. Corbeiensia. Prutz, K. Friedrich I. und A. D. Biographie IV, S. 730 (B. Daniel von Prag). Krause.

Hermann I., Fürstbischof von Wirzburg, 1225—1254, stammte aus dem thüringisch-osterländischen Geschlechte der Dynasten von Lobdaburg, deren Stammhaus über dem (jetzt weimarischen) Städtchen Lobeda am rechten Ufer der thüringischen Saale, unweit von Jena, sich erhob. Dem Geschlechte war seiner Zeit durch seine Verwandtschaft mit dem Bischof Konrad I., aus dem Hause der Herren von Querfurt, der (1198) den Hildesheimer Stuhl mit dem des heil. Burkard zu Wirzburg vertauscht hatte, der Weg nach Franken geebnet worden, von wo es ursprünglich auch ausgegangen war. Bereits im J. 1207 wurde ein Lobdaburger, Bischof Otto I., auf den bischöflichen Stuhl von Wirzburg erhoben und neben wie nach ihm treffen wir noch mehrere Glieder seines Hauses im dortigen Domcapitel. Was für uns aber das wichtigste ist, schon zwei Jahre nach seinem im J. 1123 erfolgten Tode und der kurzen Zwischenregierung Bischof Dietrichs von Homburg (von der Wern) folgte ihm sein Brudersohn H. in der bischöflichen Würde von Wirzburg nach, die er dann nahezu dreißig Jahre bekleidet hat. Er gehört unzweifelhaft zu den merkwürdigsten Häuptern der Wirzburger Kirche und nimmt für die mittelalterliche Epoche des Hochstifts annähernd dieselbe Bedeutung in Anspruch, die für die neuere Zeit dem Fürstbischof Julius zukommt. Nicht minder groß war im Verhältnisse sein Einfluß als Reichsfürst, nur daß der Freund des Reiches an der Art dieses Einflusses geringe Freude finden kann. Der Zeitpunkt seiner Erwählung läßt sich nur beiläufig bestimmen; er fällt ungefähr in den zweiten oder dritten Monat des J. 1225; am 25. April tritt H. zum ersten Male urkundlich in seinem neuen Amte und zwar als Erwählter auf; seine Consekration hingegen ist, wie Ussermann mit Recht ausführt, erst am 21. September von dem Kardinallegaten Otto von Porto vollzogen worden. Ob H. bereits vor seiner Erhebung dem Wirzburger Domcapitel angehört habe, ist bis in die neueste Zeit bezweifelt worden. Das Herkommen und die Wahrscheinlichkeit sprechen aber immerhin dafür und wir glauben positive Spuren gefunden zu haben, die man bisher übersehen hat und die eine solche schon an sich nahe liegende Vermuthung zu unterstützen geeignet sind. Demnach würde H. Archidiacon der Wirzburger Kirche, als solcher Mitglied des Capitels und zugleich Propst des Collegiatstiftes

St. Stephan zu Bamberg gewesen sein, eine Cumulation, die in jenem Jahrhundert bereits keineswegs ohne Beispiel ist (zu vgl. Mon. Boica 37 p. 207 und Spieß, Archiv. Nebenarb. I, 146, bei den Zeugen 115, ferner Ussermann, Ep. Wirceb. p. 178 oben und Ep. Bamberg. p. 228). Ueberhaupt kann es, alles wohl erwogen, kaum einen Zweifel unterliegen, daß H. bereits vor seiner Wahl sich seinen Wählern als der Mann von Thatkraft und Herrschergaben gezeigt hatte, wie ihn die Situation erforderte, und eben diese Erwägung legt wieder die Voraussetzung nahe, daß er nicht erst von außen herbeigeholt worden ist. Die Zustände des Hochstifts, an dessen Spitze er gestellt wurde, waren schwierig genug. Gerade unter seinem Oheim, Bischof Otto, war nicht ohne dessen Schuld in der inneren, namentlich finanziellen Lage eine bedenkliche Zerrüttung eingerissen. Seine reichsfürstliche Wirksamkeit hatte die Kräfte des Hochstiftes in empfindlicher Weise in Anspruch genommen. Es war nicht blos nichts gewonnen, sondern sogar vieles verloren worden. Um schlimmeres zu verhüten, waren die Stände des Stiftes dazwischen getreten, und nun sollte der Neffe wieder gut machen, was der Oheim versäumt hatte. Die in der Geschichte des Hochstifts Epoche machende Wahlcapitulation des J. 1225, die H. beschwören mußte, wirft einerseits ein hinlänglich deutliches Licht auf die angedeuteten Schwierigkeiten, — und zeigt zugleich andererseits, was Hermanns Wähler von ihm erwarteten und ihm an Leistungsfähigkeit zutrauten. Dieser Voraussetzung hat er auch und zwar in außerordentlichem Grade entsprochen. Er hat ein in der That seltenes Herrschertalent bewährt, das Stift nachhaltig reorganisirt und ist unter der Gunst der Zeitumstände in Wahrheit der Gründer einer landesherrlichen Gewalt der Bischöfe von Wirzburg geworden. Der Vortheil seines Hochstifts, die Beibringung des Verlorenen, die Sicherung, Erweiterung und Abrundung des Stiftsgebietes und seiner fürstlichen Macht, sie sind es, die ihm über Alles gehen und deren Förderung er so ziemlich jeder andern Rücksicht unterordnet. So ist denn auch die ganze Zeit seiner Regierung mit fortgesetzten Anstrengungen und Kämpfen ausgefüllt. Jeden Anspruch greift er auf, jede Gelegenheit, ihn geltend zu machen, kommt ihm erwünscht. Vor Allem aber geht er darauf aus, den hohen Adel seines Stifts, die Grafen und Dynasten, zu zähmen und seinem Systeme dienstbar zu machen. So ist er der Reihe nach mit den Grafen von Henneberg, von Rieneck, Castell, sogar dem letzten Grafen von Meran, dessen Besitzungen in den Wirzburger Sprengel hinüberreichten, in Fehde gestanden und überall ist er schließlich Sieger geblieben und die Mehrzahl hat er gezwungen, seine lehnsoberherrliche Gerichtsbarkeit anzuerkennen. Erwerbung reiht sich an Erwerbung, verschiedene Wege schlägt er zu diesem Ziele ein; besonders gerne sucht er die unabhängigen Herren dahin zu bewegen, daß sie ihre Eigengüter seinen Kirchen zu Lehen auftrugen, was oft nur der Anfang vom Ende war, so die Grafen von Botenlauben, die Dynasten von Trimberg, die Herren von Rauheneck u. a. Namentlich die Grafen von Henneberg haben seine streitbare Hand wiederholt schwer gespürt; er hat nicht blos die burggräfliche Gewalt in Wirzburg, die seit langer Zeit in ihren Händen war, lahm gelegt, sondern der weiteren Ausdehnung ihrer Besitzungen im Norden des Stifts ein Ziel gesetzt. Manches, wie die Stadt Meiningen, mußten sie gänzlich zurückgeben, anderes ihm zu Lehen auftragen. Die Herrschaft Botenlauben (so genannt nach der bei Kissingen gelegenen Burg) hat er, unterstützt von dem weltentsagenden Geiste des Grafen Otto von B. und dessen Gemahlin Beatrix, zuletzt völlig in den Besitz seiner Kirche gebracht und dasselbe ist ihm mit der Herrschaft Hiltenburg gelungen, deren Besitzer in den Deutschorden trat, dessen Frau den Schleier nahm und deren Sohn der Kirche dargebracht wurde. Mit dem Schwert in der Hand ist er dem Stift Fulda entgegengetreten, das bisher im Norden

des Sprengels mächtiger als die Wirzburger Kirche selbst gewesen war, und hat er durch die eben erwähnten Erwerbungen den Einfluß desselben paralysirt. Ebenso hat er gegen den Bischof Ekbert von Bamberg, der die Henneberger unterstützt hatte und dessen Kirche im Osten der Wirzburger Diözese begütert war, das Schwert gezogen, um ihn zum Verzicht auf seiner Ansicht zufolge unbillige Ansprüche zu zwingen. Bischof Ekbert hat zuletzt nachgeben und Buße zahlen müssen. Bei dieser eifersüchtigen Bewahrung aller seiner Rechte und Forderungen kann es uns nicht wundern, wenn wir hören, daß H. im letzten Jahrzehnt seiner Herrschaft auch mit seiner Stadt Wirzburg selbst in ein bitteres Zerwürfniß gerathen ist, das sicher in dem Streben der Stadt nach möglichst großer Autonomie und in den selbstherrlichen Neigungen des Bischofs seinen letzten Grund gehabt hat. Bei Gelegenheit dieser Verwicklung ist, einer späteren aber nicht unglaubwürdigen Ueberlieferung zufolge, sogar das Leben des Bischofs einmal in Gefahr gerathen. Ein wesentliches Ferment dieses Streites hatte, wie zu vermuthen, den Versuch der Stadt, den Clerus zu den städtischen Lasten heranzuziehen, gebildet. Gewiß ist aber, daß dem Bischofe die Ueberwindung dieses Widerstandes nicht in dem Grade gelungen ist, wie in den andern Fällen. Neben dieser unermüdlichen Thätigkeit für die politischen Interessen des Hochstifts und die Befestigung und Ausdehnung seiner landesherrlichen Gewalt und mitten unter einer, wie wir sogleich hören werden, hochangestrengten fortgesetzten regen Betheiligung an den öffentlichen Angelegenheiten mußte unvermeidlicher Weise die eifrige Pflege der rein kirchlichen und geistlichen Obliegenheiten Hermanns zurücktreten; doch wird man mit Recht nicht behaupten können, daß er sie nach den Voraussetzungen jener Zeit in auffälliger Weise vernachlässigt habe, wenn auch nichts außerordentliches von dieser Seite seiner Wirksamkeit zu melden ist. Daß eifersüchtige und nachdrückliche Wahrnehmung seiner episcopalen Rechte ihm mit obenan stand, braucht um so weniger im besonderen hervorgehoben zu werden, als die weltlichen und geistlichen Interessen ohnedem oft genug zusammenfielen und H. so recht der Mann dazu war, diesen Zusammenhang überall zu erkennen, festzuhalten und nach Umständen auszunutzen. Ueberhaupt kam der überschwängliche Geist der Epoche, an dem die Staufer zum Theil mit gescheitert sind, seinen Bestrebungen auf allen Seiten zu gute und entgegen. Daß H. die Festsetzung der neu gegründeten Ritterorden in seinem Sprengel begünstigt hat, ist Thatsache; dasselbe galt von der Aufnahme der zu seiner Zeit entstandenen Orden der Franciscaner und Dominicaner, doch war er klug und auf seine eigene Macht eifersüchtig genug, daß er gegenüber dem gewaltigen Umsichgreifen namentlich des Predigerordens den Säkularklerus in Schutz nahm und jenen in bestimmte Grenzen in Sachen der Seelsorge zurückwies. Auf der andern Seite wieder hat er ganz besonders die Vermehrung der Frauenklöster in seinem Sprengel begünstigt, von welchen eine Ueberhebung wie von Seiten der Bettelmönche nicht zu fürchten war. So sind unter seinen Auspicien eine beträchtliche Anzahl von Klöstern der Cistercienserinnen weithin durch den Sprengel, namentlich in den wohlhabenderen Gegenden des Südwestens desselben, entstanden. Von allgemeinen Gesichtspunkten aus ist in der erstaunlichen Thätigkeit Hermanns das wichtigste seine Reichspolitik, der Grad und die Art seiner Theilnahme an den großen öffentlichen Angelegenheiten, die bekanntlich gerade während seiner Zeit in eine für die Zukunft des Reiches verhängnißvolle Krisis eingetreten sind. Hier sei zunächst bemerkt, daß seine Reichspolitik mit seinen geschilderten landesherrlichen und territorialen Bestrebungen aufs eifrigste zusammenhängt und in ihren verschiedenen Stadien wieder zum guten Theile sich daraus erklärt, weil sie die Bestimmung hatte, dieselben zu unterstützen. Freilich bildet sie die Seite seiner Wirksamkeit, die wir am wenigsten zu billigen vermöchten, wenn wir auch zu-

geben wollen, daß sie unter der Einwirkung der allgemeinen Verwirrung der Epoche überhaupt steht. Hermanns Oheim, Bischof Otto, hatte sich aufrichtig an Friedrich II. angeschlossen und zu dessen Vertrauensmännern gehört, der junge König Heinrich war seinem besonderen Schutze anvertraut gewesen. Zu diesem Heinrich tritt H. nun in Abwesenheit des kaiserlichen Vaters von Anfang an in nahe Beziehungen und erscheint fortgesetzt in dessen Umgebung, und zwar gerade zu der Zeit, in welcher derselbe mehr als je sich selbst überlassen blieb. Wenn die Annahme erlaubt ist, daß H. auf den jungen König Einfluß hatte, — und sie ist kaum zu umgehen — so läßt sich leider nicht behaupten, daß er auf die Dauer ein guter oder glücklicher war. Gewiß ist, daß H. sich seine Hingebung an Heinrich zu Gunsten seines Stiftes ausreichend vergelten ließ. Im Sommer 1226 begleitet er den König, als dieser nach Italien aufbrach, um seinem Vater gegen die Lombarden zu Hülfe zu kommen. Am 11. Mai beschwört er zu Trident mit Gerlach von Büdingen im Namen Heinrichs dessen gegen England gerichtetes Bündniß mit dem Könige von Frankreich. Der Zweck des Zuges wurde bekanntlich nicht erreicht: angesichts der feindlichen Haltung der Lombarden, die die Alpenpässe schlossen, mußte der König mit seinen Deutschen wieder umkehren. Aber nach wie vor treffen wir H. im Gefolge des Königs. So auch auf dem Hoftage zu Worms, auf welchem die bekannten, für die Entwicklung der landesfürstlichen Gewalt in Deutschland so wichtigen Gesetze erlassen worden sind. Die sichtliche Verdüsterung der Beziehungen Heinrichs zu seinem Vater hat an diesem Verhältnisse nichts zu ändern vermocht. Im J. 1232 begleitete H. den König nach Friaul an den Hof des Kaisers, wo derselbe sich rechtfertigen sollte, und der Bischof vermittelt mit Andern zwischen Vater und Sohn und erscheint unter den 12 Reichsfürsten, die auf Wunsch des letzteren schwören, ihn verlassen zu wollen, falls er dem seinem Vater gemachten eidlichen Gelöbnisse untreu werden sollte. Wie ernsthaft das alles gemeint war, steht dahin. Der König hat bekanntlich bald genug die guten Vorsätze vergessen und bereitet zuletzt den Abfall gegen den Vater vor. H. seinerseits hält fortgesetzt zu ihm, auch zu einer Zeit, in welcher selbst Fernstehende über dessen Pläne sich nicht mehr täuschen konnten. In Wirzburg scheinen sogar die Fäden der thatsächlichen Verschwörung zusammengelaufen zu sein. Mehrere Werkzeuge der verrätherischen Politik des Königs gehören dem Wirzburger Capitel an. Bezeichnend ist die Urkunde König Heinrichs vom 11. November 1234, welche das engste Verhältniß zwischen dem Bischof, seinem Capitel, dem Wirzburger Klerus, den Baronen und Ministerialen, ja sogar der Stadt Wirzburg zum prägnanten Ausdruck bringt. Im J. 1235 übernimmt H. mit Heinrich von Neifen im Auftrag des Königs eine Sendung an den Hof König Ludwigs IX. von Frankreich, um eine eheliche Verbindung zwischen ihren beiderseitigen Kindern zu Stande zu bringen, freilich ohne Erfolg. Noch in demselben Jahre brachen alle Stützen des aufrührerischen Sohnes zusammen, K. Friedrich erschien in Deutschland und der Sturz Heinrichs vollzog sich. H. durfte zufrieden sein, daß er nicht in denselben mit verwickelt wurde. Von Seite des Kaisers hatte er keine Schonung verdient; wenigstens die Getreuen desselben im Hochstift bereiteten ihm mancherlei Schädigungen und der Papst Gregor IX. lud auf den Wunsch des Kaisers ihn und andere Anhänger des gestürzten Königs zur Verantwortung nach Rom vor. H. hat mit seinem Mitschuldigen, dem Bischof Landulf von Worms, der Vorladung nach Rom wirklich Folge geleistet; doch ging Dank der Vermittelung des Hochmeisters Hermann von Salza der drohende Sturm am Ende gefahrlos an ihm vorüber und er gewann die Gunst des Kaisers wie des Papstes wieder zurück, welcher letztere sogar bald genug mit seiner Autorität für ihn eintrat. Die nächste Zeit beschränkt H. seine Thätigkeit auf die inneren Angelegenheiten des Stiftes. Der

Gang der großen öffentlichen Angelegenheiten, der sich erneuernde Kampf zwischen dem Kaiser auf der einen und dem Papste und den Lombarden auf der andern Seite führten ihn aber bald wieder mit einem deutschen Heere im J. 1238 — dem ringenden Kaiser zu Hülfe — über die Alpen. Vom August dieses Jahres bis in den November hinein treffen wir ihn dort in der Umgebung Friedrichs, im Lager vor Brescia und dann in Cremona. Als es aber jetzt noch einmal zu Unterhandlungen zwischen dem Kaiser und dem Papst kam, wird er mit Andern von diesem als Vermittler ausersehen und erhält den Auftrag, Friedrich die von der Kirche gegen ihn erhobenen Beschwerden schriftlich vorzutragen; weiterhin berichtet er mit seinen Genossen in diesem Auftrag wieder an den Papst über die Rechtfertigung die der Kaiser jenen Beschwerden entgegenstellte. Diese Vermittlerrolle setzt H., nach Deutschland zurückgekehrt, dann mit dem Landgrafen Heinrich Raspe von Thüringen fort. Jedenfalls steht er mit dem staufischen Hause noch immer in leidlichen Beziehungen. Denn auch in der Umgebung König Konrads IV. treffen wir ihn mehrere Male, so namentlich auch bei Gelegenheit des am 2. Juli 1239 unter dem Vorsitz des Königs und des Erzbischofs Siegfried zu Mainz eröffneten Concils. Als aber der Streit zwischen dem Kaiser und Innocenz IV. sich immer mehr verschärfte und zuletzt (1243) mit einem vollständigen und unheilbaren Bruche endigte, verließ auch H. die Sache des Kaisers und des staufischen Hauses und stellte sich offen auf die Seite der Gegner desselben, voran des Papstes. Die Erhebung des Landgrafen von Thüringen, mit dem er seit Jahren nahe Beziehungen unterhalten hatte, zum Gegenkönige ist vorzugsweise sein Werk gewesen und nicht zufällig hat sie vor den Thoren von Wirzburg stattgefunden. Selbstverständlich, daß der „Pfaffenkönig" die erwiesenen guten Dienste auf Kosten des Reiches mit Gegenleistungen erwiedern mußte. In dieser Parteistellung hat H. dann unverrückt ausgehalten. Nach einer Nachricht der Wormser Annalen hat sich König Konrad im April 1251 von Worms aus aufgemacht, um ihn zu züchtigen und Wirzburg zu belagern, aber das Vorhaben scheint unausgeführt geblieben zu sein. Als an die Stelle des bald vom Schauplatz abgerufenen Landgrafen, Dank den unermüdlichen Anstrengungen Papst Innocenz IV., Wilhelm von Holland als Gegenkönig trat, hat sich H. folgerechter Weise auch bei seiner Wahl betheiligt, und treffen wir ihn in den Jahren 1252 und 1253 wiederholt bei ihm. Eine weitere Theilnahme an der tragischen Entwicklung der Dinge im Reiche hat ihm dann sein das Jahr darauf am 2. März 1254 erfolgter Tod erspart.

Monumenta boica, Bd. 30 und vor allem 37. — Boehmer, Regg. Imperii von 1198—1250. — Huillard-Bréholles, Historia diplomatica Friderici imp. II. — Die Werke von Schirrmacher und Winkelmann über K. Friedrich II. — L. Fries, Geschichte der Bischöfe von Wirzburg, bei Ludwig, Geschichtschreiber vom Bisthum Würzburg. Ussermann, Episcopatus Wirzeburgensis. — Jäger, Geschichte des Frankenlandes, Bd. III. — Henner, Bischof Hermann I. von Lobdaburg und die Befestigung der Landesherrlichkeit im Hochstift Wirzburg. — Von dem Unterzeichneten: Graf Otto von Botenlauben und sein Geschlecht, Würzburg 1850.

Wegele.

Hermannus, Verfasser von Sprüchen in niederländischer Mundart aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. Der Name des Dichters, der für diese Art von Poesie kein gewöhnliches Talent besaß, erhellt aus den Schlußworten der auf der Basler Universitätsbibliothek aufbewahrten Pergamenthandschrift, die zugleich das Jahr und den Tag des Abschlusses der Schrift angeben: „Hermannus" 28. Januar 1368. Die Handschrift, ein encyklopädisches Werk in lateinischer Sprache, zählt zu den vorzüglichsten bis jetzt fast völlig unbekannten und wie die in einer Schwabacher Predigt-Handschrift des nämlichen Jahrhunderts ent-

deckten 162 deutschen Sprichwörter (Publikationen d. histor.-philolog. Classe der k. Akad. d. Wissensch. zu München. Sitzung v. 11. Juni 1870) noch völlig unverwertheten Quellen des deutschen Sprichwortes und enthält eine lange fast 9 Blätter füllende Reihe von Sprüchen, von denen Wilhelm Wackernagel 29 mitgetheilt, die sie begleitenden lateinischen Verse aber fortgelassen hat, da sie oft dem niederländischen Texte weit abliegen und die wenigsten darunter, vielleicht gar keine von des Verfassers eigener Erfindung, mehrere auch aus Horaz, andere aus Ovid 2c. entlehnt sind. Ein weiteres über die Persönlichkeit des Verfassers ist durchaus unbekannt, doch lassen seine Sprüche und deren Dialekt zweifellos annehmen, daß er selbst im Niederdeutschen und vielleicht am Unterrhein, in der Gegend von Köln, geboren war. Ueber eine große Zahl mittelalterlicher Schriftsteller des Namens „Hermannus" oder „Herimannus" vgl. Fabricius, Bibl. lat. med. aev. III, 703—718 und Pfeiffer, Altdeutsch. Uebungsbuch S. 103 ff.

Wilh. Wackernagel, Altd. Handschriften d. Basler Univers.-Bibliothek 1836. S. 60—61. J. Franck.

Hermann: Bruder H., Dichter, wahrscheinlich Dominikanermönch in der Diöcese Köln, verfaßte in niederrheinischer Sprache ein gereimtes Leben der Jolanda, Tochter des Grafen Heinrich von Vienne, welche Priorin des Klosters Mariendal bei Luxemburg war und am 17. Decbr. 1283 starb. Das Gedicht, nur in einer jungen Handschrift (des 17. Jahrhunderts) auf der erzbischöflichen Bibliothek zu Prag erhalten, mag bald nach dem Tode der Seligen entstanden sein. Wenn auch ohne besonderen dichterischen Werth und durch Wiederholungen und Breite ermüdend, bekundet das Gedicht doch einen an guten Vorbildern geschulten und gewandten Dichter, der an mehreren Stellen Bekanntschaft mit den Liedern Walthers von der Vogelweide verräth.

Aus dem noch ungedruckten Gedichte hat Pfeiffer in seinem altdeutschen Uebungsbuche (Wien 1865) ein größeres Stück veröffentlicht und in der Vorbemerkung (S. 103) über den Dichter Auskunft ertheilt. K. Bartsch.

Hermannus Alemannus war einer der ersten Deutschen, welche sich in der Mitte des 13. Jahrhunderts mit Uebertragung der damals in das Abendland einströmenden arabisch-aristotelischen Litteratur beschäftigten. In Toledo übersetzte er von Saracenen unterstützt im J. 1243 die Ethik des Aristoteles und 1256 die Anmerkungen des El-Farabi zur Rhetorik sowie des Averroës Auszug aus der Poetik; einer Einleitung zur Rhetorik gab er den Titel Didascalicon.

A. Jourdain, Recherches critiques sur les traductions latines d'Aristote. 2. Aufl. (1843), S. 138 ff. Prantl.

Hermann der Damen, Dichter, auch Hermann von der Dame genannt, führte seinen Namen von dem Flüßchen Dahme, welches bei Köpnik in die Spree fällt. Die norddeutsche Heimat verräth auch seine Sprache, die zwar nicht niederdeutsch ist, aber von der oberdeutschen vielfach abweicht. Er dichtete noch bei Lebzeiten Konrads von Würzburg und des Meisners, also vor 1287 und führte ein wanderndes Leben, welches ihn an den norddeutschen Höfen herumbrachte; so rühmt er den Markgrafen von Brandenburg, Otto mit dem Pfeile († 1308), den Grafen Heinrich von Holstein († 1310), den Herzog von Schleswig, Waldemar (1272—1312); aber auch nach Süddeutschland muß er gekommen sein, da einer seiner Sprüche Beziehungen zum Grafen von Ravensburg verräth. Er war ein älterer Zeitgenosse Frauenlobs, den er als jungen anmaßenden Mann ziemlich scharf zurechtweist. Wir besitzen von ihm außer einem reli-

giösen Leich eine Reihe von Sprüchen, deren neue Töne er nach dem Vorgange älterer Dichter durch eine religiöse Strophe einweiht.

v. d. Hagens Minnesinger, 3, 160—170. 4, 742—744. Bartsch, Deutsche Liederdichter, 2. Aufl., S. LXVII. Germania 24, 18.

K. Bartsch.

Hermann, von 1323 bis 1356 Abt des Klosters Kastel in der Oberpfalz, hat eine kurze lateinische Chronik seines 1103 gestifteten Klosters verfaßt, welche fast ausschließlich aus dem Nekrologium desselben geschöpft und sowol chronologisch wie genealogisch sehr ungenau ist. Dieselbe erweiterte er mit mehr Phantasie als Kenntniß zu einer deutschen Reimchronik, deren Werth sehr unbedeutend ist.

O. Lorenz, Geschichtsqu., I. 156. Die lat. Chronik bei Moritz, Geschichte der Grafen von Sulzbach, II. 103—116. W. Wattenbach.

Hermann, von 1242 bis 1273 Abt der ansehnlichen Abtei Nieder-Altaich zwischen Regensburg und Passau, ist 1200 oder 1201 geboren und hat schon zu Lebzeiten des Abtes Dietmar eine ansehnliche Stellung eingenommen, wurde mit wichtigen Gesandtschaften betraut. Nach der Abdankung des alten Abtes zu dessen Nachfolger erwählt, hat er vorzüglich dem ökonomischen Zustande der Reichsabtei seine Sorgfalt und Energie zugewandt, wobei es ihm zu Statten kam, daß nach dem Aussterben der Grafen von Bogen die Vogtei an die Herzoge von Baiern gekommen war. In vertrauten Beziehungen zu diesen und zu dem König Ottokar von Böhmen, der bald siegreichen päpstlichen Partei angehörig, gelang es ihm, sein Stift zu hoher Blüthe zu bringen. Von seiner Thätigkeit und Umsicht zeugen die noch erhaltenen Aufzeichnungen über die Verhältnisse, Besitzungen und Einkünfte des Klosters, die Urkundenbücher, welche auch Landfrieden u. A. enthalten und darin seine wichtige politische Stellung erkennen lassen. Hierdurch wurde es ihm auch zur Nothwendigkeit, einen Ueberblick über die Geschichte zu erhalten; er ließ ältere Chroniken sammeln, ergänzte sie und fügte eine Darstellung der Zeitgeschichte hinzu, in welcher zusammenfassende Ueberblicke seine Hand erkennen lassen, während anderes nur in seinem Auftrag eingezeichnet sein mag. Natürlicher Weise steht die locale, vorzüglich baierische Geschichte ganz im Vordergrund; es ist aber auch nur zu bemerklich und für uns bedauerlich, daß er über die wichtigsten Gegenstände, wie namentlich die Thätigkeit des päpstlichen Agenten Albert Behaim, dem er doch nahe gestanden hatte, absichtlich Schweigen beobachtet. Die tieferen Gegensätze der Parteien berührt er nicht, und so werthvoll uns seine Mittheilungen sind, so wenig können sie uns doch ganz befriedigen. Nachdem H. 1273 auf seine Würde verzichtet hatte, starb er am 31. Juli 1275. Sein Geschichtswerk wurde viel benutzt und fand verschiedene Fortsetzer.

Ausg. von Jaffé, Mon. Germ. SS. XVII, 351—605. Neue Forts. ib. XXIV, 49. O. Lorenz, Geschichtsqu., I. 146, II. 336. Wichert im Neuen Archiv, I. 369—393. Braunmüller in den Verhandlungen des hist. Vereins von Niederbaiern, XIX. Heft 3. W. Wattenbach.

Hermann von Reichenau, genannt der Lahme (contractus), geb. 1013, † am 24. September 1054, ist eine der ansprechendsten und rührendsten Erscheinungen aus dem Kreise des mittelalterlichen Mönchthums. Ein Sohn des schwäbischen Grafen Wolveradt von Alshausen, wurde er 1020 im siebenten Lebensjahre der Schule in Reichenau am Bodensee übergeben und im 30. Jahre von dem ausgezeichneten Abt Berno (s. Bd. II. S. 467) als Benedictiner eingekleidet. Von Kindheit an war er gichtbrüchig, am Oberleibe verkrümmt, ohne den Gebrauch seiner Beine; er konnte ohne Hülfe seine Lage nicht verändern und kaum verständlich sprechen. Dennoch erwarb er sich nicht nur eine staunens-

werthe Gelehrsamkeit, sondern versammelte auch zahlreiche Schüler um sich, welche ihm mit größter Liebe zugethan waren. Wie seine Frömmigkeit, so wird auch seine milde Freundlichkeit und die Anmuth seiner Unterhaltung gerühmt. Gefeiert waren vorzüglich seine Kenntnisse in der Mathematik und Astronomie und es sind Werke von ihm darüber vorhanden; dem Charakter der Zeit entsprechend beschränken sie sich auf die Wiedergabe und Erläuterung älterer Ueberlieferung. Auch über Musik schrieb er und verfaßte selbst Sequenzen und Antiphonen; namentlich wird ihm ein Salve Regina zugeschrieben. Seine Gewandtheit im lateinischen Ausdruck, seine Geschicklichkeit in der Anwendung vielförmiger Versmaaße lernen wir aus dem längeren Gedicht „De octo vitiis principalibus“ kennen, welches, an Nonnen gerichtet, dieselben vor Versuchungen und Anfechtungen warnt und in schöner Weise Scherz und Anmuth mit sittlichem Ernst verbindet. Hermanns Bedeutung für die Gegenwart beruht auf seiner Chronik, welche die Weltgeschichte von Christi Geburt an in sorgfältiger Zusammenstellung aus zahlreichen Quellen vorführt, chronologisch geordnet, doch ohne den Versuch sachlicher Verknüpfung. Doch ist es fraglich, ob nicht einer jetzt verlorenen Vorlage, der sog. schwäbischen Weltchronik, das Hauptverdienst dabei zuzuschreiben ist. Unbestritten aber bleibt ihm der Schluß seiner Chronik, in welchem er, weit über den Umfang der früheren Abschnitte hinausgehend, die Zeitgeschichte von 1040 bis 1054 in klarer und zuverlässiger Darstellung berichtet, als die wesentlichste Quelle unserer Kenntniß dieser Zeit. Sein Schüler Bertold (s. Bd. II. S. 549) fügte nach dem Tode seines geliebten Lehrers ein mit vieler Wärme geschriebenes Lebensbild desselben hinzu und setzte sein Werk fort.

Hansjakob, Herimann der Lahme, Mainz 1875. Wattenbach, Geschichtsqu., II. 36—40. W. Wattenbach.

Hermann Amand, aus Neisse gebürtig, und der böhmischen Ordensprovinz der deutschen Franciscaner angehörig, war als Lector thätig, wurde auch zur Verwaltung seiner Ordensprovinz beigezogen, welcher er zeitweilig als Provinzial vorstand, und starb am 26. November 1700. Als Schriftsteller ist er durch folgende Werke bekannt: „Sol triplex in eodem universo i. e. universae philosophiae cursus integer trium solemnissimorum Doctorum, nempe magni Aurelii Augustini, lactei et melliflui Bernardi et subtilissimi Joannis Duns Scoti menti conformatus“, 1676. — „Theologia in quatuor libros Sententiarum“ 3 Voll., 1690—94. — „Ethica sacra scholastico-speculativa“, 1698.

Werner.

Hermann von Salzburg, Dichter, gewöhnlich der Mönch von Salzburg genannt; sein Vorname wird verschieden angegeben, in zwei Handschriften heißt er Johann, in einer dritten, die näheres über seine persönlichen Verhältnisse angibt, H. Er war Benedictinermönch in Salzburg zur Zeit des Erzbischofs Pilgrim († 1396), auf dessen Anregung er seine geistlichen Gedichte verfaßte, wobei er von einem Laienpriester Martin unterstützt wurde. Sie bestehen zum größten Theil in Verdeutschungen lateinischer Kirchenhymnen, deren oft sehr kunstvolle Formen er mit einer für seine Zeit bemerkenswerthen Gewandtheit wiedergibt. Einzelne, wie ein Dreikönigslied, sind dagegen originale Dichtungen und zeigen einen volksmäßigen Zug. Auch weltliche Lieder finden sich unter seinem Namen in den Handschriften: doch wird sein litterarisches Eigenthum noch genauer und schärfer auszusondern sein.

Ph. Wackernagel in seinem deutschen Kirchenlied 2, 409—455 gibt die vollständigste Sammlung aller unter dem Namen des Dichters überlieferten Gedichte: vgl. dazu Pfeiffer in den Altd. Blättern 2, 325 ff. Bartsch, Meisterlieder der Kolmarer Handschrift S. 184. K. Bartsch.

Hermann: Daniel H., Humanist, dritter Sohn des Bürgermeisters Andreas H., wurde zu Neidenburg in Ostpreußen wahrscheinlich 1543 geboren. Nachdem er den ersten Unterricht in seiner Vaterstadt genossen, zog er nach Königsberg und darauf durch den Ruf des großen Lehrers Johannes Sturm angelockt, nach Straßburg. Dort verbrachte er mehrere Jahre in eifriger Arbeit, da aber Straßburg noch nicht Universität war, zog er, um sich die äußeren Vortheile des Universitätsstudiums zu schaffen nach Königsberg zurück, das damals unter dem Rectorat des Georg Sabinus blühte. Erst als 1567 Straßburg zu einer Akademie erhoben wurde, kehrte er dorthin zurück und nach zweijährigen erfolgreichen Studien ging er nach Basel, wo er bis Ende 1569 blieb um nach kurzem Aufenthalt in Ingolstadt, seiner humanistischen Bildung in Wittenberg die letzte Feile anzulegen. Hier trat der durch seinen heiteren Charakter überall gefallende junge Dichter in Beziehungen zu Fabian, Burggrafen zu Dohna (dem Aelteren) und unternahm mit ihm eine geologische Studienreise durch die sächsischen Silberbrüche und durch Schlesien. Bald darauf erfolgte seine Uebersiedelung nach Wien und die durch den kaiserlichen Rath Caspar von Minkwitz vermittelte Anstellung als Secretär für die lateinische Correspondenz am kaiserlichen Hofe. Das Bittschriftenwesen und die militärischen Finanzen scheinen seine Branche gewesen zu sein. In Wien hat H. glückliche Jahre durchlebt; stets aber wahrte er sich die Zuneigung zu seiner Heimath, als 1578 die Stadt Danzig ihn aufforderte in ihre Dienste zu treten, zögerte er nicht, ihr Folge zu leisten. Es war dem glaubenstreuen Protestanten an dem streng katholischen Hofe Rudolf II. unheimlich geworden. So zog er denn im Auftrage Danzigs nach Polen um den russischen Feldzug Stephan Bathory's mitzumachen, wo es nöthig wäre die Interessen der Stadt wahrzunehmen, die Geldgeschäfte des Königs mit Danzig zu vermitteln und regelmäßige Berichte über den Verlauf des Krieges einzuschicken. Es war eine dornenvolle und gefährliche Aufgabe. H. zögerte jedoch nicht, und schon im Juli 1579 finden wir ihn in Kowno. Er hat die Kriegszüge dieses und des folgenden Jahres mitgemacht und über dieselben seiner Stadt eingehende Berichte zugesandt, die noch heute in den „Acta Internuntiorum“ zu Danzig im Rathsarchiv aufbewahrt werden und eine Quelle ersten Ranges für die Geschichte jenes Krieges sind. Die Berichte sind in hochdeutscher Sprache gehalten und zeichnen sich vor verwandten Acten durch Klarheit der Darstellung und Reinheit der Sprache aus. Das J. 1581 verbrachte H. in Danzig. Erst als der zweite Feldzug Bathory's fast beendigt war und durch Possevins Vermittlung die Friedensverhandlungen mit Rußland begonnen hatten, zog er wieder nach Wilna, und von dort eilte er nach Abschluß des Friedens von Zapolje nach Riga dem Könige voraus. Hier verlobte er sich mit Frau Ursula Kröger und trat mit Erlaubniß Danzigs in Rigaer Dienste. Von nun lebte er mit einer zeitweiligen Unterbrechung, in Riga, in mannichfachen Geschäften thätig. Namentlich trat er in Beziehung zum Kardinal Radziwil, dem polnischen Statthalter Livlands und zu Georg Fahrensbach. Nach wenigen Jahren jedoch wurde ihm die Stellung im Rath Radziwil's lästig; die polnischen Bedrückungen machten es einem deutsch und protestantisch gesinnten Manne kaum möglich, hier auszudauern. H. trat vom Staatsdienste zurück um ganz seiner litterarischen Thätigkeit zu leben. Am 29. Decbr. 1601 ist er gestorben und darauf in Riga bestattet worden. — In der Reihe der späteren Humanisten nimmt H. als lateinischer Dichter eine hervorragende Stellung ein. Eine vortrefflich ausgestattete Sammlung seiner Gedichte erschien, von der Wittwe veranstaltet 1614 in Riga unter dem Titel „Danielis Hermanni, Borussi. Secretarii regii Poemata academica, aulica, bellica“. Am meisten gelungen sind die poli-

tischen Lieder z. B. über das polnische Interregnum, über die Pariser Bluthochzeit, über die Flucht König Heinrichs III. von Warschau nach Paris. Das größte dieser Gedichte ist die Stephaneis, ein Fragment in 3 Büchern. Aus allen Dichtungen Hermanns spricht ein bedeutendes Darstellungstalent, leichte wenn auch nicht tiefgehende Auffassungsgabe, vor allem aber ein warmer patriotischer Sinn. Seine deutschen Gedichte sind nicht gesammelt worden und wol meist verloren.

Vgl. Recke-Napiersky, Schriftstellerlexikon und Riga'scher Almanach 1878.
Schiemann.

Hermann: David H., bedeutend auf dem Felde des siebenbürgisch-sächsischen (evang.) Kirchenrechts und der Kirchengeschichte, ist in Mediasch, im siebenbürgischen Sachsenland geboren. Sein Geburtsjahr und seine Jugendentwicklung sind nicht bekannt; in seiner Vaterstadt war er anfangs Rathsschreiber; 1648 wurde er Pfarrer in Arbegen, 1668 in Wurmloch, wo er 1682 starb. In diesen Stellen schrieb er „Annales ecclesiastici“, eine chronikartige Zusammenstellung der Geschichte der sächsischen Kirche von 1520—1659, die der Superintendent Lucas Graffius († 1736) bis 1703 fortsetzte. Beide haben handschriftlich große Verbreitung gefunden und Hermann's Wunsch bei der Abfassung seines Werkes: er thue es zum Wohl der Nachkommen, zur Anregung ähnlicher Studien, damit uns nicht der Vorwurf treffe: fremd im Vaterland — ist nicht ganz unerfüllt geblieben. In dem Titel seiner „Ruina Transsilvaniae“, die die Jahre 1645—1659 umfaßt, ist die Größe der Noth schon angedeutet, die er aus eigener Anschauung nicht ohne Pragmatik darstellt; sie hat durch den Mühlbächer Stadtpfarrer Andreas Gunesch († 1703) eine Ergänzung gefunden. In derselben Weise wie die Geschichte seiner Kirche hat H. in den „Annales rerum politicarum in Transsilvania“ die politische Geschichte des Landes von 1520—1655 zusammengestellt und eine Schilderung der Verwüstung Hermannstadts durch Gabriel Bathori hinterlassen. Zwei seiner Handschriftenbände bewahren im Wesentlichen die Synodalverhandlungen seiner und der früheren Zeit auf. Das bedeutendste Werk neben seinen kirchlichen Jahrbüchern ist jedoch seine (handschriftliche) „Jurisprudentia ecclesiastica seu fundamenta jurisdictionis ecclesiasticae Saxonum in Transsilvania“, ein Werk, dem Carpzov als Vorbild vorschwebt, und das, wenn auch Manches in rein doctrinärer Weise aus dem gemeinen deutschen Kirchenrecht heranziehend, eine überaus reiche Quelle für die Kenntniß kirchenrechtlicher Lehre und Uebung in der sächsisch-evangelischen Landeskirche Siebenbürgens im 17. Jahrhundert ist. Vermehrung der Rechtskenntniß wollte H. auch durch seine lateinische Uebersetzung des (ungarischen) Approbalgesetzbuchs Siebenbürgens unter seinen Volks- und Kirchengenossen fördern. Im Druck erschienen (Herbornae Nassoviorum 1656) ist von ihm während seines Lebens blos sein lateinisches „Freisinniges Urtheil“ gegen den von Israel Hübner für 1666 angesetzten jüngsten Tag.

Seivert und Trausch, Schriftstellerlexikon der Siebenbürger Deutschen. 2. Band, Kronstadt 1870.
G. D. Teutsch.

Hermann: Franz Rudolph H., Schriftsteller, geb. zu Wien 1787, gestorben zu Breslau am 8. April 1823. Privatgelehrter und Herausgeber verschiedener schöngeistiger Schriften, über dessen näheres Leben nichts bekannt geworden ist. Er besaß die philosophische Doctorwürde und schrieb eine dramatische Bearbeitung der Nibelungen in 3 Theilen, 1819 ff.; „Rittersinn und Frauenliebe. Erzählungen und Sagen“, 1820; „Ideen über das antike, romanische und deutsche Schauspiel, 1820; „Karlsbrunn. Ein Gedicht“, 1820.

Das Taschenbuch „Urania" und der „Gesellschafter" von Gubitz und noch andere Zeitschriften enthalten Arbeiten von ihm.

Vgl. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Bd. 8. S. 390. K.

Hermann: Franz Jakob H., verdienter schweizerischer Geschichtsforscher und Förderer gemeinnütziger Bestrebungen. — Geboren am 23. April 1717 in Solothurn, der Sohn eines aus Buesweiler im Elsaß eingewanderten Tischlers, verlor H. früh seinen Vater und wurde von der Mutter schlicht und fromm erzogen. Seine Bildung empfing er am Jesuitencollegium der Vaterstadt. Als er 1740 Priester und Kaplan am Collegiatstifte St. Urs und Victor daselbst geworden, war es sein unablässiges Bestreben, Bahn zu brechen für die Ideen der Neuzeit zur Förderung der Bildung und alles Guten und Gemeinnützigen in seiner Vaterstadt. Er ward 1761 der Gründer und langjährige Secretär einer ökonomischen Gesellschaft, welche sich mit Verbesserung der Landwirthschaft und Industrie, mit Volkshygieine und Reorganisation des Schulwesens beschäftigte und als eigentliches Organ zur Umgestaltung des gesammten Kulturlebens in Stadt und Kanton thätig war, welche auch außer der Schweiz bis nach St. Petersburg durch Diplome und Correspondenz Anerkennung fand. In gleichem Sinne war H. 1761 einer der Begründer der helvetischen Gesellschaft in Schinznach, in der sich die Männer einer neuen Zeit aus der ganzen Schweiz vereinigten und an die Bodmer, Geßner, Hirzel, Zellweger ꝛc. als Freunde und Ehrenmitglieder, aus Deutschland Pfeffel, Hofrath Schlosser, Lerse, Fichte und viele Andere sich anschlossen. Im J. 1763 ward H. der Schöpfer der solothurnischen Stadtbibliothek; er gab seine eigene Büchersammlung als erste Grundlage, er stöberte aus staubigen Winkeln alte werthvolle Schriften auf, er veranlaßte bedeutende Bücherschenkungen, er sammelte ein Münz- und Medaillencabinet und war bis zum Tode der unermüdlich fleißige Bibliothekar. Sogar eine Theatergesellschaft wußte der nach allen Seiten hin thätige Mann ins Leben zu rufen und für dieselbe dichtete er sein Drama „Das großmüthige und befreite Solothurn" (Solothurn 1755), Scenen aus der vaterländischen Geschichte in meistens ächt dramatischer Gestaltung und edler, schöner Sprache. Damit verband H. ernste historische Studien. Er gedachte eine auf streng quellenmäßige Forschung fußende Geschichte der Stadt und des Kantons Solothurn, ebenso eine Reformationsgeschichte der Schweiz zu verfassen; allein wenn auch die Ausführung seines Planes nicht über eine in Manuscript vorhandene reichhaltige Materialiensammlung und seine volksthümliche Darstellung der „Vaterländischen Geschichte der Stadt und Landschaft Solothurn" (bis zum J. 1348) im Solothurner Kalender 1778—1788 gediehen ist, so hat er doch auch hierin wieder Bahn gebrochen und dem von ihm für Geschichtsstudien angeregten jüngeren Freunde, dem verdienstvollen Forscher Joseph Lüthy, ein geistiges Erbe zum Weiterbau hinterlassen. Ueberhaupt hatte H. gegen das Ende seines Lebens die Freude, von ihm herangezogene junge Männer zu einer litterarischen Verbindung zu vereinigen, die eifrig sich mit der neuauflebenden deutschen Litteratur beschäftigte und in dem Solothurner Wochenblatt seit 1786 die ersten Ergebnisse ihrer Muße niederlegte. So war H. alt geworden, in seinem äußeren Leben einfach und anspruchslos — er hatte es nicht weiter als 1761 zum Cantor an seinem Stifte gebracht — aber ein Mann von reichem geistigen Wesen, von reicher Wirksamkeit in beschränktem Kreise. H. starb am 18. December 1786; er hinterließ an baarem Vermögen einen Neuthaler, alles Andere hatte er für seine Armen und für seine Bücher verwendet.

L. Glutz-Hartmann, Die Stadtbibliothek. Ein Stück solothurnischer Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Mit Hermanns Bildniß. Solothurn 1879. Fiala.

Hermann: Friedrich Wilhelm H., verdienter Schulmann und fruchtbarer Schriftsteller, geb. am 28. Juni 1775 in Mittweida, † am 17. Januar 1819 in Lübeck. Sein Leben, bis ins Mannesalter hinein, war ein beständiger Kampf gegen die drückendsten Verhältnisse, aber zugleich die Entfaltung seltener Begabung und Energie. Der Vater, ein verabschiedeter Soldat aus dem siebenjährigen Kriege, fand nach mehrjährigem Umherziehen endlich eine kümmerliche Versorgung als Thorschreiber zu Naumburg, wo der bisher aus einer Winkelschule in die andere übergegangene, aufs Härteste behandelte Knabe in der gelehrten Schule bessere Eindrücke und den ersten, nachhaltigen Impuls zu geistigem Streben erhielt. Aber, um sich die nöthigsten Lehrmittel zu verschaffen, mußte der zehnjährige Knabe Unterricht ertheilen, anfänglich für 1 Pfennig, nachher für 5 Pfennige pro Stunde. Siebenzehnjährig bezog er, als Student der Theologie, die Universität Leipzig, wo er ebenfalls auf Selbsthülfe angewiesen war und aus Noth seine, theils ästhetische, theils politische und wissenschaftliche, schriftstellerische Thätigkeit begann, daneben aber, besonders des Nachts, den Studien aufs Eifrigste oblag, neben seinem Fache namentlich Philologie und Geschichte mit Geographie fleißig cultivirend. Diese Anstrengungen legten den Grund zu der Krankheit, welche seine Lebenstage gekürzt hat. Nachdem er 1798 promovirt hatte, wurde er im folgenden Jahre als Conrector zu Lübben angestellt, aber sehr schlecht salarirt. Durch seine Mitarbeit an verschiedenen gelehrten Zeitschriften, auch durch populäre Schriften (z. B. seine aus 6 Theilen bestehende „Moralische Kinderbibliothek") erwarb er sich, neben materiellen Vortheilen, vielseitige Anerkennung, ward z. B. hochfürstlich Schwarzburg-Rudolstädtischer Hofrath, auch Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. Damals trat er mit dem Herausgeber der „Minerva", v. Archenholz zu Hamburg, in nähere Beziehung und ließ sich verleiten, 1805 dorthin überzusiedeln, um fortan diese Zeitschrift zu redigiren. In jeder Hinsicht getäuscht und in die mißlichste Lage versetzt, verlebte er dort mit seiner Familie „das schrecklichste Jahr seines Lebens". Der Director des Johanneums, in welchem er Hülfsstunden gab, Dr. Gurlitt, empfahl ihn dem Senate zu Lübeck, dessen Gymnasium neu organisirt werden sollte. Hier wurde er, den 6. Juli 1806, zugleich mit dem kurz zuvor berufenen Director Dr. Mosche, als Professor eingeführt. Diese zwei innig befreundeten Männer brachten die Schule zu hoher Blüthe. H. genoß ungewöhnliche Verehrung und Liebe in den weitesten Kreisen (u. A. als Meister der Loge zum Füllhorn). Auch hier veröffentlichte er mehrere Bücher geschichtlichen und geographischen Inhalts, sowie eine Schulausgabe des Eutrop ꝛc., außerdem im J. 1809 sein in echt deutschem, ernst sittlichem Geiste geschriebenes: „Der Nationen Fall". Später trat er, als Mitglied des „Tugendbundes" mit vielen bedeutenden Männern der Zeit in persönliche Verbindung; selbst von der Königin Luise erhielt er ein Schreiben. Beim Beginn der deutschen Erhebung forderte er in zahlreicher Versammlung die Jugend aller Stände auf, sich für den Dienst des Vaterlandes einzeichnen zu lassen; und beim Auszuge des Freicorps sprach er auf offenem Markte zündende Worte. Damals wurden auch seine patriotischen Lieder viel gesungen. Als nach kurzem Freiheitstraume im Frühjahr 1813 die Franzosen zum zweiten Mal in Lübeck einrückten, mußte H., um dem gewissen Tode zu entgehen, nach Mecklenburg flüchten, wo er sieben Monate weilte und zugleich für seine untergrabene Gesundheit Heilung suchte. Im J. 1815 schrieb er eines seiner größten und gehaltvollsten Werke: „Ueber die Seeräuber im Mittelmeer und ihre Vertilgung. Ein Völkerwunsch an den erlauchten Congreß in Wien. Mit historischen und statistischen Erläuterungen" (Lübeck gr. 8. 438 S.), und im folgenden Jahre: „Appel aux puissances de l'Europe pour faire cesser les pirateries etc." (Bremen 8. 127 S.). Ein harter Schlag traf ihn durch den unerwarteten Tod

des Director Mosche (1815). Wiederholt erhielt er ehrenvolle Berufungen nach auswärts, welche er aber sowol im Blicke auf seine gebrochene Lebenskraft als aus Anhänglichkeit an seinen gegenwärtigen Wirkungskreis ablehnte. Mit gewohnter Treue und Lebendigkeit erfüllte er seine Berufspflichten, zu welchen auch die Verwaltung der Stadtbibliothek gehörte, bis kurz vor seinem plötzlich eintretenden Ende. A. Michelsen.

Hermann: Friedrich Benedict Wilhelm H., Nationalökonom und Statistiker. Geboren am 5. December 1795 in der damals reichsfreien Stadt Dinkelsbühl, wo sein Vater Subalternbeamter war; gest. am 23. Novbr. 1868 zu München. Es gibt Männer, welche im siegreichen Kampfe gegen äußere Hindernisse sich selbst die Wege ebnen und kraft ihres Geistes das von ihnen betretene Gebiet mit neuen, großen Ideen befruchten; zu diesen Männern gehört H., welcher auch in äußerer Lebensstellung vom schlichten Lehrer einer Privatanstalt zu hohen Staatsämtern emporstieg. H. war anfänglich als Gehilfe in einer Rechnungskanzlei verwendet, erwarb sich indeß später in Erlangen humanistische Bildung, trieb dort und in Würzburg mathematische und kameralistische Studien, leitete 1817 in Nürnberg eine Privaterziehungsanstalt, wurde 1821 Lehrer der Mathematik in Erlangen und habilitirte sich dort als Docent der Cameralwissenschaft. 1825 zum Mathematikprofessor am Gymnasium und der polytechnischen Schule in Nürnberg ernannt, gab er 1826 ein Lehrbuch der Algebra und Arithmetik heraus, welches 1845 verbessert aufgelegt wurde. Am 25. October 1827 erfolgte seine Berufung an die neuerrichtete polytechnische Schule in München, am 31. desselben Monats zugleich an die dortige Universität als außerordentlicher Professor. Seine Nominalfächer waren Technologie und Staatswirthschaft (Nationalökonomie sammt Wirthschaftspolizei und Finanzwissenschaft), außerdem las er während vieler Jahre Polizeiwissenschaft und Statistik, auch Geschichte und Litteratur der politischen Oekonomie nebst politischer Arithmetik und veröffentlichte 1832 seine epochemachenden „Staatswirthschaftlichen Untersuchungen“, welche die Grundlehren der Nationalökonomie in acht Kapiteln einer tiefgehenden, scharfsinnigen Erörterung unterstellen. Im September 1833 rückte H. zum ordentlichen Professor vor; zwei Jahre später wurde er Mitglied der Münchener Akademie der Wissenschaften, deren „gelehrte Anzeigen“ er von 1835—1847 mit einer Reihe gediegener Aufsätze — meist Recensionen — versah. Am 2. Juni 1837 trat er in den obersten Kirchen- und Schulrath und unternahm seitdem als Inspector der technischen Lehranstalten mehrfache Dienstreisen; 1839 besuchte er im Auftrage der Regierung die Pariser Weltausstellung und lieferte in seinem Buche „Die Industrie-Ausstellung zu Paris 1839“ ein getreues Bild von dem, was er auf dieser und früheren Ausstellungen mit prüfendem Auge gesehen und beobachtet. Nach ihm hat sich nie mehr ein Einzelner an die Durcharbeitung eines solchen Riesenstoffes gewagt. In demselben Jahre wurde dem mit stählerner Arbeitskraft versehenen Manne ein weiteres Feld der Thätigkeit eröffnet, indem er am 6. August die Leitung des statistischen Bureaus erhielt, als dessen Vorstand H. in dem Zeitraume von 1850—1867 jene werthvollen „Beiträge zur Statistik des Königreichs Baiern“ herausgab, welche hauptsächlich die Bewegung der Bevölkerung darstellen und mit ungewöhnlicher Gründlichkeit gearbeitet, ein beredtes Zeugniß liefern für die hohe Entfaltung, welche jener Wissenszweig in Baiern durch ihn erfahren. Deshalb war aber auch H. mit seinem klaren, praktischen Verstande hochgeschätzt bei den statistischen Congressen, welche er gerne besuchte. Seine Beförderung zum Rath im Staatsministerium des Innern erfolgte unterm 13. Januar 1845; am 19. Juni 1849 wurde er in dieser Eigenschaft — muthmaßlich wegen seiner später zu berührenden Haltung in der deutschen constituirenden Nationalversammlung zu Frankfurt — auf Ansuchen in den zeitlichen Ruhestand versetzt, jedoch am 9. September 1850 als Finanzministerialrath reactivirt

1851 wurde er als Zollvereinsbevollmächtigter zur internationalen Ausstellung nach London abgeordnet. Im gleichen Jahre sandte ihn die baierische Regierung als Sachverständigen zu den Handelscongressen, welche im Juni zu Dresden und Anfangs October zu Frankfurt tagten. Auf letzterem führte H. den Vorsitz. Im Herbste 1852 vertrat er Baiern auf der Wiener Zollconferenz, welche von den Staaten der Darmstädter Coalition (Baiern, Württemberg, Sachsen, Baden, den beiden Hessen und Nassau) beschickt und von Buol-Schauenstein am 30. Octbr. feierlich eröffnet wurde. Mit Aufgebot seiner ganzen Kraft wirkte er bei diesen Berathungen für das Zustandekommen einer allgemeinen deutschen Zoll- und Handels-Einigung, welche jedoch hauptsächlich an dem Antagonismus der beiden Großmächte scheiterte. Bereits 1850 hatte H. deshalb in der Beilage zur Augsburger Allg. Zeitung einen längeren Aufsatz „Der deutsch-österreichische Handelsbund" veröffentlicht. 1854 war er bei der deutschen Industrieausstellung zu München mit dem Vorsitze in der Beurtheilungscommission, 1855 bei der Pariser Ausstellung mit dem Amte eines Preisrichters betraut, zu welchen Thätigkeiten H. vermöge seiner umfassenden technologischen Kenntnisse, welche er auf seinen Reisen sehr erweitert hatte, besondere Befähigung besaß. Katalog und Commissionsbericht der Münchener Exposition sind nach seinen Anleitungen, letzterer theilweise von ihm selbst bearbeitet. Unterm 20. Februar 1855 wurde H. Staatsrath i. o. D. und Vorstand der einer Auffrischung bedürftigen Generalbergwerk- und Salinen-Administration, blieb jedoch nebenbei im Wintersemester als akademischer Lehrer thätig. Daß es einem Manne wie H. an Ordensauszeichnungen nicht fehlte, bedarf kaum der Erwähnung und soll hier nur des baierischen Maximiliansordens für Kunst und Wissenschaft und des preußischen Ordenskreuzes pour le mérite gedacht werden. Am 20. November 1868 befiel H., welcher früher nie ernstlich krank gewesen und leichtes Unwohlsein nie beachtet hatte, eine heftige Lungenentzündung. Aus schwerer Ohnmacht erwacht, erkannte er sofort die Unmöglichkeit einer Rettung, rief die Seinigen ans Lager und trank mit perlendem Weine den Abschiedstrunk; dann nahm er das Manuscript zur neuen Auflage seiner „Untersuchungen" zur Hand; sie zu fördern galt ihm als letzte, als höchste Aufgabe, und so dictirte er Stunde für Stunde seinem (jüngstverstorbenen) Sohne bis die Kräfte schwanden. Am Morgen des 23. November starb er. — H. ist einer der größten Denker, welche die deutsche Nationalökonomie aufzuweisen vermag; er hat auf die selbständige Gestaltung und Durchbildung, welche die Ad. Smith'sche Lehre im zweiten Drittheile dieses Jahrhunderts in Deutschland gefunden, mit Rau, Nebenius, Thünen einen hervorragenden Einfluß geübt. Indem er selbst sich als Schüler Ad. Smith's bezeichnet, besteht wol unter allen Nationalökonomen des Festlandes zwischen ihm und dem großen Briten die meiste Geistesverwandtschaft. Der hohe Werth seiner Arbeiten liegt in der Schärfe, womit er die Vorgänge im ökonomischen Leben beobachtete, in der Gründlichkeit, womit er die Gesetze der Volks- und Staatswirthschaft erforschte, in der Sicherheit, womit er die von ihm festgestellten Begriffe analysirte, in den neuen Gesichtspunkten, womit er in einzelnen Fragen hervortrat. Nach seinem Bildungsgange stand H. dem juristischen Studium ferne, was sich bei Behandlung einzelner Disciplinen bemerkbar macht, und wol mit Unrecht steht ihm der ausübende Beamte weder „an Umfang der Kenntnisse noch an Bemühungen über dem Landbauer". Von Haus aus Mathematiker liebte er die scharfkantige Analyse, das Rechnen mit Begriffen. Sein Stil ist deshalb etwas trocken, seine Darstellungsweise abstrakt. Das Verständniß seiner Schriften erheischt zu viele Anstrengung, als daß er ein Schriftsteller für das große Publikum hätte werden können. Hermanns Hauptwerk sind die erwähnten „Untersuchungen", welche nach des Verfassers Tode von dessen Schwiegersohn, Ministerialrath Dr. Mayr und Prof.

Dr. v. Helferich 1870 in zehn Abschnitten nach des Verfassers Manuscript um das Doppelte vermehrt herausgegeben wurden und eine Fülle der wichtigsten, durch eigenes Nachdenken gewonnenen Ergebnisse bergen. Dazu gehören namentlich die mit besonderer Vorliebe bearbeitete Preislehre, in der H. unter allen Nationalökonomen der Neuzeit das Bedeutendste geleistet; die sorgfältige klare Behandlung des Abschnittes vom Einkommen, besonders die Berichtigung der Begriffe ursprüngliches und abgeleitetes Einkommen; dazu gehören seine zum Theil ganz neuen Ausführungen über die Entstehungsweise der Kapitale und seine von strenger Wissenschaftlichkeit durchdrungene Theorie über den Güterverbrauch in Bezug auf die Volkswirthschaft im Ganzen, wobei er unter Anderem logisch scharf darlegt, daß aus Kapitalsvermehrung durch Ersparnisse dem Ganzen immer Nutzen erwachse. Das Capitel „Die Arbeit als Element der Güterproduction" gibt H. Anlaß, sich in eingehender Weise über den Schulunterricht auszusprechen. Er bezeichnet „die sogenannte allgemeine Bildung als ein deutsches Leiden, das schon in der Volksschule grassirt". Man wähle den Lehrstoff zu allgemein, wie wenn lauter künftige Rentner zu erziehen wären. Die Hauptsache bleibe die Concentration und die Uebung der Kraft beim Lernen, da man Arbeiten am besten durch Arbeit lerne. In der ökonomischen oder Wirthschaftspolitik hob H. zuerst das Walten des Gemeinsinns als eines selbstständigen Triebes hervor; hat jedoch leider dieselbe nicht systematisch bearbeitet; indeß finden wir in einzelnen Abhandlungen und nebenbei in seinen „Untersuchungen" sehr wichtige Aufschlüsse und Mittheilungen über Steuer- und Gewerbewesen, über Colonisation, Grundentlastung und Güterzertrümmerung. Seine im ersten Bande des Rau'schen Archivs enthaltene Abhandlung über den gegenwärtigen Zustand des Münzwesens in Deutschland ist eine Leistung von hervorragender Bedeutung. Schon damals (1835) machte er den Vorschlag als einzige Hauptmünze den preußischen Thaler zu prägen und übte durch seine Arbeit Einfluß auf die späteren Münzconventionen. In der socialen Frage betont er die nationale Arbeitskraft, vertritt das Recht des Kapitals als eines selbständigen Factors bei der Production, nicht minder aber das Recht des Arbeiters auf freie Selbstbestimmung. Beim auswärtigen Handelsverkehr neigt sich H. auf Seite der gemäßigten Schutzzöllner, erblickt in dem „offenen Verkehre mit dem Auslande bei angemessenem Schutze der einheimischen Betriebsamkeit ein werthvolles System", billigt das auf vernünftigen Grundsatz gebaute Schutzzollsystem des Zollvereins und reiht hieran die Bemerkung: Zum Erstenmale in der Geschichte sind hier deutsche Fürsten zusammengetreten zu gemeinsamer Garantie der materiellen Interessen ihrer Unterthanen; zum Erstenmale ist dem Deutschen in seinem Lande der Vorzug vor dem Auslande eingeräumt worden (Münch. gel. Anz., Bd. 25 S. 567). Diese das politische Gebiet streifende Aeußerung führt zur Besprechung der politischen Thätigkeit, welche H. im Jahre 1848 begann. Von der Stadt München zur deutschen constituirenden Nationalversammlung gewählt, schloß er sich in Frankfurt der Partei des Württemberger Hofes an und gehörte zu den Führern des linken Centrums, mit dem er auch in allen wichtigeren Fragen stimmte, so für Abschaffung des Adels, für bloßes Suspensiv-Veto des Reichsoberhauptes, für Anerkennung der Volkssouveränität in der Reichsverfassung, für deren Vollzug durch die Centralgewalt 2c. Er wurde am 31. Juli 1848 und wiederholt am 7. Sept. zum zweiten Vicepräsidenten gewählt, war längere Zeit Vorsitzender der ersten, dann der sechsten Abtheilung, auch Mitglied einiger Ausschüsse, namentlich jenes für Volkswirthschaft, und verfocht in demselben eine theilweise Autonomie der Einzelstaaten in Bezug auf Ansässigmachung und Gewerbbetrieb, welche Ansicht er auch im Plenum vertrat. — Nach Verwerfung des Malmöer Waffenstillstandes (5. Sept.) vom Reichsverweser mit Bildung eines Ministeriums an Stelle

des abgetretenen Schmerling'schen beauftragt, gelang es ihm nicht ein solches zu Stande zu bringen; seine Rede vom 14. September (Stenograph. Ber. Bd. III, S. 2085), die er unter Entwickelung seines Programmes in der ihm eignen dialektischen Art hielt, ist von den gemäßigten Parteien des Hauses ungünstig beurtheilt worden. Wie er in der deutschen Frage dachte, hat er scharf und bestimmt in dem Satze ausgesprochen, welchen er in das Parlamentsalbum (S. 156) schrieb: „Kein Deutschland ohne Oesterreich! Je spröder es sich jetzt zurückzieht, desto mehr sollte man auf Mittel denken, es beizuziehen und bei Deutschland zu erhalten; die gerühmte Einigung ohne Oesterreich macht nicht einmal ein kleines Deutschland, nur ein größeres Preußen!" Als die Oberhauptfrage immer näher rückte, organisirte er, um Oesterreichs Ausschluß hintanzuhalten, im Februar 1849 mit Heckscher, Sommaruga, Welcker die großdeutsche Partei, wurde Mitglied des sogen. großdeutschen Verfassungsausschusses und machte am 23. Februar mit beiden Erstgenannten die vergebliche Reise nach Olmütz, um dort über die vorläufigen Verbesserungsanträge zur Reichsverfassung zu unterhandeln. Anfangs März kehrte er über Wien zurück und entwickelte in der großen Debatte über den bekannten Welcker'schen Antrag vom 12. März am 17. desselben Monats seine damals völlig unbeachtet gebliebene Lieblingsidee einer Zolleinigung mit Oesterreich. Als später Mitte Mai auch seine letzte parlamentarische Bemühung scheiterte, entgegen den radikalen Anträgen der Linken die Gewalt des Reichsoberhauptes provisorisch dem Reichsverweser zu übertragen, welchen Vorschlag er in den Clubbs warm vertrat, im Plenum aber wegen mangelnder Aussicht auf Erfolg wieder zurückzog —, da verließ er am 19. Mai Frankfurt, und nahm während der Wahlperiode 1849—1855 als Abgeordneter des Bezirks Lindau seinen Sitz in der baierischen Kammer, welche am 8. September 1849 eröffnet wurde. H. war dort in mehreren Ausschüssen thätig, verfaßte namentlich als Berichterstatter des Steuerausschusses mehrere Referate über einzelne Gegenstände des Staatshaushaltes, betheiligte sich an den Berathungen über wirthschaftliche Fragen, sprach u. A. für bäuerliche Erbgüter und stimmte gegen den die Emancipation der Juden bezweckenden Gesetzentwurf, stand jedoch im Uebrigen auf Seite der liberalen Mehrheit des Hauses. In diese Zeit fällt das Erscheinen einer im großdeutschen Sinne gehaltenen Brochüre „Die Reichsverfassung und die Grundrechte", in der er besonders vom ökonomischen Standpunkte Oesterreichs Ausschluß bekämpfte; denn abgesehen davon, daß dessen Beitritt schon wegen des Gewichtes der Stimmen im Volkshause für Baiern eine Lebensfrage bilde, so sei für letzteres ein Hauptzielpunkt bei dem Verlangen nach Einigung, daß es mit seinem nächsten Nachbar zu gedeihlicherer Verbindung gelange. Nach dem Jahre 1855 schied H. aus dem politischen Leben und widmete sich ausschließlich seinen wissenschaftlichen und Berufsaufgaben. Die äußere Erscheinung Hermanns erinnerte an den Gelehrten. Das von langen Haaren umflossene Antlitz war wie aus Stein gemeißelt, die strengen Züge, die markirten Gesichtslinien verriethen den großen Denker. Bis an sein Ende bewahrte er die geistige Frische der Jugend, mit der er als Lehrer stets in Berührung geblieben, von ihr hochgeehrt als Großmeister des Wissens. — Der zweiten Auflage der staatswirthschaftlichen Untersuchungen ist ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften beigegeben.

Jul. Kautz, Die geschichtl. Entw. der Nationalökonomie u. ihre Litteratur, S. 614, 633 ff. — Roscher, Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland, S. 860 ff. — Helferich im 34. Jahrg. der Tüb. Ztschr. für gesammte Staatswissenschaft, S. 638. — Laube, Das erste deutsche Parlament, II. 216, 227; III. 359. — Haym, Die deutsche Nationalversammlung. — Wigard, Steno-

graphische Ber. über die Verhandl. der constit. Nationalversammlung in Frankfurt, Bd. I. III. 2058, VIII. 5813, 6523. — Verhandl. der baier. K. d. Abgeordneten 1849/50, 1851/52, 1853/55. Eisenhart.

Hermann: Johann Gottfried Jakob H., einer der hervorragendsten Philologen Deutschlands, wurde am 28. November 1772 in Leipzig, wo sein Vater Senior des Schöppenstuhles war, geboren. Ein körperlich schwächlicher, aber äußerst lebhafter und wilder, ja trotziger Knabe, zeigte er anfangs eine entschiedene Abneigung gegen alles Stillsitzen und Lernen, bis er in seinem zwölften Lebensjahre in dem späteren Rector der Schulpforta, Karl David Ilgen, einen Lehrer erhielt, der den wilden Jungen ebenso sehr durch seine Persönlichkeit wie durch die der Individualität des Schülers angemessene eigenthümliche Methode des Unterrichts zu zähmen und seine Trägheit in regen Eifer für das Lernen umzuwandeln wußte. Ilgen las mit dem Knaben binnen zwei Jahren im Griechischen nur zwei Capitel der Memorabilien des Xenophon und die vier ersten Bücher der Ilias, die er ihm in eingehendster Weise erklärte; als er aber bemerkte, daß der Schüler besondere Freude an der griechischen Litteratur hatte, schenkte er ihm die von C. Ludw. Köhler besorgte Ausgabe des Homerischen Hymnus an Apollon und veranlaßte ihn Bemerkungen dazu zu schreiben, um die Irrthümer dieses unfähigen Herausgebers zu verbessern, eine Arbeit, durch die der Schüler von selbst zur eindringenden Beschäftigung mit den übrigen Homerischen Hymnen geführt wurde. Nachdem er zwei Jahre lang den Unterricht Ilgen's genossen hatte, bezog er 1786 die Universität seiner Vaterstadt, um sich, dem Wunsche seines Vaters gemäß, dem Studium der Jurisprudenz zu widmen. Bald aber überwog die Neigung für das classische Alterthum, deren Keime durch Ilgen's Unterricht in ihm entwickelt worden waren, über alle äußeren Rücksichten; er wandte sich hauptsächlich unter der Führung des Professors der Poesie und Beredtsamkeit an der Universität Leipzig, Friedrich Wolfgang Reiz, den H. sein ganzes Leben lang mit seltener Pietät als den Lehrer, dem er alles, was er geworden, verdanke, verehrt hat, der classischen Philologie zu. Reiz war es, der seine Studien insbesondere auf die antike Metrik lenkte und ihm dafür wie für andere Dinge Richard Bentley als Meister und Vorbild darstellte. Den Einfluß, den dieser sein Lehrer auf seine Methode des Arbeitens und Forschens geübt hat, charakterisirte H. selbst später dahin, daß er jenem besonders zweierlei verdanke: einmal daß er nicht viele Schriftsteller auf einmal, sondern jeweilig nur einen gelesen, sodann daß er sich gewöhnt habe nichts auf Treu und Glauben hinzunehmen, sondern nach den Gründen jeder Sache zu forschen. Außerdem ist besonders das Studium der Kant'schen Philosophie, zu welchem er in Leipzig durch einen zufälligen Anlaß geführt worden war und dem zu Liebe er dann ein Semester lang (1793/94) die Universität Jena besuchte, um Reinhold's Vorlesungen zu hören, auf Hermanns wissenschaftliche Methode, namentlich auf seine Behandlung der Grammatik und Metrik, von Einfluß gewesen. Am 18. October 1794 habilitirte sich H., nachdem er schon am 19. December 1790 sich die Magisterwürde in Leipzig erworben und 1793 eine rechtsphilosophische Abhandlung „De fundamento iuris puniendi“ veröffentlicht hatte, als Privatdocent bei der philosophischen Facultät der Universität Leipzig durch Vertheidigung seiner Abhandlung „De poeseos generibus“, welche neben deutlichem Einfluß der Schriften Kant's und der Vorlesungen des Leipziger Aesthetikers Ernst Platner doch schon entschiedene Selbständigkeit der Auffassung und Begriffsbestimmung und eine ausgebreitete Belesenheit erkennen läßt. Mit dem Sommersemester 1795 eröffnete er seine akademische Lehrthätigkeit durch Vorlesungen über Kant's Kritik der Urtheilskraft und über Sophokles' Antigone; aber schon vom nächsten Semester ab las er, abgesehen von der Leitung lateinischer Disputationen über philosophische

Gegenstände, ausschließlich über philologische Disciplinen. Im J. 1797 erhielt er in Anerkennung der bedeutenden Erfolge seiner Lehrthätigkeit eine außerordentliche Professur, die er am 28. März 1798 mit einer Gedächtnißrede auf Fr. W. Reiz öffentlich antrat. Bald darauf begründete er, um einen engeren Kreis von Studirenden zur selbständigen Beschäftigung mit den griechischen Schriftstellern und zum eindringenderen Verständniß derselben anzuleiten, eine „griechische Gesellschaft", aus deren von ihm bis zu seinem Lebensende mit Liebe und Aufopferung geleiteten Uebungen eine stattliche Anzahl von Philologen deutscher Zunge einen reichen Gewinn an Kenntnissen und methodischer Schulung davon getragen hat. Daneben leitete er seit dem J. 1834 an dem damals als Staatsinstitut eingerichteten philologischen Seminar die griechischen Interpretationsübungen, während die Leitung der lateinischen seinem jüngeren Collegen Reinhold Klotz zugefallen war. — Bereits im J. 1803 wurde H., nachdem er 1802 den an ihn ergangenen ehrenvollen Ruf zum Rectorate der Schulpforta abgelehnt hatte, zum ordentlichen Professor in der philosophischen Facultät mit dem Titel und den Obliegenheiten als Professor eloquentiae ernannt, wobei er, der an der Universität Leipzig bestehenden Sitte gemäß, zum Behuf des Eintritts in die Facultät eine von ihm verfaßte Abhandlung „De differentia prosae et poeticae orationis" öffentlich vertheidigte. Am 29. September desselben Jahres vermählte er sich mit Christiane Wilhelmine Schwägrichen, mit welcher er über 37 Jahre lang in glücklicher Ehe gelebt hat. Im J. 1809 wurde ihm neben der Professur der Beredtsamkeit auch die der Poesie übertragen. Als ächter professor poeseos et eloquentiae hat er, Tausende von Schülern mit beredtem Munde in das Verständniß der antiken Poesie nach Form und Inhalt einführend, als Meister besonders der lateinischen Darstellung bei jeder Veranlassung in würdigster Weise schriftlich und mündlich für die Universität, der er mit voller Seele angehörte, das Wort führend, gewirkt bis wenige Wochen vor seinem am 31. December 1848 erfolgten Tode, hochgeachtet von seinen Vorgesetzten, Collegen und Mitbürgern, mit verehrungsvoller Anhänglichkeit geliebt von seinen Schülern und Freunden, von seinen Fachgenossen bei verschiedenen Gelegenheiten als Meister ihrer Wissenschaft, als Fürst der Kritiker gefeiert. Wol hat er mit einigen seiner Fachgenossen, vor Allen mit demjenigen, der ihm in vollster Ebenbürtigkeit gegenüberstand, mit August Boeckh und mit dessen bedeutendstem Schüler, Otfried Müller, längere Zeit hindurch in litterarischer Fehde gelegen, deren Ursprung auf die Verschiedenheit der beiderseitigen Auffassung der Aufgabe und des Zieles der Philologie und des richtigen Weges zur Erreichung desselben zurückzuführen ist. War doch H. das anerkannte Haupt der grammatisch-kritischen Schule, welche in dem Verständniß der antiken Schriftwerke das Ziel der Philologie, in der Erforschung der Sprache das erste und unerläßlichste Mittel zur Erreichung desselben erkannte, Boeckh dagegen der Führer der sogenannten „Sachphilologen", welche die möglichst allseitige Erkenntniß des antiken Geistes nach allen seinen Manifestationen in Theorie und Praxis, im äußerlichen und innerlichen Leben der klassischen Völker als die Aufgabe der Alterthumswissenschaft bezeichneten und daher die sogenannten realen Disciplinen als mindestens gleichberechtigt mit Grammatik und Kritik betrachtet wissen wollten. Aber dieser Gegensatz hat sich allmälig ausgeglichen und auch die beiden Führer, die übrigens wiederholt öffentlich dagegen Protest erhoben haben, daß man sie als Häupter zweier geschlossener, einander feindselig gegenüber stehender Schulen betrachte, haben sich öffentlich die Hand zur Versöhnung gereicht und in ihren späteren Lebensjahren in gegenseitiger neidloser Anerkennung und freundschaftlicher Hochachtung nebeneinander jeder seine eigene Bahn, die schließlich zu dem gleichen Ziele führte, verfolgt.

Nach seiner äußeren Erscheinung war H. klein von Gestalt, von schmächtigem und zierlichem Körperbau, rasch und sicher in seinen Bewegungen. Von Jugend auf ein leidenschaftlicher Reiter, erschien er bis ins hohe Alter regelmäßig im Reitanzuge, gestiefelt und gespornt auf dem Katheder. Wie er diese seine Lieblingsneigung auch mit seinen philologischen Studien in Verbindung zu bringen wußte — eine Verbindung, für welche Göttling durch die Bezeichnung Hermann's als „grammaticorum equitum doctissimus" einen treffenden Ausdruck gefunden hat — davon legt eine von ihm verfaßte Abhandlung über die Ausdrücke, durch welche die Griechen die Gangarten des Pferdes bezeichnen („Commentatio de verbis quibus Graeci incessum equorum indicant ad Xenophontem de re equestri cap. VII", in den Opuscula Vol. 2, p. 63—80) Zeugniß ab.

Die außerordentliche Wirksamkeit, welche H. als akademischer Lehrer entfaltet hat, die sich nicht blos auf die Philologen vom Fach, sondern auch auf Studirende anderer Facultäten, insbesondere auf die protestantischen Theologen erstreckte, beruhte im Wesentlichen auf seiner, insbesondere für die Jugend anziehenden und anregenden Persönlichkeit. Eine ächt antike Einfachheit, die allen äußeren Glanz und Pomp verschmähte, durchdrang sein ganzes Leben und Wesen; unbestechliche Wahrheitsliebe war der Grundzug seines Charakters, der sich nicht nur in seinem Wahlspruche, dem Euripideischen Verse ἁπλοῦς ὁ μῦθος τῆς ἀληθείας ἔφυ und in seiner bekannten Mahnung, daß es auch eine Kunst des Nichtwissens gebe (est quaedam etiam nesciendi ars et scientia), sondern auch in allen seinen wissenschaftlichen Forschungen ausprägte. Sein Vortrag — meist lateinisch, nur in den systematischen Collegien deutsch — war schlicht und klar, ohne jeden rhetorischen Schmuck und Effecthascherei, in ruhigem Flusse dahin gleitend, bei jeder Schwierigkeit verweilend, aber nur um die Hörer, nachdem er sie auf die Klippen aufmerksam gemacht, an denen andere gescheitert waren, mit genialer Leichtigkeit und Sicherheit an denselben vorüberzuführen. Alles, was er sprach, war durchdrungen von warmer Begeisterung für das Alterthum, die sich unwillkürlich auch den empfänglichen Gemüthern der Zuhörer mittheilte und ein unsichtbares Band um Lehrer und Schüler schlang, das durch den näheren persönlichen Verkehr, wie er ihn besonders mit den Mitgliedern der griechischen Gesellschaft pflegte, immer stärker und dauerhafter wurde. Am glänzendsten trat sein Lehrtalent hervor in den exegetischen Vorlesungen, in denen er mit Vorliebe die griechischen Tragiker, Pindar und Homer, daneben auch Hesiod, die griechischen Bukoliker, Thukydides, die Poetik des Aristoteles, Plautus und Terenz behandelte; unter seinen systematischen Vorlesungen waren die bedeutendsten die über die antike Metrik, über die Grammatik der beiden classischen Sprachen und über Kritik und Hermeneutik; außerdem hat er wiederholt über griechische Litteraturgeschichte und über scenische und agonistische Alterthümer gelesen. Hermann's litterarische Thätigkeit erstreckt sich, seiner Grundanschauung von der Aufgabe der Philologie gemäß, hauptsächlich auf die Grammatik der classischen, insbesondere der griechischen Sprache (auf lateinische Grammatik beziehen sich nur ein Paar Aufsätze aus seinen spätesten Lebensjahren), auf die antike Metrik und auf die Kritik und Erklärung antiker Schriftsteller, vorzugsweise der griechischen Dichter. Indem H. der Grammatik die Aufgabe zuweist, das Wesen und die Gestaltung der Sprache aus der menschlichen Vernunft als ihrer Quelle zu erklären, verlangt er anstatt der bisher üblichen empirischen eine rationelle Behandlung des grammatischen Stoffes. Dies für die griechische Grammatik anzubahnen ist der Zweck seiner Schrift „De emendanda ratione graecae grammaticae pars I" (Leipzig 1801), welche in zwei Büchern die Laut- und Accentlehre und die Formenlehre, überall mit vorzugsweiser Berücksichtigung der von den früheren Grammatikern vernachlässigten oder falsch aufgefaßten Punkte, behandelt und als Anhang einige gram-

matische Inedita bringt. Eine Fülle seiner Beobachtungen über einzelne Punkte der griechischen Syntax enthalten Hermanns Zusätze zu dem lange Zeit als Schulbuch gebrauchten Werke des Franzosen François Vigier (Vigerus) „De praecipius graecae dictionis idiotismis liber“, dessen Bearbeitung durch H. zuerst in Leipzig 1802, in vierter Auflage ebenda 1834 erschienen ist. Außerdem behandelte er, abgesehen von einigen kleineren grammatisch-rhetorischen Arbeiten, einzelne Capitel der griechischen Syntax in mustergültiger Weise in der Abhandlung „De ellipsi et pleonasmo in graeca lingua“ (Opuscula I. p. 148 ss.) und in den 4 Büchern „De particula ἄν“ (Opusc. IV, p. 1 ss.).

Recht eigentlich bahnbrechend sind Hermanns Arbeiten auf dem Gebiete der antiken Metrik, wo er keinen Vorgänger hatte außer R. Bentley, der sein gleichsam instinctives Verständniß für die Kunstformen der antiken Poesie zwar vielfach praktisch bethätigt, aber, wenn man von dem kleinen Schediasma de metris Terentianis absieht, nirgends entwickelt und begründet hat. H. ging mit Recht auf die Lehren der alten Metriker zurück, welche er durch scharfe und umfassende Beobachtungen an den uns erhaltenen antiken Dichterwerken erweiterte und berichtigte; er begnügte sich aber auch hier nicht mit der Empirie, sondern suchte auf philosophischem Wege das Wesen des Rhythmus zu ergründen und daraus die allgemeinen Gesetze der metrischen Composition zu entwickeln, wobei er freilich die Tradition der alten Rhythmiker und Musiker, deren Bedeutung besonders durch Joh. Aug. Apel und Aug. Boeckh im Gegensatz zu H. zur Geltung gebracht wurde, außer Acht ließ oder vielmehr verschmähte. Die Grundzüge seines Systems hat H. schon in der Schrift „De metris poetarum graecorum et romanorum“ (Leipzig 1796) aufgestellt; weiter ausgeführt und begründet erscheint dasselbe in dem „Handbuche der Metrik“ (ebd. 1799), am reichsten entwickelt in den „Elementa doctrinae metricae“ (ebd. 1816), aus welchem Werke H. selbst einen zunächst für seine Vorlesungen bestimmten, durch manche Beobachtungen im Einzelnen bereicherten und berichtigten Auszug unter dem Titel „Epitome doctrinae metricae“ (ebd. 1818; 4. Ausg. 1869) gegeben hat. Welchen bedeutenden Eindruck diese metrischen Arbeiten Hermanns sowol unter den Fachgenossen als auch in weiteren Kreisen machten, das beweist einerseits eine Aeußerung Fr. A. Wolf's, der in der Beilage zum ersten Heft seiner Analekten (1817) S. 4 H. „den ersten und unbefangensten Kenner der Metrik“ nennt, andererseits die von H. bescheiden abgelehnte Aufforderung, eine deutsche Metrik zu schreiben, welche Goethe bei einem Besuche in Leipzig im J. 1800 persönlich an H. richtete. In besonders glänzender Weise tritt Hermanns Meisterschaft in Grammatik und Metrik, sein tiefes und feines Gefühl für das Richtige und Schöne in Sprache und Vers, in seiner kritischen und exegetischen Behandlung der Werke antiker Dichter hervor. Seine Kritik ist eine wesentlich divinatorische; wenn er eine Stelle als verderbt erkannt hat, setzt er ohne ängstlichen Anschluß an die handschriftliche Ueberlieferung sich selbst an die Stelle des Dichters und schafft in künstlerischer Freiheit aus der Unmittelbarkeit seiner Anschauung des Alterthums heraus ihm nach, was und wie derselbe geschrieben haben könnte; daher seine Conjecturen nicht selten gar keine äußere, aber immer die größte innere Wahrscheinlichkeit haben. Die kritische Thätigkeit ist aber für H. nicht Selbstzweck, wie dies bei manchen älteren, besonders holländischen Philologen der Fall war, sondern ihre Aufgabe ist, das Verständniß der antiken Schriftwerke und den Genuß derselben in dem von dem Verfasser beabsichtigten Sinne anzubahnen. Die Kritik muß also mit der Exegese, deren Aufgabe H. selbst in seiner Programmabhandlung „De officio interpretis“ (Opusc. VII, p. 97 ss.) methodisch dargelegt hat, stets Hand in Hand gehen: wer nicht in beiden Stücken gleich tüchtig ist, der gleicht nach Hermanns Aus-

drucke einem Menschen, der, auf einem Beine hinkend, auch auf dem anderen nicht recht vorwärts schreiten kann.

Von den griechischen Dichtern hat H. mit besonderer Vorliebe die Tragiker behandelt. Seit dem Jahre 1799, wo er als Probe einer neuen kritischen Ausgabe der Tragödien des Aeschylus die Eumeniden dieses Dichters herausgab, hat er ein halbes Jahrhundert lang an dieser Ausgabe gearbeitet, ohne damit zu einem ihm selbst genügenden Abschlusse zu kommen; er hat während dieser Zeit zahlreiche Proben seiner Aeschyleischen Studien in Programmen und gelehrten Zeitschriften veröffentlicht, darunter eine den Umfang eines Buches erreichende Kritik von Otfried Müller's Ausgabe der Eumeniden (wiederholt in den Opusc. VI. pars II), welche in der damaligen gelehrten Welt viel Staub aufwirbelte; aber erst nach seinem Tode ist die Ausgabe der Tragödien und Fragmente des Aeschylus mit umfänglichem kritischen Commentar und einigen erläuternden Abhandlungen, durch Hermanns Schwiegersohn, Moritz Haupt druckfertig gemacht, ans Licht getreten (Leipzig 1852, 2 Bde.; ed. II. Berlin 1859).

Von Sophokles hat H. die von K. G. A. Erfurdt mit der Bearbeitung der Antigone (Leipzig 1809) begonnene Ausgabe nach dessen Tode (seit 1811) fortgeführt und die je eine Tragödie enthaltenden einzelnen Bändchen in wiederholten Bearbeitungen verbessert und bereichert.

Von Euripides hat H. in den Jahren 1810—1827 einzelne Tragödien mit Einleitungen und kurzen kritischen Anmerkungen zum Gebrauch für seine Vorlesungen herausgegeben. Seit 1831 begann er eine Gesammtausgabe dieses Dichters mit Einleitungen und kritischen Commentaren, von der aber nur 8 Stück (bis 1841) erschienen sind. Außerdem hat er in Programmen die Fragmente der verlorenen Tragödie Phaethon (deren Entdeckung in einer Pariser Handschrift auch Goethe's lebhaftes Interesse erregte), einzelne Stellen der „Troades“ und der „Iphigenia in Aulis“ und die Frage nach dem Ursprung der Tragödie „Rhesos“ behandelt.

Von Aristophanes hat er die Wolken in zweifacher Bearbeitung (zuerst Leipzig 1799, dann ebenda 1830) herausgegeben und in einem Programm „De choro Vesparum Aristophanis“ (Opusc. VIII, p. 253 ss.) eine längere Partie aus den Wespen mit besonderer Rücksicht auf die Frage der Vertheilung der Chorgesänge unter die einzelnen Mitglieder des Chors behandelt.

Neben den Dramatikern hat H. auch den griechischen Epikern eingehende Studien zugewandt. Von den Homerischen Dichtungen hat er die Hymnen herausgegeben (Leipzig 1806); die sogenannte Homerische Frage, d. h. die Untersuchung über die Entstehung der Ilias und der Odyssee, hat er zuerst nach Fr. A. Wolf in selbständiger Weise weitergeführt, besonders durch die Abhandlungen „De interpolationibus Homeri“ (Opusc. V, p. 52 ss.) und „De iteratis apud Homerum“ (Opusc. VIII, p. 11 ss.); seine Erörterungen über den Gebrauch der Tempora und Modi in der Homerischen Sprache enthalten die beiden zunächst durch eine Arbeit Fr. Thiersch's über denselben Gegenstand hervorgerufenen Dissertationen „De legibus quibusdam subtilioribus sermonis Homerici“ (Opusc. II, p. 18 ss.). Werthvolle Beiträge zur Kritik und Erklärung der Gedichte des Hesiodos gibt er in einer eingehenden Recension der Göttling'schen Ausgabe dieser Gedichte (Opusc. VI, 1, p. 142 ss.), während er in der Abhandlung „De Hesiodi theogoniae forma antiquissima“ (Opusc. VIII, p. 47 ss.) eine zuerst von O. F. Gruppe geäußerte Vermuthung über die Urgestalt der Theogonie im Einzelnen selbständig ausführt. Hochbedeutend ist Hermanns Ausgabe der den Namen des Orpheus tragenden Dichtungen (Leipzig 1805), sowol wegen der Fortschritte in der Textkritik, als auch besonders wegen der angehängten Untersuchungen über die Entstehungszeit dieser Dichtungen, Untersuchungen, welche

alle späteren Forschungen über die spätgriechischen Epiker mustergültig geben sind.

Von den eingehenden Studien, welche H. den Gedichten des Pindar von en Jugendjahren an — er schrieb schon 1798 für Heyne's Pindarausgabe Abhandlung „De metris Pindari“ — bis an sein Lebensende gewidmet hat, eine Anzahl einzelner, in verschiedenen Bänden der Opuscula wieder abdruckter Abhandlungen Zeugniß, unter denen besonders die „Observationes de lecto Pindari“ (Opusc. I, p. 245 ss.) hervorzuheben sind. Andere gleichfalls den Opuscula wiederholte Abhandlungen beschäftigen sich mit den Fragmenten Sappho, mit der Elegie des Hermesianax, mit der bukolischen Poesie der riechen überhaupt und mit Theokrit insbesondere; noch aus Hermanns Nachsse ist eine druckfertig von ihm hinterlassene Ausgabe der Gedichte des Bion d Moschos veröffentlicht worden (Leipzig 1849).

Von Werken der griechischen Prosa hat H., abgesehen von einem bloßen extabdruck des Lexicons des Photios (Leipzig 1808), nur die Poetik des Aristoles mit lateinischer Uebersetzung, Commentar und einer Abhandlung über das Wesen der tragischen und der epischen Dichtung herausgegeben (Leipzig 1802).

Auf dem Gebiete der römischen Litteratur hat H. schon von seiner Studentenzeit an dem Plautus, den sein Lehrer Reiz ihm einst als „Braut“ zugewiesen, ein besonders vom metrischen Interesse geleitetes Studium gewidmet, als dessen Frucht im J. 1800 eine Ausgabe des Trinummus erschien (nach Hermanns Tode wiederholt im J. 1853), welche nach dem Urtheile des in dieser Frage competenten Forschers, Fr. Ritschl, „als einziges Beispiel eines in allem Wesentlichen richtigen Verfahrens, und die Vorrede dazu als kurze, aber lehrreiche Anleitung zu der allein wahren Behandlungsweise“ dasteht. H. selbst hat auf der Philologenversammlung zu Dresden im Herbst 1844 die ihm bestimmte Braut öffentlich dem eben genannten jüngeren Bewerber, Fr. Ritschl, abgetreten, jedoch auch nach Lösung seines Verlöbnisses durch eine diesem gewidmete Ausgabe der Bacchides (Leipzig 1845) bewiesen, daß diese seine alte Liebe nicht gerostet sei. Sonst sind nur einige seiner zahlreichen Programme den römischen scenischen Dichtern und zwei Aufsätze aus seinen spätesten Lebensjahren dem Horaz, mit besonderer Rücksicht auf die Frage der Interpolation einzelner Gedichte desselben, gewidmet. Von den sogenannten realen Disciplinen der Alterthumswissenschaft hat nur die griechische Mythologie H. ein tieferes und andauerndes Interesse abgewonnen. Die Studien über das altgriechische Epos, insbesondere über die Theogonie des Hesiodos, führten ihn naturgemäß dazu, der Frage über das Wesen und die Entstehung der griechischen Mythen näher zu treten und namentlich der symbolisch-mystischen Deutung derselben durch Fr. Creuzer, die in den weitesten Kreisen ein ungewöhnliches Aufsehen erregte, gegenüber Stellung zu nehmen. Die Grundzüge seiner Anschauung, nach welcher die älteste griechische Mythologie weder symbolisch noch allegorisch, sondern poetisch, d. h. personificirend, und etymologische Interpretation das einzige Mittel zum Verständniß derselben ist, hat H. selbst in den beiden in den Jahren 1817 und 1818 veröffentlichten Abhandlungen „De mythologia Graecorum antiquissima“ und „De historiae graecae primordiis“ (Opusc. II, p. 167 ss.) dargelegt und auch in dem durch eine Anfrage Creuzer's über eine Stelle des Homerischen Hymnus auf Demeter veranlaßten Briefwechsel mit Creuzer, welchen dieser mit Hermanns Einwilligung der Oeffentlichkeit übergeben hat, im Widerspruch gegen diesen festgehalten und weiter ausgeführt („Briefe über Homer und Hesiodus vorzüglich über die Theogonie von G. Hermann und Fr. Creuzer, Professoren zu Leipzig und Heidelberg. Mit besonderer Hinsicht auf des Ersteren Dissertatio de mythologia Graecorum antiquissima und auf des Letzteren Symbolik und Mythologie

der Griechen". Heidelberg 1818. Dazu die von H. selbst veröffentlichte Schrift „Ueber das Wesen und die Behandlung der Mythologie. Ein Brief an Herrn Hofrath Creuzer". Leipzig 1819). Von dem Versuch der Deutung der Namen gehen auch einige spätere Arbeiten Hermanns über einzelne griechische Gottheiten aus, die Abhandlungen „De Atlante" (Opusc. VII, p. 241 ss.), „De Graeca Minerva" (ebd. p. 260 ss.) und „De Apolline et Diana" (ebd. p. 285 ss.).

Was H. sonst endlich über einige controverse Punkte der griechischen Kunstgeschichte, über die Methode der Behandlung der griechischen Inschriften („Ueber Herrn Professor Boeckh's Behandlung der Griechischen Inschriften", Leipzig 1826) und über die Kritik und Erklärung einzelner, besonders metrischer, griechischer Inschriften geschrieben hat, das kann man als Streifzüge bezeichnen, die er mit scharfen philologischen Waffen ausgerüstet auf die von litterarischen Gegnern beherrschten Gebiete nicht ohne Ruhm, aber ohne bleibenden Gewinn für die Wissenschaft unternommen hat. Sind doch seine oben charakterisirten Leistungen vollkommen ausreichend, um ihm für alle Zeiten einen der ersten Plätze in der Geschichte der philologischen Wissenschaft zu sichern. Von der im Vorstehenden öfter erwähnten Sammlung der kleinen Schriften Hermanns, die auch eine Anzahl formgewandter Gedichte desselben in lateinischer und griechischer Sprache enthält, den Opuscula, sind sieben Bände von ihm selbst in den Jahren 1827 bis 1839, der achte im Jahre 1877 von seinem Enkel Theodor Fritzsche herausgegeben worden.

Vgl. G. Hermanns Praefatio zu den Acta Societatis Graecae ediderunt A. Westermann C. Funkhaenel, Vol. II, Leipzig 1836. — O. Jahn, G. Hermann. Eine Gedächtnißrede. Leipzig 1849 (wiederholt in O. Jahn's Biographischen Aufsätzen S. 91 ff.). — K. F. Ameis, G. Hermann's pädagogischer Einfluß. Ein Beitrag zur Charakteristik des altclassischen Humanisten. Jena 1850. — H. Köchly, G. Hermann. Zu seinem 100jährigen Geburtstage. Heidelberg 1874. C. Bursian.

Hermann: Heinrich H., Kärnthens Geschichtschreiber. Am 1. November 1793 zu Klagenfurt, ein Sohn des dortigen ständischen Zeichnenlehrers, geboren, durchlebte er die schwere Franzosenzeit, schöpfte aber aus der Geschichte Trost und Hoffnung auf Befreiung. Dem geistlichen Stande sich widmend, fand er an dem geistvollen edlen Cardinal-Fürstbischof von Gurk, Niklas Grafen von Salm [siehe dessen Leben von Feill und Hermanns Arbeiten in der „Carinthia" und in den Wiener „Abendstunden"], dann an dem um Kärnthen verdienten Gutsbesitzer Albin Freih. v. Herbert eifrige Gönner, die seinen Studiengang wesentlich förderten. Zum Priester geweiht, wurde er bald Consistorialkanzler, Dechant in Gmünd, Pastoralprofessor in Gurk, Domherr zuerst von Lavant, dann von Gurk, und beschloß, als Jubelpriester mit dem Franz-Josephs-Orden geschmückt, kurz darauf, am 29. Jänner 1865, sein zwischen der Seelsorge und geschichtlichen Arbeiten getheiltes Leben. In letzterem zeigte er die glühende Liebe für Oesterreich und insbesondere für sein engeres Vaterland, das schöne Kärnthen, dessen Geschichte seit der Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern er in drei starken Bänden (Klagenfurt 1843—1860) schrieb und bis zur Gegenwart fortführte, während Gottlieb Freiherr v. Ankershofen mit dem anderen Haupttheil der Geschichte bis zur Vereinigung mit Oesterreich nur bis 1122 und mit den Regesten für die Folgezeit bis 1225 gelangte. Bildet bei diesem das unerbittlich streng gesichtete urkundliche Material den Hauptwerth, so bei H. die Fülle der eingewebten biographischen, statistischen und kulturgeschichtlichen Skizzen, die alle auf dem Studium der dortigen Landes-, Herrschafts- und geistlichen Archive, der Pfarrchroniken ꝛc. beruhen. Außerdem schrieb H. den Text zu Wagner's großem „Album von Kärnthen" und zahlreiche historische Artikel für die

„Carinthia“. Gegen Jedermann freundlich und hilfreich, gleich seinem edlen Bischof Salm religiös ohne jede Spur von Zelotismus, war er auch im Umgange eine der angenehmsten Persönlichkeiten.

Oesterreichische Wochenschrift für Litteratur und Kunst, 1865. — Carinthia 1865. — (Ungedruckter) Briefwechsel. — Gallenstein, Gottl. Freih. v. Ankershofen, 1860. v. Hoffinger.

Hermann: Jacob H., Mathematiker, geb. am 16. Juli 1678 zu Basel, † ebenda am 11. Juli 1733. Der Vater, Germanus H., Rector einer basler Schule, gab ihm eine sorgfältige Erziehung und bestimmte ihn zu theologischen Studien. Schon 1695 erwarb sich H. die Würde eines Baccalaureus, 1696 die eines Magisters, 1701 legte er die theologische Prüfung ab. Aber neben diesen ihm auferlegten Studien hatte er aus eigenem Antriebe und unter der Leitung von Jacob Bernoulli mit Mathematik sich beschäftigt und war darin zu einem schon bedeutenden Schriftsteller geworden. Der Infinitesimalcalcül war damals bereits so weit entwickelt, daß Angriffe auf dessen Grundlagen mit der Ausbildung selbst Hand in Hand gingen. Ein holländischer Schriftsteller, Bernhard Nieuwentiit, hatte insbesondere in diesem Sinne gegen Leibnitz und seine Differentialrechnung geschrieben und als Hauptmangel hervorgehoben, das Unendlichkleine dürfe entweder nicht vernachlässigt werden oder müsse genau Null sein; im letzteren Falle dürfe von einer wiederholten Differentiation kein Gebrauch gemacht werden, da Nullen unterschiedslos seien. Leibnitz's eigene Entgegnung rief nur eine neue Schrift Nieuwentiit's hervor, und man kann auch wol nicht anders als zugeben, daß die Vertheidigung wenig gelungen gewesen war. Da trat H. mit einem eigenen Buche für Leibnitz in die Schranken, und der Erfolg dieser Erstlingsveröffentlichung des erst 23jährigen Schriftstellers war ein durchschlagender. Die Acta Eruditorum vom Januar 1701 brachten eine ungewöhnlich anerkennende Besprechung, deren Verfasser nach einer handschriftlichen Randbemerkung des Exemplars der Heidelberger Universitätsbibliothek Jacob Bernoulli war. Die eben gegründete Berliner Akademie nahm H. auf Leibnitzen's Empfehlung 1701 unter ihre Mitglieder auf und auf einer Reise durch Deutschland, die Niederlande und Frankreich wurde ihm allerorten bei Fachgenossen der schmeichelhafteste Empfang zu Theil. So war es entschieden, daß H. hinfort den Mathematikern zugezählt werden sollte. Daß es ihm als solchem auch an äußerlich angenehmen Stellungen nicht fehlte, dafür wußte Leibnitzen's sich treu bleibende Fürsorge einzutreten. 1707 verschaffte Leibnitz seinem Schützlinge einen Ruf als Professor der Mathematik nach Padua, 1713 nach Frankfurt a. d. O., und H. folgte auch der zweiten Berufung mit Freude, weil es trotz aller Anerkennung von gelehrter Seite für ihn doch immerhin mißlich war als Protestant in Italien zu leben. In Frankfurt lebte und lehrte H. bis 1724 und vollendete daselbst seine „Phoronomie“, eine Art höherer Mechanik nach dem heutigen Sprachgebrauche, welche 1716 im Drucke erschien. Die ausführliche Besprechung in den Acta Eruditorum beginnt mit den Worten: „Paucos habemus libros in quibus tantum reconditae Matheseos contineatur“ und diesem seltenen Lobe wird die wahre Bedeutung durch den Verfasser, als welchen wieder eine Randnote Leibnitz selbst nennt. H. selbst legte seiner Vorrede zufolge den meisten Werth auf den Theil seines Werkes, welcher sich mit der Bewegung von Flüssigkeiten beschäftigte und auf die dort vorgetragene Lehre von den Segelcurven. Frankfurt verließ H. 1724, um nach der nordischen Hauptstadt überzusiedeln, in welcher der schöpferische Wille der russischen Kaiser einen plötzlichen Blüthezustand der mathematischen Wissenschaften ins Leben gerufen hatte, getragen von meist deutschen, theilweise basler Gelehrten. H. verpflichtete sich bis 1731 in Petersburg zu bleiben. Er nahm dort eine Professur der höheren Mathematik an und schrieb

einige Abtheilungen eines von 1728 bis 1730 unter dem Titel „Abrégé des mathématiques“ erschienenen Lehrbuches. Noch bevor er seine Verpflichtungen erfüllt hatte, wünschten seine basler Mitbürger ihn wieder unter sich zu besitzen. Er wurde 1727 durch das Loos zum Professor der Moral und des Naturrechts ernannt und erhielt einen Ersatzmann, der statt seiner die Vorlesungen zu halten hatte, bis er selbst 1731 in der Lage war eintreten zu können. In jener Zeit ging nämlich, wie schon bemerkt, seine Verpflichtung in Petersburg zu bleiben zu Ende, und er durfte gegen das Versprechen, nur ab und zu Etwas für die Veröffentlichungen der Akademie zu schreiben, mit einem Ruhegehalt von 200 Rubel nach Basel zurückkehren. Es lag natürlich in der Absicht H. nicht immer die Bürde ethischer und juridischer Vorlesungen aufzuladen, aber bevor ein geeigneter Lehrstuhl für ihn frei wurde starb er selbst, knapp 55 Jahre alt. Wir haben schon gesehen, daß er Mitglied der Berliner sowie der Petersburger Akademie war. Auch die zu Bologna nahm ihn 1708 auf und die Pariser Akademie hatte seine Wahl unmittelbar vor seinem Tode vollzogen. Unter seinen wissenschaftlichen Leistungen steht seine Phoronomie oben an, doch sind auch manche schätzbare Abhandlungen von ihm in den Memoiren der Petersburger Akademie und anderswo erschienen. So beschäftigte er sich mit dem Probleme der Trajectorien, mit dem der Anziehung unter Voraussetzung verschiedener Attraktionsgesetze, mit der Frage nach algebraisch quadrirbaren Curven ꝛc.

Vgl. Acta eruditorum für August 1735, p. 380—384. — Athenae Rauricae (Basel 1778), p. 436—437. Cantor.

Hermann: Johann H., mit dem Zusatz Senior, wird im Register des dritten Theiles von Joh. Clauders psalmodia nova vom J. 1636 der Verfasser des weit verbreiteten Neujahrsliedes „Jesu, nun sei gepreiset zu diesem neuen Jahr“ genannt. Das Lied erschien zuerst in dem Dresdener Gesangbuch von 1593 ohne Namen des Dichters. Von diesem Johann H. Senior läßt sich eigentlich nur sagen, daß er weder mit Joh. Heermann, wie Knapp gethan, noch mit Nic. Herman verwechselt werden darf. Nach Jöcher ist er derselbe, der auch Italus beigenannt wurde und soll als lutherischer Theologe zu Wittenberg zwischen 1548 und 1563 florirt haben; ist diese Combination richtig, so hat er auch einige andere, von Jöcher namhaft gemachte Schriften herausgegeben, unter Anderen eine Abmahnungsschrift an seinen Sohn, der römisch-katholisch geworden. In diesem Falle wird die Bezeichnung Senior ihn von dem bekannten Dr. und Professor der Medicin Johann H. in Wittenberg unterscheiden sollen; dieser war aus Nördlingen (nicht Breslau) gebürtig, war im J. 1562 Rector der Universität und ein Schwiegersohn von Melchior Fend, und ist seinerseits wiederum nicht zu verwechseln mit dem Leibarzt des Kurfürsten, Dr. med. Johann H., der Peucer's Schwiegersohn war und in Folge seiner Verwickelung in die kryptocalvinistischen Streitigkeiten im J. 1574 vom kurfürstlichen Hofe und aus Sachsen verwiesen wurde. — Den Beinamen Italus bezieht Goedeke auf die Herkunft aus Ittel im Erzstift Trier.

Das genannte Neujahrslied s. bei Mützell, 3. Bd., S. 932, und bei Wackernagel, 5. Bd., S. 195 f. Ueber die verschiedenen Johann H. vgl. Jöcher, Bd. 2, Sp. 1539, und Adelung, Bd. 2, Sp. 1947 f.; Foerstemann. Liber decanorum, p. 57. — Goedeke, S. 467 f. l. u.

Hermann: Karl Friedrich H., ausgezeichneter Alterthumsforscher, geb. zu Frankfurt a/M. am 4. Aug. 1804 als einziger Sohn von Johann Christian H., dem Begründer der bekannten Buchhandlung, † am 31. December 1855. Schon in den frühesten Jahren einen ungemeinen Lerneifer und hohe Begabung entwickelnd, erhielt er im elterlichen Hause eine sehr sorgfältige Erziehung und vollendete seine Gymnasialstudien unter der besonderen Leitung von N. G. Eich-

hoff in Weilburg. Noch nicht 16 Jahre alt bezog er im Frühjahr 1820 die Universität Heidelberg, wo seine hauptsächlichen Lehrer Creuzer, Schlosser und Daub waren. Im Herbst 1822 ging er nach Leipzig, um unter Gottfr. Hermann und Spohn sich auch nach der grammatisch-kritischen Seite der Philologie auszubilden. Nachdem er 1824 auf Grund der Abhandlung „Specimen commentarii critici in Plutarchi de superstitione libellum“ den Doctorgrad erworben hatte, unternahm er zu seiner weiteren Ausbildung eine Reise nach Oesterreich und Italien, die sich auf 14 Monate erstreckte. In seine Heimat zurückgekehrt, habilitirte er sich 1826 zu Heidelberg, konnte es aber, wiewol er sich durch seine gelehrten Vorträge einen bedeutenden Zuhörerkreis erworben und durch die Herausgabe des Lehrbuchs der griechischen Staatsalterthümer (1831) einen berühmten Namen gemacht hatte, zu keiner äußeren Anerkennung bei der badischen Regierung bringen; erst als er 1832 einen Ruf als ordentlicher Professor nach Marburg erhalten hatte, bot man ihm eine außerordentliche Professur ohne Gehalt an, eine Ehre, die er begreiflicher Weise verschmähte, wie schwer er sich auch von Heidelberg trennte. Der fast zehnjährige Aufenthalt in Marburg, wo er sich in der Nähe der Bibliothek ein Haus mit Garten gekauft hatte, war die glücklichste Zeit seines Lebens. Von seiner Regierung mit Ehren ausgezeichnet, von Collegen und Mitbürgern hoch geachtet, von zahlreichen Schülern gefeiert, lehnte er wiederholte ehrenvolle Berufungen nach größeren Universitätsstädten ab, aber dem 1842 erfolgten glänzenden Rufe nach Göttingen als Professor der Philologie und Archäologie und Vorstand des philologischen und pädagogischen Seminars konnte er nicht widerstehen. Für ihn und seine Thätigkeit wäre es vielleicht besser gewesen, hätte er das bescheidene Marburg nicht verlassen. Von einem leidenschaftlichen Ehrgeiz beseelt, den eine reizbare Naturanlage noch steigerte, glaubte er als Lehrer an der berühmten Georgia Augusta sich zu noch höheren Leistungen berufen und verpflichtet, und gönnte sich in angestrengtester Thätigkeit, immer nach noch größeren Erfolgen ringend, nicht die geringste Ruhe mehr. Ein treuer Schüler berichtet über Hermann's Göttinger Thätigkeit: „Trotz seiner vielen Beschäftigungen widmete er stets seine beste Zeit zum Nutzen seiner Schüler, so daß er ihnen ein Lehrer in der vollsten Bedeutung des Wortes war. An Pflichteifer that es ihm kaum ein Professor gleich. Er hielt in Göttingen regelmäßig zwei, meist fünf- oder sechsstündige Vorlesungen, er leitete außerdem allein die von ihm gestiftete theoretische Abtheilung des pädagogischen Seminars, der er drei oder vier Stunden wöchentlich widmete; endlich nahm ihn auch das philologische und das archäologische Seminar, deren Leitung er mit seinen Collegen Schneidewin, Leutsch und Wieseler theilte, mit wöchentlich vier Stunden in Anspruch. Aber trotzdem war er gerne bereit, einzelne Zuhörer in das Studium eines schwierigeren Schriftstellers an Abenden einzuführen oder neben seinen beiden Vorlesungen noch eine dritte zu halten, wenn sich ein besonderes Verlangen kund gab, wie er z. B. im Sommer 1854 21 Stunden in der Woche gelesen hat. Und das alles, obwol er daneben durch Fakultäts- und Staatsprüfungen in Anspruch genommen, als Professor der Beredsamkeit die Programme abzufassen hatte und sich mit allen neuen Erscheinungen der Wissenschaft gründlich vertraut machte.“ Ebenso rastlos arbeitete er als Schriftsteller fort, auf die sorgfältigste Ausfeilung jedes Satzes bedacht, da auch die Form den sachkundigen Meister verrathen sollte. Kein Wunder, daß der kräftig gebaute Mann, der sich der rüstigsten Gesundheit zu erfreuen schien, plötzlich zusammenbrach. Am 24. Decbr. 1855 ward ihm seine treffliche zweite Frau entrissen; der Todesfall erschütterte ihn bei seiner reizbaren Gemüthsanlage so heftig, daß er eine Woche später der Gattin ins Grab folgte. — In Hermann's großartiger litterarischer Thätigkeit, bei der nur eine zu große

Breite und Ueberfülle der Darstellung für den Leser öfters ermüdend wirkt, tritt das sichtbare Bestreben hervor, sich als einen Träger seiner Wissenschaft darzustellen und durch praktisches Beispiel zu beweisen, daß der wahre Philolog in allen Gebieten des Alterthums gleichmäßig zu Hause sein solle. Es ist ihm auch bei seiner hohen Begabung und eisernem Fleiße gelungen, die verschiedenen Zweige der Alterthumswissenschaft bedeutend zu fördern, und fast für alle so verschiedenartige Gegenstände, die er behandelt hat, durch geistvolle Erörterung und scharfsinnige Combinationen neue Gesichtspunkte zu gewinnen. Besonders um die Kenntniß des griechischen Staatswesens und Kultus, sowie der alten Philosophie hat er sich die größten Verdienste erworben. Um zuerst diese Seite seiner litterarischen Thätigkeit zu berühren, so ist Hermann's Hauptwerk, das „Lehrbuch der griechischen Staatsalterthümer“, denen 1846 die gottesdienstlichen und 1852 die Privatalterthümer folgten, an dessen Verbesserung und Vervollständigung er rastlos fortarbeitete, zuerst 1831 und noch bei seinen Lebzeiten 1855 in vierter, umgearbeiteter Ausgabe erschienen; das Werk bleibt ein dauerndes Denkmal ausgebreitetster Belesenheit und eines von gesundem Urtheil geleiteten, wohlgeordneten Sammelfleißes. Als erster Kenner des Faches besorgte er auch eine vielfach verbesserte Auflage (Leipz. 1854) von W. A. Becker's Charikles. Nach seinem Tode erschien, von C. Gust. Schmidt herausgegeben, die „Kulturgeschichte der Griechen und Römer“, Göttingen 1857—58 in zwei Theilen. Außerdem behandelte er in einer beträchtlichen Menge von Abhandlungen verschiedene Gegenstände der griechischen Antiquitäten (besonders des Rechtswesens), Mythologie und Geschichte, von denen es genüge, eine Anzahl hervorzuheben: „Antiquitates Laconicae“, 1841; „De proedris apud Athenienses“, 1842; „De probole apud Atticos“, 1847; „Symbolae ad doctrinam juris Attici de injuriarum actionibus“, 1847; „De Dracone legumlatore“, 1849; „Ueber Gesetz, Gesetzgebung und gesetzgebende Gewalt im Alterthum“, 1849; „De syntelia in jure publico Graecorum“, 1853; „Ueber Grundsätze und Anwendung des Strafrechts im griechischen Alterthum“, 1855; „De sceptri regii antiquitate et origine“, 1851; „Ueber griechische Monatskunde“, 1844; „De anno Delphico“, 1844; „De theoria Deliaca“, 1846; „Quaestiones Oedipodeae“, 1837; „De sacris Coloni etc.“, 1837; „De terminis eorumque religione“, 1840; „De Midia Anagyrasio“, 1851; „Defensio disputationis (s. Ges. Abh. S. 349 ff.) de Graeciae post captam Corinthum conditione“, 1852. Anderen Gebieten der realen Alterthumskunde gehören an die Abhandlungen 1) zur alten Litteraturgeschichte: „De distributione personarum inter histriones in tragoediis Graecis“, 1840; „De satirae Romanae auctore“, 1841; „De Hippodamo Milesio“, 1841; „De Demosthenis anno natali“, 1845; „De scriptoribus illustribus, quorum tempora Hieronymus ad Eusebii Chronica annotavit“, 1848; „De Thrasymacho Chalcedonio sophista“, 1848; „De Philone Larissaeo“, 1851 u. 1854; „De Thrasyllo grammatico et mathematico“, 1852. 2) Zur Kunstarchäologie: „Schema akademischer Vorträge über Archäologie“, 1844; „Der Knabe mit dem Vogel“, 1847; „Ueber die Studien der griechischen Künstler“, 1848; „Ueber die polygnotischen Gemälde in der Lesche zu Delphi“, 1850; „Ueber eine gallische Unabhängigkeitsmünze aus der römischen Kaiserzeit“, 1851; „Perseus und Andromeda“, 1851; „Ueber die Hadeskappe“, 1853; „Ueber den Kunstsinn der Römer“, 1855. 3) Zur Geschichte der alten Philosophie: „De Socratis magistris et disciplina juvenili“, 1837; „De methodo instituendi Socratica academiis applicata“, 1844; „De philosophorum Jonicorum aetatibus“, 1849; „Geschichte von Abdera“ (Ges. Abhandl. S. 90 ff.), 1849; „De Aeschinis Socratici reliquiis“, 1850; „De Socratis accusatoribus“, 1854. Ein besonders eingehendes Studium hatte er dem Plato und seiner Philosophie gewidmet, wie die Schriften beweisen: „Geschichte und System der Platonischen Philosophie“,

839, erster Band, in welchem Werk er in den Schriften Plato's einen sich undgebenden Entwickelungsgang seiner philosophischen Ansichten aus dessen ebensgang darzulegen versucht hat (s. Ueberweg, Untersuchungen über die Echtheit und Zeitfolge Platonischer Schriften, Wien 1861, S. 37); „Platonis dialogi ex recognitione C. F. H.", 6 voll., Lips. 1851—52; „Vindiciae Platonicae", 1840, und mehrere andere auf Plato bezügliche Programme. Von einen übrigen Schriften zur Kritik und Erklärung alter Schriftsteller sind hervorzuheben: vor allem seine gelehrte Ausgabe von Lucians Schrift über Geschichtschreibung, mit welcher die sprachliche und sachliche Erklärung gleichmäßig umfassenden Bearbeitung er sich im J. 1828 würdig in die philologische Litteratur eingeführt hat. „Zur Charakteristik Lucians und seiner Schriften" (Ges. Abh. S. 201 ff.), 1849. „Lucians Schnellfuß übersetzt", 1852. — „Progymnasmatum ad Aristophanis Equites schediasmata tria", 1835. „Ueber den ersten Plutos des Aristoph. und kritische Bemerkungen zu dessen Wolken" (Ges. Abh. S. 39 ff. u. 256 ff.), 1849. — „Parerga critica" in 3 Fascik im N. Rhein. Mus., 1843—48, und „Philologus", X. S. 233 ff., 1855. — „Lectiones Persianae", 1842. Krit. Textausgabe des Persius und Juvenalis, 1854. „Spicil. annotationum ad Juvenalis satiram III.", 1839. „Vindiciae Juvenalianae", 1854, und drei andere Programme über Juvenalis. — „Beiträge zur Kritik von Cicero's Lucullus" im Philologus, 1852. „Zur Rechtfertigung der Echtheit des Briefwechsels zwischen Cicero und M. Brutus", 1844—45, 2 Abtheil., eine meisterhafte, die Streitfrage abschließende Abhandlung, welcher der große holländische Philolog Cobet, der den Leistungen der deutschen Philologie selten gerecht ist, erst jüngst in der Mnemosyne N. Ser. VII. 262 sqq. das größte Lob gespendet hat. Außerdem verdankt man H. die Herausgabe und Vollendung der großen Ausgabe des Martianus Capella von U. F. Kopp, Frankfurt 1836, 4°. Hermann's akademische Reden (bis 1852) erschienen gesammelt mit dem Titel: „Sechs akademische Reden", Gött. 1852. Die im J. 1849 erschienenen „Gesammelten Abhandlungen" enthalten eine Anzahl seiner in Zeitschriften und den Verhandlungen der Philologenversammlungen zerstreuten deutschen Aufsätze, großentheils umgearbeitet. Eine von ihm selbst noch beabsichtigte Sammlung seiner so zahlreichen lateinischen und sonstigen deutschen Abhandlungen ist nicht zu Stande gekommen.

Nachruf von L. Lange in der Allgem. Zeitg. 1856, 15. Januar. Gedächtnißrede gehalten 1862 am Gymnasium zu Frankfurt a. M. von H. Rumpf, abgedruckt im Neuen Schweizer. Museum, II. S. 344 ff. Zur Erinnerung an K. F. Hermann ꝛc. von Max Lechner, Berl. 1864. Halm.

Hermann: Karl Heinrich H., Historienmaler. Sohn eines Rechtsanwalts, geb. am 6. Januar 1802 in Dresden, besuchte als Schüler Hartmann's erst die Akademie daselbst, ging dann durch Cornelius' Namen angezogen nach Düsseldorf, wo er sich an Stürmer, Stilke, Götzenberger und Ernst Förster anschloß und mit den beiden letzgenannten die Bilder in der Aula zu Bonn malte, wo insbesondere die „Theologie" als sein Werk bezeichnet wird. H. galt damals schon als ein höchst bedeutendes, aber etwas fremdartiges Element in der Schule des Cornelius. Mit demselben kam er dann nach München, wo er sich als Gehülfe im Göttersaale der Glyptothek die volle Zufriedenheit des Meisters erwarb. Darauf malte er in den sog. Arkaden den „Sieg Kaiser Ludwig des Baier bei Ampfing 1322 über Friedrich den Schönen von Oesterreich", eine gutgedachte, reiche Composition mit edlen, charaktervollen Gestalten. Für das Vorzimmer der Königin in der Neuen Residenz entwarf H. 24 Bilder aus Wolframs v. Eschenbach „Parcival", welche 1834 in Fresco ausgeführt wurden (vgl. Kunstblatt, Stuttg. 1835 S. 42), ebenso wie im folgenden Jahre das die Himmelfahrt Christi darstellende Deckenbild in der protestantischen Kirche (lithogr.

von Schreiner und Engelmann, 1836), welches jedoch durch den bis zu geradliniger Härte gesteigerten herben Ernst der Composition und das schwächliche Colorit nur getheilte Anerkennung fand. Cornelius, welcher Hermann's Begabung sehr hoch schätzte und ihn schon seines liebenswürdigen, goldklaren Charakters willen gern in etwas höheren Schwung gebracht hätte, bewog ihn zur Theilnahme an den Arbeiten in der Ludwigskirche, ließ ihn dort erst Cartons von sich ausführen, dann aber auch nach eigenen Compositionen arbeiten; zu letzteren gehören die „Magdalena" und das große Zwickelbild mit den „Königen und Jungfrauen" (lithogr. von Jos. Unger, vgl. Marggraff in den Münchener Jahrb. 1842, S. 93 ff. und E. Förster, Beschreib. von München, 1858, S. 82 ff.). Als Cornelius 1840 München verließ, folgte ihm H. nach Berlin, um dort die Entwürfe Schinkel's in der Vorhalle des Museums in Fresco zu setzen, gab aber bald diese Arbeit und seine nähere Verbindung mit Cornelius auf und lieferte einige kleinere Arbeiten, namentlich für die neuhergestellte Klosterkirche, wo er die Erzväter, Propheten und Evangelisten und die Apostel Petrus und Paulus in Fresco malte, ebenso eine „Bergpredigt Christi" in der Kirche zu Oschatz. Mit seiner Berufung als Professor an die Berliner Akademie 1844 legte er den Pinsel nieder, indem er das schon in München geplante Project wieder aufnahm, die „Geschichte des deutschen Volkes in Bildern" darzustellen. Er entwarf dazu 15 große Tableaux, wobei er strebte, jeden Zeitraum, von der germanischen Vorzeit an bis zu den Befreiungskriegen, derart vorzuführen, daß ein Blatt immer einen ganzen Zeitraum mit vielen größeren und kleineren Darstellungen umfaßte, welche von der jeweiligen Architektur eingerahmt, alle Erscheinungen in Sitte, Tracht, Portrait, Kunst und Poesie, kurz die gesammte Kultur zur Anschauung bringen. Die auf dem Wege der Subscription mitten im Tumulte des Jahres 1848 gesammelten Abonnenten deckten die Herstellung in 15 großen leider sehr unhandsamen Stahlstichen, ausgeführt von 1848—54 durch Karl Friedrich Mayer, Gonzenbach u. A. Der Plan, auch die englische Geschichte in gleicher Weise darzustellen, scheint unrealisirt geblieben zu sein. — „Bei seinen großen künstlerischen Gaben und seinem klaren, urtheilsrichtigen Blick, anspruchslos wie ein Kind und immer mild, nur das Gute suchend und aufdeckend, hülfreich und hingebend, dabei frisch, feurig und voll Begeisterung" gewann seine Persönlichkeit und sein edler Charakter alle Herzen, wo er auftrat. Seine Hauptkraft lag in der Komposition; hier war er immer originell und poetisch, voll Formensinn, aber weniger glücklich in der Farbe. Von seinen Porträts verdient ein Pius VII., gestochen von Sam. Amsler und ein Brustbild von Cornelius, gestochen von Gonzenbach, besondere Erwähnung. H. starb am 30. April 1880 zu Berlin.

Vgl. Nagler, 1838, VI. 124 f. Raczynski, II. 246—249. E. Förster Gesch. der deutsch. Kunst, 1860, V. 72 ff. Reber, 1876, S. 344. Seubert, 1879, II. 288, und Ernst Förster in Beil. 141 Allg. Ztg. vom 20. Mai 1880, wo H.'s Geburtstag auf den 25. August angegeben ist.

Hyac. Holland.

Hermann: Marian Anton H., Prämonstratenser am Strahow und Professor der Theologie am erzbischöflichen Colleg in Prag, schrieb „Selectae quaestiones canonicae-theologicae ex libro I. et II. decretal. Gregorii IX. excerptae et resolutae", 1705.

v. Schulte.

Herman: Nicolaus H., der fromme Cantor zu Joachimsthal, als Liederdichter der Reformationszeit noch heute allgemein bekannt. Aus seinem Leben wissen wir wenig. Da er am 3. Mai 1561 in hohem Alter gestorben ist, so mag er noch im 15. Jahrhundert geboren sein; ob die Angabe, daß er 1480 geboren sei, sich genügend beweisen läßt, scheint fraglich zu sein. Sein Geburtsort ist unbekannt. Auch wann er sein Amt in Joachimsthal angetreten habe,

läßt sich wol nicht sicher feststellen; vielleicht 1518; jedenfalls vor dem Jahre 1524, denn vom 6. Novbr. 1524 ist ein noch vorhandener Brief Luther's an ihn datirt, in welchem derselbe ihm den Rath ertheilt, in seiner Stellung zu Joachimsthal auszuhalten; H. hatte nämlich dort Unannehmlichkeiten gehabt und Luther durch einen Mag. Stephan fragen lassen, ob er von Joachimsthal fortgehen solle; nicht unwahrscheinlich ist es, daß der derzeitige Rector in Joachimsthal, Philipp Eberbach, ihm irgendwie seine Stellung verleidet hatte. Wie Eberbach, hatte sich H. damals schon entschieden der Reformation zugewandt; gerade im J. 1524 hatte er auch seinen Aufruf zum Kampf wider Rom, wie man mit Recht seine Schrift „Ein Mandat Jesu Christi an alle seine getreuen Christen" genannt hat, zum ersten Male ausgehen lassen. Dieses Büchlein, welches zuerst anonym, dann aber bald unter Herman's Namen erschien, und allein im J. 1524 wenigstens acht mal, hernach wieder 1525, 1546 (zwei mal), 1547, 1556, 1613 und vielleicht noch öfter gedruckt ist, auch 1530 in niedersächsischem Dialect herauskam, enthält ein Aufgebot, das der Herr Christus, dem es persönlich in den Mund gelegt wird, an alle seine Getreuen ergehen läßt, die starke Veste, sein heilig Wort, die der Teufel jetzt eingenommen habe, nun wieder zu erobern. Das „Mandat" hat sicher seinen Zweck erreicht, Christen zum Kampfe für das Evangelium zu ermuntern; daß es Beifall gefunden, zeigen die wiederholten Auflagen. — Vom J. 1532 an wirkte in Joachimsthal neben unserm H., erst als Rector der Schule und hernach als Prediger, Johannes Mathesius. Mit diesem ward H. eng befreundet; die Predigten desselben begeisterten ihn zu geistlichen Liedern. Seine Gedichte zeichnen sich durch Einfachheit und Innigkeit aus; in ihrer Naivität erinnern sie, namentlich diejenigen, in welchen er biblische Geschichten erzählt, an Hans Sachs; er selbst wollte sie nur für Kinder- und Hauslieder ausgeben und meinte, daß wer sie in die Kirchen einführe, das auf eigene Gefahr hin thue. Die meisten seiner Lieder verfertigte er in seinem Alter, nachdem er sich wegen Podogra hatte pensioniren lassen müssen. Zu manchen Liedern hat er auch die Melodien selbst gemacht. Seine Lieder, die zuerst einzeln erschienen, liegen dann besonders in zwei Sammlungen vor, deren erste „Die Sonntags-Evangelia ... in Gesänge verfasset für die Kinder und christliche Hausväter" zuerst 1560 mit einer Vorrede von Paul Eber erschien; die andere, „Die Historien von der Sündfluth, Joseph, Mose, Elia, Elisa und der Susanne sammt etlichen Historien aus den Evangelisten ... für christliche Hausväter und ihre Kinder", erschien erst nach seinem Tode im J. 1562; beide sind dann oft wieder gedruckt. Wackernagel hat seinem großen Werke 103 Lieder Herman's einverleibt. Die zwei noch bekanntesten sind das Weihnachtslied: „Lobt Gott, ihr Christen, alle gleich" und das Sterbelied: „Wenn mein Stündlein vorhanden ist", Lieder, welche die deutsche evangelische Kirche sich wol nicht aus ihren Gesangbüchern wird rauben lassen. Früher war eine weit größere Anzahl seiner Lieder in den Gemeindegesangbüchern verbreitet; im J. 1587 wurden „seine Lieder aus den Evangelien sehr fleißig von den Schulknaben zu Leipzig auf der Gasse gesungen".

Vgl. De Wette, Luther's Briefe, II. Bd. S. 561 (und dazu: Corpus Reformatorum vol. I. Spalte 698). — Ueber das Mandat Jesu Christi: Doedes in den theolog. Studien und Kritiken, 1878, S. 303—313; ferner Emil Weller, Repertorium, Nr. 2909 ff. — K. F. Ledderhose, Nikolaus Herman's und Johannes Mathesius' geistliche Lieder, Halle 1855 (das 4. Heft von Schircks' geistlichen Sängern). — Goedeke, S. 165 ff. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl. Bd. I. S. 390 ff. — Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied, Bd. III. S. 1161 ff. — Wangemann in Herzog und Plitt, Theol. Realencyklopädie, Bd. VI. S. 6 f. — Im Jahre

1857 erschien in Berlin (bei Wiegandt und Grieben) ein Lebensbild Herman's von E. Pfeifer. Außerdem ist in den Lebensbeschreibungen des Mathesius auch von Herman's Wirksamkeit in Joachimsthal die Rede. Vgl. auch G. Döring, Choralkunde, an vielen Stellen, besonders S. 43 f.

Bertheau.

Hermann: Wolfgang H., auch Kyriander genannt, aus Oettingen im Ries gebürtig, † um 1560, wanderte, nachdem in seiner Heimath die Reformation war eingeführt worden, mit Weib und Kind nach München aus. Hier stand er allem Anscheine nach in Diensten Herzog Albrechts V., dem er auch seine bedeutendste Arbeit: „Persequutiones Ecclesiae", Ingolstadii 1541. widmete. Mit dem Abte Maurus II. von Ettal und dem Mönche Wolfg. Sedelius von Tegernsee verband ihn nähere Freundschaft. Außer mehreren polemischen Abhandlungen verfaßte er auch geistliche Gedichte, von denen folgende bekannt sind: „Fruntliche Ermanung wider jetzt schwebende vfrürische Leeren vnd jrrthungen. Im Reutters thon gedicht". München, Andre Schobsser. „In Passionem Domini Prosa Rythmica. Der Passion vnd Leiden unsers Herren Jesu Christi. In Reimenweiß gestellt", 1552. Augsburg, Phil. Ulhardt. „Vom opffer der Heiligen drey Khünig . . . Tragödy weiß gestellt". Salzburg 1557.

Ergänzungen zu Kobolt's Gelehrtenlexikon, S. 150 u. 360. Goedeke's Grundriß, S. 334. Gg. Westermayer.

Hermann von Hermannsthal: Franz H. v. H., österreich. Dichter, geb. am 14. August 1799 in Wien, † daselbst am 24. Juni 1875, trat nach absolvirtem Studium der Rechte beim Finanzfach in den Staatsdienst, und wurde nach langjähriger Thätigkeit als Sectionsrath 1864 pensionirt. Trefflicher Lyriker, reich an Gedanken von großer Schönheit der Sprache; „bei mäßiger Leidenschaft, mit ausgesprochenem Hang zur Beschaulichkeit", schrieb H. „Gedichte" (1830), denen eine weitere Sammlung solcher unter dem Titel: „Mein Lebenslauf in der Fremde" (1837) und zuletzt „Ghaselen" (1872) folgten. Seinen Dramen „Die Blutrache" (1831) und „Ziani und seine Braut" (1847), wie dem fünfaktigen Trauerspiel „Der letzte Ravenswood" (1860) nach W. Scott's „Braut von Lammermoor" fehlt das wirksame eigentlich dramatische Element.

Joseph Kürschner.

Hermannfrit, König der Thüringer, wird der Sohn des Königs Basinus, der Bruder des Baderich und Berthar genannt. Er ist Zeitgenosse der letzten Jahre Chlodovechs und der Regierung von dessen Söhnen. Mit den Brüdern herrscht er anfangs gemeinsam. Im bewußten Gegensatze gegen die heranwachsende Macht der Franken schließt er sich an die Ostgothen an und empfängt die Tochter von Theoderichs Schwester Amalfrida, die Amalberga, zur Gattin. Diese Verbindung sicherte die Thüringer zunächst vor dem Angriff der Frankenkönige, allein die Sage läßt gerade aus dieser Ehe die Ursache des späteren Untergangs entstehen. Amalberga reizte der Ueberlieferung nach den Gemahl zum Brudermord und zur Vereinigung des gesammten Thüringervolkes unter einer Herrschaft. Berthar ward ermordet, Baderich aber entfloh und in dem nun ausbrechenden Bruderkriege suchte und fand H. Hülfe bei Theuderich, dem Könige der Franken. Als Sieger herrschte H. von da ab allein über die Thüringer, aber unter den Verbündeten entstand bald Zwist, da H. die Bedingungen des Vertrags nach erfochtenem Siege nicht einhielt. Die Rache kam nach dem Tode Theoderich des Großen. Verbündet zogen die Brüder Theuderich I. und Chlothar I. im J. 530 gegen die Thüringer. Eine erste Schlacht entschied gegen die Thüringer, obwol viele Franken bei dem Angriff in Fallgruben gestürzt waren. Die zweite Schlacht an der Unstrut bei Runiberg (Ronneberg bei dem

Dorfe Zingst?) nöthigte H. zur Flucht nach Scheidungen. Eine sächsische Streifschaar half den Fall dieser Feste herbeiführen und die sächsische Sage (bei Widukind) hat deren Mitwirkung durch Einzelzüge über die Verhandlungen zwischen H. und Theuderich ausgeschmückt. Bei dem letzteren sehen wir H. im J. 531 in Zülpich, in Verhandlungen begriffen. Als die Könige auf der Mauer der Stadt sich ergehen, wird H. von der Höhe herabgestürzt, jeden Falls auf Veranlassung Theuderichs, nach Fredegar sogar durch dessen eigenen Sohn Theudebert. Das Reich der Thüringer ward ein Theil des Frankenreiches, Amalberga entkam zu ihrem Bruder Theodat, dem Könige der Ostgothen.

Albrecht.

Hermanß: Wilhelm H., regulirter Canoniker im Kloster Stein bei Gouda, nimmt einen hervorragenden Platz unter jenen gelehrten Männern ein, welche, wie Cornelius Aurelius, Jacob und Franciscus von Gouda, Reinier Snoiz u. a., von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zur Hälfte des 16., bei den Brüdern des gemeinschaftlichen Lebens zu Gouda und in den verwandten regulirten Klöstern Stein und Hem blühten. Er war ein Brudersohn des berühmten Cornelius Aurelius (Bd. I. S. 689) und Contubernal des Erasmus, als dieser sich zeitweise zu Stein aufhielt. Wie es in seiner von Alard von Amsterdam verfaßten Grabschrift heißt, zeichnete er sich als guter Redner, mehr noch als Dichter, aber am meisten als Historiker aus. Auch Erasmus nennt ihn den Gelehrtesten der Gelehrten, und den Tugendhaftesten der Tugendhaften. Seine dichterischen und historischen Arbeiten rechtfertigen in der That dies Lob. Nicht ohne Verdienst sind seine meistens epischen Dichtungen, wie die „Odarum sylva“, Parisiis 1497 edente Erasmo, die „Expostulatio Christi morituri“, Antw. 1559, Typis Joannis Belleri, cum aliis similis argumenti libellis, auch von Dominicus Mancini aufgenommen in seine Schrift „De quatuor Virtutibus“. Antw. 1562, — weiter die „Vita et passio D. Hieronis“, die „Uebersetzung der Esopischen Fabeln“, welche Martinus Dorpius in seinen Tabulae Esopi, Antwerpen 1539, herausgab, und die „Elegia“, abgedruckt bei Matthäus, Vet. aevi analecta I. S. 350 ff. Besondere Wichtigkeit aber hat seine historische Abhandlung „De bello Hollandiae et Gelriae, quod gestum circa 1507 ac deinceps“, schon 1517 zu Antwerpen, dann aber gleichfalls von Matthaeus in den Analecta I. S. 322, herausgegeben; sie empfiehlt sich durch unparteiische Darstellung, geschichtliche Genauigkeit und ebenso klare wie lebendige Schreibart. H. starb in seinem Kloster 1510.

Römer, Kloosters en abdijen van Holl. en Zeel. I. bl. 388, II. bl. 66, 74; Delprat, Broedersch. van G. Groote, bl. 124, 225 und van der Aa, Biogr. Woordenb.

van Slee.

Hermansgrün: Hans H. (er nennt sich selbst Joannes ex Lupis de H.), Humanist und Politiker am Ende des 15. Jahrhunderts. Von seinem Leben weiß man wenig. Er studirte in Italien unter Pomponius Laetus, kehrte nach Deutschland zurück, erscheint 1487 als Mitbesitzer des Edelhofs Alt-Schönfeld in der Nähe von Zwickau, scheint 1493 in Begleitung Friedrichs d. Weisen in Palästina gewesen zu sein und war seitdem in manchen Aemtern thätig. Wichtig ist er einerseits wegen seiner Beziehungen zu Reuchlin, andererseits wegen einer politischen Schrift. Beide gehören dem J. 1495 an. Er war nämlich damals im Auftrage des Erzbischofs Ernst von Magdeburg als Gesandter nach Worms geschickt worden und kam von hier aus in Verbindung mit Reuchlin, (Vgl. Reuchlin's Briefwechsel, S. 43—46) dem er freilich mehr litterarische als politische Mittheilungen machte. Kurz vorher (23. März 1495) hatte er eine politische Schrift: „Somnium“ geschrieben und sie dem Herzog Friedrich von Sachsen gewidmet. In dieser glaubt er sich in eine große Reichsversammlung

versetzt, vor welcher Karl d. Gr., Otto I. und Friedrich Barbarossa (er nenn
ihn Federicus secundus Romanorum imperator Barbarossa cognominatus) e
scheinen. Der letztere hält den Versammelten eine große Rede, in der er vo
den beiden Deutschland drohenden Kriegen gegen die Türken und die Franzose
gewaltige Worte macht, die Gefährlichkeit Karls VIII., der durch den italien
schen Krieg seine Macht bekundet habe, ausführlich schildert, die Deutschen wege
ihrer neuen Bewaffnung (nämlich der der Landsknechte mit langen Spießen
tadelt, zur Beschickung des Reichstages ermuntert und sie zur Wahrung ihr
geschichtlich ererbten Größe und ihrer nationalen Freiheit und Selbständigkei
aufruft. — Im Januar 1497 war H. noch im magdeburgischen Dienste, gin
als Gesandter nach Prag, von wo aus er einen Brief an Reuchlin schrie
(Briefwechsel, S. 52) und befand sich 1498 auf dem Reichstage von Freiburg
von wo aus er Sebastian Brant in Straßburg besuchte. In Böhmen ist e
wol mit Bohuslaus von Hassenstein in Beziehungen getreten, von denen zwe
Briefe des letztern aus dem J. 1501, welche erhalten sind, Zeugniß ablegen
Dann kehrte er, wie es scheint, nach seinem Gute Alt-Schönfeld zurück un
lebte hier in wissenschaftlicher Muße, in welcher er auch dem Erasmus Stell
dienstwillig war, der aber den Namen seines Correspondenten zur Unterstützun
seiner gelehrten Fälschungen mißbrauchte. Diese Muße unterbrach er durch ein
Reise nach Palästina und Egypten, welche er mit dem Grafen Hoyer von Mans
feld unternahm, zu der er, wie er aus Lyon am 9. Januar 1504 an Sebastia
Brant schreibt, den letztern, den romanissimus, den aus einer nicht römische
Stadt (Basel) in eine dem römischen Reich angehörige (Straßburg) Ausgewan
derten, als Begleiter und Erklärer der Alterthümer zu haben wünschte (Ch
Schmidt, Hist. lit. de l'Alsace, Paris 1879, I. 208, 212, 218). Was er au
dieser Reise erlebt hat und wann er von derselben zurückgekehrt ist, weiß ma
nicht; es scheint, daß er noch 1518 gelebt hat, aber vor 1520 gestorben ist.

H. Ulmann, Der Traum des Hans von Hermansgrün. Eine politisch
Denkschrift aus dem J. 1495 in: Forschungen zur deutschen Geschichte, XX
(1880) S. 67—92. Ludwig Geiger.

Hermbstädt: Dr. Sigismund H., † am 22. October 1833 als königl
preußischer Geheimer Rath und Obermedicinalrath, Professor der Chemie und
Technologie an der Universität zu Berlin, Professor der Chemie an der königl.
Kriegsschule, der medicinisch-chirurgischen Akademie für das Militär und an dem
Bergwerkseleven-Institute, Beisitzer der technischen Deputation im Ministerium
für Handel und Gewerbe, sowie der wissenschaftlichen Deputation für das Medi-
cinalwesen im Cultusministerium, Mitglied der Akademie der Wissenschaften in
Berlin und mehrerer auswärtigen Akademien. Er wurde zu Erfurt am 14. April
1760 geboren; nachdem er in seiner Vaterstadt die St. Michaelisschule und das
Gymnasium absolvirt hatte, begann er auf der Universität daselbst das Studium
der Arzneiwissenschaften. Neben diesen widmete er sich unter Tromsdorff's Lei-
tung der Chemie mit Vorliebe und mit solchem Erfolge, daß er demnächst als
Repetent der chemischen Vorlesungen bei Wiegleb zu Langensalza Verwendung
finden konnte, wo er sich mit Eifer in der experimentellen Chemie, sowie in der
theoretischen und praktischen Pharmacie fortbildete. Dann nahm er ein Officium
in der Rathsapotheke zu Hamburg an, wo ihm Reimarus als väterlicher Freund
zur Seite stand. Von dort ging er nach Berlin, um als Vorstand in die
Officin des verstorbenen Obermedicinalassessors Valentin Rose einzutreten; er
führte diese Funktion im Dienste der Wittwe des letzteren, welche später auch
seine Schwiegermutter wurde. Zugleich setzte er seine Studien am königlichen
Collegium medico-chirurgicum fort, dabei lernte er den Prof. Dr. Stelle, Leib-
arzt des Königs und Geheimen Rath, kennen und gewann bald dessen Gönner-

schaft. Im J. 1786 war es ihm vergönnt, eine wissenschaftliche Reise nach dem Harze und dem sächsischen Erzgebirge zu unternehmen, bei welcher er in Göttingen, Halle, Leipzig und Freiberg längere Zeit verweilen und manche lehrreiche Bekanntschaften machen, auch wichtige Beziehungen anknüpfen konnte. Nach seiner Rückkehr Ende 1787 privatisirte H. zunächst wieder in Berlin, hielt Privatvorlesungen über Chemie, Physik, Technologie und Pharmacie und suchte durch brieflichen Verkehr mit den berühmten Männern, welche er auf jener Reise kennen gelernt, unter denen besonders Beckmann, Lichtenberg und Gmelin in Göttingen, Forster in Halle, Hebenstreit in Leipzig, Werner, Gellert, Lempe und Hoffmann in Freiberg zu nennen sind, die für seine Berufsbildung wichtigen Beziehungen lebendig zu erhalten. Schon 1791 ward er als ordentlicher Professor der Chemie und Pharmacie beim Collegium medico-chirurgicum angestellt. Gleichzeitig aber auch mit der Administration der königl. Hofapotheke betraut, führte er diese Verwaltung von da an 7 Jahre lang und wurde im Laufe derselben zum Rath am Obercollegium medicum, desgleichen zum Assessor bei dem königl. Manufactur- und Commerzcollegium, sowie bei der Salzadministration ernannt. Letztere Funktionen führten ihn zur technischen Mitwirkung im Ressort des Staatsministers v. Struensee, welcher ihn vielfach für die Bearbeitung technischer Aufgaben in Anspruch nahm. Durch solche Verwendung fand er willkommenen Anlaß, sich der Anwendung der Chemie auf die wissenschaftliche Ausbildung der Gewerbe und der Weiterentwickelung der Technologie überhaupt mit besonderem Eifer zu widmen. So konnte er als Früchte seiner fortgesetzten Studien mit der Zeit eine große Reihe von Schriften über Chemie, Pharmacie, Technologie, Agronomie und landwirthschaftliche Gewerbe, veröffentlichen. Daneben lieferte er gediegene Uebersetzungen mehrerer einschlägigen bedeutenderen Werke aus fremden Sprachen. — An regelmäßige Thätigkeit und zuträgliche Lebensweise gewöhnt, mit einem heiteren Temperament ausgestattet, bewahrte er bis in sein hohes Alter noch die geistige Kraft und Frische eines Jünglings. In seinem Familienleben hatte er schon 1816 den Tod der ersten Gattin zu beklagen, schloß dann zwei Jahre später ein neues länger währendes Ehebündniß, das seinem häuslichen Leben den schwer entbehrten Halt wiedergab. Für sein Wirken und Streben erntete er reichen Lohn in der ungetheilten Liebe und Achtung seiner Mitbürger und Collegen, sowie in dem oft bezeugten Wohlwollen seines Königs, so daß ihm dadurch ein gehobener und verschönerter Lebensgenuß in angesehener und dankbarer Stellung bis an sein Ende bereitet war. Seine Verdienste um die technische Chemie, sein förderlicher Einfluß auf die Entwickelung der Gewerbe, denen er einen wissenschaftlichen Standpunkt zu geben unablässig bemüht war, sichern ihm ein ehrenvolles Andenken im In- und Auslande. H. und seine inhaltsreichen Schriften sind nur wenigen seiner Zeitgenossen aus den betreffenden Berufskreisen unbekannt geblieben.

Der Umfang seiner litterarischen Thätigkeit, wie auch deren Bedeutung, ergibt sich hinlänglich aus einer Erwähnung der wichtigeren Schriften, unter welchen folgende zu allgemeinerer Beachtung gelangten: Sein mit dem J. 1804 begonnenes „Archiv der Agrikulturchemie für denkende Landwirthe“ ꝛc., welches nach zehnjährigem Bestehen auch auf eine zweite Serie sich erstreckte; ferner sein „Bulletin des Neuesten und Wissenswürdigsten aus den Naturwissenschaften, der Landwirthschaft und der bürgerlichen Haushaltung“, Berlin 1809. Das gleichzeitig erschienene „Magazin zur Beförderung der Industrie“ ꝛc., unterstützte er als Mitredacteur und Mitarbeiter. Auf die Ausbildung einzelner mit der Landwirthschaft in Verbindung stehender Industriezweige zielten hauptsächlich ab seine „Theoretisch-praktische Anleitung zur Fabrikation des Zuckers und eines brauchbaren Syrups aus Runkelrüben“, 1809, ferner sein „Grundriß der Technologie“,

1814, welcher 16 Jahre später in zweiter Auflage erneuert wurde, desgleichen seine zuerst 1814 erschienenen „Chemischen Grundsätze der Kunst Bier zu brauen", die binnen 12 Jahren drei Auflagen erlebten. Diesen Schriften schlossen sich an die „Chemischen Grundsätze für die Kunst, alle Arten harter und weicher Seifen zu fabriciren". Mit dem J. 1815 erfolgte die Herausgabe seines „Gemeinnützigen Rathgebers für den Bürger und Landmann", welcher 7 Jahre hindurch sehr begehrt war; während dieser Zeit erschienen weiter seine „Chemischen Grundsätze der Destillirkunst und Liqueurfabrikation", sowie die „Anleitung zur Kultur der Tabakspflanze und zur Fabrikation der Rauch- und Schnupftabake" rc. Später wurden noch veröffentlicht: „Die Kunstwirthschaft", eine als Supplement zur Putsche's Encyklopädie von H. verfaßte Arbeit, ferner seine „Anleitung zur chemischen Zergliederung der Vegetabilien überhaupt und der Getreidearten insbesondere", 1821, endlich seine Abhandlungen über „Die Kultur, Zubereitung und Veredelung des Flachses und Hanfes", wie über „Die blaue und rothe Milch, die Ursache ihrer Erzeugung und die Mittel, deren Bildung zu verhindern", 1833. Seine Arbeiten zeugen von Scharfblick, Umsicht und gediegener Gelehrsamkeit.

N. Nekrolog der Deutschen, Bd. XI. S. 704. Lengerke, Landwirthschaftliches Conversationslexikon, Bd. II. S. 467. C. Leisewitz.

Hermes: Georg H., katholischer Theologe, geb. am 22. April 1775 zu Dreyerwalde bei Rheine im Münsterlande, † am 26. Mai 1831 zu Bonn. Von seinen Eltern, schlichten Ackersleuten, religiös erzogen und von dem Dorfpfarrer vorgebildet, besuchte er von Ostern 1788 bis Herbst 1792 das Gymnasium der Franciscaner zu Rheine (auch Kistemaker und Overberg haben dort ihre Gymnasialbildung erhalten). Vom Herbst 1792—98 studirte er an der Universität zu Münster Philosophie und Theologie; von seinen dortigen Lehrern sind besonders der Philosoph Ueberwasser und der Philologe und Exeget Kistemaker zu nennen. Am 16. Januar 1799 wurde H. zum Priester geweiht, nachdem er schon im Herbst 1798 als Lehrer an dem Gymnasium in Münster angestellt worden war. Auch als Gymnasiallehrer setzte er seine philosophischen und theologischen Studien fort, las namentlich die Schriften von Kant und Fichte und arbeitete schon eine Moralphilosophie vollständig aus. Nachdem er 1805 die kleine Schrift „Untersuchung über die innere Wahrheit des Christenthums", veröffentlicht hatte, wurde er auf Empfehlung des Halle'schen Theologen Niemeyer am 27. März 1807 zum ordentlichen Professor der dogmatischen Theologie an der Universität zu Münster ernannt. Als Vorlesebuch war ihm die Dogmatik von Klüpfel angewiesen; er schloß sich aber vorzugsweise an die Schriften des Exjesuiten Stattler an. Er las außer über Dogmatik auch „philosophische Einleitung in die gesammte christliche Theologie" und über „die Principien der katholischen Theologie" und verband mit den Vorlesungen regelmäßig auch ein Examinatorium und Repetitorium. Er fand als Docent großen Beifall, nahm auch an den Universitätsangelegenheiten thätigen Antheil; er war drei Mal Decan und insofern auch gewissermaßen Rector, als unter den vier Decanen der theologische den Vorsitz führte. Wiederholt hatte er für das Ministerium Gutachten auszuarbeiten, so 1815 über die van Eß'sche Ueberſetzung des Neuen Testaments, 1817 über die Besetzung der Professuren an der theologischen Lehranstalt in Braunsberg, 1819 über einen Studierplan der Theologie (später, 1826, über den Religionsunterricht an Gymnasien, abgedruckt in der Bonner Zeitschr. f. Philosophie und katholische Theologie, 1832, 3. u. 4. H.).

Im J. 1815 veröffentlichte H. ein „Gutachten in Streitsachen des Münster'schen Domcapitels mit dem Generalvicar des Capitels" (Clemens August von Droste-Vischering, später Erzbischof von Köln; s. Bd. V. S. 421) und eine „Antwort

auf die (gegen jenes Gutachten gerichtete) geschichtliche Darstellung der Lage der Münster'schen Kirche" (dazu kommen noch „Vier Erklärungen, veranlaßt durch die geschichtliche Darstellung", s. l. et a.). Im J. 1819 erschien die „Philosophische Einleitung in die christkatholische Theologie", der als Anhang der „Studier-Plan der Theologie" beigefügt ist. In demselben Jahre erhielt H. von Breslau das Diplom als Doctor der Theologie. Nachdem er früher einen Ruf nach Breslau abgelehnt, wurde er 1818 über die Einrichtung der katholisch-theologischen Facultät an der neuen Universität Bonn consultirt, zeigte sich aber nicht geneigt, dort eine Professur zu übernehmen, blieb vielmehr Professor an der aus einer theologischen und einer philosophischen Facultät bestehenden Akademie, welche in Münster nach der Aufhebung der dortigen Universität im Juli 1818 errichtet wurde. Erst im Frühjahr 1820 siedelte er nach Bonn über (die am 27. April dort gehaltene Antrittsrede ist abgedruckt in der Bonner Zeitschr. 6. H.). Viele seiner Münster'scher Zuhörer wollten ihm folgen; der Generalvicar v. Droste verbot aber den Theologie-Studierenden der Münster'schen Diöcese, ohne seine ausdrückliche Erlaubniß eine andere Universität zu besuchen. Bei der Rectorwahl am 1. August 1820 erhielt H. die meisten Stimmen, lehnte aber die Wahl ab. Zwei Mal war er Decan; später lehnte er immer ab. Im J. 1821 verlieh ihm die philosophische Facultät den Doctortitel honoris causa. Eine im October 1821 an ihn gelangte Berufung nach Freiburg lehnte er ab. Später beantragte er wegen Mißhelligkeiten mit dem Professor Seber, der (bis zu seinem Ausscheiden aus der Facultät im J. 1825) neben ihm Dogmatik las, seine Zurückversetzung nach Münster, dann seine Entlassung, ließ sich indeß bestimmen zu bleiben. Im J. 1825 wurde der Graf Ferdinand August von Spiegel, zu dem H. schon in Münster in näheren Beziehungen gestanden, Erzbischof von Köln, und H. wurde, mit Beibehaltung seiner Professur, Mitglied des neu errichteten Kölnischen Domcapitels.

H. las in Bonn über philosophische und positive Einleitung in die Theologie und über Dogmatik, einmal auch über Dogmengeschichte. Seine Vorlesungen wurden auch von katholischen Studenten anderer Facultäten, namentlich Philologen und Juristen, besucht. Im Sommer 1829 erschien die erste Abtheilung der „positiven Einleitung in die christkatholische Theologie", deren Druck schon im J. 1824 begonnen worden war. Andere Schriften von ihm sind bei seinen Lebzeiten nicht gedruckt worden. Erst nach seinem Tode, im J. 1834, wurden von seiner „Christkatholischen Dogmatik" zwei Theile und die erste Abtheilung des dritten Theiles (mit dem Imprimatur des Generalvicars Hüsgen zu Köln) von seinem Schüler J. H. Achterfeldt herausgegeben. Auch die zweite, wenig veränderte, Auflage der „Philosophischen Einleitung" erschien erst nach seinem Tode, 1831. — Schon mehrere Jahre kränklich, erkrankte H. bedenklich im Januar 1831, bereitete sich mit großer Fassung auf den Tod vor und starb am 26. Mai. In dem Anschlage, durch welchen von Seiten der Universität am schwarzen Brette sein Tod angezeigt wurde, heißt es: „Er war der erste Würdenträger der katholischen Theologie und eins der hellsten Lichter der deutschen Philosophie, der durch seine glänzende akademische Wirksamkeit der Kirche unzählige würdige Priester, der Wissenschaft tüchtige Gelehrte, dem Staate treue Bürger gebildet hat. Ohne Eitelkeit und gelehrten Hochmuth, voll edlen Hasses gegen jede Affectation und Heuchelei, gegen die ganze, wie gegen die halbe Lüge, war er ein echter Mann und ein wahrer Christ". Er wurde am 29. Mai auf dem Friedhofe zu Bonn beigesetzt, wo ein Grabstein mit der einfachen Inschrift „Georg Hermes" seine Ruhestätte bezeichnet. Eine Grabrede hatte er sich verbeten. In Münster hielt der zeitige Rector, Dombechant Katerkamp, am 20. Juni die Exequien, danach Prof. Brockmann in der Aula eine Gedächtnißrede. — H. hat in seinen Schriften sein philosophisch-

theologisches System nur theilweise ausgeführt. Den Inhalt der „Philosophischen Einleitung“ bilden die drei Untersuchungen: 1) „Gibt es für Menschen eine Entschiedenheit über Wahrheit, die sicher ist? in welchen Wegen entsteht sie und ist einer derselben anwendbar auf den Beweis des Christenthums?“ 2) „Ist ein Gott und wie ist er beschaffen?“ und 3) „Muß eine übernatürliche Offenbarung Gottes an die Menschen als möglich zugelassen werden, und unter welchen allgemeinen Bedingungen muß sie als wirklich erachtet werden?“ (S. 80). In der „Positiven Einleitung“ sollte dann der „Beweis des Christenthums als einer von Gott gegebenen Offenbarung und des Katholicismus als des wahren Christenthums“ geführt werden (Ph. E. S. X) durch die fünf Untersuchungen: 1) „Sind die Bücher des Neuen Testaments äußerlich historisch wahr?“ 2) „Ist die in ihnen enthaltene Lehre Jesu auch innerlich wahr?“ 3) „Ist die sog. mündliche Uebergabe (Tradition) äußerlich wahr?“ 4) „Haben die durch mündliche Uebergabe überlieferten Lehren Jesu ebenfalls innere Wahrheit?“ 5) „Sind die Vorträge und Erklärungen der theologischen Lehren Jesu durch das in der Kirche der Katholiken befindliche mündliche Lehramt unfehlbar richtig?“ Nur die erste Untersuchung ist in der 1829 erschienenen ersten Abtheilung ausgeführt, — theilweise im Anschluß an Hug's Einleitung in das Neue Testament, — die von dem Herausgeber der Dogmatik in Aussicht gestellte Veröffentlichung der zweiten Abtheilung aus dem Nachlaß von H. ist nicht erfolgt. — In der langen einleitenden Abhandlung (über Methode) im ersten Bande der Dogmatik heißt es (S. 94): die specielle christkatholische Theologie (welche außer der Dogmatik noch die Moraltheologie umfasse) müsse alle geoffenbarten Lehren über Gott und über das Verhältniß der Welt und der Menschen zu Gott, wie sie die katholische Kirche annehme, mittheilen und ihren Inhalt aus den drei (in der positiven Einleitung behandelten) Erkenntnißprinzipien herleiten (S. 104), so viel als möglich, auf eine wissenschaftliche Weise, systematisch und „im Geiste der neuen Philosophie“; letzteres wird aber (S. 108) dahin erläutert: wenn in der Einleitung zur Theologie der Gebrauch der Philosophie unbegrenzt sei, weil die Vernunft nothwendig so lange allein führe, bis sie einen zweiten Führer gefunden habe (Ph. E. S. XXIII), so könne sie in der speciellen christlichen Theologie gar keinen positiven, sondern nur einen negativen Gebrauch haben. In dem ersten Theile (746 S.) der Dogmatik wird die Lehre von Gott, im zweiten (176 S.) die Lehre von dem Verhältnisse der Welt zu Gott behandelt; der dritte sollte das Verhältniß des Menschen zu Gott behandeln; die erste Abtheilung handelt von dem Urzustande, dem Sündenfalle, der Erlösung und der Gnade. Die Darstellung der Lehre von den Gnadenmitteln und von den letzten Dingen fand sich nicht vor, und die zweite Abtheilung, welche diese Stücke, von einem Schüler Hermes' in seinem Geiste bearbeitet, bringen sollte, ist nicht erschienen. Auch von dem, was von der Dogmatik veröffentlicht worden ist, sagt der Herausgeber, es sei mit Ausnahme einzelner Stücke von H. selbst des Druckes keineswegs würdig erachtet worden.

Die „Philosophische Einleitung“ ist das einzige originelle und charakteristische Werk von H. Er wollte darin „dem so gewöhnlichen Gebrauch Abbruch thun, die theologischen Lehren und deren Beweise zu erlernen, ohne je zu einer ernsten Prüfung der ersten Gründe herunterzusteigen, und auf diese Weise dem Unglauben und der mystischen Schwärmerei entgegenwirken“ (S. XXIX). Er habe, sagt er (S. X), bei seiner Arbeit „den Vorsatz gewissenhaft erfüllt, überall so lange als möglich zu zweifeln und da erst definitiv zu entscheiden, wo er eine absolute Nöthigung der Vernunft zu solcher Entscheidung vorweisen gekonnt“. Daß H. bei diesem Versuche, für die Wahrheit des Christenthums und des Katholicismus einen strengen Beweis zu führen, keine rationalistische Tendenz verfolgte, muß auch von seinen Gegnern anerkannt

…en: daß der Versuch, philosophisch und theologisch betrachtet, nicht vollkommen gelungen ist, wird wol kaum noch von Jemand bestritten. H. war kein bedeutender Philosoph (eine übersichtliche Darstellung seiner Philosophie gibt …r in der unten anzuführenden Schrift, S. 140 ff.) und in theologischer Hinsicht fehlte es ihm namentlich an dem Sinne für geschichtliche Entwickelung. Mit der älteren theologischen, auch der patristischen Litteratur hatte er sich nur …r ungenügend bekannt gemacht. Charakteristisch für ihn ist die Aeußerung: „als Katholik könne er eine Dogmengeschichte im gewöhnlichen Sinne nicht anerkennen, weil die Dogmen das, was sie seien, auch immer gewesen" (Esser, S. 110); später wollte er eine lateinische Dogmengeschichte schreiben, um darin „die vollkommene Uebereinstimmung seiner Dogmatik mit der der ersten christlichen Kirche klar nachzuweisen". Hermes' Darstellung ist klar und logisch, aber breit und viel weniger anziehend, als sein mündlicher Vortrag gewesen sein muß.

Trotz der Mängel seiner Arbeiten kommt H. eine hervorragende Stellung in der Geschichte der katholischen Theologie in Deutschland und das Verdienst zu, nicht nur auf die wissenschaftliche und sittliche Bildung zahlreicher Geistlichen einen maßgebenden und wohlthätigen Einfluß geübt, sondern auch eine Reihe von tüchtigen jüngeren Gelehrten zu philosophischen und theologischen Arbeiten angeregt zu haben. Esser, Elvenich und Biunde bearbeiteten in seinem Geiste philosophische Disciplinen (die beiden ersteren, beide Laien, namentlich die Moralphilosophie), Droste-Hülshoff das Naturrecht (und Kirchenrecht), Gotthard Braun und Vogelsang die Moraltheologie, Achterfeldt und Siemers Lehrbücher für den Religionsunterricht. Andere hervorragende Schüler von H., die litterarisch thätig waren, sind Baltzer, J. W. Braun, Rosenbaum, Hilgers. Das Hauptorgan der Schule war 1832—53 die „Zeitschrift für Philosophie und katholische Theologie", anfangs von Achterfeldt, Braun, v. Droste, Scholz und Vogelsang (alle in Bonn), zuletzt von den beiden zuerst genannten allein herausgegeben. — Als H. starb, docirten vorwiegend, theilweise fast ausschließlich Schüler von ihm in den theologischen Facultäten nicht nur zu Bonn (gegen die Berufung von Möhler oder Döllinger hatte H. selbst im J. 1830 votirt), sondern auch in Breslau, Münster und Braunsberg und in den Seminarien zu Köln und Trier, sowie als Religionslehrer an vielen rheinischen und westfälischen Gymnasien. — Das Hermes'sche System wurde schon 1825 in dem „Katholiken" (von K. F. Windischmann), gleich nach Hermes' Tode 1831 und 32 in (unbedeutenden) besonderen Schriften von A. v. Sieger und J. Hast und in Artikeln in Zeitschriften, namentlich der Aschaffenburger Kirchenzeitung, angegriffen, von Hermes' Schülern lebhaft vertheidigt. Schon 1827 ging das Gerücht, Windischmann arbeite dahin, die „Philosophische Einleitung" auf den Index zu zu bringen. Windischmann war es nicht, der Hermes' Lehre in Rom denuncirte, aber er und mehrere deutsche Theologen erhielten 1833 von dort den Auftrag, Gutachten darüber einzusenden. In Rom selbst arbeiteten namentlich der Studien-Rector in der Propaganda, Graf Reisach (der spätere Cardinal), und der Jesuit Perrone solche Gutachten aus. Nachdem die Sache vor der Inquisition verhandelt worden, wurden durch ein Breve Gregors XVI. vom 26. Septbr. 1835 die „Philosophische" und die „Positive Einleitung" und der erste Theil der Dogmatik (durch ein Decret der Index-Congregation vom 7. Jan. 1836 auch die anderen Theile der Dogmatik) in sehr scharfen Ausdrücken verdammt. H. wird als ein „Lehrer des Irrthums" bezeichnet, welcher, „von dem königlichen Wege, den die gesammte Tradition und die heiligen Väter bei der Darlegung und Vertheidigung der Glaubenswahrheiten gebahnt, abweichend, ja denselben hochmüthig verachtend und verdammend, einen dunkeln Weg zu allerlei Irrthümern anbahne, indem er den positiven Zweifel zur Grundlage aller theo-

logischen Untersuchung mache und das Princip aufstelle, daß die Vernunft die hauptsächlichste Norm und das einzige Mittel sei, wodurch der Mensch zur Erkenntniß der übernatürlichen Wahrheiten gelangen könne"; er lehre manches „Absurde und von der katholischen Lehre Abweichende" bezüglich einzelner wichtiger Punkte, und seine Schriften enthielten „falsche, verwegene, zum Skepticismus und Indifferentismus führende und von der Kirche schon früher verdammte Sätze". — Der Erzbischof von Köln, Clemens August v. Droste, von Alters her ein Gegner von H., bemühte sich sehr eifrig, dieses Urtheil zur Geltung zu bringen, und die litterarische Bekämpfung des Hermes'schen Systems wurde jetzt sehr zahlreich. Von Seiten der Hermesianer wurde behauptet: die Ansichten, die der Papst verworfen, seien wirklich verwerflich; aber nur in Folge davon, daß die begutachtenden Theologen die betreffenden Stellen in Hermes' Schriften mißverstanden oder unrichtig übersetzt, sei die Meinung entstanden, daß H. jene Ansichten wirklich vorgetragen; das, was in dem Breve verdammt werde, sei etwas anderes, als was H. gewollt und wirklich gelehrt habe. Die Professoren J. W. Braun und Elvenich reisten im Mai 1837 nach Rom, um diese Anschauung dort zu vertreten und eine Berichtigung des päpstlichen Urtheils zu erwirken. Sie wurden an den Jesuitengeneral Roothaan gewiesen, der vom Papste beauftragt sei, mit ihnen zu verhandeln. Die Verhandlungen wurden aber schon anfangs August, angeblich in Folge einer österreichischen Note an die Curie, abgebrochen. Die beiden Professoren reisten im April 1838 unverrichteter Sache wieder ab und veröffentlichten in demselben Jahre die auf ihre Verhandlungen bezüglichen Actenstücke (Acta Romana). Die geistlichen Schüler Hermes' unterwarfen sich vor und nach alle, mit Ausnahme von Achterfeldt und Braun, dem römischen Urtheil.

Seit dem J. 1831 ist eine sehr große Zahl von Streitschriften für und gegen das Hermes'sche System und über die durch die Verurtheilung desselben hervorgerufenen oder damit zusammenhängenden Controversen und Verwickelungen erschienen. Der Advocat-Anwalt J. J. Stupp (später Oberbürgermeister von Köln) kämpfte noch bis 1848 für H. und die letzten Hermesianer.

W. Esser, Denkschrift auf Georg Hermes, 1832. Raßmann, Münsterländ. Schriftsteller, S. 147. Werner, Gesch. der kathol. Theologie, S. 405. Ch. G. Niedner, Philosophiae Hermesii ... explicatio, 1839. Niedner gibt S. VII ein Verzeichniß der bis dahin erschienenen Streitschriften; ein vollständigeres Verzeichniß bei Roskovany, Rom. Pontifex IV. 643, 702, eine Besprechung der wichtigsten in Rheinwald's Repertorium, Bd. XX. (1838), XXXI. XXXIV. (1841), XXXIX. (1842). Reusch.

Hermes: Hermann Daniel H., Oberconsistorialrath in Berlin, war der Sohn eines Geistlichen und 1734 am 24. Januar in Petznik bei Stargard geboren. Auf der Schule in Wernigerode vorbereitet, bezog er 1750 die Universität Halle und übernahm nach beendeten Studien eine Lehrerstelle an der von Hecker in Berlin gestifteten Realschule. Von dort wurde er 1756 als Pastor nach Dierberg bei Ruppin, 1760 als Archidiaconus nach Zossen und 1766 als Professor an das Magdalenäum nach Breslau berufen. Aus besonderer Gunst des Raths 1771 zum Propst in der Neustadt befördert, ascendirte er in regelmäßiger Tour 1775 in das Pastorat von Maria Magdalena. Niemand ahnte damals in ihm den unversöhnlichen Feind der Neologie, als welcher er sich später unter Wöllner entpuppte. Der Kirchen- und Ketzeralmanach von 1781 nennt ihn neben seinem Bruder Timotheus, ohne indeß in seiner Abhandlung über „Die große Lehre vom Gewissen", 1769 erschienen, in seiner „Sammlung kleiner Schriften" und den veröffentlichten Auszügen aus seinen Predigten, etwas Besonderes im Guten oder Schlimmen zu finden; um so befremdlicher war es, daß H. 1787 dem

Breslauer Oberconsistorium als außerordentlicher Rath beigegeben und für seine Bemühungen am Schulhalterseminarium mit einem besonderen Gehalte bedacht wurde, während Gerhard (s. Bd. VIII. S. 759), der Stifter desselben, für seine Verdienste um die Anstalt leer ausging; auch wurde ihm die Inspection über eine Anzahl Kirchen im Fürstenthum Breslau übertragen, welche Gerhard gleichfalls abtreten mußte. H. stieg noch höher; als er 1790 dem Könige bei dessen Aufenthalte in Breslau persönlich bekannt geworden war, wurde er „aus besonderer Gnade“ 1791 nach Berlin berufen und zum Präsidenten der neu errichteten königl. Geistlichen-Immediat-Examinationscommission ungesegneten Andenkens ernannt. Als solcher erließ er 1794 eine „Umständliche Anweisung für die evangelisch-lutherischen Prediger in den königl. preußischen Landen zur gewissenhaften und zweckmäßigen Führung ihres Amtes“, in welcher ganz im Geist des Religionsedictes symbolgemäßes Predigen aufs strengste anbefohlen war; zur Sicherung des Erfolges mußten von jetzt an sämmtliche bei den in Preußen üblichen Kirchenvisitationen gehaltenen Predigten der Examinationscommission in Berlin zur Prüfung eingereicht werden, die Consistorien in den Provinzen hatten gar nichts mehr zu disponiren, selbst die Predigttexte für die Visitationen nicht mehr zu bestimmen; die Commission in Berlin sorgte für alles und jedes; sie hielt schließlich auch den Versuch für an der Zeit, die Universitätslehrer ihrer Censur zu unterwerfen; Niemeyer und Nösselt in Halle wurden in scharfen Rescripten mit Cassation bedroht, wenn sie fortführen, den Theologie Studirenden, wie bisher geschehen, ihre neologischen Lehren einzuimpfen. Die Gemaßregelten antworteten männlich und würdig, und als H. und Hillmer persönlich 1795 zur Revision der theologischen Facultät in Halle erschienen, belehrte sie ein von Studenten aller Facultäten wider sie erregter Tumult, wie die akademische Jugend über diese Attentate auf die Lehrfreiheit dachte. Bei der Stimmung der Bürgerschaft war das ärgste zu besorgen und schleunige Abreise das einzige Mittel, größeres Unheil zu verhüten. Glücklicherweise waren die Tage des Wöllner'schen Regiments gezählt. Friedrich Wilhelm III. setzte nach seiner Thronbesteigung das Religionsedict außer Kraft; Wöllner wurde entlassen, die Examinationscommission aufgelöst, der Versuch, die alte Orthodoxie zu repristiniren, war gescheitert. Die Zeitgenossen haben hart über H. geurtheilt und schwerlich kann er dem Verdachte entgehen, sich um zeitlicher Vortheile willen wider bessere Ueberzeugung zum Handlanger Wöllner's hergegeben zu haben. Seit seiner Verabschiedung hört man nichts weiter von ihm, als daß er am 12. Nov. 1807 gestorben ist.

Ehrhardt, Presbyterol., I. 329. Gerhard, Autobiographie, S. 94, 96. Ferd. Chr. Baur, Geschichte der christlichen Kirche, IV. 606 ff.

Schimmelpfennig.

Hermes: Johann Timotheus H., des vorigen jüngerer Bruder und zu besserer Unterscheidung „Sophien-H.“ genannt, ist 1738 in Petznik geboren und den 24. Juli 1821 als Pastor von St. Elisabeth und Inspector der Breslauer Kirchen und Schulen gestorben. Von seinem Vater für die Universität vorbereitet, studirte er von 1758—61 in Königsberg, wurde alsdann Lehrer an der Ritterakademie in Brandenburg, 1763 Feldprediger bei einem in Schlesien stehenden Reiterregiment und 1769 fürstlich anhaltischer Hofprediger und deutscher Pastor in Pleß in Oberschlesien. Durch seine Romane „Miß Fanny Wilkes“, 1766, zweite Auflage 1770 (nach dem Vorbilde Fielding's) und „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“, 1769—73, mit der er den psychologischen Roman in der Manier Richardson's in Deutschland einbürgerte, bereits berühmt, wurde H. vom Rathe in Breslau 1771 in die durch seines Bruders Beförderung zum Propste in der Neustadt vacant gewordene Professur am Magdalenäum be-

noch eine Reise nach Italien unternehmen konnte. Die litterarischen und geschichtlichen Schätze der Bibliotheken zu Venedig, Padua und Mailand beschäftigten und zogen ihn vorzugsweise an. 1828 nahm das „Ausland" unter seiner Leitung seinen Anfang. Diese Zeitung wurde gegründet, um, neben dem von Wirth redigirten „Inland" der allgemein verbreiteten Theilnahmlosigkeit entgegen zu arbeiten; ihre Richtung war eine durchaus politische, welche zu dem Wesen Hermes' ganz vorzüglich paßte. In München, wo er sich unterdessen niedergelassen hatte, konnte er sogar neben der Redaction noch Vorlesungen halten, die von der damals freisinnigen Regierung ihm gestattet und sehr zahlreich besucht wurden. Er hätte sich auf diese Weise leicht eine sehr angenehme Existenz gründen können, allein seine Neigung unberufener Einmischung, sein doctrinäres Absprechen und sein verletzender Hohn zogen ihm viele Feinde zu. Nach vielen unangenehmen Begegnungen bereitete man ihm bei der Aufführung seiner Uebersetzung von Victor Hugo's „Hernani" im Theater einen öffentlichen Skandal, so daß seine Stellung unhaltbar wurde und er München verlassen mußte. — Hierauf wandte er sich nach Leipzig, wo er von Ostern 1831 an Mitarbeiter an den „Blättern für litterarische Unterhaltung" war und manches Andere schrieb: „Geschichte von Polen", „Freie Blätter für Baiern und Deutschland", „Ueber die politische Frage", „Napoleon" ꝛc. Später veranlaßte ihn der Buchhändler Vieweg in Braunschweig, dorthin zu ziehen, um die Leitung der „Deutschen Nationalzeitung aus Braunschweig und Hannover" zu übernehmen. Diese Zeitung war eine der ersten, welche regelmäßige Leitartikel an der Spitze jedes Blattes brachte. Er schrieb diese meistens selbst und verstand durch geschickte Wahl des Stoffes die Aufmerksamkeit zu fesseln, während er den übrigen Theil der Zeitung dürftig ausstattete. In Braunschweig verweilte er bis zum Jahre 1840, doch blieben die fatalen Begegnungen und Konflikte auch hier nicht für ihn aus. Man achtete seine Kenntnisse und seine Gewandtheit, aber seine Persönlichkeit stieß ab. Theils an allgemeiner Theilnahmlosigkeit, theils wegen ihrer Haltung in der orientalischen Frage (1840) ging die Nationalzeitung zu Grunde und H. wandte sich nun nach Köln, um der „Kölnischen Zeitung" seine Leitartikel zu widmen. Ihnen trat die „Rheinische Zeitung", das Organ des jungen Rheinlandes, mit heftiger, zum Theil sehr persönlicher Polemik entgegen. H. ließ sich dadurch nicht beirren; ja als die „Rheinische Zeitung" eingegangen war, bemühte er sich, ihren Leserkreis dem „gemäßigten Liberalismus" der „Kölnischen Zeitung" zuzuführen. Es wurde jedoch dieser Liberalismus, trotz seiner Mäßigung, in Berlin übel vermerkt und H. mußte mit seinen Leitartikeln innehalten. Im Mai 1843 gab er die Erklärung ab, daß er nur nothgedrungen schweige und nach kaum drei Monaten finden wir ihn im Solde des Ministeriums zu Berlin, von dem er eben noch gesagt hatte, es treibe die allgemeine Unzufriedenheit auf eine Höhe, die man in Preußen nie zuvor erlebt habe. Er wurde zwar schlecht behandelt, aber gut bezahlt. Wie es ihm zu jener Zeit ergangen, zeigt seine Schrift: „Blicke aus der Zeit in die Zeit". Durch J. B. Rousseau, einen rheinischen Publicisten ähnlicher Art, wurde er später an der Redaction der Staatszeitung ersetzt, erhielt aber jetzt eine Directorenstelle an einer Eisenbahn. Dabei verdiente er sich durch Speculationen mit Actien viel Geld und wurde nun ein vollständiger Lebemann. Weiber und Wein hatten ihn um die Früchte seiner Speculationen schon gebracht, als das plötzliche Weichen der Kurse auch den Rest seines Vermögens noch verschlang. Im J. 1848 traf ihn auch noch ein Schlaganfall. Er trat nun gänzlich zur äußersten Rechten über, redigirte zuerst in Bremen die „Neue Bremer Zeitung", dann in Berlin den „Staatsanzeiger", die „Norddeutsche Zeitung" in Stettin. Er war zum vollständigen Miethling geworden. Er schrieb nur noch matt und

dann, als Friedr. Eberh. Boysen († 4. Juni 1800; vgl. Bd. III. S. 226 f.) im J. 1799 pensionirt war, Oberhofprediger und Pastor der Stiftsgemeinde. Als das Consistorium im J. 1808 aufgelöst wurde, ward er Superintendent (im Königreich Westfalen). Im J. 1812 ward er als Pastor pensionirt, behielt aber, auch als Quedlinburg wieder preußisch wurde, die Consistorialgeschäfte, bis er wegen zunehmenden Alters im J. 1821 auch von diesen dispensirt wurde. Er starb, 85 Jahre alt, am 6. Januar 1822. — In seinem „Handbuche der Religion" hat er auch vier eigene Lieder veröffentlicht, von denen eines, ein Unsterblichkeitslied, schon 1772 in seinen „Beiträgen" erschienen war. Im J. 1787 gab er für das Stift Quedlinburg ein Gesangbuch heraus, in das er seine eigenen Lieder mehrfach überarbeitet aufnahm. Sein Unsterblichkeitslied, das in der letzten Ueberarbeitung, die er ihm zu Theil werden ließ, mit den Worten: „Ich lebe nicht für diese Erde", beginnt und das man an seinem Grabe sang, und sein Passionslied: „Ach sieh ihn dulden, bluten, sterben", finden sich noch in mehreren neueren Gesangbüchern.

Sein Freund A. H. Niemeyer veröffentlichte einen Nekrolog von ihm in Vater's Jahrbuch der häuslichen Andacht u. s. f. für das Jahr 1823. — Heinrich Döring, Die deutschen Kanzelredner des 18. und 19. Jahrhunderts, S. 124 f., wo sich auch ein Verzeichniß seiner zahlreichen Schriften befindet. Rambach, Anthologie, Bd. V. S. 282 ff.; hier die beiden angeführten Lieder. Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl. Bd. VI. S. 247 f.

Bertheau.

Hermes: Karl Heinrich H., ein bekannter Publicist, wurde am 12. Febr. 1800 zu Kalisch in Polen geboren. Sein Vater, der dort als preußischer Beamter lebte und in Folge des Krieges 1806 nach Schlesien auswanderte, hatte ihn sorgfältig vorbilden lassen, sodaß er 1812 in das katholische Gymnasium, obgleich Protestant, in Breslau eintreten konnte. Er studirte darauf in Berlin und Breslau Theologie und Philologie und begeisterte sich als Burschenschafter für Urdeutschthum und teutonische Freiheit. Ein Nachklang dieser seiner urdeutschen Zeit ist seine Doctordissertation: „Rerum galaticarum specimen", Breslau 1822. Im Frühling 1823 begab er sich nach Dresden, um auf der dortigen Bibliothek Studien zu machen. Auf einer Reise nach den Niederlanden schloß er Bekanntschaft mit van Riel in Deventer und trat in dessen Privatinstitut als Lehrer ein. In van Riel's reicher Privatbibliothek war er in der Lage, sich mit der holländischen, englischen und französischen Litteratur näher bekannt zu machen. Hier in Holland vollendete er seine lateinische Uebersetzung und kritische Bearbeitung des altnordischen Gedichtes Völuspa, arbeitete auch an einer friesischen Grammatik, die aber nie im Druck erschienen ist. — Nach Breslau im Jahre 1824 zurückgekehrt, wollte er sich als Lehrer an der dortigen Hochschule niederlassen, wurde aber als „Demagog und früherer Burschenschaftler" nicht zugelassen und so blieb ihm denn keine Wahl mehr, als sein Leben als Schriftsteller zu verbringen. Sein Freund und Studiengenosse, Wolfgang Menzel, berief ihn zu sich nach Stuttgart, wo H. dann für das „Morgenblatt" und „Das Litteraturblatt" arbeitete. Doch bald überwarf er sich mit jenem und nun übernahm er die „Brittannia", die er von 1825—27 leitete. Seine um diese Zeit erschienene Schrift: „Ueber Shakespeare's Hamlet", welche alles, was Goethe, Schlegel und Tieck über Hamlets Charakter gesagt hatten, umstoßen wollte, blieb gänzlich unbeachtet. Er verweilte nun ein Jahr in Paris, mit Correspondenzen für eine der größten deutschen Zeitungen und mit Studien über die gälische und bastische Sprache, sowie über die französischen Dichter des Mittelalters beschäftigt. Cotta in Stuttgart beauftragte ihn im J. 1827 mit der Begründung des „Auslandes", doch verzögerte sich die Herausgabe der neuen Zeitung so lange, daß H. unterdessen

Vgl. Wiarda, II. v. Halem, Gesch. von Oldenburg, I. Hieron. Grestius, Reimchron. von Harlingerland. Saur, Gesch. der ostfries. Häuptlinge. Heinrich Kruse hat Hero Omken in der Tragödie „Die Gräfin“ verwandt.
Krause.

Herold, Erzbischof von Salzburg, folgte im Anfange der Regierung Otto's des Großen auf den am 22. August 939 verstorbenen Egilolf. Von dem Könige mit reichen Schenkungen für seine Kirche bedacht, bekleidete er gleich seinen Vorgängern das Amt des Erzkanzlers für Baiern. An der großen Augsburger Synode im August 952 nahm er mit den übrigen baierischen Bischöfen Theil und hielt auch nach dem Abfalle Baierns von der Sache des Königs in den Wirren des durch Liudolf und Konrad erregten Bürgerkrieges zuerst an Otto fest, der ihm sogar noch zu Ende des J. 953 eine den Aufständischen entzogene Besitzung in Kärnten zum Geschenke machte. Gleich darauf aber ließ er sich ebenfalls von der nationalen Bewegung fortreißen, durch welche die Baiern unter der Führung des Pfalzgrafen Arnolf, den ihnen aufgedrungenen Herzog Heinrich, des Königs Bruder, zu verdrängen suchten. Als im J. 954 die Ungarn ins Land brachen und von Liudolf gegen seine Widersacher in Franken und Lothringen abgelenkt wurden, trat auch H. mit ihnen in Verbindung und soll ihnen aus den Schätzen seiner Kirche gespendet haben. Wie es sich auch mit dieser Beschuldigung verhalten mag, als H. zu Anfang des J. 955 mit einigen baierischen Grafen sich gegen H. erhoben hatte, ließ ihn dieser, wahrscheinlich am 1. März, zu Mühldorf am Inn ergreifen und durch die grausame Strafe der Blendung ohne jede gerichtliche Entscheidung unschädlich machen. Während seine Verbündeten eine blutige Niederlage erlitten, wurde er selbst nach dem auf steiler und rauher Höhe gelegenen Bischofssitze Seben in Tirol verbannt und das Gut seiner Kirche den Lehnsleuten des Herzogs überliefert. Heinrich überlebte diese Gewaltthat, die er auch auf dem Todtenbette nicht bereute, nur um acht Monate, dem Könige fiel die Aufgabe zu, die verworrenen Verhältnisse der Salzburger Kirche wieder zu ordnen. Auf einer Synode zu Ingelheim im April 958 wurde die über H. verhängte Absetzung bestätigt und Friedrich, der Abkömmling einer vornehmen baierischen Familie, an seine Stelle gesetzt. Obgleich jener angeblich zu der Wahl eines Nachfolgers seine Zustimmung gegeben haben soll, so erkannte er dieselbe dennoch nicht an, sondern fuhr fort als Erzbischof Messe zu lesen, indem er dabei die Insignien seiner Würde anlegte. Für Otto war es deshalb von großem Werthe, daß Papst Johann XII. nach der Kaiserkrönung am 7. Febr. 962 die Wahl Friedrichs zum Salzburger Metropoliten ausdrücklich genehmigte und H. unter Androhung des Bannes, noch ferner Messe zu halten verbot, woran schon seine Blindheit ihn hätte hindern sollen. Dieser klammerte sich jedoch so hartnäckig an die nur durch einen Gewaltact ihm entrissene Würde, daß Johann XIII. nebst der von ihm berufenen Synode von Ravenna am 25. April 967 auf den Wunsch des Kaisers wegen seiner fortdauernden Widersetzlichkeit noch einmal den Bannfluch über ihn aussprach. H. starb, vielleicht noch in demselben Jahre oder wenig später am 31. August: ein Beispiel der Abhängigkeit, in welcher trotz Pseudoisidor die Kirche des 10. Jahrhunderts noch von dem deutschen Königthume stand, ohne an dem päpstlichen Stuhle einen Rückhalt zu finden.

Köpke und Dümmler, Kaiser Otto der Große, Leipzig 1876. Büdinger, Oesterreichische Geschichte, I. Leipzig 1858.
Dümmler.

Heroldt: Johann H., ein Componist des 16. Jahrhunderts, aus Jena gebürtig. Von seinen hinterlassenen Drucken scheint sich nur auf der bischöfl. Bibliothek in Regensburg die „Historia des Leidens und Sterbens unsers Herrn und Heylandts Jesu Christi aus dem hlg. Evangelio Mattheo“, mit 6 Stimmen

componirt; Grätz in Steyer bei Georg Widmannstetter, 1594, erhalten zu haben. Seine Sammlungen deutscher mehrstimmiger Lieder, die Gerber nach Draudius anzeigt, sind bis heut auf deutschen Bibliotheken noch nicht aufgefunden.

R. Eitner.

Herp: Heinrich v. H., aus Nord-Brabant, starb als Guardian des Observantenklosters zu Mecheln 1477. Seine Zeitgenossen verehrten ihn als Verfasser eines „Spiegel der volcomenheyt", welcher öfter gedruckt ist, u. a. 1502 von Eckart v. Homberch zu Antwerpen; auch handschriftlich findet er sich auf verschiedenen niederländischen Bibliotheken. Der Verfasser erscheint als Vertreter jenes praktischen Mysticismus, dessen Vater Johann Ruysbroeck, Prior im Kloster Grünenthal, war. Daher legt er den kirchlichen Verrichtungen und sogenannten guten Werken keinen Werth bei, soweit sie nicht die Frucht der Gottesliebe sind. Dabei hielt er sich jedoch frei von der Ueberschätzung jener geistlichen Erfahrungen des inneren Gemüthlebens, welche bei seinen Zeitgenossen manchmal nur den Hochmuth und die Trägheit nährten und die tiefere Sittlichkeit gefährdeten. Neben dieser durch ihre reine Lebenspraxis in mancher Hinsicht vorzüglichen Schrift, hinterließ er auch 435 Predigten, welche in fünf Büchern von der Buße, der dreifachen Zukunft Christi, dem Decalog, den Sonntags- und Festpericopen und vom Leben der Heiligen handeln. Es sind mehrfach nur Skizzen, welche, wie die Predigten des Dionysius Carthusianus, ein homiletisches Repertorium zum Gebrauche der Prediger bilden sollen; doch sind sie von geringem Werthe. Gleichwol sind sie mehrfach gedruckt worden. Die Predigten vom Decalog erschienen zu Basel 1496, die ganze Sammlung zu Hagenau 1509.

Foppens, I. S. 449. Moll, Kerkgesch. v. Nederl., II. 2. st. bl. 383, 401, und Moll, Joh. Brugman, I. bl. 27, 56. van Slee.

Herpol: Homer H., ein Priester und Musiker zu Freiburg im Breisgau, war ein Schüler des berühmten Glarean's und gab im J. 1565 ein 106 Gesänge und Motetten enthaltendes Werk heraus, betitelt: „Novum et insigne opus musicum in quo textus Evangeliorum totius anni etc. 5 voc." (Noribg. Ulricus Neuber et haered. Jo. Montani), in welchem er die von Glarean aufgestellten 12 Toni (Tonarten) praktisch zu verwerthen strebte. Die Originalstimmen sind auf den deutschen öffentlichen Bibliotheken zahlreich zu finden.

R. Eitner.

Herquet: Lothar H., Jurist, stammte von dem aus politischen Gründen 1668 aus der Picardie in das Fürstenthum Fulda eingewanderten George H. ab und war geboren am 30. Mai 1767 auf der dicht bei Fulda gelegenen Propstei Johannisberg, wo sein Vater Martin H. († 1802) propsteilicher Amtmann war. Nachdem er in Marburg und Fulda (das damals noch eine Universität besaß) Jurisprudenz studirt hatte, ward er unter Fürstbischof Adalbert III. 1793 Assessor bei der fürstl. Regierung zu Fulda, 1795 Hof- und Regierungsrath. Bei der Säcularisation fiel Fulda an den Erbprinzen Wilhelm von Oranien, späteren König von Holland, den schon die Ereignisse von 1806 aus seinem Besitz vertrieben. Napoleon nahm das Land, um es dem neuzubildenden Großherzogthum Frankfurt zu überweisen. Der Fürst-Primas ergriff unter dem 19. Mai 1810 Besitz und bestellte H., der 1809 zum Director des Regierungs-Justizdepartements ernannt worden war, unter dem 19. November 1810 zum Präfekten des Fürstenthums Fulda. Da die Heerstraße von Mainz nach Kassel, Berlin und Leipzig über Fulda ging, war bei den unausgesetzten Truppendurchzügen die Thätigkeit eines Präfekten eine sehr anstrengende. Der nach der Schlacht bei Leipzig einrückende russische General Tschernitscheff ließ den Präfekten verhaften und führte ihn mit nach Hanau, woselbst ihn der

General v. Wrede wieder in Freiheit setzen ließ: doch wurde H. noch in das Schlachtgetümmel von Hanau verwickelt. In Hanau ließ ihn ein General der Alliirten von neuem verhaften und nach Steinheim am Main schleppen. Dort wurde er erst nach mehrtägiger Haft auf Befehl des österreichischen Feldmarschalls du Fresnel entlassen. Die Wiener Congreßacte verwies das Departement Fulda an Preußen, welches wiederum unter dem 5. Febr. 1816 dasselbe als „Großherzogthum Fulda“ an Kurhessen abtrat. Die nun folgende kurhessische Regierung nahm entgegen den Verträgen H. nicht allein den größeren Theil seines Gehalts, sie wollte ihn auch nur als Regierungsrath anerkennen. Als derselbe sich gegen diese ungesetzliche Behandlung wehrte und die betreffenden Reskripte zurückwies, sah er sich schließlich genöthigt, seinen Abschied zu nehmen (1821). Der von ihm zur Wahrung seiner Rechte angerufene Bundestag erklärte sich für incompetent. H. starb auf seiner Besitzung zu Bronnzell am 7. April 1849. Die Universität Marburg hatte ihm bei Gelegenheit ihrer Jubelfeier den philosophischen und juristischen Doctortitel honoris causa verliehen. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Die Rechte der vormals großherzogl. Frankfurtischen, von Kurhessen übernommenen Staatsdiener und Pensionäre,“ 1832 — „Die Nichtigkeitsklage in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, besonders gegen Erkenntnisse der deutschen obersten Gerichtshöfe“, 1838 (Nachtrag dazu in Zeitschr. f. Civilr. u. Proc., XVII. 305 ff.). Ferner verfaßte er eine Beschreibung der Fuldaischen Münzen (in der von J. Schneider herausgegebenen Zeitschrift Buchonia, Fulda 1824 ff.). Seine große Sammlung Fuldaer Münzen, namentlich reich an Bracteaten, wurde von dem Landgrafen Friedrich von Hessen angekauft und befindet sich auf Schloß Rumpenheim bei Hanau.

Notizen über ihn finden sich in einer nicht abgeschlossenen und nicht an die Oeffentlichkeit gelangten Druckschrift (1867) des Sohnes mit dem Titel: „Schicksale eines vormals großherzogl. Frankfurt., nachher königl. preußischen höheren Staatsbeamten seit seinem Eintritt in den Dienst der Regierung von Kurhessen und die Entscheidungen der kurhessischen Gerichte über sein Recht“, ferner im Neuen Nekrolog, Jahrgang 1849, S. 1221 Nr. 786.

Teichmann.

Herquet: Franz H., Sohn des vorigen, geboren zu Fulda am 9. Sept. 1802, studirte zu Göttingen und Marburg, wurde 1827 Rechtsanwalt zu Fulda und starb als solcher am 30. März 1869. Trefflicher Kenner des Fuldaischen Privatrechts. Er schrieb: „Die Begrenzung der deutschen Bundesgewalt in ihrer Beziehung zu den Landesverfassungen der einzelnen Bundesstaaten. In den Grundzügen dargestellt“, 1861 — „Das lebenslängliche Gehaltrecht der abgewählten Bürgermeister. Rechtsanschauungen über die Frage“, 1864.

Nach Privatmittheilungen des Sohnes, Staatsarchivars Herrn Dr. Karl Herquet in Aurich. — Zarncke, Litter. Centralblatt, 1869, S. 501.

Teichmann.

Herr: Michael H., Arzt und Schriftsteller in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Von seinen äußeren Lebensumständen wissen wir blos, daß er, vermuthlich der Colmar'schen Familie dieses Namens angehörig, zu Basel Medicin studirte, Doctor wurde und dann theils in letzterer Stadt, theils zu Straßburg, wo er das Amt eines Stadtphysikus bekleidete, den Wissenschaften und der Ausübung seines Berufes lebte. Auf den Titeln seiner Schriften nennt er sich in der Regel „Der Artzney vnd Freyer Künsten lyebhaber“. Seinen Tod setzt man gewöhnlich in die Zeit kurz nach 1550. H. war nicht nur selbstständiger Schriftsteller, sondern auch und vor allem ein unermüdlicher Uebersetzer älterer classischer Schriften, die sich auf Naturgeschichte, Gesundheitslehre, Ackerbau und Erdkunde beziehen. Da er jedoch in der letzteren Thätigkeit bemüht

war, den antiken Charakter aus falsch verstandenem Eifer für das Christenthum möglichst zu verwischen, so entbehren seine Verdeutschungen der Treue, obgleich er durchaus nicht ungeschickt in der Behandlung der Sprache war. Ueberdies kam es bei den Uebersetzungen jener Zeit fast ohne Ausnahme nur auf verständliche Umschreibung des Inhalts, durchaus nicht auf Nachbildung der Form an, und es ward die alte Zeit auf so naive Weise aus den Anschauungen der unmittelbaren Gegenwart heraus aufgefaßt, daß z. B. H. in seiner Uebersetzung des Seneca dem sterbenden Seneca das strömende Blut seiner Adern „Gott, seinem Erlöser“ opfern läßt oder daß auf den Bildern, mit denen die Werke der Zeit geziert waren, die neueren Kriegsmaschinen und Geschütze bei niemand Anstoß gaben; so stellt beispielsweise eine Ausgabe der Aeneide des Virgil vom Jahre 1590, Francof. ap. Joh. Wechelium, S. 174 b auf das anschaulichste dar, wie Troja von Kanonen beschossen wird, die durch Landsknechte bedient werden. Herr's Arbeiten, die im Interesse des älteren Sprachstudiums noch jetzt verdienen gelesen zu werden, sind ziemlich zahlreich; wir nennen die bedeutendsten derselben. Bereits im J. 1515 übersetzte er „Die ritterlich reyß Herren Ludovico Vartomanno von Bolonia“ (Straßb. Knobloch), 1533 erschienen unter dem Namen „Hero“ (wenn dies nicht etwa ein Druckfehler) seine „Schlachtopfer der Gesundheit“ (das. Hans Schott im Thiergarten), eine populäre Anleitung, sich vor Krankheiten zu hüten und dieselben los zu werden, ähnlich dem späteren größeren Werke seines Zunftgenossen Guarinonius (s. Bd. X. S. 83). Der Verfasser entschuldigt sich in dieser selbständigen Schrift, daß er den Canzleistil nicht verstehe und ihn deshalb auch nicht habe anwenden können, seine fließende und deutliche Art aber beweist, daß er denselben wohl entbehren konnte; auch giebt er gelegentlich zu verstehen, daß er im Griechischen, Hebräischen und Chaldäischen nicht unbewandert sei. Hierauf folgte im J. 1534 seine Uebersetzung von des Simon Grynaeus „Novus orbis“ ꝛc. (s. Bd. X. S. 73): „Die neue Welt der Landschafften vnd Insulen ...“ (das. bei Ulricher von Andla). Im nächsten Jahre druckte Hans Schott des unermüdlichen Uebersetzers „Plutarchi guter Sitten einvndzwentzig Bücher“, in deren Vorrede er auch seines Vorgängers Heinrich v. Eppendorf, des Uebersetzers von Plutarchs Sprüchen (Straßburg, H. Schott, 1534) mit den Worten erwähnt „daß er dißer verteutschung ein anfänger vnd vrsacher ist“. Noch in demselben Jahre erschienen „Senecä sittliche Zuchtbücher“ (das. R. Beck; auch 1540 und 1545). Zwei Jahre später gab er heraus „Columellae vnd Palladii Ackerwerck“, im J. 1545 „Der Feldtbaw von K. Constantin“ (auch 1551, 1563 und 1566 von Melchior Rabus aus Memmingen verbessert) und noch im J. 1546 eine Sammlung naturgeschichtlicher Angaben unter dem Titel „Gründtlicher vnterricht ... allen vierfüßigen Thier wild vnd zam“ (Straßb., H. Schott), ein höchst seltenes Werk in Folio mit Originalholzschnitten. Alle diese Schriften sind auch heute noch beachtenswerth als die vorzüglichsten Quellen, aus welchen damals das gebildete, nicht gelehrte Publicum seine Kenntnisse und Ansichten schöpfte, die eben daher nicht ohne große Wirkung auf die Zeitgenossen bleiben konnten.

Adelung, II. 1956—57. Dunkel, Ergänzungen zu Jöcher, III. 1002—3. Degen, Uebersetzungen der Römer, II. 46, der Griechen, II. 306 ff. Strobel, Geschichte des Elsasses, IV. 145. J. Franck.

Herrad von Landsperg, seit 1167 Aebtissin des Klosters Hohenburg (Odilienberg) im Elsaß, gestorben daselbst am 25. Juli 1195, klösterliche Schriftstellerin, wahrscheinlich auch Miniaturmalerin. Sie stammte aus einem elsässischen Adelsgeschlecht, dessen Burg als Ruine sich in der Nähe des Odilienbergs erhebt und kam unter der Aebtissin Relindis in das Kloster, welche von Friedrich dem Rothbart hier eingesetzt worden war, die Zucht des Klosters herstellte und

die Studien pflegte. H. schloß sich diesen Bestrebungen an und hinterließ als Denkmal ihres Wirkens ein Manuscript „Hortus deliciarum“ (Lustgarten), das bis zum 16. Jahrhundert im Kloster war, später in die Straßburger Bibliothek kam, aber mit dieser bei der Beschießung im J. 1870 verbrannt ist. Da es aber von der Kunstwissenschaft, besonders von Waagen und Schnaase, eingehend studirt worden, da einige Nachbildungen vorhanden sind und namentlich das Werk von Chr. Mor. Engelhardt „H. v. L. .... und ihr Werk H. d.“, Stuttgart und Tübingen 1818, mit Auszügen des Textes und Proben der Miniaturen verbreitet ist, wird diesem Codex noch immer seine Stellung in der deutschen Kunst- und Culturgeschichte gewahrt bleiben. Er bestand zuletzt aus 324 Pergamentblättern, meist in groß Folio, mit 636 colorirten Federzeichnungen, auf zwei Blättern kamen die Jahrzahlen 1159 und 1175 vor. H. hatte, nach der Vorrede das Werk „aus verschiedenen Blüthen heiliger und philosophischer Litteratur wie ein Bienlein zusammengetragen“. Den Rahmen bildete ein kurzgefaßter Bericht der biblischen Geschichte, aber an passender Stelle war stets eingereiht, was „die Philosophen durch weltliche Weisheit, die aber auch der heilige Geist inspirirte, erforscht haben“, Auszüge über Astronomie, Geographie, Naturkunde, Philosophie, freie Künste, Chronologie, Gedichte in leoninischen Versen und gereimten Trochäen waren gelegentlich eingereiht. Das Ganze sollte ein Compendium des Wissenswerthen vom Standpunkte damaliger Frauenbildung sein, von den Nonnen als Ausgangspunkt bei dem Unterricht der ihnen anvertrauten Jugend zu benutzen; der Jungfrauenschar auf Hohenburg sollte das Buch nützlich und ergötzlich sein, heißt es im Einleitungsgedicht. Daß auch die Illumination von H. selbst herrührte, ist nirgends gesagt, aber es ist wahrscheinlich wegen der Stellung der Bilder zum Text; sie schmückten ihn nicht nur, sondern setzten seine Lehrtendenz fort, bereicherten und vervollständigten ihn, so daß auf sie ein Hauptgewicht gelegt war. Da kamen großartige repräsentirende Darstellungen vor, wie die Philosophie im Kranze der sieben freien Künste, erzählende Bilder aus der Bibel, Schilderungen der letzten Dinge, geistliche Allegorien; wie der Kampf der Tugenden und der Laster, die Himmelsleiter; Personificationen, wie Sonne und Mond auf ihrem Wagen, Motive des Alterthums, wie Ulysses mit den Sirenen als Sinnbild der Versuchung, waren festgehalten. Das Werk war eine Fundgrube der mannichfaltigen Gegenstände, die damals im Bereich des künstlerischen Bewußtseins lagen, nicht neue Erfindungen Herrad's, sondern längst von der Tradition festgestellt, ähnlich auch vielfach nach dem Malerbuch vom Berge Athos, in der byzantinischen Kunst üblich waren. Aber die Auffassung stand nicht, wie in dieser, unter dem Bann der Vorschrift, sondern durfte im Einzelnen selbständig sein, konnte gelegentlich in das eigene Leben greifen, und ist gerade durch solche Episoden, durch die Anschauung von Tracht, Geräthen, Bewaffnung, Sitte und Lebensweise der Zeit, wie sie hier gewährt wurde, von hohem culturgeschichtlichen Werth. Der Stil war derjenige der romanischen Miniaturmalerei ihrer Blüthezeit, aber die Behandlung war nur eine dilettantische, manchen anderen Kunstdenkmälern gegenüber; immerhin, trotz keineswegs fehlerfreier Zeichnung, trotz typischer Köpfe und unsicherer Durchführung, doch in den Intentionen voll Schwung und frischer Selbständigkeit der Phantasie. Woltmann.

Herrand, Abt zu Ilsenburg, seit 1089 Bischof von Halberstadt, † zu Reinhardsbrunn 23. October 1102. Einem ritterbürtigen Geschlechte Schwabens entsprossen und Neffe des Bischofs Burchard II. oder Bukko von Halberstadt trat H. in das Burkardskloster zu Würzburg ein; daß er daselbst Abt gewesen sei, scheint auf einem Irrthume zu beruhen. Von dort zog ihn sein Oheim, der streitbare Verfechter des Papstthums, in seine Nähe nach Ilsen-

burg, um dieses ganz herabgekommene und verwilderte Kloster wieder zu heben. Durch das Vorbild seines von kirchlichem Feuereifer beseelten Lebens in den Schranken strenger mönchischer Ordnung gewann er bald die meisten Brüder zu seinen Anhängern und Nachfolgern, und das durch ihn geweckte geistliche und litterarische Streben bestimmte Viele, ihre Kinder nach Ilsenburg in Zucht und Lehre zu geben. Der Convent, dem die freie Wahl seines geistlichen Hauptes zustand, kor H. zum Abt, wobei wol auch der Einfluß seines Oheims, des Bischofs, der ihn mit Freuden bestätigte und weihte, wesentlich in Betracht kam. Als Abt führte er nun vollends die erneuerte Regel von Clugny streng durch und hob die ansehnliche bischöfliche Stiftung so sehr, daß ihr litterarischer Einfluß weithin durch Sachsen und Thüringen zu verfolgen ist und die Ilsenburger Ordnung, d. h. die Cluniacenserregel, wie sie sich in H. ausgestaltet hatte, von hier in mehreren der angesehensten alten Benediktinerklöster durchgeführt wurde. Auch der äußere Bau des Klosters wurde zu seiner Abtszeit durch Bischof Burchard II. von 1078—1087 aufs prächtigste neu aufgerichtet. Als der Letztere am 6. April 1088 in dieser seiner Lieblingsstiftung endete, setzte ihm der gleich gerichtete Neffe nicht nur nach feierlicher Bestattung im Chor der Klosterkirche ein würdiges steinernes Denkmal, sondern er verfaßte auch eine mit der Wärme eines Verwandten und Gesinnungsgenossen geschriebene Erzählung vom Ende des Bischofs, das als Martyrium dargestellt ist. Als das streitbare Parteihaupt gefallen war, erhob sich um den erledigten Bischofsstuhl ein erbitterter Streit der Parteien, in welchen der Papst unmittelbar eingriff. Nach zweiwöchentlichem Zwischenregiment des kaiserlich gesinnten B. Ditmar wurde von der kaiserlichen Partei der Domherr Friedrich, von den Gegnern Abt H. zum Bischof erwählt. Da jener die Weihe vom Erzbischofe zu Mainz des heftigen Widerstandes wegen nicht erlangen konnte, so ging er nach Rom, wo Papst Urban II. ihn nicht nur persönlich weihte, sondern als geschätzten eifrigen Anhänger in jeder Weise hegte und förderte. Während er über den Gegner die Amtsentsetzung aussprach und die Diöcesanen von dem ihm geleisteten Treueide entband, zeichnete er H. in außerordentlicher Weise durch Beilegung des geistlichen Zunamens Stephanus — es war der Hauptherr des Stifts Halberstadt — aus, empfahl denselben dem Erzbischof Hartwig von Magdeburg, dem gleichnamigen Bischof von Verden und dem Volke von Halberstadt aufs angelegentlichste. An seinem Bisthumssitze konnte trotzdem der Schützling des Papstes, der sich auch in bezeichnender Weise selbst: nach Gottes Beruf und Papst Urbans Weihe erwählter Bischof von Halberstadt nennt, nicht recht Fuß fassen. Um so festeren Anhalt fand er dagegen bei seinen treu an ihm hangenden alten Brüdern zu Ilsenburg. Hier sehen wir ihn wiederholt urkunden; hier sind um ihn auch befreundete und verwandte weltliche Fürsten, Landgraf Ludwig von Thüringen, die Markgrafen von Stade, Pfalzgrafen von Putelendorf, Grafen von Ammensleben. Auch als Bischof bezeichnet er sich wol auch noch als ehemaligen Abt zu Ilsenburg. In dieser seiner Eigenschaft als feuriger und gefeierter Erneuerer und Pfleger des klösterlichen Lebens und Strebens der Benediktiner war H. ein geschichtlich und culturgeschichtlich bedeutender Mann. Zwar bildete er in der Kette persönlicher Verwandter, mit welcher sein Oheim Burchard den Kaiser zu zwingen suchte — Erzbischof Anno von Köln, Wezilo von Magdeburg, Bischof Hezilo von Hildesheim — ein sehr wichtiges und williges Glied, aber nur durch geistlich-kirchliche Wirksamkeit, nicht durch unmittelbares Eingreifen in die politischen Bewegungen oder gar, wie Burchard, an der Spitze eines Heeres. Sein von kirchlichem Feuereifer zeugendes Sendschreiben gegen den kaiserlich gesinnten Bischof Walraban von Naumburg verfaßte er ganz in der kirchlichen Sprache der Zeit auf die Bitte

und im Namen Landgraf Ludwigs von Thüringen. Als im Jahre 1074 die freveln Hände des fanatischen Pöbels die königliche Kapelle zerstörten und die Königsgräber schändeten, war er höchst wahrscheinlich jener Abt des benachbarten Klosters, der die Heiligthümer und die ausgegrabenen Leichname dem wilden Haufen entriß und sie mit sich in sein Kloster überführte. H. war keineswegs blos Erneuerer des Klosters Ilsenburg, sondern schon als dessen Abt hatte er diese Würde seit etwa 1070 auch in dem in der Bildung begriffenen Benediktinerkloster zu Huysburg im Huywalde unweit von Halberstadt versehen, diese Stiftung eingerichtet und manche der ihn sehr verehrenden Brüder zu ihrem Beruf geweiht. Und als ums J. 1089 Landgraf Ludwig der Springer aus geistlichen Beweggründen das Kloster Reinhardsbrunn stiftete, war es H., der ihm hierbei mit Rath und That und durch Brüder des Ilsenburger Convents behülflich war. Ebenso erneuerte er auf Beförderung des ihm verwandten gräflich Ammensleben'schen Geschlechts die in der 2. Hälfte des 10. Jahrhunderts gegründete weltgeistliche Stiftung zu Hillersleben durch eine Ilsenburger Colonie und Einführung der Ilsenburger Ordnung. Da er nun bei solchen Bestrebungen, von der Richtung der Zeit unterstützt, einen großen Kreis begeisterter Jünger und Anhänger unter Geistlichen und Weltlichen gewann, die ihren eigentlichen Mittel- und Stützpunkt in Ilsenburg fanden, so fühlte Bischof Friedrich von Halberstadt sich gedrungen, die geistliche Brüderschaft dieses Klosters von ihrem Sitze und aus seinem Bisthum auszuweisen. Vom Markgrafen Udo von Stade gerufen, fanden sie eine Zuflucht in der Familienstiftung der Markgrafen zu Harsefeld oder Rosenfeld bei Stade, die sie ganz erneuerten und aus einer verkommenen weltgeistlichen Propstei in ein blühendes Benediktinerkloster verwandelten. Als aber mit Ilsenburg der starke Knoten, mit welchem H. das Band mit seinen geistlichen und weltlichen Freunden zusammenhielt, gelöst und beseitigt war, war für ihn im Stifte Halberstadt seines Bleibens nicht mehr und er wandte sich nach Niederlegung des Bischofsstabs in dem unter des befreundeten Landgrafen Ludwig von Thüringen Hoheit gelegenen Kloster Reinhardsbrunn wieder dem mönchischen Leben zu, für das er auch von Jugend auf mit so großem Erfolg thätig gewesen war. Bald setzte, am 23. Oktober 1102 der Tod seinem eifrigen Streben ein Ziel. Sein Rückzug nach Reinhardsbrunn muß als ein Sieg der kaiserlichen Partei angesehen werden.

Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. Vierte Aufl. 2, 68—70; Jacobs, Urkundenbuch des Klosters Ilsenburg, besonders 2, XXIV—XXXI; die passio Burchardi großentheils beim sächsischen Annalisten, z. B. 1088 und übersetzt bei Casp. Abel, Sammlung von alten Chroniken. S. 289; die Entgegnung auf d. Schrift d. Bischofs Walraban s. in d. Jahrbb. von Disibodenberg bei Mainz. Mon. Germ. XVII, 10—14. Jacobs.

Herrenschwand (Vorname unbekannt), Nationalökonom, geboren zu Murten in der Schweiz um das Jahr 1730, war der jüngere Bruder des bekannten Mediciners Johann Friedrich H., zu dem er in vieler Hinsicht einen entschiedenen Gegensatz bildete. Von seinen Lebensschicksalen ist sehr wenig bekannt. Nachdem er ausgedehnte Studien in seinem Vaterlande gemacht und eine Zeitlang in demselben ein militärisches Richteramt bekleidet hatte, begab er sich nach London und lebte, wie es scheint, von da an ausschließlich der Wissenschaft. Seit Beginn des 19. Jahrhunderts finden wir ihn zu Paris, wo er im J. 1805 lebte, zurückgezogen, vereinsamt, unverheirathet und vermögenslos, aber zufrieden; sein Todesjahr ist unbekannt. — Wie im Leben, so stand er auch in der Wissenschaft vereinzelt da. Wohl verschloß er sich nicht den Erfahrungen und Lehren, welche die Nationalökonomie gerade seiner Zeit in reicher Fülle bot; aber er schloß sich keiner Schule, keiner Coterie, keiner Richtung ausschließlich an.

Schneidig, aber vielfach paradox, bekämpfte er die Irrthümer des Merkantilismus, besonders Colbert'sche Wirthschaftspolitik; die Administration Frankreichs durch Necker, den er einen Charlatan nannte, erschien ihm ebenso ungenügend, wie die Englands unter W. Pitt, den er mit dem Ton vollster Ueberlegenheit behandelte. Wohl erkennt er die Verdienste von A. Smith und das viele Gute an, das er aus dessen Schriften gelernt; aber sein Prinzip einer unbegrenzten Freiheit in allen Zweigen der Industrie und des Handels hält er doch für gefährlich. Er war aber auch seiner ganzen Natur nach ein rechter Gegensatz zu jenem Meister der politischen Oekonomie. Von der scharfen Beobachtung und eindringlichen Analyse der Thatsachen, wodurch sich die „Untersuchung über die Natur und die Ursachen des Volkswohlstandes" von Smith so sehr auszeichnen, ist bei H. keine Spur, er ist vielmehr reiner Dogmatiker, abstracter Denker; seine Logik ist ausschließlich deductiv. In der Kritik der Schwächen, welche den Regierungssystemen seiner Zeit ankleben, ruht seine Stärke; um aber wirksame Heilmittel gegen diese Uebel und ein gesundes System der Wirthschaftspolitik aufzustellen, dazu ist er viel zu sehr dem Leben abgewendet, zu arm an Erfahrungen, an Anschauungen und am Studium der realen Verhältnisse. Seine positiven Vorschläge sind meist unausführbar, vielfach geradezu utopisch, besonders auch wegen seiner geringen Menschenkenntniß und seines übermäßigen Optimismus in Beurtheilung des guten Willens und Verständnisses von Regierenden und Regierten, uneigennützig zur Wohlfahrt der Gesammtheit beizutragen. So erscheint er im Ganzen mehr als ein geistreicher Dilettant, denn als ein methodisch geschulter, klarer und systematischer Denker auf dem Gebiete der politischen Oeconomie; ein Philanthrop in des Wortes bester Bedeutung, beseelt von den edelsten Gefühlen für die Wohlfahrt der Völker, denen er mit der Wärme vollster Ueberzeugung unermüdlich Ausdruck gab, unablässig und uneigennützig bestrebt, in die schwersten Probleme der Regierungskunst einzudringen, aber eigensinnig an selbstgeschaffenen historischen und socialen Kategorien festhaltend, hat er sich immer mehr in einen engen Kreis doctrinärer Ideen eingesponnen, die er mit oft unglaublichem Selbstbewußtsein, nicht selten mit der Bitterkeit des allgemeinen Verkanntseins vorgetragen. Wol gibt er dem Gedanken vielfach Ausdruck, daß die Politik und Regierungskunst sich immer auf die Wissenschaft von den natürlichen und socialen Grundlagen der Volkswirthschaft stützen müsse; für ihn selbst aber sind, in echter Dilettantenweise, die Anschauungen welche er sich von diesen natürlichen Grundlagen gebildet hat, vielmehr feststehende Dogmen, aus denen er seine praktische Wirthschaftslehre einfach deducirt, als Gegenstand eigener wissenschaftlicher Untersuchung. Nichts destoweniger dürfen wir Herrenschwand's Bedeutung für die politische Oeconomie nicht unterschätzen. Zwar haben diejenigen stark übertrieben, welche ihn mit A. Smith auf eine Stufe stellen wollten; aber andererseits haben ihm auch diejenigen Unrecht gethan, welche behaupteten, daß aus seinen Schriften nichts zu lernen sei. Vielmehr muß anerkannt werden, daß er ein Vorläufer von Malthus' Bevölkerungslehre war, daß er über Handelsbilanz, Arbeitslohn und Zinsfuß, über Einkommensbesteuerung und öffentlichen Credit sehr werthvolle Gesichtspunkte aufgestellt hat. In der nationalökonomischen Litteratur wird ihm seine Stelle als Theoretiker zunächst den Physiokraten angewiesen werden müssen, mit denen er die meisten wissenschaftlichen Berührungspunkte hat; seine Gegnerschaft zu A. Smith betrifft vornehmlich nur die praktischen Fragen der wirthschaftlichen Politik, die er mehr im Geiste eines nationalen Schutzes der Arbeit beantwortet. Schriften: 1) „De l'économie politique moderne. Discours fondamental sur la population". Londres 1786. 2) „Discours sur le crédit public des nations européennes". Londres 1787. 3) „Discours sur la division de terre dans l'agriculture".

Londres 1788 und 1790. 4) „Discours sur le commerce extérieur des nations européennes“. Londres 1787 und 1790. 5) „De l'économie politique et morale de l'espèce humaine“. 2 vols. Londres 1796. 6) „Du vrai principe actif de l'économie politique ou du vrai crédit public“. Londres 1797. 7) „Du vrai gouvernement des peuples de la terre“. Paris 1802. Nouvelle édit. 1803. Von Nr. 1, 4 und 6 sind auch deutsche Uebersetzungen erschienen.

Die ältere biographische Litteratur vermengt fast ausnahmslos die beiden Brüder, indem sie dem Arzt auch die nationalökonomischen Schriften zuschreibt; so Quérard, la France littéraire; ebenso Ersch, France littéraire, die Biographie médicale und die deutschen Conversationslexika. Sehr gut über H. die Biographie universelle, Supplém. Bd. 67 und Nouvelle Biographie. 1858. — Garnier, dictionnaire de l'économie politique. Blanqui, histoire de l'économie politique; Roscher, Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland; Conrad's Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Jahrg. 1880, S. 416 ff., wo ich auch das Verhältniß der beiden Brüder zu einander erörtert habe.

Inama.

Herrenschwand: Johann Friedrich H., Arzt, älterer Bruder des Vorigen, geb. zu Murten 1715, studirte Medicin im Ausland, ward 1764 Leibarzt Königs Stanislaus August von Polen und mit polnischem Indigenat beschenkt, auch Leibarzt Herzogs Friedrich III. von Gotha. 1779 vom Stande Bern zu einer Consultation berufen, ließ er sich dort nieder, erhielt 1793 das Berner Bürgerrecht und † 1798. Sein „Plan zur Einführung der Arzneikunst im Königreich Polen“ ist in Swieten's Wiener Diarium von 1768 mitgetheilt. Sein „Traité des principales et des plus fréquentes maladies externes et internes“ (1788) ist ein Buch auf rein empirischer Grundlage nach Art eines modernen „Haus- und Familienarzt“. Das „Herrenschwandpulver“ gegen den Bandwurm trägt von ihm seinen Namen. Bei Meusel (Gel. Teutschl.) und anderwärts werden ihm irrigerweise die Schriften seines Bruders beigelegt. (Vgl. v. Inama im obenst. Artikel). Ein Sohn Herrenschwand's, Johann Anton H., war 1813 schweizerischer Divisionär in Basel. v. L.

Herrgott: Johann H., druckte seit 1522 in Nürnberg und war zugleich Buchführer. Schon 1523 klagte Luther, daß jetzt Viele sich des falschen Druckens und Verderbens der Bücher befleißigten; unter diesen zog sich auch H., der bis 1526 — sein Vertrag mit Michel Kuden über den Druck eines neuen Testaments mit Figuren vom 16. Juli 1526 ist im Nürnberger Stadtarchive vorhanden — meist deutsche Bibeln druckte, Luthers Unwillen zu durch Nachdruck der Decemberausgabe des Neuen Testaments, so daß Luther am 26. Septbr. 1525 (De Wette VI. 70) bei dem Nürnberger Rathe gegen „das Herrgöttlein“ und Genossen klagbar wurde und um Abstellung des Nachdruckerunfugs ansuchte. Als Münzer am 27. Septbr. 1524 aus Mühlhausen hatte weichen müssen, begab er sich nach Nürnberg, trat hier mit Johann Denk, Schulrektor zu St. Sebald, in Verbindung und ließ seine „Hochverursachte Schutzred“ wider Luther drucken, ob noch Anderes und ob bei Herrgott? ist unerwiesen und nur so viel sicher, daß in seiner Werkstatt durch seine Gesellen insgeheim für den wandernden Buchführer Mellerstadt eine Schrift Münzers gedruckt wurde, von welcher mehrere hundert Exemplare nach Augsburg, wo Urbanus Rhegius eine Unterredung mit Münzer hatte, vor Beschlagnahme durch den Nürnberger Rath gerettet wurden; jeder der Gesellen erhielt 2 Tage Lochgefängniß, auch Mellerstadt ward eingezogen, aber bald wieder losgelassen und ihm für 400 weggenommene Exemplare vom Rathe mitleidig Geldentschädigung gewährt; vgl. v. Soden, Beiträge zur Geschichte der Reformation S. 204, 258, 341, 381, mein

Münzer S. 49. — Wohl im Herbste 1526, wo nicht schon 1525, erschien: Von der new= | en wandlung | eynes Christlichen | Lebens. | — — Hutt dich | Teuffel, die Hell wirdt | zurbrechen. | Titel zwischen zwei nach oben schmäler werdenden, bauchigen Säulen, die oben einen Bogen tragen, unten zwischen ihnen zwei Edelknaben, die ein zackiges Schild halten. 20 Octavblätter, deren letzte zwei leer sind. Signaturen A ij bis C v, B nur bis jjj, aber mit 4 Blättern; Custoden; kein Wasserzeichen; ohne Jahr, Ort, Drucker. Daß H. sie gedruckt oder gar verfaßt habe, ist nicht zu ermitteln. Sie vertheidigt die Sache der niedergeworfenen aufrührerischen Bauern, mißbilligt das harte Urtheil über sie, weissagt neue Umkehr des Bestehenden nur zu Gunsten der Bauerschaften, baut ein Utopien in communistischem Sinne auf und verwirft alle kirchlichen Secten, ist aber nicht ausgesprochen wiedertäuferisch; vgl. Uhlhorn, Urbanus Rhegius S. 136, 355. Der wider Luther und seine Anhänger fleißigst schreibende Leipziger Dominikaner Petrus Sylvius von Forst bezeichnet sie am 23. Juni 1527 und nochmals 1536 als Traumbuch Herrgott's und ihren Inhalt als unsinnige und aufrührerische Träume desselben. Das Schriftchen kam, wo nicht früher, zum Neujahr 1527 (vielleicht nur in einem einzigen, dem in Leipzig noch heute vorhandenen Exemplare und aus Halle), nach Leipzig und wurde bei dem Studenten Martin Mentzer, welcher scriba, d. i. Schreib= und Schulmeister war und Abschrift davon lieferte und dem Nichtstudenten Johann von Liegnitz, der es umtragen half, aufgefunden. Beide setzte der Rath um Invocavit, 10. März, bis Oculi, 24. März, ohne der Universität die gebührende Meldung zu thun, gefangen und ließ sie alsdann in vierspännigen Wagen durch Hans Jungerwirth (?) und andre reitende Knechte, sammt andern Dienern auf herzoglichen Befehl nach Dresden bringen; die Reisekosten hin und zurück, 3 Thaler 9 Groschen 3 Pfennige, trug die Stadtkasse. Die Universität kam dawider ein und Herzog Georg sandte beide zurück und bestimmte für Mentzer Universitäts=, für Johann von Liegnitz Rathshaft. Nun glich sich, Freitag 3. Mai, die Universität mit dem Rathe über diesen Eingriff in ihre Vorrechte aus. Auch der Student Christoph Brutenus, welcher mit mehreren anderen Nichtstudenten in diese Sache verwickelt war, erhielt unter Bürgenstellung Universitätshaft auf herzoglichen Befehl und suchte dann mit Mentzer beim Rektor um Freilassung nach, da ihre Mitangeklagten und zwar ohne Bürgen, aus der Haft des Rathes bereits entlassen seien. Dazu gab der Herzog aus Dresden am 27. Mai gegen Urfehde seine Einwilligung. — Dieser Vorgang war Vor=, Zwischen= oder Nachspiel zu der Einkerkerung Herrgotts, der Neujahr oder Ostern 1527 in Geschäften selbst nach Leipzig gekommen sein muß. Ueber den Prozeß, der ihm gemacht wurde, schwebt noch immer tiefes Dunkel. Montags nach Cantate, 20. Mai 1527, ist er öffentlich, wol auf dem Markte, hingerichtet worden. Die Stadtkasse berechnete Sabbato post Cantate, 1. Juni: Von Hergot zu begraben dem Todengreber 6 gr. In dem Aktenstücke des Stadtarchivs VII. B. Nr. 1: „Religion betreffende Sachen. Nachrichten über die Reformation des 16. Saeculi enthaltend“, befindet sich das unbeschnittene Exemplar des Schriftchens und eine gleichzeitige Hand hat auf dem angehefteten Papierumschlage bemerkt: Hans Hergots von Nurmberg vffrurisch buchlein, vmb welchs willen er mit dem Schwerte alhir gericht. Montag nach Cantate Anno Dom. xv^c xxvij^o. Ein zweites Exemplar besitzt die Stadtbibliothek zu Zwickau in Sachsen in dem Sammelbande XVII, VIII, 21. Vgl. meine Reformationszeit in Sachsen, I. S. 83 ff. und Albrecht Kirchhoff's Johann H., Buchführer von Nürnberg und sein tragisches Ende 1527 im Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandels. I. Leipzig, 1878. 8°. S. 15—55, wo auch S. 37—47 das Schriftchen als Anhang abgedruckt ist. Dr. W. Auerbach (d. i. Dr. med. Ewald Dietrich).

Die Blutzeugen des Protestantismus, Johann H., Buchführer und Buchdrucker zu Leipzig und seine Genossen. Grimma 1839. 12. Ein Aufsatz über H. in Leipzig erschien in: Deutsche Blätter, ein Beiblatt zur Gartenlaube. 1864. Juni. — Herzog Georgs Ingrimm gegen Luther und seine langanhaltende Angst vor dem Gespenste Münzers und seiner Bauernrotten erklären sein Verfahren gegen H. Der pirna'sche Mönch (Menck. II. 1576) weiß nur, daß 1527 in Leipzig ein Buchführer enthauptet und seine ketzerischen Bücher verbrannt worden seien. Waren dies seine anderen Verlagsartikel aus den Jahren 1525 und 1526? (Hat er auch Luthers Schrift wider den Mainzer Rathschlag 1526 nachgedruckt? Weller's Repertorium S. 430 Nr. 3899. Köstlin II. 8. 613). — Seine Wittwe Kunigunde führte in Nürnberg die Druckerei fort bis 1538 und nahm vielleicht erst 1527 das Druckerzeichen an, welches einen bärtigen Mann und ein Weib darstellt, die einen Schild halten, worin ein abgehauener Schwanenhals steht, zu jeder Seite mit dem Buchstaben H. (Weller, S. 426 f. 466. 177. 393).

Seidemann.

Herrgott: Marquard H., (ursprünglich Johann Jacob), steht an der Spitze der fruchtbaren litterarischen Thätigkeit, die sich in der Benediktinerabtei St. Blasien auf dem Schwarzwalde, unter den Nachwirkungen des von den französischen Maurinern gegebenen Beispieles, im Laufe des 18. Jahrhunderts auf verschiedenen Gebieten des Wissens, vornehmlich aber der geschichtlichen Forschung entwickelt hat. Geboren zu Freiburg im Br. am 9. Oktbr. 1694, machte er seine Studien, die im Anfang nur allgemeine Ziele verfolgt zu haben scheinen, zuerst in seiner Vaterstadt und setzte sie ziemlich frühreif, in Straßburg fort. Offenbar ist es zunächst nicht seine Absicht gewesen, dem Leben in der Welt zu entsagen: noch sehr jung in das Haus eines Straßburger Kaufherrn als Hofmeister eingetreten, begleitete er seine beiden Zöglinge nach Paris und verweilte hier mit ihnen zwei volle Jahre. Welche Anregungen er hier empfangen, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen, gewiß ist, daß nach seiner Heimkehr in ihm der Entschluß durchbrach, auf eine weltliche Laufbahn zu verzichten: er wurde im Novbr. 1715 Mönch in St. Blasien und im Dezbr. 1718 zum Priester geweiht. Und nun entschied sich seine Zukunft. Der damalige Abt des Klosters, ein erklärter Förderer wissenschaftlicher Bestrebungen, schickte ihn, sei es aus eigener Initiative oder den Wünschen des jungen Mönches nachgebend, zum Zwecke seiner weiteren Ausbildung zu den Benediktinern von St. Germain nach Paris, dem Centralsitze der durch Mabillon begründeten gelehrten Schule, mit welcher H. vielleicht oder wahrscheinlich schon bei seinem ersten Aufenthalt in Berührung gekommen war. Hier bildete sich H. zum Geschichtsforscher und erhielt er die Richtung, die dann für sein ganzes übriges Leben maßgebend geblieben ist. Auch trat er hier (1726) bereits als Schriftsteller auf mit einer Schrift „Ueber die ältere Regel des Benediktinerordens“, eine Arbeit, die den sichtenden, umsichtig sammelnden Geist des angehenden Historikers deutlich verräth. In sein Kloster zurückgekehrt, wußte sich H. mit seiner erworbenen höheren Kenntniß rasch geltend zu machen. Er wurde von dem Fürstabte zum Großkeller — ein Amt innerhalb der Verwaltungsskala der Abtei — und was wichtiger, zum Bibliothekar ernannt. Bereits trug er sich mit verschiedenen litterarischen Entwürfen. Eine „Urkundliche Geschichte der Abtei St. Blasien“ war das erste was er vollendete, aber das Werk mußte Manuscript bleiben, weil wie es scheint, Rücksichten der Aengstlichkeit auf die Interessen des Stiftes gegen dessen Veröffentlichung sprachen. Die Ausführung anderer schriftstellerischer Pläne verhinderte eine Sendung, die ihn schon im J. 1628 in Angelegenheiten seiner Abtei nach Wien führte. Er war Weltmann genug, sich auf dem Boden des Wiener Hofes so gut zurecht zu finden, daß er dort einen ihm so günstigen Eindruck machte,

daß die Breisgauischen Stände ihn zu ihrem ständigen Vertreter am Wiener Hofe ernannten. Hiermit tritt Hergott's Leben in ein neues Stadium. Seine diplomatischen Geschäfte ließen ihm noch Zeit genug, auf seine Lieblingsstudien zurückzukommen und sich eine Aufgabe großen Styles zu setzen, wie sie zugleich seiner gegenwärtigen Stellung entsprach und deren Förderung er von dem kaiserlichen Hofe mit Grund erwarten durfte. So ist im Verlaufe von etwa acht Jahren seine „Genealogia diplomatica augustae gentis Habsburgicae“ entstanden, die im J. 1737 zu Wien in 3 stattlichen Foliobänden und entsprechender Ausstattung erschien. Bei den unumgänglichen Vorstudien zu diesem Werke haben ihn zwei Mönche von St. Blasien, Wilberg und Gump, durch Aufsuchung und Herbeischaffung des gelehrten urkundlichen Materials aus den zerstreuten Bibliotheken und Archiven wirksam unterstützt. Der Erfolg des Werkes für H. war groß genug. Kaiser Karl VI. bezeigte ihm u. a. seine Anerkennung durch Ernennung zum kaiserl. Rathe und Historiographen und auch die Wissenschaft gab trotz mancher Einwendungen ihre durch dasselbe erfahrene Förderung gern zu. Die gediegene Schule, aus der H. hervorgegangen, ließ sich in der That nicht verkennen, wenn man auch nicht in Abrede stellen konnte, daß H. namentlich in der Feststellung der früheren Epoche der Habsburgischen Genealogie, vielleicht mit Rücksicht auf gewisse Lieblingsmeinungen des Wiener Hofes, sich von Willkührlichkeiten nicht frei erhalten hat. Was aber die Hauptsache war, H. fühlte sich durch diesen Erfolg angespornt, ein noch großartigeres und umfassenderes Werk über die Geschichte des Habsburgischen Hauses in Angriff zu nehmen, nämlich die berühmten „Monumenta augustae domus Austriacae“, deren erster Theil nach 12 Jahren wirklich erschienen ist. Inzwischen aber war in der Lebensstellung Herrgott's eine erhebliche Veränderung eingetreten. Im Verlaufe des fünften Jahrzehnts war H. in Folge eines zwischen den Breisgauischen Ständen selbst ausgebrochenen Conflikts aus einem Vertreter der Gesammtheit derselben, zum Vertreter bloß mehr des Prälatenstandes geworden und trat als solcher für dessen Interesse mit so unbeugsamer Entschiedenheit ein, daß er am Wiener Hofe darüber in Ungnade fiel und Maria Theresia seine Abberufung verlangte, ein Wunsch, dem der Fürstabt von St. Blasien nur nachkommen zu müssen glaubte. So kehrte, schwerlich mit voller Befriedigung, H. in seine Heimath zurück und wurde dort für den Verlust seiner glänzenden Stellung in Wien, durch die Ernennung zum Statthalter der, der Abtei von St. Blasien zugehörigen Herrschaft Staufen und Kirchheim und überdies durch die Verleihung der Propstei Krotzingen entschädigt. In dieser Propstei nahm H. nun seinen bleibenden Wohnsitz; sie lag in der Nähe von Freiburg im Br. und die Ueberlieferung sagt, daß sie ihm gerade deswegen und aus Rücksicht auf die dort vorhandenen gelehrten Hilfsmittel überlassen worden sei. In der That bildet den Hauptinhalt der noch übrigen zwölf Jahre von Herrgott's Leben die Vollendung seines großen, der Verherrlichung des Habsburgischen Hauses gewidmeten Werkes. Die Ungnade, die ihn noch eben von dieser Seite her getroffen, hat seinen Eifer in dieser Richtung in keiner Weise abzukühlen vermocht; er hat sogar nebst Zeit und Mühe demselben zu Liebe sehr reale Opfer gebracht: ein Beweis, daß er bei diesem Unternehmen zugleich von einem höheren Gedanken geleitet war. Der erste Band in zwei Theilen trat bereits im J. 1750 an das Licht und war noch in Wien gedruckt; die beiden folgenden erschienen in je 2 Theilen in den Jahren 1752—1760 zu Freiburg, der letzte wurde zwar bei Herrgott's Lebzeiten in der Handschrift zum größern Theile noch vollendet, aber erst nach seinem Tode zu St. Blasien gedruckt und ging vor der Veröffentlichung in der großen Feuersbrunst der Abtei im J. 1769 vollständig zu Grunde, so daß dann der Fürstabt Gerbert (s. d. Art.) die Ausarbeitung desselben von vorne anfangen mußte.

Bei der Vorbereitung und Ausarbeitung der Monumenta hat sich H. vornehmlich durch P. Rustenus Heer (s. d. Art.) unterstützen lassen, der 1740 Bibliothekar in St. Blasien geworden war und den er sich gleichsam als Helfer herangebildet hatte. Heer hat auch nach seines Meisters Tode was vom 4. Bande noch fehlte, allein zu Ende gebracht. Das Werk hat gleich beim Erscheinen des 1. Bandes, zumal es mit seltener Pracht ausgestattet war, verdientes Aufsehen gemacht. Die einzelnen Bände behandeln der Reihe nach in Abhandlungen und urkundlichen und künstlerischen Belegen 1) die Siegel, Schilde; 2) Münzen; 3) Genealogie und Abbildungen; der (von den Flammen vernichtete und von Gerbert wiederhergestellte) 4. Band endlich die Taphographie, d. h. die Beschreibung der Gräber der österreichischen Fürsten nicht bloß aus dem Habsburgischen, sondern auch dem ihm in der Herrschaft vorausgegangenen Babenbergischen Hause. Es ist kein Zweifel, daß wir in diesen Monumentis ein Werk nicht bloß der luxuriösen Ausstattung, sondern auch wissenschaftlichen Werthes anzuerkennen haben. Schon die Herbeischaffung und Veröffentlichung des reichlichen urkundlichen und monumentalen Stoffes ist kein geringes Verdienst; aber auch die beigegebenen Abhandlungen und Erklärungen haben einen bestimmten Werth und bezeugen ein nicht flüchtig erworbenes Verständniß der in Betracht kommenden Fragen und Gegenstände. An Kritik fehlt es den Verfassern nicht, wie namentlich der mit dem Gelehrten des Klosters Muri wegen der in Frage gestellten Zuverlässigkeit der Acta Murensia geführte Streit beweist. In vielem freilich, zumal den beigegebenen Untersuchungen, sind die Verfasser meist überholt und ruht der bleibende Werth ihrer Anstrengungen zum größeren Theile in dem offengelegten Stoffe. Von Anfechtungen sind sie, namentlich in der genealogischen Abtheilung, schon damals und öfters mit Recht, nicht unverschont geblieben. Von seiner regen litterarischen Thätigkeit abgesehen, hat H. seit seiner Rückkehr in den Breisgau auch sonst mancherlei Interesse gepflegt. In den Versammlungen des Breisgauischen Prälatenstandes hatte er meist, anstatt des Fürstabtes den Vorsitz zu führen und er that es mit Gewandtheit und Unabhängigkeit nach allen Seiten. Gelehrte Verbindungen nach außen unterhielt er gern, so namentlich auch mit Schöpflin und den Historikern der Pfälzer Akademie, wie Lamey u. A. Am 16. Oktbr. 1762 ist er gestorben; sieben Jahre später ist ihm sein Helfer Heer nachgefolgt.

S. u. a. den Art. H. in Ersch und Gruber, II. 7, S. 19. Hirsching, Hist.-lit. Handbuch III. 1, S. 112—117 und Jos. Bader, das ehemalige Kloster St. Blasien auf dem Schwarzwald und seine Gelehrten-Akademie Freiburg im Br. 1874.

Wegele.

Herrle: Johannes H., Forstmann, geboren am 18. Januar 1778 zu Hohenaltheim (einem Dorfe bei Nördlingen, damals im Fürstenthum Oettingen-Wallerstein, jetzt in Baiern), † am 12. November 1860 zu Meiningen. — Er widmete sich unter der Leitung seines Vaters (fürstlichen Hofjägers) von frühester Jugend ab mit vielem Eifer und großem Geschick „der Jägerei", welche damals noch das eigentliche Forstwesen überwucherte — zumal bei den kleinen Potentaten, für welche die Jagd vielfach die wichtigste Beschäftigung war. Der Fürst, ein Nimrod ersten Ranges, aber sonst ein etwas wunderlicher Mann, wurde hierdurch auf ihn aufmerksam und nahm sich des Knaben an, nachdem dieser — nach kaum vollendetem 12. Lebensjahre — den Vater verloren hatte. Im Piaristenkloster zu Wallerstein erhielt er einigen Unterricht. Im 15. Jahre kam er als Lehrling in die Hofjägerei, und ein Jahr später erhielt er den allerdings höchst bescheidenen Posten als — Rechnungsführer über die Futterkosten der fürstlichen Jagdhunde, die, im ganzen Ländchen zerstreut, über eine Centurie ausmachten, mit einem Jahresgehalt von 72 fl. Bei verschiedenen Streifereien gegen Wilddiebe zeichnete sich der junge H. so aus, daß ihm der Fürst immer mehr Funktionen bei der Hof-

jägerei anvertraute und zugleich Privatunterricht im Forstwesen und in den einschlägigen Hülfswissenschaften ertheilen ließ. Als die Stürme der französischen Revolution über das kleine Fürstenthum hereinbrausten, wurde er wiederholt zu den vertraulichsten Missionen, namentlich zur Rettung der fürstlichen Schätze, die erst in Wien, später in Prag und dann nochmals in Ansbach untergebracht wurden, verwendet. Nach diesen und manchen anderen durch die kriegerischen Verhältnisse jener Zeit herbeigeführten Kreuz- und Querzügen 1801 aus dem fürstlichen Dienste entlassen, wendete er sich zum Behufe weiterer Ausbildung, mit einer fürstlichen Reiseunterstützung von 120 fl. ausgestattet, zunächst nach Ernstthal im Thüringer Wald und trat noch im October desselben Jahres in die durch Bechstein neu gegründete Forstakademie zu Dreißigacker ein, an welcher er später lange Zeit als Lehrer zu wirken berufen war. Schon im Herbste 1803 wurde er als Adjunct mit dem Unterricht im Planzeichnen betraut und im Frühjahr 1804 als ordentlicher Lehrer mit 340 fl. Gehalt angestellt. Außer dem Planzeichnen ward ihm nun noch der Unterricht im Vermessungswesen und später auch der in der Forstwissenschaft übertragen. Seine Lehrfächer erweiterten sich von Jahr zu Jahr immer mehr, so daß er schon 1808 in 17 Branchen zu dociren hatte. Mehrere Anerbietungen in andere Dienste, so z. B. den Eintritt als Lehrer in König's Forstschule zu Ruhla (1806) und als Forstmeister und Kammerassessor in gräflich Ysenburg-Wächtersbach'sche Dienste (1809) schlug er, aus Anhänglichkeit für Dreißigacker, aus. 1815 wurde ihm die Bewirthschaftung des Akademieforstes übertragen. Als Bechstein am 23. Februar 1822 gestorben war, erhielt er einen Theil der Direction der Akademie und wurde 1823, neben seiner Lehrerstelle, zugleich Forstrath mit Sitz und Stimme im Oberforstcollegium zu Meiningen. Nach Aufhebung der Akademie (1843) siedelte er ganz nach Meiningen über, um sich ausschließlich dem Collegialdienste zu widmen. Im Revolutionsjahr 1848 wurde er als Oberforstrath zur Disposition gestellt. — H. hat als Lehrer über 41 Jahre an der Akademie höchst segensreich gewirkt, namentlich im Gebiete der Forstabschätzung. Als Mitglied der Oberforstbehörde hatte er auch dieses Fach im Referat. Er zählt mit zu den nicht wenigen Forstwirthen, welche sich — ohne regelmäßige Schulbildung — durch Eifer, Wißbegierde und Fleiß emporgeschwungen haben. In früherer Zeit — bei noch geringen Anforderungen an das Forstfach — war dies eher noch möglich, als heutzutage. Der Schatz seiner Erfahrungen kam ihm bei seiner Lehrthätigkeit sehr zu Statten. Wie bei seiner Carrière von Jugend auf nicht anders zu erwarten, war H. auch ein tüchtiger Jäger. In seinem ganzen Auftreten bescheiden, einfach, prunklos und nicht ohne eine gewisse Originalität — kurz ein Biedermann — erlebte er am 20. September 1853 sein 50jähriges Dienstjubiläum. — Seine wenigen litterarischen Leistungen bestehen im IV. Bd. von J. M. Bechstein's Jagdwissenschaft nach allen ihren Theilen: „Wildjagd und Wildbenutzung" (1822), und in Journalartikeln, namentlich in Pfeil's kritischen Blättern und Gwinner's Zeitschrift.

Monatschrift für das würtembergische Forstwesen, VII. S. 149. — Allgemeine Forst- und Jagdzeitung, 1867, S. 483. — v. Löffelholz-Colberg, Chrestom., IV. S. 349. — Bernhardt, Gesch., II. S. 392, Note 38.

Heß.

Herrmann: Benedict Franz Johann H., kaiserl. russischer Oberberghauptmann zu Katharinenburg in Sibirien, ein sehr gelehrter und tüchtiger Metallurg, geboren am 15. (14?) März 1755 zu Marienhof im Judenburger Kreise Steiermarks, † am 11. Januar 1815. H. genoß den ersten Unterricht in der Stadtschule zu Murnau, kam in die Klosterschule zu Friesach und wurde sodann zur Erlernung der Salzwerkskunde nach Aussee geschickt; später fand er in der

Canzlei des Rentamtes zu Murnau und in dem fürstl. Schwarzenbergischen Rechnungsamt zu Graz Beschäftigung. Hier erwachte zuerst ein innerer Wissensdrang in H., er begann Vorlesungen an der dortigen Universität zu besuchen, sowie in den Sprachen sich auszubilden. Nach Wien (1777) in die fürstl. Schwarzenbergische Buchhaltung berufen, setzte er seine Studien besonders in Mineralogie, Bergwerkskunde und bei v. Jacquin in der Chemie eifrig fort. Zu seiner weiteren Ausbildung unternahm er 1781 Reisen durch Deutschland, Ungarn und Italien, auf welchen er in allen Zweigen der Industrie und Technologie sich gründliche Kenntnisse zu erwerben bestrebt war. So ausgerüstet kam er nach Wien zurück und glaubte Anspruch auf eine bis dahin noch nicht errichtete Professur der Technologie an der Universität machen zu dürfen. Dies glückte ihm zwar nicht, er erhielt jedoch die Erlaubniß (1781), außerordentliche Vorlesungen über Technologie halten zu dürfen, für welche er sich durch einen gedruckten Aufsatz: „Ueber die Einführung des Studiums der Technologie“, zu empfehlen versuchte. Obwol es mit seinen Vorlesungen nicht recht vorwärts ging, erwarb er sich doch bei der ökonomischen Gesellschaft in Wien den Preis durch eine Arbeit über die Kenntniß des Mergels, welche sehr gut aufgenommen wurde. Bald gab er auch seine „Bemerkungen auf der Reise durch Oesterreich“ in 2 Bänden (1781) heraus, in welchen er sich mit einer damals ungewöhnlichen Freimüthigkeit aussprach. Die Aeußerung, daß er auch eine Beschreibung des Stahlprocesses auf den fürstl. Schwarzenbergischen Werken in Steiermark liefern wollte, zog ihm aber viele Anfeindungen zu. Um ihnen zu entgehen, entschloß sich H. zu einer Reise nach den Salzwerken bei Krakau, kam von da erst nach Warschau und endlich nach St. Petersburg, wo er sogleich von der Akademie der Wissenschaften zum Correspondenten ernannt und zum Nachfolger des auf einer Reise in die Krim gestorbenen Mineralogen Mosijenkow bestimmt wurde. Inzwischen hatte er den dritten Band seiner Reisebemerkungen und die Beschreibung des Stahlschmelzprozesses („Beschreibung der Manipulation, vermittelst welcher der Brescianer Stahl verfertigt wird“, 1781) veröffentlicht und daraufhin schickte ihn (1783) die Kaiserin Katharina II. an den Ural, um daselbst ein Stahlwerk zu errichten. Inzwischen gelangte eine ganze Reihe seiner Schriften zur Publication: „Beschreibung des Silberschmelzprocesses zu Neusohl in Ungarn“, 1781; „Höfer's Nachricht von dem in Toscana entdeckten natürlichen Sedativsalz“, 1782; „Abriß der physikalischen Beschaffenheit der österreichischen Staaten“, 1783; „Büffon's Geist oder Kern seiner Naturgeschichte“, 1783. Am Ural hatte H. indessen seine Vorarbeiten für die Anlage eines Stahlwerkes gemacht und kehrte 1784 nach St. Petersburg zur Vorlage seines Projectes zurück. Nachdem dieses genehmigt, H. zum Hofrath und Director der zu Pyschminsk bei Katharinenburg zu errichtenden Stahlhütte ernannt war, widmete er sich 1785 mit aller Hingebung der ihm gestellten Aufgabe. Einen Ruf nach Oesterreich als Administrationsadjunct in Lemberg lehnte er ab. Aus der Zeit seines Aufenthalts in St. Petersburg stammen die Publicationen: „v. Horneck's Bemerkungen über die österreichische Staatsökonomie“, 1784, und „Demeste's Briefe über Chemie, Probirkunst, Krystallographie aus dem Franz.“, 1784. H. fand und benutzte die Gelegenheit, die sibirischen Bergwerke, besonders die Kolywanischen, zu bereisen und reiches Material für weitere schriftstellerische Thätigkeit zu sammeln. 1786—88 erschienen seine „Beiträge zur Physik, Mineralogie &c., besonders der russischen Länder“ in 3 Bänden, eine neue Bearbeitung seiner Preisschrift: „Wie sind die verschiedenen Arten von Mergel und Schlier zu erkennen?“ 1787; „Ueber die beste Methode, Eisen zu schmelzen und zu schmieden“ (russisch), 1787; „Versuch einer mineralogischen Beschreibung der uralischen Erzgebirge“, 2 Bde., 1789; „Statistische Schilderung von Rußland“, 1790. Intriguen, die

gegen ihn in St. Petersburg gespielt wurden, konnte H. 1789 bei seiner Anwesenheit daselbst leicht beseitigen, zog sich aber auf der Rückreise ein schweres Leiden zu, das ihn bestimmte, als 1792 die Stahlhütte zu Pyschminsk abbrannte, um seine Entlassung aus seinem Dienste zu bitten. Nach Petersburg 1796 zurückgekehrt, trat er als Academicus ordinarius und Professor der Mineralogie, wozu er schon seit 1790 ernannt worden war, ein, wurde 1798 wirkliches Mitglied des Reichsbergcollegiums, 1799 zugleich Inspector der kaiserl. Bergschule und Collegienrath. 1800 erhielt er den Auftrag der Untersuchung der Kanonengießerei im Olonetzischen; 1801 zum Staatsrathe befördert, wurde ihm der Titel eines Oberberghauptmanns vierter Classe verliehen und die Befehlshaberstelle der Katharinenburger Berghauptmannschaft übertragen, weshalb er Ende 1801 zum fünften Mal seine Reise nach Sibirien antrat, nach wenigen Jahren aber den Anstrengungen seiner vielen Reisen erlag. An seine früheren Publicationen reihen sich an: „Naturgeschichte des Kupfers", 1789; „Nachricht von der Eisen- und Stahlmanipulation in Kärnten" (Sch. der Berliner Ges. naturf. Freunde, 2. Bd.); „Ueber die Entstehung der Gebirge und ihre gegenwärtige Beschaffenheit", 1797; „Mineralogische Reisen in Sibirien von 1783—91", 3 Bde., 1798 bis 1801; „Abhandlung von den sibirischen Berg- und Hüttenwerken", 3 Bde., 1797—1801. Dazu kommen zahlreiche kleinere Aufsätze in verschiedenen Fachschriften, u. a. in Pallas' nordischen Reisen, Bd. III; in den physikalischen Arbeiten der naturf. Freunde in Wien, 2. Jahrg., 1788; in den Schriften der Berliner Ges. der naturf. Freunde, Bd. XI.; in Crell's chem. Annalen seit 1789 u ff.; in Zimmermann's geogr.-stat. Annalen, Bd. IX.; im bergmänn. Journal, 1791; in den Schriften der böhm. Societät d. W., 1799; in den Schriften der ökonom. Ges. in Petersburg, 1801, und hauptsächlich in den neuen Akten der kaiserl. Akademie der Wissensch. in St. Petersburg.

Ersch und Gruber, Allgem. Encyklop., II. Sect. Bd. VI. v. Wincklern, Biogr. u. litter. Nachrichten aus Steiermark, 1810. Gümbel.

Herrmann: Bernhard Anton H., Dramatiker und Theaterdirector, geb. am 18. October 1806 zu Hamburg, † daselbst am 29. Mai 1876. Der Sohn eines wohlhabenden jüdischen Kaufmanns, beabsichtigte H. Jura zu studiren, woran ihn aber die Verluste hinderten, welche die französische Invasion dem väterlichen Vermögen zufügte. Nachdem er 1821 zum Protestantismus übergetreten war, gab er seine Sehnsucht nach der gestrengen Justitia auf und tröstete sich bei den Functionen eines „Tabaksfabrikanten", als welcher er 1824 genannt wird. Dann Leihbibliothekar, Lotterieagent und Papierhändler trat H. später auch als litterarischer Producent hervor, gab den „Wandsbecker Boten", 1828 und 29 den „Hamburgischen Courier" heraus und schrieb für mehrere Blätter. Bald warf er sich auf die Uebersetzung französischer Bühnenstücke und übertrug nicht weniger als 123 solcher ins Deutsche. In noch nähere Beziehung zum Theater trat er Mitte der 50er Jahre, indem er um diese Zeit erst eine Theateragentur, von 1856—62 die Stelle eines Bureauchefs am Hamburger Stadttheater übernahm und vom 1. Januar 1862 bis 1. Mai 1866 diese Bühne selbst leitete. 1868—69 Director des Stadttheaters zu Riga, führte er vom 1. Septbr. 1871 bis 20. April 1873 abermals das Hamburger Stadttheater, das unter ihm einen recht achtungswerthen künstlerischen Rang einnahm, allerdings vielmehr nach Seite der Oper, als der des Schauspiels. 1875 erschien von H. noch ein Lustspiel „Der gefährliche Unterricht" auf dem Wiener Stadttheater: die letzte seiner Arbeiten! Gezwungen von den Verhältnissen, unbelohnt geblieben für seinen Fleiß, rüstete sich H. zur Uebernahme des Carl Schultze-Theaters in Hamburg, als ihn der Tod vom Erdenschauplatz abrief. Für seine Wittwe mußte die Schillerstiftung und der Schröderfonds sorgen. Ein gefälliges

schauspielerisches Talent besaß Herrmann's älteste Tochter, Julie (geb. zu Hamburg am 19. Febr. 1823), die von 1840—49 dem Hamburger Stadttheater angehörte, dann den Kaufmann H. A. Lutze heirathete und der Bühne entsagte.

Vgl. Herrmann's Selbstbiographie im Deutschen Bühnen-Almanach auf 1877, S. 157—162, über seine Directionsführung s. Uhde's Hamburger Stadttheater, S. 505—531, 577—596. Joseph Kürschner.

Herrmann: Christian Gotthilf H., Dr. phil., preußischer Consistorialrath und Generalsuperintendent, wurde am 8. Februar 1765 zu Erfurt geboren, studirte nach erhaltener Gymnasialbildung daselbst und in Göttingen Theologie und Philosophie, habilitirte sich darauf mit gutem Erfolg für letzteres Fach an der Universität seiner Vaterstadt und erlangte 1790 an derselben eine außerordentliche Professur, sowie gleichzeitig das Diaconat an der protestantischen Reglerkirche, das er 1798 mit der gleichen Stelle bei der Kaufmännergemeinde vertauschte. Von 1792 ab wirkte er ferner zugleich namentlich als Religionslehrer am Erfurter Rathsgymnasium und entwickelte in dieser, wie in allen seinen übrigen Functionen, eine hervorragende Wirksamkeit; sein 1796 herausgegebenes „Lehrbuch der christl. Religion zum Gebrauche an Gymnasien ꝛc.“ erlebte 1799 schon eine zweite Auflage. Die Vereinigung Erfurts und des Eichsfeldes mit dem preußischen Staate führte ihn, nachdem er vorübergehend die „Erfurter gelehrte Zeitung“ redigirt hatte, 1803 als Generalsuperintendenten an das neu errichtete Landes-Consistorium nach Heiligenstadt, wo er zugleich als erster protestantischer Pfarrer seit der Gegenreformation des ausgehenden 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts thätig war; in diesen Stellungen überdauerte er hierauf die westfälische Occupation, erst 1816 kehrte er als Consistorialrath nach Erfurt an die inzwischen neu gebildete Bezirksregierung zurück, übernahm in der Folge auch die Leitung der im sogen. evangelischen Ministerium vereinigten Stadtgeistlichkeit; auf einer Visitationsreise starb er indeß plötzlich schon am 26. Aug. 1823. Außer dem oben genannten Lehrbuche sind ein 1791 von ihm geschriebenes Programm: „Kant und Hemsterhuis in Rücksicht ihrer Definitionen der Schönheit nebst einigen Einwürfen gegen letzteren“, die von ihm 1809 zu Duderstadt gehaltene erste protestantische Predigt „über den Werth der öffentlichen Gottesverehrung“ und mehrere Beiträge zur Erfurter Localgeschichte „Anecdota ad historiam Erfurtensem pertinentia“ (Part. I. 1820) an die Oeffentlichkeit gelangt.

Schum.

Herrmann: Karl Martin Emanuel H., Neffe des obengenannten Christ. Gotth. H., ursprünglich Kaufmann, später Director der thüringischen Eisenbahn, angesehener Forscher auf dem Gebiete der erfurtisch-thüringischen Specialgeschichte, war als Sprößling einer seit längerer Zeit in Erfurt ansässigen Kaufmannsfamilie am 24. Septbr. 1797 daselbst geboren und verlebte somit seine reifere Jugendzeit unter den Eindrücken der französischen Herrschaft über Thüringens Hauptstadt. Den Mangel einer Gymnasialbildung ersetzte ihm ein reichlicher Privatunterricht, der neben dem der Bürgerschule einherging, ebenso ließ sein innerer Trieb nach dieser Seite hin die Zeit, die er sich hiernach zur Ausbildung für seinen zukünftigen kaufmännischen Beruf in Nürnberg und Bremen aufgehalten hatte, nicht ungenützt vorüber gehen. 1821 nach Erfurt zur Uebernahme des väterlichen Geschäftes zurückgekehrt, wurde er schon zwei Jahre später durch das Vertrauen seiner Mitbürger in das seit kurzer Zeit bestehende Stadtverordneten-Collegium berufen und gehörte dieser Körperschaft mit einer nur unbedeutenden Unterbrechung bis zu seiner 1839 erfolgenden Wahl zum unbesoldeten Stadtrathe an; nur wenige seiner Collegen im Magistrate wie unter den Stadtverordneten haben je so reinen patriotischen Sinnes, mit so großem Eifer und Aufopferung, so gewinnender Bereitwilligkeit und freundlichem Entgegenkommen

o außerordentlicher Offenheit, Geradheit und vor allem Bescheidenheit die In-
reſſen ihrer Vaterſtadt und deren Bürgerſchaft vertreten; keinem gemeinnützigen
Unternehmen ließ er ſeine Theilnahme fehlen; überall, wo es galt, das Wohl
er Geſammtheit zu fördern, ſtand er begeiſtert an der Spitze, bald ſelbſt thätig,
ald andere mit ſeiner unendlichen Rührigkeit anregend und mit ſich fortreißend.
Um von den mannigfaltigen ſtädtiſchen Verwaltungsangelegenheiten, die durch
eine Initiative in Angriff genommen und zumeiſt zu glücklichem Ende geführt
wurden, zu ſchweigen, erinnern wir hier nur an die von ſegensreichen Erfolgen
begleitete Gründung eines Gartenbauvereins und eines Gewerbevereins und an
eine Verdienſte um das ſeiner Zeit mit vielfachen Schwierigkeiten verknüpfte
Zuſtandekommen der thüringiſchen Eiſenbahn, deren Verwaltung ihren Sitz nach
Herrmann's Anſicht und ſeinem Einfluſſe gemäß nirgends anders als in Erfurt
nehmen durfte. Eine verdiente Anerkennung dieſes Wirkens war es, daß er als-
bald mit zur Leitung dieſes Unternehmens berufen wurde, und bis kurze Zeit
vor ſeinem Tode hat er als Directionsmitglied mit derſelben Pflichttreue und
Ausdauer, wie in allen ſeinen übrigen Functionen gewirkt; zu ſeinem großen
Bedauern mußte er indeß mit Rückſicht auf die wachſenden Geſchäfte des letzteren
Amtes ſeine ſtädtiſche Stellung 1850 aufgeben. Seine politiſche Haltung
während der Wirren des J. 1848 bedarf hiernach keines Commentares, doch
muß betont werden, daß er durch ſeinen biederen Charakter und ſeine gewinnende
Perſönlichkeit einen überaus beruhigenden Einfluß auf die Kreiſe der arbeitenden
Bevölkerung ausübte; in ganz eigenthümlicher Weiſe verſtand er es indeß, aus
dem Verlaufe der deutſchen Politik jener Tage ein für Erfurts äußere Stellung
und innere Entwickelung günſtiges Moment herauszugreifen: der Gedanke, Erfurt
zum Sitze des Drei-Königs-Parlamentes zu machen, war zuerſt in ihm ent-
ſprungen und kam durch eine von ihm geleitete Agitation zur Ausführung. So
wenig die hieran ſich knüpfenden Schöpfungen Beſtand hatten, hatten ſie doch
einem in H. ſeit frühester Zeit lebendigen Zuge neuen Anſtoß und Nahrung ge-
geben: ſeinem Intereſſe für die Vergangenheit ſeiner Vaterſtadt und des engeren
thüringiſchen Vaterlandes. Schon im jugendlichen Alter angezogen durch die
mündlichen Ueberlieferungen aus dem 18. Jahrhundert, ſowie durch die nicht
wenig zahlreichen, wenn auch hier und da mit einem romantiſchen Anſtriche be-
hafteten Producte der damaligen hiſtoriſchen Litteratur ſuchte er in reiferen Jahren
mit Vorliebe den Umgang erfahrener Forſcher, erwarb jeden ihm nur erreich-
baren litterariſchen Beitrag zur heimiſchen Geſchichte und alsbald auch hand-
ſchriftliche Quellen, die er ſämmtlich erſt nach gründlicher Lectüre und Studium
ſeinen Sammlungen einverleibte; ſeine amtliche Wirkſamkeit im Magiſtrate der
Stadt ließ ihn dazu die noch vorhandenen archivaliſchen Schätze kennen und für
deren beſſere Erhaltung und Ordnung Sorge tragen; war er damals auch noch
nicht ſelbſtändig ſchriftſtelleriſch thätig, ſo verdanken doch die in den 40er Jahren
erſchienenen Fragmente einer thüringiſchen Chronik von Ludwig Storch und das
zum Abſchluß gelangte gleichnamige Werk H. Döring's einer Anregung von
Herrmann's Seite ihr Daſein. Erſt die Stellung im Eiſenbahndienſte gab ihm
die erwünſchte ausgiebigere Muße, um die zum vollen Verſtändniß der Quellen
nothwendigen Vorkenntniſſe nachträglich ſich zu erwerben; ferner boten ihm die
in jenem Amte erforderlichen Reiſen durch ganz Deutſchland Gelegenheit, die in
auswärtigen Bibliotheken und Archiven befindliche Erfurter Litteratur kennen zu
lernen; enger und enger wurden Herrmann's Beziehungen zu einheimiſchen und
auswärtigen Gelehrten, die in Folge des berührten Hervortretens Erfurts in der
politiſchen Tagesgeſchichte auch der Vergangenheit der Stadt ihre Aufmerkſamkeit
zuwandten und wie H. aus ihrem Umgang manche Bereicherung ſeiner Kennt-
niſſe gewann, wirkte er wiederum anregend auf ihre Forſchungen und reizte durch

sein Beispiel auch manchen befähigten Laien zur Nachahmung an. Aus dies Wechselbeziehungen gingen nun eine Reihe selbständiger Arbeiten und vielfa Vorträge Herrmann's und schließlich die Gründung eines Geschichtsverei hervor; auch die erste Neuorganisation eines städtischen Archives ist dies Bestrebungen zu verdanken. Seit Rücktritt von seinem Amte als Eisenbah director hoffte er ganz und gar jener Thätigkeit zu leben, doch war ihm d nur auf äußerst kurze Zeit vergönnt; am 24. October 1874 entriß ihn e plötzlicher Tod den mehrfachen in Angriff genommenen Arbeiten. Einzelne denselben, fragmentarische Untersuchungen über die Organisation der Stadtv fassung von 1664—1818, über die Einrichtung von Stadtschulen von 1823—2 über den Erfurter Weinbau und über die Geschichte des Erfurter Zeitung wesens sind nach seinem Tode im VII. Hefte der Mittheilungen des Erfurt Geschichtsvereines der Oeffentlichkeit übergeben worden; auf der von ihm hint lassenen Selbstbiographie beruhen die von H. Weißenborn als Beiheft zu d genannten Mittheilungen herausgegebenen „Erinnerungen an Karl M. E. Her mann"; aus den früheren Vereinspublicationen würde seine „Abhandlung üb das Wappen und die Siegel der Stadt Erfurt" (Heft I. 1865, 126 S.) nennen sein; das bedeutendste und verdienstvollste seiner Werke ist dagegen oh Frage die 1863 herausgegebene, 500 Seiten starke „Bibliotheca Erfurtina", e mit ebenso viel Aufwand an Mühe wie Sorgfalt angelegtes Verzeichniß ur Nachweisung der gesammten Erfurt betreffenden Litteratur an Quellen und B arbeitungen, für die indeß sein Nachlaß noch manche werthvolle Ergänzung ur Berichtigung ergab. Schum.

Herrmann: Zacharias H. oder Hermann, der Dichter geistlicher Liede wurde am 3. October 1643 zu Namslau im früheren Fürstenthum Bresla geboren und starb als Generalsenior der lutherischen Kirche in Großpolen z Lissa am 10. Decbr. 1716. Im J. 1656 kam er auf das Gymnasium zu S Maria Magdalena in Breslau; um Ostern 1664 ging er, um Theologie z studiren, nach Jena, wo damals viele Schlesier studirten und wo er währen fünf Jahre ein Stipendium vom Rathe zu Breslau genoß. Im J. 166 wurde er in Jena Magister. Sehr bald nach seiner Rückkehr nach Breslau i J. 1669 wurde er zum Diaconus in Lissa erwählt; im J. 1681 wurde er da selbst Pastor und Inspector und 1692 „General-Senior der vereinigten Kirche der unveränderten Augsburger Confession in Großpolen". Er war zwei ma verheirathet; auch seine zweite Frau und eine Anzahl Kinder starben vor ihm fünf Kinder überlebten ihn. Als Liederdichter war er sehr fruchtbar; in einem Leben voll Noth und Sorge und Trübsal hat er sie sich und andern zum Trost und Erquickung gedichtet; in seiner Gemeinde, in der sie zunächst auf Einzel blättern verbreitet sind, haben sie „viel Tausend betrübter Seelen kräftigst ge tröstet und aufgerichtet", wie es in seiner Leichenpredigt heißt. Sie sind nac dem Geschmack des jüngeren schlesischen Dichterkreises, doch vermeiden sie theil weise die Ueberschwenglichkeiten desselben. Sein Sohn, Daniel H., der zule Hülfsprediger bei seinem Vater war, hat nach dessen Tode eine Auswahl vo 40 Liedern seines Vaters drucken lassen: „Frommer Christen seufzende Seele un singender Mund", Breslau und Leipzig 1722. Das noch am meisten verbreit seiner Lieder ist wol: „Was betrübst du dich, mein Herze, warum grämst d dich in mir?" (z. B. vorhanden im Neustrelitzer Gesangbuch von 1875).

Gottlob Kluge, Hymnopoeographia silesiaca, zweite Decas, S. 121—13 Koch, Geschichte d. Kirchenliedes, 3. Aufl. Bd. IV. S. 34—39.

Mit diesem Zacharias H. sind nicht zu verwechseln einige andere gleich namige Schriftsteller, unter welchen in der Kürze wenigstens folgende zu nenne sein möchten: 1) der lutherische Pastor zu Breslau, Zacharias H., geb. daselb

563, † am 21. Mai 1637; über diesen gibt Jöcher, Bd. II. Sp. 1542, weitere Auskunft; 2) dieser 1637 gestorbene Zacharias H. hatte einen gleichnamigen Sohn, den mittleren unter dreien, welcher Jurisprudenz studirt hat und als fürstl. oelsnischer Rath und Kanzler geadelt ward. In Verwechselung mit diesem wird der oben genannte lissaer Senior ab und an irrthümlich Zacharias v. H. genannt; 3) ein Zacharias H. (auch Hermann) aus Ulm, als Sohn eines Schneiders Simon H. geboren den 14. Novbr. 1640, seit 1675 in geistlichen Aemtern in seiner Vaterstadt, vorher Professor in Straßburg, starb zu Ulm als Senior Ministerii und Scholarcha am 4. Septbr. 1711. Dieser Zacharias H. ist der Verfasser des „Historischen Blumen-Gepüsches", Ulm 1675 u. 1680, und hat Martin Zeiler's epistolische Schatzkammer, Ulm 1683 u. 1700, herausgegeben. Ueber ihn vgl. Albrecht Weyermann, Nachrichten von Gelehrten u. s. f. aus Ulm (1. Thl.), Ulm 1798, S. 313 f., wo auch seine weiteren Schriften genannt sind, wo ihm aber fälschlich der „Frommen Christen seufzende Seele" auch zugeschrieben wird, Adelung, 2. Bd. Sp. 1950, und Goedeke, S. 513, Nr. 18. Bertheau.

Herrnschmidt: Johann Daniel H., nicht selten auch Herrnschmid geschrieben, Freund, College und Gesinnungsgenosse von August Hermann Francke, stammte aus einer alten Oettingen'schen Predigerfamilie. Sein Großvater und sein Vater waren Geistliche zu Bopfingen in Schwaben; hier wurde er am 11. April 1675 geboren. Vom J. 1690 an besuchte er die Schulen in Nördlingen und Heilbronn(?), bezog sodann im J. 1696 die Universität Altorf, wo er 1698 Magister wurde, und ging darauf im Herbste desselben Jahres nach Halle a. d. S. Hier wurde er mit Francke, Breithaupt und Anton befreundet; im Hause des letzteren (vgl. Bd. I. S. 498) wohnte er. Die Eindrücke, die er hier empfing, blieben für seine Lebensrichtung entscheidend: er verband mit tüchtiger Gelehrsamkeit und namentlich theologischer Gründlichkeit eine entschiedene Richtung auf das praktische Christenthum in Gesinnung und Wandel. Schon ehe er im J. 1701 Adjunct der theologischen Facultät wurde, hatte Francke ihn am Pädagogium beschäftigt. Doch rief ihn die zunehmende Schwäche seines Vaters im J. 1702 in die Heimath zurück; er wurde zunächst Vikar seines Vaters, dann Helfer in Bopfingen, heirathete Sabina Catharina Schwartz aus Fürth und wirkte an der Seite seines Vaters in reichem Segen. Im Jahre 1712 wurde er als Superintendent nach Idstein in Nassau berufen, folgte aber diesem Rufe, da er namentlich seinen Vater nicht verlassen mochte, erst auf Zureden seiner Lehrer in Halle, bei denen er sich um diese Zeit den Grad eines Doctors der Theologie erwarb. Von Idstein wurde er im J. 1715 als Professor der Theologie nach Halle berufen, mit welchem Amte er seit 1716 das eines Subdirectors an den Franckischen Stiftungen verband. Als solcher hatte er seit 1718 speciell die Aufsicht über die lateinische Schule zu führen. Nach einer angestrengten, aber reichen Thätigkeit starb er hier schon am 5. Februar 1723, noch nicht 48 Jahre alt; am Tage darauf starb seine Frau. — H. ist hauptsächlich als Dichter geistlicher Lieder noch heute allgemein bekannt, er gehört zu den bedeutenderen Dichtern der älteren pietistischen Schule; seine Lieder zeichnen sich durch Tiefe und Innigkeit aus. Freylinghausen nahm 17 in seine Gesangbücher auf. Die besten seiner Lieder sind seine Loblieder; unter diesen ist das Lied: „Lobe den Herren, o meine Seele, ich will ihn loben bis zum Tod", mit seiner gleichfalls von H. herrührenden schwunghaften Melodie eines der herrlichsten, die es überhaupt gibt. Von seinen theologischen Abhandlungen haben einige, die sich auf Gegenstände der Ethik beziehen, besondere Bedeutung.

Jöcher, II. Sp. 1556. Koch, Geschichte d. Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl. IV. Bd. S. 349 ff. u. S. 569. Kirchner, Nachricht von ältern und neuern Liederverfassern, S. 21. Döring, Choralkunde, S. 165.

Unter den acht Kindern Johann Daniel Herrnschmidt's ist besonders bekannt geworden Georg Ludwig H., der sich gewöhnlich Herrnschmid schrieb. Er war am 11. Januar 1712 zu Bopfingen geboren und † am 23. Novbr. 1779 als Hauptpastor zu St. Michaelis und Senior Ministerii in Hamburg.

Meusel, V. S. 414. Lexikon der Hamb. Schriftsteller, III. S. 211 ff. Adelung, II. Sp. 1957. l. u.

Hersch: Hermann H., dramatischer Dichter, 1821 zu Jüchen in der preuß. Rheinprovinz von armen jüdischen Eltern geboren. Erst nachdem er sich, da es ihm an Mitteln zum Studium fehlte, 7 Jahre dem Kaufmannsstande gewidmet hatte, ward es ihm durch theilnehmende Glaubensgenossen ermöglicht, drei Jahre in Bonn zu studiren. Von da ging er nach Berlin, dann nach München, um die Bühne zu studiren und fand hier an Dingelstedt einen warmen Förderer. Hier wurde auch (1854) sein erstes einaktiges Drama: „Alfonso Guzman der Getreue" (Manuscript) mit Beifall aufgeführt. Größeren Ruf gewann er erst durch sein Schauspiel: „Die Anne-Liese", das sich durch glückliche Anlage und Durchführung, sowie durch meistens gelungene Charakteristik auszeichnet. Ebenso ist seine Bearbeitung der „Sophonisbe" als in der Anlage durchaus gelungen zu bezeichnen. Er nahm später seinen ständigen Wohnsitz in Berlin und starb daselbst am 27. Juli 1870. Von seinen weiteren Dramen hat keines eine Bühnenwirkung erreicht. Schriften: „Von Westen nach Osten". Gedichte, 1848 — „Thekla. Gesänge der Liebe", 1849 — „Gedichte", 1847, 2. Aufl. 1849 — „Sophonisbe, Trauerspiel in 5 Akten", 1859 — „Die Anne-Liese, Schauspiel in 5 Akten", 1859, 2. Aufl. 1867 — „Marie von Burgund, Trauerspiel in 5 Akten", 1860. — Als Manuscript gedruckt: „Merope, Trauerspiel in 5 Akten" (1858) — „Die Ravensberger, Schauspiel" (1859) — „Die Krebsmühle, Schauspiel" (1860) — „Eintausend siebenhundert und vierzig" (1861) — „Die Loreley" — „Benedictus Schwartz, Schauspiel" (1865) — „Der Fabrikherr" (1867) — „Modepuppen" (1869).

Vgl. Brümmer, Deutsches Dichter-Lexikon, I. Bd. S. 353.

Kelchner.

Herschel: Karoline Lucretia H., die Schwester des nachfolgenden Astronomen, wurde geboren am 16. März 1750 in Hannover und starb am 9. Jan. 1848 ebenfalls in Hannover. Sie war das achte Kind und die vierte Tochter von Isaak Herschel und seiner Frau Ilse, geborene Moritzen, mit welcher er seit 1732 verheirathet war. Ueber die Familie Herschel s. Wilhelm Herschel. Die Familie hatte mehrfach Unglück und besonders die in der Schlacht bei Dettingen am 16. Juli 1743 geholte Krankheit des Vaters war für die Familie recht traurig und bereitete viel Sorgen. Caroline nahm vom dritten Lebensjahre an an allem Antheil, was die Familie betraf; sie erinnert sich, daß ihre Mutter sie an einem Sonntage, als der zum Organisten ernannte Bruder Jakob in der Garnisonkirche zum ersten Mal spielte, mitnahm, daß sie die ältere Schwester, welche bei einer Familie in Braunschweig lebte, erst bei ihrer Hochzeit sah; sie hatte Erinnerung von dem Erdbeben am 1. Nov. 1755, welches für Lissabon so verderblich war und das man auch stark in Hannover verspürte. Die Brüder wurden alle Musiker und mit besonderer Freude lauschte Caroline den musikalischen Unterhaltungen ihres Vaters und ihrer Brüder. Der Vater war auch ein großer Bewunderer der Astronomie und Caroline erwähnte noch in älteren Jahren, wie sie von ihm in einer kalten Nacht auf die Straße geführt wurde, um einen Kometen zu sehen, bei welcher Gelegenheit sie auch mit den Sternbildern etwas bekannt wurde. Im J. 1755 wurde der kleine Haushalt auseinandergerissen, weil das Regiment, bei welchem der Vater und die Brüder standen, nach England versetzt ward. Schon um diese Zeit verrieth Karoline in ihrem ganzen Thun eine schwärmerische Liebe zu ihrem

Bruder Wilhelm. Vater und Brüder kehrten zwar gegen das J. 1757 wieder zurück, doch hielten die unruhigen Zeiten an und die Brüder Jakob und Wilhelm gingen 1757 von neuem nach England, um dort durch Musik ihren Unterhalt zu erwerben. Unterdeß besuchte Karoline mit ihrem Bruder Alexander regelmäßig bis Nachmittags 3 Uhr die Garnisonschule sowie eine Strickschule und wurde angehalten für ihre Brüder die Strümpfe zu stricken, sie schrieb daneben auch die Briefe ihrer Mutter an den abwesenden Vater und die Brüder und verfaßte für manche Soldatenfrau Briefe an ihren im Felde stehenden Mann, denn nur wenige Frauen hatten damals schreiben gelernt. Sie hatte überhaupt eine arbeitsvolle Kindheit, denn der Vater war vielfach kränklich, der ältere Bruder Jakob sehr anspruchsvoll, die ältere Schwester, welche sich während der Abwesenheit ihres Mannes im elterlichen Hause befand, nicht ganz glücklich verheirathet. Im J. 1761 erkrankte Karoline schwer am Typhus; danach aber kräftigte sich ihre Gesundheit so, — daß erst das Alter ihr neue Beschwerden brachte. 1767 starb nach dreijährigen Leiden ihr Vater; angesichts ihrer dunkeln Zukunft war sie von diesem Schlage wie betäubt. Sie stand im Alter von 17 Jahren, hatte kaum die ersten Elementarkenntnisse, sah sich des Vaters beraubt, der ihr eine Art besserer Erziehung hatte geben lassen wollen und ihr auch einige Lectionen im Violinspiel ertheilt hatte, während die Mutter sie mehr zu häuslicher Arbeit anhielt. Einiger Unterricht in Handarbeiten gewährte nur geringen Trost für die nun folgenden einsamen Jahre. Der treue Bruder Wilhelm aber vergaß sie nicht. Im Anfange des J. 1772 lud er die Schwester ein, nach Bath zu ihm zu kommen, wo er versuchen werde, sie zur Sängerin auszubilden. Die Mutter, welcher er eine kleine Jahresrente aussetzte, willigte ein. Er holte die Schwester selbst ab; im August trafen beide in Bath ein. Bei allen Wendepunkten im Leben ihres Bruders wurde Karoline seine Gefährtin und Arbeitsgenossin und aus den engen Gewohnheiten im elterlichen Hause kam sie in ein Leben voll unerschöpflicher Thätigkeit, denn in den zehn Jahren, die sie in Bath zubrachte, hatte sie ihren vollen Antheil an all' den aufregenden Wandlungen, durch welche der bisherige Musiker Astronom des Königs und ein berühmter Mann wurde. In Bath angekommen, machte der Bruder gleich Versuche, sie zur Sängerin auszubilden, sie erhielt täglich zwei bis drei Lektionen, und in den Stunden, welche sie nicht am Clavier zubrachte, lehrte er sie Englisch und Arithmetik und zur Erholung sprachen sie von Astronomie und anderen wissenschaftlichen Sachen. Die Wintermonate wurden ihr anfangs schwer, denn sie hatte gegen Heimweh und Muthlosigkeit zu kämpfen. Als ihr Bruder sich mehr und mehr der Astronomie zuwandte und nicht im Stande war, den hohen Preis für ein Telescop zu zahlen, verwandelte sich im Juni 1773 das Haus in eine Werkstatt, in welcher Karoline eifrig mit thätig war. Der Bruder war aber immer noch Musiker und Karoline schrieb die Stimmen für ein Orchester von 100 Mitgliedern sowie die Singstimmen aus den Partituren des Messias, Judas Maccabäus und Samson, und schulte noch dabei die Sopranstimmen ein, deren erste sie selbst war. Bei Gelegenheit ihres ersten Auftretens schenkte ihr der Bruder 10 Guineen zu einem neuen Kleide. Bei der Aufführung des Messias und des Judas Maccabäus sang sie die Recitative und Arien so vorzüglich, daß ihre Freunde sie beglückwünschten. Im folgenden Jahre war sie die erste Sängerin der Concerte und man bot ihr ein Engagement für das Musikfest in Birmingham an, das sie aber ablehnte, weil sie nur unter Leitung ihres Bruders singen wollte. Daneben war regelmäßiger Sonntagsgottesdienst, es gab Concerte und Oratorien vorzubereiten nicht nur in Bath, sondern auch öfter in Bristol. Dabei plagte sich die haushaltende Primadonna mit einer unredlichen Magd nach der andern, um das Hauswesen in Ordnung zu halten. Als der Bruder durch die Entdeckung des Uranus plötz-

lich selbst als leuchtendes Gestirn am Himmel der Astronomen erschien und zum königlichen Astronomen ernannt wurde, sang sie am Weißen Sonntage 1782 in in der St. Margarethencapelle zum letzten Male, denn sie lehnte alle ihr angebotenen Engagements ab, da sie nicht den Muth in sich fühlte, ohne ihren Bruder aufzutreten und verzichtete auf jede selbständige Stellung, nur um die Gehilfin ihres von ihr so hochverehrten Bruders zu werden. Um ruhiger und näher an London arbeiten und dem König auf Befehl aufwarten und am Himmel Gestirne zeigen zu können, verließen die Geschwister Bath im Juli 1782 und zogen nach Datchet, wo sie ein passendes, zwar vernachlässigtes, aber geräumiges Haus fanden, in welchem die Spiegelschleiferei, die Bibliothek ꝛc. aufgestellt werden konnten. Oft war der Bruder Alexander auf längere Zeit bei ihnen, derselbe hatte besonderes mechanisches Talent für die Spiegelschleiferei und die Construction der Instrumente und leistete, wenn Wilhelm dem König in Queens Lodge aufwartete, der Schwester Gesellschaft. Aber Alexander blieb Musiker und als er sich verheirathete, trennte er sich von den Geschwistern. Während der Abwesenheit Wilhelms bildete sich Karoline zum astronomischen Assistenten aus und um sie zu ermuthigen, gab der Bruder ihr einen Kometensucher, mit dem sie am 20. August 1782 anfing, alle bemerkenswerthen Erscheinungen aufzuzeichnen und zu beschreiben. Auf einem freien Rasenplatze durchforschte sie oft ganz allein den Himmel, um sich zu orientiren, und nachdem dies geschehen, suchte sie Nebelflecken und Sternhaufen auf; ganz besonders aber schrieb sie für ihren Bruder die Beobachtungen nieder, gab ihm die Zeit an und war überhaupt seine Gehülfin. Sie scheute keine Anstrengung, keine Mühe und kam damit oft in gefährliche Verhältnisse, denn weil alle Gerüste zu den Instrumenten auf eigene Kosten erbaut, waren sie nicht immer baugerecht hergestellt, und so passirte es mehrfach, daß Gerüste zusammenbrachen. Da die Arbeit meist im Dunkeln gemacht wurde und man daher nicht sehen konnte, wo man hintrat, geschah es auch, daß selbst die des Orts kundigen Bewohner fielen oder sich stießen oder verletzten; so hatte Karoline das Unglück, sich an einem eisernen Haken das Knie so zu verletzen, daß sie wochenlang das Haus hüten mußte. Sie schliff auch mit an den Spiegeln und war so weit gekommen, daß sie selbst die Spiegel bis zur feinsten Politur und Vollendung bringen konnte. Sie half mitarbeiten an dem großen 40füßigen Teleskope, welches in Slough, wohin die Geschwister 1786 gezogen waren, vollendet und aufgestellt wurde; sie putzte die Metallstücke an den andern Instrumenten, reinigte die Arbeitszimmer, die Bücher vom Staube, ordnete die wissenschaftliche Correspondenz ihres Bruders, empfing Besuche von hochgestellten Personen, von Prinzen und Herzögen und zeigte und erklärte denselben die Instrumente. Aber auch Gelehrte empfing sie, und als ihre Arbeiten bekannt wurden, unterließ es kein Astronom, der nach England kam, neben dem Bruder Wilhelm auch Karoline H. seine Aufwartung zu machen. Während Karoline aber einerseits also auf Ordnung hielt, die Beobachtungen ihres Bruders mit reduciren half und auch selbständige astronomische Arbeiten ausführte, besorgte sie noch dabei den Haushalt der Familie. Sie ging zu bestimmten Zeiten die Einkäufe für das Haus zu machen, und hatte noch Dienstboten und anderes Hülfspersonal zu beaufsichtigen und anzuleiten. Dabei kamen oft Besuche aus Deutschland, die Brüder besuchten sie mehrfach und blieben wochen- und monatelang bei ihr; während der Abwesenheit des Bruders Wilhelm, der oft in London zu thun hatte, auch mit dem Bruder Alexander nach Hannover reiste, um die Seinigen zu besuchen, bewachte und bewahrte sie das Haus mit doppelter Sorgfalt und verscheuchte das Gefühl der Einsamkeit durch um so fleißigere und stetigere Arbeit. Am 1. August 1786, während der Abwesenheit ihres Bruders, entdeckte sie ihren ersten Kometen und theilte die Entdeckung verschiedenen Astro-

nomen mit; sie verfolgte den Lauf des Kometen so oft und so lange das Wetter sowie die Helligkeit des Gestirns es zuließen. Im J. 1787 hatte Sir J. Banks ein Gesuch an den König gerichtet, für das große Spiegeltelescop noch eine Summe zu bewilligen. Das geschah und auch Karoline H. erhielt als Assistentin ihres Bruders einen Gehalt von jährlich 50 Pfund Sterling. Die erste Vierteljahrsrate erhielt sie am 1. Oktbr. 1787; es war das erste Geld, welches sie in ihrem Leben für sich besaß und nach ihrem Belieben verwenden konnte und womit nach ihren eigenen Worten ihr „ein sehr unbehagliches Gefühl von der Seele genommen wurde“; denn obwohl sie die Kasse ihres Bruders führte und Vollmacht hatte, alles was sie brauchte derselben zu entnehmen, war sie doch zu bescheiden, um für sich mehr als das durchaus Nothwendigste zu beanspruchen und ihre persönlichen Ausgaben betrugen jährlich nur 7 bis 8 Pfund Sterling. Vom Jahre 1788 an trat in ihrer Stellung eine wesentliche Aenderung ein: der Bruder Wilhelm verlobte sich 1787 und verheirathete sich am 8. Mai 1788; Karoline gab an diesem Tage, wie sie in ihren Tagebüchern schreibt, den Posten einer „Haushälterin“ auf. Sie hielt es für besser, nicht in dem Hause ihres Bruders zu wohnen, sondern lebte fortan in Miethswohnungen, kam aber jeden Tag in das Haus ihres Bruders um ihre Arbeiten zu verrichten und setzte nach wie vor ihre Beschäftigung als Assistent und Secretär ihres Bruders fort. Sie, die sechszehn Jahre lang die erste Stelle an ihres Bruders Seite eingenommen hatte, besaß Stärke der Empfindung genug, den Platz sofort der neuen Schwägerin zu räumen, zu der sie in die angenehmsten Beziehungen trat, die sie wie eine Schwester liebte und verehrte. Als dieselbe ihrem Bruder im Jahre 1792 einen Sohn schenkte, übertrug Karoline ihre schwärmerische Liebe auch auf diesen, dessen Aufwachsen und Arbeiten sie mit den freudigsten Empfindungen verfolgte. Im Jahre 1788 am 21. Decbr. entdeckte sie ihren zweiten Kometen. Der dritten Kometenentdeckung am 7. Januar 1790 folgte am 17. April desselben Jahres die vierte, und die schmeichelhaften Dankesschreiben, welche sie von Maskelyne und Lalande erhielt, machten ihr große Freude. Am 15. Decbr. 1792 entdeckte sie einen fünften Kometen. Bei dem sechsten, welcher am 7. Octbr. 1793 von ihr gefunden wurde, blieb sie nicht der erste Entdecker, denselben hatte schon Perny am 24. Septbr. gefunden. Am 7. Novbr. 1795 entdeckte sie ihren siebenten Kometen, der später als die zweite beobachtete Erscheinung des Encke'schen Kometen festgestellt worden ist. Bei der achten Kometenentdeckung am 14. Aug. 1797 blieb ihr nicht die Priorität, da derselbe ein wenig früher von Bouvard in Paris gefunden worden war. Wenn der Bruder mit seiner Familie Ausflüge nach Bath oder anderen Orten machte, war sie während der Abwesenheit die treue Hüterin des Observatoriums und der Wohnung, in welche sie gewöhnlich hineinzog. Oefter wechselte sie ihre Wohnung, so z. B. wohnte sie einmal in Windsor, dann in Chalvy, Upton rc., die Hin- und Herwege fingen jedoch öfter an ihr beschwerlich zu werden und ihr zu viel Zeit zu kosten. Zu ihrer Erholung machte sie mehrfache Besuche in London und der Umgebung, so bei dem Royal Astronomer Maskelyne in Greenwich. Da sie Freundinnen in unmittelbarer Nähe des Hofes hatte, wohnte sie infolge dessen einigemal bei Mrs. Goltermann in Buckingham Palace und rühmt die große Liebenswürdigkeit, mit der die Königin und die königlichen Prinzessinnen sich ihrer annahmen. Auch war sie im Sommer 1801 längere Zeit in dem Hause ihres Bruders auf Margareths-Hill bei Bath. Sobald sie aber von ihrem Bruder Nachricht erhielt, daß sie in Slough wieder gebraucht würde, eilte sie sofort dahin zurück. Vielen Kummer machte ihr der Bruder Dietrich, welcher jahrelang in England sich aufhielt und immer ihre Unterstützung in Anspruch nahm. Trotzdem arbeitete sie fleißig an Reduktionen weiter. Sie

beschäftigte sich mit den Beobachtungen von Flamsteed und während Flamsteed die größte Menge seiner Beobachtungen unter dem Titel Historia coelestis Britannica libri duo herausgegeben hatte, fand sie noch eine Nachlese und veröffentlichte einen „Katalog von 561 Sternen“, welche Flamsteed zwar beobachtet, aber nicht reducirt hatte. Als weitere Frucht ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit liegt vor: „A general index of reference to every observations of every star inserted in the British Catalogue“, welcher ebenso wie der vorher erwähnte Katalog von der Royal Society veröffentlicht wurde. Endlich kommt dazu der nicht gedruckte „Zone Catalogue of all the nebulae and clusters of stars observed by her brother“. Als ihr Neffe John H. im Jahre 1812 graduirt wurde und einen Preis nach dem anderen erhielt, war ihre Freude sehr groß. Im Jahre 1814 klagte sie bei ihren ununterbrochenen Arbeiten über Kränklichkeit und da ihr Bruder, der zwölf Jahre älter war als sie, auch zu kränkeln anfing, gerieth sie oft in große Sorge. Bei der letzten Krankheit ihres Bruders 1822 besuchte sie ihn täglich und ging immer wieder mit gesteigerter Besorgniß nach Hause. Als am 25. Aug. 1822 Sir William H. in seinem Hause zu Slough seinen Geist aufgab, war auch ihre Thätigkeit gebrochen; der furchtbare Schlag beraubte sie aller Kraft und jedes Wunsches. Die Aufforderung in England zu bleiben lehnte sie ab, und gleich nachdem die irdische Hülle ihres entschlafenen Bruders zur Erde bestattet war, löste sie in England ihr Haus auf, um nach Hannover zurückzukehren. Der Bruder Dietrich kam nach England um sie abzuholen, am 7. Octbr. nahm sie noch Abschied von der Prinzessin Auguste, an den folgenden Tagen von allen ihren Freunden und Bekannten in Windsor, am 9. Octbr. verließ sie Slough, am 17. kam sie nach London, am 18. bestieg sie den Postdampfer, am 20. kam sie nach stürmischer Ueberfahrt in Rotterdam an und am 28. Octbr. traf sie in der Behausung ihres Bruders in Hannover ein, wo man für sie die besten Zimmer zur Wohnung, Marktstraße 453, eingerichtet hatte. Hier lebte sie in stiller Zurückgezogenheit, doch kein Mann von wissenschaftlicher Bedeutung besuchte Hannover, ohne Karoline H. aufzusuchen; so erwähnt sie der Besuche von Gauß, Mädler u. A. „Die königliche Familie erwies ihr die liebenswürdigste Aufmerksamkeit und es erregte allgemeines Interesse, die kleine Gestalt im Theater zu sehen, wo ihr stetes Erscheinen bei so außerordentlich hohem Alter an und für sich ein Wunder schien. Die frugale Einfachheit ihrer Lebensweise ließ es ihr unmöglich erscheinen, ihre Einnahmen zu verbrauchen. Sie behauptete, daß 50 Pfd. jährlich das Aeußerste wäre, was sie zu brauchen vermöchte und weigerte sich hartnäckig, die Pension von 100 Pfd., welche der Bruder ihr ausgesetzt, für sich zu verwenden. Oft gab sie den vierten Theil oder die Hälfte dieser Jahresrente aus, um ihrem Neffen oder seiner Frau ein hübsches Geschenk zu machen. Sie ordnete ihre Angelegenheiten auf das Sorgfältigste und schrieb jede kleine Einzelheit in Bezug auf ihr Begräbniß, sowie auf ihren Nachlaß nieder, der aber sehr unbedeutend war, denn ihre Freigebigkeit gegen ihre Verwandten war eben so groß, wie ihre eigenen Bedürfnisse gering.“ In Hannover fand sie eine Freundin Miß Beckedorff, welche in der Jugend die Nähstunde mit ihr getheilt und ihr in England ihre ganze Freundschaft geschenkt hatte. Ihre Freude bestand hauptsächlich darin, ihrer Schwägerin und ihrem Neffen zu schreiben und denselben alles, was irgendwie wissenschaftliches Interesse für sie haben konnte, mitzutheilen. Für ihren Neffen machte sie auch den Katalog über die 2500 Nebel ihres Bruders. Hocherfreut war sie, als ihr Neffe auf der Rückreise von Italien im Jahre 1824 sie besuchte und dankbar war sie, als er seine Besuche 1832 und nach der Rückkehr vom Kap im Juli 18.. wiederholte. Im Jahre 1832 war Karoline H. mit ihrem Neffen rüstig durch alle Straßen gewandert; sie war von Mittag bis Abend spät sehr munter, sang noch Lieder und nahm an Allem das lebhafteste Interesse. Im Jahre 18..

war ihr Großneffe William James H. mit da, zu dem sie 1830 Pathe gewesen. Im Febr. 1828 wurde ihr die goldene Medaille der Royal Astronomical Society in London zuerkannt und zwar für „die Reduction der Nebel, die ihr ruhmwürdiger Bruder entdeckt, eine Arbeit, welche als die Vollendung einer Reihenfolge von Bestrebungen und Anstrengungen zu betrachten ist, die in Bezug auf Größe und Wichtigkeit in den Annalen astronomischer Arbeiten wahrscheinlich ohne Beispiel dastehen“. Im Jahre 1835 am 13. Febr. wurde sie mit Miß Sommerville zum Ehrenmitglied der Royal Astronomical Society in London ernannt; die irische Akademie in Dublin ernannte sie im Jahre 1838 zu ihrem Mitgliede; im Jahre 1846 erhielt sie an ihrem 96. Geburtstage durch Vermittlung Alexander von Humboldt's vom Könige von Preußen die goldene Medaille, begleitet von einem sehr schmeichelhaften Schreiben A. von Humboldt's. 1845 schrieb sie die letzte Notiz in ihr Tagebuch; 1847 fing sie an zu kränkeln und am 9. Januar 1848 Abends 11 Uhr starb im 98. Lebensjahre eine der thätigsten, anspruchslosesten und bescheidensten Jüngerinnen der Astronomie. Begraben ist sie auf dem Gottesacker der Gartengemeinde zu Hannover und ihr Grabstein trägt die einfache Inschrift: „Hier ruht die irdische Hülle von Karoline H., geboren zu Hannover den 16. März 1750, gestorben den 9. Januar 1848“.

Vgl. Karoline Herschels Memoiren und Briefwechsel (1750—1848). Herausgegeben von Frau John Herschel. Autor. Uebersetzg. Berlin 1877.

Bruhns.

Herschel: Friedrich Wilhelm H., geb. den 15. Novbr. 1738 zu Hannover, gestorben am 25. Aug. 1822 zu Slough bei Windsor. Der Stammbaum der Familie H. läßt sich bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts zurückführen, zu welcher Zeit drei Brüder H. in Mähren wohnten und wegen ihrer großen Anhänglichkeit an den Protestantismus vertrieben wurden. Einer der Brüder, Hans, wandte sich nach Sachsen, war Brauer in Pirna und hatte zwei Söhne, von welchen Abraham der Großvater unseres H. ist. Abraham war ein geschickter Gärtner in den kurfürstlichen Gärten in Dresden und hatte vier Kinder: Eusebius, der älteste, von dem wenig bekannt; Apollonia, die sich an einen Gutsbesitzer von Thümer verheirathete; Benjamin, der im 3. Lebensjahre starb, und Isaak, der, am 14. Jan. 1707 geb., im 11. Lebensjahre zur vaterlosen Waise wurde. Wegen seiner leidenschaftlichen Neigung zur Musik wurde dieser nicht Gärtner, wie seine Verwandten wünschten, sondern übte sich im Violinspiel, wurde Hautboist, ging im Alter von 21 Jahren nach Berlin, dann nach Potsdam, wo er unter dem Capellmeister Pabrich ein Jahr Musik studirte, wozu Mutter und Schwester ihm die Mittel gaben. Er kam 1731 im Juli nach Braunschweig und im August nach Hannover, wo er im Musikcorps des Garderegiments als Hautboist eine Anstellung erhielt. Dieser Isaak war der Vater unseres Astronomen Wilhelm H. und zeichnete sich nicht nur als hervorragender Künstler, sondern auch durch geistige und moralische Eigenschaften aus. Im August 1732 verheirathete er sich mit Anna Ilse Moritzen, welche ihm nach und nach zehn Kinder schenkte: sechs Knaben und vier Mädchen, wovon aber vier Kinder, zwei Knaben und zwei Mädchen, frühzeitig starben. Das Elternpaar konnte wegen seiner beschränkten Verhältnisse den sechs noch am Leben gebliebenen Kindern nur eine nothdürftige Erziehung geben. Die älteste Tochter Sophia Elisabeth, geb. 1733, kam früh vom Hause, verheirathete sich mit einem nur mittelmäßigen Musiker Griesbach, lebte viele Jahre in Coppenbrügge, wurde später Wittwe und starb am 20. März 1803. Der Sohn Heinrich Anton Jacob H., geb. am 20. Novbr. 1734, wurde auch Musiker und schon 1753 Organist in Hannover; später kam er in das Musikcorps des Garderegiments, dann musicirte

er mehrfach in England, besonders in Bath, componirte selbst Sonaten und lebte von 1759 an, wo er zum zweiten Male aus England zurückkehrte, als erster Violinspieler im königlichen Orchester ganz in Hannover. — Der nächste Sohn war unser Wilhelm, dann folgte Johann Alexander, geb. am 13. Novbr. 1745, der auch ein vorzüglicher Musiker wurde, ebenfalls längere Zeit im Garderegiment stand und später als hervorragender Musiker mehr in England als in Hannover lebte. In Bristol und Bath entzückte er lange Jahre hindurch alle Musikfreunde und Concertbesucher als erster Violoncellist. Er verheirathete sich in England 1782, verlor aber die Frau schon im Jan. 1788 durch den Tod. Er besaß außerdem eine große mechanische Geschicklichkeit und hat jahrelang seinem Bruder Wilhelm beim Schleifen und Poliren von Spiegeln geholfen; er genoß im Kreise seiner Freunde die herzlichste Zuneigung und Verehrung. Im Septbr. 1816 kehrte er nach Hannover zurück, wo er bis zu seinem Tode am 15. März 1821 durch die niemals versagende Großmuth seines älteren Bruders Wilhelm in bequemer Unabhängigkeit lebte. — Die nun folgende Tochter war Karoline Lucretia H. (s. d.). — Der jüngste Sohn Dietrich wurde geboren am 13. Septbr. 1755 und zeigte als fünfjähriger Knabe schon solches Talent, daß er in einem Concert auftreten konnte. Vom Vater, der ihn selbst unterrichtet hatte, wurde er auf dem Sterbebette am 22. Mai 1767 der besonderen Sorgfalt des ältesten Sohnes Jacob empfohlen. Schon den Sommer vor seiner Confirmation wurde er nach England geschickt um sich als Musiker auszubilden und sein Bruder Wilhelm verschaffte ihm eine Stelle. Er machte der Mutter und den Geschwistern aber manche Sorge, ging 1779 nach Hannover, später wieder nach England, hielt sich nochmals von 1808 bis 1812 dort auf, ohne viel Glück in seinen Unternehmungen zu haben und lebte schließlich wieder in Hannover, wo die Schwester Karoline ihn unterstützte. Er starb von vielen Gebrechen im Alter heimgesucht gegen Ende des Jahres 1827. — Wilhelm war Musiker geworden und trieb die Musik sehr ernsthaft, bildete sich aber auch in anderen Fächern, z. B. in der französischen Sprache, in Philosophie, besonders Metaphysik aus; an der Astronomie hatte er große Freude, von welcher Wissenschaft auch der Vater ein Bewunderer war. Im Jahre 1755 mußten Vater und Söhne als Musiker mit dem Regiment nach England, doch kehrte Wilhelm bald zurück, hielt sich dann wegen der Conscription verborgen, wurde wieder nach England geschickt, wo er als Musiker Beschäftigung fand, indem er Unterricht in der Musik gab, dabei anfangs manche Sorge hatte. Seine Lage wurde endlich dadurch verbessert, daß Lord Durham ihm die Stelle eines Instruktors bei dem Musikcorps eines englischen Regiments gab, welches an der schottischen Grenze in Garnison lag. Dann suchte er sich einige Zeit in Leeds als Musiklehrer durchzubringen und war im Jahre 1764 vom 2. April an einige Wochen zum Besuche der Seinigen in Hannover, gerade zu der Zeit, als seine Schwester Karoline confirmirt wurde. Nach der Rückkehr vertauschte er seine Stellung in Leeds bald mit der Organistenstelle in Halifax, welche er jedoch nur bis 1766 bekleidete, in welchem Jahre er Organist der Octogon-Kapelle in Bath wurde. Hier componirte er viel: Motetten, Gesänge, ja ganze Kirchenmusiken für Chor und Orchester; dabei gab er wöchentlich noch 35 bis 38 Privatstunden und hatte mehrere Damen hohen Ranges zu seinen Schülerinnen, so daß man kaum begreift, wie er dabei Zeit fand, sich noch anderweitig auszubilden, denn nachdem er Deutsch, Französisch und Englisch gut erlernt hatte, suchte er ohne Lehrer mit Hülfe von Wörterbuch und Grammatik sich auch noch mit der lateinischen und italienischen Sprache bekannt zu machen. Er studirte die Theorie der Musik, besonders Robert Smith's Harmonics or the philosophy of musical sounds, kam dabei auf Mathematik und Physik, worin er sich vervollkommnete und beschäftigte sich

auch mit Astronomie, wobei das Werk von James Ferguson: Astronomy explained upon Sir Isaac Newton's principles benutzt wurde. Die Frucht seiner musikalischen Studien war, daß er im Jahre 1780 mit Erfolg eine Preisaufgabe über die Schwingungstheorie der Saiten bearbeitete. Nachdem sich Mr. Linley, der Vater der berühmten Sängerin und späteren Mrs. Sheridan von der Direktion der öffentlichen Concerte zurückgezogen, hatte Wilhelm H. neben seinen Berufsgeschäften auch noch die Leitung dieser Concerte übernommen und während der Badesaison war er mit Arbeiten der aufreibendsten Art überhäuft. Während er Astronomie trieb, hatte er Gelegenheit, sich aus einem Laden ein 2½füßiges Gregorianisches Spiegelteleskop zu leihen und damit den Sternenhimmel zu betrachten. Sein sehnlichster Wunsch war, sich ein solches Instrument von 5 oder 6 Fuß Brennweite anzuschaffen; da jedoch die Anschaffungskosten für ihn zu bedeutend waren, kam er auf den glücklichen Gedanken, Selbststudien über Spiegelmasse, Schleifen und Poliren zu machen. Von einem in Bath wohnenden Quäker, der früher Versuche gemacht hatte, Spiegel zu poliren, kaufte er den ganzen Vorrath von Formen, Werkzeugen, Schleifsteinen, Polirzeug, sowie von unvollendeten Spiegeln, die aber alle sehr klein waren. Als zu Anfang Juni 1773 einige seiner Schüler Bath verließen, wurden verschiedene Zimmer in Werkstätten verwandelt, ein Kunsttischler stand in dem hübsch eingerichteten Empfangszimmer und fertigte das Rohr; der Bruder Alexander stellte eine große Drehbank in einem Schlafzimmer auf und Wilhelm hatte solchen Eifer, daß er jeden freien Augenblick zur Arbeit benutzte und das nicht nur am Tage, sondern auch oft, wenn er Abends spät aus dem Concert zurückkehrte, wobei er mehrmals nicht nur seine Kleidung, die er zu wechseln vergaß, arg beschädigte, sondern sich auch körperlich verletzte. Der Drang zur Herstellung eines Instruments war so groß, daß alle Widerwärtigkeiten wenig beachtet wurden, und nach vielfachen mißlungenen Versuchen war er endlich so glücklich, im Jahre 1774 mit einem eigenhändig angefertigten fünffüßigen Spiegelteleskope Saturn und seinen Ring zu sehen. Dieser schöne Erfolg veranlaßte ihn, ein größeres Instrument zu bauen und ein siebenfüßiges Teleskop war bald hergestellt, sowie ein 10-, 12- und ein 20füßiges in Arbeit genommen. Jeden heitern freien Abend beobachtete er und man sagt, daß er an schönen Abenden, wo er im Theater oder im Concert zu spielen hatte, selbst die Pausen benutzt habe, um nach dem Sternenhimmel zu sehen. Im Jahre 1780 hatte er seine ersten Beobachtungen über Mondberge und über den veränderlichen Stern Mira Ceti zu Papier gebracht und reichte sie in diesem Jahre der Royal Society ein, welche diese Abhandlung im 70. Bande ihrer Philosophical Transactions aufnahm. Er hatte den Plan gefaßt, den Himmel systematisch zu durchmustern und nach und nach alle Sterne mit seinen Instrumenten anzusehen. In Ausführung dieses Planes durchmusterte er mit einem 7füßigen Teleskop 1781 das Sternbild der Zwillinge und fand am 13. März einen Stern, der ihm wegen seines Durchmessers verdächtig vorkam und dessen Stellung zu benachbarten Sternen er sich notirte. Wie groß war sein Erstaunen, als er merkte, daß der gefundene Stern seinen Ort veränderte. Er hielt den gefundenen Wandelstern anfangs für einen Kometen, machte jedoch seine Entdeckung sofort bekannt und nachdem auch anderswo Beobachtungen angestellt waren, wiesen Lexell und Laplace nach, daß der neue Stern keine parabolische, sondern eine Kreisbahn von großem Durchmesser beschreibe, also kein Komet, sondern ein oberer Planet sei, für welchen H. selbst den Namen Georgium Sidus (Georgsstern) nach seinem königlichen Beschützer Georg III. von England, Bode in Berlin aber den Namen Uranus in Vorschlag brachte, welcher später auch allgemein angenommen ist. Die Entdeckung des Uranus machte großes Aufsehen und H. wurde durch dieselbe schnell berühmt als astronomischer

Entdecker, Schriftsteller, als Erfinder und Besitzer von Instrumenten von bis dahin ungekannter optischer Kraft. König Georg III., der selbst in Richmond eine Privatsternwarte besaß und sich ungemein für Herschel's Entdeckungen interessirte, ließ sich den bis dahin unbekannten Mann im Mai 1782 vorstellen und fand solches Gefallen an ihm, daß er ihn zum königlichen Astronomen mit einem jährlichen Gehalt von 200 Pfund ernannte, damit er seine Stelle aufgeben und sich ausschließlich seinen optischen und astronomischen Arbeiten widmen könnte. H. hatte bereits im Novbr. 1781 von der Royal Astronomical Society in London für seine Entdeckung die goldene Medaille erhalten und wurde im December zum Mitgliede dieser Gesellschaft ernannt. Im Winter 1781—82 beschäftigte er sich infolge seiner Entdeckung mit der Herstellung größerer Teleskope; es wurde der Plan zu einem 30füßigen Teleskope entworfen, Wilhelm H. berechnete die Maaße und Form und das Gewicht der Spiegel, der Bruder Alexander und die Schwester Karoline waren thätig bei dem Schleifen des Spiegels. Unterdeß mußte diesen Winter H. noch für seine musikalischen Aufführungen thätig sein; er hatte sich verpflichtet mit Ronzini die Oratorien zu leiten und Concerte in Bath und Bristol zu dirigiren, und als bald nach Ostern 1782 die St. James-Kirche in Bath eine neue Orgel erhielt, war H. durch zwei Aufführungen des Messias noch sehr in Anspruch genommen. Am weißen Sonntage 1782 spielten und sangen er und seine Schwester bei einer Aufführung zum letzten Male; es begann eine freiere Zeit, welche er zur Herstellung von Instrumenten benutzen wollte. Am 8. Mai reiste er mit seinem Gönner Sir William Watson in die Nähe von London, wurde am 25. Mai dem König vorgestellt und bald nachher erfolgte die oben erwähnte Ernennung zum königlichen Astronomen. In der letzten Woche des Juli kam er nach Bath zurück und gab sofort seine sämmtlichen Stunden auf, um in die Nähe von Windsor überzusiedeln. In Datchet hatte er ein Haus mit Garten und einem anstoßenden Grasplatz gemiethet, der sich zum Beobachtungsplatz besonders eignete. Er fing an, Alles für sein Observatorium vorzubereiten, wobei ihm Bruder und Schwester treulich halfen. Der Bruder Alexander ging aber im Oktober wieder nach Bath und konnte später, da er sich ein Haus gegründet hatte, weniger bei ihm sein. Die Schwester Karoline dagegen, welche er 1772 aus Hannover geholt, stand nicht nur dem Hauswesen vor, sondern wurde auch bei allen Arbeiten, beim Spiegelschleifen, Beobachten u. s. w. seine treue Gehilfin. H. hatte aber Mühe, mit seiner Einnahme als königlicher Astronom auszukommen, denn wenn man auch den Ausspruch Sir William Watson's: „Niemals hat ein König eine solche Ehre billiger gekauft", nicht als Tadel betrachten darf, vielmehr die Generosität des Königs im höchsten Grade loben muß, so hatte doch H. durch die Reisen von Bath nach London, Greenwich, Windsor und zurück, durch den Transport seiner Teleskope, sowie durch den Wechsel seines Wohnorts viel Geldkosten gehabt. Er selbst war sehr bescheiden und sagte stets mit großer Befriedigung, daß der König für ihn gesorgt habe. Um daher den Aufwand für das ziemlich umfangreiche Grundstück zur Aufstellung und Benutzung seiner Instrumente, sowie für die größere Wohnung, in welcher er hin und wieder astronomische Freunde bei sich aufnahm, bestreiten zu können, ist es begreiflich, daß er noch Teleskope für den Verkauf anfertigte. Der König Georg bestellte ein 10füßiges bei ihm, mehrere 7füßige waren ebenfalls in Auftrag gegeben, welche, wie H. 1785 an Bode in Berlin schrieb, jedes für 100 Guineen geliefert wurden, für die Sternwarte in Göttingen wurde auf Bestellung des Königs ein 10füßiges Teleskop hergestellt, welches er im Juli 1786 selbst überbrachte; für Spanien baute er ein großes Teleskop, welches 3150 Pfund kostete; der Prinz von Canino zahlte 2310 Pfund für ein 10füßiges und ein 7füßiges Teleskop u. s. w. Dabei hatte

er aber den Wunsch, auch selbst größere Teleskope zu besitzen, denn er wollte auch im Beobachten und Entdecken die Astronomie bereichern und nicht seine ganze Zeit damit hinbringen, für Andere Teleskope anzufertigen. Sein Streben ging dahin, ein 40füßiges Teleskop zu besitzen, und durch seine Freunde, besonders durch Sir W. Watson und den Präsidenten der Astronomical Society Sir Joseph Banks wurde sein Wunsch erfüllt, denn durch königliche Freigebigkeit erhielt er zweimal eine Summe von 2000 Pfund zur Anfertigung eines 40füßigen Teleskops, das von 1785—89 gebaut wurde. Dasselbe war hauptsächlich bis 1799 im Gebrauch, nachher mußte es öfter aufpolirt werden und schließlich diente das große Rohr als einfaches Monument zur Bezeichnung der Stätte, wo er thätig gewesen, welches Monument von der Nachkommenschaft Herschel's in der Neujahrsnacht 1839—40 mit einem Familienfeste eingeweiht wurde. Die königliche Munificenz bewilligte ihm 1786 für Unterhaltung und Bedienung des großen Teleskops jährlich noch 200 Pfund und für seine Schwester Karoline als Gehilfin jährlich 50 Pfund. Das erwähnte Riesenteleskop hatte einen Spiegel von nahe 5 englischen Fuß Durchmesser, welcher an dem einen Ende eines 40füßigen eisernen Rohres etwas schief zur Achse eingesetzt war. Am anderen Ende konnte man das Spiegelbild unmittelbar mit einer Lupe oder einem Ocular betrachten und der Spiegel besaß eine so hohe Politur und Reinheit, daß unter guten Luftverhältnissen eine 6000fache Vergrößerung angewendet werden konnte. Bei der Größe des Spiegels und des Rohres, das über 50 Centner wog, war das Instrument nur mittelst für die damalige Zeit großartiger Maschinerien beweglich, so daß H. es weniger verwandte, als die viel leichter zu handhabenden 20füßigen Instrumente, in welchen Vergrößerungen bequem bis zu 2000 zulässig waren und mit denen er seine meisten und bedeutendsten Entdeckungen gemacht hat. Er war unermüdlich als Astronom thätig; wenn er am Tage zehn bis vierzehn Stunden Spiegel polirte, verließ er die Werkstatt nicht einmal zum Essen, sondern ließ sich von seiner Schwester das Nöthige verabreichen, in der Nacht beobachtete er dann noch den Himmel oft bis zum Eintritt der Morgendämmerung, wobei ihm seine Schwester Karoline wieder assistirte und einmal soll er drei Tage und drei Nächte ununterbrochen fortgearbeitet, nachher aber 26 Stunden geschlafen haben. Am 3. April 1786 zog er mit allen Apparaten nach Slough in eine bessere bequemere Wohnung. Im Jahre 1788 wurde er mit der 1750 geborenen Mary Baldwin verwittwete Pitt bekannt, mit welcher er sich verheirathete und die ihm am 7. März 1792 einen Sohn John Frederik William schenkte, der sich ebenfalls der Astronomie widmete, in die Fußtapfen des Vaters trat und auch einer der bedeutendsten Astronomen aller Zeiten geworden ist. Die Veränderung, welche durch die Verheirathung in dem Leben Herschel's vor sich ging, bestand hauptsächlich darin, daß in den häuslichen Angelegenheiten an Stelle der Schwester die Hausfrau trat und die Schwester, welche eine eigene Wohnung bezog, voll in die Funktionen einer Assistentin eintrat. Als solche kam sie täglich zum Observatorium, arbeitete an der Herstellung von Instrumenten, an Reduktionen, half mit bei den Beobachtungen, beobachtete selbst und entdeckte eine Anzahl von Kometen, Nebelflecken u. s. w. H. hatte nach der Verheirathung nicht mehr nöthig, durch den Verkauf von Spiegelteleskopen für den Unterhalt zu sorgen, er konnte vielmehr zur Erhaltung seiner Gesundheit Erholungsreisen nach Bath, Bristol u. s. w. machen, deren er in der That bedurfte, da durch die anstrengenden Arbeiten seine Gesundheit gelitten hatte. Aus dem Tagebuche und Briefwechsel der Schwester Karoline erfährt man, daß er gewöhnlich im Frühjahr von April bis Mai nach Bath oder nach Bristol, nach Yorkshire, auch auf den Landsitz seines Freundes Sir W. Watson nach Dowlitt ging. Mitte Juli bis Ende August 1802 reiste er

mit Frau, Sohn und einer Nichte, Miß Baldwin, nach Paris; im Juli 1810 besuchte er mit der Familie Schottland und kehrte erst im September zurück. Vielfach reiste er auch nach London, um dort den Sitzungen der königlichen Akademie beizuwohnen und seine Abhandlungen vorzutragen. Ungemein zahlreich waren die Besuche, welche er auf seinem Observatorium empfing und nicht nur der König selbst, sondern auch der königliche Astronom Maskelyne aus Greenwich und andere Astronomen Großbritanniens, eine große Anzahl englischer Lords, Herzöge und Prinzen, sowie zahlreiche Astronomen des Festlandes, Fürsten und Prinzen, so z. B. der Fürst Galizin, der Prinz von Oranien, die Herzöge Johann und Ludwig von Oesterreich, der Prinz und die Prinzessin von Schaumburg-Lippe, der Großfürst Michael von Rußland mit Gefolge, der Erzherzog Maximilian von Oesterreich und viele Andere werden genannt. H. hatte eine ungemein große Freude an den Fortschritten, welche sein Sohn machte, der 1800 im Mai in die Schule eines Dr. Gretton eintrat, seine Studien in Cambridge absolvirte, im Jahre 1813 einen Preis nach dem andern errang und auch verschiedene akademische Ehrenbezeugungen erhielt. Als königlicher Astronom wurde er vom Hofe geladen und wohnte verschiedenen Festlichkeiten der Königin in Frogmore bei. Auch anderweitig wurde er hoch geehrt, die ersten wissenschaftlichen Akademien Europa's wählten ihn zu ihrem Mitgliede, 1796 wurde er Ehrendoktor in Oxford; er erhielt am 5. April 1816 das Ritterkreuz des hannöverschen Guelphenordens u. s. w. Das zunehmende Alter brachte es mit sich, daß er öfter kränkelte; nach dem Jahre 1800 verging fast kein Sommer, wo er nicht leidend war. Im Jahre 1807 litt er an nervösem Kopfschmerz, darauf folgte eine Erkältung; 1808 war er so krank, daß im März sogar sein Leben in Gefahr schwebte; im Winter 1814 auf 15 war er viel leidend, im Herbste 1815 konnte er nichts mit voller Kraft mehr ausführen, bei einer Festlichkeit in Frogmore war er so schwach, daß seine Schwester ihn nach Hause führen mußte. Im Sommer 1819 war er immer unwohl und hatte beständig Schwindel, so daß er auf der Reise nach Bath viermal übernachten mußte und am 1. Mai 1820 kränker zurückkehrte, als er hingegangen. Im Mai 1822 erkrankte er noch schwerer, aber er konnte sich doch noch im Hause bewegen; am 8. Juli war er wieder etwas wohler, aber Ende Juli stellte sich ein Gallenfieber ein. Am 8. August saß er noch in seinem Zimmer, aber die Schwäche nahm zu, vom 15. ab mußte er das Bett hüten und am 25. August 1822 gab er im 84sten Jahre seines Lebens den Geist auf. Seine irdische Hülle wurde am 9. Septbr. 1822 in der Kirche von Upton, wo Slough eingepfarrt ist, beigesetzt, wo sein Sohn ihm ein einfaches Denkmal hat setzen lassen, an welchem eine Marmortafel die vom Sohne verfaßte lateinische Grabschrift trägt, welche die Hauptepochen seines Lebens enthält.

Ungemein groß ist die Zahl seiner Entdeckungen und wohl an keiner Stätte auf der Erde sind so viele Entdeckungen gelungen als in dem bescheidenen Herschel'schen Hause in Slough. Herschels wissenschaftliche Arbeiten erstrecken sich auf verschiedene Gebiete der Astronomie; ganz besonders verdankt ihm die Astronomie die Verbesserung und Herstellung größerer optischer astronomischer Instrumente, ferner astronomische Arbeiten, welche sich auf unser Sonnensystem und auf die Fixsterne beziehen. Daß er auf die Anfertigung von Spiegelteleskopen kam und nicht auf Herstellung von Fernröhren mit Linsen ist leicht zu erklären. Als 1608 das astronomische aus einer Linsencombination bestehende Fernrohr erfunden war, in welchem die Lichtstrahlen gebrochen werden, zeigten sich bei der Vergrößerung dieser Instrumente bald Fehler, welche von der Zerlegung des weißen Lichtes in seine farbigen Bestandtheile und von der sphärischen Form der Linsen herrührten. Die Zerlegung in farbiges Licht zeigte die Bilder der beobachteten

Objekte nicht farbenfrei und Untersuchungen, welche Newton über die Brechung und Zerstreuung des Lichts anstellte, führten ihn zu dem irrigen Schlusse, daß es nicht möglich sei, farbenfreie Linsen für Fernröhre herzustellen. Die sphärische Gestalt der lichtbrechenden Glaslinsen, in welche Gestalt man allein die Objektive schleifen konnte, brachte es mit sich, daß die Vereinigung der durch die Mitte und durch den Rand der Linse gehenden Strahlen in verschiedene Ebenen fiel. Obwohl nun im Laufe des 18. Jahrhunderts durch Euler, Klingenstierna u. A. Newton's irrige Ansicht in Betreff der Farbenzerstreuung widerlegt war und der englische Optiker Dollond 1759 das erste farbenfreie lichtbrechende Fernrohr herstellte, hatten doch die lichtreflektirenden Teleskope, bei welchen die Strahlen von einem Hohlspiegel zurückgeworfen wurden und das im Brennpunkte entstehende farbenfreie Bild durch eine Lupe oder Ocular betrachtet wurde, in England weite Verbreitung gefunden, um so mehr, da Newton selbst ein erstes nach ihm benanntes Instrument hergestellt hatte und ein englischer Professor J. Gregory ein ähnliches Teleskop angegeben und englische Mechaniker und Optiker diese Art Instrumente hauptsächlich anfertigten. Als H. zu Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts sich mit Astronomie beschäftigte, waren die Dollond'schen achromatischen Fernröhre noch sehr selten und theuer und da er Gelegenheit hatte, durch ein Teleskop mit Spiegel zu sehen, ein ordentliches Teleskop anzuschaffen für ihn viel zu kostspielig war und er zufällig in Bath die Werkzeuge zum Schleifen und Materialien zu Spiegeln ankaufen konnte, kam er auf den Gedanken, selbst Spiegelteleskope anzufertigen. Wir wissen, wie es ihm gelang, nach und nach immer größere Instrumente herzustellen. Er hatte nicht nur durch die Erfahrung, sondern auch durch Rechnung die vortheilhaftesten Krümmungsradien für die Spiegel gefunden und wußte dieselben so genau und exact herzustellen, daß die übrig bleibenden Fehler auf ein Minimum herabgesetzt waren. Von der Güte der Spiegel zeugen die Vergrößerungen, welche er selbst bei kleineren Teleskopen anwenden konnte; denn im Jahre 1782 wandte er auf ein Spiegelteleskop von 7 Fuß Brennweite lineare Vergrößerungen von 1000, 1200, 2200, 2600, ja sogar von 6000 an, allerdings nur für Fixsterne, welche, indem sie Punkte bleiben, die starke Vergrößerung vertragen können, während die Planeten und der Mond dies sehr selten gestatten. Bei seinen großen Teleskopen, besonders bei dem 40füßigen, ließ er, um mehr Licht zu gewinnen, den kleinen Spiegel fort und betrachtete direct mit einem Ocular das vom großen Spiegel hergestellte Bild. Er selbst nennt das Instrument Front-view-Telescope, oder Teleskop mit Vornsicht. Die Idee dieser Construktion war aber nicht neu, denn der Franzose Jacob Lemaire hatte sie schon 1732 angegeben, aber nicht mit Vortheil ausgeführt. Das Teleskop von 40 Fuß Brennweite war das größte, was H. ausführen konnte; er beobachtete mit demselben verhältnißmäßig wenig, weil die Luft selten ruhig genug war, um die dazu gehörigen starken Vergrößerungen anwenden zu können und der Temperaturwechsel bei der großen Masse des Teleskopes selten rasch vor sich ging, denn jede Temperaturdifferenz verursacht unruhige Luft und schlechte Bilder. H. hatte gefunden, daß ein einfaches Ocular zum Beobachten besser sei als ein doppeltes und gab dem Concavocular, dessen sich Galilei bedient hatte, den Vorzug vor dem Convexocular wegen größerer Helligkeit und Deutlichkeit der Bilder, er konnte aber infolge dessen nur einen ganz kleinen Raum vom Himmel übersehen. Jetzt werden allgemein Doppeloculare vorgezogen. H. bediente sich auch schon der Glasspiegel — eine Art, die in neuerer Zeit, nachdem eine leichte Versilberung entdeckt, mit großem Vortheil verwerthet ist. Zur Prüfung seiner Teleskope diente ihm das Erkennen sehr nahe bei einander stehender Doppelsterne; er stellte sich ferner künstliche Prüfungsobjekte her und gab seine Teleskope erst dann ab, wenn die Prüfungen die Güte bestätigten.

Alle diese Arbeiten führten ihn zu verschiedenen optischen Untersuchungen; so schrieb er in Folge dessen 1799 eine „Abhandlung über die raumdurchdringende Kraft der Teleskope" und entwickelte eine große Anzahl von Formeln und Rechnungen über die Lichtstärke optischer Instrumente. Auf optischem Gebiete entdeckte er die dunkele strahlende Wärme, welche sich dem Lichte beimischt, und als er das Sonnenspektrum mit dem Thermometer untersuchte, fand er, daß an der Seite des rothen Randes des Spectrums weit über die sichtbaren Strahlen hinaus die größte Wärme vorhanden ist. Dieser Thatsache hat sich seitdem eine große Zahl von Entdeckungen angeschlossen. Ueber die Leuchtkraft der prismatischen Strahlen fand er, daß die der rothen Strahlen nicht sehr beträchtlich, die der orangefarbigen schon größer ist, die der gelben noch größer und daß das Maximum der Helligkeit stattfindet an der Stelle zwischen dem hellsten Gelb und dem blassesten Grün, während die Helligkeit im Indigo und Violett äußerst gering ist. Seine Abhandlungen über die Newton'schen Farbenringe enthalten zahlreiche Versuche, die jedoch wenig zum Fortschritt der Theorie beigetragen haben.

Die astronomischen Entdeckungen Herschels sind sehr zahlreich und die des Uranus allein hätte ihm schon für ewige Zeiten eine glänzende Stelle in der Astronomie bewahrt. Aber von eben so großer Wichtigkeit sind die übrigen Entdeckungen in unserem Sonnensystem, die Doppelsternmessungen, die Beobachtungen der Nebelflecke und die Untersuchungen über Fixsterne. Als er sich bemühte, die Parallaxe von Fixsternen zu bestimmen, um daraus die Entfernungen berechnen zu können, entdeckte er die Eigenbewegung unseres Sonnensystems, welche er einer genauen Untersuchung unterwarf und aus nur sechs Sternen für den Ort, wohin sich unser Sonnensystem bewegt, einen Punkt im Sternbilde des Hercules in 245° 52′ gerader Aufsteigung und 49° 38′ nördlicher Abweichung fand. Diese Entdeckung zählt man mit Recht zu den schönsten, welche H. machte; und wenn er auch nicht der erste war, da Fontenelle, Bradley, Mayer, Lambert und P. Prevost sich auch mit solchen Arbeiten beschäftigten, kam doch die Thatsache erst durch H. zur Geltung. Von H. rührt über die Constitution der Sonne eine Hypothese her, welche bis vor kurzem als die vorzüglichste angesehen wurde. Obwol Wilson diese Hypothese schon früher aufgestellt hatte, trägt sie doch fast allein nur Herschels Namen und sie besteht darin, daß H. sich die Sonne als einen dunkeln festen Körper dachte, der an seiner Oberfläche nahe schwarz, dann umgeben von Luftschichten und zuletzt von einer Photosphäre umhüllt ist. Dadurch, daß er zwischen der Photosphäre und dem inneren Kern noch eine oder einige Luftschichten annahm, erhielt er für die Sonnenflecke und deren Umgebung (Penumbra) eine plausible Erklärung. Danach sind die Flecke sichtbare Theile des dunkeln Sonnenkörpers, die Penumbra dasselbe und zugleich das Sichtbarsein der Atmosphäre zwischen der Photosphäre und dem Sonnenkörper und die Fackeln denkt er sich als Anhäufungen der Photosphäre an einzelnen Stellen. Er erklärte auf diese Weise leicht und ungezwungen auch die Poren, welche sich bei starker Vergrößerung zeigen. Erst durch die Spectralanalyse ist diese Hypothese gefallen. Auch mit der physischen Beschaffenheit des Mondes hat sich H. beschäftigt. Messungen von Mondbergen sind aus dem Jahre 1780 vorhanden und er zog aus diesen Beobachtungen den Schluß, daß die Höhe der Mondberge mit wenigen Ausnahmen nicht über 24 000 Fuß steige. Damit ist aber nur die Höhe über die nächste Umgebung gemeint, denn wie hoch diese wiederum über dem mittlern Niveau ist, können wir nicht bestimmen. Merkwürdig ist, daß H. vulkanische Ausbrüche auf dem Monde gesehen haben will, denn in einer Abhandlung vom Jahre 1787 theilt er mit, daß er am 19. April den Ausbruch dreier Vulkane beobachtet habe, wovon zwei dem Erlöschen nahe schienen, während der dritte in voller Thätigkeit sein sollte und er bemerkt noch

nach einer zweiten Beobachtung, daß ihm der Vulkan heftiger zu brennen scheine als in der vorigen Nacht; den wirklichen Durchmesser des vulkanischen Lichtes schätzte er auf 15 000 Fuß und an Lichtstärke scheine es den Kern des damals sichtbaren Kometen zu übertreffen. In der Umgebung des Kraters liegende Gegenstände wurden nach seiner Ansicht von dem schwach ausströmenden Lichte schwach erhellt und endlich fügt er noch hinzu, daß dieses Licht in hohem Grade demjenigen gliche, welches er am 4. Mai 1783 beobachtet habe. Die beträchtlichen Helligkeitsunterschiede, welche die verschiedenen Gegenden auf der Mondoberfläche haben, lassen einzelne Punkte derselben bisweilen heller erscheinen, und weil die Helligkeitsverhältnisse, zwischen den matt erleuchteten und den glänzenden Stellen stets dieselben bleiben, so müssen die einzelnen Punkte, deren Glanz gegen die Umgebung ein großer ist, in dem sogenannten aschfarbigen Lichte über die benachbarten Gegenden hervorstrahlen und auf diese Weise lassen sich die Wahrnehmungen Herschel's auch ohne Annahme von Vulkanen erklären. Im Jahre 1797 kommt H. auf den Gegenstand zurück und erwähnt, daß er am 22. Octbr. 1790 im 20füßigen Teleskop mit 360maliger Vergrößerung auf der gesammten Oberfläche des total verfinsterten Mondes etwa 150 rothe hellleuchtende Punkte erkannt habe, doch fügt er hinzu, daß er sich über die Gleichartigkeit aller dieser Punkte, ihre Helligkeit und Farbe durchaus kein Urtheil erlauben wolle. Wir wissen jetzt, daß roth oder braun stets die Farbe des verfinsterten Mondes ist und daß dies die Folge einer Absorption der durch die dichteren Schichten der Erdatmosphäre durchgehenden gebrochenen Sonnenstrahlen, welche auf den Mond fallen, ist. Glücklicher als mit diesen Mondvulkanen war H. in seinen Bemerkungen über den Mangel einer Mondatmosphäre. Bei der Sonnenfinsterniß am 17. Septbr. 1793 beobachtete er das spitze Horn, welches durch den Durchschnitt der Ränder von Sonne und Mond gebildet wird und er fand keine Brechung des Sonnenlichtes in der Mondatmosphäre, weil eine Abweichung von einer Bogensecunde in der Lichtgrenze ihm nicht entgangen wäre und er schloß daraus, daß unser Satellit keine Atmosphäre habe.

Fast alle Planeten hat H. beobachtet. Die Scheibe des Merkur fand er bei dem Durchgange am 9. Novbr. 1802 vollständig kreisförmig. Die Rotationszeit der Venus suchte er schon im Jahre 1777 zu bestimmen; bei dem Mars will er im Jahre 1781 und 1784 eine Abplattung erkannt haben; bei den zuerst entdeckten kleinen Planeten versuchte er den scheinbaren Winkeldurchmesser zu bestimmen und fand denselben nur Bruchtheile von Sekunden, den wahren Durchmesser der Ceres 35, den der Pallas nur 27 Meilen, also ungemein klein, weshalb er für diese Gestirne den jetzt fast allgemein gebräuchlichen Namen Asteroiden vorschlug. Bei Jupiter hat er die Dauer der Rotation bestimmt und zahlreiche Beobachtungen über die Helligkeit und Größenverhältnisse der Jupitersmonde angestellt. Die Abplattung des Saturn, die Dauer der Umlaufszeit und die physische Beschaffenheit dieses Planeten kennen wir größtentheils durch H.; er entdeckte am 28. Aug. und am 17. Septbr. 1789 mit dem 40füßigen Teleskope noch zwei Trabanten, die näher bei Saturn waren, als die damals bekannten fünf Monde. Die Entdeckung des Uranus und seiner Monde (er hatte deren sechs gesehen, vier haben wir nur wiedergefunden) ist sein Werk. Ueber Kometen existiren mehrere Abhandlungen von ihm. Studien über die physische Beschaffenheit hat er angestellt bei dem hellen Kometen vom Jahre 1807 und durch Messungen am Tage stellte er fest, daß der wirkliche Durchmesser des Kometenkernes ein geringer und nur $^6/_{10}$ vom Erddurchmesser war. Er erkannte bei dem Kometen keine Phasen, obwohl er nach der Theorie eine solche haben sollte und meint daher, daß die Kometen eignes Licht haben müßten; er sah kleine Sterne durch die Nebelhülle und den Schweif des Kometen, fand aber die Sternchen schwächer, was er als eine Folge des helleren Hintergrundes erklärte. Den schönen Kometen vom Jahre 1811

machte er zum Gegenstande einer gewissenhaften Untersuchung. In dem dunstförmigen Kopfe des Gestirns erkannte er einen etwas röthlichen Körper von planetarischem Ansehen, der starke Vergrößerungen vertrug und keine Spur einer Phase zeigte, was bei der Kleinheit des Kernes von nur einer Bogensecunde Durchmesser nicht befremden darf. Um den Kopf herum sah er eine schmale hellglänzende Zone, die stark gelblich gefärbt war und aus den Endpunkten eines Halbkreises entwickelten sich nach der von der Sonne abgewandten Seite zwei lange leuchtende Säume, welche die Grenzlinien des Schweifes bildeten. Zwischen dem Halbkreise und dem Kopfe erschien der Stoff des Kometen dunkel, äußerst dünn und sehr durchsichtig. H. war der Ansicht, daß dieser Halbkreis nur eine Wirkung der Projektion war, wodurch sich auch die hellen Säume des Schweifes erklären lassen, wenn man nur den Schweif als hohl und von trichterförmiger Gestalt annimmt. Die Veränderungen in dem Kopfe des Kometen nahm er sehr bald wahr; mit zunehmender Entfernung des Kometen verschwand nach und nach der halbkreisförmige Saum und es blieb nur noch ein kugelförmiger Nebelfleck übrig. Die sorgfältige Vergleichung der Kometen von 1807 und 1811 zeigt, daß die Formänderung etwas Individuelles ist und in den einzelnen Kometen von den besonderen Zuständen der Nebelmaterie abhängt. Einige Ansichten über die Kometen, z. B. das Selbstleuchten, haben sich nicht bestätigt gefunden, die anderen Resultate Herschel's sind noch jetzt die anerkannt besten. Ueber den veränderlichen Stern Mira Ceti hat H. zwei Abhandlungen geschrieben: die erste vom Jahre 1780 aus Bath datirt, die andere vom Jahre 1791, doch in beiden hat er hauptsächlich nur auf die Helligkeit geachtet. In den Jahren 1795 und 1796 entdeckte er, daß α Herculis zur Klasse der veränderlichen Sterne gehörte und bestimmte die Periode zu 60 Tagen. Man kannte damals nur sieben veränderliche Sterne entweder von sehr langer oder sehr kurzer Periode und bot dieser Stern ein Mittelglied dar. — Sein etwa 700 Doppelsterne umfassendes Verzeichniß enthält von den Sternen die Distanzen und Positionswinkel und 1803 kündigte er seine Wahrnehmungen über gegenseitige Veränderungen einiger Doppelsterne gegen einander an, er wies dadurch nach, daß es physische und nicht optische Doppelsterne waren. Von vielen gibt er auch die Farben, besonders die blaue und grüne Färbung an, hat aber nicht untersucht, ob diese Farben nur complementär oder wirklich reell vorhanden sind. H. war auch der erste, der die Helligkeit und Lichtmenge der Sterne von verschiedener Größe zu einander genauer bestimmte; sein Verfahren bestand darin, daß er mehrere Teleskope von verschiedener Oeffnung neben einander stellte und Blendungen anwandte, so daß die Eindrücke der Helligkeit der Sterne einander in den Teleskopen nahe gleich kamen. Es sind dies photometrische Messungen, die auf noch gegenwärtig brauchbarer Methode beruhen und seine Resultate, daß ein Stern 2. Größe nur $^1/_4$ des Lichts von einem Stern erster Größe, ein Stern 6. Größe nur den 144. Theil eines Sternes 1. Größe hat, sind nahe durch unsere gegenwärtigen Bestimmungen wieder gefunden. Bei den Fixsternen untersuchte er auch noch die scheinbaren Durchmesser und mit seinen vorzüglichen Teleskopen erkannte er, daß die Durchmesser so gering waren, daß die stärksten Vergrößerungen ihm noch keine scheinbaren Durchmesser zeigten. Er gab drei verschiedene Verzeichnisse von Nebelflecken in den Philosophical Transactions 1786, 1789 und 1802, welche nahe 2500 Objekte enthalten. In die erste Klasse rechnete er 288 glänzende Nebel, von welchen viele Messier schon mit einem kleinen Instrumente gesehen hatte; in die zweite Klasse 907 Nebel, welche schon schwach waren; in die dritte 978 ganz schwache Nebel; in die vierte 78 kreisförmige, überall beinahe gleich helle Nebel, welche er infolge dessen „planetarische“ nannte; in die fünfte 52 große Sternhaufen; in die sechste 42 sehr gedrängte und reiche Sternhaufen; in die siebente 67 dichte Sternhaufen; in die achte

Klasse 88 Sterngruppen, welche sehr zerstreut sind. Mit seinen raumdurchdringenden Instrumenten notirte er den Ort der Nebelflecken und gab von jedem eine kurze Beschreibung; die Reduktion der Positionen auf ein und dieselbe Epoche, sowie auf ein und dasselbe Aequinoctium hoffte er später ausführen zu können, jedoch kam er nicht dazu; seine Schwester Karoline führte diese Reduktionen aus, welche jedoch nicht gedruckt wurden und erst Auwers gab ein ordentliches Verzeichniß derselben 1862 heraus. Vor H. kannte man nur etwas über 100 Nebel, welche Messier und Lacaille u. A. in kleine Verzeichnisse gebracht hatten.

Ein weiteres großes Verdienst erwarb sich H. noch dadurch, daß er, um den Bau des Himmels zu ergründen, seine gewaltigen Teleskope auf verschiedene Stellen des Himmels richtete und die auf einem bestimmten Raum sichtbaren Sterne zu zählen begann. Diese Sternaichungen, wie die Methode genannt wurde, bilden die Grundlage zu derjenigen Hypothese, wie sie H. über Form und Gestalt der Sternenwelt aufstellte. Er findet, daß die Milchstraße ein großes Sternenheer ist, denn mit seinen lichtstarken Instrumenten löste er dieselbe in den meisten Theilen in Sterne auf. Von der Milchstraße sich entfernend fand er, daß nach den Polen derselben hin die Zahl der Sterne mehr und mehr abnimmt und unter einigen leicht zu begründenden Voraussetzungen kam er zu dem Schlusse, daß das Weltsystem eine Linsenform haben müsse, denn wenn man auf die hohe Kante dieser Linse sieht, müssen die Sterne sehr zahlreich hinter einander stehen, während, wenn man auf die breite Seite sieht, die Sterne mehr und mehr auseinander gehen. Er findet weiter, daß unsere Sonne nicht in der Mitte der Linse, sondern etwas außer der Mitte derselben steht; ja er ging sogar so weit, daß er einen Durchschnitt des Körpers darstellte, welcher durch die Sternbilder Adler, Wassermann, Südlicher Fisch, Eridanus, Einhorn, Wasserschlange, Löwe, Haupthaar der Berenice, Jagdhunde, Krone und Hercules geht. Die Gesammtzahl der im Fixsterncomplexe enthaltenen Sterne schätzte er auf 20 Millionen. Was die naturhistorische Analyse des Himmels anbetrifft, so stellt er an die Spitze die isolirten Sterne, dann folgen die Doppelsterne und die vielfachen Sterne, die Milchstraße ist als ein großes eigenthümliches Erzeugniß der Natur zu betrachten, dann kommen die Sternansammlungen als Vereine von mehr oder weniger gleichförmig zusammengedrängten Sternen, die Sternhaufen oder Sternschwärme sind die prachtvollsten Gegenstände am Himmel, die regelmäßigste und einfachste Bildung. Ueber die Gestalt der Nebelflecke sagt er, daß sie vielleicht Sternhaufen oder Sternansammlungen in sehr großer Form sind; von den sternigen Nebeln ist er zweifelhaft, ob sie reine Sternnatur oder Nebel in sich tragen; in gleicher Weise macht er sich Vorstellungen von den milchigen Nebelmassen der Nebelsterne und der planetarischen Nebel. Mannichfaltigkeit von Bildungen herrscht nach ihm im ganzen Weltenraum, Regelmäßigkeit ist nur ein Anhaltepunkt für die schaffende Kraft; innerhalb des Milchstraßensystems gewahren wir einen großen Reichthum und freie Vertheilung unabhängiger Bildungen, ebenso außerhalb und er erklärt dies dadurch, daß die bildenden Kräfte früher oder später ihre Wirkung geäußert haben. Den alten Gedanken von großen Centralkörpern und ungeheueren Klumpen, welche solche vereinigte Systeme regieren, verwirft er; auch den beschränkenden Gedanken, daß die einzelnen Glieder nur nach einer Urform gebildet sind, erkennt er nicht an. Er hält vielmehr die verschiedenen Nebelschichten für die noch unaufgeschlossenen Keime neuer Schöpfungen, die eine Mittelstufe zwischen dem Weltäther und den Sternen bilden.

So hat H. die Gebiete der beobachtenden Astronomie nach allen Seiten hin bereichert. Er betrachtete den Himmel von einem allgemeinen Standpunkte aus und zeigte, daß in den verschiedenartigsten Gebilden am Himmel die größte Mannichfaltigkeit vorhanden ist. Wie Copernicus, Kepler und Newton in der

Theorie des Weltsystems neue Epochen schufen, beginnt mit H. in der praktischen und beobachtenden Astronomie eine neue Epoche, an welche sich die großen Arbeiten des 19. Jahrhunderts anreihen. Er ist der größte Entdecker im 18. Jahrhundert und einer der größten aller Zeiten.

Eine erschöpfende Biographie von H. existirt noch nicht. Kurze Notizen finden sich in Bode's Astronomischem Jahrbuch 1825 und 1826, eine Lobrede in den Mémoires de l'Institut. Tome VI, 1823; eine kurze Biographie von Arago im Annuaire de Paris für 1842 und in dessen gesammelten Werken u. s. w. Herschel's Abhandlungen sind besonders in den Philosophical Transactions abgedruckt und ein Auszug aus denselben findet sich in „W. Herschel's Entdeckungen und die Fortschritte seiner Zeitgenossen in der Astronomie und den ihr verwandten Wissenschaften, dargestellt von Dr. J. W. Pfaff", Stuttgart und Tübingen 1828, in 2. Auflage Leipzig 1850. Bruhns.

Hertel: Johann H., ein aus Ansbach in Bayern gebürtiger Musiker, der wahrscheinlich Kantor in Wittenberg um 1568 war, in welchem Jahre er zu Ehren des Karl Winckler, eines angehenden Tonkünstlers, einen fünfstimmigen Hochzeitsgesang komponirte und in Wittenberg bei Schwertel drucken ließ.

(Katalog der königlichen Ritterakademie in Liegnitz). R. Eitner.

Hertenstein: Kaspar von H., Schultheiß in Luzern; † 1. Jan. 1486. — Am nordwestlichen Fuße des Rigi, unweit Weggis, liegt am Ufer des Vierwaldstettersee's der Landsitz Hertenstein, so genannt von der einstigen, im J. 1352 zerstörten Burg der Ritter von H., eines habsburgischen Ministerialengeschlechtes, das urkundlich mit Beginn des dreizehnten Jahrhunderts auftritt, um die Mitte dieses Zeitraums, wahrscheinlich durch Erbschaft, das Schloß und die Herrschaft Buonas am Zugersee (auch Neu-Hertenstein genannt), 1370 durch Ulrich v. H. das Burgrecht in Luzern erwarb und von dieser Zeit an daselbst unter den regierenden Familien während vier Jahrhunderten eine der ersten Stellen einnahm. Unter den Staats- und Kriegsmännern, die aus diesem Geschlechte hervorgingen, erwarb sich vorzüglich Kaspar v. H. hervorragende Bedeutung. Nach dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts geboren, ein Sohn des luzernischen Schultheißen Ulrich († 1454), Herren von Buonas, trat Kaspar v. H. 1430 in den Rath zu Luzern, wurde 1468 Schultheiß und war somit unter den Häuptern des Freistaates in der großen Zeit des Krieges der Eidgenossen wider Karl den Kühnen von Burgund und des wichtigen Tages von Stans. Vor Beginn der Schlacht bei Murten (22. Juni 1476) zum Ritter geschlagen, führte er in derselben die Nachhut des schweizerischen Heeres so geschickt und kräftig, daß ihr Eingreifen die Niederlage von Karls schon weichendem Heere vollendete. H. war unmittelbar nachher auch Vertreter von Luzern, sowohl auf dem Friedescongreß mit Savoyen in Freiburg, als unter den schweizerischen Gesandten, die auf Wunsch König Ludwigs XI. von Frankreich sich an dessen Hof verfügten und in Plessis-les-Tours von dem schlauen Monarchen mit so außerordentlichen, absichtsvollen Ehrenbezeugungen aufgenommen wurden. Im August 1484 unterzeichnete H. für Luzern den Freundschaftstraktat der Eidgenossen mit Ludwigs Nachfolger, Karl VIII.; wie er denn überhaupt, von 1464 an, Luzern auf vielen Tagsatzungen, auch im Herbst 1468 die Eidgenossen in Mailand bei Herzog Johann Galeaz vertrat. Das Schultheißenamt bekleidete er von 1468 an, abwechselnd mit andern Rathsgenossen, bis 1484. — Von Kaspars Söhnen wurde der älteste, Peter v. H., nachdem er kurze Zeit auch Kriegsmann gewesen, Geistlicher, Pfarrer zu Risch bei Buonas (1500), Custos zu Beromünster Kts. Luzern und Dekan zu Sitten im Wallis (1502), Domherr zu Konstanz (1504) und Domdekan zu Basel (1510), wandte sich aber, während er diese Pfründen häufte, dem Dienste Papst Julius II. zu, dessen Gunst er in

solchem Maße gewann, daß er von demselben im Herbste 1505 zu seinem Bevollmächtigten bei den Eidgenossen bestellt wurde, um die Errichtung einer schweizerischen Leibgarde für den Papst zu betreiben, welche dann auch wirklich erfolgte. Peter v. H. starb in Rom. — Der zweite Sohn des Schultheißen Kaspar, Ritter Jakob v. H., folgte des Vaters Laufbahn in Friedens- und Kriegsdienst für Luzern. Seit 1489 Mitglied des Kleinen Rathes, 1490 im sogen. Rorschacherzuge, 1499 im Schwabenkriege im Felde thätig, wurde er 1516 Schultheiß von Luzern und blieb es, abwechselnd mit Andern, bis 1526, kurz vor seinem am 13. Hornung 1527 erfolgten Tode. Reich an Besitz, Herr von Buonas, durch seine erste Gemahlin auch im Besitze kaiserlicher Lehen in der Umgegend von Basel, war Jakob v. H. auch Kunstfreund. Er war es, der sein Haus an der Capellergasse in Luzern durch Hans Holbein den jüngern mit Fresken schmücken ließ, die zu den frühesten trefflichen Arbeiten des berühmten Künstlers gehören. Im Jahr 1825 mit dem Hause selbst zerstört, sind jene Bilder glücklicherweise durch Copien noch wenigstens theilweise, bekannt. (s. Woltmann, Alfr. Holbein und seine Zeit. Leipzig 1866. I. 217 und Der Geschichtsfreund, Mitth. des hist. Vereins der V Orte. Bd. 28. S. 7. Einsiedeln 1873). — Auch zwei andere v. H. sind als Kriegsmänner bekannt: Benedikt, der am 27. April 1522 auf dem Schlachtfelde von Bicocca fiel, und Hieronymus, geb. 1547, des Raths in Luzern, Ritter des h. Mauriz- und Lazarus-Ordens und Oberst eines Schweizerregiments in Frankreich; † 1597. — Das Geschlecht starb aus mit: Adolf v. H., geb. 11. Octbr. 1802; † 23. August 1853, einem durch Gelehrsamkeit und Charakter hervorragenden Manne. In Göttingen als Dr. jur. promovirt, bekleidete er verschiedene richterliche Aemter zu Luzern, zuletzt dasjenige eines Präsidenten des Criminalgerichtes, war Mitglied und Präsident des Großen Rathes, öfter luzernischer Tagsatzungsgesandter und 1838 eidgenössischer Commissär in Schwyz bei den dortigen Wirren. In anspruchloser Zurückgezogenheit betrieb er nebenbei classische, philosophische und historische Studien. Offenheit, Herzensgüte, rücksichtslose Gerechtigkeit gegen Jedermann zeichneten ihn aus. Sein Bildniß und diejenigen der Schultheißen Kaspar und Jakob, des Domdekans Peter und des Obersten Hieronymus zieren die Stadtbibliothek Luzern.

Der Geschichtsfreund (Mitth. des hist. Vereins der V Orte). Bd. 1—33. Einsiedeln 1843/78. — Amtl. Sammlg. der Eidg.-Abschiede. — Schriftliche Mittheilungen von Dr. J. Bucher in Luzern. G. von Wyß.

Hertius: Johann Nikolaus H. (Hert, Hertz), einer der bedeutendsten Rechtsgelehrten des 17. Jahrh., wurde am 6. Octbr. 1652 zu Niederklee unweit Gießen, wo sein Vater Prediger war, geboren. Theils von diesem, theils durch Privatlehrer und dann (1664) im Pädagogium zu Gießen für die gelehrten Studien vorbereitet, wurde er 1667 daselbst unter die akademischen Bürger aufgenommen und widmete sich zuerst dem Studium der Philosophie und schönen Künste und dann erst der Rechtsgelehrsamkeit. In den Jahren 1672—75 besuchte er die Universitäten Jena, Leipzig und Wittenberg, kehrte aber zu Anfang 1676 nach Gießen zurück und erwarb sich daselbst noch in demselben Jahre durch die Vertheidigung seiner Dissertation „De herede, occisi vindice“ den Ehrentitel eines Licentiaten der Rechte. Hierauf übernahm er eine Advocatur bei der fürstlichen Canzlei zu Gießen, hielt Vorlesungen in juridischen und politischen Fächern und verfaßte verschiedene philosophische und juristische Disputationen und Tractate. In Folge dieser gelehrten Bemühungen erhielt er 1683 auf Befehl der darmstädtischen Landesregentin, Elisabeth Dorothea, die ordentliche Professur der Staatslehre und bald darauf eine außerordentliche der Jurisprudenz, wurde 1686 Doctor der Rechte und unter die ordentlichen Professoren aufgenommen, worauf er 1702 zur obersten Stelle der Juristenfacultät aufrückte.

Bald hernach wurde ihm ein Assessorat bei dem hessischen Sammtrevisionsgerichte und die Inspection über den academischen Fiscus übertragen, so wie er am 26. Febr. 1710 mit der Kanzlerwürde der Universität, auch in demselben Jahre (nicht schon 1707) mit dem Charakter eines landgräflichen Rathes beehrt wurde. Auch auswärts wurden seine Verdienste anerkannt; 1709 wurde ihm vom Könige von Frankreich die Professur des Staatsrechts in Straßburg mit einem außerordentlichen Jahrgelde angeboten, ebenso wünschte ihn Schweden, nicht minder auch die Leipziger Universität in ihre Dienste, doch schlug er aus Anhänglichkeit an seine Heimath diese wie andere Anerbietungen aus. Noch wenige Stunden vor seinem Tode, der am 19. Septbr. 1710 zu Gießen erfolgte, wurde er durch ein Schreiben aus Berlin eingeladen, die Stelle eines preußischen wirklichen Geheimen Rathes und Kanzlers zu übernehmen. Sein Wahlspruch war: „Interest hominis hominem beneficio afficere“. Ueber sein eheliches Kreuz und Ungemach vgl. Jugler S. 136 und Allgem. Deutsche Bibliothek XLIV, 44.

H. stellt sich in seinen Schriften, die übrigens nach der Sitte seiner Zeit fast sämmtlich in lateinischer Sprache verfaßt sind (ihre Anzahl beläuft sich auf 83 Stücke, außer mehreren hinterlassenen Handschriften) als ein deutscher Gelehrter der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. dar, dem nur wenige seiner Zeitgenossen an die Seite gesetzt werden können und seine Werke werden bei ihrer vorzüglichen auf den Quellen beruhenden Gründlichkeit den Werth der Brauchbarkeit nicht leicht verlieren. Leibnitz schon schrieb von ihm (Epist. ad diversos III, 249. Kortholt) „Hertius multam certe omnigenae doctrinae copiam cum insigni juris peritia conjunxerat, sed plerumque tum demum homines nostra agnoscimus bona, cum amisimus“ und diesem Urtheile trat G. J. R. Pütter in seiner Literatur des Staatsrechts I, 256 bei. Mit der umfassendsten Kenntniß der Rechtsgelehrsamkeit verband er die der Philosophie und Geschichte. Viele seiner Schriften enthalten schätzbare Erklärungen deutscher Alterthümer, des Staats- und Lehnrechts, die übrigen aber Betrachtungen über die bürgerlichen oder natürlichen Gesetze. Unter diesen sind besonders hervorzuheben: „Elementa prudentiae civilis“. 1703. 1712, zuerst erschienen als „Specimen prud. civil.“ 1689; „Tract. jur. publ. de Statuum imper. G. jure reformandi juxta tempor. seriem . . .“ 1710. 1726 (in deutscher Sprache); „Responsa et Consilia cum deduct. nonnullis“. 1729—30, 2 Bde. Fol. (herausgegeben von seinem Sohne Joh. Jerem. H.) und „Comment. atque Opuscula“, Frcf. 1700. 1713 ed. nov. ed. J. J. Hombergk ibid. 1737, 2 Voll. 4. Diese letzteren enthalten u. a. auch in Vol. II. in drei Büchern eine für den deutschen Sprachforscher sehr schätzbare Sammlung von deutschen zugleich frei ins Lateinische übersetzten Sprichwörtern, deren erstes Buch außer den Prolegomena (p. 252—255) 120 Sprichwörter des Privatrechtes (p. 255—388), das zweite (p. 389—409) 24 des öffentlichen und Feudalrechtes und (einzeln bereits 1685 erschienen?) das dritte (p. 410—422) 8 Sprichwörter der gesammten Jurisprudenz erklärt. Hieran schließen sich noch an als „Epidipnis“, als Nachtisch, Dessert (p. 423—463) 44 vermischte Sprichwörter aus dem Privat- und öffentlichen Rechte (zuerst erschienen als akadem. Dissertation. Gießen 1689. 4.) und (p. 464—473) „Paroemiarum conspectus“ — im Ganzen eine Sammlung von 196 juridischen Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten, die unbedingt zu den werthvollsten gezählt zu werden verdienen, welche das Ende des 17. und der Beginn des 18. Jahrh. erzeugt hat. Ihr Werth beruht nicht sowohl in der Seltenheit der einzelnen Sprichwörter, als in der überaus fleißigen und gründlichen Erklärung, wozu H. zahlreiche ältere Schriften aus allen Theilen der Gelehrsamkeit benutzt hat. Zerstreut finden sich in diesen Comm. atque Opusc. außerdem noch 13 juridische Sprichwörter in lateinischer, deutscher und französischer Sprache. Unter seinem Vorsitze

endlich — wenn er nicht selbst, was in jener Blüthezeit der academischen Dissertationen und Disputationen (vgl. Arn. Moritz Holtermann) nicht ungewöhnlich, der Verfasser der Schrift ist; wenigstens ist er dieses bei einer anderen Dissertation des Respondenten Friderici „de judicio revisorio“ 1686, und bei einer sogleich zu erwähnenden proverbialen Abhandlung — vertheidigte G. H. Haßlocher seine Schrift vom J. 1698 unter dem Titel: „Satura paroemiarum jur. german. nova“ (55 Sprüchwörter). Diese durchaus in Hertischem Geiste abgefaßte Abhandlung bietet außerdem noch dadurch ein besonderes Interesse, weil der Verfasser hier, zuerst in jener Zeit, die niederdeutsche Ausgabe der Sprüchwörter Agricola's benutzt hat; die bezüglichen Stellen finden sich, die erste in Par. I. „Wy hebbent also vunden, wy mothent oick also blieven laten“. Prov. 232, die zweite in Par. LIII. als „proverbium 136. Börge schalmen wörgen“. Ueber die Persönlichkeit Haßdorfer's ist nichts weiter bekannt, als daß er, aus Speyer gebürtig, der dortigen Rathsherrnfamilie angehörte, aus welcher auch Joh. Adam Haßlocher (Bd. XI. S. 22) entsprang. Ebenso vertheidigte unter Hert's Präsidium J. Reinh. Reysius 1699 seine Dissertation: „Epidipnides Paroem. jur. priv. et publ. german.“ (37 Sprüchwörter) und wiederum Sim. Tob. Wölcker Noribergensis unter demselben Schilde, 1710, eine Schrift über denselben Gegenstand (44 Sprüchwörter), die er zwar auf dem Titel als die seinige ausgibt, während sie augenscheinlich als eine Arbeit des Präses sich herausstellt. Obgleich es schon damals ein offenes Geheimniß war, daß die Verfasser solcher Dissertationen gar oft mit fremden Kälbern pflügten, so kennzeichnet es doch, wie hier, die Naivität der damaligen Zeit, daß der Dissertator seine Arbeit „studiorum fructum“ dem Vater pietätsvoll mit den Worten zu Füßen legt „interim aliquod tibi cultus mei documentum exhibiturus, exercitationem hanc academicam ea qua filium decet reverentia consecro . . .“, während auf der unmittelbar folgenden Seite der Schrift diese von dem Präses Hertius in deutlichen Worten als von ihm selbst verfaßt angesprochen wird. Als ein Supplement zu den Hert'schen Paroemien, sowie zugleich zu dem von G. Tob. Pistorius verfaßten Thesaurus paroem. juridic. (1715) erläuterte Philipp Jacob Diebold in seiner Dissertation „Paroem. jur. german.“ Argentor. 1722 sieben juridische Sprichwörter. Unter späteren Schriften, abgesehen von jenen, in denen nur einzelne Rechtssprüchwörter erklärt werden, sind bis auf die neueste Zeit die wichtigsten: J. A. Th. Kindius, Dissert. de jurispr. Germ. paroem. (1776); Sachsze in Beseler's Zeitschrift für deutsches Recht (Tübingen 1856); J. H. Hillebrand, Deutsche Rechtssprüchwörter (1858) und: Die Rechtssprüchwörter von Graf und Dietherr (2. Ausg. 1869).

Jugler, Beitr. zur jurist. Biographie V, 131—152 (mit Verzeichniß sämmtl. Schriften). Strieder, Hessische Gelehrten-Geschichte V, 490—512 (nach Jugler, jedoch mit Zusätzen und Verbesserungen). J. B. Majus, narrat. rerum. p. 84. Observatt. select. Halenses IV, 188—232. Acta Erud. 1741, 348. Allgem. Deutsche Bibliothek XLIV, 404. Jöcher.

J. Franck.

Hertzberg: Ewald Friedrich, Graf von H., einem alten pommerschen Adelsgeschlecht entstammend, wurde am 2. September 1725 in Lottin, dem Gute der Familie, geboren. Durch einen Prediger vorgebildet, besuchte er zunächst das academische Gymnasium in Alt-Stettin, von 1742 an die Universität Halle, wo er sich besonders eine vortreffliche Kenntniß der Geschichte und des deutschen Staatsrechts zu eigen machte. Durch eine Dissertation „De Unionibus et Comitiis electoralibus“ und ein gut bestandenes Examen erwarb er sich die Doctorwürde. Im Jahre 1745 ging er nach Berlin und fand dort in der Canzlei des auswärtigen Departements, in einer bescheidenen Stellung ohne Gehalt, Be-

schäftigung. Noch in demselben Jahre wurde er der brandenburgischen Wahlbotschaft nach Frankfurt a./M. als zweiter Secretär beigegeben; doch kam er nur bis Hanau, da Kurbrandenburg bald gegen die Vornahme der Wahl protestirte. Nach Berlin zurückgekehrt, erbat und erhielt er im Anfang des Jahres 1746 die Erlaubniß, die Acten des Staatsarchivs durchsehen zu dürfen, um sich im Canzleistil zu vervollkommnen. Bald erregte der begabte und fleißige junge Mann die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten; man bemerkte an ihm treffliche Fähigkeiten und eine ungewöhnliche Gelehrsamkeit, ausdauernden Fleiß und ein bescheiden stilles Wesen; den Umgang mit der Gesellschaft meidend, zog er es vor, seine Tage über Urkunden und Acten hinzubringen. Da König Friedrich, dem er durch einen Onkel noch besonders empfohlen war, ihn bei eintretender Vacanz berücksichtigt wissen wollte, so schlug H. v. Podewils vor, ihn als Hülfsarbeiter am Staats-Archiv zu beschäftigen; dafür sei H. durch seine gelehrten Kenntnisse und einen entsagungsvollen Fleiß am meisten befähigt, während eine diplomatische Stellung, welche weltmännische Gewandtheit und das Einsetzen der eignen Persönlichkeit verlange, für einen jungen Mann ungeeignet sei, der sein Leben bisher ausschließlich den Studien gewidmet habe. Anders faßte H. selbst die Sache auf; seine ehrgeizigen Hoffnungen sahen in der archivalischen Thätigkeit nur eine Vorschule für den eigentlichen Staatsdienst, eine Vorbereitung auf eine politisch bedeutende Wirksamkeit. Nach einigem Bedenken genehmigte König Friedrich die Anstellung Hertzberg's am Archive und nahm ihn gleichzeitig, unter Ernennung zum Legationsrath mit einem Gehalt von 300 Thalern, in die damals begründete Pflanzschule für junge Staatsmänner auf (8. April 1747). 1750 erhielt H. auch die Aufsicht über das Geh. Cabinets-Archiv, um dessen Ordnung er sich große Verdienste erwarb; 1752 wurde er auf seine Bitte — er wollte sich mit einer vornehmen Dame aus dem Geschlecht Knyphausen vermählen — zum Geh. Legationsrath befördert. Diese langjährige Doppelstellung, als Beamter im Archiv und im auswärtigen Amt, wurde für Hertzberg überhaupt entscheidend; gelehrte und politische Bestrebungen durchdrangen sich in ihm, einander fördernd, aber auch hemmend. Zunächst warf er sich mit Eifer und unermüdlichem Fleiß in archivalische Studien. Auf Veranlassung Friedrich's erforschte und bearbeitete er für die Mémoires de Brandebourg einzelne Abschnitte aus der brandenburgisch-preußischen Geschichte; diese Aufsätze, deren jetzt viele gedruckt vorliegen, lassen doch erkennen, daß H. seinen Antheil an den Werken Friedrich's etwas zu hoch angeschlagen hat. Besonders aber bestimmte ihn sein lebhaftes deutsches Nationalgefühl, das sich grade im Gegensatz zu der in Berlin vielfach herrschenden französischen Richtung entwickelte, zu eingehender Beschäftigung mit der älteren deutschen und brandenburgischen Geschichte. Ein Vorgänger von Stein, ermunterte er nicht nur Gelehrte zu historischen Arbeiten und unterstützte sie durch Mittheilungen aus den preußischen Archiven, indem er besonders die Sammlung und Erforschung der Urkunden empfahl; er veröffentlichte auch selbst Abhandlungen, von denen einige noch heute werthvoll sind. Die glückliche Lösung einer Preisaufgabe über die älteste Bevölkerung der Mark Brandenburg erwarb ihm einen Sitz in der Academie der Wissenschaften; ein Aufsatz über die Siegel der alten Markgrafen wurde von Gercken, mit dem er in lebhaftem Briefwechsel stand, in seinen „Codex diplomaticus" aufgenommen. Die größten Verdienste aber um die Geschichte Brandenburgs erwarb sich H. durch die Herausgabe des Landbuches der Mark Brandenburg von Karl IV. (1781) und Pufendorf's unvollendeter Geschichte des Kurfürsten Friedrich III. (1784). Als Mitglied der Academie hielt H. seit 1780 zum Geburtstag Friedrich II. und später zur Feier der Thronbesteigung Friedrichs Wilhelms II. alljährlich Festreden, in denen er Gegenstände der älteren deutschen Geschichte, hauptsächlich aber das Wesen des preußischen

Staates, seine politischen, ökonomischen und statistischen Verhältnisse beleuchtete. Mehr ausgezeichnet durch patriotische Gesinnung als durch große und geistreiche Ideen, enthalten diese Reden dennoch zwei Gedanken, die für die spätere Geschichte Preußens bedeutungsvoll geworden sind: die Befreiung der Bauern und die Nationalisirung des Heeres. Für seine staatsmännische Wirksamkeit aber wurde die Beschäftigung am Archive besonders dadurch förderlich, daß er sich dabei jene bewundernswerthe Kenntniß der brandenburg-preußischen Geschichte aneignete, von der die lange Reihe seiner politischen Deductionen, Manifeste u. s. w. ein so glänzendes Zeugniß ablegt; sie repräsentiren die Vereinigung des staatsmännischen und des gelehrten Elementes in H., unter unverkennbarem Ueberwiegen des letzteren. Die Titel und Verträge, auf denen die alten Erwerbungen Preußens beruhten oder durch die sich neue begründen ließen, die genealogischen Verbindungen mit fremden Höfen und die Erbansprüche, die daraus hergeleitet werden konnten, alle solche Verhältnisse, so schwierig und verwickelt sie sein mochten, waren ihm in jedem Augenblick vollständig gegenwärtig. Er konnte einst dem König Friedrich Wilhelm II., der ihn zu einer Untersuchung über die Verwandtschaft zwischen den Kurfürsten von Brandenburg und den Königen von Ungarn aufforderte, erwidern: „Ich habe es nicht nöthig, darüber Untersuchungen anzustellen, ich weiß das Alles auswendig." Wenn hiebei der Gelehrte den Staatsmann erfolgreich unterstützte, so hat er ihn auf der andern Seite wieder schwer geschädigt, indem er dazu beitrug, einen Doctrinarismus in ihm zu entwickeln, der für die selbständige politische Wirksamkeit Hertzberg's verderblich geworden ist. Bei aller Vertrautheit mit der Vergangenheit entbehrte Hertzberg der lebendigen Kenntniß der Gegenwart. Mit den Doctrinen und Theorien, die er von den Verhältnissen der Vergangenheit abgezogen hatte, trat H. an die Verwicklungen der Gegenwart und entwarf Pläne, an denen er dann mit einer Hartnäckigkeit und einem Dünkel festhielt, wie sie das Bewußtsein überlegener Kenntnisse wohl zuweilen gibt. Die Eigenthümlichkeiten eines Volkes, die Individualitäten politischer Gegner oder Freunde, alle die wirkenden und schaffenden Kräfte der Geschichte, waren für ihn nur willenlose und todte Dinge, die sich seinen politischen Combinationen einfügen mußten. Er war niemals in einer auswärtigen Mission thätig gewesen; von seinem Studirzimmer aus glaubte er die wahren Interessen eines jeden Volkes am besten würdigen und berücksichtigen zu können. Dabei wurde durch den Erfolg einiger Denkschriften seine natürliche Eitelkeit zu einer unglaublichen Höhe gesteigert: es gab nichts, wozu er nicht eine fremde Macht durch die Gelehrsamkeit und Gründlichkeit seiner Erörterungen und Beweise bestimmen zu können sich schmeichelte. — H. verblieb in seiner Stellung am Archive auch noch, als er am 17. Januar 1757 zum wirklichen geh. expedirenden Secretär — wir würden Unterstaatssecretär sagen — ernannt wurde. Er nahm dann, bald in Berlin, bald in Magdeburg verweilend, lebhaften Antheil an dem Schriftwechsel mit den Vertretern Preußens im Auslande. Gegen Ende des Jahres 1762 wurde er von Friedrich nach Sachsen berufen und mit der Führung der Friedensunterhandlungen in Hubertusburg beauftragt. Wiewohl mit der allgemeinen Haltung des Königs, besonders mit seiner Härte gegen Sachsen keineswegs einverstanden, wußte sich H. dabei dennoch die Zufriedenheit Friedrichs so sehr zu erwerben, daß er am 5. April 1763 zum Staats-Minister ernannt wurde. In dieser Stellung, mit der er einige Jahre hindurch noch die Aufsicht über das Geh. Cabinets-Archiv verband, hat H. zur Seite des Grafen Finckenstein, die auswärtigen Angelegenheiten Preußens, insoweit sie nicht vom König selbst aus dem Cabinet geleitet wurden, fast 30 Jahre lang mit einem unvergleichlichen Fleiße verwaltet, zahllose Instructionen und Erlasse verfaßt, Verträge entworfen, Denkschriften ausgearbeitet, und dabei einen ausgebreiteten

Briefwechsel mit Diplomaten und Gelehrten geführt und Zeitungs-Artikel geschrieben. Mit seinem Collegen lebte er in gutem Einvernehmen; der König schätzte ihn wegen seiner Arbeitsamkeit und seiner Kenntnisse; in den Briefen an Finckenstein bezeichnet er ihn bisweilen als „ce patriote". H. selbst dagegen hat sich in seiner Lage niemals behaglich gefühlt. Er bewunderte den König aufrichtig, aber er mißfiel sich in einer Stellung, in der er der autokratischen Haltung des Königs gegenüber auf eigne Gedanken verzichten mußte; er glaubte, indem er seine eigenen Fähigkeiten und Leistungen bei weitem überschätzte, auf eine selbständigere Wirksamkeit Anspruch zu haben. Er ließ es an Versuchen nicht fehlen, mit seinen eigenen Ideen bei König Friedrich durchzudringen; nur selten gelang es ihm damit, meist zog er sich schroffe Zurückweisungen zu. So kam es, daß grade die wichtigsten politischen Handlungen in den letzten Jahren Friedrichs sich im Gegensatz zu den Ansichten Hertzberg's vollzogen. Im Jahre 1771, bei den ersten Verhandlungen über die Theilung Polens, trug er dazu bei, die Absichten des Königs auf die Erwerbung Westpreußens zu fixiren; er erwarb sich seinen Dank, indem er die Beseitigung gewisser Ansprüche, welche Polen aus dem Wehlauer Vertrag herleiten konnte, anempfahl; aber gleichwohl hatte die ganze Sache seinen Beifall nicht: er meinte, wenn man ihn nur machen ließe, für Preußen ausgedehntere Erwerbungen durchsetzen und Oesterreich auf Kosten der Türkei entschädigen zu können. In gleicher Weise tadelte er die Politik Friedrichs bei den Verwicklungen wegen der Erbfolge in Baiern. In dem Augenblick, wo der König für die Integrität Baierns das Schwert zog, reichte er ihm zur Vermeidung des Krieges Vorschläge ein, wegen deren er mit heftigen und selbst beleidigenden Vorwürfen überhäuft wurde. Auf das Empfindlichste fühlte er sich verletzt, als dann 1779 ein Anderer mit den Unterhandlungen in Teschen beauftragt wurde; er hat damals den König gebeten, sich auf sein Landgut zurückziehen zu dürfen. Selbst die Unterhandlungen über den Fürstenbund, den er später so gern für sein eigenes Werk ausgab, hat er nur widerwillig und, wie er selbst einmal gesteht, gezwungen eingeleitet. Bei diesen Beziehungen zum Könige, dessen Anschauungen er die seinen unter beständigem Widerspruche dennoch unterordnen mußte, während andrerseits seine Eitelkeit darunter litt, daß Graf Finckenstein das Vertrauen des Königs in höherem Maße genoß, gerieth er schließlich in eine Stimmung tiefer Unzufriedenheit, in der ihn nur noch die Hoffnung auf einen Regierungswechsel aufrechterhielt. Schon seit dem baierischen Erbfolgekrieg hatte H. mit dem Prinzen von Preußen eine vertraute Verbindung angeknüpft, ihm Denkschriften und Briefe übersendet und die politischen Verhältnisse mit ihm erörtert. Als nun Friedrich Wilhelm II. den Thron bestieg, glaubte H. seine Zeit gekommen. Er hatte die letzten Wochen bei Friedrich II. in Sanssouci verlebt, er war um den neuen König, als dieser seine ersten Regierungshandlungen vornahm. Er wurde mit dem schwarzen Adlerorden geehrt, in den Grafenstand erhoben; er begleitete den König zur Huldigung nach Königsberg, in anderen Provinzen vertrat er die Person des Monarchen bei der Huldigung. H. durfte hoffen, daß der neue König, von dem er so viele Beweise der Huld empfing, auch das politische System annehmen werde, das er längst entworfen hatte. Die Pläne Hertzberg's, die im Wesentlichen auf den Gleichgewichtsideen des 17. Jahrhunderts beruhen, gingen dahin, neben dem Bunde der südlichen Mächte, Oesterreich, Frankreich, Spanien, einen nordischen Bund durch die Verbindung Preußens mit England und Rußland zu schaffen. Gestützt auf diese beiden Allianzen, deren zusammenhaltenden Mittelpunkt Preußen vermöge seiner geographischen Lage bilden würde, sollte Preußen das Centrum der allgemeinen Politik, die Alles entscheidende Macht, der Bewahrer des Gleichgewichts der europäischen Staaten werden. Es störte ihn dabei nur wenig, daß Rußland in Folge

der orientalischen Entwürfe Katharina's mit der entgegenstehenden Macht Oesterreich auf das Engste verbunden war. Die Theorie sagte ihm, daß die Interessen beider Staaten im Orient einander entgegenliefen; er zweifelte deshalb nicht, daß ihre augenblickliche aber unnatürliche Verbindung sich leicht werde lösen lassen. Durch eine gemeinsame Einmischung in die inneren Zwistigkeiten Hollands dachte er zunächst ein Verständniß mit England einzuleiten; der Allianz dieser beiden Staaten, verbunden mit der Unterstützung der russischen Pläne im Orient, schrieb er Anziehungskraft genug zu, um Rußland von Oesterreich abzuziehen. In der Wiederherstellung der alten Freundschaft Preußens mit Rußland, deren Verlust die letzten Jahre Friedrichs verdunkelt hatte, erblickte er den eigentlichen Kern seiner Politik. Wie er nun aber zur Durchführung seiner Entwürfe dem König ein energisches Vorgehen gegen Holland empfahl, indem er einem neuen Vermittlungsversuch zwischen dem Prinzen-Statthalter und den Patrioten durch militärische Demonstrationen Nachdruck zu geben anrieth, mußte er zu seinem nicht geringen Schmerze erleben, daß auch der neue König, dessen er sich schon im Voraus versichert zu haben meinte, nach den Rathschlägen des Grafen Finckenstein, der als der Erbe der fridericianischen Politik erschien, an der von König Friedrich den inneren Zwistigkeiten Hollands gegenüber beobachteten Neutralität festhielt. Hertzberg mußte vom König vernehmen, daß seine Leidenschaftlichkeit ihm wenig Vertrauen einflöße. Eine Entfremdung zwischen König und Minister trat ein, die allmählich so heranwuchs, daß H. der Prinzessin von Oranien schrieb, er habe unter der neuen Regierung noch weniger Einfluß als unter der alten. Eine Wandlung zugleich in dem politischen System Preußens und in den Beziehungen zwischen Friedrich Wilhelm II. und H. trat erst ein, als der König in Folge der Beleidigung der Prinzessin, seiner Schwester, durch die Patrioten, wegen deren eine ausreichende Genugthuung verweigert wurde, sich sehr gegen seinen Willen zu kriegerischen Maßregeln gegen Holland genöthigt sah. Zwar hielt Friedrich Wilhelm, auch indem er seine Truppen einrücken ließ, noch an dem Gesichtspunkt fest, daß er damit gleichsam nur einen persönlichen Ehrenhandel mit Holland ausfechte, nicht aber einen politischen Act vollziehe, der eine Aenderung seines bisherigen Systems in sich schließe; Graf H. selbst, welcher die Intervention zum Sturze der patriotischen Partei und zur Verständigung mit England zu benutzen vorschlug, wurde vom König in so harten Worten zurückgewiesen, daß er wieder einmal an seinen Rücktritt dachte; — aber die bei dem Anmarsch der Preußen in Amsterdam zu Gunsten des Erbstatthalters eingetretene Umwälzung, die der König nicht veranlaßte, deren Ergebniß er jedoch sicher gestellt zu sehen wünschte, sowie die ungeschickte Haltung Frankreichs, mit dem er vergebens sich zu verständigen gesucht hatte, führten dann doch wie von selbst zu einem Wechsel in der Politik, den der König gern vermieden, H. aber von Anfang an im Auge gehabt hatte. Der Berliner Vertrag vom 2. October 1787, in welchem Preußen und England die letzte Staatsveränderung in Holland aufrechtzuhalten beschlossen, und der Pariser Vertrag vom 27. October 1787, in welchem auch Frankreich dieselbe anerkannte, bezeichneten einen völligen Umschwung in der preußischen Politik. Im Gegensatz gegen eine mächtige Partei am Hofe, im Gegensatz gegen den König selbst, hatte Graf H. das neue System vorbereitet und soweit es ihm möglich durchgeführt. Was er immer empfohlen, Abwendung von Frankreich und Verbindung mit England, hatte jetzt zu einem Erfolge geführt, den der König niemals zu hoffen gewagt hatte. Es verstand sich, daß er nun dem Minister sein volles Vertrauen zuwandte, dem er bisher so zurückhaltend gegenüber gestanden hatte. Das Jahr 1788 bezeichnet den Höhepunkt der Stellung des Grafen Hertzberg: noch eben konnte sein baldiger Rücktritt möglich scheinen, jetzt war sein Einfluß mächtig genug, um auch den

Abschluß einer umfassenden Allianz mit England durchzusetzen. Aber der Erfolg bildete die Bedingung seiner Macht; er konnte sich nur behaupten, wenn er auch in der orientalischen Verwicklung, die sich eben erhob, den König von Erfolg zu Erfolg führte. Der Ausbruch des Krieges zwischen Rußland und der Türkei (August 1787) war von H. mit freudiger Bewegung begrüßt worden. Bei den Schwierigkeiten, in welche er die Mächte des Festlandes nach innen und außen verwickelt sah, im Angesicht des wohlgefüllten Staatsschatzes und des trefflichen preußischen Heeres, glaubte er den Augenblick gekommen, wo Preußen zugleich eine vortheilhafte politische Stellung und eine ansehnliche Gebietserweiterung erwerben könne. Die Allianz mit Rußland sollte den Weg zu beiden Zielen bahnen. Wenn Friedrich II. bei der Kriegsgefahr des Jahres 1783 bereit gewesen war, zu Gunsten der Türkei gegen Rußland die Waffen zu ergreifen, so war H. vielmehr der Ansicht und gewann auch den König dafür, daß man die orientalischen Entwürfe Katharina's vielmehr begünstigen müsse, um dadurch ihre Allianz mit Kaiser Joseph zu zerstören. Er hoffte im Verlaufe des türkischen Krieges die Kaiserin überzeugen zu können, daß sie in der Verbindung mit Preußen ganz andere Vortheile finden könne, als in der mit Oesterreich. Damit hing der Gedanke einer großen territorialen Veränderung auf das Engste zusammen: eben indem Preußen eine Erwerbung mache und Rußland zu einer solchen verhelfe, sollte dies gemeinsame Interesse Anlaß und Grundlage für ein dauerndes Einverständniß bilden. War der Gedanke, der Kaiserin Katharina zur Ausführung ihrer orientalischen Entwürfe die preußische Allianz annehmbar zu machen, schon an sich schwer zu verwirklichen, da Rußland durch die Freundschaft Oesterreichs im Orient mehr erlangte, als ihm Preußen je gewähren konnte, so hatte H. vollends für die Gebietsveränderungen einen Plan entworfen, dessen Undurchführbarkeit nur ihm selbst nicht einleuchtete und der das Verhängniß seines ganzen Lebens geworden ist. Wie wir schon andeuteten, war es ganz gegen seine Ansicht gewesen, daß Oesterreich bei der Theilung Polens Galizien erhalten hatte; es stand bei ihm fest, daß, so lange diese Provinz im Besitz Oesterreichs verbleibe, Preußen von einer immer drohenden und furchtbaren Gefahr umgeben sei. Diese Gefahr durch Rückgabe Galiziens an Polen zu beseitigen und dabei gleichzeitig die Erwerbungen Preußens auf Kosten Polens auszudehnen, das war der Gedanke, den H. in allem Wechsel der politischen Beziehungen vom Jahre 1772 bis zu seinem letzten Athemzuge mit einer Hartnäckigkeit festgehalten hat, die für ihn und Preußen nicht anders als verderblich werden konnte. Schon unter der Regierung Friedrichs des Großen, beim Ausbruch des baierschen Erbfolgekrieges und im Jahre 1783, hatte er diesen Gedanken angeregt. Jetzt gestaltete er ihn in der Weise aus, daß Oesterreich von der Türkei Moldau und Wallachei erwerben, dafür aber Galizien an Polen zurückgeben sollte, welches seinerseits an Preußen Danzig, Thorn und die Palatinate Posen und Kalisch überlassen würde. Rußland sollte durch Bessarabien mit Oczakow vergrößert werden. H. bedurfte mithin zum glücklichen Gelingen seines Planes der Unterstützung der verbündeten Mächte England und Holland, der Zustimmung Oesterreichs und Rußlands, der Freundschaft Polens, der Nachgiebigkeit der Türkei, und der wohlwollenden Haltung der übrigen Mächte Europas. Er verkannte diese Schwierigkeiten nicht ganz, aber er schlug sie doch zu gering an, und hegte nicht den mindesten Zweifel, daß die vortrefflichen Gründe und Beweise, mit denen er die Vertreter Preußens im Auslande posttäglich versah, schließlich alle Staaten von der Vorzüglichkeit seines Planes überzeugen würden. Ebenso wenig machte es ihn bedenklich, daß auch die Männer, denen er „den großen Plan" mittheilte, wie der alte Finckenstein und die preußischen Gesandten in Constantinopel, Wien und Petersburg, denselben so gut wie völlig verwarfen. Im Gegensatz zu seinen Anschauungen,

die auf der Freundschaft mit Rußland und einem wenigstens nicht feindseligen Verhältniß zu Oesterreich beruhten, verlangte eine ansehnliche Partei unter den preußischen Diplomaten, daß Preußen den ausgebrochenen Krieg vielmehr zur Demüthigung der beiden Kaiserhöfe benutze, indem es sich an die Spitze eines Bundes der denselben feindseligen Staaten Türkei, Polen und Schweden stelle. H. seinerseits verschmähte eine solche Bundesgenossenschaft und verwarf den Gedanken eines Angriffs auf die beiden Kaiserhöfe mit Entschiedenheit; nur im Einverständniß mit denselben, auf dem Wege freundschaftlicher Unterhandlungen hielt er die Verbesserung der politischen Stellung und die territoriale Vergrößerung Preußens für erreichbar. Seine Versuche aber, um zunächst mit Kaiserin Katharina zu einem Einvernehmen zu gelangen, blieben erfolglos: sie wies den Antrag Preußens auf Erneuerung des alten Bundes ebenso zurück, wie sie die Annahme der englisch-preußischen Vermittlung in dem Conflict mit der Türkei ablehnte. Und wenn der Plan Hertzberg's Niederlagen der Türkei und das Zurückdrängen derselben wenigstens bis an die Donau voraussetzte, so leisteten sie vielmehr den Russen nachhaltigen Widerstand und errangen über die Oesterreicher namhafte Vortheile. Kamen schon hierdurch die auf ganz anderen Erwartungen beruhenden Entwürfe Hertzberg's bedenklich ins Schwanken, so traten vollends im Herbst 1788 zwei Ereignisse ein, die endlich doch eine gewisse Wandlung in der preußischen Politik hervorriefen. Einerseits erfuhr man in Berlin, daß Rußland im Begriff stehe, mit Polen eine Allianz abzuschließen, welche den preußischen Plänen auf polnisches Gebiet ein für alle Mal ein Ende gemacht hätte. In der Aufregung, die diese Nachricht bei Friedrich Wilhelm II. wie bei H. erweckte, wurde beschlossen, Polen durch eine Declaration von dieser Allianz abzumahnen und zu einer Verbindung mit Preußen einzuladen. Damit wurden Beziehungen zu Polen angeknüpft, die sich, besonders durch die geschickte Thätigkeit des Marquis Lucchesini, bald sehr innig gestalteten. In noch entschiedenerer Weise als durch diese Annäherung an Polen trat Preußen andrerseits der russischen Politik dadurch entgegen, daß es durch eine energische Erklärung den Verbündeten der Kaiserin, den König von Dänemark zwang, von seinem Angriff auf das mit Rußland in Krieg begriffene Schweden abzustehen. Auch hieran knüpfte H. einen sehr verwickelten Plan; er hoffte Schwedisch-Pommern zu erwerben, freilich nicht mehr durch ein Einverständniß mit Rußland, sondern auf Kosten dieses Staates. So begann die preußische Politik das ursprüngliche System Hertzberg's, der immer eine freundschaftliche Verständigung mit den Kaiserhöfen verfochten hatte, zu verlassen, ohne doch das entgegengesetzte System, den Gedanken der Feindseligkeit gegen die Kaiserhöfe, die Führerschaft der europäischen Opposition gegen dieselben rückhaltlos zu ergreifen. Indem aber Preußen die entgegenkommende Haltung, für die es bei Rußland keine Erwiderung gefunden hatte, scheinbar aufgab und der Machtentfaltung desselben im Osten wie im Norden entgegentrat, verlor es gleichwohl die Möglichkeit einer Verständigung mit Rußland nicht aus den Augen. Man fing an mit Polen über eine Allianz zu unterhandeln, aber man dachte nach wie vor sich durch polnisches Gebiet zu vergrößern. Seltsame Lage! Im Vereine mit Bundesgenossen, die man im Grunde der Seele verachtete, mit Polen, Türken, Schweden, sah man sich in einen Kampf fortgerissen gegen die russische Macht, mit der man am liebsten aufs Innigste verbunden gewesen wäre. Zu diesen Schwankungen der preußischen Politik, welche derselben für die nächsten Jahre den Charakter zugleich der Schwäche und der Zweideutigkeit aufdrückten, trug es noch bei, daß König Friedrich Wilhelm II. und Graf H. bereits nicht mehr dieselbe Linie innehielten. Während H., wiewohl er dem Wechsel der politischen Verhältnisse durch wiederholte Modificationen gerecht zu werden strebte, doch im Grunde seinen Ausgleichungs- und Aus-

tauschungsplan immer festhielt und an der Durchführbarkeit desselben durch diplomatische Unterhandlungen nicht verzweifelte, neigte der König von Tage zu Tage mehr dahin, die Vergrößerung Preußens und die Schwächung der Kaiserhöfe mit dem Schwert in der Hand herbeizuführen. H. hätte im August 1789 am liebsten die Dinge in der einen oder andren Weise zur Entscheidung gebracht; er dachte, durch militärische Demonstrationen oder schlimmsten Falls durch einen Herbstfeldzug die widerstrebenden Mächte zur Annahme der preußischen Entwürfe zu zwingen. Aber bei den Berathungen, die Ende August 1789 in Neiße und Breslau stattfanden und von denen fern gehalten zu sein, H. immer bitter beklagt hat, wurde dann doch beschlossen, entscheidende Schritte bis zum Frühjahr 1790 zu vertagen. Mit dieser Wendung hing es denn auch zusammen, daß König Friedrich Wilhelm die Leitung der preußischen Politik wieder im Wesentlichen selbständig in die Hand nahm, recht im Gegensatz zu dem Grafen H., dem nur mehr ein untergeordneter Antheil daran verblieb. Es geschah auf ausdrücklichen Befehl des Königs und nicht ohne Widerspruch Hertzberg's, daß im Winter von 1789/90 die Bündnisse mit Polen und Türken zum Abschluß kamen, und daß Preußen den Aufstand der Belgier sowie die Gährung in Ungarn und Galizien theils offen, theils geheim unterstützte. H. wollte alle diese Momente nur als Hebel der diplomatischen Action benutzen, ohne sich mit jenen Völkern so weit einzulassen, daß der Bruch mit den Kaiserhöfen unvermeidlich würde; er begleitete den Gang der preußischen Politik, wie er sich unter den kriegerischen Impulsen des Königs gestaltete, mit seiner Kritik und seinen Klagen. Als dann im Frühjahr 1790 von Leopold II. Unterhandlungen zum Zweck der Aussöhnung mit Preußen angeknüpft wurden, durfte H. noch einmal versuchen, seinen großen Plan auf diplomatischem Wege zu verwirklichen. Bei den Verhandlungen zu Reichenbach war er in der That eben auf dem Punkte, die Zustimmung wenigstens Oesterreichs zu einem beschränkten Austausch türkischer, galizischer und polnischer Gebiete zu erlangen, als König Friedrich Wilhelm, müde der endlosen Weiterungen Oesterreichs und besorgt vor einem türkischen Separatfrieden, seinem Minister befahl, die Wiederherstellung des status quo vor dem österreichisch-türkischen Kriege zur Bedingung der Verständigung zu machen. Unter äußerstem Widerstreben mußte H. sich gleichwohl fügen; die Declarationen, die zu Reichenbach mit Oesterreich ausgewechselt wurden, stammen noch aus seiner Feder, aber irgend eine politisch eingreifende Maßregel ist nicht mehr von ihm ausgegangen: er war von Stund an gleichsam wieder in die Stellung eines Unter-Staatssecretärs zurückgedrängt, die er unter Friedrich II. eingenommen hatte. Es war nicht nur jene dünkelhafte Hartnäckigkeit, mit der er inmitten aller Hemmnisse und alles Widerspruchs an dem einmal entworfenen Plane festhielt, was den König gegen H. aufbrachte; längst wurde ihm auch vorgeworfen, daß er die ihm anvertrauten Staatsgeheimnisse nicht zu hüten wisse, und es war dahin gekommen, daß verbündete Staaten ihre Zurückhaltung mit der bekannten Schwatzhaftigkeit des Grafen H. zu entschuldigen pflegten. H. bemerkte wohl die Kälte des Königs gegen seine Person; er wußte auch, daß Bischoffwerder und Lucchesini ihm entgegenarbeiteten. Dennoch konnte er sich nicht entschließen, seinen Abschied zu fordern oder auch nur seine alten Pläne fallen zu lassen. Während der König im Verein mit England auch die Kaiserin von Rußland zur Annahme des status quo zu zwingen den Anlauf nahm, wollte H. nach wie vor die Ausgleichung der russischen und preußischen Interessen durch Gebietsaustauschungen herbeiführen. Die Folge dieser Verblendung war, daß der König, der schon zuweilen die von seinem Minister entworfenen und von ihm selbst unterzeichneten Erlasse durch eigenhändige Weisungen insgeheim wieder aufgehoben hatte, ihn nun auch über die neue Wendung der preußischen Politik, die Annäherung an Oesterreich, völlig

in Unkenntniß ließ und ihm endlich in Schulenburg und Alvensleben, mit dem H. immer in schlechtem Einvernehmen gewesen war, zwei neue Minister für die auswärtigen Angelegenheiten an die Seite gab. H. ertrug, wiewohl unter lauten Klagen, auch diese Kränkung; als ihm aber in Folge einer neuen Indiscretion die Kenntniß der wichtigsten Correspondenzen mit den Vertretern Preußens im Auslande entzogen wurde, bat er um seine Entlassung (5. Juli 1791). Diese wurde ihm zwar nicht ausdrücklich gewährt, doch hatte der König nichts dawider, daß er sich von den Geschäften zurückzog und sich auf das Curatorium der Academie und die Aufsicht über den Seidenbau, um dessen Pflege und Verbreitung er nicht geringe Verdienste hatte, beschränkte. H. ertrug die aufgezwungene Muße mit wenig Würde; es war ihm widerwärtig, aus der Fülle einer fast übermäßigen Thätigkeit heraus sich in Unthätigkeit versetzt zu sehen. Der König kümmerte sich nicht mehr um seinen Minister; er hat ihn gegen Ende des Jahres 1791 noch einmal zu sich geladen, doch ohne mit ihm zu sprechen. H. dagegen hörte nicht auf, den König mit Denkschriften und Briefen zu bestürmen, in denen er zugleich seine frühere Politik rechtfertigte und Rathschläge für die Zukunft ertheilte, seine unverdiente Zurücksetzung beklagte und seine Fähigkeit zur Verwaltung eines jeden Ministeriums in Preußen hervorhob. Seine gesellschaftliche Stellung, die schon unter einer nicht verhüllten königlichen Ungnade litt, verschlimmerte sich dann immermehr dadurch, daß er allmählich und nicht mit Unrecht für einen Frondeur, einen Demokraten, einen Anhänger der französischen Revolution zu gelten anfing. Er war unvorsichtig genug, in Schreiben an französische Diplomaten den Gang der preußischen Politik und besonders die neue Theilung Polens zu mißbilligen, Schreiben, die ihren Weg in die Zeitungen fanden und ihm vielfache Unannehmlichkeiten zuzogen. Die Folge war, daß seiner literarischen Thätigkeit Hindernisse bereitet wurden, indem man die Veröffentlichung des dritten Theiles seines „Recueil“ verbot, und daß auch sein Plan einer Geschichte Friedrichs des Großen sich keiner Förderung zu erfreuen hatte. Alle diese Verhältnisse verbitterten die letzten Tage Hertzberg's in der empfindlichsten Weise; zahlreiche Briefe, die noch erhalten sind, geben davon ein trauriges Zeugniß. Der Name „Reichenbach“, das er als den Anfang alles Unglücks ansah, kehrt darin immer wieder. Aus diesen Briefen klingt es wie ein langer Klageschrei, der leiser und leiser wird, um endlich zu verstummen. Am 27. Mai 1795 ist H. in Berlin gestorben, nachdem eine langwierige Krankheit allmählich seinen Körper aufgelöst und seinen Geist umnachtet hatte.

Weddigen, Fragmente zu dem Leben des Grafen von Hertzberg. Bremen 1796. Posselt, Ewald Friedrich Graf von Hertzberg, Tübingen 1798. Hertzberg, Recueil des déductions, manifestes etc. 1756—1790. I. II. Berlin 1789. III. 1795 o. O. Köpke (Zeitschrift für Geschichtswissenschaft I), des Grafen Hertzberg Abriß seiner diplomatischen Laufbahn, mit Précis de la carrière diplomatique du comte de Hertzberg. (Dieser wenig zuverlässige Précis ist die Ueberarbeitung zweier von H. dem König Friedrich Wilhelm II. am 1. Aug. 1791 überreichten Denkschriften). Von neueren Arbeiten sind, außer den Werken von Häusser, Herrmann, Ranke, Sybel, Zinkeisen, zu erwähnen: Duncker (Hist. Zeitschrift 37) Friedrich Wilhelm II. und Graf Hertzberg (zu günstig für Friedrich Wilhelm II.). E. Fischer (Staatsanzeiger 1875, Beilage 22 und 23), Hertzberg als Archivar. Bailleu (Historische Zeitschrift 42. Bd.), Graf Hertzberg.

Bailleu.

Hertzberg: Wilhelm Adolf Boguslaw H., geb. am 6. Juni 1813 zu Halberstadt, † am 7. Juli 1879 als Gymnasialdirector in Bremen. Schon als Kind durch Lebhaftigkeit des Geistes ausgezeichnet und frühzeitig mit hoher Begeisterung den Studien zugewandt, widmete sich Hertzberg, nachdem er Michaelis

1831 das Gymnasium seiner Vaterstadt verlassen, in Halle, vorzugsweise unter Bernhardy's Leitung, den classischen Sprachen und zwar, nachdem er aus Bonn, wo er zwei Semester studirte, Ostern 1834 nach Halle zurückgekehrt war, vorzugsweise den Dichtern der augusteischen Zeit. An seine Dissertation „de S. Aurelii Propertii amicitiis et amoribus“, durch die er am 31. August 1835 die Doctorwürde erwarb, schlossen sich während der Jahre, wo er in Halberstadt (bis Ostern 1837), Stettin (bis Joh. 1840) und wieder in Halberstadt (bis Mich. 1842) als Gymnasiallehrer wirkte, unausgesetzte Studien über denselben Dichter; aber wenn auch einzelne Specimina desselben in Programmen, Abhandlungen, Recensionen und einer metrischen Uebersetzung ans Licht traten, so zerstörte doch eine Feuersbrunst das schon vollendete Manuscript des Hauptwerkes, das in Folge dessen erst 1843—45 in neuer Ausarbeitung unter dem Titel „Sex. Aurelii Propertii Elegiarum libri quattuor“ in vier Bänden bei Lippert in Halle das Licht erblickte. Von der Kritik, besonders der Lachmann'schen Schule heftig angegriffen, ist das Werk doch nichts desto weniger ebensowohl ein Beweis für die unermüdliche Ausdauer und Gelehrsamkeit des Verfassers, wie für das feinsinnige Verständniß und die gründliche ästhetische Durchbildung, mit der er an seinen Autor herangetreten war. Dieselben Eigenschaften bewährte er in den kleineren Arbeiten der folgenden Jahre, unter denen die Abhandlung „über den Begriff der antiken Elegie in seiner historischen Entwickelung“ (in Prutz' Lit.-hist. Taschenbuch 1845 und 46), die Uebersetzung der alexandrinischen Elegiker (Ztschr. f. Alterthumswissenschaft 1847) und Babrios' Fabeln mit einer Abhandlung über die historische Entwicklung der Fabel (1846) besonders hervorragen. Mittlerweile war er durch seine amtliche Stellung den classischen Studien etwas ferner gerückt. 1842 als Oberlehrer an die höhere Bürgerschule in Elbing berufen, hatte er schon 1845 das Directorat derselben erhalten und sah sich dadurch je länger desto mehr auf eine Beschäftigung mit der englischen Sprache hingewiesen. Freilich ließ er sich auch dadurch dem Alterthum nicht entfremden, sondern bewies durch zahlreiche vortreffliche Uebersetzungen (Ovid's erotische Dichtungen, Virgil's Aeneis und kleinere Gedichte, vier Comödien des Plautus und — gemeinsam mit Teuffel in Tübingen — Catull und Juvenal), daß er einen großen Theil seiner unerschöpflichen Arbeitskraft noch immer dem alten Felde widme. Aber daneben trat nun doch gleichberechtigt das Studium der englischen Literatur, von dem einerseits die vorzüglichen Uebersetzungen Tennyson's, Chaucer's, Shakespeares, des Herrn der Inseln von Scott und einiger anderer poetischer Werke, andrerseits wissenschaftliche Untersuchungen besonders über Chaucer und Shakespeare Zeugniß ablegen. Wenn sich nun Hertzberg durch diese fruchtbare Thätigkeit einen anerkannten literarischen Namen verschafft hat, so stand er in nicht minder hohem Ansehn als Schulmann. Die Elbinger Schule war unter seiner Leitung und unter der Mitwirkung tüchtiger Collegen, wie Kreyssig und Friedländer, zu hoher Blüthe gelangt; seine Wahl zum Mitgliede der Directorenconferenzen, welche der Minister Ladenberg 1849 nach Berlin berief, bekundete das Vertrauen, das ihm seine Collegen entgegentrugen. Trotzdem sah er sich in der Reactionsepoche in seiner amtlichen Wirksamkeit vielfach gehemmt, durch Denunciationen belästigt und durch Verweigerung der Bestätigung, als er zum Director eines städtischen Gymnasiums gewählt war, gekränkt. Bei dem Freimuth, mit dem er zu aller Zeit seine liberalen Grundsätze bekannt, und der regen politischen Thätigkeit, die er besonders 1848 in Elbing entfaltet, war das freilich nicht zu verwundern; aber für ihn selbst lag darin ein starker Antrieb, außerhalb Preußens sich ein Feld freierer Wirksamkeit zu suchen, und er fand dasselbe, wie er es sich nicht besser hätte wünschen mögen, als ihn der Bremer Senat 1858 zur Leitung der Handelsschule berief, und vollends, als ihm 1866 die Direction des Gymnasiums

übertragen wurde. Während der zwei Decennien, die er der freien Hansestadt angehörte, erwarb er sich auf allen Seiten Anerkennung, Liebe und Vertrauen in einem Maße, wie es selten gefunden wird. Der Macht seiner geistvollen Persönlichkeit, dem Feuer seiner Rede, der Liebenswürdigkeit seines Umgangs vermochte sich Niemand, ob Freund oder Vorgesetzter, ob Schüler oder College, zu entziehen, und als ihn nach schweren und qualvollen Leiden ein bei seiner sonstigen Rüstigkeit unerwartet früher Tod dahin raffte, hinterließ er in dem öffentlichen Leben seiner Adoptiv-Heimath und vollends in ihrem Schulwesen, eine Lücke, die noch lange schmerzlich empfunden werden wird.

Zur Erinnerung an Prof. Dr. Wilh. Hertzberg, Director des Gymnasiums zu Bremen. Als Manuscr. gedruckt. — Darin: Nekrolog aus der Weser-Zeitg., 28.—31. Aug. 1879 von Dr. Const. Bulle. Bulle.

Hertzog: Johann Friedrich H., Rechtsconsulent, geboren den 6. Juni 1647 in Dresden, besuchte seit 1662 die Fürstenschule zu Meißen, studirte seit 1670 zu Wittenberg, war dann einige Jahre Hauslehrer und lebte darauf seit 1674 in Dresden, wo er „durch Advociren sein ehrlich Auskommen fand“ und am 21. März 1699 unter Hinterlassung einer Wittwe mit 9 Kindern im 52. Jahre starb. H. (und nicht Dr. Samuel Veiel aus Ulm) ist Verfasser des verbreiteten Abendliedes: „Nun sich der Tag geendet hat und keine Sonn mehr scheinet“, das sich noch in Gemeindegesangbüchern findet. Er hat es i. J. 1670 als Student zu Wittenberg als Parodie eines weltlichen Liedes gleichen Anfangs des Kammer- und Hof-Musicus Adam Krieger, gest. 1666, gedichtet. Andere Lieder von ihm scheinen nicht bekannt zu sein. Er war ein frommer Christ und gewissenhafter Jurist, dabei ein großer Liebhaber der Musik.

Vgl. Wetzel, Hymnopoeographia I., Seite 418 f. Kirchner, Liederverfasser S. 21. Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f. 3. Aufl., 3. Band, S. 361 ff. l. u.

Hertzog: Bernhard H., Hanau-Lichtenbergischer Amtmann, nach der Zeit seiner Wirksamkeit dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts angehörig, erwähnenswerth als Verfasser einer Chronik des untern Elsasses, die im Jahre 1592 unter dem Tit. „Chronica Alsatiae oder Edelsasser Chronik und ausführliche Beschreibung des unteren Elsasses, vom Rhein u. s. w.“ gedruckt erschien. Das Werk ist eine Compilation, in 10 Bücher eingetheilt, von welchen die beiden ersten die Kaisergeschichte von Julius Cäsar bis auf Rudolf II. (J. 1591) mit besonderer Rücksicht auf Deutschland und Elsaß behandeln, die übrigen acht die Geschichte, beziehungsweise die Beschreibung des untern Elsasses nach bestimmten Gruppen der Klöster, der Bischöfe, des Adels und der Städte zum Gegenstande haben. An Sammlerfleiß hat es dem Verfasser nicht gefehlt, dagegen aber an historischem Sinn und wissenschaftlicher Kritik. H. ist Protestant, über die Kirchenreformation im Elsaß weiß er aber wenig zu sagen, offenbar, weil ihn seine Quellen dabei zufällig im Stiche ließen. Der stoffliche Werth seiner Chronik besteht in originalen Nachrichten über die adeligen und bürgerlichen Geschlechter des unteren Elsaß und dgl. Das Geburts- wie das Sterbejahr Hertzog's sind unbekannt.

Zu vgl. S. 69—70 der allgemeinen Einleitung K. Hegel's zu dem 1. Bde. der Chroniken der oberrheinischen Städte. Wegele.

v. Hervorden: Vicco (Friedrich) v. H. war einer der Rostocker Bürgermeister beim Ausbruch des Volksaufstandes 1487 wegen der Stiftung des Domes. Weniger als die übrigen gehaßt und fügsamer blieb er bei der Bürgerschaft und an der Spitze des Rathes, trotz der Wahl der Sechziger. 1489 wurde er aber in einem (fast communistischen) Aufstande durch Hans Runge entsetzt und in den Thurm geworfen mit seinem Amtsgenossen Gerhard Bocholt und dem Raths-

herrn Hermann von Waren. Die wegen der Rostocker Fehde am 27. Februar in Wismar tagenden Hansestädte forderten vergeblich durch den berühmten Albert Kranz ihre Entlassung, die Menge dachte sogar an seine Hinrichtung, doch entkam er. Die H. (Herverden, Herferden, Herweden) gehören zu den älteren Rostocker Patriziern, der Name weist nach Westfalen. Das Geschlecht saß noch öfter im Rathe, Johann oder Hans v. H., Rathsherr 1530, hielt sich zur Reformation. Bürgermeister seit 1552 spielte er in den Religionswirren, wegen der Opposition der Geistlichen gegen Draconites und Kittelius, im Sinne der Ordnung und des Regimentes eine Rolle, erlebte die letzten Sechziger, führte mit Bürgermeister Hinrich Göldeniz nach dem Ausgleich wegen der räthlichen und fürstlichen Universitätsprofessoren die letzteren am 3. Juli 1563 in das Concilium ein, so daß sie nun Ein Collegium bildeten, und verhandelte noch 1565 mit Johann Albrecht bei dessen Ueberfall von Rostock. Alters halber dankte er ab, seine 3 Söhne, von denen Johannes 1572 und Viet 1585 in den Rath kam, sind die letzten des Geschlechts im Rathe, ein anscheinend jüngerer Johannes kommt noch 1605 vor.

Vergl. Lucas Bacmeister bei v. Westphalen Mon. Ined. I. Ungnaden, Amoen. Lisch, Jahrb. IX und XIX. Krabbe, Univ. Rostock. (v. Nettelbladt) Wöchentl. Rostocker Nachrichten und Anzeigen 1759—61 und 1838 (Karsten). Krause, Rostocker Chronik. Osterprogr. 1880. Krause.

Herwarth: s. **Hoerwarth.**

Herwegh: Georg Friedrich Rudolf Theodor Andreas H., wurde in Stuttgart, wo sein Vater, Ernst Ludwig H., Traiteur war, am 31. Mai 1817 geboren. Hier erhielt er den ersten Unterricht; später wurde der reich begabte, aber von heftigen Nervenkrankheiten geplagte Knabe, dem sein poetisch-declamatorisches Talent schon jetzt Lob errang, im niedern Seminar zu Maulbronn weiter gebildet. Am 23. Octbr. 1835 bezog er als stud. theol. die Universität Tübingen, indem er zugleich in das evangelisch-theologische Seminar eintrat. Die strenge Disciplin der Anstalt empfand H., dessen Hang zum Ungehorsam bereits die Zeugnisse aus Maulbronn rügten, bald als beengende Fessel, die er wiederholt zu durchbrechen versuchte; mehrfache Strafen und schließlich die Entlassung aus dem Stift (5. Aug. 1836 unter dem Ephorus Professor Dr. H. C. W. Sigwart) und eine amtliche Warnung von Seiten des Rectors der Universität (8. Aug.) waren die Folgen. Mit dem Austritt aus dem Seminar schwand die Neigung zum Studium der Theologie völlig: Frd. Dav. Strauß, gleichfalls ein Zögling des Tübinger Stiftes, hatte seit 1835 durch sein „Leben Jesu“ eine weithin wirkende revolutionäre Bewegung in der theologischen Wissenschaft hervorgerufen; H. gab nun das bisherige Studium trotz des anfänglichen Widerstandes seines Vaters auf und weilte im Winter 1836/37 als stud. jur. in Tübingen, belegte aber nur eine Vorlesung über Pandekten bei dem Kanzler K. Gg. v. Wächter (1797—1880). Ernster beschäftigte ihn der Gedanke an ein freieres Dichter- und Schriftstellerleben, und so äußerte er schon 1836 dem Herausgeber der Zeitschrift „Europa“, August Lewald (1793—1871), seinen Wunsch, „die Universität zu verlassen und sich nach eignem Trieb und Gefallen den Wissenschaften hinzugeben“. Einzelne lyrische Versuche fanden in dem Album der „Europa“ willfährige Aufnahme; so kehrte H. denn um Ostern 1837 nach Stuttgart zurück. Hier war Lewald ziemlich der einzige Freund des Einsamen, der jüngere Genossen abstieß. Da seine armen Eltern ihn nur kümmerlich unterstützen konnten, bot Lewald ihm eine kleine Stelle bei der Redaction der „Europa“ an. Mancherlei Pläne für die Zukunft, der Gedanke, für das Theater zu schreiben, stiegen dem Dichter auf; zunächst bestimmte er aus einer Fülle von

poetischen Gebilden, die ihm überreich aus seinen Erlebnissen und Empfindungen entsprangen, nur die gelungensten, bald heiter im leichten Stil frische Lebens- und Liebeslust athmend, bald elegisch-schwärmerischen Charakters, zum Druck in der „Europa". Eine vorübergehende Störung erlitt dieses Dichten und Träumen, als H. am 7. März 1838 zum Militärdienst ausgehoben wurde. Nach einigen qualvoll in der Kaserne verbrachten Wochen wurde er auf ein dem König eingereichtes Befreiungsgesuch allerdings beurlaubt (26. März 1838), am 6. Juli 1839 aber, nachdem er auf einem Balle in Zwist mit einem Officier gerathen war, zur Strafe wieder einberufen. Er leistete keine Folge, sondern floh nach dem Schweizer Dorfe Emmishofen bei Constanz im Canton Thurgau. Auch von dem neuen Aufenthaltsorte aus steuerte er noch Jahre lang Gedichte zu den Beiblättern der „Europa", dem Album der Boudoirs und dem lyrischen Album, bei; hingegen die in Stuttgart begonnene Uebersetzung der sämmtlichen Werke des Alphonse de Lamartine (Stuttgart 1839—40, in 30 Lieferungen 1842—44 noch einmal ausgegeben) vollendete er nicht: der letzte (sechste) Band, der den „Fall eines Engels" enthält, wurde von Gustav Diezel besorgt. H. bezeichnete seine Wiedergabe des französischen Dichters selbst als „treu, aber keineswegs schön"; Lamartine's Rhythmus, „vielleicht das Beste an ihm", der „unendliche Wohlklang seiner Verse" sei durchaus verloren gegangen. H. gab genau den Inhalt des Originals wieder, an das er sich auch in der Form fast immer anschloß: sogar der strophenlose Alexandriner wurde meist beibehalten. Aber trotz allem rhetorischen Schwunge, der die Uebersetzung noch mehr als ihr französisches Vorbild belebt, klingt manches Stück ziemlich nüchtern: es fehlt jede Melodie. Namentlich die rein lyrischen Stellen leiden unter diesem Mangel, weniger die beschreibenden oder ruhig erzählenden Partien und die prosaischen Werke, die H. in ein anmuthig fließendes, zugleich klares und prägnantes Deutsch übertrug. Manchmal erinnert sein Ausdruck entfernt an Gustav Schwab's Versuch, der schon 1826 auserlesene Gedichte Lamartine's (aus den méditations poétiques) nicht viel freier, aber weitaus poetischer übersetzt hatte. In Emmishofen betheiligte sich H. mit Eifer und Fleiß an der Redaction der neu gegründeten „Deutschen Volkshalle", welche Joh. Gg. Aug. Wirth (1798—1848) in Bellevue bei Constanz herausgab. Während der J. 1839 und 40 verfaßte er für diese Zeitschrift neben verschiednen Gedichten eine Reihe kritischer Aufsätze, vorzugsweise Recensionen (gesammelt 1845 von der Verlagsbuchhandlung: „Gedichte und kritische Aufsätze aus d. J. 1839 u. 40 von Georg H."). Hier strebte er darnach, theils hervorragende Dichter der letztverflossenen Jahrzehnte, Jean Paul, Achim v. Arnim, Hölderlin, besonders Platen und Robert Burns, nach ihrem wahren Verdienst zu würdigen und seinem Volke, das sie nicht kannte oder verkannte, näher zu bringen, theils die besseren Autoren der Gegenwart scharf zu scheiden nach den beiden Richtungen der Poesie, welche Börne, Herwegh's Ein und Alles, und dessen Antipode Heine eingeschlagen hatten und nach welchen jenem Gutzkow mit wenigen Genossen, diesem Heinr. Laube, Ferd. Gust. Kühne und Theodor Mundt folgten. Unbeachtete Talente, wie Jos. Eman. Hilscher (1806—37), pries er enthusiastisch; unkünstlerische oder unzeitgemäße Producte traf er mit unerbittlich strenger Kritik. Für Verbesserung des Looses der Schriftsteller in Deutschland suchte er zu wirken; vornehmlich aber predigte er mit leidenschaftlicher Energie die demokratischen Principien der neuesten Litteratur, das Recht der „Poesie der Hütte", die Nothwendigkeit der Opposition des Dichters gegen den Staat. Bald erschien H. aber die „Deutsche Volkshalle" zu gemäßigt; als er Ende April 1840 auf einem Ausflug an den Vierwaldstätter See von neuen Freunden, namentlich Professor Julius Fröbel, in Zürich festgehalten wurde, trat er kurz darauf von der Theilnahme an Wirth's Zeitschrift zurück. In den

ersten Monaten des J. 1841 hielt er vor einem ansehnlichen Zuhörerkreis in Zürich Vorträge über die neueste Litteratur seit Goethe's Tode. Aufgemuntert von den gleichgesinnten Genossen, ließ er bald darnach 1841 zu Zürich und Winterthur im Verlag des litterarischen Comptoirs die „Gedichte eines Lebendigen, mit einer Dedication an den Verstorbenen" (gegen die „Briefe eines Verstorbenen" des Fürsten Pückler-Muskau von 1830 und 31 gerichtet) erscheinen, die in demselben und in den beiden folgenden Jahren zu wiederholten Malen neu aufgelegt wurden. Dem allgemeinen Verlangen nach einem unbestimmten Freiheitsideal, das der Dichter mit seiner Zeit theilte, war hier ein stürmischer Ausdruck in der Poesie gegeben. Nur der revolutionäre Grundgedanke ist allen diesen Gedichten gemeinsam; während H. aber in einzelnen derselben, den künftigen Gang der Geschicke vorahnend, die Einigung Deutschlands durch Preußen, den Krieg gegen eroberungslustige Nachbarn an den Grenzen und gegen römische Gesetze im Innern des Vaterlandes entschieden fordert, verirrt er sich in andern zu vagen oder einander widersprechenden, bald republikanischen, bald politisch ganz unklaren Vorstellungen von der Freiheit und dem Kampf für sie. Herwegh's lyrische Anlage neigte ursprünglich aber mehr zur sentimental-schwärmerischen Poesie: die wenigen Gedichte, in denen der Verfasser, der Politik abgewandt, sich weichen, schwermüthigen Regungen hingibt, sind die Krone der Sammlung. Platen ist namentlich für die Sonette (großentheils schon vorher in der „Europa" gedruckt) Herwegh's Muster; auch in der politischen Poesie eiferte dieser außer Beranger, dem Sänger des Volksliedes, vorzüglich ihm nach: seine Polenlieder pries er als das Herrlichste, was je auf dem Grabe von Helden gesungen wurde. Platen's Pathos und Formenstrenge eignete er sich in hohem Grade an; oft aber versagt seiner unruhigen Phantasie die plastische Gestaltungskraft, und sie vermag uns blos eine Reihe tautologischer Bilder ohne fortschreitende Handlung vorzuführen. Nachdem H. die zweite Auflage seiner Gedichte hatte erscheinen sehen, verweilte er vom Herbst 1841 bis Frühling 1842 in Paris. Im Herbst 1842 unternahm er eine Reise durch Deutschland, die zu einem wahren Triumphzug für den Dichter wurde. Zu Jena, wo er Robert Prutz besuchte, und Weimar von den Studenten, in Leipzig, Dresden und Berlin von den politischen Freunden mit Ehren überhäuft, schien er den Gipfel der Auszeichnung ersteigen zu sollen, als ihn König Friedrich Wilhelm IV. durch seinen Leibarzt Professor Dr. Schönlein, von Zürich her Herwegh's Freund, in den letzten Tagen des Novembers 1842 zu einer Audienz rufen ließ, von der er ihn mit wohlwollend anerkennenden Worten als „ehrlichen Feind" verabschiedete. H. begab sich gleich darauf nach Königsberg, wo neue Ehren ihn berauschten. Gleichzeitig wurde jedoch von dem preußischen Ministerium nicht nur den Studenten in Königsberg die Theilnahme an jeder öffentlichen Feier Herwegh's untersagt, sondern auch der Verkauf des „Deutschen Boten aus der Schweiz", einer neu angekündigten Zeitschrift, deren Redaction H. übernommen hatte, in Preußen verboten. Der Dichter kehrte um die Mitte des Decembers nach Berlin zurück, sandte aber vorher noch am 19. December ein Schreiben an König Friedrich Wilhelm, in welchem er sich heftig über das Vorgehen seiner Minister beklagte und taktlos die Vergeblichkeit ihrer Bemühungen und die Unwandelbarkeit seiner republikanischen Ueberzeugung versicherte. Durch die Indiscretion eines Freundes wurde der Brief ohne Herwegh's Wissen und Wollen am 24. December in der Leipziger allgemeinen Zeitung gedruckt. Das Verbot dieser Zeitung in den preußischen Staaten und die sofortige Ausweisung des Dichters aus Berlin war die Folge. Er wandte sich mit seiner Braut Emma Siegmund (am 16. Novbr. 1842 in Berlin mit ihm verlobt) nach Stettin, um Prutz noch einmal zu begrüßen; allein auch hier ebensowenig wie in Leipzig und Frank-

urt a/M. geduldet, kehrte er am 12. Januar 1843 nach Zürich zurück, vielfach geschmäht und selbst von gleichstrebenden Geistern, wie Ferdinand Freiligrath, verspottet. Auch hier war seines Bleibens nicht. Zwar feierten die Studenten am 13. Januar seine Zurückkunft mit einem Ständchen; der Regierungsrath lehnte jedoch am 9. Februar sein Gesuch um die Erlaubniß zur Niederlassung einstimmig ab. Zwei Tage darauf erneuerte H. den früher bereits dreimal vergeblich gemachten Versuch und reichte eine Eingabe an den König von Würtemberg um Befreiung vom Militärdienst und um ungehinderte Rückkehr in die Heimath ein. Am 19. Februar genehmigte König Wilhelm I., dem mehrere „in Leipzig wohnende Schriftsteller und andere patriotische Männer“ am 10. März den „frei dem Herzen entströmenden, innigsten Dank“ dafür aussprachen, die erste Bitte unter der Bedingung, daß H. aus Würtemberg auswandere; wenige Wochen darnach erhielt dieser das Bürgerrecht im Canton Basel Landschaft, trat aber sogleich, nachdem er seine Hochzeit gefeiert, im Anfang des Aprils 1843 eine Reise nach der Provence an. Der letzte Anlaß all' dieser Wirrnisse, die projectirte Zeitschrift erschien nicht. Die für die ersten Monatshefte derselben bestimmten Aufsätze gab H. 1843 unter dem Titel „Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz“ heraus. Er selbst lieferte dazu nur wenige poetische Beiträge, die er mit dem schon 1841 in Zürich erschienenen Gedichte „Die deutsche Flotte, eine Mahnung an das deutsche Volk“ und anderen lyrisch-epigrammatischen Versuchen 1844 in Zürich und Winterthur zu einem zweiten Band der „Gedichte eines Lebendigen“ vereinigte. Die Stücke dieser Sammlung theilen die Mängel der Gedichte des ersten Bandes; ihnen fehlt aber die zündende Kraft jener früheren Gesänge. Noch finden sich einige ausgezeichnete wehmüthig-weiche Klänge; allein bei den meisten Gedichten schlägt ein scharfer, epigrammatisch verletzender Ton durch. Beranger und Platen sind noch immer die Muster, denen H. nachstrebt; zu ihnen gesellt sich aber der Einfluß des früher energisch bekämpften Heine und zwar nicht des jugendlichen, noch harmloseren Lyrikers, sondern des späteren, sarkastischen Satirikers. So machen den bedeutendsten Theil jener zweiten Sammlung denn auch die „Xenien“ aus, eine Anzahl bissiger, in ihrer Art oft gelungener Epigramme, die aber auch zahlreiche persönliche und nicht immer taktvolle Ausfälle des Dichters darbieten. Auf die Zeitgenossen, die überdies von dem Eindruck der Berliner Vorgänge noch nicht völlig frei waren, übten diese neuen Gedichte nur geringen Einfluß. H. selbst war mit seiner Abreise aus der Schweiz vom Schauplatz zurückgetreten. Erst 1848 bei dem Aufstand Hecker's und Struve's führte er von Paris aus, wo er im persönlichen Verkehr mit Heine, Beranger und George Sand die vorhergehenden Jahre zugebracht hatte, eine Colonne deutscher Arbeiter an die badische Grenze, überschritt mit ihnen am Morgen des 24. April bei Klein-Kems den Rhein und drang in das badische Oberland bis Wieden vor. Auf dem Rückwege wurde die Schaar bei Niederdossenbach am 27. April von würtembergischen Truppen angegriffen und, obwol an Zahl denselben weit überlegen, nach heftigem Kampfe zerstreut. H. flüchtete während des Gefechtes über den Rhein zurück und verdankte seine Rettung vornehmlich dem entschlossenen Muthe seiner Frau. Nun hielt er sich zunächst in Paris, seit dem Juni 1849 in Genf, Nizza, namentlich aber in Zürich auf. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er in Paris, Südfrankreich und endlich wieder in Deutschland zu Lichtenthal bei Baden-Baden, wo er am 7. April 1875 am Lungenschlage starb (am 9. April ebendort unter großer Theilnahme der Freunde und Gesinnungsgenossen, aber auf eigenen Wunsch ohne geistlichen Segen begraben). Herwegh's Benehmen war freundlich, sein Urtheil manchmal voreingenommen, doch meist gutmüthig. Mit dem sorglosen Leichtsinn des Poeten hatte er jederzeit das Leben und seine Anforderungen aufgefaßt; später war er mehr durch den feinen Genuß desselben verwöhnt worden

und legte nun auch größeres Gewicht auf die äußerlichen Formen und Ansprüche desselben. An der Ausdauer und Geduld zur peinlichen Arbeit fehlte es ihm; dagegen stiegen ihm die verschiedenartigsten und reichhaltigsten Pläne auf, die er in einem künstlerischen Rahmen nicht zu fassen wußte, und mit theilnehmendem Verständniß gab er sich selbst den gewagtesten Ideen anderer hin. So wirkte er im persönlichen Umgang anregend auf zahlreiche Freunde, zu denen die besten Männer der Zeit gehörten, führte aber von seinen früheren, namentlich dramatischen Entwürfen keinen aus und verstummte als Dichter fast gänzlich. Für die von H. Ulrici herausgegebene Uebersetzung Shakespeare's bearbeitete er im achten Band (Berlin 1870) den Coriolanus; für die von Frd. Bodenstedt besorgte Ausgabe des deutschen Shakespeare übertrug er König Lear, die beiden Veroneser, Zähmung einer Widerspenstigen, die Komödie der Irrungen, Ende gut alles gut, Troilus und Cressida, Wie es euch gefällt (Leipzig 1869—71). Nur bei dem letzten Stück lag A. W. Schlegel's Uebersetzung vor, an die sich H. besonders in den metrischen Stellen vielfach anschloß. Manchmal suchte er den Wortlaut des Originals genauer oder deutlicher wiederzugeben, büßte aber darüber gewöhnlich den von Schlegel so glücklich getroffenen poetischen Grundton desselben ein. Eher gelang ihm in den übrigen, keineswegs leicht zu verdeutschenden Stücken der Wettstreit mit Tieck: mit seiner Uebertragung verglichen, ist Herwegh's Wiedergabe Shakespeare's oft wortgetreuer, bisweilen auch dichterischer. Den Dramen, die er für die Ausgabe Bodenstedt's bearbeitete, gab H. außer wenigen Noten zu besonders schwierigen Stellen litterarhistorisch-ästhetische Einleitungen bei, die, ohne wissenschaftlich bedeutend zu sein, hübsche Kenntnisse in der Geschichte der Shakespeare'schen Poesie bekundeten. Als originaler Dichter trat H. noch bei einigen wichtigen, politischen oder historischen Anlässen (Schillerfeier in Zürich am 10. Novbr. 1859, Garibaldi's Gefangennahme bei Aspromonte am 24. August 1862 u. a.) hervor; diese und andere poetische Producte wurden aus seinem Nachlaß in Zürich 1877 als „Neue Gedichte von Georg H." gesammelt. In den meisten derselben schlägt der sarkastische Ton schonungs- und rücksichtslos durch; namentlich die jüngsten Ereignisse in Deutschland, deren Bedeutung H. vollständig verkannte, verfolgte er mit beißenden Pasquillen, die in Ton und Ausdruck den keckten Versen Heine's an die Seite gestellt werden können und nur in den seltensten Fällen poetischen Werth besitzen. Sie trugen nichts dazu bei, den Dichter bei seinem Volke der Vergessenheit zu entreißen, der er nicht ohne eigne Schuld lange schon vor seinem Tode verfallen war.

Herwegh's Lebensabriß von Aug. Lewald in der Europa, 1841, Bd. IV. — Gg. Herwegh. Fragmente zur Geschichte des Tages. Herausgegeben von Alexis Publicola. Nürnberg 1843. — Gg. Herwegh. Litterarische und politische Blätter von Dr. Joh. Scherr. Winterthur 1843. — Herwegh's Nekrolog von Rud. Gottschall (Unsere Zeit. Neue Folge. Jahrg. XI. 1. S. 721 ff.). — Mittheilungen aus den Acten der Universität und des evangelisch-theologischen Seminars zu Tübingen, sowie des würtembergischen Kriegsministeriums und königl. Cabinets durch die Güte des Herrn Prof. Dr. Holland, Prof. Dr. Buder, Hofrath Dr. Hemsen, Hauptmann Bilfinger und Geh. Legationsrath Dr. v. Griesinger. Franz Muncker.

Herwich: Bischof von Meißen, als Benno's Nachfolger seit 1106, aus unbekanntem Geschlechte, † am 27. Juni 1118 oder 1119. Er ist der Stifter des von Meißen abhängigen Collegiatstiftes Wurzen, das er mit Einkünften aus dem Burgwart Pouch, dem Zolle zu Wurzen und verschiedenen Grundstücken ausstattete und das 1114 eingeweiht wurde. Fl.

Herwig: Engelhard H., gräfl. Sayn-Wittgenstein'scher Kammerassessor und Hütteninspector zu Schmalkalden, geb. am 6. August 1737 zu Cassel, geschätzter Schriftsteller im Montanfache gegen Ende des 18. Jahrhunderts, publi-

zirte: „Beschreibung des in der Herrschaft Schmalkalden üblichen Eisenschmelzens", 1781; „Beschreibung der Ludwigshütte", dann „Vermischte Bemerkungen mineralogischen, metallurgischen und ökonomischen Inhalts", 1791; endlich: „Briefe über die Bergkunde, über Eisengruben und Rohschmelzen", 1789.

Gümbel.

Herren: Dietrich v. H. genoß unter den Brüdern des gemeinschaftlichen Lebens um die Mitte des 15. Jahrhunderts eines weitverbreiteten Ansehens. Um 1381 zu Herren bei Zwolle als Sohn angesehener und reicher Eltern geboren, erhielt er unter Leitung der Fraterherren seine wissenschaftliche Erziehung an der Kapitelschule zu Deventer und später zu Zwolle. Bald als guter Copist und Miniaturmaler bekannt, weit mehr aber noch seines Geistes und seiner theologischen Bildung wegen hochgeachtet, ward er von den Brüdern des Fraterhauses zu Zwolle 1410 zum Nachfolger des verstorbenen Rectors Gerhard von Calcar erwählt, welches Amt er bis zu seinem 1457 erfolgten Tode rühmlichst verwaltete. Thätig wirkte er mit zur Errichtung der Fraterhäuser zu Doesburg, Harderwijk und Gröningen. Bezeichnend treten Geist und Charakter seiner Wirksamkeit aus einigen Schriften hervor, welche in der Landessprache verfaßt, zum Theil handschriftlich erhalten sind: „Notabilia dicta", „Speculum juvenum", „De innocentia servanda", „De desiderio moriendi", „De passione domini", „De oratione dominica" ꝛc. Es tritt uns aus diesen Schriften ein gesunder Sinn und erleuchteter Geist entgegen. Aber auch über die Grenzen seines Hauses hinaus erstreckte sich seine Wirksamkeit. Davon zeugt seine Unterweisung für den Beichtvater eines Schwesterhauses „Copulata pro confessore sororum", aber weit mehr noch sein „Carmen devotum de laude virginitatis et castitatis", welches er der Melodie eines damals im Volke umgehenden leichtfertigen Liedes anpaßte, um dadurch das letztere zu verdrängen. Die vielen Abschriften dieses Carmen, welche von Herren's Schülern im Volke verbreitet wurden, halfen den guten Zweck erreichen, mehr noch eine Uebersetzung des Liedes in die Landessprache, welche H. auf Bitte der Schwestern zu Zwolle verfaßte. Sie ist uns nebst dem lateinischen Text und ihrer Melodie erhalten. Es dürfte diese Bekämpfung eines weltlichen Textes durch einen seiner Melodie untergelegten geistlichen das älteste Beispiel eines später, namentlich in der Reformationszeit so häufigen Verfahrens sein. Von Herren's Hand soll auch das von Delprat und nachher von de Coussemaker mitgetheilte Weihnachtslied: „Och Heer der hemelen stichter", sein, wie auch die Schrift „Septimana christiana", welche von Paul Montius ins Französische übersetzt und 1592 zu Douay herausgegeben ist. Unter der Leitung dieses außerordentlichen Mannes erwarb das Fraterhaus zu Zwolle, wie Thomas v. Kempen schreibt, den Ruhm einer wahrhaft heiligen Congregation, wo zahlreiche Schüler des bekannten Rectors Johann Cele (s. Bd. IV. S. 77) ein freundliches Obdach und eine nicht ascetische, sondern praktisch religiöse Erziehung fanden.

Delprat, Broedersch. van G. Groote, S. 85 ff. und Moll, Kerkgesch. van Nederl., II. 2. St. S. 369, 412, 419.

van Slee.

Herxheimer: Bernhard H. (Hergsheimer, Hexamer, Hexhamer), theologischer Schriftsteller um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Ueber die äußeren Lebensverhältnisse des Mannes geben weder gedruckte, noch ungedruckte Quellen genügenden Aufschluß und auch die Rathsprotokolle der beiden pfälzischen Städte Landau und Edenkoben, in denen H. lebte und wirkte, gewähren, die ersteren nur nothdürftige, die letzteren um deswillen gar keine Nachricht, weil sie für diese Zeitperiode gänzlich fehlen. Nach den Verhandlungen des Landauer Rathes (Rathsprotokolle verhandelt von Ostern bis Sonntag Misericord. 1554) war H. ein Landauer Bürger, der kurz zuvor ein Büchlein „Das Fastnachtsküchlein"

verfaßt und hatte drucken lassen, in welchem kirchliche und religiöse Gegenstände besprochen und kritisirt wurden. Als hiervon dem Rathe Anzeige erstattet wurde, bedeutete dieser nach stürmischen Verhandlungen, nicht blos, weil das Buch ohne Vorwissen seiner eigentlichen Obrigkeit gedruckt worden, sondern auch weil es „für sich selbst nit zu loben“ den Verfasser, daß er innerhalb 14 Tagen, als seiner Bürgerschaft verlustig, mit Frau und Kindern die Stadt räumen und „seinen Pfenning anderswo suchen“ müsse, welches Urtheil denn auch zum Vollzuge kam. H. zog nun nach dem nur zwei Stunden entfernten, unter kurpfälzischer Hoheit stehenden Edenkoben, wo er, wie er selbst auf dem Titel einer zweiten von ihm verfaßten Schrift angibt, als „abgesetzter Pfarrdiener vnd Schulmaister“ lebte. Seine Absetzung erfolgte 1559 durch Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz und zwar, weil ihn der fanatische Generalsuperintendent Tilman Heßhus Zwinglischer, ja Schwenkfeld'scher Grundsätze beschuldigte, zu denen er in seinen beiden Schriften sich bekannt habe, und ganz besonders, weil H. in dem Artikel vom Abendmahle von der allgemeinen Lehre abweiche. Ob er, wie es den Anschein hat (wenigstens nennt ihn D. L. Wundt, Grundriß der pfälz. Kirchengesch., S. 42, einen „gelehrten Schuldiener“) eine wissenschaftliche Bildung genossen, bleibt dahingestellt, und eben so, ob aus dem Worte „Pfarrdiener“ zu schließen, daß er wirklicher Pfarrer oder nur ein untergeordneter Bediensteter des damaligen Geistlichen gewesen sei. Wann er gestorben, ist völlig unbekannt. Seine erste in der üblichen Reimart des 16. Jahrhunderts verfaßte und in zwei verschiedenen Ausgaben erschienene Schrift führt, die eine den Titel: „Faßnachtsküchlin oder Warnungsbüchlein durch Bernhart H.“, die andere (Fr. Butsch' Antiq.-Catal. (1879), CXXXVI. N. 186), „Fasnachtküchlin. Bekandnus der Warheyt ...“ und wo der Verfasser „B. Hergsheimer“ heißt, beide o. O. u. J. und in Reimen, und behandelt, wie auch seine zweite, lediglich kirchlich-dogmatische Gegenstände. Den von ihm gewählten Titel rechtfertigt er in den zwei ersten Zeilen „Die Faßnacht mich verursacht hat — Darinn man lebt als wer kein Gott“. Ueber solch alberne und seltsame Büchertitel des 16. und 17. Jahrhunderts vgl. G. Trinkaus, De ineptis libr. titulis; Biedermann, De insolentia titul., und Christgau, Comm. hist. lit. de Mammotrecto. Auch ist mit Herxheimer's erster Schrift nicht zu verwechseln eine gleichbetitelte 1619 zu Straßburg erschienene, witzige Spottschrift „Faßnachtküchlein“ des Oseas Schadaeus; vgl. Röhrich, Mittheil. a. d. Gesch. d. evangel. Kirche des Elsasses, II. 203—204. Die zweite Schrift Herxheimer's in Prosa ist betitelt „Bekandtnuß christl. glaubens“, o. O. u. J. und bespricht in 32 Artikeln u. a., daß Gott in allen Secten seine Kinder habe, es gebe einen zweifachen Glauben, einen Schrift- und einen Geistglauben, die Sacramente seien bloße Zeichen &c.

G. Lehmann, Gesch. d. Reichsstadt Landau in d. Pfalz, S. 146—147. Struve, Pfälz. Kirchengesch., S. 66—67. Altinger, Histor. eccl. Palat. S. 173. Sahlig, Histor. d. Augsb. Confession, III. 441—460. Häusser, Gesch. d. rhein. Pfalz, II. 11. Goedeke, Gr., I. 283. Weller, Repertor. II. 355. Unschuld. Nachr. 1702, S. 181—183. Remling, Gesch. d. Klosters Heilsbruck bei Edenkoben, S. 65. J. Franck.

Herz: Henriette H., geb. zu Berlin am 5. Septbr. 1764, † daselbst am 22. Octbr. 1847. Sie war die Tochter eines jüdischen aus Portugal stammenden, aber lange in Berlin ansässigen Arztes de Lemos, und wurde von diesem, als sie kaum 12 Jahre alt war, mit dem Doctor Markus Herz verlobt, drei Jahre später an denselben verheirathet. Schon vor der Zeit ihrer Ehe, aber namentlich während derselben, erwarb sie sich eine reiche Bildung. Sie lernte viele Sprachen u. a. auch die griechische, übersetzte unter wesentlicher Beihülfe Schleiermacher's, zwei Bücher aus dem Englischen: Mungo Parks Reise in das

Innere von Afrika (Berlin 1799) und Weld' des Jüngeren Reise in die Vereinigten Staaten von Amerika (Berlin 1800) und durfte in ihrem Alter ohne Uebertreibung von sich sagen: „Es gibt kaum eine Wissenschaft, in welcher ich mich nicht einigermaßen wenigstens umgesehen hätte und einige trieb ich ernst, so Physik und späterhin mehrere Sprachen." Aber weder wegen ihres ausgebreiteten Wissens, noch wegen ihres klaren Verstandes verdient sie eine rühmliche Erwähnung, sondern wegen der großartigen Stellung, welche sie in dem gesellschaftlichen Leben ihrer Zeit einnahm. Diese verdankte sie zum großen Theil ihrer wunderbaren Schönheit, welche während ihrer Jugend die Meisten blendete, auch in ihren späteren Jahren Viele anmuthete und erfreute, zum Theil ihrer Leichtigkeit, eine Unterhaltung zu führen, ihrer Fertigkeit, einen Salon zu bilden. So wurde und blieb ihr Haus Jahrzehnte lang Mittelpunkt des geselligen Lebens, Versammlungsort für Diplomaten, Künstler und Schriftsteller, die sich hier trafen und der schönen Herrin des Hauses huldigten. In Folge dessen war sie berechtigt, später zu schreiben: „Ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage, daß es damals in Berlin keinen Mann und keine Frau gab, die sich später irgendwie auszeichneten, welche nicht längere oder kürzere Zeit, je nachdem es ihre Lebensstellung erlaubte, diesen Kreisen angehört hätten". Zu ihren Besuchern und ihren intimeren Freunden gehörte u. a. Prinz Louis Ferdinand, die beiden Brüder Humboldt, Göckingk, Arndt; Frauen, denen sie nahe stand, waren Frau v. Stael, Frau v. Genlis, besonders Dorothea Mendelssohn (später die Frau Friedrichs v. Schlegel), mit bedeutenden Fremden wurde sie bekannt: mit Schiller (1804), Jean Paul (s. dagegen Tieck's Briefe, III., 257 ff.), Joh. v. Müller, Mirabeau, Gentz und vielen Anderen. Dagegen blieb das Verhältniß zwischen ihr und der berühmten Ort-, Glaubens- und Zeitgenossin Rahel stets ein sehr kühles (Briefw. zwischen Rahel und Varnhagen, I. 162, II. 109, 157). Zwei ihrer Freundschaftsverhältnisse haben aber besonders viel von sich reden gemacht: das mit Schleiermacher und mit Börne. Ueber letzteres vgl. oben III. S. 165; Börne sah 1819 in Frankfurt, 1827 in Berlin die früher leidenschaftlich geliebte Frau mit wesentlich anderen Empfindungen wieder und lieh seiner Enttäuschung mitunter scharfe Worte. Das Verhältniß mit Schleiermacher gehört zu den idealen Freundschaftsbündnissen, an denen gerade jene Epoche ziemlich reich war. Schleiermacher lernte bei seinem ersten Aufenthalt in Berlin (1790) H. kennen, gleich nach seiner Uebersiedelung dahin (1796) schloß er sich ihr aufs innigste an, vertauschte, als er Berlin verließ (1802) das „Sie" der Anrede mit dem traulichen „Du", stand mit ihr, so lange er von Berlin fern war, in regem Briefwechsel, und blieb auch nach seiner Verheirathung (1809) bis an sein Lebensende (1834) ihr ein treuer Berather und Freund. In diese Freundschaft mischte sich keine Liebe und keine Leidenschaft, sogerne sinnlichere Freunde, wie Friedrich Schlegel, eine solche voraussetzten, bedächtigere Rathgeber vorwurfsvoll das Haupt schüttelten, und der Berliner Volkswitz sie karikirte, es war ein inniges, geistiges und gemüthliches Zusammenleben, das niemals eine Trübung oder gar Störung erlitt. H. lehrte den Freund englisch und italienisch, Schleiermacher war ihr Rathgeber in philosophischen und theologischen Dingen; sie setzten sich über Standes- und Parteivorurtheile hinweg und begünstigten die Verbindung zwischen Friedrich Schlegel und Dorothea Veit; er war ihr Trostspender nach dem Tode ihres Gatten, dem sie, so ungleich in Wesen und Alter sie gewesen waren, treu angehangen hatte, sie seine Vertraute in seinem seltsamen Verhältnisse zu Eleonore Grunow; er hätte ihren Beitritt zum Christenthum gern gesehen (1809, Aus Schleiermacher's Leben, II. 161), aber er wagte nicht ihrer Entscheidung vorzugreifen. Von ihrem äußern Leben ist wenig zu berichten. Nach dem Tode ihres Mannes (1803) mußte sie sich ein-

schränken (vgl. Spalding's Brief A. Schl. L., III. 331 ff.), manchmal, wie zur Zeit von Preußens Katastrophe, gerieth sie geradezu in Dürftigkeit. Aber aus dieser Lage wurde sie theils durch hülfreiche Freunde, wie Wilh. v. Humboldt, in ihrem hohen Alter durch directes Eingreifen des Königs Friedrich Wilhelm IV. befreit, theils rettete sie sich selbst durch Ertheilen von Unterricht und behielt immer so viel, um Armen thatkräftig beizustehen. Das Anerbieten aber, Erzieherin der Prinzessin Charlotte zu werden, der spätern Kaiserin von Rußland (1805), lehnte sie ab, weil sie den dazu nothwendigen Schritt, den Uebergang zum Christenthum, ihrer Mutter wegen nicht thun mochte; erst nach dem Tode der Mutter ließ sie sich taufen (1817). Kurz darauf unternahm sie, die Reiselustige, die häufig kleinere Touren zu ihren Verwandten, ferner nach Rügen, nach dem Harz, nach Dresden gemacht hatte, wo sie einmal (1810) Goethe nahe trat, eine Reise nach Rom, wo sie zwei Winter verweilte, von dem damaligen Kronprinzen Ludwig von Baiern gefeiert wurde und mit alten und neuen Freunden, besonders den deutschen Künstlern und Gelehrten (Niebuhr, Rückert, W. v. Humboldt) in regstem Verkehr stand. Ueber ihre römischen Eindrücke hat sich ein sehr ausführlicher Brief Februar 1818 an Louise Seidler erhalten (H. Uhde, Erinnerungen von L. S. 2. Aufl., Berlin 1875, S. 155—62), welche schon in Dresden H. kennen gelernt, in München die Bekanntschaft erneuert hatte und in Rom lange mit ihr zusammen war. Von dieser Freundin wird H. schön und würdig charakterisirt (a. a. O. S. 180 ff.); bei ihrer Abreise aus Rom heißt es: „Die edle, schöne H. war der allgemeine Liebling geblieben, viele Thränen flossen ihr nach“. H. war durch die Erfolge, welche sie Jahrzehnte lang in der Gesellschaft gefunden hatte, sehr verwöhnt, daher nicht frei von Einbildung: sie war stolz auf ihre Schönheit, auf die Menge ihrer hochgestellten Freunde, sie mochte, zumal ihre imponirende Gestalt und ihr angeregtes Wesen ihr auch später noch Beachtung sicherten, leicht vergessen, daß sie alt wurde. Aber trotz dieser Mängel war sie eine Frau, die zu den trefflichen gezählt werden muß, voll Berufstreue und Liebe, voll „praktischen Talents, das bis zur Unersättlichkeit geht“ (A. Schl. L., I. 338), voll Lebenslust und Thatkraft. — Von ihren Briefen ist leider so gut wie nichts gedruckt worden; ihre Erinnerungen, nach Erzählungen, die sie in ihrem hohen Alter vorgetragen, von Anderen aufgezeichnet, entbehren nicht selten der rechten Zuverlässigkeit.

Henr. Herz, Ihr Leben und ihre Erinnerungen, herausgegeben von J. Fürst, Berlin 1850 (2. Aufl. 1858). Briefe des jungen Börne an Henr. Herz, Leipzig 1861. Aus Schleiermacher's Leben in Briefen, besonders Bd. I. u. II., 2. Aufl. Berlin 1860. Ludwig Geiger.

Herz: Markus H., Arzt und Philosoph, geb. in Berlin am 17. Januar 1747, † daselbst am 19. Januar 1803. Er wurde von seinen jüdischen Eltern zum Handel bestimmt und zur Erlernung desselben in seinem 15. Lebensjahre nach Königsberg geschickt. Hier wendete er sich aber, seiner Neigung folgend, dem Studium der Philosophie und Medicin zu, wurde von seinem Lehrer Kant größter Beachtung gewürdigt und von ihm, bei seiner Rückkehr nach Berlin (1770) mit Empfehlungsschreiben an Mendelssohn, Lambert und Sulzer versehen. Hier erhielt er sich durch Schriftstellerei und kleine Stellungen, die er bekleidete, setzte dann, durch seinen Freund David Friedlaender unterstützt, seine medicinischen Studien in Halle fort und erwarb daselbst 1774 die Doctorwürde. Nach Erlangung derselben ließ er sich als praktischer Arzt in Berlin nieder, heirathete 1779, verfiel 1782 in eine schwere Krankheit, aus der er glücklich gerettet wurde (vgl. seinen Bericht in Moritz, Magazin für Erfahrungsseelenkunde, 1783, I. 2. S. 44—73), wurde Arzt am jüdischen Krankenhause und einer der gesuchtesten Aerzte seiner Glaubensgenossen, erhielt 1785 von dem

Fürsten von Waldeck den Titel eines Leibarztes und Hofrathes, 1787 vom König Friedrich Wilhelm II. von Preußen die Würde eines Professors mit einem jährlichen Gehalt. Ursache dieser letztern Ernennung waren die Vorlesungen, welche H. seit 1776 vor einem auserwählten Zuhörerkreise, zu dem Mitglieder des königlichen Hauses, der Minister Zedlitz, die Brüder Humboldt gehörten, über Medicin, Experimentalphysik und Philosophie hielt. Durch diese Vorlesungen, für welche er Grundrisse und Compendien drucken ließ, belehrte er Studirende und Dilettanten, in seinen Schriften sprach er zu seinen Fachgenossen. Von den medicinischen Schriften, über die mir kein Urtheil zusteht, sind zu nennen: „Briefe an die Aerzte“, 2. Aufl. 2 Bde., Berlin 1784, welche von Kant gelobt wurden; „Versuch über den Schwindel“, 1786, 2. Aufl. 1791, und „Ueber die Brutalimpfung und deren Vergleichung mit der humanen“, welche, gegen die damals noch gebräuchliche Kuhpockenimpfung, die Impfung von Mensch auf Mensch befürwortend, Zustimmung, aber auch lebhafte Bekämpfung fand. Die Briefe an Aerzte, welche dazu bestimmt sind, selbständig gemachte Erfahrungen hervorragenden Collegen mitzutheilen, sind gerichtet an Prof. Goldhagen in Halle, an Cothenius (A. D. B. IV. 517 ff.), an Hofrath Marx in Hannover, mit welchem H. wegen dieses Briefes in eine litterarische Fehde gerieth, an den Leibarzt Baron v. Quarin in Wien, und an den berühmten Zimmermann, mit dem H. vielleicht durch den gemeinschaftlichen Freund Sulzer in Berührung gekommen war. In diesen medicinischen Schriften versuchte er Medicin und Philosophie mit einander zu vereinigen, er beklagt die unbillige Verachtung der Psychologie bei dem großen Haufen der Aerzte; er wünschte nicht, wie er einmal gelegentlich ausspricht, „seine Talente auf das bloße Curirwerk zu verwenden“. In seinen philosophischen Schriften schloß er sich an Kant an, mit dem er seit 1770 einen allerdings nicht sehr häufigen Briefwechsel unterhielt. Die erste philosophische Schrift, von H. in seinen Studienjahren geschrieben: „Betrachtungen aus der spekulativen Weltweisheit“, Königsberg 1771, ist eine Erläuterung und Weiterführung einer 1770 erschienenen lateinischen Schrift Kant's, der ebenso wie Mendelssohn von dem jugendlichen Verfasser sehr gerühmt wird; seine Hauptschrift ist der 1776 zuerst veröffentlichte, 1791 umgearbeitete Versuch über den Geschmack und die Ursachen seiner Verschiedenheit, in welchem, unter Rücksichtnahme auf Lessing's und Herder's Untersuchungen, das Thema gründlich erörtert wird und die Griechen als Träger des guten Geschmacks gepriesen werden (S. 217 Anm. ein freundliches Wort für die Juden). Außer seiner medicinischen und philosophischen Schriftstellerthätigkeit ist seine Bemühung für die sittliche und geistige Hebung seiner Glaubensgenossen zu erwähnen. H. gehörte zu den Freunden und Schülern Moses Mendelssohn's, die, dem Meister aufs innigste ergeben, gleich ihm durch Wort und Schrift sich bemühten, die Juden für deutsche Kultur empfänglich zu machen und ihre äußere Stellung zu verbessern. Mit Witz vertheidigte er sie in: „Freimüthige Kaffeegespräche zweier jüdischer Zuschauerinnen über den Juden Pinkus“, Berlin 1772, mit Schärfe griff er eine ihrer gefährlichen Unsitten in der Schrift: „Ueber die frühe Beerdigung der Todten“, 1787, an. Witz und Schärfe waren seine hervorragenden Eigenschaften; noch heute werden manche seiner scharfen Bemerkungen und witzigen Antworten erzählt (vgl. Beobachter an der Spree, 1805, S. 413; gegen H. das. 1802, S. 68 ff.). Er war mit den hervorragenden Gelehrten Berlins, Engel, K. Ph. Moritz u. A. befreundet, auch Lessing stand er nahe (ein Fragment von ihm: „Briefe an die Aerzte“, I. S. 222—225); an dessen Werken konnte er sich erlaben, während er an Goethe und später an den Romantikern keinen Gefallen fand.

Schlichtegroll, Nekrolog d. Deutschen, Gotha 1805, III. Bd. S. 27—56. Kant's Werke herausgegeben von Rosenkranz, XI. S. 18—69. M. Mendelssohn's Werke, V. S. 555—575 und Henr. Herz, Erinnerungen.

Ludwig Geiger.

Herzenskron: Hermann Josef H., dramatischer Dichter, geb. zu Wien 1789, † daselbst am 17. Januar 1863, schrieb für die Wiener Volksbühne eine große Anzahl von Lustspielen und Parodien, später bearbeitete er kleinere französische Stücke und Melodramen. Sein erstes dramatisches Debüt mit dem Lustspiele: „Modethorheiten" im J. 1822 hatte den glänzendsten Erfolg; das Stück erlebte im Theater in der Leopoldstadt in einem Jahre mehr als 100 Wiederholungen. Auch viele seiner späteren Dichtungen erfreuten sich lebhaften Beifalles auf österreichischen und deutschen Bühnen, einzelne seiner Bearbeitungen nach fremden Originalen kamen auch im Burgtheater zur Aufführung. In seinen dramatischen Arbeiten mit localer Färbung entwickelte H. gutmüthigen Scherz und eine genaue Kenntniß des Wiener Lebens. Außerdem lieferte er zahlreiche Beiträge für Journale und Taschenbücher. Während H. in jüngeren Jahren mit allen litterarischen Persönlichkeiten Wiens im Verkehre stand, lebte er später durch häusliche Unglücksfälle und zerrüttete Vermögensverhältnisse mißmuthig geworden, von aller Welt zurückgezogen und vollendete sein Leben als Vorsteher einer Kinderbewahranstalt.

K. W.

Herzfeld: Jakob H., Schauspieler und Theaterdirector, geboren 1763 zu Dessau, † am 24. Octbr. 1826 zu Hamburg. Der Sohn jüdischer Eltern, hatte H. seine Ausbildung in dem Basedow-Salzmann-Wolke'schen Philanthropin und im Joachimsthal'schen Gymnasium zu Berlin erhalten, war dann Hauslehrer geworden und hatte in Leipzig einen Anlauf genommen, Medicin zu studiren. Bald darauf ging er nach Wien und mußte dort mit Abschreiben sein Brod verdienen. Arbeiten für das Theater brachten ihn mit diesem in Beziehung und so versuchte er sich denn als Schauspieler; der Versuch fiel gut aus und F. L. Schröder wurde, als er nach Wien kam, auf den jungen Künstler aufmerksam. Er berief ihn nach Hamburg, wo H. als Fritz im „Kind der Liebe" am 18. März 1792 mit Beifall auftrat und bis an sein Ende wirkte. Mit Löhrs (der 1802 durch den Tod ausschied), Langerhans, Stegmann und Eule im Verein führte H. von 1798—1811 die Direction des Hamburger Stadttheaters, dem er auch nach Schröder's Wiederübernahme der Direction von 1811—12 als leitender Director vorstand. 1812 übernahm er sodann das Theater in eigener Entreprise und drei Jahre später verband er sich mit F. L. Schmidt zu gemeinsamer Leitung dieser Bühne. Ein Liebling, Schüler und Freund Schröder's war H. ein tüchtiger Schauspieler im Lust-, Schau- und bürgerlichen Trauerspiel, dessen Klingsberg, Lämmermeier, Reckau, Hofrath Reinhold, Sievers, Danville (Schule der Alten), auch Tell u. A. in jeder Beziehung bemerkens-, oft selbst bewundernswerthe Leistungen waren. Lebrun rühmt besonders Herzfeld's feines Nüanciren in Lustspielrollen, die feine Haltung und den so recht aus der Tiefe hervorsprudelnden Humor, mit dem er sie spielte. Rechtlichkeit und Ordnungsliebe sprechen sich überall in seiner unter schweren Verhältnissen würdig geführten Direction aus. 1796 trat H. zur christlichen Religion über und heirathete Karoline Louise Angeline, geborene Stegemann, geb. 1776 zu Königsberg, erschien am 10. Decbr. 1792 auf dem Hamburger Theater als Lina im „Rothkäppchen" und starb am 20. Sept. 1812 in Hamburg, allgemein in der tiefgefühltesten Weise betrauert. Eine vorzügliche Frau, war H. eine talentvolle, von jeder Flittermanier entfernte Schauspielerin, die seltenste Anspruchslosigkeit auszeichnete. Sowol bei ihrem wie dem Abscheiden ihres Mannes wurde auf der Bühne eine Gedächtnißfeier veranstaltet. Der scenische Prolog

den G. N. Bärmann anläßlich Jakob Herzfeld's Tod verfaßt hatte, erschien unter dem Titel „Zur Todtenfeier des Herrn Jacob H." ꝛc. auch im Druck (Hbg. beim Verfasser). Als Schauspieler bekannt geworden ist auch der Sohn des Jacob H.: Adolf, geb. am 9. April 1800 zu Hamburg, † am 24. März 1874 in Wien. Obgleich Schauspielerkind, hatte ihn doch der besorgte Vater von den heißen Brettern fern halten wollen und ihn zum Kaufmann bestimmt. Allein die nüchterne Thätigkeit eines solchen hatte nicht die Begeisterung in dem jungen Manne zu erlöschen vermocht, sie brach durch, besiegte auch den Vater und so sehen wir ihn denn am 11. Juli 1821 als Landjunker in Kotzebue's „Zum ersten Mal in der Residenz" auf dem Hamburger Theater debütiren, vom Vater selbst geleitet und von diesem dem Publicum in herzlichen Worten empfohlen. F. L. Schmidt rühmt ihm nach, stets den Traditionen treu geblieben zu sein, welche er so zu sagen schon mit der Muttermilch eingesogen hatte. Nach zweimaligem Gastspiele (1828 und 29) am Wiener Burgtheater für dieses berühmte Institut engagirt, vertrat H. an diesem zwei Jahrzehnte hindurch das Fach der ersten munteren Liebhaber und Naturburschen, neben denen er auch komische Rollen gab. Zu seinen besten Leistungen zählten Till („Schleichhändler"), Adolf („Beiden Klingsberg"), Unruh („Bürgerlich und romantisch"), Gabal („Jude"), Commerzienrath („Luftschlösser"), Chaboulard („Nach Mitternacht"), Richard („Richard Wanderer"), Eduard („Schneider und Sohn"), Baron Adler („Der Vater") u. a. m. Später wurde H. nur noch in weniger bedeutenden Rollen beschäftigt und 1869 pensionirt. Im ganzen trat er während seiner Wirksamkeit am Burgtheater an 4492 Abenden in 383 Stücken auf. In den Lustspiel-Liebhabern lag seine Hauptforce und besonders die der Bauernfeld'schen Stücke spielte er mit seltener Vollendung. Noch nicht fünf Jahre nach seiner Pensionirung starb H., der außer fünf Töchtern, auch einen mit Achtung als Schauspieler genannten Sohn hinterließ.

Vgl. außer dem Allg. Theater-Lexikon, IV. zu Jacob H. Lebrun's Jahrbuch für Theater und Theaterfreunde u. A. (Geschichte des Hamburger Theaters) und Schmidt's Denkwürdigkeiten v. O., zu Karol. H. Orient Nr. 191 v. 21. Sept. 1812 und den Allg. Deutsch. Theater-Anz. Nr. 27, 1812, zu Adolf H. Entsch's Deutsch. Bühnen-Almanach, 1870, S. 97—100, 1875, S. 126 ff.

Joseph Kürschner.

Herzog: Christian Gottlob H., ein tüchtiger Schulmann, geb. am 19. April 1789 in Seidenberg bei Görlitz, † am 21. Juni 1868 in Gera. Von 1801—6 besuchte er das unter der Leitung des Rector Christian August Schwarze stehende Gymnasium zu Görlitz und widmete sich von 1806—9 in Leipzig dem Studium der Theologie und Philologie. Mit besonderem Eifer hörte er die Collegien G. Hermann's, Christ. Dan. Beck's, des Theologen Schott und der Philosophen Carus und Platner. Bereits 1809 übernahm er ein Lehramt an der Leipziger Bürgerschule, die unter Director Gedike (geb. 1761, † 1838) eines großen Ansehns sich erfreute, doch schon 1813 folgte er einem Rufe nach Gera, wo er an dem fürstlichen Rutheneum erst das Amt des Subconrectors, 1817 das des Conrectors, 1827 das des Professors der Beredtsamkeit und von 1840—67 das des Directors bekleidete. In den jüngeren Jahren war sein Unterricht lebendig und anregend. Durch seine Ausgaben der Commentarien Cäsars „De bello gallico" (1824, 2. Aufl. 1831), „De bello civili" (1834) durch Bearbeitung von Sallust's Catilina und Iugurtha (1828 und 1840), ferner durch die kritische und erklärende Ausgabe von Quintilians X. Buche, sowie durch eine Reihe in Programmen niedergelegter „Observationes (criticae) in nonnullos veterum scriptorum locos" hat H. bewiesen, daß er sich mit der römischen Litteratur fleißig beschäftigt hat, freilich seine Art der Bearbeitung

alter Schriftsteller entspricht nicht mehr den Anforderungen, wie wir sie heute zu stellen gewohnt sind. Auch eine Anzahl von Schriften, die sich auf Pädagogik beziehen, sind von ihm veröffentlicht worden.

Man vgl. Herm. Weißenborn in dem Geraer Programm 1869.

Lothholz.

Herzog: Eduard H., katholischer Geistlicher, geb. am 5. Decbr. 1801 zu Frankenstein in Schlesien, † am 17. April 1867 zu Pelplin in Westpreußen. Er machte seine theologischen Studien in Breslau, wurde am 11. März 1826 dort zum Priester geweiht und wirkte dann eine Reihe von Jahren, namentlich als Prediger sehr beliebt, als Kaplan in Neisse und Groß-Glogau und als Pfarrer in Güssau. Im J. 1838 wurde er von dem Bischof Sedlag von Culm, der auch ein geborener Schlesier war, zum Regens des Clericalseminars zu Pelplin und zum Mitglied des Domcapitels ernannt. Später wurde er dort Dompropst. Er nahm im Herbst 1848 als theologischer Begleiter Sedlag's an der Conferenz der deutschen Bischöfe zu Würzburg thätigen Antheil und war, so lange Sedlag lebte, bei der Verwaltung der Diöcese dessen einflußreichster Rathgeber. Nach dem Tode desselben (23. Septbr. 1856) und der Wahl seines Nachfolgers, von der Marwitz, des Candidaten der polnischen Partei des Capitels, zog er sich von der Diöcesanverwaltung ganz zurück. — H. veröffentlichte zwei größere und tüchtige pastoraltheologische Werke: „Der katholische Seelsorger nach seinen Amtsverpflichtungen und Amtsverrichtungen, mit besonderer Rücksicht auf die Gesetze des preußischen Staates“, 3 Bde., 1840, und „Die Verwaltung des Bußsacraments“, 1859, ferner in jüngeren Jahren einige Sammlungen von Predigten und Gebetbücher, eine „Religionslehre für Kinder“, 1830, die Schriften: „Die Karikaturen der von Jesus Christus gestifteten Kirche“, 1833, „Consequenzen eines alten Pfarrers. Eine Reihe von prosaischen Rhapsodien auf dem Gebiete der Religionsphilosophie“, 1833 (in neuer Auflage 1836 unter dem Titel: „Der Mensch, die Kirche und das Hermesische System nach seinem Grundcharakter“), eine Uebersetzung der Briefe des Clemens von Rom und Polykarpus, 1825, und eine Ausgabe des Vincentius von Lerin, 1839. Im J. 1842 gründete er das „Katholische Wochenblatt aus Ost- und Westpreußen“ (zuerst zu Marienburg, dann zu Danzig erscheinend), welches er eine Reihe von Jahren redigirte.

Nekrolog (aus dem Danziger Kirchenblatt) im Westfäl. Kirchenblatt, 1867, Nr. 18. Thesaurus librorum rei cath.

Reusch.

Herzog: P. Marian H., Pfarrer von Einsiedeln, geb. zu Münster, Canton Luzern, 1758, wurde Mitglied des Klosters Einsiedeln 1775, Priester 1781, lehrte zuerst Rhetorik und Theologie im Stifte, wurde dann Archivar und Bibliothekar und bearbeitete mit P. Fintan Steinegger die Einsiedler Chronik von 1783, die beste bis jetzt erschienene. J. L. Haller in seiner Bibliothek der Schweizergeschichte nennt die Verfasser aufgeklärte Capitularen. Als im Jahre 1798 die Franzosen in die Schweiz eindrangen, ihr „die Freiheit“ aufzuzwingen und die meisten Kantone die helvetische Constitution bereits angenommen hatten, war neben dem Kapuziner Paul Styger P. Marian, seit 1789 Pfarrer von Einsiedeln, der eifrigste Heißsporn, der die Urkantone zum Widerstande gegen die Franzosen aufmunterte. Beiden schien die Religion gefährdet und sie hatten beim Volke großen Anhang. Die Landsgemeinde vom 16. April schwur mit Gut und Blut für Freiheit, Vaterland und Religion einzustehen. Die Grenzen wurden besetzt, Aloys Reding zum Landeshauptmann ernannt. Einen gewaltigen Schutzwall gegen den Zürchersee hin bildet die waldige Höhe des Etzels, neben welchem zwei Straßen in das Land, zunächst nach Einsiedeln führen, eine über die Schindellegi, die andere ist der Etzelpaß. Im Kriegsrathe zu Rothenthurm, in der Nacht vom 1. auf den 2. Mai erschien auch Pfarrer H. und versprach mit seinen Ein-

siedlern den Posten am Etzel bis zum letzten Blutstropfen zu verfechten. Doch verlangte er vergebens einen Anführer. „Kein Officier wollte mit dem Mönche das Commando theilen" (Zschokke). Das war ein Fehler. Am Morgen darauf, 2. Mai, war Reding an der Schindellegi siegreich gegen 2000 Franzosen; aber 6000 derselben rückten gegen den Etzel vor, wo die Einsiedler standen. H. erzählt: „Alle sahen ein, daß sie sich unmöglich wehren könnten und ganz Einsiedeln unglücklich machen würden, wenn sie gegen die anrückenden Vorposten der Franzosen Gewalt brauchen würden. Sie entschlossen sich also in Ruhe nach Hause zu gehen". Durch diesen verhängnißvollen Rückzug war der Widerstand gebrochen, die Franzosen marschirten in Einsiedeln ein und Reding mußte, um nicht umgangen zu werden, sich nach Rothenthurm zurückziehen. Umsonst war der glänzende Sieg, den er dort noch am gleichen Tage errang, sowie ein dritter der Schwyzer und Urner bei Morgarten. Am 4. Mai mußte er capituliren und die Landsgemeinde nahm, auf Anrathen der gemäßigten Geistlichen, die Constitution an. Pfarrer H., auf dessen Kopf die Franzosen einen Preis von 200 Louisd'or gesetzt hatten, war über die Berge nach Oesterreich geflohen, kehrte aber nach der Mediation wieder zurück, war wieder Pfarrer von Einsiedeln 1818—26 und starb am 26. Nov. 1828. Sein Charakter und seine Handlungsweise haben die verschiedensten Beurtheilungen erfahren. Verrath, Sittenlosigkeit, alle Verbrechen wurden ihm vorgeworfen. Sicher mit Unrecht. Am richtigsten hat wol G. Meyer von Knonau geurtheilt, wenn er sagt: „Marianus H. und Paul Stiger hat mehr als eine Erzählung zu Bösewichtern und Verräthern gestempelt; allein sie gehören nur in die Classe der Schreier, die in jeder aufgeregten Zeit bald aus blindem Irrthume, bald aus Eitelkeit, Ehrgeiz, Haß, Parteigeist oder anderen Leidenschaften die Menge aufreizen, den auf Einsicht und Erfahrung begründeten Rath als Feigheit oder Zweideutigkeit darstellen und gewöhnlich zuletzt ihre Anhänger entweder mit sich ins Verderben stürzen oder ebenso oft im Augenblicke der Entscheidung zaghaft verlassen".

D. Kant. Schwyz, S. 45. Vgl. Faßbind, Gesch. d. Kant. Schwyz, Bd. V. Steinauer, Gesch. d. Kant. Schwyz, Bd. I. Zschokke, Gesch. vom Kampf und Untergang d. schweiz. Kantone (parteiisch). Dettling, Schwyz. Chronik. P. Gabr. Meyer.

Herzog: Johann H., genannt v. Effingen, Bürgermeister des Kantons Aargau, geb. am 17. Januar 1773, † am 21. December 1840; stieg aus bescheidensten Verhältnissen durch seltene natürliche Begabung, rastlose Energie des Willens und Unantastbarkeit des Charakters zu einem der geachtetsten schweizerischen Staatsmänner seiner Zeit empor. Sohn eines einfachen Landmannes im damals bernischen Dorfe Effingen am nördlichen Fuße des Bözberges, erhielt H. seine erste Bildung in der Dorfschule daselbst, in einer Privatanstalt in Lauffohr und bis zum 13. Jahre in der Stadtschule von Brugg an der Aare. Dann brachte er zur Erlernung des Französischen und praktischer Ausbildung in Handelsgeschäften ungefähr ein Jahr in Moudon (deutsch Milden) in der Wadt zu und kehrte 1787 heim, um dem Vater, der mit seiner Landwirthschaft ein Baumwollengewerbe verband, in diesem unter ihrer gemeinsamen Anstrengung sich allmählich erweiternden Geschäfte zur Seite zu stehen. Schon 1788 vermählt, nahm H. bald darauf Wohnsitz und Bürgerrecht in der Stadt Brugg. Seine Anlagen fanden lohnende Verwendung im erwählten Berufe. Von Jugend auf mit den Bedürfnissen und Anschauungen des Volkes vertraut, durch sein Handelsgeschäft auch in höhere Kreise eingeführt, unermüdlich sich selbst weiter bildend, war er durch das Geschick ausgezeichnet, mit welchem er jede Aufgabe erfaßte und Jedem, mit welchem er in Berührung kam, zu begegnen wußte. Entschiedenheit, strenges Rechtlichkeitsgefühl, ein heiteres und gewinnendes Wesen, aber auch

schlagfertiger Witz waren ihm eigen. Als Milizofficier bei der bernischen Besetzung des Wadtlandes im Herbste 1791 betheiligt, als Geschäftsmann bei Gelegenheit der Aufstellung eines Grenzkordons 1796 gebraucht, erwarb er sich Kenntniß in militärischen und Verwaltungssachen. Als der Umsturz der alten Eidgenossenschaft erfolgte und der Aargau, von Bern getrennt und zu einem eigenen Kanton erhoben, seine Vertreter in die obersten Behörden der helvetischen Republik zu senden hatte, wandten sich die Blicke der Wähler auch auf H.; im März 1798 trat er als Mitglied in den helvetischen Großen Rath. Er theilte die Anschauungen der neuen Zeit, schloß sich dem Gedanken des schweizerischen Einheitsstaates an, nahm aber an dem phantastischen und ausschweifenden Treiben der eigentlichen Revolutions- oder Patriotenpartei keinen Theil. Denn die Einsicht, mit welcher er die wirkliche Bedeutung der Dinge erkannte, — so daß er z. B. die Abschaffung der auf dem Grundbesitze haftenden sogen. Feudallasten, der Zehnten und Grundzinse, einmal treffend geradezu den „Hauptzweck der Revolution" nannte, — ließ ihn Rücksichten der Klugheit und Mäßigung nicht aus den Augen setzen. Seine Geschäftstüchtigkeit wurde rasch erkannt und veranlaßte die Behörden ihm manche besondere Aufgabe zu übertragen. Im März 1799 Präsident des großen Rathes, wobei er die Eroberung von Graubünden durch die Franzosen unter Masséna feierte, wurde er kurz darauf mit dem Senator Schwaller nach Cur abgeordnet, um den Vereinigungstraktat der helvetischen Republik mit Bünden abzuschließen (21. April 1798). Später war er einer der helvetischen Commissäre bei Masséna's Armee und für die Organisation und Verpflegung der helvetischen Truppen bei dessen Heere thätig. Freilich hatte er nur zu oft auch reichliche Gelegenheit, das tyrannische Gebahren der fränkischen sogenannten Befreier, in der That jedoch räuberischen Gebieter Helvetiens gründlich kennen zu lernen, ließ es aber auch nicht an furchtlosem Widerstande dagegen fehlen. Im Mai 1798 erhob er sich im Großen Rathe gegen die Willkür des fränkischen Commissars Rapinat in entschiedenster Sprache; 1799 äußerte er sich nicht weniger unumwunden gegen das helvetische Directorium unter Laharpe über die französischen „Blutegel". Bei Laharpe's Sturz und der Auflösung des Directoriums am 7. Januar 1800 (s. Dolder, Joh. Rud.) blieb H. unbetheiligt; er hatte sich den einleitenden Beschlüssen im Großen Rathe widersetzt. Dennoch übertrug ihm der neue Vollziehungsausschuß sofort das wichtige Amt eines Commissärs bei dem neuen Befehlshaber der fränkischen Armee in der Schweiz und am Oberrhein, Moreau, den H. nun auf dem Feldzuge in Deutschland begleitete. Es gelang ihm dabei, für die Schweiz Erleichterungen, wie z. B. die Rücksendung der aus ihr requirirten Wagen und Pferde von Basel aus (Mai 1800), zu erlangen, und sein persönliches Verhältniß zu Moreau wurde ein sehr freundliches. Nachmals einst in einer Audienz von Kaiser Napoleon I. über Moreau befragt, erklärte er freimüthig, daß er dem General Achtung und Liebe bewahre. Inzwischen waren in der Schweiz der helvetische Senat und Große Rath am 7. August 1800 aufgelöst und durch den „Gesetzgebenden Rath" ersetzt worden. Herzog's legislatives Mandat erlosch hiermit für einmal. Denn er wurde weder in diese neue Behörde, noch in den föderalistischen (Reding'schen) Senat und Großen Rath berufen, die am 28. October 1801 den Gesetzgebenden Rath verdrängten. Indessen gab ihm auch die neue Vollziehungsbehörde, der Kleine Rath, — wol auf Antrieb seines aargauischen Landsmannes Dolder — unerwartet einen Beweis von Vertrauen, indem sie ihn am 29. October zum Regierungsstatthalter für den Kanton Aargau ernannte. Aber schon am 18. December traf ihn das Loos der Wiederabberufung von diesem Amte, in welchem er ohnehin Schwierigkeiten gefunden hatte (H. hatte rückständige Steuern durch militärische Execution eintreiben lassen müssen); er wurde durch einen

Anhänger der föderalistischen Partei, Hünerwadel, ersetzt. Als hingegen die Einheitsfreunde in den helvetischen Behörden durch den Staatsstreich vom 7. April 1802 wieder über ihre Gegner siegten und zur Entwerfung einer neuen Verfassung für die Republik eine Notabelnversammlung einberiefen, wurde auch H. zum Notabeln ernannt und übernahm zugleich interimistisch wieder das Amt des Regierungsstatthalters bis zur Wahl eines Nachfolgers, den ihm der Kleine Rath am 28. Juni 1802 in dem gewesenen helvetischen Finanzminister Rothpletz gab. Bekanntlich scheiterte übrigens der Versuch, die neue Verfassung für Helvetien ins Leben zu rufen, am Widerstande der großen Mehrheit des Schweizervolkes, das sich im September 1802 gegen die Regierung erhob und ohne das Eingreifen des französischen ersten Consuls sich ihrer entledigt hätte. Bonaparte gab jetzt der Schweiz und ihren Kantonen definitive Gestaltung, die sogenannten Mediationsverfassungen. H. war dem Aufstande fremd geblieben; er wurde während desselben von der im Aargau damals vorherrschenden bernisch gesinnten Partei mißtrauisch überwacht. Bei Einführung der neuen Kantonsverfassung im Frühjahr 1803 trat er hingegen wieder in die öffentlichen Geschäfte ein, als Mitglied und Secretär des aargauischen Großen Rathes, als Bevollmächtigter seines Kantons bei der vom Mediator eingesetzten Commission, welche die helvetische Nationalschuld zu liquidiren hatte, als Commissär für den Aargau bei der Auseinandersetzung zwischen den Kantonen Bern, Wadt und Aargau über das ehemalige bernische Staatsvermögen. Damals erwarb H. für seinen Kanton die werthvolle, einstens Zurlauben'sche Bibliothek aus dem Nachlasse der helvetischen Republik durch den in Freiburg — dem Orte all' dieser Verhandlungen — abgeschlossenen Vertrag vom 7. December 1803. Wirksam vertrat er ebendaselbst die Interessen seines Kantons rücksichtlich des durch die Mediation dem Aargau einverleibten Frikthales bei dem französischen Botschafter in der Schweiz, dem General Ney. Immer mehr wurde H. in kantonalen und eidgenössischen Angelegenheiten einflußreich. 1804 zweiter, 1805 erster aargauischer Gesandter an der Tagsatzung wirkte er bei deren Berathungen in den wichtigen Vorfällen dieser Jahre mit. Seit 1804 Mitglied des kantonalen Kriegsrathes, trat er am 8. Mai 1807 an die durch Dolder's Hinschied erledigte Stelle in den aargauischen Kleinen Rath ein — nach vorübergehender Mitgliedschaft im kantonalen Appellationsgerichte 1806/7. Nun Mitglied der Regierung wandte er sich hauptsächlich dem Finanz- und dem Militärwesen zu, war 1808 und 1809 wieder Tagsatzungsgesandter, Bevollmächtigter seines Kantons in langwierigen Unterhandlungen mit dem Großherzogthum Baden und 1810 Mitglied der Untersuchungscommission in Handelssachen, zu deren Aufstellung die Regierung von Aargau auf dringende Beschwerden Frankreichs über Nichtvollzug der napoleonischen Continentalsperre in der Schweiz sich genöthigt fand. In diesen Dingen war H. vorzüglich sachkundig. Denn damals begann der Aufschwung der schweizerischen Baumwollenfabrikation und H. selbst, 1810 nach Aarau übersiedelnd, legte jetzt hier, nach dem Vorgange von Escher, Wyß & Co. in Zürich (s. Escher, Joh. Casp., Bd. 6, S. 359), eine Baumwollenspinnerei an; ein Unternehmen, das er und seine Söhne allmählich erweiterten und mit ähnlichen verbanden, bis er es ganz ihrer Leitung überlassen konnte, unter der sich ihr Handelshaus zu einer der angesehensten Firmen der Schweiz erhob. Als drei Jahre später Napoleons Rückzug aus Rußland den europäischen Krieg gegen denselben herbeiführte und die eidgenössische Tagsatzung Ende 1813 Anstalten zur Behauptung der schweizerischen Neutralität traf, ward auch H. am 22. November zum eidgenössischen Obersten ernannt. Um so mehr mußte es ihn wie Andere schmerzen, daß das angestrebte Ziel sich als unerreichbar, der Durchmarsch der Heere der Alliirten durch die Schweiz sich unabwendbar erzeigte. Mit gemischten

Gefühlen erfüllte H. den Auftrag seiner Regierung, den Oberbefehlshaber der durch den Aargau ziehenden Heersäulen, den österreichischen Feldzeugmeister Grafen Colloredo-Mansfeld (s. diesen), bei dessen Einzuge in Aarau am 22. December 1813 zu empfangen. Schlimmer als das Verlangen der alliirten Mächte, die in ihrem ganzen Verfahren sich doch von entschiedenem Wohlwollen für die Schweiz beseelt zeigten, wurden für das Land die unvermeidlichen Lasten des Durchmarsches ganzer Armeen, noch weit mehr aber die tiefe innere Zerrissenheit, der die Schweiz sofort anheimfiel, weil der Sturz Napoleons auch denjenigen seines Mediationswerkes herbeiführen mußte. Für den Kanton Aargau insbesondere wurden diese Zeiten schwer. Denn er hatte nicht nur jene Lasten mitzutragen, sondern zugleich seine politische Existenz gegen die Bestrebungen Berns zu behaupten, das die Wiedervereinigung des ihm einst angehörigen protestantischen Aargau mit dem Kanton Bern beharrlich betrieb. Weder an Verwendung dafür bei den alliirten Mächten, noch an Vorschlägen ließ Bern es fehlen, die dem Aargau selbst und dessen einflußreichsten Persönlichkeiten diesen Wiederanschluß genehm zu machen geeignet schienen. Allein man fühlte allzusehr den Werth der seit 15 Jahren genossenen Selbständigkeit und H. insbesondere, dessen Bedeutung Bern wohl erkannte, lehnte alle derartigen Vorschläge entschieden ab, trat fest für die Unabhängigkeit seines Kantons auf und nahm an Vorbereitungen, dieselbe nöthigenfalls mit den Waffen zu behaupten, amtsgemäß Antheil. Erst die Rückkehr Napoleons von Elba im Frühjahr 1815 machte der Ungewißheit der Verhältnisse ein Ende. Auf die vom Wiener Congreß festgesetzten Grundlagen hin schritt die Tagsatzung zum Abschlusse des Bundesvertrages vom 7. August 1815, während ein schweizerisches Armeecorps unter General v. Bachmann (s. diesen) die Westgrenze der Schweiz besetzte und vorübergehend auch Frankreichs Boden betrat. Mittlerweile trat im Aargau im Januar 1815 eine neue kantonale Verfassung ins Leben, welche, wie anderwärts, die Gestaltung und Befugnisse der Volksvertretung zu Gunsten einer verstärkten Regierungsgewalt beschränkte. H. wurde in den neuen Kleinen Rath berufen, führte hier seine früheren Aufgaben weiter, bethätigte aber auch sofort seine Kraft in einem außerordentlichen Auftrage. Als in Bachmann's Armee bei einigen Bataillonen der Brigade des aargauischen Obersten Schmiel eine meutrische Bewegung ausbrach, wurde H. von seiner Regierung als Commissär nach Biel, dem Schauplatze der Unordnung, abgesandt und es gelang seinem energischen Auftreten, das an der Spitze stehende aargauische Bataillon Siegfried zur Pflicht zurückzuführen und dadurch die Bewältigung der Uebrigen durch die Anstalten des Generalquartiermeisters Finsler (s. oben Bd. VII. S. 26) zu erleichtern. Kurz zuvor hatte H. den Erzherzog Johann bei dessen Besuch auf Schloß Habsburg amtlich zu empfangen gehabt und war nachmals auch Mitglied der Regierungsdeputationen, welche die durch die Schweiz in ihre Staaten zurückkehrenden Monarchen, Kaiser Alexander I. und Franz II., in Brugg begrüßten. Immer ausschließlicher widmete er sich den öffentlichen Geschäften. Im Januar 1819 zum Bürgermeister erwählt, wurde H. dadurch eines der beiden Häupter seines Kantons. Während sein College Fetzer, aus dem Frickthale stammend, den katholischen Aargau und den Juristen- und Beamtenstand älterer Art an der Spitze der Regierung repräsentirte, vertrat H., der übrigens die Eigenthümlichkeiten aller Landestheile gründlich kannte und wohl zu berücksichtigen wußte, die Bedürfnisse und Anschauungen der protestantischen Bevölkerung und der industriellen Entwickelung des Landes und wurde mehr und mehr die einflußreichste Persönlichkeit desselben. Auch den Angelegenheiten der reformirten Landeskirche stand er nun als von Amtswegen Präsident ihres Generalcapitels (1821/1830) nahe. Besonders aber nahm ihn die Eidgenossenschaft in Anspruch. Uebungsgemäß führte er von 1820

an, abwechselnd mit Fetzer, jedes zweite Jahr die Stimme seines Kantons auf der Tagsatzung, wo er in militärischen, diplomatischen und Handelsangelegenheiten großes Ansehen genoß. 1828 für den Aargau Mitglied der obersten eidgenössischen Militäraufsichtsbehörde (unter den Kantonen bestand jährlicher Wechsel in der Ernennung), wurde er 1829, bei Finsler's Rücktritt, zum ersten, für drei Jahre gewählten Mitgliede ernannt, welchem neben dem jeweiligen Tagsatzungspräsidenten als Vorstand das Vicepräsidium in der Behörde zukam, und blieb nun — immer wieder bestätigt — bis an sein Lebensende in dieser wichtigen Stellung. 1827/8 mit Schultheiß Fischer in Bern und Staatsrath Perrot von Neuchâtel schweizerischer Bevollmächtiger zum Abschluß der Nachbarschaftstraktate mit Frankreich, wurde H. von König Karl X. durch Verleihung des Commandeurkreuzes der Ehrenlegion ausgezeichnet. Anfangs der zwanziger Jahre in Stuttgart in diplomatischen Aufträgen, wo soeben die Eröffnung neuer würtembergischer Salzwerke Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit war, legte er dem Könige Wilhelm den Gedanken nahe, für dieselben in der Schweiz, die auf den Bezug theuren französischen Salzes angewiesen war, ergiebigen Absatz zu suchen und vermittelte die Verwirklichung des günstig aufgenommenen Vorschlages. Der Erfolg desselben wurde Veranlassung zu besonderem bleibendem Wohlwollen des Königs für H. Mit dem Orden der würtembergischen Krone beehrt und fortan stets ein willkommener Gast im Schlosse zu Stuttgart hatte H. die Freude, daß ihm der König bei Gelegenheit einer Schweizerreise im J. 1839 die Ehre eines Besuches in seinem selbstgeschaffenen schönen Wohnsitze in Aarau erwies. So verflossen für H. die Jahre 1815—1830 in befriedigendster Wirksamkeit und mannigfacher Auszeichnung, als die Pariser Revolution von 1830 auch in der Schweiz eine tiefgreifende Umwälzung hervorrief. Obwol eine Schöpfung der Neuzeit, entging auch der Kanton Aargau einer solchen nicht und ehe noch die Behörden ihre Einleitungen vollendet hatten, dem im Volke verbreiteten Verlangen einer Revision der Verfassung zu entsprechen, wurde ihrer Wirksamkeit durch einen bewaffneten Aufstand der Massen ein Ziel gesetzt und alle Gewalt factisch einem außerordentlichen Verfassungsrathe und dessen Führern übertragen. Gegen H. persönlich richteten sich Mißgunst, Vorwürfe und Verdächtigung bei Vielen. Er blieb sich selbst getreu, vertheidigte seine Grundsätze und sein bisheriges Verhalten, wovon die Reden, mit denen er im Mai 1831 die letzte Sitzung des abtretenden Großen Rathes eröffnete und schloß, ein entschiedenes, merkwürdiges Zeugniß geben und ließ sich nicht zum Eintritt in die neue Regierung bewegen. Er beschränkte sich darauf, einem Rufe in den neuen Großen Rath zu folgen und nahm hier, wie im Verfassungsrathe, zu dessen Mitglied er doch auch ernannt worden war, seinen Sitz, wie er selbst sich ausdrückte: im rechten Centrum. Ihm blieb, neben dem allmählich wiederkehrenden Vertrauen seiner Mitbürger und des Rathes, der ihn zweimal zum Präsidium berief, seine Stellung in der Eidgenossenschaft. Vertrat er auch nicht mehr den Aargau im Schooße der Tagsatzung, so wurde er doch von Letzterer nicht nur in der eidgenössischen Militäraufsichtsbehörde festgehalten, sondern auch öfter zu wichtigen Aufträgen in Anspruch genommen: 1835 und 1836 zu Unterhandlungen mit den süddeutschen Nachbarstaaten und einer Sendung nach Stuttgart in Zoll- und Handelssachen; 1836 zu Commissionalberathungen über das schweizerische Münzwesen; zu Grenzbereinigungen mit dem Großherzogthum Baden u. A. m. Einem besonders wichtigen Geschäfte unterzog er sich 1833 als erster der zwei von der Stadt Basel bezeichneten Mitglieder der Theilungscommission, welche als Schiedsgericht laut Tagsatzungsbeschluß vom 26. August die Vermögenstheilung zwischen den Halbkantonen Basel-Stadt und Basel-Land zu ordnen hatte. So war der Abend seines Lebens herangekommen, als er 1838 mit seiner Gattin, umgeben

von einer zahlreichen Familie, deren Wohlstand er begründet hatte (sein Vater, † 1817, hatte noch ihr Aufblühen gesehen), und begleitet von der Verehrung Vieler, die ihm Rath und Förderung mannigfacher Art zu danken hatten, das Fest seiner goldenen Hochzeit beging. Allmählich sanken aber seine körperlichen Kräfte und nach schwerer Krankheit im Winter 1839/40 erholte er sich nur vorübergehend wieder. Dennoch blieb sein Interesse für sein Vaterland lebendig. Im Sommer 1840 nahm er an Sitzungen des Großen Rathes neuerdings Antheil; noch im August vereinigte er sich mit drei ausgezeichneten Männern verschiedener Kantone zu einer gemeinsamen, freilich vergeblichen Verwendung bei der Tagsatzung zu Gunsten des von der bernischen Regierung im Schlosse Thorberg gefangen gehaltenen Altschultheißen Fischer von Bern und Haftgenossen (s. oben Bd. VII. S. 59). Aber bald kehrte sein Uebel wieder und führte am 21. December 1840 seinen allgemein betrauerten Hinschied herbei.

Trauerrede bei der Bestattung des Herrn J. Herzog, von Effingen am 25. Decbr. 1840 (von Pfarrer Pfleger in Aarau), Aarau, J. H. Christen. — Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 1842, S. 1182. — Gallerie berühmter Schweizer der Neuzeit, in Bildern von Fr. u. H. Hasler, mit biogr. Text von Alfred Hartmann, Baden im Aargau bei Fr. Hasler, I. Bd. 1868, Nr. 29. — Herzog's Präsidialreden im Großen Rathe des Kantons Aargau, 1831 u. 1833. — Die schweizergeschichtlichen Werke von M. Schuler, Tillier u. A. m. — Persönliche Erinnerungen. G. v. Wyß.

Hesekiel: Johann George Ludwig H., wurde am 12. August 1819 zu Halle a. d. Saale geboren, wo sein Vater († am 14. April 1840 als Generalsuperintendent in Altenburg) damals Diaconus an der St. Moritzkirche, dem Gotteshause der Halloren, war. Seine humanistische Bildung erhielt er auf der v. Witzleben'schen Klosterschule zu Roßleben und studirte dann in Halle, Jena und Berlin. Philosophie und Geschichte bildeten sein Hauptstudium; in Halle war er ein Lieblingsschüler Leo's. Schon auf der Schule beschäftigte er sich mit der Poesie, später wirkte besonders Fouqué, der Dichter der Undine, anregend auf ihn ein. 1839 erschien sein erstes Büchlein: „Der Saga-Saal, eine nordische Dichtung". Bald wendete er sich ganz der Litteratur zu und wurde zunächst Redacteur der „Rosen" in Leipzig. Durch seine „Preußenlieder" wurde der damalige Kriegsminister v. Boyen auf ihn aufmerksam, der ihn Friedrich Wilhelm IV. vorstellte. Der Schüler Leo's und Fouqué's brachte dem Königthum von Gottes Gnaden sein ganzes Herz entgegen, die Persönlichkeit des Königs gewann ihn vollends für dasselbe. 1848 siedelte er nach Berlin über und übernahm die Redaction des ausländischen Theils der Neuen Preußischen („Kreuz"-) Zeitung, die er bis an seinen Tod inne gehabt. In seinen legitimistischen Romanen: „Von Turgot bis Baboeuf" ꝛc., die in der „Berliner Revue" erschienen, legte er die Früchte seiner Studien französischer Geschichte nieder; — Frankreich, das er früher viel bereist, blieb ihm immer ein interessantes Land, doch bald verdrängte seine Vorliebe für die Mark, die er nach allen Seiten hin studirte, jedes andere Interesse. Willibald Alexis wurde jetzt sein Vorbild und um die Wette mit seinem langjährigen Freunde Fontane eiferte er die Liebe zu der Mark Brandenburg auch in größeren Kreisen wachzurufen. Seine „Vaterländischen Romane" sind weit über die Grenzen der Mark hinaus populär geworden. Eine kleine Gedichtsammlung „Zwischen Sumpf und Sand" behandelt speciell märkische Stoffe. Seine gesammten Werke, Romane, Novellen, heraldische und historische Arbeiten, Gedichte und Balladen umfassen über 100 Bände, denn er war von seltenem Fleiß und schuf außerordentlich rasch. Vermählt mit einer Tochter des Hauptmanns Förster, dessen unter dem Namen Alexis des Wanderers erschienene Bücher einst viel gelesen wurden, führte er mit dieser und zwei

Töchtern ein reich gesegnetes Familienleben, an dem er gern Freunde, selbst politische Gegner theilnehmen ließ, obgleich er den strengen Legitimisten, den evangelischen Pfarrerssohn, nie einen Augenblick verleugnete. In den letzten Jahren erwarb er sich einen besonderen Ruf durch sein Buch vom Fürsten Bismarck, den Grundstock aller späteren Biographien Bismarck's. — Leider war ihm kein langes Leben beschieden. Von Jugend auf einem schweren Gichtleiden unterworfen, erlag er demselben, noch nicht 55 Jahre alt, am 26. Februar 1874. Eine ausführliche Biographie Hesekiel's ist bis jetzt nicht erschienen: einen größeren Aufsatz über ihn, sowie ein genaueres Verzeichniß seiner sämmtlichen Schriften wird das Augustheft der „Allgemeinen conservativen Monatsschrift für das christliche Deutschland" (1880) bringen. Lud. Hesekiel.

Hesselloher: Der H., Dichter, ohne Zweifel aus der Nähe von München, nach seinem Geburtsorte Hesellohe (Großhesselohe) benannt. Wir besitzen von ihm noch vier frische Liebeslieder in volksthümlichem Stile. Die Zeit seines Dichtens bestimmt sich daraus, daß er von Ulrich Füterer um 1478 noch als Lebender erwähnt wird. K. Bartsch.

Hesenthaler: Magnus H. (so ist der Name in Hesenthaler's Werken gedruckt, neuere Schriftsteller schreiben meist Hessenthaler), Professor der Politik und Beredtsamkeit, zugleich Geschichtschreiber, nach dem Todtenregister geboren im October 1621 zu Hochdorf, O. A. Waiblingen, wo sein Vater von 1616—26 als Pfarrer lebte, war Hofmeister des würtembergischen Prinzen Johann Friedrich im sogen. Fürstencollegium zu Tübingen, heirathete am 20. Februar 1655 die Wittwe des Expeditionsrathes Schickhardt, wurde 1656 an Stelle des hochbetagten Lansius, den er in einer gut geschriebenen Rede („Thomae Lansii cineres, seu oratio de vita ejus beatoque excessu", 1657) verherrlichte, am genannten Collegium Professor der Geschichte, Politik und Beredtsamkeit, und lehrte zugleich an der Universität Moral; Anfangs December 1656 hielt er seine akademische Antrittsrede über die richtige Verbindung des Geschichtsstudiums mit jenem der Politik und Beredtsamkeit, welche Ansprache als wissenschaftliche Einleitung in seine Vorträge zu betrachten ist und Lehrenden wie Lernenden beherzigenswerthe Winke bietet. 1663 beauftragte ihn Herzog Eberhard III. Würtembergs Geschichte zu schreiben, und H. übersiedelte nun als Landeshistoriograph mit dem Titel eines Honorarprofessors nach Stuttgart. Hierzu mag ihn noch der weitere Umstand bewogen haben, daß seine Stellung in Tübingen erschüttert war, weil ihn der Verdacht unsittlichen Benehmens gegen seine Stieftochter in üble Nachrede gebracht hatte. Am 20. Juni 1663 nahm er vom Fürstencollegium feierlichen Abschied, und sprach hierbei „de patriae historiae eminentia". In Stuttgart veröffentlichte er mehrere Werke; seine Landesgeschichte scheint indeß über einige Vorarbeiten nicht hinausgekommen zu sein, da von derselben nichts im Druck erschien, und das Stuttgarter Staatsarchiv von H. nur wenige Ausführungen über das würtembergische Wappen verwahrt. Nach dem Eintrage im Todtenbuche starb H. am 2. April 1681, wurde am 5. d. Mts. in der Hospitalkirche begraben, und erreichte ein Alter von 59 Jahren 6 Monaten. Kurz vor seinem Ableben hatte er noch zum Gedächtniß des Tübinger Juristen Wolfgang Adam Lauterbach eine kleine Schrift „Effigies Lauterbachiana, seu virtutum stricturae ex W. A. Lauterbachii etc. vita", 1681 fol. herausgegeben. H. gehörte zu den einflußreichsten Lehrern des Collegiums; dessen schriftstellerische Leistungen sind von untergeordneter Bedeutung. Außer einigen Dissertationen hinterließ er: „Athleta politicus", 1665. Eine praktische Unterweisung zu gelehrten Disputationen, welche in sechs Dekaden die wichtigsten Lehren des öffentlichen Rechtes (de imperantibus, de subditis, de imperii natura u. dgl.) untersucht. — „Suada octennis wirtemb. coll. illust. Tüb.", 1666. 2 Thle. Eine Sammlung der während

[illegible] Lehrthätigkeit theils von ihm selbst, theils nach seinen An[illegible] von den Schülern des Collegiums gehaltenen Reden. [illegible] neben den erwähnten den „Panegyricus nuptialis“ auf [illegible] 1656 und die „Oratio funebris“ auf Herzog Joh. [illegible] 1659; „Probestücke der Regiments- und Sitten[illegible] historia univ. ex suo museo, 1667. — H.'s [illegible] verschiedenen Gesangbüchern aufgenommen. Ein Theil [illegible] wurde 1668 zu Amsterdam verlegt. Unter seinem [illegible] steht die Devise: fides testis vita.

[illegible] in Tübingen, Tüb. Ztschr. (Jahrg. 1850), [illegible] Univers. Tübingen, 154. — J. J. Moser, [illegible] S. 12. 499. — Wetzell, Anal. hymn., II. 278; [illegible]

Eisenhart.

[illegible] zu Wegern bei Passau, in den Orden [illegible] Dialektik und Controverstheologie zu [illegible] 1642—49 zu Augsburg und 13 Jahre zu [illegible] Literarisch betheiligte sich H. nament[illegible] der vier Bücher von der Nachfolge [illegible] panegyricus in laudem librorum IV [illegible] LXX concinnatus“, 1631; [illegible] demonstratur verus auctor librorum [illegible] Kempensis“, 1651; „Lexicon [illegible] vorkommenden Germanismen), [illegible] Summa theologiae mysticae Thomae [illegible] der auch zwei handschriftliche [illegible] benutzte). Außerdem veröffent[illegible] ausführlichen Commentar zu den [illegible] des Breviers, 1657 [illegible] sacrarum meditationum [illegible] „Leben Jesu Christi“ deutsch [illegible], mehrere lateinische [illegible] für Pilger auf der [illegible] herausgegeben worden [illegible]

[illegible] S. 827. de Backer, Biblio-[illegible]

Reusch.

[illegible]

dessen kl. Beiträge 1, 31 ff.; Germania 1, 192 ff.; Behaghel in der Zeitschr. f. d. Alterthum 22, 97 ff. Von dem Evangelium Nicodemi ist ein beträchtliches Stück gedruckt in Pfeiffers altd. Uebungsbuche (1865) S. 1—22. Den Nachweis der Identität wird eine Abhandlung von K. Amersbach in der Germania liefern.

K. Bartsch.

Heß: Christian H., (nicht Karl), geb. den 27. Januar 1803 als Sohn nes Bauern zu Kuhblank bei Stargard i. P., gest. den 15. Mai 1874 als lector der Ottoschule in Stettin. Der Druck der Fremdherrschaft, der die iltern in ihrem Vermögen sehr zurückbrachte, machte schon auf den sechsjährigen tnaben einen tiefen Eindruck, der zum Haß gesteigert wurde, als französische n das väterliche Gehöft eindringende Soldaten ihn einmal ungerechter Weise chlugen. Trotz seines sonst milden Sinnes hat H. diese Gewaltthat bis ins Greisenilter hinein nicht vergessen. Nach einigem im Pfarrhause zu Belkow genossenen Unterricht trat H. 1817 von der Dorfschule aus in die Sexta des Gymnasiums zu Stargard ein, bestand zu Ostern 1823 glänzend sein Abiturientenexamen und ging um Theologie zu studiren, zuerst nach Halle und 1825 nach Greifswald. 1826 wurde er als Hülfslehrer, später als ordentlicher Lehrer am Marienstiftsgymnasium zu Stettin angestellt. Die Theologie und die alten Sprachen sahen sich hier allmählig in den Hintergrund gedrängt, neuere Sprachen, wie die schwedische, dänische, holländische, polnische, italienische und slavische traten eine Zeit lang an ihre Stelle, Lieblingsbeschäftigung aber wurde immer mehr und endlich ausschließlich die Naturwissenschaft. 1832 übernahm H. das Rectorat der unterstädtischen Bürgerschule und 1835 das der in Erinnerung an den Pommernapostel neugegründeten Ottoschule zu Stettin, das er bis an seinen Tod inne gehabt hat. Auf dem Gebiet der Botanik, zu der der geographische Unterricht ihn führte, hat H. sich einen Namen gemacht, 1840—45 erschien seine „Allgemeine Pflanzenkunde“ 2 Bände, 1854 „Kleine Botanik zum Gebrauch für Schüler“; ferner ein Programm: „Die Verbreitung alpiner Pflanzen im Norden Deutschlands“, auch war er Mitarbeiter an einem Werke seines Schwagers Graßmann: „Die deutschen Pflanzennamen“ 1870. Ein „Blüthenkalender“, die Frucht mehr als dreißigjähriger Arbeit von 1841 an ist noch ungedruckt. Bei Feststellung der Blüthezeiten der Pflanzen wurde H. zu meteorologischen Beobachtungen veranlaßt, die er später um ihrer selbst willen mit peinlichster Genauigkeit fortsetzte. Vom Auslande, von Brüssel aus, kam die Kunde seiner Leistungen nach Berlin, und er erhielt nun die Aufforderung für das dort neugegründete meteorologische Institut in Stettin Beobachtungen anzustellen, was er 35 Jahre lang mit der größten Sorgfalt that, indem er sein ganzes Hauswesen, seine Schüler, und mit wem er sonst in Berührung kam, für diese Thätigkeit zu interessiren und zu verwenden wußte. H. war ein poesievolles, religiöses Gemüth, von großer Milde und geringen Ansprüchen, auf Ruhm von Außen wenig bedacht. Er war zweimal verheirathet, 1833 mit Alwine Graßmann, Tochter des Professor Graßmann am Marienstiftsgymnasium, und 1837 mit Louise Schulz, Tochter des Pastor Schulz von St. Jacobi in Stettin.

Nach handschriftlichen Nachrichten im Besitz der Familie.

v. Bülow.

Heß: David H., Schriftsteller und Künstler, geb. 29. November 1770, † 11. April 1843 zu Zürich, ist in vielen Stücken als das Zürcher Gegenbild seines Winterthurer Zeitgenossen, des Humoristen Ulrich Hegner (vgl. Bd. XI, S. 288—291), aufzufassen. Das äußere Leben des gänzlich künstlerisch beanlagten feinen Beobachters bewegte sich auf wenige Veränderungen aufweisender Bahn, wie das ähnlich bei Hegner der Fall war. Geboren und erzogen auf dem schönen Landsitze Beckenhof zunächst vor Zürich, der Sohn eines angesehenen

Mannes, der Mutter, einer zartfühlenden Frau, schon sehr frühe beraubt, trat H. 1787 ohne eigene Neigung, doch dem Wunsche des Vaters folgend, der die gleiche Laufbahn betreten hatte, in das in holländischen Diensten stehende Schweizer Regiment ein. In Zürich waren seine großen Anlagen durch den empfangenen Unterricht weit weniger, als durch eigene Anstrengung geweckt worden. Nur in Musik und vorzüglich im Zeichnen — hier durch den begabten Maler Heinrich Freudweiler (gest. 1795) — hatte H. wirklich förderliche Anregungen erhalten. Diese suchte er jetzt in Holland weiter zu verfolgen, und durch diese Beschäftigung, auch durch eifrige Uebung seines dichterischen Talentes verstand er es, sich das Leben als Militär erträglich zu gestalten. Höchst förderlich durch gesellschaftlich weckende Einwirkungen wurde 1788 ein Badeaufenhalt zu Pyrmont, wo H. z. B. mit dem Arzte und Philosophen Zimmermann zusammenkam. Als dann aber durch die Eröffnung des Krieges gegen die französische Republik der Waffenberuf für den jungen Officier zur ernsten Aufgabe wurde, widerstand er den väterlichen Wünschen, daß nun der Dienst aufgegeben werden solle, und kehrte erst 1796, als die fremden Truppen nach der Umwandlung der Niederlande in eine batavische Republik überhaupt zu bestehen aufgehört hatten, nach der Schweiz zurück; auf der Heimreise hatte er auch Paris besucht und die dortigen Kunstschätze studirt. In Zürich lebte er zurückgezogen nur seinen privaten Beschäftigungen, allerdings dabei durch die auch die Schweiz ergreifende allgemeine Erschütterung in den nächsten Jahren vielfach in Anspruch genommen. Hatte er schon in Holland die neue mit Gewalt dictirte Freiheit und deren Träger, die Franzosen der Revolution, nicht nur mit den Waffen, sondern auch mit geistreichen Schöpfungen seines Stiftes und seiner Feder bekämpft — die von der batavischen Regierung verfolgten Caricaturen-Blätter der „Hollandia regenerata", 1796 in London erschienen, sind seine erste Künstlerarbeit —, so verschärfte sich in der Heimath nach 1798 und 1799 diese den erzwungenen Veränderungen zuwider gehende politische Auffassung. Vollends zog er sich nun von dem öffentlichen Leben zurück, was noch außerdem durch die Besorgung seiner ausgedehnten Oekonomie nach dem 1800 eingetretenen Tod des Vaters ihm zur Pflicht gemacht wurde. Anlagen zur Schwermuth, die schon früher sich gezeigt, schienen durch den Tod der innig verbundenen Gattin, Anna Hirzel, einer Stiefschwester Heinrich Hirzel's (s. d. Art.), noch mehr geweckt zu werden. Doch 1805 gewann er an der Baslerin Salomea Vischer seine „Retterin", wie er sie dankbar nannte, und den verwaisten Kindern eine neue Mutter. Inzwischen hatte sich H. doch mit dem Beginne der Mediationsepoche 1803 in den großen Rath wählen lassen, auch die Betheiligung an einigen untergeordneten Verwaltungsämtern nicht abgewiesen. Allein in der Hauptsache blieb er doch durchaus nach allen Seiten ein freier Mann. Ein eifriges Mitglied der Künstlergesellschaft in Zürich und nach Stiftung der schweizerischen Künstlergesellschaft auch dieser weiteren Vereinigung, lebte er daneben theils seinen literarischen und poetischen, sowie seinen künstlerischen Beschäftigungen, ferner dem anregenden Umgange mit gleichstrebenden Freunden, ganz besonders Ebel (vgl. Bd. V S. 518 u. 519) und Martin Usteri und mit Hegner, ohne dessen prüfenden Beirath H. nichts veröffentlichte. Mit dem dritten Jahrzehnt schienen die glücklichen Jahre durch der Gattin und eigene schwere Krankheit, durch den Tod von Freunden und vor allen des hoffnungsvollen einzigen Sohnes von der ersten Gattin, Adolf, 1826, zurückweichen zu wollen; dazu kam wachsende Verstimmung über die allerdings aufmerksam, doch mit Abneigung verfolgte Umwälzung von 1830, infolge deren er auch aufhörte, Mitglied des großen Rathes zu sein. Als 1839 eine neue Veränderung im Kantone Zürich die Dinge in einer ihm angenehmeren Weise wieder umgestaltete, war er, zumal da er 1840 abermals

Wittwer wurde, allzu lebensmüde, um nochmals irgendwie hervortreten zu wollen. Von der 1842 ihn von neuem ergreifenden Krankheit erholte er sich nicht mehr. Klar und ruhig, in heiterer Sehnsucht nach der Befreiung sah H. dem Tode entgegen. — H. sagte in seinen erst in der letzten Lebenszeit angefangenen Denkwürdigkeiten von sich selbst: „Ich lebte mehr in einer innern Traumwelt, als in der äußern und geschichtlich wirklichen; aber Menschen aller Art zu beobachten und mich den vorzüglicheren anzuschließen war meine angeborene Neigung“. Als „Dilettant“ kündigte er 1802 seine der Frau gewidmete „Olla Potrida“ von „Collectaneen aus der Vergangenheit“: „Kleine Gemählde, Reminiscenzen und abgebrochene Gedanken“ (Zürich) an, welches Buch poetische und prosaische kleinere Stücke gemischt in sich enthielt. Zahlreiche ähnliche kleinere Proben seines dichterischen Talentes waren schon seit 1789 zerstreut in Zeitschriften erschienen, so gerade im Schweizerischen Museum jenes Jahres, sowie seither und noch später im helvetischen Almanach, in den Alpenrosen, in den von M. Usteri gesammelten Künstlerliedern, in Zeitungen und noch weiter da und dort publicirt. Einzelne Lieder, theils von ihm, theils von anderen gedichtet, faßten in der von ihm geschaffenen musikalischen Composition Wurzel. „Scherz und Ernst in Erzählungen“, fünf 1816 erschienene der zweiten Gattin geweihte Novellen, zeigen H. schon viel mehr, als es in der früheren mehr sentimental gehaltenen Sammlung der Fall war, auf der Bahn des Humoristen. Sehr anmuthig, sowie durch den bestimmt gezeichneten localen und historischen Hintergrund — Vorstädte Zürich's 1799 — ganz naturwahr ist die 1819 Usteri zugeeignete „Weihnachtsgabe“: „Die Rose von Jericho“, in der Gestalt der Erlebnisse eines Liebespaares eine Abwehr in patriarchalische Formen sich kleidenden Aberglaubens. Zumeist war dabei auch neben dem Poeten stark der Künstler betheiligt, und wenn auch H. bei seinen Zeichnungen und colorirten Bildern stets in der Ausführung Dilettant blieb und auch als solcher betrachtet sein wollte, so war er doch ein feiner Beobachter, ein geistreicher Erfinder, und wurde, wo er zu treffen gedachte, deutlich genug verstanden. Denn seit den Tagen, wo der Zeichner seinen Hohn in der Hollandia regenerata als conservativer Beurtheiler politischer Dinge zuerst nachhaltig ergossen hatte, war H. ein Meister der Carricatur geblieben. Wie er in seinen Skizzen aus seiner aufrichtigen Ueberzeugung heraus dem Weltherrscher Napoleon lange vor dessen Katastrophe den Sturz vorausgesagt hatte, so versagte er auch im engeren Kreise des vaterländischen Lebens in der wachsenden politischen Erregung der gegnerischen Entwicklung den Ausdruck seiner Abneigung keineswegs, und nach 1830 erfreuten sich Eingeweihte an politischen Caricaturen, bei denen freilich etwa die Kunst neben der Absicht verkürzt werden mochte. Einige, vorzüglich frühere derartige Bilder waren geradezu populär geworden, so der „Scharinggelhof“, eine Verspottung übermäßigen und lächerlichen Complimentenwesens, eine Caricatur, durch welche er zugleich auch bewies, daß er das Verhöhnenswerthe in den Dingen der alten Zeit, das zugeknöpfte geistlose Wesen mancher vorrevolutionärer Kreise, so scharf herausfand, wie die gespreizten Anmaßungen in den Gestaltungen und bei den Trägern der neuen Tagesideen. — Als Poet und Künstler, aber voran als Schriftsteller und Forscher, bei den vorzüglichen zumeist durch Hegi radirten Illustrationen daneben in erster Linie vom eigenen kunstfertigen Sohne unterstützt, steht H. zuerst ganz auf der Höhe in dem geradezu classischen Buche, das seinen Namen am sichersten bewahren wird: es ist „Die Badenfahrt“ (Zürich 1818). Die „Thermopolis“ an der Limmat, welche in der Culturgeschichte des zürcherischen Lebens, vom Mittelalter bis in die Neuzeit, geradezu ein eigenes Capitel beansprucht, ist hier, obschon der Verfasser

als „Nichtgelehrter“ geschrieben haben will, durch eine nicht bloß litterarisch, sondern auch wissenschaftlich vorzügliche Leistung verklärt, nach allen Seiten topographisch, historisch, praktisch brauchbar für den Mitlebenden, der sich selbst humoristisch in den Schilderungen vorgeführt sehen mußte, beleuchtet. — Allein Hessen's eigentlichste Kraft lag auf einem noch anderen Gebiete. Der lebendige Geist, das warme Gefühl, die rege Phantasie, das gesellschaftliche Talent machten den scharfen Beobachter zu einem vorzüglich begabten Schilderer eigenartig ausgeprägter Persönlichkeiten, deren Wesen er hatte erfassen können. Es scheint, daß die Uebernahme von Neujahrsblättern der Künstlergesellschaft ihn zuerst auf das Feld seiner Meisterschaft, der Biographie, geführt habe (1820 über Salomon Landolt, 1830 über Martin Usteri, 1833 über den 1829 verstorbenen zürcherischen Landschaftszeichner und Kupferstecher Joh. Heinr. Meyer). So erschien 1820, „vorzüglich der zürcherischen Künstlergesellschaft“ gewidmet, „Salomon Landolt, ein Characterbild nach dem Leben ausgemalt“ (Zürich). H. verstand es da wirklich, den durch und durch originellen Mann, welchen 1877 von neuem ein jüngster Meister der Characteristik, Gottfried Keller, in seinen „Zürcher Novellen“ für die deutsche Lesewelt in dichterischer Kraft neu belebte, in seinem ganzen Wesen zu erfassen. „Ja dies Bild wird bleiben, wenn tausend andere schon untergegangen sind, so daß auch die Nachwelt gewiß Freude an demselben haben wird, weil es anspruchslos und ungekünstelt mit den Farben der Natur gemalt ist“: so schrieb Hegner an H. über diese Musterleistung einer „Lebensgeschichte“ und „Characteristik“. — 1822 dann verfaßte H. eine Skizze, die erst 1880 durch das Verdienst von F. O. Pestalozzi im Zürcher Taschenbuch, N. F. 3. Jahrg., wenigstens in dem wesentlichsten Inhalte aus der auf der Zürcher Stadtbibliothek liegenden Handschrift veröffentlicht worden ist. H. hatte 1811 die Liquidation des Vermögens eines nach Paris gezogenen Zürchers, Johann Kaspar Schweizer, der durch seine Frau, Anna Magdalena Heß, mit H. verwandt gewesen war, übernommen, eine äußerst schwierige Angelegenheit, die ihn mehrere Jahre in Anspruch nahm. H. fühlte sich bei genauerer Kenntniß der Lebensverhältnisse des eigenthümlichen Menschenpaares, welches das Opfer seiner Excentricitäten geworden war, zur biographischen Schilderung aufgefordert, und er verstand es, die ganze wie ein Roman sich darbietende Kette von Thorheiten, Verschuldungen, Abenteuern von idealer Kraft und philanthropischer Schwärmerei, in welcher welthistorische Persönlichkeiten wie Mirabeau, die ganze Erschütterung der französischen Revolution breite Stellen behaupten, so zu entwickeln, daß der ergriffene Leser des Verfassers Kunst über der Wahrheit des Erzählten fast vergißt. — Eine ganz andere Aufgabe wieder war es, „dem Freunde alter Sagen, dem heitern Sänger der Freude, dem edeln Meister der Künste“, Martin Usteri, ein biographisches Denkmal zu setzen. Das geschah 1831 durch die Einführung der Usteri'schen „Dichtungen in Versen und Prosa“ (Berlin, Bd. I—III), welche H. in verständnißreichster, liebevollster Weise besorgte, woneben er zugleich alle Zeichnungen Usteri's ordnete und registrirte. Ganz entsprechend den Einleitungsworten: „Gleich einem stillen Bache, der ruhig und schaumlos durch grüne Matten dahin fließt und bloß bestimmt scheint, liebliche Blumen am Rande der Ufer zu wecken und zu tränken, floß Usteri's Leben dahin“ — hat H. wirklich dieses Leben gezeichnet —: „sanft, stets klar, heiter und erfreuend“, wie er den Lebensgang des Dichters nennt, ist ihm selbst dessen Schilderung gelungen. — Noch hatte H. die Absicht, auch seinem 1838 zu Arbon in stiller Zurückgezogenheit verstorbenen Freunde, dem Jerusalemreisenden Heinrich Mayr, seine Kraft zu einer Lebensbeschreibung, unter Beifügung einer Auslese aus dessen Schriften zuzuwenden. Allein weder dieses, noch die Vollendung seiner eigenen „Erinnerungen“ ließ das sinkende Leben zu. — So erwünscht zur Orientirung die Lebensskizze

über H. im Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft von 1844 (verf. v. D. W. Hardmeyer) ist, so wäre die Persönlichkeit des Verfassers der „Badenfahrt" einer eingehenderen Würdigung werth. Meyer von Knonau.

Heß: Eugen H., Genremaler und Radirer geb. am 25. Juni 1824 zu München als der Sohn des Schlachtenmaler Peter von H. Sein Talent wurde geweckt durch die große Reise, welche sein Vater 1839 durch Norddeutschland, Polen und Rußland zur Aufnahme historischer Schlachtfelder unternahm, wobei ihn Eugen begleiten durfte. Durch diese umsichtige Leitung trat der kaum zwanzigjährige Eugen H. schon als selbständiger Künstler auf. Ebenso förderte seine Entwickelung das Studium der neueren Maler auf einer weiteren Reise 1849—50 nach Belgien und Frankreich. Im Jahre 1856 verehelichte sich Eugen H., doch wurde sein kaum aufgeblühtes Glück nur zu bald durch den Tod seiner Gattin und seines einzigen Kindes zerstört; der Künstler gerieth in tiefste Schwermuth. Dazu gesellten sich noch körperliche Leiden, welche ihn am 21. November 1862 aus dieser Welt erlösten. Mit Vorliebe widmete er seinen Pinsel der romantischen Verherrlichung des edlen Waidwerkes und zwar der vornehmeren Jagdlust des 16. und 17. Jahrhunderts; nach dem Vorbilde des Vaters wählte er auch Scenen aus dem Kriegsleben, wobei das Roß eine wesentliche Rolle spielte. Doch blieb er mehr genrebildlichen Stoffen geneigt, insbesondere mit landschaftlichem Hintergrunde. Originelle Erfindung, ein ernstes Streben nach Wahrheit und eine glänzende Technik im Sinne der Düsseldorfer waren ihm eigen. Aus der Reihe seiner Bilder sei hier erwähnt: 1846 „Wildprethändler"; 1848 „Jägers Morgengebet"; 1850 „Erster Unterricht im Waidwerk" (lithogr. von Hanfstängl für den Prager Kunstverein); „Ein Wildschützenbeute versteckender Waldbruder"; 1853 „Baierischer Jäger auf Vorposten". In demselben Jahre begann H. das historische Bild: „Der schwedische General Wrangel auf der Hirschjagd in dem Moorgrund bei Dachau, wird von den Baiern unter General von Eckervörth überfallen (October 1647) und rettet sich nur mit Noth durch die Sümpfe zu den Seinen" (Neue Pinakothek). 1855 „Fuhrwerk vor einem Wirthshaus"; 1857 „Botschaft aus dem Gefecht"; 1862 „Fasanensuche". „Ein Ritter als Gast bei Dominikanermönchen" (Neue Pinakothek), wurde ebenso wie die Jagd Wrangels von J. Wölffle lithographirt, welcher auch den „Gemüsemarkt in Antwerpen" aus dem Königs-Ludwig-Album in gleicher Weise vervielfältigte. Sein letztes Werk war „die Einnahme von Yorktown durch Washington" (im Auftrage König Max II. für das Athenäum).

Vgl. Kunstvereins-Bericht f. 1862. S. 52 und Andresen 1869. III, 203—6, wo auch das Verzeichniß seiner Radirungen. Alle seine Randzeichnungen, Skizzen und übrigen Oelgemälde wurden Ende September 1871 zu München mit dem Nachlasse seines Vaters versteigert; Einzelnes davon kam in das M. Kupferstich- und Handzeichnungs-Cabinet, etliche sehr charakteristische Bilder in Maillinger's „Bilderchronik der Stadt München" 1876. III B. Nr. 866—86. H. Holland.

Heß: Heinrich Ludwig von H., ein Literat des 18. Jahrhunderts, vom Schlage der „fahrenden Leute", und zwar nicht allein in Betreff der Heimathlosigkeit. Geboren den 27. November 1719 „irgenwo in Schwedisch-Pommern", wie einige Angaben lauten, oder in Gothenburg, wie andere Stimmen meinen, soll er 1743 in Greifswald, 1744 in Leipzig studirt haben, und 1746 in Wismar angestellt gewesen sein. Am letztgenannten Orte machte er sich unmöglich durch seine gegen den Magistrat gemünzte grobe Satire „die Glückseligkeit der ungerechten Richter, nach mathematischer Lehrart bewiesen". Bald darauf erschien er in Hamburg, wo er u. A. den Umgang des Dichters Friedr. von Hagedorn († 1754) suchte. 1756 finden wir ihn in Stralsund, von wo er um den Ver-

folgungen des von ihm bitter gekränkten schwedischen Reichsraths zu entgehen schleunigst nach Hamburg flüchtete, und etwas später in Altona eine noch bessere Wohnstätte fand. Hier erhielt er i. J. 1760 den Titel eines dänischen Justizrathes nebst einer Pension, Gunstbezeugungen, welche er 1767 durch „ebenso falsche als boshafte“ Nachrichten über Dänemark in auswärtigen Zeitungen wieder verscherzte und kaum der Verhaftung entging durch eilige Flucht nach Meklenburg. Für den verlorenen Rathstitel entschädigte ihn 1768 Pfalz-Zweibrücken durch gleiche Charakterisirung. Um 1772 wurde er auch von Schweden wieder zu Gnaden angenommen und zum Regierungsrath ernannt, ja sogar 1775 mit dem Nordsternorden decorirt. Später bekannte er sich auch als königl. Französischer Pensionär. — Von 1771—1782 lebte und schriftstellerte er wieder in Hamburg, machte sich aber auch hier unmöglich durch seine den Rath der Stadt gröblich beleidigenden pasquillantischen Anmerkungen zum Hauptreceß (dem Grundgesetz der Hamburger Verfassung). Die Schrift wurde den 31. October 1782 durch Henkershand auf dem sog. ehrlosen Block verbrannt und er selbst ausgewiesen, worauf er eine „Warnung an andere arrogante Magisträte“ veröffentlichte. Er zog dann nach Erfurt, zuletzt nach Berlin, wo er den 11. April 1784 sein friedloses Dasein beschloß. — Wenn man die Titel der von ihm verfaßten, im Hamburg. Schriftsteller-Lexicon Bd. III, S. 222—232 ausführlich mitgetheilten 58 Druckschriften betrachtet, so erscheint die Vielseitigkeit dieses schlagfertigen Literaten erstaunlich genug, welcher theologische, juristische, biographische, politische, historische u. s. w. Themata behandelte und gleichzeitig, neben einer ausgedehnten Zeitungscorrespondenz, literarische Klopffechtereien und Satyren ungezogenster, malitiösester Art in die Welt setzte. Ohne diese unedeln Charaktereigenschaften und bei gründlicherer Behandlung seiner Stoffe würde er, ausgerüstet mit vielen Kenntnissen und sehr gewandter Darstellungsgabe, gewiß den besten Schriftstellern seines Jahrhunderts beizugesellen sein. Seine litterarische Fehde gegen den s. g. Freiherrn von Krohne, einen ihm fast ebenbürtigen publicistischen Abenteurer, der es i. J. 1776 bis zum polnischen Geheimen Rath, Brandenburgischen Rothen-Adler-Ritter und Hildburghausenschen Minister im Niedersächsischen Kreise gebracht, — ein hüben wie drüben mit den plumpesten Waffen geführter skandalöser Streit, ist höchst bezeichnend, sowohl für jeden der beiden Gegner, als auch für die damaligen öffentlichen Zustände, die es gestatteten, daß solche problematische Naturen sich gedeihlich entwickeln und eine geraume Zeit feuerwerksmäßig sprühen und prasseln konnten, bis sie verpufften.

Beneke.

Heß: Heinrich von H., Historienmaler und Professor an der Münchener Akademie, geb. den 19. April 1798, gest. den 29. März 1863, einer der berühmtesten Meister der Cornelianischen Epoche, ist der zweite Sohn des kurpfälzischen Hofkupferstechers K. E. Ch. H. in Düsseldorf. Da der Vater schon 1806 nach München übersiedelte, so empfing der Sohn bei sehr früh hervortretender Neigung zur Kunst dort den ersten Unterricht und zwar von diesem selber, der ein sehr strenger Zeichner, sich eben damals mit besonderer Liebe den Altdeutschen zugewendet hatte, auf die er also auch Heinrich wie den älteren Bruder Peter hinwies. Obwohl dann Heinrich bald die unter des Eklektikers Peter von Langer's Leitung stehende Akademie besuchte, so zeigen doch schon seine frühesten Arbeiten die bestimmte Hinneigung zur romantischen Schule, besonders zu Overbek. Das empörte den Akademiedirector so, daß er ihn von der Anstalt verwies, obwohl er sich so rasch entwickelte, daß er schon in seinem siebzehnten Jahre eine sehr rührende Grablegung und einen St. Lucas, dann im achtzehnten jenes berühmte Gemälde von Glaube, Hoffnung und Liebe in der Leuchtenbergischen Galerie malte, eine für dieses frühe Alter und das so schwache tech-

nische Vermögen jener Zeit höchst auffallende Leistung, welche die größten Erwartungen erregen mußte. Ihr folgten noch einige andere, so jene liebenswürdige Magdalena und eine heilige Familie. H. ging nun mit einem königlichen Stipendium 1821 nach Italien und blieb vier Jahre in Rom, wo er sich an die Nazarener wohl im Allgemeinen anschloß, aber doch im Ganzen eine mehr selbständige Stellung behauptete, vor Allem Raphael studirte, überdies auch als geborener Katholik niemals jenen fanatischen Glaubenseifer entfaltete, welcher das unterscheidende Moment der Convertiten war, und daher auch keineswegs bloß religiöse Bilder malte. So hat man auch eine Anzahl Porträte aus dieser Zeit von ihm, z. B. Thorwaldsen und die bekannte Freundin König Ludwigs, Gräfin Florenzi. Bunt und hart gibt besonders sie gerade keine glänzende Vorstellung von seiner Befähigung zu dieser Kunstgattung. Weit bedeutender ist der für den Prinzen Karl von Baiern in Rom ausgeführte Parnaß, der in lebensgroßen Figuren Apoll inmitten der neun Musen die Leier spielend zeigt. Die stehende Figur des Gottes ist glücklich erfunden und verhältnißmäßig für jene Zeit gut modellirt, auch zeigt sie wie die Musen überall die Einwirkung Raphael's. Weniger freilich Originalität und frisches Lebensgefühl. Störend wirkt auch die bunte und schwere Colorirung besonders der Gewänder der Musen, die der grauen Töne in den Uebergängen ebenso entbehrt, als der unbestimmten überhaupt, und dadurch etwas unangenehm Gläsernes erhält. Ebenso findet sich in den Köpfen wenig Individualisirung. Dennoch ist das Ganze eine überaus achtbare Leistung für einen so jungen Mann. Ein um diese Zeit entstandener Weihnachtsabend, wo die Engel das Christkind durch die Lüfte tragen, sowie eine Madonna mit dem Kinde und zwei musizirenden Engeln voll edlen Gefühls zeigt H. den technischen Erfordernissen der Oelmalerei ebenfalls besser gewachsen als seine meisten Richtungsgenossen und man nimmt wiederum den vortheilhaften Einfluß der Altitaliener wie des Raphael wahr. In solchen Vorwürfen, die er mit Innigkeit und schönem Stylgefühl durchbildet, wirkt er denn auch am wohlthuendsten. Allen Extremen abgeneigt, kühl und verständig strebt der Maler nach einer harmonischeren Ausbildung seiner Fähigkeiten als die übrigen Glieder der Schule, und erreicht sie auch. Das sollte sich jetzt zeigen, als er 1826 in Rom durch Cornelius den Ruf als Professor an die Münchener Akademie erhielt, wo man ihm alsbald die Leitung der Malklasse übertrug, als demjenigen der nach dieser Seite hin immer noch am wenigsten sündigte. König Ludwig bestellte bei ihm nun Cartons für Glasgemälde im Regensburger Dom und 1827 die Ausmalung der durch Klenze eben im Styl der Markuskirche gebauten Allerheiligenkapelle mit Fresken. Dieselben bringen in der einen Kuppel Einzelfiguren und Scenen aus dem neuen Testament, und entsprechende aus dem alten in der zweiten. Im Halbrund der Apsis sind dann in kolossalen Figuren die Dreieinigkeit, unter ihr Maria auf dem Thron, Heilige und Propheten dargestellt. Unterstützt von mehrereren Schülern hat H. diese höchst umfangreiche Arbeit mit bemerkenswerther Energie in zehn Jahren glücklich zu Ende geführt. Die durch seine Malereien geschmückte Kirche macht einen harmonischeren und wohlthuenderen Eindruck als die meisten modernen dieser Art, wozu allerdings viel beiträgt, daß sämmtliche Gemälde durch Goldgrund verbunden sind. — Sich im Styl eng an die großen Italiener, vor allem an Raphael anschließend, aber auch Einflüsse von Michel Angelo und den besseren Mosaiken der Markuskirche zeigend weiß H. auch hier seinen Madonnen und Engeln viel fromme Lieblichkeit zu geben, und bleibt immer angemessen wenn auch selten überraschend. Nie eigentlich erhaben und gewaltig, ja etwas fast Bürgerliches im Gegensatz zum Adel des Overbeck zeigend, wirkt er doch wohlthuend durch den schönen Ernst und die verhältnißmäßige Seltenheit des Eckigen und Harten, was die Schule oft so ungenießbar

macht. Die Farbe ist freilich auch hier noch schwer und der neutralen Töne entbehrend zu bunt, wie das einmal im Geschmack der ganzen Periode lag. Am gelungensten ist die Apsis, dann die Auferstehung Christi, eine Madonna in trono in einer Seitenkapelle u. A. m., sämmtlich durch ihr sicheres Stylgefühl durchaus ansprechende, wenn auch durch keine besondere Eigenthümlichkeit frappirende Schöpfungen. Ueberdieß waren in der Allerheiligenkapelle die italienischen Erinnerungen bei H. noch lebendig und wirken so wohlthätig ein, daß man sie wenn auch keineswegs die bedeutendste, doch jedenfalls die in sich vollendetste Schöpfung der Münchener Schule jener Zeit nennen kann. Dieselbe war kaum fertig, so mußte H. mit seinen Schülern, unter denen sich besonders Schraudolph und Fischer hervorthaten, die von Ziebland eben fertig gestellte Basilika des heiligen Bonifacius mit Gemälden aus dem Leben des Heiligen im Schiff verzieren, während die Apsis die Darstellung des Welterlösers in der Mandorla enthält und einige Kapellen besonderen Heiligen vorbehalten blieben. Ebenso wurde die obere Wandfläche des Schiffs mit Scenen verziert, welche die Einführung des Christenthums in Deutschland vom 3. bis 9. Jahrhundert darstellen. Diese Bilder zeigen allerdings einen sehr bedeutenden Fortschritt in der Freskotechnik, die H. jetzt mit sehr anerkennenswerther Gewandtheit handhabte. — Dafür werden die herben Farben zu oft durch süße ersetzt, und die der ganzen Schule eigene Gewohnheit selbst die tiefsten Localfarben durch das Licht aufheben zu lassen nimmt der Malerei das Ernste und Stimmungsvolle in etwas. — Dennoch dürften diese Gemälde bis heute kaum durch technisch vollendetere Fresken überboten worden sein. Freilich tritt hier der Schulcharakter, der Devotion und Salbung, ja selbst Sentimentalität an die Stelle ächten Naturgefühls, tiefer Ueberzeugung setzt und selbst ein zeitweiliges Kokettiren mit einem schwächlichen Realismus nicht verschmäht mehr heraus als eine schlagende Eigenthümlichkeit. In dieser Beziehung bleibt H. hinter Cornelius und Overbek, wie Führich weit zurück, und seine große Schule hat diesen Hang zum Conventionellen dann noch bis ins Banalste getrieben.

Nach der Vollendung dieser großen Arbeit, 1838, der er noch ein Abendmahl im Refectorium des anstoßenden Benedictinerklosters als nahezu beste Composition hinzufügte, kehrte H. wieder zur Oelmalerei zurück. Seine bedeutendste Leistung in derselben ist eine kolossale Madonna in trono mit Heiligen, eine sogenannte Santa Conversazione, welche ihn auf einer überaus achtbaren Stufe technischer Ausbildung und sicheren Stylgefühls zeigt, und unter sämmtlichen Productionen dieser Art in der Neuen Pinakothek einen höchst ehrenvollen Platz einnimmt, von keiner überboten wird. Besonders glücklich ist auch hier das was ihm immer am besten gerieth, die Darstellung edelster Weiblichkeit in der Madonna gelungen, auch die verschiedenen Kirchenväter bilden eine sehr respectable Gesellschaft, der Maler ist des großen Styls in der Malerei vollkommen mächtig. Aber die Gluth der Umbrier oder Raphael's Gewalt findet hier freilich zu kühlerer Temperatur, zu einer Art Frühnebel verflüchtigt, in welchem die Gestalten nicht zu voller Lebenskraft kommen, sondern mehr etwas Traumhaftes erhalten, die milde Würde muß überall Begeisterung und Erhabenheit, oder die Tiefe der Empfindung ersetzen. Das ist nun noch auffallender bei einem nicht fertig gewordenen Abendmahl, einer Composition, die sich in ihrer Anordnung von der herkömmlichen wesentlich entfernt und die allgemein menschliche Wahrheit durch ein mehr rituales Motiv, die Stiftung des Abendmahls ersetzt. Ehe er sie vollenden konnte, starb der Künstler.

H. hat der verhältnißmäßig harmonischen Vollendung seiner Werke halber eine sehr große Schule gehabt, in der außer Schraudolph noch J. B. Müller und der Tyroler Mader am ehesten zu erwähnen wären, während der bedeutendste

seiner Schüler J. A. Fischer bald selbständigere Bahnen einschlug, und sich von ihrer oft unleidlichen Banalität und bäurischem Wesen wieder entfernte. Dasselbe stand indes in einem unläugbaren Zusammenhange mit der modern ultramontanen Partei, als einer wesentlich vom Bauernstand getragenen, dient ihren Anschauungen zum Ausdruck, — während H. selber in seiner Production mehr etwas Bürgerliches hat, im Leben durch seinen überaus achtbaren, lehrhaften und reflectirenden Charakter zum Professor geboren war.

Pecht.

Heß: Heinrich Freiherr von H., österreichischer Feldmarschall. Dieser ausgezeichnete General wurde zu Wien den 17. März 1788 geboren und begann seine militärische Laufbahn 1805 als Fähnrich im Infanterie-Regiment Graf Gyulay. Vier Jahre später kam er als Oberlieutenant in den Generalstab und bot ihm der Feldzug 1809 Gelegenheit, sowohl Befähigung als Tapferkeit aufs glänzendste an den Tag zu legen. Noch im selben Jahre zum Hauptmann ernannt und dem Generalquartiermeisterstab zugetheilt war H. bei der Abfassung des Kriegsjournals, an der Ausarbeitung der Armeedislokation und Edirung von Memoiren der Landesbeschreibung thätig; begleitete auch den Grafen Bubna auf seiner Sendung zu Napoleon nach Dresden. In den Feldzügen von 1813 und 1814 leistete er neuerdings die ersprießlichsten Dienste. Nach dem ersten Pariser Frieden in besonderer Mission nach Piemont gesandt, wurde er beim Wiederausbruch des Krieges zum Major befördert und im Hauptquartier des Fürsten Schwarzenberg verwendet. Nach Beendigung des Krieges in die Linie versetzt, kam er zur oberitalischen Armee und versah nach der raschen Unterdrückung der piemontesischen Unruhen des Jahres 1821 durch Bubna's Einmarsch die Stelle des zweiten Militärcommissärs bei dem Occupationscorps, welches Alexandria und die Gegend von Stradella bis Vercelli 14 Monate besetzt hielt. 1829 in besonderer Bevorzugung zum Obersten und Commandeur des 2. Infanterieregiments ernannt, ward er, als Radetzky im März 1831 den Oberbefehl in Italien erhielt, auf Rath des Erzherzogs Karl zum Chef des Generalquartiermeisterstabs des oberitalischen mobilen Armeecorps ernannt. Der Entwurf einer neuen Feld- und Manövririnstruction für die drei Hauptwaffengattungen nach den Anträgen seines Marschalls war hier sein erstes Werk, das durch die berühmt gewordenen Herbstmanöver der kaiserlichen Armee in Italien praktisch erprobt ward. 1834 wurde H. Generalmajor und Brigadier in Mähren. 1840 mit der Leitung des Generalquartiermeisterstabes betraut, und mehrfach zu Sendungen an die süddeutschen und den Berliner Hof in Angelegenheiten der Organisation der Bundesarmee verwendet, ward er 1842 zum Feldmarschallieutenant und bald darauf zum Inhaber des 49. Regimentes ernannt.

Schon vor 1848 nach Italien versetzt, ward H. beim Ausbruch des Krieges 18. März 1848 zum Chef des Generalstabes bei der Radetzky'schen Armee ernannt, seine Leistungen in dieser Eigenschaft bilden die Glanzepoche seiner Laufbahn. Er entwarf nach dem Eintreffen des Nugent'schen Corps jenen kühnen Plan zum raschen Marsche nach Mantua, Curtatone und Vicenza, wodurch die feindliche Hauptarmee von Verona abgelenkt und die Verschanzungen der Sarden nicht blos umgangen, sondern auch durchbrochen wurden. Radetzky vermochte zwar den Hauptzweck dieser Bewegung, die völlige Verdrängung des Feindes aus dem Mailändischen wegen der Unzulänglichkeit seiner Mittel nicht zu erreichen. Vielmehr sah er sich, weil nach dem Fall von Peschiera (30. Mai) und der Besetzung der Höhen von Rivoli durch die Piemontesen (11. Juni) Verona, der Stützpunkt der Oestreicher bedroht war, zum Rückzug genöthigt. Doch gelang es vollständig, den Feind hierüber zu täuschen, bei Mantua den Mincio, bei Legnago die Etsch zu überschreiten, hierauf nach Vicenza zu marschiren,

diesen Platz zu nehmen, das Venetianische von den päpstlichen Truppen zu befreien und dann ohne Ruhe und Rast am selben Tage in Verona einzutreffen, an welchem der Feind seinen schon besiegten Bundesgenossen zu Hilfe eilen wollte. Unter den Namen Derjenigen, welche sich bei dieser Operation durch Einsicht, Muth und Entschlossenheit hervorgethan hatten, nennt Radetzky Heß obenan. Bei den weiteren Kriegsbegebenheiten bis zum Schluß des Feldzuges hatte er im Auftrage des Feldherrn nach einer genauen Rekognoscirung der feindlichen Stellung den großartigen Plan zu der rein offensiven Bewegung vorgelegt, in Befolgung dessen das Centrum des Feindes durchbrochen, er in einem dreitägigen Kampfe bei Custozza am 25. Juli geschlagen und in steter Verfolgung über die Grenzen der Monarchie zurückgeworfen wurde. Es folgte der Waffenstillstand vom 9. Aug. 1848. Das Verdienst Heß' wurde durch Verleihung des Maria Theresienordens belohnt. Bei Kündigung des Waffenstillstandes durch Karl Albert am 12. März 1849 legte H. den Entwurf jenes fünftägigen Feldzuges von der Ueberschreitung des Ticino am 21. März bis zum Waffenstillstand vom 26. März vor, welcher in den Annalen der Kriegsgeschichte zu den Meisterwerken der Kriegskunst gezählt werden muß. Wahr und treffend lauteten die Worte Radetzkys in seinem Berichte über diesen Feldzug: „In voller Anerkennung der gediegenen Dienstleistung der wirkenden Glieder meines Hauptquartiers nenne ich von selben vor Allen meinen Generalquartiermeister Feldm.-Lieut. H. Diesem — ich bezeuge es hiermit von ganzem Herzen — gebührt der bei weitem größte Antheil an den Erfolgen, den die Waffen des Kaisers bei dem letzten Feldzuge errungen haben. Alle Verhältnisse mit klarem Auge überschauend, den rechten Zeitpunkt schnell erkennend und rasch benützend, stets den höchsten Zweck vor Augen, hatte er mein volles Vertrauen und ich führte — ihn an der Seite — die Armeen zum gewissen Sieg; das Heer wußte dies, und siegte". Das Großkreuz des Leopoldordens und 1850 auch das Commandeurkreuz des Theresienordens, die Erhebung zum Feldzeugmeister und Chef des Generalstabes der ganzen Armee sowie in den Freiherrnstand waren der Dank des Kaisers für so hohe Verdienste. Bei den östreichischen Truppenaufstellungen im Jahre 1850 und 1854 in Galizien und Siebenbürgen führte er das Commando der mobilen Armee, später ward er Chef der Centraloperationskanzlei. 1859 wurde H. zur Armee nach Italien entsendet, als dieselbe nach der Schlacht bei Magenta bereits im Rückzuge gegen das Festungsviereck sich befand, auch vermochte sein Einfluß den unglücklichen Ausgang der Schlacht von Solferino nicht abzuwenden. Nach der Rückkehr des Kaisers von der Armee aus Venetien führte H. den Oberbefehl über dieselbe und wurde Feldmarschall, doch legte er schon 1860 den Oberbefehl und die Stelle eines Chefs des Generalstabes nieder. Bei dieser Gelegenheit richtete der Kaiser ein Handschreiben an ihn, in dem es heißt: „Sie dienten als tapferer Soldat meinem Großvater, als Chef des wichtigsten Corps meinem Oheim. Unter diesem Letzteren, sowie beim Beginne Meiner Regierung waren Sie es, der an der Seite des unvergeßlichen Feldmarschalls Gf. Radetzky die Schlachten leitete, und mit ihm das Heer zum Siege führte, Ihr Name knüpft sich an die stolzen Erinnerungen der Geschichte Meiner Reiche". — H. übernahm nun die Hauptmannschaft der Arcieren- und Trabantenleibgarde. 1861 wurde er zum lebenslänglichen Mitglied des Herrenhauses und 1862 zum Kanzler des Leopoldordens ernannt. Am 13. April 1870 beschloß dieser ausgezeichnete Mann, welcher seinem Vaterlande 65 Jahre gedient und in mehr als 20 Schlachten und Gefechten sein Leben eingesetzt hatte, seine irdische Laufbahn. In Anerkennung seiner Verdienste befahl der Kaiser, daß das ihm schon 1843 verliehene Infanterieregiment für alle Zeiten seinen Namen führe.

Gen. Heß in lebensgeschichtl. Umrisse, Wien 1855. Männer der Zeit, Biogr. Lexicon der Gegenwart, Leipzig 1860. Hirtenfeld, Milit. Maria Theres. Orden, Wien 1857. von Janko.

Heß: Dr. Johann H., erster evangelischer Pfarrer in Breslau, 1490 im September von bürgerlichen Eltern in Nürnberg geboren, † den 6. Jan. 1547 in Breslau, hatte auf der damals berühmten Schule in Zwickau den ersten gelehrten Unterricht empfangen und 1506—1510 in Leipzig vorzugsweise classische Studien betrieben. 1510 ist er in Wittenberg, doch war Luther damals auf seiner römischen Reise abwesend, auch sein Name noch wenig bekannt. Wie lange H. in Wittenberg geblieben ist und was ihn nach Schlesien geführt hat, ist unbekannt; 1513—1515 finden wir ihn als Notar der bischöflichen Kanzlei wegen seiner vorzüglichen historischen Kenntnisse hochgeschätzt am Hofe Bischof Thurzos in Breslau; 1517 im September in Oels bei Herzog Karl, dessen Sohn Joachim von ihm auf die Universität nach Prag begleitet wird. Schon 1515 in Besitz eines Canonicats in Neisse, zu welchem er später noch ein zweites an der Breslauer Kreuzkirche vom Bischof erhielt, unternahm H. 1518 zur Vollendung seiner Studien eine Reise nach Italien, von welcher er als Doktor zurückkehrte. Die Nachricht von seiner in Rom 1520 empfangenen Diaconatsweihe ist unbegründet; Ende 1519 ist Heß bereits auf der Heimreise in Wittenberg, wo er mit Luther in nähere Verbindung tritt und mit Melanchthon einen innigen Freundschaftsbund schließt. Nach Breslau zurückgekehrt trat H. dem Freundeskreise Crautwald's, in welchem Luthers Schriften begierig erwartet und noch begieriger studirt wurden, näher, ohne indeß entschiedene Stellung zu nehmen, ja die ihm 1520 am Tage vor Trinitatis ertheilte Priesterweihe und der Tod seines Gönners Thurzo, sowie Luthers Excommunication und offener Bruch mit Rom scheinen ihn in bedenkliches Schwanken versetzt zu haben. Melanchthon ist 1521 über seinen Mangel an Muth voll Sorge und Schwenckfeld mahnt ihn ernst zu entschiedenem Bekenntniß der Wahrheit. Um seinen Feinden in Breslau aus den Augen zu kommen, folgte H. 1521 im Herbste einem Rufe Herzog Karls nach Oels, und dort fand er im täglichen Verkehr mit dem Enkel Georg Podiebrads den innern Halt, der zu jedem Bruche mit der Vergangenheit unumgänglich nöthig ist; H. trat offen auf die Seite der Wittenberger. In mehreren Städten Schlesiens wurde bereits evangelisch gepredigt; auch in Breslau beschloß der Rath dem die ganze Bürgerschaft bewegenden neuen Geiste die Kirchen zu öffnen. Gelegenheit dazu bot die seit 1507 unbesetzte, nur durch Vicare verwaltete und zuletzt mit ihren Einkünften gar verpachtete Maria Magdalenenkirche. Ohne die wegen Uebertragung des Patronats angerufene Entscheidung des Papstes abzuwarten, berief der Rath im Einverständniß mit dem Bischof 1523 Mittwoch nach Exaudi unsern durch seine Canonicate der Breslauer Kirche zum Dienst verpflichteten Johann H., den damals auch die Königin Maria von Böhmen und Ungarn gern in ihren Dienst gezogen hätte, zum Pfarrer an die Magdalenenkirche und setzte ihn trotz des Widerspruchs des Domkapitels als solchen ein. Damit war der Sieg der Reformation in Breslau entschieden. Unter dem Schutze des Rathes ging H. an eine vorsichtige Abschaffung der Mißbräuche; Hauptsache blieb ihm Ausbreitung und Befestigung der Wahrheit durch die Predigt; was von alten gottesdienstlichen Ceremonien damit vereinbar war, blieb unangetastet, um die Schwachen nicht zu ärgern und den Bischof nicht ohne Noth noch mehr zu reizen. Mit den Schwenckfeldisch gesinnten Liegnitzern in nähere Verbindung zu treten hütete H. sich weislich; sie standen am Hofe zu schlecht angeschrieben. Besondere Sorge wurde den Schulen und der Armenpflege gewidmet. Heß' Weigerung zu predigen, so lange er über seinen lieben Herrn Christus, (er meinte die vor der Kirchthüre liegenden Siechen und

Armen), hinwegschreiten müsse, gab dem Rathe 1526 Anlaß zur Stiftung des Allerheiligenhospitals, heut eines der ersten und größten Krankenhospitäler Deutschlands. Dem von ihm einst ausgesprochenen Satze, daß Theologen es wie Fuhrleute machen müssen, die nur so weit fahren, als sie mit Roß und Wagen kommen können, lebenslang treu bleibend, hat H. durch weises Maaßhalten und kluge Beschränkung auf das augenblicklich Erreichbare sich um die Sache der Reformation in Schlesien unsterblich verdient gemacht. Ihn zum Reformator Schlesiens hinaufschrauben zu wollen, zeugt von gänzlicher Verkennung der Verhältnisse; sogar für Breslau würde ihm dieses Prädicat nur mit großer Einschränkung zuzuerkennen sein; dennoch wird sein Name in Schlesien allezeit ein gefeierter und sein Gedächtniß ein gesegnetes bleiben.

Sein Leben ist von Köstlin in der Zeitschrift für Geschichte und Alterthum Schlesiens VI. S. 97—131 und 181—265 ausführlich beschrieben. Ehrhardt, Presbyterologie I. 76 ff. 296 ff. Fischer, Denkschrift der 300jährigen Jubelfeier der Reformation in Breslau. 1817. Kolde, Johann Heß, der schlesische Reformator. Breslau 1846. Pol, Hancke, Fibiger ff.

Schimmelpfennig.

Schriften hat H. nicht hinterlassen, nur verdankt ihm die geistliche Liederpoesie die zwei bekannten noch heute in evangelischen Gesangbüchern erhaltenen Lieder „O Mensch, bedenk zu dieser Frist“ und „O Welt, ich muß dich lassen“ (nach der Melodie „Innsbruck ich muß dich lassen“). Das erstere erscheint schon zu seinen Lebzeiten 1540 gedruckt unter seinem Namen, das andere erst nach seinem Tode, zuerst in den Nürnberger Gesangbüchern 1569, 1571, 1579 und 1585, in dem Straßburgischen 1584 und in dem Dresden'schen 1597, zwar ohne beigesetzten Namen, jedoch nach den Forschungen älterer Hymnologen unzweifelhaft von ihm verfaßt.

Vergl. J. Chr. Olearius, Remarques über das Sterbelied: O Welt ꝛc. Arnst. 1716; Servilius, histor. Untersuchung, wer des Sterbelieds .... Autor sei. Regensp. 1716: Wetzel, Hymnopoeogr. I. S. 423—429; Goedeke, Grundriß I, 217 und daselbst weitere Quellen.

J. Franck.

Heß: **Joh. Jak. H.**, Dr. theol., Antistes in Zürich; geb. am 21. Oct. 1741; † am 29. Mai 1828; unter den Vorstehern der zürcherischen reformirten Kirche durch seine Amtsführung in schwieriger Zeit und durch weit über Zürich hinausreichende schriftstellerische Wirksamkeit einer der hervorragendsten. H., der zweite Sohn des Uhrmachers Salomon H. in Zürich, trat, nach erhaltener Vorbildung durch Privatunterricht, 1755 in das sogen. obere Collegium seiner Vaterstadt ein. Unter den Theologen Zimmermann und J. J. Lavater, vorzüglich unter Breitinger und auch von Bodmer angeregt, widmete er sich hier, neben seinen Altersgenossen und Freunden J. Caspar Lavater, Heinrich Füßli (später Maler, s. Bd. VIII. S. 260), Leonhard Usteri u. A. dem Studium der Alten, der schönen Litteratur, der Geschichte, zuletzt entschieden der Laufbahn des Geistlichen und erhielt schon 1760 die Ordination als solcher. Er trat nun als Vicar bei seinem väterlichen Oheim J. Caspar Heß, Pfarrer in Neftenbach unweit Winterthur, ein, einem in Litteratur und Philosophie gründlich bewanderten Gelehrten, der u. A. über Klopstock's Messiade geschrieben und von dem Dichter 1750, bei Klopstock's Anwesenheit in Zürich (J. C. Heß stand damals als Pfarrer in Altstetten bei Zürich), besucht und auch später noch durch freundschaftliche Erinnerung geehrt wurde, zugleich aber auch ein durch Wärme und eigenthümliche Behandlungsweise der evangelischen Geschichte anziehender Prediger war. Diesem und einem mütterlichen Oheim, dem als Kenner und geschmackvoller Uebersetzer der Alten bekannten Hans Georg Schultheß († 1804), verdankte H. mannigfachste Anregung und Förderung. Sieben Jahre blieb er

in der erwähnten Stellung in Neftenbach, die entscheidende Zeit für seine ganze Entwickelung. In der ersten Uebung amtlicher Pflichten, im Studium der Classiker und der hl. Schrift, in ländlicher Stille in Mitten einer anmuthigen Gegend, reifte er zum Manne und legte den Grund zu den Forschungen und Arbeiten, die er später selbst als das eigentlichste Werk seines Lebens bezeichnet hat. Noch mit mancherlei Entwürfen belletristischer und historischer Arbeiten sich tragend (sein erster schriftstellerischer Versuch: „Zwei Elegien auf den Tod eines Jünglings", 1760, hatte Beifall gefunden), wurde er durch die Predigten seines Oheims und Middleton's Leben Cicero's auf den Gedanken gebracht, eine Darstellung des Lebens Jesu zu unternehmen. Der Oheim billigte eine ihm vorgelegte Probe der Arbeit und immer mehr vertiefte sich H. in diese Aufgabe, während das Leben seine Erfahrung bereicherte und eine auffallende Bewahrung vor der Gefahr des Unterganges in einem angeschwollenen Bergstrom tiefen Eindruck auf ihn machte. Der Tod seines Vaters, 1765, und seine zwei Jahre später erfolgende Vermählung mit Anna Maria Schinz, einer durch Geist und Charakter ausgezeichneten Frau (etwas älter als H., war sie 1750 die jüngste, vom Dichter bevorzugte Theilnehmerin bei Klopstock's „Fahrt auf dem Zürichsee" gewesen) veränderten Heß' Lage. Er verließ 1767 Neftenbach und brachte nun eine Wartezeit, welche bei der großen Zahl jüngerer Geistlicher im Verhältnisse zur Zahl zu besetzender Amtsstellen sich auf ein volles Jahrzehnt ausdehnte, in völliger Zurückgezogenheit, anfänglich in größerer Entfernung, später in der Nähe von Zürich zu, mit Studien und schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt. Neben einem in Bodmer's Art gehaltenen Epos: „Der Tod Mosis", ließ er jetzt den noch im Hause des Oheims vollendeten ersten Theil seiner: „Geschichte der drei letzten Lebensjahre Jesu" (Zürich 1768) erscheinen, den Anfang eines Werkes, dessen Fortsetzung, wiederholte Verbesserung und Vervollständigung durch eine Reihe verwandter Schriften 60 Jahre lang der Mittelpunkt von Heß' Denken und Streben blieb. Mit großer Selbständigkeit des Geistes ausgestattet, war H. — wie er in einer seiner Vorreden sagt — „um manche Zweifel an der hergebrachten Glaubenslehre los zu werden, zum Entschlusse gekommen, sich in das Studium der Bibel zu vertiefen und, für einmal voraussetzend, die evangelische Geschichte sei wahr, die biblischen Bücher ganz zu lesen, nicht um irgend ein System darin zu finden oder ein solches daraus herzuleiten, sondern in dem einfachsten Gesichtspunkt eines Lesers, dem es einzig um den Geist des Inhaltes zu thun ist, und sich dabei diejenige Wahrheitsliebe, womit eine jede Geschichte und, wenn sichs fände, daß es mit dieser mehr als mit keiner anderen auf sich habe, die Wahrheitsliebe, womit eine Geschichte göttlicher Führungen will gelesen sein, zur heiligen Pflicht zu machen." Von dem was er auf diesem Wege, allerdings mit der Empfänglichkeit des zu jener Voraussetzung von sich aus hinneigenden reinen und tiefen Gemüthes gefunden und sich zur Ueberzeugung errungen hatte, gab Heß' Schrift in einer Weise kund, die ihr sofort viele und dankbare Leser erwarb, während manche Aengstliche seinen unabhängig von hergebrachten Formeln eingeschlagenen Weg allzu kühn fanden. Bis 1773 vollendete H. diese angefangene Arbeit, in sechs Theilen; noch im gleichen Jahre erschien eine zweite, 1774 eine dritte und vierte Auflage des Ganzen in zwei Bänden. Eine „Jugendgeschichte Jesu", die H. schon 1773 auf das vollendete Werk folgen ließ, wurde in diese neuen Auflagen des ganzen mit aufgenommen. Diesen Schriften zur Seite gingen andere: 1769 die „Gedanken eines Geistlichen über die beste Art das Christenthum zu vertheidigen", 1774 in neuer Bearbeitung unter dem Titel wiederholt: „Ueber die beste Art die göttlichen Schriften zu studiren"; 1774 ein „Kurzer Inbegriff der biblischen Geschichte und Lehre" (ohne Heß' Namen erschienen, zum Gebrauche beim Re-

ligionsunterricht bestimmt und in vier neuen Auflagen wiederholt). 1771—74 folgte eine Heß' dogmatische Ansichten zusammenfassende Schrift: „Versuch von dem Reiche Gottes“ (2 Thle.); 1775 ein zweibändiges Werk: „Geschichte und Schriften der Apostel Jesu“; 1776 und 77 der Anfang (4 Thle.) einer „Geschichte der Israeliten“, die H. bis 1788 (in weiteren acht Theilen) abschloß. Aber auch in Verbindung mit Anderen bethätigte sich H. auf schriftstellerischem Felde. 1772 nahm er an den Arbeiten für die zürcherische Bibelübersetzung Antheil und für die ascetische Gesellschaft in Zürich bearbeitete er die von ihr 1772—74 herausgegebenen, später öfter wieder aufgelegten „Biblischen Erzählungen aus dem Alten und Neuen Testament“. So hatte H. bereits eine ausgebreitete schriftstellerische Wirksamkeit hinter sich, als er im J. 1777 zum Amte des Diakons an der Fraumünstergemeinde in Zürich berufen wurde. Achtzehn Jahr lang wirkte er in demselben mit allgemeiner Anerkennung als Prediger und Seelsorger und für den kirchlichen Jugendunterricht, setzte aber auch seine Studien und seine schriftstellerische Thätigkeit mit unermüdlichem Fleiße fort. Neben dem bereits erwähnten Abschlusse der „Geschichte der Israeliten“ erschienen jetzt aus seiner Feder eine zweite Ausgabe seiner „Geschichte und Schriften der Apostel Jesu“ (1778), eine fünfte, sechste und siebente Auflage seiner „Lebensgeschichte Jesu“ (letztere beide 1781 und 94 in 2 Bänden); zwei neue Ausgaben seiner Schrift „Vom Reiche Gottes“ (1781 und 96); die Schrift: „Ueber die Lehren, Thaten und Schicksale unseres Herrn“ (1782); eine „Bibliothek der heiligen Geschichte“ (2 Bde., 1791—92); zwei Predigtsammlungen: „Der Christenlehrer oder Predigten über die Entstehungsgeschichte der Gemeinde Jesu“ (1786—88) und „Christliches Uebungsjahr“ (1791); eine Sammlung: „Lieder zur Ehre unseres Herrn“, wovon besonders eine Beigabe: „Schweitzerpsalm“ beliebt wurde (1785); auch einzelne Vorträge, Gelegenheitspredigten und geistliche Gedichte. Ein Vortrag in der ascetischen Gesellschaft, zu deren Vorstand H. ernannt worden, feierte 1777 seinen kurz zuvor verstorbenen Lehrer Breitinger. Wie das Angeführte zeigt, fanden Heß' Schriften immer weitere Verbreitung. Schon beim ersten Erscheinen hatte sein „Leben Jesu“ große Aufmerksamkeit erregt und u. A. auf Struensee in dessen letzten Lebenstagen tiefen Eindruck gemacht (s. Münter, B., Bekehrungsgeschichte des vormaligen Grafen Struensee, Leipzig 1772). Ins Dänische (in wiederholten Auflagen) und ins Holländische übertragen, verbreitete sich das Werk auch außerhalb Deutschland, und der irenische Geist, der Heß' Person und Schriften beseelte, verschaffte ihm selbst bei Katholiken Eingang. 1784 erschien in Wien ein Abdruck von Heß' „Leben Jesu, für die Römisch-Katholischen und Griechen“; 1788 in Münster in Westfalen ein anderer „für die Katholiken“, 1791 ein solcher in Salzburg, 1794 in München. Vielfach benutzten Prediger das Buch; Teller in Berlin gab 1799 in Leipzig eine „Erklärung aller Sonn- und Festtags-Evangelien nach Hessens Leben Jesu“ heraus. So war das J. 1795 herangekommen, als H. am 9. Februar desselben von der obersten zürcherischen Landesbehörde zum Amtsnachfolger des Tags zuvor verstorbenen Antistes Ulrich erwählt und damit zur Leitung der zürcherischen Kirche berufen wurde. Die Wahl hatte zwischen ihm und Lavater geschwankt; aber mit freudiger Anerkennung schloß sich dieser dem von zwei Dritttheilen des Rathes bevorzugten Freunde an, als H., nicht ohne das ganze Gewicht des Entschlusses zu fühlen, dem an ihn ergangenen Rufe folgte. Schon waren die Vorboten der Zeit nicht zu verkennen, welche unter dem Einflusse des revolutionären Frankreich die Schweiz mit ernsten Gefahren bedrohte und auch wirklich im dritten Jahre darauf eine gewaltsame, völlige Umwälzung ihrer Einrichtungen und Zustände herbeiführte. H., der sein neues Amt damit begonnen hatte, sich durch das Studium des Kirchenarchives mit

dem Ursprunge und Bestande aller Verhältnisse der zürcherischen Kirche aufs genaueste vertraut zu machen, bewährte sich bald durch Erfüllung aller auf ihn gesetzten Erwartungen. Mit unwandelbarer Treue, mit Würde, Festigkeit und furchtlosem Freimuth, aber auch mit Milde und weisem Verständnisse der Zeit vertrat er unter allen Wechseln der Ereignisse und Personen die Sache des Christenthums und die moralischen und äußeren Interessen der ihm anvertrauten Kirche gegenüber feindlichen Zeitströmungen und Gewalthabern, wie gegenüber der Bedrängniß und Noth, welche die Zustände der helvetischen Einheitsrepublik über das Land und die schweizerischen Kirchen insgesammt brachten. Von Amtswegen Prediger an der Hauptkirche in Zürich, fuhr er fort, wie früher, auch in seinen Vorträgen den Zeitereignissen in seiner eigenthümlichen Weise zu folgen, mit großem Takt, zu wirklicher Erbauung seiner Zuhörer, und wurde dadurch Vielen zum beschwichtigenden und aufrichtenden Führer. Seine im Drucke erscheinenden Gelegenheitspredigten bei den wichtigsten Vorfällen, seine Predigtsammlung: „Der Christ in den Gefahren des Vaterlandes“ (1799—1800), seine: „Hirtenbriefe an die christliche Bürgergemeinde der Stadt und Landschaft Zürich“ (1798—1801), seine Kreisschreiben an die Geistlichkeit und Beleuchtungen der gesetzgeberischen Akte vom Standpunkte der Moral und Sittlichkeit aus athmeten alle einen ebenso festen als milden Geist. Als dann die Wiederherstellung äußeren und inneren Friedens für die Schweiz durch die Einführung der Mediationsverfassung (1803) anbrach und gestattete, auch die kirchlichen Einrichtungen wieder zu ordnen, widmete sich H. dieser Aufgabe mit größter Sorgfalt; aus seiner Feder gingen alle Entwürfe der Gesetze und Verordnungen hervor, die den Beschlüssen der Behörden bei dieser Reorganisation der zürcherischen Landeskirche zur Grundlage dienten. Niemals hatte er übrigens, auch in den Tagen schwerster Ereignisse, seine Lieblingsbeschäftigung, eingehendes Studium der Bibel, ausgesetzt. Mit der ihm gewöhnlichen Ruhe hatte er selbst in Augenblicken des 10. und 13. Septembers 1802, während die Stadt Zürich von den Truppen der helvetischen Regierung belagert und mit Heftigkeit beschossen wurde, kirchliche Verwaltungsgeschäfte besorgt, seine Predigt für den dazwischen liegenden Sonntag, den 12. September, geschrieben, hebräische und griechische Psalmtexte studirt und eine Abhandlung über einen Ausdruck im Neuen Testamente begonnen. In den Friedensjahren der Mediations- und der Restaurationszeit nahm er auch seine schriftstellerische Thätigkeit wieder auf. Neben zwei neuen Predigtsammlungen: „Tagsatzungspredigten“ (1807) und: „Einheit im Mannigfaltigen oder das Christenthum betrachtet als ein Vereinigungsmittel für Wahrheitsfreunde“ (1813), erschienen nun eine dritte neue Bearbeitung der „Geschichte und Schriften der Apostel“ (3 Bde., 1809—12), eine zweite und dritte vermehrte Ausgabe seines Werkes von 1782: „Leben, Thaten und Schicksale unsers Herrn“ (2 Bde., 1806, wiederholt 1817) und 1815 eine kleine Schrift, die Heß' innerste Empfindung aussprach: „Meine Bibel, ein Gesang“. Inzwischen war H., nach einer 44jährigen glücklichen, obwol kinderlosen Ehe, im J. 1811 verwittwet, ins Greisenalter eingetreten, fuhr aber fort mit ungeschwächter Geisteskraft den Pflichten seines Amtes vorzustehen. Zwei Gegenstände fesselten ihn jetzt vorzüglich: die umfassende Verbreitung der Bibel durch die Gesellschaften, die zu diesem Zwecke erst in England, dann aber auch auf dem Festlande entstanden waren und denen sich 1812 auch eine zürcherische Bibelgesellschaft unter seiner Leitung anschloß, und das Herannahen der 300jährigen Reformationsjubelfeier in Deutschland (1817) und der Schweiz (1819). Seine Theilnahme am Werke der Bibelverbreitung sprach er aus in der Schrift: „Das Vorsehungsvolle in der immer weiteren Bibelverbreitung“ (1817). Das deutsche Reformationsfest brachte ihm persönlich die ehrenvolle Auszeichnung, daß die drei

Universitäten Jena, Tübingen und Kopenhagen ihm gleichzeitig das theologische Doctordiplom übersandten. Viele Jahre früher hatte er einen darauf hinzielenden Vorschlag von Münter in Kopenhagen bescheiden abgelehnt; den Beweis von Hochachtung, der ihm jetzt von Seite lutherischer Theologen dargebracht wurde, glaubte er als ein Zeichen der von ihm so sehr gewünschten Annäherung zwischen Anhängern verschiedener Bekenntnisse nicht ablehnen zu sollen. Am schweizerischen Reformationsfeste selbst noch thätigen Antheil nehmen zu können, durfte er bei seinem hochangestiegenen Alter kaum noch hoffen. Aber dem leisen, von seinen Mitbürgern lebhaft getheilten Wunsche des 78jährigen Greises gewährte die Vorsehung Erfüllung. Durch die obrigkeitliche Ankündigung und die Vorbereitungen zur Feier gleich wie verjüngt, fand H. die Kraft, am Vorabende des Festes mit einer lateinischen Rede: „Emendationis Sacrorum beneficium immortale nostris non minus et posterorum quam majorum usibus inserviens" (Turici 1819) und am Festtage selbst, dem Neujahrstage 1819, als Prediger mit gewohnter Lebhaftigkeit und Kraft aufzutreten. Wenige Tage nachher überfiel ihn eine Krankheit, deren Folgen ihm nicht gestatteten, die Kanzel wieder zu besteigen; seine übrigen Amtsgeschäfte aber fuhr er fort zu besorgen, leitete persönlich die Synode im Herbst 1819 und als ein neuer Krankheitsfall ihn 1820 zwang, auch der Theilnahme an Sitzungen überhaupt zu entsagen (sein letztes öffentliches Auftreten fand bei Versammlung der Bibelgesellschaft im Juli 1820 statt) und Geßner (s. Bd. IX. S. 96) in der Synode und im Kirchenrath seine Stelle versah, behielt H. doch noch die Oberleitung der kirchlichen Dinge, und war für dieselben mit voller Klarheit und Schärfe des Geistes noch Jahre lang thätig. In der Stille seines Studirzimmers aber beschäftigte ihn sein Bibelstudium und die Fortsetzung seiner schriftstellerischen Arbeiten. 1819 erneuerte er, in gedrängterer Gestalt, seine Abhandlung von 1781, unter dem Titel: „Kern der Lehre vom Reiche Gottes" (2. Aufl. 1826); 1820—22 erschien die vierte Ausgabe seiner „Geschichte und Schriften der Apostel", 1822 die achte und letzte, ganz neue Bearbeitung seiner „Lebensgeschichte Jesu". In solcher Thätigkeit, in mündlicher und schriftlicher Unterhaltung mit Freunden und Bekannten über sein letztes und Lieblingsthema (wie er selbst einmal es aussprach, hatten diesem Einen eigentlich alle seine Arbeiten gegolten) verflossen dem Greise die letzten Lebensjahre bis zur ersehnten, sanften, bei vollem Bewußtsein erfolgten Auflösung am 29. Mai 1828. Seine Schriften bilden sein schönes Denkmal. In Zürich stiftete er sich selbst ein solches auch in dem Antistitialarchiv, für welches er über die Zeit von 1751—1804 eine umfangreiche werthvolle Druckschriften- und Materialiensammlung zur zürcherischen Geschichte in 32 Bänden anlegte; ein anderes stiftete ihm daselbst ein ausländischer dankbarer Verehrer seiner Schriften, der holländische Chevalier W. H. v. Suringar aus Leuwarden, der sich 1835 von der Stadtbibliothek Zürich ausbat, ein Bild von H. in ihren Räumen aufstellen zu dürfen, eine 1839 vollendete Marmorbüste Heß' von Rehfuß.

J. J. Heß in der Schweiz. Monatschronik, 1828 (September) und im Neuen Nekrolog der Deutschen, 1828, Abth. 1. S. 431. — G. Geßner, Antistes, Blicke auf das Wesen und Leben des verewigten J. J. Heß, Zürich 1829. — Escher, Dr. Hch., Prof., J. J. Heß, Dr. theol. und Antistes der Zürcher Kirche: Skizze seines Lebens und seiner Ansichten, Zürich 1837. (Die vollständigste bisher erschienene Darstellung, mit einläßl. Entwickelung von Heß' Forschungsergebnissen und Glaubensansichten. — Wiederholt, mit Abkürzungen in Ersch und Gruber's Encyklopädie, II. Sect. Thl. 13.) — Neujahrsblatt des Waisenhauses in Zürich für 1845 (mit Porträt). — J. J. Heß in Herzog's Realencyklopädie für protest. Theologie, VI. Bd. 1856.

(Von einem Großneffen von Heß.) — Hier, wie in dem ebengenannten Neujahrsblatt, findet sich eine Gesammtausgabe von Heß' Werken erwähnt, die unter dem Titel: „Das Heß'sche Bibelwerk“ oder: „Bibl. Geschichte Alten und Neuen Testamentes“, 1826, in 26 Bänden erschienen sein soll, sowie eine Ausgabe seiner auf das Neue Testament bezügl. Schriften, welche unter dem Titel: „Theanthropikon“ u. s. f. (8 Bde.), 1828 angekündigt worden sei. Allein nach eigener Angabe der Verlagshandlung ist weder die eine, noch die andere dieser Sammlungen wirklich erschienen, obwol die Nachfrage nach Heß' Schriften fortdauerte, ein Nachdruck derselben angekündigt war, und, eben aus diesem Grunde auch eine Ankündigung des „Bibelwerks“ von Seite der Verleger erschien. G. v. Wyß.

Heß: Johann Jakob H., schweizerischer Staatsmann, geb. am 15. Febr. 1791, † am 18. Octbr. 1857 in Zürich. Der einzige den Vater überlebende Sohn des vorzüglichen Landschaftsmalers Ludwig H. (s. den Art.), wurde H. nach dessen frühem Tode von der Mutter erzogen, einer sehr begabten Frau, welche 1811 die zweite Gattin des damals aus Bremen nach Zürich zurückkehrenden zürcherischen Theologen Joh. Jak. Stolz († 1821, bekannt als Prediger, neutestamentlicher Exeget und Bibelübersetzer) wurde. H. war zuerst für die Kaufmannschaft bestimmt, widmete sich dann aber in Heidelberg juristischen Studien. Seit 1818 zweiter Secretär des Obergerichtes, daneben nach der Wahl Heinrich Escher's (s. den Art.) als Oberamtmann nach Grüningen, von 1819 an, auch kurze Zeit dessen Ersatzmann am politischen Institut, seit 1825 Mitglied des Großen Rathes, stieg H. 1828 zur Stellung eines Oberrichters empor. Seiner politischen Ueberzeugung nach war er im Anfange der Restaurationszeit zunächst nach dem Umsturze der Mediation unter den Trägern einer entschieden reactionären Auffassung der Sachlage gewesen: 1814 floß aus seiner Feder eine Protestation, welche im Sinne der ultralegitimistischen Bestrebungen, parallel mit der Berner Umwälzung, eine Aenderung des bisherigen Repräsentationsverhältnisses der Stadt gegenüber der Landschaft begehrte. Aber gegen das Ende der Restaurationsepoche hatte H., dem geistigen Einflusse Paul Usteri's folgend, den Wünschen der Reformpartei erkennbar sich angenähert. Die Mitte 1828 in Trogen neu erstandene Appenzeller Zeitung entsprach in ihren scharf eingreifenden Artikeln der Stimmung und den Hoffnungen, wie sie andererseits vorzüglich gegenüber dem Luzerner Kasimir Pfyffer in einer von H. eifrig betriebenen Correspondenz Ausdruck fanden. Ein Zeitungsangriff im August 1830 auf den Berner Schultheißen Fischer (s. den Art.), wegen der von demselben bei Anlaß der Tagsatzungseröffnung gehaltenen Präsidialrede, schloß indessen für H. mit einer moralischen Niederlage ab, indem er sich durch Fischer sagen lassen mußte, er habe weder die Wahrheit gesagt, noch die Unwahrheit widerrufen; immerhin war dieser durch einen Zürcher Oberrichter mit Namen bezeichnete Artikel gegen den Tagsatzungspräsidenten ein wichtiges Zeichen einer anders werdenden Zeit gewesen. Allein erst 1832 trat H. in bedeutenderer Weise in das politische Leben ein. Zwar war er schon bisher mit den Juristen Keller und Ulrich, sowie mit Füßli (s. den Art. W. Füßli), als Förderer und Leiter des neuen Parteiorganes, „Der Republikaner“, thätig, aber doch stets dabei etwas zurückhaltend. Um so unerwarteter dagegen kam, als über der Frage des Schutzvereines (s. dort) die Krisis im Kanton Zürich einbrach, die Wahl von H. in den durch den demonstrativen Austritt von acht Mitgliedern, darunter der beiden Bürgermeister, geschwächten Regierungsrath, 19. März 1832. Zugleich aber wurde H. auch, als zweiter Staatsvorsteher, neben dem ersten, Melchior Hirzel (s. den Art.), zum Bürgermeister erwählt. Die Häupter der in dieser Veränderung siegenden Partei, Keller und Ulrich, auf dem Felde der richterlichen Thätig-

keit verharrend, aber durch ihren persönlichen Einfluß, obschon sie sich mit ihrem Kreise vielfach in die Stellung kritischer Opponenten setzten, nichtsdestoweniger auf die Administration nachhaltig einwirkend, hatten eben bei der Neuwahl geflissentlich sich der Ernennung in die Executive entzogen, Parteiangehörige zweiten und dritten Ranges in den Regierungsrath vorgeschoben. Damit war auch schon der Verlauf der kantonalen Angelegenheiten für die nächsten Jahre angedeutet. So war H. selbst vor seiner Wahl als Bürgermeister gesinnt gewesen, „von Zürich, von wo er wenig Gutes mehr erwartete, wo möglich für immer fortzugehen“, nahm dann aber doch, durch Keller gedrängt, nach einigem Zögern die Wahl an, welche ihn im Gegensatze zu der geäußerten Ansicht zu einer sehr in das Gewicht fallenden politischen Stellung verpflichtete. Denn von 1832 an war H. abwechselnd je das zweite Jahr Amtsbürgermeister, dabei zwei Male, 1833 und 1839, indem der Sitz der Tagsatzung in Zürich sich befand, Bundespräsident. In dem ersten der beiden Jahre — der Zeitgenosse Baumgartner hielt H. für die gegebene Persönlichkeit in der schwierigen Lage, da derselbe „Parteimann nicht mehr, als man in dieser Zeit es zu sein gezwungen war, weniger vorgreiflich als schüchtern und zurückhaltend“ — hatte H. eine recht bedenkliche Aufgabe, angesichts der vielfach mit dem Projecte einer Bundesrevision sich berührenden inneren Wirren, vorzüglich in den Kantonen Basel und Schwyz, auf welche hinwiederum das Ausland mit gespanntester Aufmerksamkeit blickte. Als H. im März 1833 in Zürich die allgemeine Tagsatzung eröffnete, stand derselben eine Gegen-Tagsatzung zu Schwyz, durch die conservative Sarner-Conferenz berufen, gegenüber; als dann die ordentliche Jahres-Tagsatzung im Sommer beisammen war, mußte H. nach einander die Berichte von den Störungen des Landfriedens in den ersten August-Tagen erstatten, wie sie in den Angriffen von der Stadt Basel auf die Landschaft, von Inner-Schwyz auf die äußeren Kantonstheile vorlagen. Als nun gegen diese Aggressive der Reactionspartei die Tagsatzung trotz des Widerspruches der Sarner-Conferenz energische Beschlüsse faßte, hatte H. als Amtsbürgermeister am 6. August selbst Gelegenheit, persönlich hervorzutreten, wobei ihm von französischer Seite „feste und gemäßigte Haltung“ nachgerühmt wurde. Durch einen demonstrativen Besuch glaubten nämlich die Gesandten der Mächte den Bundespräsidenten einschüchtern zu können; allein H. erklärte, die Bundesbeschlüsse der letzten Tage seien der Tagsatzung durch die Nothwendigkeit abgezwungen, und was Vorwürfe wegen derselben betreffe, so lehne er sie überhaupt ab und verweise die Gesandten mit ihren Beschwerden an die Tagsatzung selbst. Zugleich aber hatte H. im kantonalen Leben die Genugthuung, in diesem Jahre als zürcherisches Standeshaupt die 1832 durch die Aufhebung des Chorherrnstiftes vorbereiteten neuen Schulanstalten, Universität und Kantonsschule, zu eröffnen, während durch den Beschluß der Niederlegung der Festungswerke der baulichen Entwickelung der Stadt ein großer Spielraum gegeben wurde. — 1834 dann kam H., jetzt zweiter Bürgermeister, vorzüglich in der Angelegenheit der polnischen Flüchtlinge und der durch dieselben veranlaßten diplomatischen Noten der Mächte zur Thätigkeit, indem er Bern's trotziger Weigerung, die beschwichtigende Antwort des Vorortes Zürich für sich anzunehmen, und der daraus entstandenen Spannung durch Uebernahme einer Abordnung vorübergehend abhalf; dagegen war das weitere Entgegenkommen gegenüber erneuerten Forderungen, die von den Radikalen heftig verurtheilte „Kniebeugung vor den Fremden“, ein Act, an dem H. als Amtsgenosse Hirzel's Antheil nehmen mußte, seiner eigenen Auffassung keineswegs entsprechend, so daß er im Juli des Jahres, als in der Minorität stehend, nahe daran war, sein Amt niederzulegen. Die innere Zersetzung im Regierungssystem des Kantons Zürich hatte begonnen, und sie nahm in den nächsten Jahren, insbesondere

angesichts der Fragen des Erziehungswesens, zu. H., jedes zweite Jahr, 1835, 1837, als Amtsbürgermeister zur Leitung der Executive berufen, „hielt sich bei seiner mehr vermittelnden Richtung gegenüber der neuen Parteistellung in beobachtender Ferne“, wie sein Biograph sich ausdrückt, und er entzog sich dergestalt im Frühjahr 1837 durch eine Reise nach Paris einer wichtigen Session des großen Rathes. Nachdem dann H. schon 1838, am 22. Juli, auf der schwyzerischen Landsgemeinde von Rothenthurm in dem häßlichen inneren Zanke der „Horn- und Klauen-Partei“ als erster eidgenössischer Vermittler, mit gutem Erfolge, sich bethätigt hatte, wurde er durch die Rückkehr des eidgenössischen Tagsatzungs-Vorranges nach Zürich für 1839 wieder das Haupt der obersten Bundesbehörde. — In gedrückter Stimmung trat er in das verhängnißvolle Jahr ein. Die Walliser Parteikämpfe, wo zwei einander gegenüberstehende Parteien und Landeshälften jede einen eigenen Abgeordneten zur Tagsatzung zu senden entschlossen waren, bereiteten Schwierigkeiten für die eidgenössischen Angelegenheiten. Für Zürich selbst sah H., wie er schon 1838 sich aussprach, eine „Sarnerei“, d. h. eine Reaction mit confessioneller Färbung, voraus; doch kam dieselbe 1839 nicht, wie er angenommen hatte, als „eine allmälige“. Als die wesentliche den Sturm nunmehr erregende Frage, über die Berufung des Verfassers des Lebens Jesu an die Hochschule, 1836 zum ersten Male aufgeworfen und abgelehnt worden war, hatte H. bedauert, daß nunmehr nicht die freisinnige Theologie in Zürich durch eine solche Vertretung vor „dem von Norddeutschland her drohenden pietistischen und orthodoxen Schnupfen“, wie er sich aussprach, bewahrt werde. Jetzt, 1839, dagegen stellte er sich, obschon er auch wieder dazwischen hinein über die hereinbrechende Reaction klagte, in eine mittlere Position. Bei der Vorlegung der großen Petition des Comités des christlichen Vereins im Großen Rath erklärte er sich am 18. März für Beachtung der öffentlichen Meinung und stimmte für die Versetzung von Strauß in den Ruhestand. Am 23. August hinwieder, als das von neuem hervortretende Centralcomité nicht alle geforderten Garantien zur Erhaltung einer religiösen Richtung im Schulwesen erfüllt sah und die Regierung eine Proclamation zur Warnung an die Gemeindevorstände gegen das Comité beschloß, stimmte H. ebenfalls hiefür. Dazwischen war von der durch H. präsidirten Tagsatzung die Reconstituirung des getrennten Kantons Wallis, freilich ohne innere Versöhnung der Gegensätze, beschlossen worden. Aber auch im leitenden Vororte selbst kam es nunmehr zum Kampfe. An jenem Beschlusse vom 23. August und dessen Folgen, an einer vom Centralcomité berufenen Volksversammlung in Kloten, vom 2. September, hatten sich die Parteien noch mehr erhitzt, war die Regierung durch die Inconsequenz ihrer Maßregeln noch mehr geschwächt. Ehe der auf den 9. September berufene Große Rath die obschwebenden Fragen an die Hand nehmen konnte, ergoß sich der durch den Allarm vom Aufgebote außerkantonaler Truppen in Bewegung gesetzte Landsturm aus dem östlichen Kantonstheil über den Tagsatzungssitz. Nach den tumultuarischen Scenen der ersten Tageshälfte dieses 6. September (vgl. Bd. XI. S. 278) begab sich, als nach der Erklärung seiner Abdankung der Regierungsrath sich aufgelöst hatte, H. in seine Privatwohnung; aber schon Nachmittags folgte er einer Einladung nach dem Stadthause, um da den Antrag zu vernehmen, daß er, zum Behufe der Vermeidung einer eidgenössischen Intervention, zur Bildung einer provisorischen Regierung die Hand bieten möchte. H. hielt das in dem Umfange für möglich, daß er, der Amtsbürgermeister der durch die Revolution des Vormittags gestürzten Regierung, schon Abends 5 Uhr des gleichen Tages in der Conferenz der Tagsatzungsgesandten erklärte, er betrachte sich noch als Vorsitzenden von Vorort und Tagsatzung und fordere die Gesandten auf, ruhig ihre Berathungen fortzusetzen. Sein eigenes späteres Ur-

theil über die Haltung in dieser Krisis war, er habe seine persönliche Ehre seinem Vaterlande und dem Frieden zum Opfer gebracht. Am 19. September, als der neu gewählte Große Rath zusammentrat, erklärte sich H. in der Eröffnungsrede selbst im Bekenntniß abgestreiften Irrthumes als einen derjenigen, die verblendet gewesen seien und die Volksstimme lange nicht ganz erkannten. Am 23. September eröffnete H., als in förmlicher Neuwahl bestätigter erster Bürgermeister, die Sitzungen der Tagsatzung neuerdings; aber durch das Vorhalten eines Vertreters der radikalen Gruppe, des Berner Gesandten Neuhaus, H. habe noch am 2. des Monats eine Intervention zu Gunsten der früheren von ihm präsidirten Regierung bei deren Erschütterung für wünschbar erklärt, was dann H. zugab, doch nunmehr als „Verblendung“ bezeichnete, kam es zu einer peinlichen Scene, und die Discussion über die Anerkennung der Creditive der neu gewordenen Zürcher Repräsentation gab noch anderen Gesandten der radikalen Gruppe, welche Zürich für sich verloren hatte, den Anlaß zu für H. unerwünschten Erörterungen, so daß er sich Ende September glücklich pries, als für ihn die Verpflichtung des Vorsitzes bei der Tagsatzung mit deren Vertagung wegfiel. Allein überhaupt konnte es gar nicht ausbleiben, daß in der neuen Regierung Hessens Person in erster Linie allgemein der Gegenstand von Angriffen aus demjenigen Lager wurde, welches noch bis zuletzt am 6. September auch auf ihn, als auf das Haupt der noch bestehenden radikalen Regierung, seine Rechnung mitgemacht hatte und dem ehemaligen Parteigenossen die Umwandlung nicht verzieh. So gab er schon 1840, wo er als zweiter Bürgermeister im Amt stand, noch vor dem Zusammentreten der Tagsatzung, um nicht wieder gegnerisch gewordenen früheren Freunden begegnen zu müssen, seine Entlassung ein, und gleich am Tage darnach, den 23. Juni, trat er eine längere Reise an. — In den übrigen 17 Jahren seines Lebens widmete sich nun H. ganz jenen gemeinnützigen Bestrebungen, die er schon in der Zeit seiner politischen Thätigkeit eifrig und mit Vorliebe festgehalten hatte, auf dem Boden der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft sowol, als für kantonale und städtisch zürcherische Aufgaben. Daneben hatte er rege Theilnahme für künstlerische Interessen und förderte besonders die Errichtung, des Gebäudes und die Vermehrung der Sammlungen der zürcherischen Künstlergesellschaft. Die letztwillige Verordnung des sehr wohlhabenden kinderlosen Mannes bewies von neuem diese vorwiegend in seiner Mußezeit ihn beschäftigenden Geistesrichtungen der Fürsorge für Interessen der Wohlthätigkeit, der Wissenschaft und der Kunst.

Vgl. Pupikofer, Joh. Jak. Heß, ein biographischer Beitrag (Zürich 1859).

Meyer von Knonau.

Heß: Jonas Ludwig v. H., Dr. med., Litterat, Topograph, Statistiker, Politiker, Patriot, Philanthrop, Philosoph. — Wenn schon vor 50 Jahren, bald nach dem Tode dieses seiner Zeit in Hamburg und Deutschland, wie im Auslande hochgeschätzten, wohlbekannten, vielgenannten Mannes, für eine genügende Darstellung seines Lebens und Wirkens kein Material zu finden war, weshalb bis jetzt keine Biographie, nicht einmal ein Nekrolog von seinem beinahe schon verschollenen Dasein Kunde gibt, so ist es erklärlich, daß auch gegenwärtig, ungeachtet mühsamer Forschungen, nur in einer lückenhaften Skizze das Andenken an einen trefflichen, die Menge seiner Zeitgenossen weit überragenden Mann festgehalten werden kann. — Geboren am 8. April 1756 zu Stralsund (nach anderer Angabe zu Stockholm) war er (vielleicht ein Sohn) nach eigenem Ausspruch ein Blutsverwandter des oben S. 277 f. geschilderten Heinrich Ludwig v. H., und, wie dieser, ein sehr eigenartiger, übrigens ein höchst ehrenwerther Charakter. Vermuthlich beeinflußten mancherlei Mißgeschicke seiner Kindheits- und Jugendzeit nicht nur den äußeren Gang seines Lebens, sondern auch die

Entwicklung seines ebenso energischen, als an Widersprüchen reichen Geistes. — Das die ersten 25 Jahre seines Daseins umhüllende Dunkel ist nicht zu lichten. Gewiß ist nur, daß er als Lieutenant in der schwedischen Armee gedient, unaufgeklärt aber, weshalb er diesen Beruf verlassen hat. Als er um 1780 zuerst in Hamburg erschien, wo er ungeachtet seiner unansehnlichen Gestalt, seines etwas deformirten Antlitzes und seiner fast finsteren Miene bald genug Aufsehen erregte und Beachtung fand, — da hieß es, er habe in Folge eines unglücklichen Duells, in welchem sein Gegner das Leben, er selbst aber einen Theil der Nase verloren, dem Kriegerstande entsagt. Vermögend und bedürfnißlos genug, um ohne eigentlichen Broderwerb subsistiren zu können, gab er sich nun umfassenden Studien hin auf den Gebieten der Litteratur, Sprachen, philosophischen und Naturwissenschaften, insbesondere auch dem Studium der Geschichte und Topographie seiner neuen Heimath Hamburg. Anfangs nur gelegentlich als Publicist auftretend, übernahm er im J. 1785 die Redaction und Herausgabe des „Journals aller Journale" des In- und Auslandes, ein Unternehmen, das seine Vielseitigkeit bezeichnet. Schon 1787 erschien dann die 1. Auflage seines dreibändigen Werkes „Hamburg, topographisch, politisch und historisch beschrieben", auf welches unten zurückzukommen sein wird. In den nun folgenden Jahren durchreiste H. Deutschland, die Niederlande und Frankreich, um überall Land und Leute kennen zu lernen. Die Ergebnisse dieser „Durchflüge" sind von ihm in vielbändigen Büchern (1789—97) veröffentlicht, welchen Schriften dann seine „Versuche zu sehen" sich anreihen. — Inzwischen hatten seine naturwissenschaftlichen Studien ihn zur Abfassung einer medicinischen Dissertation geführt, für welche die Universität Königsberg ihm den 10. Januar 1801 das Doctordiplom ertheilte. Im Besitze dieses Titels, blieb er dennoch der eigentlichen ärztlichen Praxis fern, obgleich er bereitwillig allen Hülfesuchenden, namentlich dürftigen Personen, unentgeldlich als Berather diente. In demselben Jahre 1801 erwarb H., der seinem Adelsstande niemals Gewicht beigelegt, das hamburgische Bürgerrecht, und fühlte sich dadurch desto mehr getrieben, sein Wirken dem Wohl dieses freien Gemeinwesens zu widmen. Bemerkenswerth ist es, und darf als ein Beweis gelten für das hohe geistige Uebergewicht dieses seltenen Mannes, daß ein schönes junges Mädchen aus einer angesehenen Familie ihm, dem unschönen alternden Gelehrten ihre Hand reichte (den 6. Novbr. 1805). — Einige fernere Schriften über Hamburgs Handelspolitik, wie über das Armenwesen dieser Stadt, beweisen auch in diesen Fächern den scharfblickenden Geist des Verfassers. Die nun folgenden Jahre der französischen Herrschaft in Deutschland, und speciell in Hamburg, legten der publicistischen Thätigkeit Fesseln an. H. beendigte in dieser Zeit seine umfassenden Vorarbeiten für die sehr veränderte vermehrte und verbesserte 2. Auflage seines topographisch-statistisch-historischen Werkes über Hamburg, welches 1810 und 11 in 3 Bänden erschien, als soeben die alte freie Stadt, nach mehrjähriger Occupation, dem französischen Kaiserreiche förmlich incorporirt wurde. Dies ausgezeichnete, in seiner Art Bahn brechende Werk beruht wesentlich auf gründlichen eigenen Forschungen, für welche dem Verfasser keine nennenswerthe Vorarbeit zu Hülfe kam. Seine statistischen Mittheilungen (damals in Hamburg etwas völlig Neues) waren systematisch geordnete, geschickt gruppirte Zusammenstellungen dessen, was bis dahin bei den Localbehörden als rohes Material geschlummert hatte, großentheils aber auf des Verfassers Antrieb jetzt zum ersten Mal gesammelt war. Die Förderung, die sein Unternehmen bei den Behörden fand, mag als Beweis gelten für das hohe Maß der Achtung und des Vertrauens, das H. im Laufe der Jahre in den Regierungskreisen Hamburgs sich erworben hatte. Die geistvolle Abfassung des Ganzen verlieh diesem Werke einen besonderen Reiz, und so konnte es nicht fehlen, daß die 2. Auflage, noch

mehr als die 1., mit allgemeiner Anerkennung im Publicum aufgenommen wurde. Obgleich dem historischen Theil die Resultate der neuen Urkundenforschungen mangeln, und überhaupt ein richtiges Verständniß des Mittelalters dem Verfasser nicht gegeben war, so haben doch seine mit sorgfältigstem Fleiß gesammelten topographischen und statistischen Mittheilungen ihren gewissen, jedenfalls geschichtlichen Werth noch bis heute behalten. — Während nun der thätige Mann so harmlos in Localstudien versunken schien, strebte gleichwol sein patriotischer Geist höheren vaterländischen Zielen zu, unablässig wirksam in geheimer Verbindung mit den bedeutendsten Männern Deutschlands für dessen Erhebung und Erlösung aus fremdherrlichen Banden. So kam es denn, daß im März 1813 der russische General Tettenborn, durch H. von den Zuständen in Hamburg unterrichtet, sein kühnes Unternehmen der Befreiung dieser Stadt ausführen konnte; so kam es auch, daß H. auf Tettenborn's Empfehlung, und weil im Drange des Augenblicks für diesen schweren Posten ein geeigneterer Mann nicht zu finden war, vom Senate an die Spitze der neuen Bürgerwehr Hamburgs gestellt wurde, zu einer seine physischen Kräfte, wie seine Fachkenntniß übersteigenden Aufgabe. Mit unermüdlichem Eifer organisirte er nun die Bataillone der opferfreudigen jungen Bürger (fast 8000 Mann), welche dann in rühmlichen Gefechten schließlich dennoch der feindlichen Uebermacht weichen mußten. Verlassen von den Truppen der verbündeten Mächte, mußte Hamburg capituliren und fiel wiederum in Feindes Hand. Hamburgs Annalen berichten Näheres über des Bürgerobersten v. Heß' Verhalten während dieser verhängnißvollen Wochen, viel Anerkennendes, aber auch abfällige Beurtheilungen mancher seiner Dispositionen. Gewiß aber bleibt es, daß pflichtgetreuer, diensteifriger, hingebender kein anderer Führer sich hätte erweisen können, und ebenso gewiß, daß selbst der größte Stratege das tragische Geschick nicht hätte abwenden können, das jetzt über Hamburg hereinbrach. — Geächtet flüchteten die Führer, H. über Gothenburg nach London, wo er seine Thätigkeit für die deutsche Sache fortsetzte, und namentlich englische Subsidien ermittelte für die in Norddeutschland kämpfende hanseatische Legion und Bürgerwehr. Gleichzeitig veröffentlichte er seine auch ins Englische übersetzte Abhandlung „Ueber den Werth und die Wichtigkeit der Freiheit der Hansestädte“, welche Schrift bestimmt war, das öffentliche Interesse für die fernere Unabhängigkeit derselben wach zu rufen und warm zu halten. Hier in London verfaßte er auch, im ersten bittersten Schmerz über den unglücklichen Ausgang der Erhebung Hamburgs, seine mit mehr Feuereifer als Gerechtigkeit geschriebene Schrift „Agonien der Republik Hamburg“, welche er dann im J. 1814, über Kopenhagen nach Hamburg zurückgekehrt, sofort veröffentlichte. In dieser Schrift, wie in deren Nachträgen, hatte er gegen die Regierung der Stadt zu unbegründeten Anklagen sich hinreißen lassen, welche dann durch den Senator Bartels widerlegt wurden. Dessen ungeachtet blieb ihm sowol bei seiner Obrigkeit, als bei seinen Mitbürgern die frühere Hochachtung so ungeschmälert, daß ihm bald darauf die Regulirung verschiedener wichtiger Angelegenheiten vertrauensvoll übertragen wurde. So erhielt er im October 1814 den Auftrag, in Hannover mit der dortigen Generalpostdirection über den Transit der hamburgischen Posten nach Holland und England zu verhandeln, welche Aufgabe er im Januar 1815 erfolgreich beendigte. Im September desselben Jahres ging er nach Paris, um als Bevollmächtigter einiger Corporationen, z. B. der Weinhändler, deren Reclamationen in Betreff früherer französischer Requisitionen und Confiscationen bei der nunmehrigen Regierung zu betreiben. Auch dies schwierige langwierige Geschäft erledigte er zu voller Zufriedenheit der Betheiligten. Nach fast vierjährigem Aufenthalte in Paris kehrte er im Sommer 1819 nach Hamburg zurück, wo er im J. 1821 die dem bekannten Görres'schen „Manuscript

aus Süddeutschland", entgegengesetzte Schrift „Aus Norddeutschland, kein Manuscript", verfaßte und anonym erscheinen ließ, übrigens aber, vom öffentlichen Leben zurückgezogen, die letzten Jahre seines Daseins in beschaulicher Ruhe verlebte. Er starb nach längerer schmerzlicher standhaft getragener Krankheit am 20. Februar 1823. — Zur Charakteristik dieses bedeutenden Mannes liefern viele Biographien, Denkwürdigkeiten und Briefsammlungen seiner Zeit- und Kampfgenossen, seiner Verehrer, wie seiner Widersacher, sehr verschiedenartige Beiträge. In Friedr. Perthes' Leben (I. 236) wird von ihm gesagt: „v. H. hatte viele warme Freunde, aber die meisten derselben waren zugleich seine heftigsten Feinde. Denn er selbst war ein doppelter Mensch, der die größten Gegensätze ungeeinigt in sich trug. Er war großartig und edel, und konnte doch auch kleinlich und unversöhnlich sein; er konnte in vollem Vertrauen sich hingeben, und doch Mißtrauen in der Seele bergen; er verachtete alles Aeußere, und war eitel und ehrgeizig; er dürstete nach Freiheit und war militärischer Despot; seine seltene Geisteskraft machte den kränklichen Mann zu den größten Anstrengungen fähig, und doch sah man ihn zuweilen ohne Veranlassung in Muthlosigkeit versinken". — Diese Beurtheilung mag vielleicht für die höchst aufregenden Jahre um 1813 eine zutreffende gewesen sein. Es ist aber dagegen jedenfalls erfreulich, wenn wir über H. in seinen letzten Lebensjahren die mildere Stimme eines anderen Zeitgenossen vernehmen, der ihm ebenso nahe und beziehungsweise ebenso fern gestanden, als Perthes. In seinem Tagebuche bemerkt jener Zeitgenosse (September 1819) „Dr. v. H., aus Paris heimgekehrt, scheint jetzt mit allen seinen Plänen für diese Welt am friedlichen Ende zu sein. Für sich selbst hat er wol nie etwas gesucht. Nur als entferntes Object dient ihm jetzt die Tagesgeschichte. Mögen seine Contemplationen ihm zum Segen gereichen; sein philosophisches Trachten, das Höhere, Ewige zu schauen, sind ja bloße „Versuche zu sehen" geblieben. Eine geheime Sehnsucht nach dem christlichen Glauben verräth manches seiner Worte, z. B. die heftig gesprochene Aeußerung: „Christus als Mensch gedacht, erscheine ihm noch unbegreifbarer, als Christus der Gottmensch". — Und ferner (den 20. Febr. 1823): „Dr. v. H. ist gestorben! Ein geistreicher großherziger Mann, ein edler warmer Menschenfreund! Niederem Begehren unzugänglich, stand er hoch gegen die Erdenwelt, mit der er nur in Verbindung stand, um ihr wohl zu thun, um zu kämpfen für das, was ihm nach innerster Ueberzeugung als Recht und Wahrheit galt"! — Die hier hervorgehobene Menschenfreundlichkeit findet ihre bleibende Bethätigung in einer testamentarisch von H. angeordneten und von seiner Wittwe Thusnelda geb. Hudtwalcker († 1866) ausgeführten milden Stiftung nebst Asyl für augenkranke und blinde arme Frauen und Mädchen.

Seine Druckschriften verzeichnet das Hamburg. Schriftstellerlexikon, III. 232 ff.

Benecke.

Heß: Karl Ernst Christoph H., tüchtiger Kupferstecher, geb. zu Darmstadt den 22. Januar 1755, trat als Schwertfeger zu Straßburg in die Lehre, wurde nach zwei Jahren von seinem Schwager, dem Medailleur und Goldciseleur Hohleisen nach Mannheim berufen und lernte hier tüchtig in Metall graviren. Waffen, Instrumente, Gefäße verzierte er mit Darstellungen, und so erhielt damals auch der spätere König Max I. von Baiern einen Hirschfänger, in welchen H. eine Jagd eingestochen hatte. Er wendete sich nun den bildenden Künsten zu und studirte unter dem Einflusse von J. Fratrel und Ferd. Kobell Zeichnen und Kupferstechen, radirte und stach auch verschiedene Blätter, die ihn bekannt machten. Im J. 1777 kam H. nach Düsseldorf, um an dem Galleriewerke mitzuarbeiten, wurde 1780 außerordentliches Mitglied der dortigen Akademie, zwei Jahre später wirklicher Professor an derselben und kurfürstlicher Hofkupfer-

stecher. 1787 ging er nach Italien. Nach Düsseldorf zurückgekehrt, arbeitete er wiederum an dem Galleriewerk. Dem Zeitgeschmacke gemäß mußte er für einige Jahre zur Punktirmanier greifen, später jedoch arbeitete er vorzüglich im Linienstich, den er mit starker Zuhülfenahme des Aetzens und Punktirens malerisch, wenn auch etwas kraftlos, behandelte. Im J. 1791 verheirathete er sich mit der jüngsten Tochter des Düsseldorfer Akademiedirectors L. Krahe. Als Gallerie und Akademie 1806 nach München verlegt wurden, wanderte H. mit und diese Stadt wurde seine zweite Heimath. Er starb daselbst den 25. Juli 1828. H. stach besonders viel nach Rembrandt, darunter eine Folge von 9 Blättern mit des Meisters Selbstbildniß (1783), die indessen nicht zu dem Besten, was H. geliefert hat, gehören. Schön ist die Gerechtigkeit, in Crayonmanier, nach Fratrel. Hauptblätter sind von ihm: „La Sta. Famiglia" nach Raphael (1804), „Anbetung der hl. drei Könige" nach J. van Eyck (jetzt als Ger. Horebout in der Pinakothek zu München, 1823), „Das jüngste Gericht" nach Rubens, „Himmelfahrt Mariä" nach G. Reni (punktirt, 1792), „St. Hieronymus" nach Palma vecchio, „The Quack Doctor" nach G. Dou (1794), „Rubens and his first Wife" nach Rubens (punktirt, 1796), das Bildniß des Königs Maximilian I. von Baiern nach J. Stieler, des Künstlers letztes Blatt. Seine Söhne sind die berühmten Maler Peter H. und Heinrich H. und der weniger bekannte Karl H. W. Schmidt.

Heß: Karl Adolf H., Pferde- und Schlachtenmaler, geboren 1769 zu Dresden, lernte das Kupferstechen bei Krüger und dann bei Klaß, unter dem er bis zu seinem 21. Jahre studirte, auch bildete er sich nach den besten Blättern und Gemälden der Dresdener Gallerie. Im J. 1796 erregte ein größeres Oelgemälde von ihm: „Angriff sächsischer Dragoner auf französische Infanterie", die allgemeine Aufmerksamkeit; mehr noch gefiel sein Bild „Marsch uralischer Kosaken durch Böhmen" (1799). H. ließ dasselbe durch Stölzel im Umriß radiren und malte dann die Abdrücke in bunten Tusch- und Deckfarben aus, sodann verschickte er die Blätter, und wurde darauf hin von der Berliner Akademie zum Ehrenmitglied ernannt. Endlich ließ er die Platte durch den Kupferstecher Senf in Aquatinta beenden. Im J. 1808 oder 1809 siedelte H. nach Wien über, wo er in der Folge zum Lehrer an der Akademie der bildenden Künste ernannt wurde. Von hier aus bereiste er Ungarn, Rußland und die Türkei; endlich 1829 England, um die Pferderassen noch in ihrer Heimath selbst zu studiren. Er starb am 3. Juli 1849 zu Wilhelmsdorf unweit Wien. H. hat aus seinem langen Leben viel hinterlassen. Er veröffentlichte ein Werk „Reitschule oder Darstellung des natürlichen und künstlichen Ganges des Campagnepferdes" (12 Bl., 1800 f.), dann radirte Blätter mit Pferden, ferner gab er Pferdeköpfe in natürlicher Größe (Lithographien, Wien 1825) heraus. Er hinterließ auch zahlreiche Bilder, vornehmlich Schlachtstücke, wozu ihm die Napoleonischen Kriege Material boten, malte auch in Pastell, Aquarell, zeichnete in Bister und Kreide 2c. „H. besaß ein tiefes Verständniß der verschiedenen Pferderassen in ihrem Zusammenhang mit Volk und Land, so daß seine Bilder in allen ihren Theilen, in der Landschaft, wie in der Staffage, gleich vortrefflich sind." W. Schmidt.

Heß: Karl August H., herzogl. sachsen-koburg-goth. Regierungspräsident und Geh. Rath, geb. am 30. September 1800 zu Gotha, † ebendaselbst am 7. März 1871, einer der ausgezeichnetsten Verwaltungsbeamten, die das Herzogthum besessen hat. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt durchlaufen, bezog er 1818 oder 19 die Universität Jena, um Jura zu studiren, wurde eifriges Mitglied und Vorstand der Burschenschaft, bestand Februar 1822 das juristische Tentamen vor der herzogl. Landesregierung und begann unmittelbar danach seine

amtliche Laufbahn als Accessist beim Stadtrath zu Gotha. Nach 10 Jahren vielseitiger Amtsthätigkeit, während deren er neben seinen Geschäften als „Raths-registrator“ auch die Stellung eines „Amts- und Gerichtsadvokaten“, sowie die eines öffentlichen Notars bekleidete und nachdem er im Februar 1828 zum Obersteuersecretär ernannt worden, seit Februar 1829 sogar noch die Verwaltung der Gerichte zu Großenbehringen übernahm, wurde er am 17. Decbr. 1832 von der Vertretung der Stadt Gotha zu deren erstem Bürgermeister gewählt und trat damit an die Spitze eines völlig neu geordneten städtischen Gemeinwesens, in dessen Verwaltung er drei Jahre Haupt und Seele war und die er unter allgemeiner Anerkennung, und nur um höheren Aufgaben zu folgen, verließ. Mit dem Titel „Regierungs- und Steuerrath“ war H. als Assessor in das Obersteuercollegium zu Gotha berufen worden; im Jan. 1837 rückte er zum Geh. Assistenzrath beim Ministerium auf, fungirte 1841 als herzogl. Commissar bei der Eisenbahnconferenz in Berlin, wo er bei Feststellung der Anlage der Halle-Casseler Eisenbahn für die Interessen Thüringens mit großem Erfolge thätig war; noch in demselben Jahre brachte er den Vertrag über Erneuerung der Militäretappenconvention mit Preußen zu einem sehr glücklichen Abschluß. Neben der höchsten Anerkennung seitens des Ministeriums wurden ihm für all' seine Verdienste Ordensauszeichnungen seitens der Regierungen von Gotha, Weimar und Preußen zu Theil, denen sich nachher noch viele andere, u. a. aus Baiern und Belgien, anschlossen. Im J. 1844 wurde ihm das Commissariat für das Hoftheater und die Capelle übertragen, noch in demselben Jahre erfolgte seine Ernennung zum Geh. Staatsrath, in welcher Eigenschaft er am 1. März 1846 als Departementschef Sitz und Stimme im Staatsministerium erhielt. Das Zustandekommen des Vertrags über Anlage der Main-Werra-Eisenbahn am 27. Juni 1846 war, wie später die der Gotha-Leinefelder Bahn vorzugsweise sein Verdienst. H. war ein Typus jenes bürgerlichen Beamtenadels, den wir heute als eine der besten Säulen unseres Staatswesens betrachten, während er in den Tagen des Polizeistaates viel ungerechter, wenn auch oft erklärlicher Verkennung ausgesetzt war. Ehrenhaft durch und durch, rastlos thätig, peinlich gewissenhaft, für unendliche Arbeit mit bescheidenem Lohn zufrieden, voll Hingebung an den Staat, unbeugsam in Rechtssinn und Pflichtgefühl, aber auch selbstbewußt, schroff gegen unbefugtes Dreinreden, unzugänglich für jähe Neuerungen und vor allem ein Todfeind der Schreier und der Schwätzer — so geartet war er selbstverständlich eines der ersten Opfer der gemüthlichen Anarchie von 1848. „Constitution“ — „Nieder mit Heß!“ las man in rother Schrift an den Straßenecken Gotha's in den Märztagen jenes Jahres. Die mißleitete Volksmeinung hielt ihn für einen fanatischen Gegner der Repräsentativverfassung, der er durchaus nicht war. Er bat um seine Entlassung, aber der Herzog bewilligte ihm am 13. März nur einen Urlaub auf unbestimmte Zeit; in seinem Handschreiben vom selben Tage hieß es: — „und Ihnen doch am Besten bezeugen kann, daß Sie der Reform der hiesigen landschaftlichen Verfassung mit Ihrem Rathe nicht nur nicht entgegen waren, sondern dieselbe vielmehr ebenso kräftig gefördert, als sich bei den neuesten Erlassen zur Einführung constitutioneller Institutionen mit thätig gezeigt haben“. Es war wirklich nur ein zwölfmonatlicher Urlaub, den er antrat, als er jetzt von Gotha ganz nach Coburg übersiedelte, begleitet von den wärmsten Theilnahmebezeugungen seiner treugebliebenen Freunde. Im Mai 1849 kehrte er als Präsident der Finanzabtheilung bei der neuen Landesregierung nach Gotha zurück. Die Dorfzeitung vom 9. Juni 1849 sagte: Der Geh. Staatsrath H. „wird in kurzer Zeit bei seinen eminenten Talenten und seiner seltenen Gabe, einen neuen Geschäftskreis zu überblicken und zu ordnen, die neue Staatsmaschine mit rastlosem Fleiße in raschen

Gang versetzen. Wir wünschen ihm mit allen Parteilosen zu seinem neuen Wirkungskreise Kraft und Ausdauer bezüglich seiner körperlichen Befähigung, da sein Geist nie ermüdet!" Nach neunjährigem Bestand wurde die neue Landesregierung aufgehoben und H. mit vollem Gehalt zur Disposition gestellt. Bis zum J. 1867 führte er noch die Verwaltung des Lichtenberger Fideicommisses, der er seit März 1848 eine schöpferische Thätigkeit von anerkanntem Werthe gewidmet hatte. Seine Hauptarbeit aber in den Jahren der Muße gehörte der Verwaltung der Sparkasse zu Gotha, als deren selbstloser Leiter er für Stadt und Land unendlich segensreich gewirkt hat. Sein vornehmstes Augenmerk war auf gemeinnützige Verwendung der großen Kapitalien dieser Anstalt gerichtet, sein Werk die Anlage billiger und zweckmäßiger Arbeiterwohnungen in Gotha, der Bau neuer Krankenhäuser in Ohrdruf und Waltershausen. In diesen Städten steht sein Wirken heute noch in dankbarster Erinnerung.

Dienstakten und Familienpapiere. Oncken.

Heß: Karl H., Thier- und Genrebildmaler, geb. 1801 zu Düsseldorf als der jüngste Sohn des Kupferstechers Karl Ernst Christoph H., kam als fünfjähriger Knabe mit seinem Vater nach München, erhielt gleich seinen berühmt gewordenen Brüdern Peter und Heinrich H. daselbst seine künstlerische, vorerst ganz auf das Fach eines Kupferstechers bezügliche Bildung und bethätigte sich auch zunächst als Stecher und Radirer. Endlich siegte die Neigung und zog ihn 1823 ganz zur Genremalerei, worin er seinem Bruder Peter und dem wackeren Wagenbauer nacheiferte. In seinen Bildern ist das landschaftliche Element, das er mit großer Sicherheit beherrscht, mit Vorliebe betont und die meist idyllischen Scenen, insbesondere aus der baierischen Alpenwelt, spielen sich mit großer Lebendigkeit ab. Diese „alten Herren", von welchen die jüngere Generation jetzt schon nichts mehr weiß, zeichneten noch mit der Farbe und legten auch in ihre Genrebilder einen „historischen" Ernst; die schlichte Wahrheit ging ihnen über Effekthascherei und geziertes Geistreichthun, womit man den Mangel an tieferer Bildung nur zu gerne überfirnißt. Von seinen zahlreichen Bildern verweisen wir auf ein „Thierstück", 1835 (Kunstblatt S. 86) und eine „Auffahrt auf die Alm" (ebendas. S. 231), eine „Alpe bei Kochel" (1848), „Am Starnbergersee", „Alm bei Schliersee" rc. Seine Bilder werden von der späteren Kulturgeschichte als hochwillkommenes Material benützt werden, darunter auch ein „Münchener Bockkeller". Karl H. starb nach schweren Leiden am 16. Nov. 1874 zu Reichenhall.

Vgl. Nagler, 1838, V. 156. Deutsche Warte, 1875, S. 768 und Seubert, 1879, II. 215. H. Holland.

Heß: Ludwig H., Landschaftsmaler, geb. am 16. Oktbr. 1760, † am 13. April 1800 in Zürich. Der Sohn einer tüchtigen wohlhabenden bürgerlichen Familie, war H. anfangs zum Kaufmannsstande bestimmt, dann aber in Folge der Erkrankung des einzigen Bruders für den Beruf des Vaters, das Fleischerhandwerk, in Aussicht genommen. Da der Knabe so für seine Lieblingsbeschäftigung, das Zeichnen, mehr Zeit gewann, fügte er sich gern dem Wunsche des Vaters. Ganz aus sich selbst bildete sich der den Tag hindurch von seinem Berufe in Anspruch genommene Jüngling in rastlosem Eifer zum Künstler aus. Besuche in Bülach, bei dem Großvater, führten H. zuerst in dem schönen Eichenwald bei diesem Landstädtchen zu Versuchen nach der Natur; indem er an Abenden den die Fischerei liebenden Vater auf die Fläche des Zürichsees begleitete, erlernte der Metzgerlehrling, der daneben von Thomson, Brokes, von Kleist's Frühling und Geßner's Idyllen sich begeistern ließ, die Schönheit der Lichtwirkungen auf dem Wasser und an dessen reizenden Ufern, die Pracht des am Horizonte stehenden Hochgebirges erkennen. Außerdem führten die für den Vieh-

einkauf nothwendigen Reisen den jungen Mann mitten in das Hochgebirge hinein: die Blätter seines Rechenbuches wiesen neben den Abrechnungen über das dem Vater zuzutreibende Vieh die reinen unverfälschten Eindrücke der großartigen alpinen Natur auf das hoch empfängliche Auge des Beschauers auf. Allerdings mangelte demselben noch völlig das Können; denn langsam und mühevoll war dem jedes Rathes entbehrenden Kunstjünger besonders der Uebergang vom Zeichnen zu den Farben. Die Eltern gestatteten endlich, freilich noch ohne Entlassung aus dem H. immer mehr widerstrebenden Gewerbe, daß Anregungen eines wirklichen Kunstverständigen — bei Heinrich Wüst (vgl. Bd. IX. S. 120) — eingeholt wurden, welche alsbald die reichste Frucht trugen; besonders aber fühlte sich H. durch den Umgang mit Salomon Geßner beglückt. Gewonnen für ein immer emsigeres Studium der Natur, fing er nun auch an, die zur Schlachtstätte gebrachten Thiere zu malen. Andererseits aber verschaffte der wachsende Beifall, den der Sohn — auch bei dem alten Bodmer, dem geistigen Vater der zürcherischen Jugend — durch seine an Werth steigenden Arbeiten fand, demselben freiere Bewegung in seiner Thätigkeit, obschon er, in rührender Schonung für die Eltern, die Fleischerbank auch jetzt noch nicht verließ. Reisen wurden ihm ermöglicht, bei denen es sich nur noch um seine malerischen Studien handelte. 1790 nach dem dringenden Wunsch der Eltern glücklich verheirathet, gelangte er endlich 1794 zur Erfüllung der von Jugend auf gehegten Hoffnung, Rom zu sehen, und zuletzt lebte er ganz der Kunst. Noch in den zwei letzten Jahren seines Lebens warf sich H. mit eben so bedeutendem Eifer als Erfolg auch auf die Aetzkunst und vollendete eine sehr ansehnliche Zahl von Blättern, theils als Illustrationen zu gedruckten Werken, theils als eigene Serien. Eine edle, aufrichtige, einfache Natur, starb er tief betrauert in den besten Jahren, mitten in den wilden Stürmen der helvetischen Revolution. Salis-Seewis sang gleich nach dem Tode des Malers: „Hessens beseeleter Hand entströmten die hehren Gestalten, wie in das Aug' sie gestrahlt, treu, wie das Herz sie gefühlt, als das eidesgenössische Land in seinen Reitzen noch blühte, als es noch unentweiht würdig den Wandrer entzückt! — Fremdling! in Hessens Gemälden durchwandere die Höhen und Thale, willst du das Schweitzerland sehn, wie es noch Schweitzerland war!" H. hat das hohe Verdienst, zuerst das Hochgebirge und dessen Wunder mit feinem Verständniß in anspruchslos wahrer Wiedergabe der Kunst erschlossen zu haben: gerade die Südseite der Alpen, wo sich die Großartigkeit mit den Reizen des von ihm stets so gerne besuchten italienischen Nachbarlandes verbindet, verstand er vorzüglich in seinen Landschaftsbildern vorzuführen. Die Auswahl seiner Werke in den Sammlungen der zürcherischen Künstlergesellschaft, durch die Wittwe gesammelt, durch den Sohn (s. den Art.) dorthin geschenkt, bietet den besten Ueberblick seiner künstlerischen Leistungen. Heinrich Füßli zählt in seiner eingehenden Würdigung an den Gemälden von H. als hervorstechende Züge vornehmlich die in Farben und Gestalt wahre, nicht übertriebene charakteristische Darstellung der schweizerischen Gebirgsnatur, das frische natürliche Grün und die ganz besonders vollkommene durchsichtige Klarheit und Beweglichkeit der Wasser, ferner Harmonie und Vermeidung alles Gesuchten in Wahl und Anordnung der Gegenstände, endlich den saftigen Schmelz der Farben und bei leichter Keckheit des Pinsels den still verborgenen, Alles vollendenden Fleiß der Ausführung auf.

Vgl. Joh. Heinr. Meyer, Ludwig Heß, Landschaftsmahler (Zürich, 1800), sowie Füßli im Allgem. Künstler-Lex., Thl. II. Abschn. I. S. 540—43.

Meyer von Knonau.

Heß: Max H., Historienmaler, geb. am 15. Octbr. 1825 (nicht 1826) zu München als jüngster Sohn des Schlachtenmalers Peter v. H. Er bekam

die erste künstlerische Ausbildung im Atelier seines Vaters, ging aber dann nach Paris und schließlich von da nach Düsseldorf, wo er insbesondere durch seine gesellschaftlichen Talente als Musiker, Sänger und Schauspieler glänzte und durch seine Decorationsmalereien Vieles zum Gelingen der dortigen Feste beitrug. Seine Bilder, z. B. die „Puritaner auf Wache" versprachen seltene Anlagen, die er bei größerer Ausdauer und Concentrirung leicht mit bedeutenderem Erfolg verwerthet hätte. In der permanenten Ausstellung von Eduard Schulte zu Düsseldorf malte er (grau in grau) den Alexander-Fries. Sein Oelbild „Italische Edelleute aus dem 15. Jahrh. in einer Veranda", wurde durch Farbendruck allbekannt. Ein großes Bild, darstellend den Fackelzug, welchen die Düsseldorfer Bürger aus Anlaß einer hochfürstlichen Verlobung brachten, wurde durch Oswald Achenbach vollendet, da H. schon am 19. Juli 1868 im Bade Lippspringe (in Westfalen), wohin er sich eines langwierigen Lungenleidens wegen begeben hatte, starb. Unter seinen Porträten erwähnen wir das des k. baier. Hofopernsängers A. Kindermann, lithogr. von O. Merseburger (1857); unter seinen historischen Compositionen die „Plünderung eines Klosters", lithographirt von Franz Seitz. Ein kleiner Theil seiner frühesten Handzeichnungen und Skizzen wurde im September 1868 mit dem Nachlaß seines Bruders Eugen zu München versteigert.

Vgl. Seubert, 1870. IV. 197 und Blanckarts, Düsseldorfer Künstler. Stuttg. 1877, S. 30. H. Holland.

Heß: Peter v. H., berühmter Schlachten- und Genremaler, geboren in Düsseldorf den 29. Juli 1792, † in München den 4. April 1871, gehört zu jenen bahnbrechenden Künstlern, welche seinerzeit die moderne Münchener Schule begründeten, ja er ist unzweifelhaft der erste bedeutende Realist derselben. Wie Cornelius im Zurückgreifen auf Dürer, so suchte er in der Anlehnung an die Niederländer, zunächst Wouvermann, vor allem aber an die Natur selber eine neue lebendigere Kunstrichtung hervorzurufen, welche im Gegensatz zu der romantischen Schule sich die Schilderung der Gegenwart zur Hauptaufgabe machte. Als Sohn des Hofkupferstechers und Akademieprofessors Ch. H., der selber ein sehr guter Zeichner war, erhielt er von diesem den ersten Unterricht, besuchte dann nach der Uebersiedelung der Akademie in die baierische Hauptstadt 1806 auch diese Anstalt und bildete sich in derselben ebenfalls zu einem sehr strengen und gewandten Zeichner aus. Mit großem malerischen Talent begabt, ein ebenso feiner als kühler Beobachter, der vor nichts Respekt hatte, als vor der Natur, nüchtern, stolz und innerlich abgeschlossen, weltweit entfernt von aller Romantik und Schwärmerei, konnte ihn weder der damals in München herrschende akademische Classicismus der Langer- noch das Nazarenerthum oder das Pathos der ihm folgenden Cornelianischen Schule anziehen. Um so mehr aber das bunte und malerische Volks- und Soldatenleben, in dem er aufgewachsen war, das in unaufhörlichem Wechsel erst in Düsseldorf, dann in München an ihm vorüberzog. Es bildete sich unter diesen Umständen ein Charakter aus, der außerordentlich geschickt war, das Wallenstein'sche Lager, dem Süddeutschland von 1795—1814 glich, in allen seinen Eigenthümlichkeiten zu schildern. Vorgänger hatte er dabei an W. v. Kobell, Alb. Adam und dem Thiermaler und Radirer Klein, die er indeß bald alle übertraf, überhaupt ein so auffallendes Talent entwickelte, daß ihm gestattet ward, die Feldzüge gegen Frankreich in den J. 1813—15 im Hauptquartier des Fürsten Wrede mitzumachen. Die erste Frucht derselben war ein großes Bild der Schlacht von Arcis sur Aube, wo er indeß noch sehr an Kobell's lederne und steife Art erinnert. Weit bedeutender sind seine kleinen um diese Zeit entstandenen militärischen Genrebilder. So eine „Rückkehr der baierischen Offiziere aus Rußland 1813", „Reiter, die in einer Scheune Schutz

vor dem Gewitter suchen", ganz besonders aber mehrere Kosakenscenen in Frankreich 1814, Meisterwerke feinen, liebevollen Naturstudiums, wie scharfer, wenn auch etwas trockener Charakteristik der verschiedenen Nationalitäten. Ihre Ausführung zeigt Einflüsse von Wouvermann, aber auch den Altdeutschen, und zugleich die ganze liebevolle Pedanterie seiner Zeit, deren Malerei noch kein Helldunkel und keine eigentlich malerische Behandlung kannte, überall leicht porzellänern wird, weil sie Licht und Schatten gleich glatt und peinlich behandelt, alle Reflexe übertreibt. Um 1818 ging er nach Italien, von wo er ebenfalls einige sehr anziehende Bilder heimbrachte, so „Abruzzische Bauern vor einer Schenke", „Marino, ein Räuber, sich gegen Gensd'armen vertheidigend" ꝛc. Bald darauf entstand dann ein „Uebergang der Kosaken und Kirgisen über den Rhein 1814", eines seiner delikatesten Bilder, und der berühmte „Morgen in Partenkirchen", dessen poetische Auffassung der bis dahin von der Kunst kaum zu schildern versuchten Hochgebirgsnatur solchen Eindruck machte, daß von da an das baierische Hochland und Tirol mit ihrer Bevölkerung ein Hauptstoff für die deutsche Malerei wurden. Größer, aber auch steifer ist die „Vertheidigung der Kinzigbrücke bei Hanau durch die Baiern unter Pappenheim", die auch um diese Zeit 1820 entstand, und ein „Gefecht zwischen österreichischen Dragonern und französischen Husaren". Es folgte 1822 das berühmte „österreichische Lager", wo wir alle Volksstämme des polyglotten Kaiserstaats mit merkwürdiger Schärfe charakterisirt und den damaligen Zustand seiner Armee besser geschildert finden, als es alle geschriebenen Charakteristiken vermöchten. Seine kalte Objectivität begünstigt hier den Maler außerordentlich, da man vergeblich irgend eine Vorliebe für die eine oder andere Nationalität bei ihm suchen würde, er vielmehr Franzosen und Deutschen, Kosaken und Magyaren mit gleicher kühler Ruhe, aber auch mit gleich feinem Blick für das Malerische gegenübersteht. — Von dem patriotischen Geist, der die Schilderungen Menzel's durchglüht und so ergreifend macht, ist freilich hier keine Spur zu finden. Selbst nicht in dem zweiten, zu Ende der 20er Jahre entstandenen großen Bilde der „Schlacht von Arcis sur Aube", das schon einen gewaltigen Fortschritt des Künstlers gegen das erste zeigt oder in den nun folgenden beiden Tirolerschlachten, dem „Gefecht bei Wörgl 1809" und dem „Kampf beim Paß Strub 1805", sämmtlich für den Schlachtensaal der Münchener Residenz. Sie zeigen glänzend die Vorzüge des Künstlers: seine außerordentlich gewandte, klare und malerische Anordnung, wo er die wilde Gebirgsnatur mit großem Geschick zu verwerthen weiß, die scharfe Charakteristik der einzelnen Figuren, wie sie alle Schrecken eines solchen Volkskampfes durch den düsteren Ernst einer wilden Landschaft noch gesteigert wiedergeben. Deshalb verschafften sie ihm mit Recht einen großen Ruf, wenn sie auch an künstlerischer Vollendung seinen kleineren Bildern nicht gleichkommen. Denn dazu ist seine Malerei zu stimmungslos und er zu pedantisch ausführlich, accentuirt das Unwichtigste eben so scharf als das Bedeutendste, und steht diesem zu innerlich gleichgültig gegenüber, da ihm jedes ethische Element, das einen solchen Kampf über eine gewöhnliche Rauferei erhebt, durchaus abgeht. — Es folgte für den Grafen Schönborn „Die Grundsteinlegung zur Constitutionssäule", eine gelungene Schilderung des damaligen offiziellen Baierns, und ein Jagdbild, wo besonders das Landschaftliche von großem Reiz. Dann ging H. 1833 im Gefolge des Königs Otto nach Griechenland und beschäftigte sich fortan sieben Jahre lang mit Schilderungen des so malerischen Landes und Volkes, wie der germanischen Invasion desselben. Zunächst entstand der „Einzug König Otto's in Nauplia an der Spitze der baierischen Truppen" und der jubelnde Empfang desselben durch die Bevölkerung. Es ist das im Ganzen seine künstlerisch bedeutendste Schöpfung, die auch heute noch einen großen Reiz ausübt ob ihrer

Naturwahrheit und der überaus malerischen Anordnung des Ganzen, wie der originellen Erfindung der einzelnen Gruppen, endlich der scharfen Charakteristik und korrekten Zeichnung halber. Ja sogar dadurch, daß man jetzt sogleich sieht, was man damals freilich übersah, daß so heterogene Bestandtheile, wie dies hochbegabte Volk und die nicht eben elastische, baierische Bureaukratie unmöglich sich auf die Dauer vertragen konnten. — Es ist seither kaum gelungen, ein solches doch ziemlich äußerliches Cerimonienbild, dessen eine Hälfte überdieß aus der kostümlich so unmalerischen militärischen und diplomatischen Suite des Königs besteht, so geschickt und ansprechend zu behandeln, und dabei der Erzählung die ganze Frische des Selbsterlebten zu geben. Ja selbst das Berauschende der bunten Scene weiß der sonst so nüchterne Maler seiner Schilderung zu verleihen. Nicht so glänzend gelungen, aber immer noch vielfach interessant ist der 18.. vollendete Pendant jenes großen Bildes, den Empfang des Königs in Athen am Theseustempel mit der Aussicht auf die Akropolis darstellend. Hier fehlt aber schon die erquickliche Unmittelbarkeit des ersten, die Gruppen sehen viel zu „componirt“ aus, um noch die volle Glaubwürdigkeit zu behalten, auch ist Heß' peinlich gleichmäßige Ausführlichkeit weit entfernt von der geistvollen Schärfe und der pikanten Lebendigkeit des Menzel'schen Vortrags, da er unähnlich diesem wie den meisten modernen Realisten niemals unmittelbar nach der Natur aufs Bild malte, sondern nur meist mit Bleistift gezeichnete, höchstens leicht aquarellirte Studien benutzte. — Es entstand nun noch eine „Landung der griechischen Truppen in Nauplia“ und eine Anzahl Schilderungen griechischen Lebens, so „Bauern am Meer hinziehend“, „Palikaren vor Athen“ u. a. m. Den Schluß machte eine Schilderung des gesammten griechischen Befreiungskampfes in vierzig Compositionen, die in den Arkaden des Münchener Hofgartens al fresco ausgeführt wurden. Auch hier gelang es dem Künstler, die einzelnen Momente durch jeweils nur ein paar Figuren oft mit großem dramatischem Leben und sogar nicht ohne monumentale Würde zu schildern. Von jetzt an beginnt die innere Kälte, die in seinem Charakter lag, aber immer sichtbarer zu werden. Sie tritt sofort unangenehm hervor in einer Reihe von großen Bildern, in denen er den russischen Feldzug von 1812 im Auftrag des Kaisers Nikolaus schilderte, und deren Ausführung von 1839, wo sie ihn nach Petersburg und dann auf die betreffenden Schlachtfelder führte, bis 1855 dauerte. Die Reihe der Compositionen theilt sich in acht große, die Schlachten von Smolensk, Poloczk, Wiasma, Valutina Gora, Krasnoi, Klasigy, Borodino und den „Uebergang über die Beresina“ darstellend und eine Anzahl kleinerer. Das letztgenannte dieser Bilder ist das gelungenste und zeigt in dem wilden Gewühl eine Fülle schön erfundener Motive, mit denen aber die in Folge seiner eben erwähnten Malmethode jetzt oft steif und langweilig werdende pedantische Ausführung nicht mehr gleichen Schritt hält. Denn da der Künstler immer seltener mehr die Natur zu Rathe zieht, wird er auch conventioneller in seiner Behandlung, so daß oft fast nur mehr die Geschicklichkeit der Anordnung und Massenvertheilung einen fesselt und die allerdings steigende coloristische Potenz des Ganzen, seine jetzt meist viel besser als früher gelungene Stimmung uns für die oft lahme Ausführung des Einzelnen entschädigen muß. Dies zeigt sich auch in den 18.. und 1856 entstandenen Schlachten von Leipzig und Austerlitz, die fast nur mehr durch die überaus geschickte und klare Disposition, wie die gute coloristische Stimmung Interesse haben, aber des individuellen Reizes im Einzelnen zu sehr entbehren, ein höchst auffallendes Nachlassen der früheren Energie und Feinheit zeigen. Der Schilderung eines Napoleon oder auch nur sonst hochstehender Männer ist hier H. nicht mehr gewachsen, er sieht sie mit den Augen eines ledernen Philisters. Von da an hat der Meister auch nichts mehr von Bedeu-

tung geschaffen, obwol er hypochondrisch und vergessen noch 15 Jahre lebte. Unstreitig hängt dieses frühe Nachlassen seiner Kraft nicht am wenigsten damit zusammen, daß ihm das ethische Element, die Wärme der Begeisterung für Kunst und Leben so ganz abgehen, so daß er statt wie ein Rauch oder Menzel bis ins höchste Alter fortwährend zu wachsen, schon zu einer Zeit zurückzugehen anfängt, wo diese erst recht anfingen. Nichtsdestoweniger sind seine früheren Schöpfungen sehr bedeutend und werden immer einen höchst ehrenvollen Platz in der gesammten Production dieser Periode einnehmen, schon weil sie einen Respekt vor der Natur, ein liebevolles Eingehen auf sie zeigen, die man bei der damaligen deutschen Historienmalerei schmerzlich genug vermißt, nicht minder, weil sie uns eine Zeit und Verhältnisse von der deutschen Seite her kennen lehren, die wir sonst nur durch die Brille der Franzosen betrachten könnten, die sie allerdings ausführlich und ruhmredig genug in ihrem Sinne geschildert.

Pecht.

Hesse: Adolf Friedrich H., einer der bedeutendsten Orgelspieler der Neuzeit und ein fruchtbarer Componist, war am 30. August 1809 zu Breslau geboren. Sein Vater, ein geschickter Tischler, trieb die Orgelbaukunst nebenbei aus Liebhaberei; dadurch hatte der Sohn schon früh Gelegenheit, seinen erwachenden Tonsinn auf dem Instrumente zu üben, auf dem er einstmals Meister werden sollte. Der Vater, in vermögenden Verhältnissen, versäumte in der musikalischen Erziehung nichts; er verschaffte dem Sohne die besten Lehrer in Breslau: den bekannten Theoretiker F. W. Berner (s. Bd. II. S. 413) und den trefflichen Orgel- und Clavierspieler Ernst Köhler. Bereits im J. 1818 ließ sich der Sohn, indem er den Vater auf einer Reise durch Sachsen begleitete, als Orgel- und Clavierspieler hören. Auch als Componist trat er bald öffentlich auf; besonders durch eine Ouverture in D-moll und eine Sinfonie in Es-dur (letztere auch gedruckt) wußte er bereits 1827 und 1828 die Blicke der Kunstwelt auf sich zu lenken. 1827 erhielt er den zweiten Organistenposten an St. Elisabeth, nachdem sein Lehrer Berner am 9. Mai gestorben und Köhler an dessen Stelle Oberorganist geworden war. In den J. 1828—29 unternahm er seine erste selbständige Kunstreise; es war besonders die bei dieser Gelegenheit gemachte Bekanntschaft mit Spohr, die seinem Talente den Weg wies und maßgebend auf seine musikalische Richtung einwirkte. H. wurde dadurch im geistigen Sinne ein Schüler Spohr's, aber zugleich ein so sclavischer Nachahmer Spohr'scher Manieren, daß seine eigene Individualität erstickt, er aber gleichwol kein Spohr wurde. Nur in den kleineren Orgelcompositionen bewahrte er sich seine Selbständigkeit und diese sind es auch, welche die weiteste Verbreitung fanden und noch heute das Lehrmaterial der Orgelspieler bilden. Im J. 1831 wurde H. Oberorganist an St. Bernhardin in Breslau, woselbst sich eine der vorzüglichsten Orgeln befindet. Hier entstand nun der Sammelpunkt aller derer, die sich für das Instrument und ganz besonders für die altclassischen Orgelcompositionen interessirten. H. spielte die großen Orgelwerke Sebastian Bach's: die Fugen, Toccaten, die Passacaglia u. a. mit einer bewundernswerthen Meisterschaft — zum größten Theil spielte er sie auswendig. Was ihm als Clavierspieler zum Vorwurf gemacht wurde, nämlich sein Phlegma im Vortrage, verbunden mit einer zwar bedeutenden Technik, doch mit einem „schulmeisterlichen Anschlage“, wie Rob. Schumann's Musikzeitung im J. 1834 (S. 287) schreibt, dies gereichte ihm bei der Behandlung der Orgel gewißermaßen zum Vortheile, denn dieselben Eigenschaften wurden dort zu Mitteln der großartigen Erfolge, die er errang. Während das Orgelspielen so mancher Anderer einem Tosen und Dröhnen zu vergleichen ist, war das Spiel Hesse's durchsichtig und klar; die Themen traten mit einer Deutlichkeit hervor und hoben sich von einander

ab wie Schatten und Licht, so daß ein Orgelvortrag Hesse's in der That zu den größten musikalischen Genüssen gehörte. Sein Ruf als Orgelspieler trug ihm sogar die seltene Ehre ein, in Paris die neu erbaute Orgel in der Kirche St. Eustache im J. 1844 einzuweihen, und sein Spiel machte so großes Aufsehen, daß er von König und Publicum in ausgezeichnetster Weise gefeiert wurde und die annehmbarsten Anträge für dauernde Niederlassung in Paris erhielt. Aber das schlesische Gemüth siegte hier wie in anderen Stücken bei ihm über die Stimme des Genius. Er kehrte in seine schlesische Provinzialstadt zurück, wo er am 5. August 1863 gestorben ist. Seine gedruckten Werke erreichen die Opuszahl 82. Auch als gemüthlicher Erzähler in Breslauer Zeitungen, die seiner Feder manche ergötzliche Anecdote verdanken, war er bekannt und beliebt.

Rob. Eitner.

Hesse: Elias H., ein Indienreisender des 17. Jahrhunderts, von dessen näheren Lebensumständen nichts weiter bekannt ist, als was er selbst in seinem einzigen Werke: „Ost-Indische Reise-Beschreibung oder Diarium, was bei der Reise des churfürstl. Sächs. Raths und Berg-Commissarii D. Benjam Olitzschens im Jahr 1680 von Dresden aus bis in Asiam auf die Insel Sumatra Denkwürdiges vorgegangen, aufgezeichnet von Elias Hessen" (1687 zuerst, dann wieder 1690 und 1734 oder 35 herausgegeben) gemeldet hat. Er ist zu Ottendorf in Kursachsen geboren, machte unter den kursächsischen Hülfstruppen in venetianischen Diensten Feldzüge in Italien und Morea mit und ging 1680 als Bergschreiber mit einer Gesellschaft von 19 sächsischen Bergleuten unter Führung des Rathes Dr. Benjamin Olitzsch nach Sumatra, wo sie in Diensten der niederländischen ostindischen Gesellschaft Goldbergwerke auf der Westküste in der Nachbarschaft von Sillida ausbeuten sollten. Gleichwie schon einige frühere Expeditionen deutscher Bergleute, gelangte auch diese an diesem Orte zu keiner ersprießlichen Thätigkeit. Innerhalb drei Jahren starb der Führer und 15 Bergleute, so daß das ganze Unternehmen aufgegeben wurde. H. kehrte 1683 nach Europa zurück und wir wissen von seinem ferneren Leben nur, daß er die Vorrede zur zweiten Ausgabe seiner Reisebeschreibung von Cöln a. d. Spree 1689 datirte. — Sein Reisebericht enthält flüchtige Mittheilungen über die Kapkolonie und ausführlichere über Java und Sumatra, welche sich aber durch nichts von den gewöhnlichen „Relationen" dieser Zeit auszeichnen. Sie theilen vor allen mit ihnen den großen Mangel an Kritik, welcher die Angaben über die Naturverhältnisse und die Sitten der Eingeborenen fast jeden Werth nehmen.

J. Beckmann, der in seiner Litteratur der älteren Reisebeschreibungen, I. 624, einen Auszug des Wissenswerthesten aus Hesse's Ost-Indischer Reise-Beschreibung gibt, sagt kurz: „Sie ist in einer schlechten Schreibart abgefasset und hat außer dem, was von dem Bergwerk auf Sumatra gemeldet ist, wenig, was der Anzeige werth wäre".

Ratzel.

Hesse: Ludw. Friedr. H., Fürstl. Schwarzb. Rudolstädtischer Hofrath, geh. Archivar und Bibliothekar, geb. zu Rudolstadt den 2. Sept. 1783, † ebendas. den 28. März 1867. Er war der Sohn des Conrectors und Consistorialrathes in Rudolstadt Joh. Ludwig Hesse, welcher sich neben seinem Amte eifrig mit dem Studium der alten thüringischen und schwarzburgischen Geschichte beschäftigte und den in dieser Richtung vorhandenen Sammlungen nicht unbedeutende Bereicherungen hinzufügte. Des Vaters Lieblingsbeschäftigung blieb nicht ohne Einfluß auf seinen Sohn. Dieser, Ludw. Friedr. H., erhielt seine erste Bildung, wie seine Vorbereitung zur academischen Laufbahn auf dem Rudolstädter Gymnasium. 1801 bezog er die Universität Leipzig, studirte daselbst Theologie und Philologie, sowie Alterthumswissenschaften unter Chr. Daniel Beck und Gottfried Hermann. 1805 promovirte er mit der Absicht, sich als

Docent an der Universität zu habilitiren. Doch zog er vor, eine bald darauf in Rudolstadt erledigte Stelle als Collaborator am Gymnasium anzunehmen und zugleich die Fürstl. Bibliothek als Stellvertreter ihres an Altersschwäche leidenden Aufsehers zu verwalten. 1807 wurde er am Gymnasium Subconrector, 1810 Professor und 1819 Director der Anstalt. Während dieser Zeit schon war es ihm gestattet, zu seinen historischen Arbeiten über vaterländische Geschichte das Rudolstädter Archiv zu benutzen, was er auch in reichem und fruchtbarem Maße gethan hat. Im Jahre 1837 wurde seine Verbindung mit dem Gymnasium vollständig gelöst und er konnte nun bis zu seinem Tode dem ihm förmlich übertragenen Amte eines Archivars und Bibliothekars sich vollständig widmen. Für das Archiv hat er die schon früher angefangenen Sammlungen, welche deutsche, sächsische, thüringische und schwarzburgische Geschichte betreffen, durch Copiren von Urkunden und andern historischen Nachrichten aus den Schätzen verschiedener Archive Deutschlands bedeutend bereichert. Diese Sammlungen werden alle im Fürstl. geheimen Archive, nicht in der Fürstl. öffentlichen Bibliothek (wie es nach der 1870 veröffentlichten Autobiographie Hesse's scheinen könnte) aufbewahrt. Seine hinterlassenen Werke, welche sich alle auf thüringische und schwarzburgische Geschichte beziehen, zeugen von seiner außerordentlichen Thätigkeit und zeichnen sich wie durch Gründlichkeit, so durch ungeheuren Reichthum an Quellenapparat aus, so daß sie, wenigstens die auf schwarzburgische Geschichte bezüglichen, gewiß auf lange Zeit als maßgebend zu betrachten sein werden. H. war Mitglied vieler sowohl deutscher, als ausländischer geschichts- und alterthumsforschenden Vereine. Im Jahre 1855 feierte er sein 50jähriges Doctor- und im Herbste desselben Jahres auch sein 50jähriges Amtsjubiläum. Als selbständig erschienene Schriften von ihm sind zu nennen: „Geschichte des Klosters Paulinzelle“ 1. und 2. Lief., Rudolstadt 1815 und 17; „Geschichte des Schlosses Blankenburg“, ebendas. 1820; „Taschenbuch, der Geschichte und Topographie Thüringens gewidmet“, 1. Bd. Rudolstadt und Schwarzburg nebst ihren Umgebungen ꝛc., Rudolstadt 1816; „Beiträge zu der deutschen, besonders thüringischen Geschichte des Mittelalters“ mit dem 2. Titel „August v. Wersebe über die Vertheilung Thüringens“ ꝛc. Hamburg 1834 und 1839; „Arnstadt's Vorzeit und Gegenwart“, 1. und 2. Heft, Arnstadt 1842 und 1843; „Lamberti Hersfeld. annal. edente L. F. Hesse“ in Monument. Germ. historic. Scriptor. p. 154—203. Hannoverae 1844 fol.; „Conr. Stolle's thüringisch-erfurtische Chronik aus der Urschrift herausgegeben“. Stuttgart 1854, Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart, XXXII; „Die Jahrbücher des Lambert von Hersfeld, nach der Ausgabe der monumenta Germaniae übersetzt“. (Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, XI. Jahrh., Berlin 1855); Fortsetzung der von J. L. Hesse begonnenen Landesbeschreibung des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt in dem Rudolstädter Landeskalender von 1805 und den folgenden Jahren; die Einladungsschriften zu den öffentlichen Schulprüfungen von 1811 an, enthaltend ein Verzeichniß geborner Schwarzburger, die sich als Künstler und durch Schriften bekannt machten und ein ähnliches „Verzeichniß schwarzburgischer Gelehrter aus dem Auslande“ ꝛc. Außerdem schrieb er in verschiedene zahlreiche Zeitschriften (vgl. seine Autobiographie) kleinere und größere Artikel, unter denen besonders folgende hervorzuheben sind: „Die Rothenburg bei Frankenhausen“, „Das Kloster zu Frankenhausen“, „Schlotheims Vorzeit“, „Ziegenrück“, „Kloster Kapelle“, „Katharina die ‚Heldenmüthige‘“, „Die Doppelehe des Grafen v. Gleichen“, „Nicolaus v. Syghen“, „Das Kevernburger Gemälde“, „Calendarium Merseburgicum“, „Der Püstrich“ u. s. w. In „Thüringen und der Harz“, herausgegeben von Sydow, 1.—8. Bd., Sondershausen 1839—1844, lieferte er überhaupt 23 Aufsätze über die Geschichte thüringischer Städte, Klöster und Burgen.

Nachrichten von seinen Lebensumständen bis zum Jahre 1801 liefert das Leipziger Programm Saxoniae bona carminis pars posterior oration. XXI. philos. Doctorum et L. L. A. A. magg. a Johanne Georgio E. Poëtices Professore d. XXVIII. Febr. 1805. Lipsiae 4. und in deutscher Uebersetzung das Leipziger gelehrte Tagebuch auf die Jahre 1805—8. — Seine Autobiographie erschien im Serapeum, Zeitschrift für Bibliothekswissenschaft ꝛc. von R. Naumann, 31. Jahrg. 1870 im Intelligenzblatt Nr. 1 und 2.

Anemüller.

Hesse: Ludwig Otto H., Mathematiker, geb. am 22. April 1811 zu Königsberg, † 4. August 1874 in München. Er widmete sich den mathematischen Studien an der Hochschule seiner Vaterstadt und hörte dort die Vorlesungen jener Männer, welche die sogen. Königsberger mathematische Schule ins Leben gerufen haben, der Bessel, Jacobi, Neumann. Namentlich Jacobi's Schüler im besten Sinne des Wortes kann man H. nennen. Noch wirkte Jacobi an dieser Universität, als H. dort sich als Privatdocent niederließ und in dieser Stellung, später als außerordentlicher Professor, von 1840—56 eine immer fruchtbarere schriftstellerisch und mündlich lehrende Thätigkeit entwickelte. Es muß als eigenthümliche Ungunst der Verhältnisse bezeichnet werden, daß H. trotz der nach beiden Richtungen hervorragenden Leistungen erst mit 45 Jahren zum ordentlichen Professor ernannt wurde. Nach Halle und fast gleichzeitig nach Heidelberg berufen, eröffnete er in letzterer Stadt seine Vorlesungen im Winter 1856—57. Im Herbste 1868 folgte er sodann einem Rufe an das Polytechnikum in München. Aber schon damals besaß er nicht mehr den unverwüstlichen Körper, dessen er sich ehedem erfreut hatte, den er durch Gebirgsmärsche und ähnliche Anstrengungen zu stärken liebte. Ein schweres Leberleiden entwickelte sich langsam. Im Sommer 1874 mußte er seine Vorlesungen unterbrechen, um in Karlsbad Heilung zu suchen. Der Erfolg rechtfertigte nicht die auf das Bad gesetzten Hoffnungen. Am 4. August erlag H. in München seinen Leiden. Am 7. August wurde er in Heidelberg bestattet an der Seite eines geliebten Kindes, welches ihm 1861 vorausgegangen war. Schüler aus den verschiedensten Zeiten seiner Docentenlaufbahn umstanden den Sarg, so daß die Doppelverfügung erfüllt wurde, welche H. selbst getroffen hatte: „Ich will in dem Blumengarten meines Heidelbergs ruhen, zu Grabe geleitet von Schülern.“ Man kann in Hesse's wissenschaftlichem Leben zwei Perioden unterscheiden, die erste, der Zeit nach so ziemlich mit seinem Aufenthalt in Königsberg sich deckend, in welcher er durch neue wichtige Entdeckungen die Wissenschaft förderte, die zweite Periode, welcher die Heidelberger und Münchner Zeit angehören, in welcher er es vorzog, die von ihm und Anderen gewonnenen Schätze in gangbare Münze umzuprägen und in Lehrbücher der Geometrie, wie er sich dieselben dachte, zu sammeln, was in Abhandlungen hie und da ungeordnet zerstreut war. So entstanden seine „Vorlesungen über analytische Geometrie des Raumes“ (1861), später die über „analytische Geometrie der Ebene“ (1865), Werke, denen man wohl, ohne ungerecht zu sein, die Eigenschaft zur ersten Einführung in die Wissenschaft dienen zu können wird absprechen müssen, welche aber für den, dem die Wissenschaft kein fremdes Gebiet mehr ist, ein Muster großartiger Uebersicht und methodischer Eleganz sein und bleiben werden. Hesse's eigentliche Stellung in der Wissenschaft beruht, wie wir schon andeuteten, auf den Arbeiten der Königsberger Zeit, auf jenen zahlreichen Abhandlungen, welche er in Crelle's Journal erscheinen ließ, und welche bei aller scheinbaren Verschiedenheit des Inhaltes doch wesentlich zur Ausführung einiger großer Grundgedanken dienten, welche ein Nekrolog in die Worte kleidet „Es ist H., der zuerst erkannt hat, daß die Theorie der homogenen Formen das von aller Geometrie losgelöste Untersuchungsfeld für den Algebraiker bildet, wobei

dann die Resultate der Forschung ihre Interpretation in denjenigen geometrischen Eigenschaften der algebraischen Curven und Flächen finden, welche wir die projectivischen nennen. Er hat weiterhin jene Theorie auch wirklich eingeleitet, indem er wenigstens die nächste der von einer Grundform abhängigen Formen, die Determinante, welche jetzt Hesse's Namen trägt, aufstellte und ihre Bedeutung in wichtigen Problemen der Elimination und Geometrie systematisch verfolgte. So knüpfen die ersten Begriffe und die erste Entwickelung der Invariantentheorie an H. an." Die sogenannte Hesse'sche Determinante (Hessian nannten dieselbe die englischen Mathematiker, welche wie Cayley, Sylvester, Salmon u. A. sich mit ähnlichen Fragen anfangs fast mehr als die Deutschen beschäftigt haben) erschien zuerst 1844 im XXVIII. Bande von Crelle's Journal in den beiden Abhandlungen „Ueber die Elimination der Variabeln aus drei algebraischen Gleichungen zweiten Grades mit zwei Variabeln" und „Ueber die Wendepunkte der Curven dritter Ordnung". H. selbst hielt, wie er gesprächsweise äußerte, seine Abhandlung von 1856 „Ueber die Doppeltangenten der Curven vierter Ordnung" (Crelle XLIX) für das Beste, was er geschrieben. Dort zeige sich am Deutlichsten jene Dualität, welche H. gewissermaßen als Quelle neuer mathematischer Wahrheiten ansah, daß es keinen algebraischen Satz gebe, dem nicht eine geometrische Eigenschaft, keine geometrische Eigenschaft, der nicht ein algebraischer Satz gegenüberstehe. Die Liste seiner Veröffentlichungen, in Poggendorff's biographisch-literarischem Handwörterbuche I, 1095—96 reicht nur bis 1857, doch sind die späteren Abhandlungen wenig zahlreich, wenn auch, wie die über das Pascal'sche Sechseck (Crelle 66, 68, 75), keineswegs unbedeutend. Zwei elementare Schriftchen über die Anfangsgründe der Arithmetik, vier Species, und über die Determinanten sind von geringer Bedeutung.

Vgl. Otto Hesse von M(oritz) C(antor) in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, Beilage zu Nr. 226, 1874 und Otto Hesse von Prof. M. Noether in der Zeitschrift für Mathematik und Physik, Bd. XX, Historisch-literarische Abtheilung, S. 77—78. Cantor.

Hessel: Johann Friedrich Christian H., Dr. der Philosophie, Professor der Mineralogie, der Berg- und Hüttenkunde zu Marburg, geboren am 27. April 1796 als der Sohn eines Kaufmanns und Siegellackfabrikanten zu Nürnberg. H. verlebte seine erste Jugendzeit bei einem Onkel, einem Pfarrer auf dem Lande bei Nürnberg, besuchte dann die Industrieschule seiner Vaterstadt, wo ihn, obwohl für den Kaufmannstand bestimmt, die Vorträge über Naturgeschichte und Geometrie besonders fesselten. Die später aus dieser Schule hervorgegangene Realstudienanstalt wurde gleichfalls von H. besucht und mit der Berechtigung zum Uebertritt an eine Universität absolvirt. An dieser Anstalt waren es G. H. Schubert, Hermann, Schweigger, welche die großen Fähigkeiten Hessel's weckten und ihn namentlich in der Mathematik und Naturgeschichte sehr förderten. Im Jahre 1813 bezog er die Universität Erlangen, um sich der Medicin zu widmen, siedelte ein Jahr darauf nach Würzburg über und promovirte hier 1817 als Doctor der Medicin. Während seiner medicinischen Studien hatte H. auch Mathematik, Physik, Chemie und die neueren Sprachen fleißig betrieben. Da es ihm nicht glückte, in Nürnberg sein biennium practicum zu machen, ging er nach München, wo er sich nothdürftig durch Unterricht in Mathematik und den neuern Sprachen durchhelfen mußte. Hier lernte er zufällig den damals auf kurze Zeit nach München berufenen Mineralogen C. v. Leonhard kennen, der ihm zuerst Uebersetzungen für sein mineralogisches Taschenbuch übertrug und ihn 1818 aufforderte, mit ihm nach Heidelberg überzusiedeln, als v. Leonhard dorthin zur Uebernahme der Professur der Mineralogie berufen worden war. In Heidelberg setzte H. zunächst seine me-

dicinischen Studien fort, hörte aber zugleich bei v. Leonhard Mineralogie und bei Gmelin Chemie, insbesondere vertiefte er sich in Hauy's krystallographische Schriften und faßte endlich, nachdem er 1821 auch die philosophische Doctorwürde erlangt hatte, den Entschluß, ganz der Mineralogie sich zuzuwenden. Schon 1821 als Privatdocent in Heidelberg ernannt, wurde er in demselben Jahre noch als außerordentlicher Professor der Mineralogie und Technologie nach Marburg berufen und 1825 daselbst zum ordentlichen Professor befördert. Von dieser Zeit an wirkte H. an der Universität Marburg bis zu seinem Tode als vorzüglicher Lehrer. Seine wissenschaftlichen Arbeiten beziehen sich hauptsächlich auf den mathematischen Theil der Mineralogie, besonders auf Krystallographie. Seine erste Publication ist die Habilitationsschrift: „Parallelepipedum rectangulum ejusdemque sectiones in usum crystallographiae", Heidelb. 1821; ihr folgte eine mathematische Arbeit: „Ueber die positiven und negativen Permutationen", 1824; ferner: „Einfluß des organischen Körpers auf den unorganischen bei Versteinerungen &c.", 1826. „Wohlfeiles Löthrohr für Chemiker und Mineralogen" (Karsten's Archiv IX., 1816). „Ueber die Farbenwandlung im Labrador" (Karsten's Archiv X., 1827) und dann seine bedeutendste Leistung: „Krystallonomie" in Gehler's N. phys. Wörterbuch, Bd. V, 1830 (auch selbstständig erschienen), in welcher er die Grundlage für ein allgemeines Gesetz der Körpergestaltung zu finden suchte und sich als tüchtiger Mathematiker bewährte, indem er die von Hauy geschaffene Grundlage mit der neuen Weiß'schen Zonen- und Achsenlehre und dessen Zusammenfassung von zusammengehörigen Krystallreihen in bestimmten Ordnungen oder Systemen zu verbinden bestrebt war. In einer weitern Publication in Schweigger's Journal Bd. LXVII, 1833 behandelte H. die Krystallform des Antimon's. Seit dieser Zeit trat er nur selten mehr als Schriftsteller auf. Eine Arbeit über ein Bimssteinlager bei Marburg in Pogg. Ann. Bd. 79, 1850 und eine seiner letzten Publicationen „Ueber dem Buntsandstein angehörige Gebilde der Umgegend von Marburg", 1868, sind nicht von großer Bedeutung, wie denn H. überhaupt mehr Mathematiker, als Mineralog und Geolog war. H. erlebte das Glück, im Jahre 1871 sein 50jähriges Dienstjubiläum zu begehen und erhielt bei dieser Gelegenheit den rothen Adlerorden III. Cl. mit der Schleife. Uebrigens war H. Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften.

Justi, Grundl. zu e. Hess. Gel. Gesch. — v. Kobell, Gesch. der Min.

Gümbel.

Hessel: Peter, genannt Petrus Hesselius, Prediger in Hamburg, geb. daselbst den 15. Decbr. 1639. Der kurze Lebenslauf dieses in schlichter Hülle einen edeln Kern bergenden Mannes ist bald erzählt. Von gottesfürchtigen Eltern geringen Standes sorgfältig erzogen, folgte er, trotz entgegenstehender Hindernisse aller Art, seinem unwiderstehlichen Zuge zur Theologie, wie zu allen ihm erreichbaren Wissenschaften. Unter Mangel und Entbehrung studirte er von 1662—64 zu Gießen, von wo er mit dem Magistergrade in seine Vaterstadt heimkehrte und hier, zunächst als Candidat des Predigtamtes einige Jahre lehrend und lernend lebte. Am 16. Februar 1671 zum Prediger am s. g. Pesthofe vor Hamburg erwählt, bald darauf verheirathet und Familienvater geworden, starb er, 38 Jahre alt, am 26. Decbr. 1677. — Desto gehaltvoller gestaltete sich innerlich dieser Lebenslauf. Schwer ists zu sagen, was am stärksten in ihm entwickelt war, sein geistiges Streben oder sein Gemüth, seine Belesenheit oder seine Barmherzigkeit! Ein sattelfester Theolog und schon als Candidat ein beliebter Kanzelredner, hatte er daneben auch auf den Gebieten der Geschichte, Länder- und Völkerkunde u. s. w. sich treffliche Kenntnisse erworben, und niemals rastete sein Trieb, sich noch weiter auszubilden. Er vermehrte seinen Bücher-

schatz mit seltenen Druckwerken und Manuscripten, und sammelte Material für ganze Serien theils theologischer, theils historischer Schriften, von welchen aber in der kurzen Zeit seines Erdenwallens nur wenige vollendet und erschienen sind. Auch die schönen Künste liebte er, und war unter dem Beinamen „der Fließende" Mitglied der s. g. Lilienzunft der bekannten Dichtergesellschaft Philipp v. Zesens. — Und gleichzeitig gab er sich liebreichsten Herzens einer umfassenden Armen- und Krankenpflege hin, wie sie damals in Hamburg etwas Unerhörtes gewesen sein muß, da sein freiwilliges Wirken im Dienste der christlichen Liebe vielfach als ein unberufenes verkannt wurde und ihm manche Widersacher erweckte. Er aber blieb unbeirrt und that was er nicht lassen konnte, in leiblicher wie geistlicher Hinsicht unermüdet sorgend für Arme und Kranke, so daß man ihn wohl einen Vorläufer der innern Mission nennen kann. So kam es, daß M. Hesselius von allen Predigtämtern Hamburgs grade das allerbescheidenste, mühseligste, entsagungsvollste, das eines Seelsorgers und Trösters an einem Lazareth für ansteckende Krankheiten und Seuchen der schlimmsten Art, mit Freuden übernahm, und, binnen 6 Jahren 5 Vocationen zu besseren Stellen ausschlagend, seiner armen Gemeinde kranker und sterbender Mitmenschen treu blieb bis an seines Lebens Ende. Und noch weit über diesen Berufskreis hinaus, besuchte er tröstend und Noth lindernd die seine Hülfe ansprechenden Armen und Kranken in allen Kirchspielen der Stadt. Täglich stundenlang weilte er an den Kranken- und Sterbebetten des Hospitals; fünfmal wöchentlich hatte er zu predigen; vielmals wurde er in die Stadt berufen zu seinen dortigen Pfleglingen, — und daneben arbeitete er dann in nächtlichen Stunden an seinen in Vorbereitung begriffenen Schriften, zeichnete Hamburgische Geschichten auf, die er unter dem Titel „Hamburgischer Palmbaum" herauszugeben gedachte, und brachte wirklich einige seiner Werke fertig. Zunächst (1675) den ersten der beabsichtigten 5 Theile seiner „herzfließenden Betrachtungen vom Elbestrom", ein freilich in einer unserm heutigen Geschmack nicht entsprechenden Darstellungsweise geschriebenes, treuherziges Buch, das auf jeder Seite die außerordentliche Belesenheit des Verfassers bezeugt, wie nicht minder seinen das Ganze durchdringenden frommen Sinn, der jede der erzählten naturgeschichtlichen, topographischen oder historischen Merkwürdigkeiten als Liebesthaten Gottes darstellt, jedem Ereigniß eine beschauliche, und selbst den gewerblichen Eigenthümlichkeiten der Elbanwohner eine erbauliche Seite abzugewinnen weiß. Manche der von ihm mitgetheilten Begebenheiten, sowie einige der beigegebenen Kupferstiche sind auch von Wichtigkeit für die Hamburger Localgeschichte, weshalb die Nichtvollendung der übrigen 4 Theile zu bedauern ist. Neben diesem Werke offenbart sein im Jahre 1676 gedrucktes Buch „Sancta Amatoria" (nach dem Gespräch Jesu Christi mit Petrus, Ev. Joh. 21, 15—17) die ganze Fülle der gläubigen Christusverehrung, die ihn beseelte und das Motiv seines Wirkens war. Auch bei diesen „geistlichen Liebesgedanken" darf man der Form kein zu großes Gewicht beilegen. — Erklärlich ists, daß dieser Mann Gottes bei seinen Zeitgenossen in allgemeinster Hochachtung stand, namentlich in den geringeren Volkskreisen. Dennoch hatte er manches zu leiden von seinen höher gestellten Amtsbrüdern. Auf der hierarchischen Stufenleiter stand der vorstädtische Lazareth-Prediger ganz unten an, und rangirte kaum als Landgeistlicher, mit dem Jene keine collegialische Gemeinschaft hielten. Er hatte im Ministerium weder Sitz noch Stimme, und durfte nicht einmal die volle Amtstracht anlegen, sondern mußte im schlichten schwarzen Mantel ohne den priesterlichen Kragen der Ministerialen durchs Leben pilgern. Die damalige Sitte, zu Leichenbegängnissen die Würdenträger der Stadt einzuladen und mit einem Gratial zu begaben, gab für Hesselius manchen Anlaß zu Kränkungen. Denn in der Procession

wollten weder die Stadt-Geistlichen, noch die Licentiaten, noch die Schulcollegen ihn unter sich dulden, so daß er an letzter Stelle, zu den exulirten Predigern (deren damals viele in Hamburg ein Asyl gesucht hatten) sich halten mußte. Solche Kränkungen wie andere empfand er als ein Mensch und trug sie als ein Christ. Seine Friedfertigkeit überwand noch viel Verletzenderes, als äußerliche Zurücksetzung. Es ist schon erwähnt, daß die freiwillige Armen- und Krankenpflege unseres barmherzigen Samariters von einigen Priester- und Levitenseelen unter den Stadt-Geistlichen als unbefugtes Uebergreifen verkannt wurde; es muß hinzugefügt werden, daß auch sein freigebiges Mittheilen der geringen ihm beschiedenen Habe, sein völliger Verzicht auf den Beichtpfennig zum Besten des Pesthofes, als geheuchelte Heiligkeit verlästert wurde. — Dies nur auf geringe feste Einnahmen angewiesene Institut erfreute sich in Folge der Sorgen und Mühen seines Geistlichen einer wachsenden Blüthe, so daß es den Pfleglingen mehr als das Nothwendigste bieten konnte. Seine warmherzigen Predigten in der Lazarethkirche versammelten stets viele Zuhörer aus der Stadt, die dann dem Gotteskasten reichliche Spenden einlegten. Und wo Hesselius milde Seelen vermuthete, da bat er um Liebesgaben für sein Hospital. Freilich erfuhr er auch Abweisungen, die ihm die Klage auspreßten: „Geld, Geld ist die Seele der Welt! So lange die im Menschen steckt, ist er engelrein, aber ist sie von ihm geschieden, so kennt ihn kein Jude mehr!“ Aber doch konnte er so namhafte Summen den Vorstehern abliefern, daß ein neues Gebäude zu besserer Verpflegung der Patienten erbaut und eingerichtet wurde. Größeres noch brachte er durch seine geistliche Pflege zu Stande. Seitdem er im Pesthofe waltete, verstummte das laute Wehklagen, Hadern und Zanken, Noth- und Angstgeschrei der Unglücklichen, statt dessen man ergebungsvolle Gebete und trostreiche Gesänge vernahm, und ein geduldiger Geist alle Leidesgefährten beseelte. — Den ersten Keim seines frühen Todes verschuldeten wohl die heftigen Gemüths-Erschütterungen gelegentlich einer militairischen Execution im Nov. 1676, welcher er, als erbetener Tröster der zum Tode durch Pulver und Blei verurtheilten vier Delinquenten, beiwohnen mußte. Den Hergang dieses Trauerspiels schildert eine Erzählung im Hamburger gemeinnützigen Almanach 1867. Seitdem hatte sein unermüdlicher Geist vielfach zu kämpfen gegen Anwandlungen von Körperschwäche. Und als nun gegen Ende des nächsten Jahres eine neue gewaltige Erschütterung hinzukam, der schreckliche Selbstmord einer Kranken im Pesthofe, deren Schwermuth er durch liebreichsten Zuspruch zu heilen bemüht gewesen, da befiel ihn ein hitziges Fieber, und nach wenigen Tagen schied er, in den letzten Stunden die Seele frei ringend von den Banden der Krankheit, sanft und selig von dieser Erde. — Die Beerdigung der irdischen Hülle dieses guten Hirten, am 3. Januar 1678, gestaltete sich zu einer allgemeinen Trauer-Feierlichkeit. Trotz des heftigen Sturm- und Regenwetters waren alle Gassen, durch welche der Zug sich bewegte, und alle Fenster der Häuser dieser Straßen, gedrängt voll wehklagender Menschen. Das Gefolge bildeten 1155 Paare Leidtragender, also mehr als 2300 Personen aus allen Ständen. — Nach damaliger Sitte wurde bei diesem Anlaß ein gedruckter Nekrolog vertheilt, in dessen Eingang der Verfasser, Dr. jur. Otto Sperling, die Erwartung ausspricht, daß diese Blätter erfahrungsgemäß bald zu Pfefferdüten der Krämer benutzt und also das Andenken an einen der besten Männer Hamburgs nicht gar lange frisch erhalten würden. Es muß aber doch ein Exemplar gerettet und später dem Rector J. A. Fabricius in die Hände gefallen sein, der dasselbe, um das Gedächtniß eines Gerechten in Ehren und Segen zu erhalten, in seinen Hamburger Memoiren wieder abdrucken ließ. Indessen, auch diese sind verschollen, daher der Versuch einer Erneuerung des Andenkens an den herzfließenden Betrachter des Elbestroms,

den treuen Freund der Armuth, den anspruchslosen Verkündiger und Bewährer der christlichen Liebe.

J. A. Fabricius, Memor. Hamb. Vol. III, S. 407—429. Hamburger Schriftsteller-Lexikon, Bd. III, S. 236—238. Beneke.

Hesselbach: Adam Kaspar H., Professor der Chirurgie und Oberwundarzt des allgemeinen Krankenhauses zu Bamberg (zuletzt in Würzburg), wurde am 15. Jan. 1788 zu Würzburg geboren, als Sohn des Prosektors der dortigen anatomischen Anstalt Franz Kaspar H. (s. diesen). Er widmete sich, dem Berufe seines Vaters folgend, vorzugsweise der praktischen Anatomie und, wie dieser, auch der Chirurgie. Seine erste Schrift war eine anatomische („Vollständige Anleitung zu gesetzmäßigen Leichenöffnungen nach Roose bearbeitet". 1812. — 2. Aufl. auch u. d. T.: „Handbuch für gerichtliche Aerzte und Wundärzte bei gesetzmäßigen Leichenöffnungen". 1819). 1817 wurde er, nach dem Tode seines Vaters, dessen Nachfolger als Prosektor der Anatomie, deren Leiter damals Döllinger war; 1818 wurde er Dr. phil. et medicinae honorar. der Würzburger Facultäten. Neben Berichten über die anatomische Anstalt in verschiedenen Studienjahren (1817—18, 1818—19), zum Theil in Verbindung mit anatomischen Abhandlungen („Beschreibung des menschlichen Auges". 1820) und einer „Beschreibung der pathologischen Präparate, welche in der königlichen anatomischen Anstalt zu Würzburg aufbewahrt werden", 1824, finden wir auch anatomisch-chirurgische und rein chirurgische Arbeiten, namentlich auf dem Gebiete der Unterleibsbrüche, auch hier den väterlichen Traditionen folgend; so: „Die sicherste Art des Bauchschnitts in der Leiste". 1819 und ein anatomischer Nachtrag dazu in demselben Jahre u. d. T.: „Ueber den Ursprung und Verlauf der unteren Bauchdeckenschlagader und der Hüftbeinlochschlagader", ferner 1821 (in Textor's Neuem Chiron) „Der äußere Schenkelbruch, entdeckt und beschrieben von ꝛc." und eine Reihe von Jahren später ein größeres Werk: „Die Lehre von den Eingeweidebrüchen". 2 Thle. 1829/30. Um dieselbe Zeit begann er auch, in Gemeinschaft mit seinem Würzburger Collegen Joh. Bapt. Friedreich, die Herausgabe von periodischen Zeitschriften, die bis in die Mitte des folgenden Decenniums reichten; so: „Beiträge zur Natur- und Heilkunde". 2 Bde. 1825/26; „Bibliothek der deutschen Medizin und Chirurgie". Jahrg. 1—5. 1828—32; Ergänzungsband zum 1.—4. Jahrg. 1828—1836; „Medizinisch-chirurgische Pfennig-Bibliothek, in Auszügen aus neueren, sowohl deutschen, als ausländischen medizinisch-chirurgischen Werken. Neue wohlfeile Ausgabe der Bibliothek der Medizin und Chirurgie". Bd. 1—15. 1835—37. — Inzwischen war H., der als Prosector sich mit dem Nachfolger Döllinger's, dem noch jetzt (in Marburg) lebenden Heusinger, nicht vertragen konnte, im Jahre 1828 als Professor der Chirurgie an die chirurgische Schule zu Bamberg versetzt und zugleich zum Oberwundarzt des dortigen allgemeinen Krankenhauses ernannt worden. In diesen Stellungen wirkte er bis 1833, in welchem Jahre die chirurgische Schule aufgehoben wurde. Zu einer Lehrthätigkeit gelangte er dann erst wieder an der 1836 in Bamberg errichteten Baderschule, die ihrerseits auch wieder 1843 aufgehoben wurde. Während H. innerhalb dieses Zeitraumes in Bamberg eine nicht unbedeutende litterarische Thätigkeit entfaltete, indem er, neben der Herausgabe der erwähnten periodischen Zeitschriften, „Medicinisch-chirurgische Beobachtungen und Erfahrungen", 1832/33, ein „Handbuch der Chirurgie für das untergeordnete ärztliche Personal". 1838, sodann eine Schrift: „Die Erkenntniß und Behandlung der Eingeweide-Brüche, durch naturgetreue Abbildungen erläutert" mit 20 lithogr. Tafeln in natürlicher Größe. Gr.-Fol. 1840/41 publicirte, auch ein größeres chirurgisches Werk u. d. T.: „Handbuch der gesammten Chirurgie für praktische Aerzte und Wundärzte" 1842 begonnen hatte, das bis

zum Jahre 1847 bis auf 3 Bände (12 Lieferungen, 1842—47) anwuchs, ist über seine gleichzeitige operative und Lehrthätigkeit, nach der Mittheilung von Zeitgenossen, nicht viel rühmliches zu berichten. So vortrefflich seine anatomischen Kenntnisse waren und so elegant er das Messer zu führen verstand, wenn er sich einmal dazu entschlossen hatte, so messerscheu war er auf der anderen Seite, so daß z. B. seine meisten Bruchkranken unoperirt starben. Als Lehrer war er sowohl im theoretischen als praktischen Unterrichte nicht anregend und belehrend; er begnügte sich damit, bei dem ersteren das für seine Schüler verfaßte Buch einfach, ohne weitere Erklärungen, vorzulesen; seine Verbände waren complicirt und unpraktisch, daher war es erklärlich, daß er als Arzt und Chirurg in Bamberg wenig Geltung besaß. Dazu kam, daß seine Familienverhältnisse, nicht ohne eigene Verschuldung, die traurigsten waren. Auch als H., einige Zeit nach Aufhebung der Baderschule in Bamberg, von dort wieder nach Würzburg übersiedelte, sank er moralisch immer mehr, so daß ihn in tiefer Verkommenheit am 6. Mai 1856 der Tod traf. — H. war jedenfalls ein sehr gut beanlagter Mann, der auf dem Gebiete der Anatomie und Chirurgie Tüchtiges zu leisten berufen war und theilweise auch geleistet hat; daneben war er aber von eingebildetem und unverträglichem Charakter und diese, sowie andere Charakterschwächen haben ihn frühzeitig moralisch zu Grunde gerichtet.

Vgl. Hesselbach's litterarische Leistungen in: Callisen, Medicinisches Schriftsteller-Lexikon. Bd. 8. 1831. S. 451; Bd. 28. 1840. S. 514. — W. Engelmann, Bibliotheca med.-chirurgica. 6. Aufl. 1848. S. 247; Supplement-Heft. 1868. S. 108. E. Gurlt.

Hesselbach: Franz Kaspar H., Prosektor am anatomischen Theater zu Würzburg, wurde am 27. Januar 1759 zu Hammelburg im Fürstenthum Fulda geboren. Er erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, ging nach vollendetem Curse nach Fulda zum Studium der Philosophie und 1778 nach Würzburg, um sich dem der Heilkunde zu widmen. Er hatte das Glück, Privatschüler von Karl Kaspar von Siebold zu werden, der die Professuren der Anatomie, Chirurgie und Geburtshilfe in seiner Person vereinigte. H., bald darauf auch chirurgischer Assistent im Juliusspital geworden, erwarb sich durch rastlosen Fleiß und immer gleiche Aufmerksamkeit die Zuneigung seines Lehrers in hohem Grade. Bei Hesselbach's Vorliebe für die Anatomie, der er alle seine freien Stunden, ja halbe Nächte widmete, war es erklärlich, daß Siebold, der ohne die Beihülfe eines Prosektors auch den Unterricht im anatomischen Seciren zu leiten hatte, H. das Geschäft eines Prosektors übertrug, das er 6 Jahre lang zur größten Zufriedenheit seines Lehrers, ohne jede Gratification, versah. Am 29. April 1789 erhielt er endlich, als eine Belohnung seines Eifers und seiner Verdienste um die anatomische Anstalt, vom Fürstbischof Franz Ludwig die wirkliche Anstellung als Prosektor mit einem jährlichen Gehalte von 300 Gulden, das im Jahre 1797 um 50 Gulden erhöht wurde. Als H. sein Amt antrat, befand sich das anatomische Museum in einem sehr dürftigen Zustande und bestanden dessen nicht eben zahlreiche Präparate fast nur in getrockneten erkrankten Knochen; die feuchten Präparate waren nur in geringer Zahl vorhanden und meistens schlecht aufbewahrt, so daß sie größtentheils bald als unbrauchbar verworfen werden mußten. Hesselbach's Thätigkeit nun gelang es, neben der ihm obliegenden Anleitung zum Seciren und den Vorbereitungen für die anatomischen Vorlesungen, die anatomische Sammlung in dem Maße zu verbessern und zu vermehren, daß dieselbe am Ende des Studienjahres 1815—16 sich auf 1252 Präparate belief, darunter 553 feuchte und 699 trockene. Dabei vernachlässigte er auch nicht die Chirurgie, machte z. B. (1795) ein verbessertes Steinschnittmesser bekannt, ertheilte Privatunterricht in der Anatomie und im Stein-

schnitt; er zählte zu seinen Schülern u. A. den späteren berühmten Göttinger Chirurgen K. J. M. Langenbeck. — Nach der Besitznahme Würzburgs durch Bayern wurde Hesselbach's keineswegs glänzende Lage durch Gehaltserhöhungen, die ihm 1804 und 1805 zu Theil wurden, nicht unwesentlich verbessert. Er gewann Muße, eine anatomische und eine chirurgische Schrift („Vollständige Anleitung zur Zergliederungskunde des menschlichen Körpers". 3 Hefte mit Kupfern. 1805—8. 4. — „Anatomisch-chirurgische Abhandlung über den Ursprung der Leistenbrüche", mit Kupfern. 1806. 4.) herauszugeben. — Am 14. Mai 1807 ertheilte ihm die Würzburger medicinische Facultät wegen seiner Verdienste um die anatomische Anstalt und wegen seiner anatomisch-chirurgischen Schriften die medicinische Doctorwürde. Im Mai 1811 erhielt er von dem Senate der russischen Universität zu Charkow einen Ruf als Professor ordinarius der Anatomie, Physiologie und gerichtlichen Medicin, den er jedoch aus Liebe zum Vaterlande ablehnte. — Er setzte seine Untersuchungen über die Leisten- und Schenkelbrüche, deren genauere anatomische Kenntniß in Deutschland ihm vorzugsweise zu danken ist, fort, und veröffentlichte darüber zwei Schriften („Neueste anatomisch-pathologische Untersuchungen über den Ursprung und das Fortschreiten der Leisten- und Schenkelbrüche", mit 15 Kupfertafeln. 1814. 4., die 1816 auch in lateinischer Uebersetzung von Th. A. Ruland erschienen, und: „Beschreibung und Abbildung eines neuen Instrumentes zur sicheren Entdeckung und Stillung einer bei dem Bruchschnitte entstandenen gefährlichen Blutung", mit 2 Kupfern. 1815. 4.). — Während der Krankheit des Professors der Chirurgie Markard und nach dem Tode desselben ertheilte er Unterricht in sämmtlichen chirurgischen Operationen und versah die Stelle eines Oberwundarztes im Juliusspitale, bis zur Ankunft des Prof. Textor. — Am 24. Juli 1816 erfolgte sein Tod in Folge eines Rothlaufes. — Unter denjenigen Anatomen und Chirurgen, welche sich um die genauere Kenntniß der Unterleibsbrüche besonders verdient gemacht haben, ist neben dem Italiener Scarpa und dem Engländer Astley Cooper der Deutsche H. vor allen Dingen zu nennen.

Vgl. (Salzburger) Medicinisch-chirurgische Zeitung. 1817. Band 1. S. 350.
E. Gurlt.

Hessels: Johann H., Löwener Theologe, geb. 1522, Professor der dogmatischen Theologie an der Universität seit 1562. Sein Name ist unzertrennlich verknüpft mit dem seines Amtsgenossen Michael Baius (Bd. I. S. 776), des berühmten Vorläufers des Jansenius. Um der von Deutschland her andringenden Reformation mit wirksamen Waffen zu begegnen, versuchten beide als junge Professoren, im Gegensatz gegen die damals herrschende Scholastik, die Theologie wieder mehr auf das Studium der hl. Schrift und der Kirchenväter zu basiren und adoptirten namentlich aus Augustinus eine schroffere Gnaden- und Prädestinationslehre, als sich mit dem kirchlichen Dogma zu vertragen schien. Sie erweckten dadurch alsbald die Wachsamkeit und den Argwohn gefährlicher Gegner, die es aber doch nicht zu verhindern vermochten, daß Baius und H. zum Concil von Trient abgeordnet wurden, wo sie am 21. Juni 1563 ankamen und wenigstens noch an den drei letzten Sitzungen thätigen Antheil nahmen, sowie sie auch an der Redaction des durch tridentinisches Decret herausgegebenen römischen Katechismus betheiligt waren. H. war Referent über die Lehre von der Bilderverehrung; hieraus entstand die Schrift: „De invocatione Sanctorum et de eorum vitis atque legendis censura". Lov. 1568. Indessen hatte er schon zu Trient harte Worte hören müssen über anrüchige Lehre und als ihn ein früher Tod 1566 von den Anfechtungen befreite, welchen Baius bis an sein Ende ausgesetzt war, so wurde gegen seine Schriften zwar nicht eine förmliche Censur erlassen, aber doch ausgesprochen, daß sie verbessert werden müssen. Seine

kleineren Schriften, vorherrschend gegen Protestanten, sind: „Probatio corporalis praesentiae corporis et sanguinis dominici in Eucharistia". Col. 1563. „Confutatio novitiae fidei, quam specialem vocant, adv. Joh. Monhemium". Hierzu ein Anhang: De perpetuitate cathedrae Petri et ejus indefectibilitate. Lov. 1565. „Oratio de officio pii viri exurgente et vigente haeresi". Lov. 1565; gegen Cassander. „Declaratio, quod sumtio Eucharistiae sub unica panis specie neque Christi praecepto aut institutioni adversetur etc." Lov. 1565; gleichfalls gegen Cassander. „Confutatio confessionis haereticae, teutonice emissae, qua ostenditur Eucharistiam esse sacrificium propitiatorium". Lov. 1567. — Das Hauptwerk jedoch ist Hessels' „Großer Katechismus", ein Handbuch der Dogmatik und Moral (Lov. 1571), nach den 4 Katechismusrubriken in 4 Theile geordnet; 1) über das apostolische Glaubensbekenntniß; 2) über das Gebet des Herrn und den englischen Gruß; 3) über den Dekalog; 4) über die Sacramente. Der letzte Theil ist unvollendet. Außerdem werden ihm zugeschrieben die Commentare über die Passion unseres Herrn (Lov. 1568), über das Matthäusevangelium (Lov. 1572), über I. Timotheus; I. Petri (Lov. 1568), über die Johannisbriefe (Douay 1599 und Antwerpen 1601).

De Ram, Mémoire sur la part que le clergé de Belgique et spécialement les docteurs de l'Université de Louvain ont prise au Concil de Trente. Bruxelles 1841. — Linsenmann, F. X. Michael Baius und die Grundlegung des Jansenismus. Tübingen 1867. Linsenmann.

Hessenberg: Friedrich H., Dr., Juwelier und in der Krystallographie ausgezeichneter Mineralog, geboren am 10. Juni 1810 in Frankfurt a. M., gestorben daselbst am 8. Juli 1874. H. widmete sich in der gewöhnlichen hergebrachten Weise dem Handwerke als Gold- und Silberarbeiter und betrieb auch bis zu seinem Tode dieses Geschäft in seiner Vaterstadt. Die fortwährende Beschäftigung mit Edelsteinen, noch mehr die für den Betrieb seines Geschäftes nothwendig gewordene Anwendung der galvanischen Vergoldung führte den an sich hochbegabten Mann zunächst zum Selbststudium der Chemie und Physik, in welchem ihn nur die Vorträge Böttcher's im physikalischen Vereine unterstützten. Auch lenkte die Erzeugung künstlicher Edelsteine seine Aufmerksamkeit auf Mineralogie und Krystallographie, die ihn ganz besonders fesselten. Seinen unermüdlichen und energischen Bemühungen gelang es bald, bloß durch Selbststudium, die volle Höhe der Wissenschaft zu gewinnen, von der aus er bereits 185. eine erste Aufsehen erregende krystallographische Arbeit „Ueber das Quecksilberhornerz", in den Schriften der Senckenbergischen Gesellschaft, veröffentlichte. Durch die günstige Aufnahme dieser Erstlingsarbeit ermuthigt, folgten nun in derselben Zeitschrift unter dem Titel: „Mineralogische Notizen", elf Fortsetzungen, in welcher über viele Mineralien grundlegende krystallographische Untersuchungen niedergelegt sind, wie über Sphen, Titanit, Kalkspath, Anhydrit, Gyps, Wollastonit, Axinit rc. Vortreffliche Zeichnungen begleiten diese Abhandlungen, wie denn H. auch in landschaftlichen Darstellungen einen außergewöhnlichen Formensinn verrieth. Seine künstlich hergestellten Krystallmodelle gehören zu dem Vollendetsten in diesem Fache. H. pflegte solche den betreffenden Krystallen seiner nicht umfangreichen, aber ausgewählten Mineraliensammlung beizulegen. Sein erfolgreiches wissenschaftliches Streben ehrte die Berliner Universität, indem sie ihm das Ehrendoktordiplom verlieh und die bayerische Academie der Wissenschaften dadurch, daß sie ihn zum Correspondenten ernannte.

vom Rath, Nekrolog. Gümbel.

Heßhusen: Tilemann H. (oder Heßhus), nimmt unter den Epigonen des strengen und streitfertigen Lutherthums eine historisch denkwürdige Stelle ein. Von einem Schüler Melanchthon's, in dessen Convict er um 1550 studirte und

dessen eigener Anhänger G. Major ihm 1553 den theologischen Doktorhut verlieh, hätte man einen ganz anderen Lebensgang erwarten sollen. Geboren am 3. Novbr. 1527 zu Niederwesel im Cleve'schen wurde er schon 1552 Pastor Primarius zu Goslar, erregte jedoch durch sein leidenschaftliches Auftreten solchen Widerwillen, daß er sich nur bis 1556 behaupten konnte. Er ging als Professor und Prediger nach Rostock, aber eine zweite Absetzung nöthigte ihn, schon im folgenden Jahre von dort zu scheiden, indem er zugleich einem höchst ehrenvollen Rufe nach Heidelberg folgte. Er wurde unter Otto Heinrich Professor der Theologie, Generalsuperintendent und Präsident des Kirchenraths daselbst, trat also mitten in die dortigen confessionellen Kämpfe, welche er wider Willen nach der entgegengesetzten Seite entscheiden half. Sein Streit mit Klebitz offenbarte den schroffen und mit Melanchthon zerfallenen Lutheraner; Friedrich III. entließ ihn wegen völliger Unfügsamkeit 1559 seines Amts. Nicht anders erging es ihm in Bremen, wo er wider die Calvinisten eiferte, nicht anders und noch schlimmer 1560 in Magdeburg, von wo er 1562 gewaltsam ausgewiesen wurde. Er nahm darauf 1563 seinen Wohnsitz als Privatmann in seiner Vaterstadt Wesel; hier gerieth er alsbald über die Abendmalslehre in einen Kampf mit Rollius und Heydtfeld, der 1565 zu seiner Ausweisung auch aus Wesel führte. Nach einer ruhigeren Wirksamkeit in Neuburg als Prediger am Hofe des Pfalzgrafen Wolfgang von Zweibrücken seit 1565, ließ er sich 1569 nebst Anderen an die Universität Jena, also in ganz lutherische Umgebungen berufen. Allein sein Schicksal blieb dasselbe, schon der nächste Umschwung brachte ihn zu Falle. Durch den Kurfürsten August 1573 von Jena vertrieben, war er wieder so glücklich, gleich darauf nach Königsberg, also auf einen damals höchst unruhigen Schauplatz berufen zu werden. Als Nachfolger Mörlins und Bischof von Samland, genoß er anfänglich Ehre und Einfluß, bald aber kehrten sich seine eigenen polemischen Waffen wider ihn; man entdeckte in seiner Lehre von Christus eine, zwar höchst subtile Abweichung, die aber doch so wichtig genommen wurde, daß seine Widersacher, Wigand an der Spitze, Absetzung über ihn verhängen konnten. Auch von dort mußte er 1577 weichen, doch fand er ein letztes Unterkommen an der Universität Helmstädt, woselbst er als Professor unter mancherlei kleinlichen Streitigkeiten über die zunächst noch geltende und von ihm selber anerkannte Concordienformel bis an seinen Tod am 25. Septbr. 1588 gewirkt hat. — So erlebte dieser Mann — „Brausekopf" nennt ihn Planck — rasch nach einander Ehren und Unehren, Vertreibung und Auszeichnung; zuerst von Melanchthon, dann von Chyträus und Chemnitz empfohlen, ließ ihn geringer Differenzen halber selbst die eigene Partei fallen. Fast sind seine Schicksale merkwürdiger als er selbst, sie werfen ein Licht auf seinen Charakter, aber sie beugten ihn nicht. Von seinen Schriften hat nur das „Compendium theologicum" von 1571, mehrfach wiederholt, einen systematischen Zusammenhang, alle übrigen dienen der Gelegenheit und dem Streit. An Geist und Gelehrsamkeit stand er gegen einen Flacius weit zurück, er war ihm aber ähnlich an geistlichem Stolz und richterlichem Selbstgefühl. Das „Predigtamt", sagt er, soll nicht abgehen ohne Furcht, mit ihm verbindet sich eine Macht, „alle falsche Lehre und Secten öffentlich mit Namen zu nennen", ein „geistlicher Gerichtszwang", welcher den Pfarrherrn berechtigt, Sünden zu vergeben und zu behalten. Und von dieser Schlüsselgewalt hat H. nicht allein theoretisch, sondern namentlich praktisch durch seine an mehreren Orten verkündigten Bannsprüche einen herrischen Gebrauch gemacht, obwohl ohne sich zu genügen, denn noch in seinem Testament beklagte er, die Sünder nicht noch härter gestraft, die Rottengeister nicht noch eifriger widerlegt zu haben. Seine Schrift: „Von Amt

und Gewalt der Pfarrherren" ist neuerlich von Fr. A. Schütz, Leipzig 1854 wieder herausgegeben worden.

Außer der ausführlichen, zahlreiche Actenstücke enthaltenden Hauptquelle: Historia Heshusiana, Quedlinburg 1716, ist zu vergl. E. Henke's Artikel in Herzogs Encyclopädie. Gaß.

Heßler: Ferdinand H., geb. am 23. Febr. 1803 zu Regensburg, wo sein Vater damals als Kanzlist der österreichischen Gesandtschaft angestellt war, erwarb sich seine Gymnasialbildung in Prag und widmete sich auf der Universität Wien juridischen, daneben aber auch mathematischen und physikalischen Studien, denen er sich bald ganz in die Arme warf, mit der Absicht, sich zu dem Lehramt in diesen Fächern vorzubereiten. Schon 1826 wurde er zum supplirenden, 1830 zum ordentlichen Professor der Physik an der Universität zu Graz ernannt und 1835 in gleicher Eigenschaft an jene zu Prag versetzt. In den Jahren 1838 bis 1840 bereiste er, um die industriellen Etablissements kennen zu lernen, im Auftrage des „Gewerbevereins zur Ermunterung des Gewerbsfleißes in Böhmen" dieses Land, sowie mehrere andere Länder des Kaiserstaates, ferner Deutschland, Holland, Belgien, Frankreich und England und wurde 1840 Mitglied der Provinzial-Handelscommission in Böhmen. Im Jahre 1844 wurde ihm die Professur der Physik am polytechnischen Institut in Wien übertragen, welche er bis zu seinem Tode, der am 11. Octbr. 1865 eintrat, bekleidete. Seine wenig zahlreichen rein wissenschaftlichen Arbeiten finden sich in den Abhandlungen der königlich böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, in Baumgartner's Zeitschrift für Physik und in den Sitzungsberichten der Wiener Academie, deren correspondirendes Mitglied er seit 1848 war. Sein mehr auf die praktische Verwerthung der wissenschaftlichen Erkenntniß gerichtetes Streben bekundete sich in der Herausgabe eines „Jahrbuch für Physiker, Chemiker, Mineralogen u. s. w.", das er bereits in Graz begonnen hatte und später in Prag in erweiterter Form (als „Jahrbuch für Fabrikanten und Gewerbtreibende, Physiker, Techniker, Pharmaceuten und Oekonomen") fortsetzte. In weiteren Kreisen wurde sein Name bekannt durch sein „Lehrbuch der technischen Physik" (2. Aufl. Wien 1854; die späteren Auflagen nach Heßler's Tod bearbeitet von Pisko).

Wurzbach, Biogr. Lexikon. Almanach der Wiener Academie, 1866.

Lommel.

Hesso, Scholasticus der Straßburger Kirche, hat sich im Octbr. 1119 den Gesandten angeschlossen, welche durch einen Frieden zwischen Heinrich V. und dem neu erwählten Papste Calixt II. den Investiturstreit zu beendigen versuchten. Augenscheinlich zur Rechtfertigung der Unterhändler hat er in schlichter, streng sachlicher und auf Urkunden gestützter Darstellung über die Verhandlungen, das Scheitern derselben und die Erneuung des Bannfluches auf dem Concil zu Reims berichtet. Obwohl päpstlich gesinnt, hat er doch, soweit wir es beurtheilen können, sich strenge an die Wahrheit gehalten und sein Bericht ist von großem Werthe.

Ausg. v. Wattenbach, Mon. Germ. SS. XII, 423—428; von Jaffé, Biblioth. Rer. Germ. V, 353—365. W. Wattenbach.

Hessus: Helius Eobanus H., ist am 6. Jan. 1488 im hessischen Dorfe Halgehausen geboren und am 4. Octbr. 1540 in Marburg gestorben. Sein Familienname war wahrscheinlich Koch; den dreigetheilten Dichternamen führte er dem Sonntage, an dem er geboren wurde (Helius), dem Heiligen seines Namenstages (Eoban) und seinem Vaterlande (Hessus) zu Ehren. Nachdem er vom Abte Dietmar in Haina, dann auf der Lateinschule zu Gmünden unterrichtet worden, kam er 14jährig in die Schule des Jacob Horläus, welcher zuerst sein Dichtertalent erkannte. 1504 bezog er die Universität Erfurt, wo er mit

Aelteren, wie Mutian, mit Jüngeren, wie Spalatin, Hutten, Crotus, Cordus anregend und angeregt den größten Theil seines Lebens zubringen sollte. Erst 16 Jahre alt trat er mit kleinen poetischen Arbeiten hervor, erlangte rasch die akademischen Grade und erhielt 1507 das Rectorat an der Schule St. Severi, das er bald wieder verlor. 1509 erscheint er zu Riesenburg, am Hofe des Bischofs Hiob von Dobeneck, als Kanzleibeamter, als Hofmann und Gelegenheitsdichter, als Freund der Gelehrten, z. B. Joh. Dantiskus und als Trinker ersten Ranges, der durch seine Leistungen die Freunde in Staunen und Schrecken setzt und seine Gesundheit untergräbt. Im Auftrage des Bischofs ging er (1513) nach Frankfurt a. O., um durch das Studium der Jurisprudenz sich zum ordentlichen Beamten auszubilden, verließ aber bald das Studium und die Universität, gab sich in Leipzig wieder den Humaniora hin und kehrte im August 1514 nach Erfurt zurück. Hier wurde er von den Freunden empfangen, nahm als König (ἐσσῆν) die Huldigungen der Genossen gerne an und wandte nun bis zum Ende seines Lebens in übermäßiger Weise diesen Königsnamen auf sich, seine Frau, Catharina Spater, die er im Jahre 1515 heimführte, und seine zahlreichen Kinder an. Durch diese Verheirathung, seine Trunksucht und sein ungeregeltes Leben gerieth er in Noth und Elend, die er durch beständige Betteleien, mit denen er Freunden und Gönnern lästig wurde, zu besiegen strebte. Einer regelmäßigen Thätigkeit war er feind, weil er durch dieselbe eine Hemmung seines dichterischen Fluges befürchtete; er gab vor, sich nach einem Amte zu sehnen, so lange er frei war und erfüllte seine Pflichten schlecht, sobald er ein Amt erlangt hatte. 1517 wurde er nach langen vergeblichen Bemühungen seiner Freunde Professor der lateinischen Sprache in Erfurt. Als Führer des Erfurtischen Dichterbundes betheiligte er sich an dem Reuchlin'schen Streite durch Briefe, kleine Gedichte, schwerlich aber durch Mitarbeit an größeren satirischen Werken; ließ sich durch Hutten anregen zur Erwiderung patriotischer Elegien (Maximilian an Italien), machte die Schwärmerei für Erasmus mit, der er seinen Tribut zollte durch eine Reise, die er zu dem großen Manne unternahm, durch eine Beschreibung derselben (Hodoeporicon), durch viele überschwengliche Briefe und durch eine Betheiligung an den Beschimpfungen des Engländers Eduard Lee, welcher den Erasmus anzugreifen gewagt hatte und schloß sich endlich Luther an, feierte ihn und sein Werk in Gedichten, nachdem die Erfurter Universität sich für den Reformator erklärt hatte. Aber alle diese Parteiäußerungen mit Ausnahme der Antheilnahme für Reuchlin, als dem ersten Vertreter des humanistischen Gedankens, kamen ihm nicht recht von Herzen; Betheuerungen des Patriotismus waren ihm poetische Floskeln und Huttens kühne Thaten und Ansichten fanden bei ihm so geringes Verständniß, daß er den kühnen Ritter später verleugnete, sein Vermächtniß nicht erfüllte und sein Andenken ungeehrt ließ; die Verehrung für Erasmus hielt nur so lange vor, als sie mit gleicher Münze erwidert wurde und machte erbittertem Haße Platz, sobald Erasmus sich seinen Spott und offenen Tadel erlaubte; die Stellung zur Reformation war eine halbe, mehr nach persönlichem Vortheil, als nach religiöser Gesinnung bestimmt, so daß er im halbkatholischen Erfurt sich mit den Protestanten vertrug und in dem ganz protestantischen Nürnberg die Berührung mit den Feinden des Evangeliums scheute. Nicht in Parteischriften daher, sondern in harmlosen Dichtungen (Sylvae) und Briefen gefiel er sich, an seinen Gönner G. Sturz, an seine Freunde Joachim Camerarius, Justus Jonas, Joh. Drako und viele Andere. Aber das frische fröhliche Leben in Erfurt schwand bald, die Freunde zogen fort, die Studenten suchten Wittenberg auf, die religiösen und politischen Interessen wogen vor, die lutherischen Prädicanten in Erfurt eiferten, wie wenige Jahre vorher die katholischen Priester, gegen die Wissenschaft als religionsfeindlich.

Gegen sie versuchte Eoban in prosaischen Satiren aufzutreten, richtete aber nichts aus, wendete sich, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, der Medicin zu und schrieb — im Lernen lehrend — eine poetische Schrift, in welcher er die aus der Alten geschöpften ärztlichen Vorschriften und naturwissenschaftlichen Anschauungen in Verse brachte. Aber auch in dem neuen Berufe hatte er kein Glück; durch die Bauernunruhen litt auch er, er verlor seinen Gehalt, die einzige, wenn auch schwache materielle Stütze, an der er sich bisher gehalten hatte und war sehr froh, als er durch Melanchthon's und Camerarius' Vermittlung einen Ruf an die neugebildete höhere Schule nach Nürnberg erhielt (1526). Hier schloß er sich seinem Collegen Camerarius aufs Engste an, erlernte die griechische Sprache und benutzte die neuerworbene Kenntniß zu manchen Uebersetzungen, schrieb Lobgedichte auf die Stadt Nürnberg u. a., die theils dazu bestimmt waren ihm die Gunst, theils und besonders dazu den klingenden Lohn der Machthaber zu verschaffen, veröffentlichte Anleitungen zum Versemachen und gab sich mehr als es seiner Gesundheit, seinen Geldverhältnissen und seinen litterarischen Arbeiten gut war, einem heiteren Leben hin. Zu seinen in Nürnberg gewonnenen Freunden gehörte besonders Albrecht Dürer, von den älteren Genossen sah er 1530 die Wittenberger und Dantiskus in Augsburg wieder, wo er es an einer Begrüßung des Kaisers und einer an denselben gerichteten Ermahnung einen Türkenkrieg zu beginnen, nicht fehlen ließ. Auf die Dauer aber war in Nürnberg, wo die Entwicklung der Schule den glänzenden Anfängen nicht entsprach und das regelmäßige Kaufmannsleben die Ungezwungenheit litterarischen Treibens nicht duldete, seines Bleibens nicht; er sehnte sich nach Erfurt zurück und erlangte nach manchen Bitten und Demüthigungen, eine Berufung dahin, welcher er im Mai 1533 folgte. Doch hier hatten sich die Zustände sehr verändert; die Universität war und blieb verödet, die Freunde, außer G. Sturz, waren gestorben oder fortgegangen; statt der frühern fröhlichen Einigkeit, herrschte Zwietracht unter den Professoren. Auch die litterarische Production war erlahmt — man konnte nicht immer Trinkgedichte schreiben und zu Gelagen einladen — Uebersetzungen und poetische Bearbeitungen unbedeutender Werke traten an die Stelle der Originalarbeiten. So auch in dem ehemals liebgewesenen Erfurt unbefriedigt, sehnte sich Eoban fort, suchte und erlangte durch ein großes historisches Gedicht auf den siegreichen Zug der Hessen nach Württemberg, die Gunst des Landgrafen von Hessen und erhielt einen Ruf nach Marburg (1536), wo er seine letzten Arbeiten beendete, seine fröhliche Laune, seine Lust am Trinken und seine Gewandtheit, seine Freunde auszunützen, behielt und im Alter von 52 Jahren starb. H. besaß ein großes poetisches Talent. Alles gestaltete sich leicht bei ihm zum Verse und diese Leichtigkeit des Versemachens hat ihm mehr Ruhm verschafft, als der Gehalt der Gedichte. Seine Gelegenheitsgedichte sind überaus zahlreich, gewandt und anmuthig, aber häufig inhaltsleer und phrasenhaft; er dichtet auf Bestellung und in Hoffnung auf Bezahlung und wird dadurch unwahr. Seine beschreibenden und erzählenden Gedichte, über kleine Erfurter Localereignisse, Beschreibung Preußens, Schilderung der Stadt Nürnberg, Erzählung des hessisch-württembergischen Kampfes sind für historisch-geographische Werke zu ungenau und für Gedichte zu sehr mit Thatsachen angefüllt. Seine poetischen Uebersetzungen, unter denen die der Ilias und der Psalmen die größten und wichtigsten sind, sind freie geschmackvolle Bearbeitungen, welche eine unglaubliche Beherrschung der lateinischen Sprache und ein feines Verständniß der Originale verrathen, Bearbeitungen, welche in jener Zeit in zahllosen Auflagen erschienen und als Wunderwerke angestaunt wurden, für uns aber nur den Werth ehrwürdiger Antiquitäten haben. Sein einziges größeres Originalwerk sind die „Heroiden“, poetische Briefe der Heiligen von Maria bis Kunigunde, der Gemahlin des deutschen

Kaisers Heinrich II., welche ihren Stoff aus der Bibel und aus der Legende entnehmen und christliche Frömmigkeit in antikem Gewande verkünden. Auch ihr Werth ist ein wesentlich literarhistorischer. Keiner wird sich heute mehr an diesen Dichtungen erbauen; die Meisten werden nur die Leichtigkeit seiner Verse und die Kühnheit bewundern, mit welcher er in einer der Antike huldigenden Zeit einen christlichen Stoff wählte und besang. Eoban besaß Talent aber keinen Charakter. Im heitern Lebensgenuß war er allen voran, in Bethätigung seiner Ueberzeugung stand er hinter den Meisten zurück. Er trat vielen persönlich nahe, aber zog sich zurück, sobald seine Eigenliebe gekränkt war (Pirkheimer, Erasmus), verleugnete die Freunde wie Hutten, sobald ihm die Annäherung an dieselben gefährlich schien. Er war Luther wohlgesinnt, aber über die Leipziger Disputation und über die Bannbulle sprach er kein Wort, erklärte sich erst für ihn, als die Erfurter lebhaft Partei genommen hatten, wollte es mit keiner Seite ganz verderben, verhielt sich gut mit den Erfurter Papisten und hatte für Nürnbergs treuen Protestantismus kein Wort des Lobes. Er besaß auch keine politische Treue und keine nationale Gluth: er bediente sich in keinem Werke der deutschen Sprache — nur ein deutsches Briefchen ist von ihm bekannt —, seine Gedichte an den Kaiser sind Schulübungen, seine patriotischen Verse voll von erborgter Empfindung; früher hatte er Sickingens Lob gesungen, nach dessen Untergange will er den Sieg des Landgrafen über ihn preisen. Seine Spielerei mit dem ihm in Scherz verliehenen poetischen Königthum ist kindisch, seine beständigen Betteleien, in denen er den gegenwärtigen Gönner auf Kosten des vergangenen lobt oder sein augenblickliches Elend durch unwahre Schilderungen frühern Glückes recht augenfällig zu machen sucht, erniedrigen ihn in den Augen selbst mitleidiger Beurtheiler. Sein leichtes Talent und seine liebenswürdige Laune haben ihm während seines Lebens viele Anerkennung, auch nach seinem Tode große Bewunderung verschafft, die aber von einer nüchternen Kritik auf das gebührende Maß zurückgeführt werden muß.

Hauptsammlung seiner Werke: Operum farragines duae, Halae Suev. 1539; Psalterium, Marp. 1537; Ilias, Basel 1540; Epistolae familiares, Marp. 1543 und drei Sammlungen des Camerarius. Leipzig 1557, 1561, 1568; Camerarius' Narratio de Eob. Hesso erschien zuerst Nürnberg 1553. Die neuesten Biographen: G. Schwertzell: H. E. H., ein Lebensbild aus der Reformationszeit. Halle 1874; C. Krause: H. E. H., sein Leben und seine Werke. Zwei Bände. Gotha 1879. Ludwig Geiger.

Hetsch: Ludwig H., Componist, wurde am 26. April 1806 zu Stuttgart geboren, wo sein Vater damals Mitglied des Hoforchesters war. Einer seit mehreren Generationen musikalischen Familie angehörig, zeigte er frühzeitig musikalisches Talent, das er unter Anleitung seines Vaters, welcher mehrere Instrumente spielte, weiter ausbildete. Sein Vater wünschte übrigens nicht, daß er die Musik zum Lebensberuf mache und bestimmte ihn zur Theologie, zu deren Studium er im Lyceum zu Tübingen, wo sein Vater seit 1813 Stadtmusikus war und im Seminar zu Schönthal sich vorbereitete. Die Universität Tübingen bezog er als Zögling des evang. theol. Seminars im Herbst 1824, trieb übrigens hier mehr Musik als Theologie und wurde bald Mittelpunkt und Leiter für die von den musikalisch begabten Studirenden veranstalteten Uebungen. Noch ehe seine mit ihm in das Seminar eingetretenen Studiengenossen ihren Cursus vollendet hatten, trat er 1828 aus, um sich ganz der Musik zu widmen. Zunächst blieb er in Tübingen und erwarb seinen Lebensunterhalt durch Privatunterricht, wurde aber noch vor Ablauf eines Jahres als Musiklehrer der Prinzessin Elisabeth von Württemberg, der nachherigen Markgräfin Wilhelm von Baden, nach Kirchheim unter Teck berufen. Später zog er nach Stuttgart, gab

dort Musikunterricht, leitete musikalische Aufführungen von Privatgesellschaften und componirte eine Oper „Ryno", die 1833 in Stuttgart aufgeführt wurde. In Folge davon erhielt er von dem Könige von Württemberg Unterstützung zu einer Reise nach Wien, wo er zu seiner weiteren Ausbildung etwas über ein Jahr blieb. Bald nach seiner Rückkehr nach Stuttgart wurde er als akademischer Musikdirektor in Heidelberg angestellt und zehn Jahre später als Musik- und Chordirektor an das Hoftheater in Mannheim berufen, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode blieb. Als Tonsetzer entwickelte H. eine fruchtbare Thätigkeit und war sowohl in Heidelberg, wie in Mannheim, unausgesetzt für Hebung des Musiklebens thätig. Die großen Aufführungen von Oratorien in der Heidelberger Schloßruine sind allen damals Betheiligten noch in lebendigster Erinnerung. In Anerkennung seiner Verdienste als Componist, Lehrer und Dirigent wurde er von der Universität Tübingen 1867 zum Doctor philosophiae ernannt. H. war ein hervorragender und wissenschaftlich gebildeter Künstler, ein Charakter voll Wohlwollen und Herzensgüte, der in schlichter Anspruchlosigkeit und begrenztem Kreise für die Kunst gewirkt hat. Von jeher Zögling und Anhänger der classischen Richtung, namentlich Mozart's, machte er dem Modegeschmack keine Concessionen und war ein Gegner der Wagner'schen Richtung. Ein feiner Sinn für Poesie ließ ihn besonders die Lieder seines Freundes Mörike verständnißvoll componiren. Seine Tondichtungen umfassen eine große Zahl von Liedern für eine Singstimme, für gemischten und Männerchor; Psalmen, Cantaten, theils mit, theils ohne Orchester; mehrere Messen und andere kirchliche Tonstücke; 16 Ouvertüren; viele Musiken zu Theaterstücken und Zwischenakten. Als preisgekrönt sind zu erwähnen: eine Symphonie, ein Duo für Clavier und Violine, der 130. Psalm, die Musik zur Jungfrau von Orleans. Unter den größeren Tondichtungen sind die beiden Cantaten „das Heidelberger Schloß" und „die Tageszeiten" hervorzuheben. Seine Compositionen zeichneten sich stets durch Melodienfrische, reinen Satz und gewandte Instrumentation aus. Daß trotz dieser Vorzüge seine Oper keinen durchschlagenden Erfolg erlebte, mag ihn neben den mancherlei Berufsgeschäften abgehalten haben, ein größeres Werk der Art wieder zu unternehmen. In den letzten Lebensjahren von einem Unterleibsleiden heimgesucht, unterlag er demselben am 28. Juni 1872. Klüpfel.

Hetsch: Philipp Friedrich (von) H., Maler, geb. 10. Septbr. 1758 in Stuttgart, starb daselbst 31. Decbr. 1839, war der Sohn eines Stadtzinkenisten, Hoforganisten und Hofmusikus. Vom Vater zur Musik bestimmt, meldete er sich auf eigene Faust bei Herzog Karl auf der Solitüde als Malerzögling und genoß, im J. 1773 in die hohe Karlsschule aufgenommen, dort den Unterricht Guibals und Harper's. Er gehörte mit dem Bildhauer Dannecker zu den näheren Vertrauten Schiller's in dieser Anstalt, eine Freundschaft, welche Mitursache gewesen sein mag, daß er von der anfänglich erwählten Landschafts- zur Historien-Malerei überging. Im Dezbr. 1780 wurde er als Hofmaler angestellt und zu seiner weiteren Ausbildung auf zwei Jahre nach Paris geschickt, auch vom J. 1785—87 noch einmal beurlaubt zu einem zweijährigen Aufenthalte in Rom. Von dort sandte er seinem Fürsten ein allegorisches Gemälde: „Die Freigebigkeit, welche das Genie belohnt" und ein historisches: „Tullia über den Leichnam ihres Vaters wegfahrend" und brachte das Diplom als Ehrenmitglied der Akademie zu Bologna nach Hause. Er wurde nun auch zum Professor an der hohen Karlsschule ernannt und wirkte als solcher sehr gewissenhaft und anregend mit seinen früheren Lehrern zusammen. Im J. 1795 ging er nochmals nach Rom, wo er ein großes und seinerzeit viel gerühmtes Bild, den Herzog Ludwig von Württemberg zu Pferde, malte. Im J. 1798 wurde er herzoglicher Gallerie-Direktor und im J. 1801 Mitglied der preußischen

Akademie der Künste. Seine besten Gemälde schuf er im letzten Jahrzehnt des vorigen und im ersten dieses Jahrhunderts; sie finden sich meist im Besitze des württembergischen Hofes und Staates. Die Stoffe derselben sind mit Vorliebe der antiken Sage und Geschichte entnommen, wie z. B. „der über die Wegnahme der Briseis zürnende Achilles", „der blinde Oedipus mit seinen Töchtern vor Theseus", „Amor und Psyche im Kahne", „der Abschied des Regulus von den Seinigen", „— des Brutus von Porcia", „Papirius und die gallischen Krieger", „Marius auf den Trümmern Karthago's", „Cornelia mit ihren Kindern". Doch griff er auch in die heilige Geschichte hinüber mit: „Daniel in der Löwengrube", „Joseph im Gefängniß", einer großen Himmelfahrt Christi u. a., in die Heiligenlegende mit einer St. Cäcilia und „Maria's Unterredung mit Porcia, der Gemahlin des Pilatus" (nach der Messiade), in die nordische Mythologie mit: „Odins Höllenfahrt", in die altenglische Geschichte mit: „Ritter Albonacks Töchter vor König Alfred" und in das moderne Genre mit „König Friedrich und sein Gefolge vor dem Schlosse Monrepos". In keinem dieser Bilder verläugnete sich der französische Einfluß, unter welchen H. sich in jungen Jahren als Schüler Guibals, Vien's, Vernet's und David's gestellt sah; eigen ist ihm eine doch mehr deutsch anmuthende Zartheit der Linie und Lieblichkeit der Farbe, aber seinen Gestalten fehlt im Ausdruck noch jene seelische Vertiefung, wodurch schon sein Schüler Gottlieb Schick als der Vorbote einer besseren Zeit erschien. Von großem, einst auch von Goethe anerkanntem Werthe sind seine Bildnisse, welche als Einzel- und Familienbilder die württembergischen und andere süddeutsche Fürstenschlösser, wie auch viele Stuttgarter Privatwohnungen noch heute zieren. Ein Sohn von ihm widmete sich gleichfalls der Kunst: Gustav Friedrich H., geb. in Stuttgart 1788, † 1864 zu Kopenhagen, wo er als Architekt, Professor der Baukunde und Architektur-Maler eine ehrenvolle Stellung einnahm.

Vgl., außer den Künstlerlex., Goethe, Schweizerreise im J. 1797; den Nekrolog im Schorn'schen Kunstblatt v. 1839. Nr. 48 u. 49; Wagner, Geschichte der hohen Karlsschule. I. S. 463 ff.; A. Haakh, Beiträge aus Württemberg z. n. d. Kunstgeschichte, S. 8 ff. —

A. Wintterlin.

Hetti: Erzbischof von Trier, c. 814—847, 27. Mai. Wann Amalharius Fortunatus entschlief und sein Nachfolger H. oder Heti den erzbischöflichen Stuhl von Trier bestieg, steht nicht mit Gewißheit fest. Jener wird zum letztenmale 814, dieser zum erstenmale 816 urkundlich als Erzbischof von Trier genannt. Unrichtig setzte Brower das Pontifikat Hetti's 810—832; der Todestag steht aus dem Nekrologium von S. Castor (Holzer, de proepisc. c. 4) fest, das Jahr gibt Regino (M. G. I. 568) in den besseren Handschriften, während die mindergüten 851 haben; ein Nekrolog von Marienberg bei Boppard nennt den 28. Mai als Todestag, doch ist die Quelle spät (15. Jahrh.). H. entstammte einem vornehmen austrasischen Geschlechte, er war ein Bruder der Aebtissin Warentrud von Pfalzel (so die Grabschrift der Warentrud bei Brower, I. 404) und Oheim des Abts Germanus von St. Gallen (ebd.). Das von dem Unterzeichneten edirte Fragment Trierischer Geschichtschreibung aus dem 11. Jahrh. (Bonn. Jahrb. XLII. 137) nennt noch eine zweite Schwester Hetti's, Hulindis, welche gleichfalls im Pfalzeler Kloster lebte. Vor seiner Stuhlbesteigung war H. Abt von Mettlach (ebd.). Als Erzbischof von Trier und Legat des Kaisers Ludwig d. Fr. schrieb er 817 dem Bischof Frothar von Toul, er möge die zur Heerfahrt nach Italien, wo König Bernhards Rebellion auszubrechen drohte, auf Befehl des Kaisers zu stellenden Dienstleute seiner Diöcese marschbereit halten. (Honth. I. 169). Zwei Jahre später sehen wir ihn denselben Bischof auffordern,

über die Durchführung der 816 für die Stifte getroffenen kaiserlichen Verfügungen zu wachen. 832 assistirte er, wahrscheinlich in Diedenhofen, mit Erzbischof Otgar von Mainz und Ebbo von Rheims der Weihe des hl. Ansgar zum Erzbischof von Hamburg durch B. Drogo von Metz. Ein hervorragendes Ereigniß in seiner Regierung ist jedenfalls die von ihm ausgegangene Gründung der St. Castorkirche zu Coblenz, welche er am 12. Nov. 836 consecrirte. Acht Tage vorher hatte er die Gebeine des hl. Castor aus Carden an der Mosel nach der neuen Kirche überbringen lassen. Eine Woche später kam Kaiser Ludwig mit Gemahlin und Kindern und opferte nach der Messe Geschenke von Gold und Silber — Dinge über welche der Trier'sche Chorbischof Theganus uns berichtet hat (M. G. II. 203). Als im J. 840 Kaiser Ludwig d. Fr. auf einer Insel bei Mainz sein vielgeprüftes Leben endete, war H. unter den Bischöfen, die zu seinem Troste herbeigeeilt waren. Vier Tage darauf, am 24. Juni, soll er mit Otgar von Mainz und Drogo von Metz das Decret, durch welches Lothar dem Ebbo den Rheimser Stuhl restituirte, unterschrieben haben (Flodoard, II. 20), indeß muß das Datum wenigstens falsch sein (Boehmer, Regg. Karol. p. 55). H. fand sein Grab in der Johanniscapelle der Euchariuskirche bei Trier, nahe demjenigen seines Bruders Ruthgaud; interessant ist Brower's Angabe (I. 413), daß zu dessen Zeiten das Grabmal des Erzbischofs, zwar mit abgetretener oder verwitterter Inschrift, aber mit dem Mosaikbild desselben in der Nordapside noch zu sehen war: also eines der seltenen musivischen Porträtwerke, welche in jenen Jahrhunderten diesseits der Alpen entstanden. Die Gesten machen dem Erzbischof H. den Vorwurf, Kirchengut verschleudert zu haben, indem er Güter der Abteien Mettlach und S. Matthias an Weltliche zu Lehen gegeben. Es steht dahin, ob die Anklage begründet ist. H. zählt auch, wenn zwar mit einer bescheidenen Leistung, zu den Schriftstellern Triers. Die Genter Universitätsbibliothek besitzt eine ehemals Maximinische Handschrift, welche einen Tractat Hetti's enthält. Derselbe soll eine Art Compendium des Nothwendigsten sein was seine Zuhörer, d. h. also wol die angehenden Cleriker, zu wissen haben und trägt in griechischen Buchstaben (!) den Titel: *ΙΝΘΗΡΡΦΓΑΚΙΦΝΙΚ ΦΟΑ..* (für quas) *ΗΘΘΥ ΑΡΗΥ ΗΡΟ* d. i. interrogationes, quas Hetti archiepiscopus suis proposuit auditoribus u. s. f. (Vgl. des Unterzeichneten Horae Belg. Bonn. Jahrb. L. 212). Vermuthlich rührt die Handschrift von H. selbst her der auch andere geschrieben hat, von denen die Trier'sche Stadtbibliothek noch einige aufbewahrt (vgl. Bonn. Jahrb. XXXVIII. 31 Anm.)

Gesta Trev. c. 40. Brower, Ann. Trev. I. 404—13. Hontheim, Hist. dipl. Trev. I. p. LXIV. p. 166—185. Goerz, Regest. des Erzb., s. dessen mittelrh. Regesten. I. S. 123—164. Kraus a. a. O. F. X. Kraus.

Hetzbolt: Heinrich H. von Weißensee, Dichter, aus Weißensee bei Erfurt, dichtete wahrscheinlich am Anfang des 14. Jahrh., da er in der Pariser Liederhandschrift, die allein seine Minnelieder enthält, neben seinem um 1305 urkundlich nachgewiesenen Landsmann Christian von Lupin steht. Seine Lieder verrathen seine Heimath und sind stark thüringisch gefärbt. Bekanntschaft mit romanischer Lyrik zeigt er durch die Verwendung eines VersteckNamens für seine Geliebte, welche er „Schöne Glanz" nennt, ein Gebrauch, der besonders bei den provenzalischen Troubadours herrschte.

v. d. Hagen, Minnesinger 2, 22—25. 4, 316—318; Bartsch, Liederdichter, 2. Aufl. S. LXXIII. Bartsch.

Hetzel: Kaspar H. von Lindnach gehörte einem schon seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts in Bern eingebürgerten Geschlechte an und war in der Zeit, da die Schweiz, und namentlich Bern, ihre Rolle in der europäischen Politik zu spielen berufen war, einer der gewandtesten und angesehensten Magistraten der

Republik. Seit 1486 gehörte er dem Kl. Rathe an und wurde Venner der Schmiedezunft, 1489 Vogt des Spitals zum hl. Geist. Eine Reihe wichtiger politischer Missionen wurden ihm übertragen, so nahm er 1493 als Bernischer Gesandter Theil an Friedensunterhandlungen zwischen Karl VIII. von Frankreich und Kaiser Maximilian, 1495 wurde er ebenso an den Markgrafen von Neuenburg, 1496 zum Herzoge von Savoyen nach Turin gesandt; 1499 unterhandelte er im Namen von Bern über den Abschluß eines Bündnisses mit Frankreich, und 1501 hatte er die Aufgabe zwischen dem Markgrafen Philipp von Neuenburg und dem Herzoge Philibert von Savoyen zu vermitteln. Bei diesem letzteren Anlaß wurde H. beschuldigt, unerlaubte Geschenke angenommen zu haben und verlor seine Ehrenämter; doch nicht auf lange Zeit, von 1502 hinweg bis 1513 erschien er noch 17 Mal als Bernischer Bote an Eidgenössischen Tagsatzungen. Im J. 1513 zogen gegen den Willen ihrer Obrigkeit 2000 Mann aus Bernischem Gebiete als Söldner nach Frankreich, an ihrer Spitze Hans Rudolf H., Kaspars Sohn, bisher Bernischer Landvogt zu Erlach. Vergebens sandte der Vater in einem äußerst merkwürdigen, im Wortlaut noch erhaltenen Briefe dem Sohne seinen Fluch nach; die Entrüstung des Volkes, die eben über das unwürdige Söldner- und Pensionswesen erwachte, warf sich auf den Vater, der selbst als habsüchtig und als französischer Parteigänger galt. Bei einem Auflauf, der deshalb entstand, wurde das Haus des abwesenden Hetzel vom Landvolke geplündert; dieser selbst durfte nicht nach Bern zurückkehren, fiel aber, während er vor der Tagsatzung Recht suchen wollte, auf Solothurnischem Gebiete in die Gewalt eines wüthenden Haufens und wurde trotz der Intercession der Regierungen auf scheußliche Weise gefoltert und schließlich enthauptet. Sein Zeitgenosse, der Chronist Anshelm, sagt von ihm: „war fust für einen ehrlichen, nutzlichen und witzigsten Berner geachtet." Sein oben genannter Sohn dagegen war ein Söldling ohne Grundsatz und Ehre, bald im Dienste des Papstes, bald in demjenigen Frankreichs; er starb als der letzte seines Geschlechtes.

Valerius Anshelm's Chronik, Bd. III u. IV. — A. v. Tillier, Geschichte Berns, Bd. II u. III. — Eidgen. Abschiede, Bd. III, Abth. 2, Register. — Archiv des histor. Vereins von Bern, Bd. IX, 3. Heft, S. 273.

Blösch.

Hetzendorf: Johann Ferdinand H., Edler von Hohenberg, Architect, geb. am 7. Februar 1732 in Wien, † am 14. December 1816 daselbst. Nachdem H. seine Studien an der Wiener Akademie zurückgelegt, suchte er durch Reisen nach Italien seine Ausbildung zu vervollkommnen. Hierauf wurde er fürstlich Kaunitz'scher Architect, 1768 als Professor der Baukunst an die Wiener Akademie der Künste berufen und 1772 zum Director derselben ernannt. Im J. 1775 erhielt er im Generalhofbauamte die Stelle eines Hofarchitecten, in welcher Eigenschaft er am 4. Juli 1793 in den Ruhestand versetzt wurde. H., ein Vertreter des classischen Baustils, baute (1763) das Hoftheater im Lustschlosse zu Schönbrunn, das Schloß des Baron Fries in Vöslau und legte den dazu gehörigen Park an. Sein vorzüglichstes Werk ist die schöne Gloriette auf der Anhöhe des Schönbrunner Gartens, welche das Hauptparterre abschließt (1776); das Werk begeisterte Metastasio zu einem Gedichte und fand solchen Beifall, daß es vielfach abgebildet und die Risse nach Rom, Spanien und Frankreich versendet wurden. Die Akademie zu Rom ernannte ihn deshalb zu ihrem Ehrenmitgliede. Nach seiner Pensionirung lebte H. zurückgezogen, ohne als Künstler weiterhin hervorragend thätig gewesen zu sein.

De Lucca, Das gelehrte Oesterreich, I. 2. Heft. — Handschriftl. Aufzeichnungen.

K. Weiß.

Hetzer: Ludwig H., s. **Hätzer**: Ludwig H. Bd. XI, S. 29.

Heucher: Dr. Johann Heinrich v. H., Arzt und Naturforscher, geb. 1677 zu Wien, † am 23. Februar 1747 in Dresden. Er erhielt den ersten Unterricht in seiner Vaterstadt und kam 1689 nach Wittenberg, wo er nach 7 Jahren Magister der Philosophie wurde. Während des nächsten Trienniums setzte H. seine Studien an mehreren Hochschulen, namentlich in Leipzig und Jena fort, kehrte nach Wittenberg zurück, habilitirte sich als Docent der Philosophie, wurde später Doctor der Medicin und hatte bald eine ausgebreitete Praxis als Arzt. 1707 lehnte H. eine Berufung nach Greifswalde ab und wurde 1709 ordentlicher Professor der Medicin in Wittenberg. König August II. von Polen berief H. 1713 als Leibmedicus und Hofrath nach Dresden und betraute ihn mit der Ordnung, sowie mit der Aufstellung der Naturalien- und Kunstkammer. In dieser Stellung blieb H. bis zu seinem Tode und wurde 1729 von Kaiser Karl VI. in den Adelstand erhoben. H. war als Schriftsteller auf dem Gebiete der Anatomie und Botanik thätig; er vervollkommnete das anatomische Theater Wittenbergs, er war der Gründer des dortigen botanischen Gartens und veröffentlichte 1711 einen „Index plantarum Wittenbergensium". Seine gesammelten Schriften wurden 1745 von den Brüdern Hänel in zwei Bänden herausgegeben.

Ersch und Gruber, Encyclopädie, 2. Sect., VII, S. 300. — Wurzbach, Lexikon, VIII. S. 448. Reichardt.

Heuermann: Georg H., Professor der Medicin in Kopenhagen, wurde 1722 zu Oldesloe in Holstein von bürgerlichen Eltern geboren. Er besuchte daselbst die Schule und widmete sich dann der Chirurgie. 1743 kam er nach Kopenhagen, wo er Chirurg beim Grafen von Laurvig wurde. 30. Sept. 1748 wurde er auf der Universität zu Kopenhagen inscribirt und 21. October 1749 daselbst zum Dr. med. promovirt (mit der Dissertation „De lingua humana"). — 4. Juli 1754 wurde er Arzt der Seecadetten, 19. Sept. 1760 zum Professor extraord. der Medicin an der Universität in Kopenhagen ernannt, nachdem er von 1751—55 ein größeres Werk über Physiologie („Physiologie", 4 Thle. mit Kupf. Copenhagen und Leipzig), das sich voller Anerkennung bei seinen Zeitgenossen erfreute, veröffentlicht hatte. 1754 hatte er, da er praktischen Unterricht in der Operationslehre ertheilen mußte, die Herausgabe eines Werkes über dieselbe („Abhandlung der vornehmsten chirurgischen Operationen am menschlichen Körper", 3 Thle. Kopenhagen 1754—57) begonnen. Er folgte dann der dänischen Armee als Feldarzt nach Holstein, wo er bis 1762 verblieb, und gab noch einige Schriften („Vermischte Bemerkungen und Untersuchungen der ausübenden Arzneiwissenschaft". 2 Thle. Kopenhagen 1765, 67) heraus, in denen sich eine Reihe von Beobachtungen theils medicinischen, theils chirurgischen Inhalts findet, die mehr oder weniger Interesse darbieten. Er starb 8. Dec. 1768, erst 46 Jahre alt.

Vgl. Jens Worm, Forsoeg til et Lexicon over danske, norske og islandske laerde Maend. 1. Deel. Helsingoer 1771. p. 437. — Adelung. Bd. 2. 1787. S. 1976. — Meusel, Lexikon, Bd. 5. 1805. S. 447. — F. E. Hundrup, Biographiske Efterretninger om dem, der ved Kjoebenhavns Universitet have erholdt de hoeiste akademiske Vaerdigheder. 2 Hefte. Roeskilde 1855. S. 165. E. Gurlt.

Heufeld: Franz H., s. am Schlusse dieses Bandes.

Heuffel: Dr. Johann H., Arzt und Botaniker, geb. 1800 zu Modern bei Presburg, † den 22. Sept. 1857 zu Lugos im Banate. Er absolvirte die niederen Studien in Presburg, studirte dann in Wien, sowie in Pesth Medicin und wurde 1826 zum Doctor promovirt. 1829 erhielt H. die Stelle als

Physicus des Krassoer Comitates und ließ sich in Lugos nieder, wo er bis an sein Lebensende blieb. Eifrig durchforschte H. die Flora seiner Heimath, stand mit vielen Botanikern, namentlich mit De Candolle, Fenzl, Grisebach, Koch, Reichenbach u. A. in wissenschaftlichem Verkehre und förderte die genauere Kenntniß der so interessanten Flora des Banates wesentlichst. Sein Hauptwerk: „Enumeratio plantarum in Banatu Temesiensi sponte crescentium“ erschien 1858 in den Schriften der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft zu Wien. Außerdem veröffentlichte H. eine Reihe von Aufsätzen über seltene oder kritische Arten der Flora Ungarns.

A. Kanitz in: Regensburger botanische Zeitschrift Flora 1861 S. 281. — Derselbe in: Linnaea XXXIII (1865) S. 568. Reichardt.

Heugel: Hans H., ein in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts lebender Componist, von dem sich in den Musiksammelwerken dieser Zeit (1535—1553) fünf deutsche geistliche und weltliche Lieder zu 4—6 Stimmen und 17 lateinische Motetten und Psalmen von 2—6 Stimmen befinden. Gerber bezeichnet ihn als Capellmeister des Landgraf Philipp des Großmüthigen von Hessen, der um 1560—1580 zu Kassel gelebt haben soll. Dieser doppelte Irrthum zwingt um so mehr zur Widerlegung, da er in allen historischen Werken wiederholt wird. Philipp der Großmüthige trat die Regierung 1518 an und starb 1567. Heugel's Thätigkeit dagegen stand 1535 bereits auf der Höhe; dies beweist die Aufnahme seiner Compositionen um 1535, 1537, 1538, 1540 in die damals sehr beliebten Sammelwerke von Ott, Petrejus, Kriesstein u. A. Da nach 1553 sein Name verschwindet, so läßt sich sicher annehmen, daß er bereits um 1540 gestorben sein muß, denn die Verleger pflegten damals einen beliebten Komponisten noch einige Jahre nach seinem Tode auszurauben, dann aber bei Seite zu lassen. Von Eigenthumsrechten eines Autors kann damals trotz kaiserlicher Privilegien, die aber noch dazu selten über 6 Jahre ertheilt wurden, kaum die Rede sein. Den einzig sicheren Geldertrag brachten die sogenannten Dedications-Exemplare, die an Fürsten, Rathsherren oder reiche Patrizier überreicht und von diesen mit einem mäßigen Geschenk, oft nur einem Thaler, honorirt wurden.

R. Eitner.

Heuglin: Johann H. (Hüglin), Märtyrer der Reformationszeit, gebürtig von Lindau, Frühmesser zu Sernatingen (Ludwigshafen) am Bodensee, verbrannt in Meersburg 10. Mai 1527, fiel als ein verspätetes Opfer der blutigen Rache für den Bauernkrieg, nach standhaftem Verhör vor dem Gericht des damals in Meersburg residirenden Bischofs von Konstanz, gleich Hus noch auf dem Holzstoß Lobgesänge singend.

Das Nähere bei Vierordt, Gesch. d. ev. Kirche im Großh. Baden 1, 281 ff.

J. Hartmann.

Heuglin: Theodor v. H., Afrikareisender und Naturforscher, wurde am 20. März 1824 zu Hirschlanden in Würtemberg als Sohn des dortigen Pfarrers geboren. Seinen ersten Unterricht genoß er in der Erziehungsanstalt zu Stetten im Remsthal; vom 12. Jahre an wurde er zu Hause von seinem Vater unterrichtet. Nach der Confirmation sollte er sich dem Baufache widmen, und zunächst unter Anleitung des Baurath Gaab sich mit der Praxis bekannt machen, und nebenbei das Gymnasium besuchen. Es zeigte sich jedoch bald, daß dieser Weg nicht der richtige sei, und der junge H. wurde nun im fünfzehnten Jahre der Paulus'schen Erziehungsanstalt auf dem Salon bei Ludwigsburg übergeben, und einige Jahre später trat er in die polytechnische Schule zu Stuttgart ein, um sich für das Berg- und Hüttenfach auszubilden. Nach zweijährigem Cursus wurde er auf der fürstlich Fürstenbergischen Amalienhütte anderthalb Jahre lang als Assistent verwendet. Doch fesselte ihn dieser Beruf in die Länge nicht,

denn er strebte in die weite Welt, fremde Länder und ihre Pflanzen und Thiere zu sehen war das Ziel seiner Sehnsucht. Als im Jahre 1849 der Naturforscher J. W. v. Müller von seiner nordafrikanischen Reise nach Stuttgart zurückkehrte, und eine reiche zoologische Sammlung mitbrachte, half er ihm dieselbe ordnen, und Müller veranlaßte ihn nach Afrika zu reisen. Ende 1850 begab er sich nach Egypten. Als er nach Alexandrien kam, fand er dort bei dem österreichischen Generalconsul Huber Unterstützung zu einer Reise nach Nubien und ins peträische Arabien, und 1852 wurde er dem österreichischen Consulat in Chartum als Secretär beigegeben. Bald darauf machte er mit dem Consul Dr. Reitz eine Reise nach Abessynien, und als letzterer auf der Rückkehr den Strapatzen der Reise erlag, wurde H. der Nachfolger seines Chefs. Die zahlreichen wissenschaftlichen Aufzeichnungen, welche H. bis jetzt gemacht hatte, veröffentlichte er 1857 im Verlag von J. Perthes in Gotha unter dem Titel „Reisen in Nordafrika". Kaum hatte er in Chartum einige Monate ausgeruht, so machte er sich wieder auf die Fahrt, um das Gebiet des unteren weißen Nils zu untersuchen. Von dieser Reise brachte er eine Menge interessanter Thiere, sowol lebende als ausgestopfte, mit nach Europa, und machte dieselben theils dem Thiergarten in Schönbrunn bei Wien, theils dem Naturaliencabinet zu Stuttgart zum Geschenk. Als Anerkennung für letztere Schenkung wurde ihm 1855 der würtembergische Kronorden und damit der persönliche Adel verliehen. Im Frühjahr 1856 begab er sich wieder auf die Reise, wandte sich nach Griechenland, Kleinasien und Egypten, und betheiligte sich bei einer Expedition an die Westküste des rothen Meeres und die Somaliküste, worüber er im Jahrgang 1860 und 61 von Petermann's Mittheilungen ausführlichen Bericht erstattet hat. Da er sich bei seinen beständigen Reisen den Functionen des österreichischen Consulats in Chartum nicht widmen konnte, wurde er 1858 dieser Stelle enthoben und kehrte im October des genannten Jahres nach Stuttgart zurück, wo er nun bis zum Frühjahr 1861 blieb. Dort traf ihn die Aufforderung Dr. Petermann's in Gotha, sich an die Spitze einer Expedition zur Auffindung des verschollenen Afrikareisenden Eduard Vogel zu stellen. Im Mai 1861 trat H. in Begleitung von einer Anzahl tüchtiger Männer von Egypten aus die Reise an und wandte sich zunächst den nördlich von Abessynien gelegenen Landschaften zu, wo sich die Expedition mit naturwissenschaftlichen und geographischen Untersuchungen bis zum October aufhielt. Um diese Zeit trennte sich ein Theil der Gesellschaft unter Anführung von Munzinger und Kinzelbach von ihm, da sie dem ursprünglichen Zweck des Unternehmens in einer anderen Richtung besser dienen zu können glaubten, während H. von Anfang an Abessynien als Ziel seiner Reise vor Augen gehabt hatte. Dorthin setzte er nun mit den Uebrigen seinen Weg fort und wurde im April 1862 von dem Kaiser Theodor sehr freundlich aufgenommen. Unter vielen Entbehrungen und Drangsalen bewerkstelligte er die Rückreise und kam im Juli 1862 in Chartum an, wo er einige Monate ausruhte. Im Anfang des folgenden Jahres finden wir ihn schon wieder in Bewegung: er hatte sich nämlich der bekannten holländischen Reisenden Fräulein Tinne zu einer Expedition nach den westlichen Zuflüssen des weißen Nil angeschlossen, und kam mit ihr im Juli 1863 an die Ufer des Kasangaflusses. Die Reise nahm noch das folgende Jahr in Anspruch, und zu Anfang des Jahres 1865 kehrte er nach Europa zurück, um sich der Verarbeitung des reichen wissenschaftlichen Materials zu widmen, das er gesammelt hatte. Diese Arbeit veranlaßte ihn aber wieder zu neuen Reisen nach Frankreich, Holland und Norddeutschland, um in den dortigen Sammlungen vergleichende Studien zu machen. Außerdem folgte er 1870 der Aufforderung des Grafen Waldburg-Zeil, ihn auf einer Reise in das nördliche Eismeer,

namentlich auf die Insel Spitzbergen zu begleiten, und im folgenden Jahr machte er beinahe denselben Weg auf einem Dampfer des Kaufherrn Rosenthal, mit dem er Nowaja-Semlja besuchte. 1875 ging er in Folge einer Aufforderung des Khedive von Egypten, der ihm lockende Anerbietungen gemacht hatte, wieder nach Afrika. Da sich aber die Aussichten nicht erfüllten, so kehrte er im selben Jahr wieder nach Stuttgart zurück. Schon wieder mit neuen Reiseplänen beschäftigt, erkrankte er dort an einer Lungenentzündung und starb nach wenigen Tagen am 5. November 1876. Die Wissenschaft verlor an ihm einen rüstigen Vorkämpfer, der sich um die Erschließung Afrika's und die Kenntniß der dortigen Thierwelt sehr verdient gemacht hat. Außer dem oben genannten ersten Werke veröffentlichte er folgende Arbeiten: „Systematische Uebersicht der Vögel Nordostafrika's" (1856). „Systematische Uebersicht der Säugethiere Nordostafrika's". (1867). „Reise nach Abessynien, den Galaländern, Ostsudan und Chartum in den Jahren 1861 und 1862." (1868.) „Reise in das Gebiet des weißen Nil und seiner westlichen Zuflüsse in den Jahren 1862—64." (1869.) „Ornithologie Nordostafrika's, der Nilquellen und Küstengebiete des rothen Meeres 2c." 2 Bde. mit Abbildgen. (1869—73.) „Reisen nach dem Nordpolmeer in den Jahren 1870 und 71." 3 Bde. (1872—74.) „Reise in Nordostafrika. Schilderungen aus dem Gebiete Beni Amer und Habab nebst zoologischen Skizzen." (1877.) Kl.

Außerdem hat H. in den deutschen geographischen Zeitschriften, vorzüglich in den „Geogr. Mittheilungen" zahlreiche Mittheilungen veröffentlicht (die Bände der letztern von 1861—62 enthalten die Originalberichte über die Vogel-Expedition) und eine Anzahl von Arbeiten naturgeschichtlichen, vorwiegend faunistischen Charakters geliefert, von denen die „Ornithologie Nordost-Afrika's" (3 Bde. Cassel 1869—73) die umfassendste ist. — H. ist, wie sein vielbewegter Lebenslauf zeigt, einer der rastlosesten Reisenden unseres Jahrhunderts gewesen und seine Werke beweisen, daß er auch ein sehr gut vorgebildeter war. Er hat keine der größten geographischen Aufgaben gelöst, die seine Zeitgenossen in Spannung erhielten, noch auf einer seiner Reisen ein sehr hervorragendes Ziel erreicht, aber er hat zu genauer Kenntniß kleinerer oder sonst als minder anziehend vernachlässigter Gebiete Bedeutendes geleistet und wird vorzüglich von den Thiergeographen mit Dankbarkeit genannt. Er war einer der besten unter Denen, die Größeren oder Glücklicheren die Wege vorbereiteten. H. war kein Meister des Styles weder in der Reiseerzählung, noch in der Schilderung, seine Bücher gehören daher nicht zu derjenigen Classe der Reisebeschreibungen, die durch formelle Vorzüge sich als Bereicherung der allgemeinen Litteratur darstellt. Aber er war ein sehr nützlicher wissenschaftlicher Reisender. R.

Geographische Mittheilungen 1877.

Klüpfel. — Friedr. Ratzel.

Heumann: Christoph August H., Polyhistor, einer der bedeutendsten deutschen Gelehrten aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Geboren am 3. August 1681 zu Allstädt in Thüringen, wo sein Vater Diaconus war, erhielt er seine Vorbildung auf der Schule seiner Vaterstadt und auf den Gymnasien zu Saalfeld und Zeitz; um Michaelis 1699 bezog er die Universität Jena, woselbst er vier Jahre lang aufs eifrigste theologischen und allgemeinen Studien oblag. Noch als Student hielt er häufig Predigten; weil er aber keine Lust fühlte, in ein geistliches Amt zu treten, nahm er 1702 die Magisterwürde auf Grund einer Dissertation „de duellis principum" und begann 1703 als Docent über philosophische Gegenstände aufzutreten. Zu seiner weiteren Ausbildung unternahm er 1705 mit seinem Freunde, dem Magister Ehrenberger, eine Reise nach Holland, auf welcher er mit den berühmtesten Professoren und insbesondere mit den

Häuptern der verschiedenen christlichen Secten bekannt wurde. Sein Reisetagebuch, aus dem Cassius im Leben Heumann's reichliche Auszüge mittheilt (S. 32—137), ist für die Gelehrtengeschichte der Zeit von hohem Interesse. Nach Jena im Herbst zurückgekehrt nahm H. seine Lehrthätigkeit wieder auf, dehnte aber seine Vorträge jetzt auch auf Erklärung biblischer Bücher und auf philologische Gegenstände aus. 1709 nahm er einen Ruf nach Eisenach an als Inspector des damaligen Seminarium theologicum, in welcher Stellung er auch Collegien über Philosophie, Exegese und de stilo zu halten hatte, und als Collaborator am Gymnasium. Schon damals hatte ihm seine ausgebreitete Gelehrsamkeit und bedeutendes Lehrtalent einen solchen Namen verschafft, daß ihm wiederholt höhere Lehrstellen angetragen wurden, die er immer ablehnte; als er aber einen Ruf nach Göttingen als Inspector des Gymnasiums unter sehr günstigen Bedingungen erhielt, konnte er nicht widerstehen und verließ das ihm liebgewordene Eisenach, wo er, wie er sich selbst ausdrückt, täglich Gelegenheit gehabt hatte, das studium theologicum, philosophicum und philologicum, seine drei summa bona, zu treiben. Um die neue seiner Leitung anvertraute Anstalt, für die er auch die Einführung einer besseren Schulordnung durchsetzte, erwarb er sich die größten Verdienste und steigerte bedeutend ihren Besuch. Sein Leben als Rector der Göttinger Schule schildert er selbst ausführlich im dritten Theile der Zeit- und Geschichtsbeschreibung der Stadt Göttingen S. 126—209 und theilt auch die Lehrgegenstände mit, die er selbst innerhalb eines dreijährigen Cursus zu behandeln pflegte. Erfreulich ist es, aus dieser Schilderung zu erfahren, daß er auch auf die Pflege der Muttersprache bestens bedacht war, da die Jugend bei Erklärung von Classikern eben so sehr in der deutschen als römischen Beredsamkeit zunehmen sollte, und daß er dem damals ganz vernachlässigten Studium der Geschichte besonderes Augenmerk zuwandte; denn, sagte er, die Historie ist das erste, was ein zukünftiger Gelehrter erlernen muß. Da er als Vorstand einer viel besuchten Schule von auswärtigen Eltern oft angegangen wurde, Schüler in Kost und Wohnung zu nehmen, entschloß er sich jetzt auch zu heirathen; aber die Ehe, die er im Jahre 1719 mit einer Tochter des Stadtsyndicus Winicker einging, wo insofern keine glückliche, als sich schon nach einigen Jahren bei der jungen Frau gichtische Leiden einstellten, die sie fast immer bis zu ihrem erst 1750 erfolgten Tode ans Bett fesselten. Wie H. überhaupt einen trefflichen Charakter hatte und von ächter Frömmigkeit erfüllt war, so ertrug er das Schicksal, eine gebrechliche Frau zu besitzen, mit großer Gelassenheit und christlicher Geduld; viele Stunden brach er seinen Studien ab, um sie zu unterhalten, zu trösten oder in frommen Gesprächen und Gebeten der Gelähmten die versagte Kirche zu ersetzen. Die Ehe ist kinderlos geblieben; zu einer zweiten vermochte sich der Wittwer nicht zu entschließen. — Als im Jahre 1734 die neu gestiftete Georgia Augusta ins Leben trat, wurde das Gymnasium, das schon eine Art höherer Schule gewesen war, aufgehoben und seine Räumlichkeiten zu Universitätszwecken verwendet. Es war H. vergönnt, in Göttingen zu verbleiben, aber wiewol er in zahlreichen Schriften sich als einen der gelehrtesten Theologen der Zeit erwiesen hatte (auch hatte er 1728 zu Helmstedt in öffentlicher Disputation sich den theologischen Doctorgrad erworben), so war doch seine Hoffnung, eine ordentliche Professur in der theologischen Facultät zu erhalten, nicht in Erfüllung gegangen; er wurde zum ordentlichen Professor der Literaturgeschichte und daneben zum außerordentlichen der Theologie unter Belassung seiner bisherigen Bezüge ernannt. Doch fanden seine Verdienste bei der ungemeinen Thätigkeit, die er entwickelte, und bei dem Beifall, den seine gediegenen Vorträge fanden, bald ihre gebührende Anerkennung; er erhielt zuerst eine Zulage zu seiner Besoldung und 1745 die Ernennung zum ordentlichen Professor der

Theologie, womit der lebhafteste Wunsch seines Lebens erfüllt war. Im Jahre 1758 erbat er sich als emeritus seine Enthebung vom Lehramt, nicht als ob er sich altersschwach gefühlt hätte, sondern er konnte, da er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß nicht die lutherische Ansicht vom Abendmahl, sondern die der Reformirten die richtige sei, es nicht mit seinem Gewissen vereinbaren, noch länger an einer evangelisch-lutherischen Universität als Professor der Theologie zu wirken. Er lebte noch mehrere Jahre in gewohnter literarischer Thätigkeit und starb in dem hohen Alter von über 82 Jahren am 1. Mai 1763. — Heumann's schriftstellerische Thätigkeit war von ungemeinem Umfang, aber wie vielfältige Gegenstände er auch in seinen zahllosen Abhandlungen behandelt hat, so wußte er doch in der Regel seinen Stoffen neue Seiten abzugewinnen und neben gründlicher Gelehrsamkeit großen Scharfsinn zu bekunden. Die Aufzählung seiner gelehrten Arbeiten bei seinem Biographen Cassius nimmt nicht weniger als 134 Seiten ein. Einen großen Theil seiner kleineren Schriften buntesten Inhalts umfassen folgende Sammelwerke: „Poecile", eine Art von Journal mit Aufsätzen aus fast allen Gebieten der Gelehrsamkeit, 3 Bde. in je 4 Büchern (Halle 1722—31). „Primitiae Gottingenses", Hannover 1738, 287 S. 4°. „Sylloge dissertationum", 4 partes (Göttingen 1743—50). „Nova sylloge", 2 partes (1752—54). Der reiche Inhalt dieser Sammlungen, in denen Theologie und Kirchengeschichte die Hauptrolle spielen, ist bei Pütter (Geschichte der Universität Göttingen) in kurzer Uebersicht zusammengestellt. Von seinen übrigen theologischen Schriften sind die bedeutendsten „die Uebersetzung des neuen Testaments" (Hannover 1748 und 2. Ausg. 1750 in 2 Bdn.), eine trotz mancher Schwächen sehr verdienstliche Arbeit (s. G. W. Meyer's Geschichte der Schrifterklärung IV, 389 ff.), und die Erklärung des neuen Testaments in 12 Bdn. (Hannover 1750—63), ein grammatisch-historischer Commentar, der eine eben so gute Kenntniß der Sprache wie der Sachen aufweist und auch jetzt noch nicht seine Brauchbarkeit verloren hat. Auf philosophischem Gebiete sind zu nennen vor allem das Hauptwerk; „Acta philosophorum, d. i. Gründliche Nachrichten aus der Historia philosophica nebst beigefügten Urtheilen von denen dahin gehörigen alten und neuen Büchern", ebenfalls eine Art von Journal, das in 18 Stücken 1715—26 erschienen ist, die 3 Bände à circa 1000 Seiten bilden. Anknüpfend an eine seiner frühesten Schriften „Der politische Philosophus, d. i. eine Anweisung zur Klugheit im gemeinen Leben" (Frankf. u. Leipz. 1714 und mit einem Capitel über die Freundschaft vermehrt 1724) verfaßte H. noch im hohen Greisenalter die moral-theologische Schrift „De prudentia christiana liber" (Göttingen 1761—63, 2 partes). Um die Litteraturgeschichte erwarb er sich hohe Verdienste außer zahlreichen einzelnen Beiträgen und Biographien von Gelehrten durch die Schriften: „Schediasma de anonymis et pseudonymis" (Jena 1711 und vermehrt in J. Chr. Mylii Bibliotheca anonymorum etc. 1740). „Epistola de circumforanea literatorum vanitate" unter dem Namen Stadelius, d. i. der Alstedter, in J. B. Menckenii de charlataneria eruditorum declamationes (Amsterdam 1716 u. ö.). „Göttingische Schulhistorie" 1735. 4°. „Bibliotheca historica academica" (1738, 248 pp. 4°) im Anhang der neuen Ausg. von Conringii Antiquitates academicae; vor allem durch sein Hauptwerk: „Conspectus reip. litterariae, sive via ad hist. litterariam" (Hannover 1718, 1763 in 7. Aufl.). Sehr zahlreich sind auch Heumann's philologische Arbeiten: „Parerga critica" (Jena 1712) mit kritischen Beiträgen zu Cicero, Zosimus, Tacitus' Agricola, Jamblichus (de vita Pythagorica), Curtius, Palaephatus, Ovidius ꝛc. und einer verständigen „commentatio de arte critica", die auch einzeln (Nürnberg 1747) erschienen ist. „Sapientia scenae Romanae" 1716, eine Sammlung moralischer Sentenzen aus den Komikern, Syrus, Phae-

drus ꝛc. mit kurzen Noten. „Quintiliani (d. i. Taciti) dialogus de causis corruptae eloquentiae, emendatus et illustratus,“ Göttingen 1719. „Anthologia latina. h. e. Epigrammata selecta,“ Hannover 1721. „Ciceronis oratio pro Milone, emendata et illustrata,“ mit deutscher Uebersetzung (1733), „orationes IX selectae“ 1735, „orr. pro Marcello, Ligario, rege Deiotaro“. 1749, sechs Reden verdeutscht 1735. „Lactantii opera cum notis criticis“ 1736, Heumann's beste Arbeit auf philologischem Gebiete, die viele treffende Verbesserungen besonders zum schwierigen liber de mortibus persecutorum enthält. (Die früher unter dem seltsamen Titel „Lactantii Symposium“ (Hannover 1722) erschienene Separatausgabe beruhte auf dem thörichten Einfall, die den Namen des Symphosius tragenden Räthselgedichte dem Lactantius beizulegen.) „Plutarchi lib. de liberorum educatione cum nova interpret. latina et notis“, Leipzig 1748. Außerdem lieferte H. zahlreiche zerstreute kritische Beiträge zu vielen römischen Auctoren und Kirchenvätern (besonders Minutius Felix und Tertullianus), in welchen er sich als einen zwar kühnen, aber sehr scharfsinnigen Kritiker bewährt hat, so daß ihm sichere Verbesserung vieler verderbten Stellen lateinischer Texte verdankt wird.

Quellen: H. selbst in der Göttingischen Schulhistorie. Pütter's Geschichte der Universität zu Göttingen I, S. 29—34, 1765. Ausführliche Lebensbeschreibung von Georg Andr. Cassius, Cassel 1768, 450 Seiten. G. H. Klippel in Herzog's Realencyklopädie. Halm.

Heumann: Friedrich H. (Hewmann) aus Nürnberg war vom Jahre 1508 an Buchdrucker zu Mainz, und zwar mit Material aus dem Nachlaß des Erfinders der Buchdruckerkunst, das nach der Reihe dem Johann Gutenberg zu Mainz, den Bechtermünzen zu Eltville, und den Brüdern des gemeinsamen Lebens zu Marienthal im Rheingau gehört hatte. Sieben dieser von H. zu Mainz im Kirschgarten mit Gutenberg's Metalltypen gedruckten Bücher beschreibt H. Helbig, Liste des ouvrages imprimés à Mayence, par Frédéric Heumann avec les anciens caractères de Gutenberg (Brüssel 1855, Sonderabdruck aus dem Bulletin du Bibliophile Belge, XI. p. 19—32). Als diese Urtypen im Laufe der Zeit eingeschmolzen waren, legte die Localtradition der Buchdrucker zum Sewlöffel (Saulöffel) der historischen Wirklichkeit alte Holzschnittinitialen unter, die der Buchdrucker Albinus im Jahre 1604 dem Jesuiten Serrarius als „Holzbuchstaben der Erfinder des Buchdrucks“ vorzeigte. Diese sagenhafte Verwechselung ist dann später in den mythischen „Geschichten der Buchdruckerkunst“, besonders von Schaab, Wetter und Falkenstein ausgebeutet worden.

Vgl. in meinem „Gutenberg“ im Register: Holztypen.

v. d. Linde.

Heumann: Hermann Gottlieb H., geb. 6. Januar 1812 in Großrudestedt, Großh. Weimar, wo sein Vater Justizamtmann war, frequentirte das Gymnasium in Weimar, studirte in Jena und Berlin, machte im Juni 183. sein Staatsexamen und habilitirte sich nach Absolvirung eines praktischen Cursus beim Justizamt Weimar im October 1837 als Privatdocent in Jena, las über römisches Recht, Notherbenrecht ꝛc. Im Februar 1845 wurde er als Assessor bei der Landesregierung in Weimar angestellt, im Juli 1850 als Appellations-Rath bei dem gemeinschaftlichen Appellations-Gericht in Eisenach. Am 6. Sept. 1866 erkrankte er an der Cholera und starb am 8. Sept. Er betheiligte sich lebhaft an den „Blättern für Rechtspflege in Thüringen“ (Frommann in Jena) und ist Verfasser des „Handlexikons zu den Quellen des römischen Rechts“ 1846—51, 4. Aufl. (Jena 1869) und 5. Aufl. (Jena 1879) von Dr. Hesse besorgt. Er war in seinem Wesen schlicht und einfach, ein gediegener Charakter mit tiefem Gemüth und Sinn für Poesie, selbst dichterisch begabt. Im Ma

1845 hatte er sich mit einer Tochter des Geh. Kirchenrath Schott in Jena verheirathet, hinterließ diese als Wittwe und 4 Kinder.

Nekrolog in den Thüring. Bl. XIV. 206. Teichmann.

Heumann: Johann H. von Teutschenbrunn, Rechtsgelehrter, geb. am 11. Febr. 1711 zu Muggendorf bei Streitberg, wo sein Vater erster Gerichtsschöffe war; gest. am 29. Septbr. 1760 als Professor zu Altdorf. H. kam als zehnjähriger Knabe in das Haus seines Onkels, des Gerichtsprocurators Georg Heumann in Nürnberg. Dort genoß er eine sorgfältige Erziehung, welche sich auch auf Erlernung neuerer Sprachen erstreckte und wurde theoretisch und praktisch in das Studium der Rechtswissenschaft eingeführt. Am 25. August 1730 ließ er sich an der Universität Altdorf immatrikuliren und ging nach zurückgelegten akademischen Jahren 1734 als Hofmeister nach Wien, wo er die Gelegenheit wahrnahm, seine Sprachkenntnisse zu erweitern und sich mit dem Reichshofrathsprocesse genau vertraut zu machen. Nach vierjährigem Aufenthalte in Wien kam er mit guten Empfehlungen wieder nach Altdorf und wurde bald nach seiner Ankunft (im November 1739) als sächsischer Rath und Amtmann an den fürstlich weimarischen Hof berufen. Am 1. Juni 1740 erhielt er durch Vermittlung des Curators der Universität Altdorf, Ebner v. Eschenbach, der in Wien seine Bekanntschaft gemacht hatte, die außerordentliche Professur der Rechte, wurde am Peter- und Paulsfeste nach Gewohnheit der Altdorfer Hochschule öffentlich und feierlich als Doctor der Rechte ausgerufen, und begann am 18. Juli sein Lehramt mit der Rede „De nomothesia veterum Germanorum virtutis specie vitiosa“. Am 1. Juli 1744 übernahm er die ordentliche Professur für Institutionen, wozu nach Rink's Tod 1745 Staatsrecht und 1757 auch noch das Pandektencollegium kam. In dem gleichen Jahre wurde er Consulent von Nürnberg und Markgraf Friedrich von Bayreuth zeichnete ihn durch Verleihung der Würde eines Geheimrathes aus, Kaiser Franz I. aber nahm den eifrigen Quellenforscher mit dem Beinamen „von Teutschenbrunn" in den Reichsadel auf. Auch in Gelehrtenkreisen fanden Heumann's Leistungen ehrenvolle Anerkennung. Im Mai 1746 erging an ihn ein Ruf aus Utrecht, kurze Zeit vor seinem Tode ein zweiter aus Erlangen, und die gelehrten Gesellschaften zu München und Duisburg erkoren ihn als Mitglied. Der schlichte, in seiner Bücherwelt lebende Gelehrte machte weder von dem Geheimrathstitel noch von der Standeserhöhung Gebrauch, lehnte das ihm angebotene Rectorat ab und konnte sich trotz erhaltener Winke nicht entschließen, seinen Commentar „De re diplomatica Imperatricium August. ac reginarum Germaniae“, 1749, der Wittwe Kaiser Karl VII. zuzueignen. Seit den Wiener Jugendtagen mit Dr. Christoph Friedrich Tresenreuter, der gleichfalls Professor zu Altdorf wurde, treu befreundet, heirathete er 1751 dessen Wittwe, eine geborene Degelmann aus Wien, „ein in der That sehr gelehrtes Frauenzimmer, ohne es zu affectiren", und übertrug dem jüngsten Stiefsohne seinen Adel, welcher jedoch mit diesem erlosch, da Joh. Nic. Tresenreuter von Teutschenbrunn 1756 kinderlos zu Wien verstarb. — Heumann's Name wird in den Annalen der Nürnbergischen Hochschule mit Verehrung genannt; trotz seiner schwächlichen Gesundheit hat er eine Reihe gediegener Werke veröffentlicht, die jedoch nun veraltet sind, wie mit seltener Ausnahme fast die gesammte juristische Litteratur der verflossenen Jahrhunderte. Er beschäftigte sich hauptsächlich mit deutschen Rechtsalterthümern und Diplomatik, und haben seine Arbeiten über die Kaiserurkunden anregend gewirkt. Welche Belesenheit und Bücherkenntniß H. besaß, das ersieht man aus seinen „Opusculis“, 1747 (woselbst neben manch' Anderem auch den Nürnberger Lebkuchen (de libis dulciariis) eine „Observatio“ gewidmet ist); man ersieht sie aber auch aus seinem „Apparatus jurisprudentiae litterarius“. 1752, einer Art von Rechtspropädeutik, welche

vornehmlich die juristischen Hilfswissenschaften bespricht, und 1780 in 2. Auflage vom Professor J. Ch. Siebenkees herausgegeben wurde. — Die in 38 Capitel getheilten „Initia juris politiae Germanorum“, 1757, erläutern zum Erstenmale in systematischer Weise die Reichspolizeigesetzgebung, und genießen als eine der frühesten wissenschaftlichen Arbeiten über Polizeirecht auch jetzt noch wenigstens literargeschichtlichen Werth. Einem glücklichen Gedanken entsprang der „Rechtliche Katechismus oder frageweise abgefaßte Anweisung zu der gemeinen deutschen bürgerlichen Rechtslehre zum nützlichen Gebrauch eines jeden Teutschen Mitbürgers“, 1759, welcher in nachahmungswerther Weise die Popularisirung des Civilrechts im Auge hat, schon 1760 eine 2. Auflage erforderte und 1772, dann 1791 abermals verlegt wurde. — Weidlich hat in seinen „Zuverlässigen Nachrichten“ V, 383 ff. sämmtliche Arbeiten Heumann's und die Blätter verzeichnet, in welchen diese besprochen sind. — Die Wittwe ließ durch Oexlein eine hübsche Medaille prägen, deren Vorderseite Heumann's Brustbild zeigt, auf der Rückseite Themis und Germania mit der Umschrift: Gemino splendore coruscant“. Sein von Haid in Augsburg gestochenes Bild ist in der 10. Dekade von Brucker's Pinacoth. script. illustr. Das der 3. und 4. Auflage des Katechismus beigegebene Porträt ist von Nusbiegel.

J. Mich. Nagel, Memoria J. H. de Teutschenbronn, Alt. 1760 Fol. Moser, Neueste Gesch. des t. St. Rs. S. 60. Baader, Lexicon verst. bayer. Schriftsteller II, 91 und die dort Aufgeführten. Eisenhart.

Heumen: Johann von H., katholischer Theolog, im Anfang des 17. Jahrhunderts zu Utrecht geboren, † 26. April 1673, studirte vielleicht zu Löwen Theologie, erhielt wenigstens dort den Licentiatenrang. Nachdem er einige Jahre als Priester zu Schoonhoven und als apostolischer Protonotarius fungirt hatte, trat er 1642 als Prediger zu Rotterdam auf, und zeichnete sich durch treue Pflichterfüllung, auch bei der damals herrschenden Pest aus. Bald nachher wurde er Hauptgeistlicher und Erzpriester zu Delft, führte auch den Decantitel des erzbischöflichen Kapitels zu Utrecht. Wie es scheint, war er kein Freund der Jesuiten, welche seit den Zeiten des päpstlichen Vicars Philipp Rovenius beflissen waren, ihre Herrschaft auch über die niederländischen Katholiken auszubreiten und dadurch die spätere Trennung der Altkatholischen verursachten. v. H. schrieb „De onsterfelijke Adam“, 1651, „De mediteerende duif over de Sondaghen en heylighe daghen“, 1658, „Joseph somnians, complectens falsas variorum imaginationes“, 1660, „Joseph accrescens, docens conversionem peccatoris ad justitiam“ 1633, „Job patiens, docens conditionem tribulationum humanarum et modum patiendi eas“, 1668 und „Het closter van Sion in VI deelen“, 1658. Auch verfaßte er eine Abhandlung von der Ehe zwischen Katholiken und Akatholiken, die jedoch ungedruckt blieb.

Paquot, Mém. littér. I. p. 272 und Glasius, Godgel. Nederl.

van Slee.

Heun: Karl H. s. Clauren Bd. IV, S. 281.

Heune: s. Gigas, Johannes H. Bd. IX, S. 167.

Heunert: Friedrich H., Landschaftsmaler, geb. 1808 in Soest, gest. den 27. Novbr. 1876 in Düsseldorf. Er bezog früh die dortige Akademie, wo er unter der Leitung J. W. Schirmer's seine Ausbildung erhielt. Seine Landschaften schildern meistens anmuthige Gegenden Westfalens oder des bergischen Landes und zeichnen sich durch gediegene Zeichnung, gute Färbung und sorgfältige Durchführung aus. Fast immer von kleinem Umfang, geben sie nur heitere Tagesstimmungen wieder. Gewitter- und Regenlandschaften, Fels- und Gebirgspartien hat H. nie gemalt, aber in der ansprechenden Darstellung freund-

licher Motive bewegte er sich mit günstigem Erfolg. Auch als Aquarellmaler sowie als Lehrer leistete er Lobenswerthes. Um das gesellschaftliche Leben der Düsseldorfer Künstler machte er sich als Mitbegründer und langjähriges Vorstandsmitglied des „Vereins Düsseldorfer Künstler zu gegenseitiger Unterstützung und Hülfe“ und des „Künstlervereins Malkasten“ verdient, bei welchen er das Kassenwesen längere Zeit mit uneigennütziger Aufopferung versah.

M. Blanckarts, Düsseldorfer Künstler. Nekrologe aus den letzten zehn Jahren (Stuttgart 1877). M. Blanckarts.

Heurn: Jan van H. (Johannes Heurnius), Arzt, ist den 25. Juni 1543 in Utrecht geboren. So langsam sich die Geisteskräfte des mit aller Sorgfalt unterrichteten Knaben anfangs entwickelten — im 11. Lebensjahre arbeitete er noch an einer genaueren Bekanntschaft mit dem Alphabete —, so schnelle Fortschritte machte seine Geistesbildung später, so daß es ihm bei eisernem Fleiße gelang, schon im 18. Jahre mit vortrefflichen Vorkenntnissen ausgestattet, die Universität von Löwen zu beziehen, um sich daselbst dem Studium der Philosophie, Mathematik und Medicin zu widmen. Drei Jahre später ging er zur Fortsetzung seiner Studien nach Paris, wo er sich vorzugsweise an Ramé und Duret anschloß, die ihn vielfach auszeichneten. Auch hier verweilte er drei Jahre und ging dann nach Padua, wo ihn die anatomischen Vorlesungen von Fabrizio ab Aquapendente besonders anzogen, wo er die praktische Heilkunde unter Capivaccio und Mercuriali studirte und sich auch des Unterrichtes des großen Botanikers Guilandini (des Deutschen Wieland) erfreute. Nach vierjährigem Aufenthalte daselbst ging H. 1571 nach Pavia und lebte hier, nachdem er die Doctorwürde erlangt hatte, zwei Jahre lang als Leibarzt des Grafen Cantecroy; einer der hervorragendsten Lehrer der Medicin an dieser Universität hatte die Absicht, H. zu seinem Schwiegersohne und Nachfolger im Amte zu machen: dies erregte die Eifersucht mehrerer Italiener und um den Nachstellungen derselben zu entgehen, sah er sich gezwungen, Pavia heimlich zu verlassen. (So berichtet sein Sohn; nach andern Mittheilungen soll H. sich zu diesem Schritte dadurch veranlaßt gesehen haben, daß er als Anhänger der lutherischen Kirche d. h. als Häretiker nicht hoffen konnte, in dem fanatischen Italien eine bleibende Stätte zu finden.) Er kehrte also 1573 in seine Heimath zurück und habilitirte sich als praktischer Arzt in Utrecht, wo er mit der Stellung eines Leibarztes bei dem Grafen Egmont und dem spanischen Gouverneur Noortiarmes betraut wurde; das ihm angetragene Amt eines Stadtarztes lehnte er ab, da er fürchtete, daß eine so gehäufte praktische Thätigkeit seine Studien beeinträchtigen würde. — Im J. 1581 folgte er einem Rufe als Professor der Medicin an die wenige Jahre zuvor neu begründete Universität zu Leyden und hier ist er, indem er einen im J. 1583 an ihn ergangenen, sehr vortheilhaften Ruf an die neu begründete Universität zu Franeker ausschlug, bis zum Ende seines Lebens geblieben. Sein Tod erfolgte nach einem schweren Blasenleiden am 11. August 1601. — Mit klassischer Bildung und umfassender medicinischer Gelehrsamkeit ausgestattet, hat H. in seiner akademischen Stellung wesentlich zur Begründung des Glanzes beigetragen, dessen sich die medicinische Facultät in Leyden in der Folgezeit erfreut hat. Er ist der erste gewesen, der daselbst anatomische Demonstrationen an der Leiche ausgeführt und somit zur Verpflanzung dieses wichtigen Unterrichtszweiges von den Universitäten Italiens, wo derselbe mit dem Auftreten Vesal's eingebürgert war, nach außeritalienischen Lehranstalten angeregt hat. Außerdem nimmt er mit seinen zahlreichen Schriften über den Charakter und die Bedeutung der alten griechischen Heilkunde, und speciell des reinen Hippocratismus, eine der ersten Stellen unter den ärztlichen Gelehrten seiner Zeit ein, deren Bestreben dahin ging, die griechische Heilkunde von den Auswüchsen und Verunstaltungen der späteren

Zeit, und besonders des Arabismus, zu säubern und so eine Reform der Medicin herbeizuführen, welche eine fruchtbare Basis für die weitere Bearbeitung der Wissenschaft abzugeben geeignet war. — Auch die praktische Seite der Heilkunde ist von ihm nicht ohne Erfolg bearbeitet worden und wenn die von ihm verfaßten, seiner Zeit sehr beliebten Lehrbücher („Praxeos medicinae nova ratio", 1587, in 4 späteren Auflagen, die letzte vom J. 1650, „Institutiones medicinae", 1592, und in 3 späteren Auflagen, die letzte 1666) und die monographischen Bearbeitungen einzelner Capitel aus der Pathologie („De morbis capitis", 1594 (1604). „Liber de febribus", 1598, „De peste liber", 16.. u. v. a.) auch keinen Anspruch auf Originalität machen können, so reihen sie sich doch in der Unbefangenheit der Auffassung und Klarheit der Darstellung den besten derartigen Arbeiten jener Zeit an. — Seine Schriften (ein vollständiges Verzeichniß derselben findet sich in Haller, Bibl. med.-pract. II p. 272) sind in 2 Bänden (1609, 4. und in 2. Auflage 1658 Fol.) von seinem Sohne Otto herausgegeben worden, der nach dem Hinscheiden seines Vaters die durch den Tod desselben erledigte Professur angetreten und bis zu seinem 1.. erfolgten Tode bekleidet hat.

Ueber v. Heurn's Leben vgl. die von seinem Sohne verfaßte Vita J. H., welche der Ausgabe der gesammelten Werke vorgedruckt ist, ferner Adam Vitae germanorum medicorum p. 368 und Nicéron, Mémoires XXXVII, p. 3..

Aug. Hirsch.

Heuschen: Benedict H., Augustiner Eremit, der Kölner Provinz dieses Ordens angehörig, auch zeitweiliger Leiter dieser Provinz, und schriftstellerischer Vertreter der besonderen Schulrichtung dieses Ordens (vgl. den Artikel Hörmannseder, Anselm). Von ihm ist vorhanden: „Compendium philosophiae nostri Mag. Nicolai Gavardi", 1748.

Werner.

Heusinger: Johann Michael H., Philolog und Schulmann, Sohn eines Predigers, geb. am 25. August 1690 zu Sundhausen im Gothaischen, gest. am 24. Febr. 1751. Vorgebildet auf dem Gymnasium zu Gotha, widmete er sich seit 1708 auf den Universitäten zu Halle und Jena theologischen und philologischen Studien, auch eifrig unter dem berühmten Christian Wolf Mathematik betreibend. Eine Reise, die er aus Gesundheitsrücksichten unternahm, führte ihn nach Gießen, wo er eine Hauslehrerstelle bei dem Kanzler der Universität Mollenbeck 1715 erhielt und den Aufenthalt benutzte, sich durch Besuch von Vorlesungen, besonders bei dem Mathematiker Liebknecht, weiter auszubilden. Durch rege Theilnahme an akademischen Disputationen erwarb er sich bald einen so geachteten Namen, daß ihm das Jahr darauf der Graf Friedr. Ernst Solms zu Laubach die Erziehung seiner Söhne anvertraute. Im Jahre 17.. belohnte ihn sein Gönner durch Verleihung des Rectorats der Schule zu Laubach, für deren Hebung er sich große Verdienste erwarb. 1730 folgte H. einem Ruf als Professor am Gymnasium zu Gotha, 1738 wurde er Rector des Gymnasiums zu Eisenach, wo er dreizehn Jahre bis zu seinem Tode segensreich gewirkt hat. Als ein Mann von durchaus gediegenem Charakter, von tiefer Religiosität, ohne dabei ein Kopfhänger zu sein, von einem seltenen pädagogischen Takte, von großer und ausgebreiteter Gelehrsamkeit erwarb er sich, wo er nur wirkte, hohe Achtung und Liebe, so daß sein Name in weiteren Kreisen als der eines der tüchtigsten Schulmänner seiner Zeit anerkannt war. Auch seine schriftstellerischen Leistungen, besonders auf dem Gebiete der lateinischen Litteratur, verdienen hohes Lob; seine Ausgaben des Cornelius Nepos und von Cicero's Werk über die Pflichten haben noch jetzt ihre Brauchbarkeit nicht eingebüßt. Als guter Beobachter des Sprachgebrauchs hat er im Lateinischen mehrere Sprachgesetze aufgestellt, die sich als richtig bewährt haben; als Kritiker war er

besonnen, so daß ihm manche sichere Verbesserung verderbter Stellen verdankt wird. Heusinger's hauptsächliche Schriften sind: „Vechneri Hellenolexias cum supplementis et annotationibus“, Gothae 1733; „Juliani Caesares“, Gothae 1736; „Phaedri fabulae“, Jenae 1740; „Aesopi fabulae“, Isenaci 1741 (und 1771 durch C. A. Klotz); „Ciceronis orationes pro S. Roscio Am. et Philippica II. explanatae“, 1741; „Cornelii Nepotis vitae“, Isenaci 1747, welcher Ausgabe das treffliche „Spicilegium emendationum et observationum ad imperatores XVIII priores“ (Isenaci 1744. 4.) vorangegangen ist; „Emendationum libri II“, nach seinem Tode von seinem Sohn Friedrich zu Gotha 1751 herausgegeben, mit Beiträgen zu Lactantius p. 1—160 (noch unbenutzt), den Fabulae Aesopicae, zu Cornelius Celsus, Curtius, Seneca, den Briefen des Plinius ꝛc. und einer großen Abhandlung: „Antibarbarae latini sermonis observationes“, p. 321—488. Von einer Sammlung seiner für die Gelehrtengeschichte von Eisenach wichtigen Schulprogramme und sonstigen kleineren Schriften ist nur ein erster Band mit dem Titel „I. M. Heusingeri opuscula minora varii argumenti“, Tom. I. von seinem Biographen F. A. Töpfer besorgt, erschienen. Das Programm „Novae editionis Ciceroniani operis de officiis specimen“ (Isenaci 1749) hatte eine große Erwartung von diesem Hauptwerke Heusinger's erregt; es kam aber erst 1783 ans Tageslicht mit einer Vorrede von Conrad Heusinger, dem Sohne von Jacob Friedrich, einem Neffen des Johann Michael, der den kritischen Theil der Ausgabe besorgt hat. Eine neue Auflage des geschätzten Werkes erschien durch Zumpt 1838, der in der Vorrede pag. V. ss. den wissenschaftlichen Verdiensten Heusinger's ein warmes und wohlverdientes Lob gespendet hat.

Lebensbeschreibung von Friedr. Aug. Töpfer, zuletzt vor den oben erwähnten Opuscula minora 1783 (auch in Harles' Vitae philologorum I, 284 (1770). F. Hand in der Haller Encyklopädie. Halm.

Heusinger: Joh. Heinrich Gottlieb H., geb. am 1. August 1766 in Römhild bei Meiningen, gest. in Dresden am 13. April 1837, Sohn eines Diaconus, besuchte die Studienanstalten in Meiningen und Koburg, und bezog 1787 die Universität Jena, wo er zunächst Theologie, bald aber ausschließlich Philosophie studirte. Nachdem er 1789 eine Hauslehrerstelle in Ronneburg bei Gera übernommen und hierauf seit 1793 in Dresden als Privatlehrer gelebt hatte, habilitirte er sich 1795 als Docent an der Universität Jena, wo er mit Erfolg die Philosophie Kant's vertrat, gab jedoch im Herbst 1797 diese Stellung wieder auf, um sich in Eisenach an dem von Chr. K. André geleiteten Erziehungsinstitute zu betheiligen, und siedelte schließlich 1798 nach Dresden um, wo er zunächst wieder in Privatkreisen als Erzieher wirkte und auch mehrfach Vorlesungen vor gebildetem Publikum hielt, aber nach einigen Jahren (abgesehen von der vorübergehenden Function eines Bücherauctionators) im J. 1807 eine Anstellung als Lehrer am Cadettencorps, hierauf 1808 an der Pagerie und zuletzt 1810 an der Militärakademie fand, wo ihm die Fächer der Geschichte, der Geographie, der deutschen Sprache und der Encyclopädie übertragen waren. Im J. 1831 trat er in den erbetenen Ruhestand. — Seine schriftstellerische Thätigkeit lag anfänglich auf dem Gebiete der Pädagogik, in welchem er ähnlich wie Kant sich grundsätzlich auf dem an Rousseau anknüpfenden Standpunkte Basedow's, Campe's und Salzmann's bewegte. Schon 1790 hatte er gemeinschaftlich mit dem genannten André veröffentlicht „Ulrich Flaming, ein Lesebuch“, es folgten dann „Gutwill's Spaziergänge“ (1792), „Beiträge zur Berichtigung einiger Begriffe über Erziehung“ (1794), „Versuch eines Lehrbuches der Erziehungskunst“ (1794), „Rousseau's Glaubenskenntniß“ (1796), „Ueber den Beschäftigungstrieb der Kinder“ (1797) und hierauf das Hauptwerk „Die

Familie Wertheim" (5 Bände, 1798 ff.). Bald aber waren daneben auch philosophische Leistungen getreten; es erschien nämlich seine „Encyklopädie der Philosophie" (2 Bde., 1796), welche in Briefform eine geschmackvolle Darstellung der Grundsätze Kant's enthält, indem nach Vorausschickung einer mehr Wolffisch gefärbten Psychologie der hauptsächliche Inhalt der Kritik der reinen Vernunft und der Kritik der praktischen Vernunft, sowie der Rechtslehre und der Religionslehre entwickelt wird. Den hiebei noch übrig bleibenden dritten Haupttheil der Kant'schen Philosophie bearbeitete er in einem „Handbuch der Aesthetik" (2 Bde. 1797 und 1800), wobei er Kant's Auffassung des Schönen und des Erhabenen durch die einzelnen Künste durchzuführen versuchte. Nachdem Fichte seine bekannte Appellation veröffentlicht hatte, schloß sich auch H. den Gegnern desselben an durch seine Schrift „Ueber das idealistisch-atheistische System des Professor Fichte" (1799) und „Antwort auf Fichte's Erwiderung" (1800), indem er theils auf Kant'schem theils auf aufklärerischem Boden stehend eine wortspaltende Kritik an Fichte's Wissenschaftslehre übte. Noch in seinen letzten Lebensjahren kam er auf die für ihn ursprünglich entscheidenden zwei Denker zurück, indem er in „Besuche bei Todten und Lebenden" (1834) außer einer Erörterung der psychologischen Probleme, welche durch die Auffindung Kaspar Hauser's hervorgerufen waren, eine in warmer Hingabe geschriebene Darstellung der Verdienste Rousseau's und Kant's gab. Auch für Philosophie der Mathematik darf er nicht völlig unbeachtet bleiben, insofern er in seiner letzten Schrift „Die Grundlehren der Größenkunst" (1835) neben dem didaktischen Zwecke eines Compendiums der Mathematik auch speculative Grundsätze betreffs der Bedeutung des Zeitbegriffes in der Lehre von den variablen Größen entwickelt. Außerdem hatte er in praktischer Lehrtendenz einen „Handatlas" (1810), eine „Geschichte der Europäer" (1825), eine „Elementar-Geographie des Erdbodens" (1826), sowie in der „Historischen Taschenbibliothek" (1826) eine Uebersetzung von Bodin's Geschichte Englands und von St. Maurice's Geschichte der Kreuzzüge und eine neue Auflage von Wenzel's Bildungsbuch (1834) veröffentlicht.

Neuer Nekrolog. Jahrg. 1837, S. 432 ff. Prantl.

Heusinger: Konrad H., Philolog und Schulmann, geb. zu Wolfenbüttel am 2. August 1752, der Sohn von Jacob Friedrich H. (geb. zu Useborn in der Wetterau am 11. April 1719, gest. am 27. Septbr. 1778 als Rector der Schule zu Wolfenbüttel), der sich durch mehrere Arbeiten über griechische Schriftsteller und besonders durch die erste Ausgabe von „Mallii Theodori liber de metris (1755 und 1766) bekannt gemacht hat. Nach Beendigung seiner Gymnasialstudien bezog Konrad 1769 die Universität Helmstädt, 1770 ging er nach Göttingen, wo er dritthalb Jahre verblieb und begeistert durch Heyne's Vorträge, der ihm besondere Zuneigung schenkte, sich für das Lehrfach entschied. Nachdem er fünf Jahre lang eine Hauslehrerstelle bekleidet hatte, erhielt er schon 1778 nach dem Ableben seines Vaters das Conrectorat am Gymnasium zu Wolfenbüttel, wo er eine so erfolgreiche Wirksamkeit als Lehrer entfaltete, daß er im J. 1790 als Director des Katharineums nach Braunschweig berufen wurde, welche Anstalt er aus tiefem Verfall wieder zu herrlicher Blüthe gebracht hat. Als Lehrer zeichnete er sich durch eine gute Methode und besonders durch geschmackvolle Behandlung der Classiker aus; da er auch einen vortrefflichen Charakter besaß, stand er in allgemeiner Achtung bis zu seinem am 12. Januar 1820 erfolgten Tode. Als Schriftsteller war H. ein fleißiger Mitarbeiter an Journalen, die auch manches hübsche Gedicht aus seiner Feder brachten; von seinen philologischen Arbeiten erschien bei seinen Lebzeiten nur eine Ausgabe von „Ovidii Heroides et A. Sabini epistolae", Braunschw. 1786 und von den Trojanerinnen des Seneca mit deutschem Commentar in den von J. H. Schulze

herausgegebenen ausgesuchten Schauspielen aus Plautus und Seneca, Braunschw. 1790, in 2 Thln. Sein Hauptwerk, an dem er über dreißig Jahre gearbeitet hatte, die berühmte Uebersetzung des Livius mit kritischen und erklärenden Anmerkungen, die alle früheren Versuche der Art in Vergessenheit gebracht hat, ist erst ein Jahr nach seinem Tode zu Braunschweig in 5 Bänden erschienen.

Biographische Notizen von G. A. Ch. Scheffler im Archiv f. Phil. und Pädag. von Seebode I, S. 562 ff., 1824. Mein Leben, von Hoffmann v. Fallersleben I, S. 83 ff. Halm.

Heusler: Andreas H. (Heußler), schweizerischer Staatsmann und Rechtshistoriker, geb. 8. März 1802 in Basel, gest. 11. April 1868 ebendaselbst. Nachdem H. in Basel und zuletzt in Stuttgart die Schule besucht hatte, studirte er in Jena und Tübingen und erwarb auf letzterer Universität im J. 1826 die juristische Doctorwürde. Hierauf machte er noch längere Reisen, hielt sich namentlich in Paris und London auf und kehrte im J. 1828 in seine Vaterstadt zurück, wo er sich noch in demselben Jahre an der Universität habilitirte und 1830 zum ordentlichen Professor ernannt wurde. Daneben bekleidete er die Stelle eines Mitgliedes des Criminalgerichts. Doch bald nahm seine Thätigkeit eine andere Wendung. Schon 1830 war er in den großen Rath gewählt worden, 1831 wurde er Mitglied des kleinen Rathes (der Regierung). Es waren schwierige Verhältnisse, unter denen er seine staatsmännische Laufbahn antrat. Zu Anfang des Jahres 1831 hatten die Wirren in der Landschaft Basel begonnen, die zu der im Jahre 1833 vollzogenen Theilung des Kantons führten, und nachdem diese eingetreten war, galt es, das neue baselstädtische Gemeinwesen so einzurichten, daß ihm auch unter den veränderten Verhältnissen eine ehrenvolle Existenz gesichert blieb. Eine besonders wichtige Aufgabe war die Erhaltung der Universität. H., welcher als Vorsteher des Erziehungswesens den Entwurf zu einer Reorganisation dieser Anstalt ausarbeitete, der im J. 1835 im Wesentlichen angenommen und durchgeführt wurde, faßte den glücklichen Gedanken, die unzulänglichen Mittel, über welche der Staat verfügen konnte, durch freiwillige Leistungen der Bürgerschaft zu ergänzen, und gründete in Verbindung mit einigen gleichgesinnten Freunden die freiwillige akademische Gesellschaft, deren Vorsteher er bis zu seinem Tode verblieb, und die zu dem Aufschwunge, den die Universität nach und nach wieder nahm, und zur Hebung des geistigen Lebens in Basel überhaupt vorzüglich beigetragen hat. Als in den Vierziger Jahren, in der Zeit, die dem Sonderbundskriege voranging, sich auch in Basel eine immer bedeutendere radicale Partei bildete, war unter den Mitgliedern der Regierung neben dem Bürgermeister Karl Burckhardt (s. d. Art.) namentlich H. das Ziel von deren Angriffen, und nachdem die im J. 1846 unternommene Verfassungsrevision im J. 1847 durchgeführt worden war, verzichtete er gleich jenem darauf sich wieder in den kleinen Rath wählen zu lassen. Dem großen Rathe dagegen hat er bis zu seinem Tode als Mitglied angehört. Den Haß der radicalen Partei hatte er sich vorzugsweise durch seine journalistische Thätigkeit zugezogen. In der 1831—1859 erscheinenden Basler Zeitung hat er von Anfang bis gegen das Ende ihres Bestehens theils als Hauptredactor, theils als Mitarbeiter die von ihm in den Behörden vertretene conservative Politik mit Muth und Geschick, bisweilen auch mit einer Schärfe verfochten, die ihm mehr als einmal persönliche Bedrohungen zugezogen. So mild er im persönlichen Umgange war, so schneidend konnte er werden, wenn er zum Kampfe die Feder ergriff. Wie wenig seine Bekämpfung des Radicalismus aus einem engherzigen Festhalten am Hergebrachten hervorgegangen, zeigen unter anderem die erfolgreichen Bemühungen, die er zu wiederholten Malen gemacht hat, die Erwerbung des Stadtbürgerrechts zu erleichtern. Im

J. 1847 wurde auf seinen Antrag ein dahinzielender Satz in die Verfassung aufgenommen, der dann zum Erlaß eines neuen Bürgerrechtsgesetzes führte, und im J. 1866 wurde, wiederum auf seinen Antrag, dies letztere durch ein solches ersetzt, das noch viel weiter gehende Bestimmungen enthielt. Mit seinem Eintritt in den kleinen Rath hat H. seine Wirksamkeit an der Universität nicht aufgegeben, er hat sie, wenn auch in beschränktem Maße, mit wenigen Unterbrechungen bis zu seinem Tode fortgeführt, seit 1852 wieder mit Titel und Rechten eines ordentlichen Professors, jedoch ohne einen Gehalt zu beziehen. Er hatte seiner Zeit mit Vorlesungen über schweizerisches Staatsrecht begonnen, dann auch über römisches Recht und über Criminalrecht gelesen; als im J. 1831 seine Stellung als Universitätslehrer wieder eine freiwillige wurde, zog er sich auf jenes erste Fach zurück, das vor ihm noch wenig bearbeitet worden war, und zugleich ging er von einer systematischen Darstellung, wie er sie bisher gegeben, zu einer historischen über und machte fortan die Verfassungsgeschichte der Kantone und der Eidgenossenschaft zum Gegenstande seiner Vorlesungen. — Im J. 1836 betheiligte er sich an der Gründung der baslerischen historischen Gesellschaft, im J. 1840 an derjenigen der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz; beide hat er zeitweise als Vorsteher geleitet. Die wissenschaftlichen Arbeiten, die er veröffentlicht hat, gehören mit Ausnahme seiner Doctordissertation („De ratione in puniendis delictis culpa commissis apud Romanos servata") und einer akademischen Gelegenheitsschrift aus dem J. 1830 („De prohibita rei litigiosae alienatione secundum praecepta juris Romani") sämmtlich dem Gebiete der vaterländischen Geschichte, vorzugsweise der Verfassungsgeschichte an. Die umfangreichste behandelt ein Stück Zeitgeschichte, das er selbstthätig mit erlebt hat, „die Trennung des Kantons Basel" (Band 1. 2. Zürich 1839. 1842). Sie ist entstanden auf Anregung des gewesenen Landammanns von St. Gallen, Karl Müller von Friedberg, und zuerst in dessen schweizerischen Annalen erschienen. Einen ebenso werthvollen Beitrag zur Geschichte der politischen Umgestaltung der Schweiz in unserm Jahrhundert hätte die von H. in seinen letzten Lebensjahren in Angriff genommene Biographie seines Freundes, des Bürgermeisters Karl Burckhardt, geliefert, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, sie zu vollenden. Ein Bruchstück daraus ist der in Gelzer's Monatsblättern 186- veröffentlichte Aufsatz: „Die diplomatischen Unterhandlungen betreffend die Auslieferung der Professoren Snell und Follen." — Die übrigen Arbeiten Heusler's sind alle aus Vorträgen entstanden, die er theils im Schooße der genannten Gesellschaften, theils in deren Auftrag oder als Vertreter der Universität vor einem weitern Publicum gehalten hat. An seine Darstellung der Trennung des Kantons Basel schließen sich diejenigen ähnlicher Wirren aus früheren Jahrhunderten an, „Der Bauernkrieg von 1653 in der Landschaft Basel" (1854) und die Beschreibung des sogen. Rappenkriegs von 1590—1594 in dem Vortrag über Andreas Ryff (Beiträge zur vaterländ. Geschichte, herausgegeben von der histor. Gesellsch. zu Basel, Bd. IX, 1869). Eine zweite Gruppe von Arbeiten beschäftigt sich mit den staatsrechtlichen Verhältnissen der Waldstätte zur Zeit der Entstehung der Eidgenossenschaft und mit dem Anschluß Zürichs und Berns an die letztere („Die Anfänge der Freiheit von Uri" und „Die Rechtsfrage zwischen Schwyz und Habsburg" im Schweizerischen Museum für historische Wissenschaften, Bd. I und III., Frauenfeld 1837 und 1839, „Historisch-politische Betrachtungen über den Bund der Stadt Bern mit den Waldstätten vom 6. März 1353" und „Der Bund Zürichs mit den vier Waldstätten vom 1. Mai 1351" in den Beiträgen III und V, 1846 und 1854). Die beiden ersten dieser Aufsätze sind durch die Untersuchungen Kopp's über den Ursprung der Eidgenossenschaft hervorgerufen worden, und auch ein Nachtrag zum vierten kommt auf die-

selben zurück. Trotzdem daß die Polemik zwischen H. und Kopp theilweise mit einiger Schärfe geführt wurde, litt die gegenseitige Achtung der beiden Männer nicht, und ihre gleiche politische Stellung (auch Kopp hat eine Zeit lang in seinem Heimathkanton Luzern in der Regierung gesessen, und er wie H. verfolgte eine gemäßigt conservative Richtung), hat später eine lebhafte Correspondenz zwischen ihnen herbeigeführt. — Fernere Arbeiten Heusler's behandeln den „Durchmarsch des Generals Mercy's durch Basel 1709", die Zustände Basels, wie sie sich „Aus den Basler Rathsbüchern aus den Zeiten des 30jährigen Krieges" ergeben (Beiträge II und VIII, 1843 und 1866), „Die Entstehung des eidgenössischen Defensionals" (akademisches Programm 1855) und „Bürgermeister Wettsteins eidgenössisches Wirken in den Jahren 1651—1666", Basel 1843. — Die Verdienste, welche sich H. als Lehrer wie als Schriftsteller um die Förderung der vaterländischen Geschichte erworben, ehrte die philosophische Facultät der Basler Universität, indem sie ihm im J. 1855 (bei Gelegenheit seiner silbernen Hochzeit) die Doctorwürde ertheilte. Zu bedauern ist es, daß die Vielseitigkeit von Heusler's Thätigkeit, die seinem Gemeinwesen in so hohem Grade zu gute kam, ihm nicht erlaubte, seine Kräfte zur Abfassung eines Werkes über schweizerische Verfassungsgeschichte zu sammeln, wozu er in besonderem Grade berufen gewesen wäre. Das Heft, das er seinen Vorlesungen über die Geschichte des schweizerischen Bundes- und Kantonalstaatsrechts zu Grunde legte, enthält ohne Zweifel die beste Bearbeitung dieses Gegenstandes, die bis jetzt geliefert worden ist.

Vgl. Leichenrede, gehalten den 14. April 1868 durch J. Stockmeyer (mit einer eingefügten Lebensskizze aus der Feder des Sohnes, Prof. Andr. Heusler). Biographische Notizen (von Schönbein, W. Wackernagel und J. R. Burckhardt) in den Basler Nachrichten 1868, Nr. 90, 91, 92 und (von G. Bischoff) in der Sonntagspost (Bern) 1868, Nr. 17. G. v. Wyß, Eröffnungsrede in der Versammlung der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz zu Solothurn am 29. Septbr. 1868 (Archiv f. schweizerische Geschichte XVII, Zürich 1871). W. Vischer.

Heußer-Schweizer: Meta H.-Sch. nimmt unter den Dichterinnen geistlicher Lieder eine der ersten Stellen ein. Geb. den 6. April 1797 als Tochter des Pfarrers Schweizer in Hirzel bei Horgen, Kanton Zürich, wuchs sie ganz in der Verborgenheit auf, nahm aber schon frühe mit Lebhaftigkeit die Eindrücke theils einer tiefreligiösen Umgebung, theils der großartigen Gebirgswelt ihres Heimathlandes von der sie einen schönen Theil vom Heimathhaus überschauen konnte, in sich auf. Ihr Talent für die Poesie bildete sich ganz ohne äußere Hülfsmittel aus; sie hat keine andere Schule als die Dorfschule besucht und nebenbei nur noch im Umgang mit dem Vater sich mancherlei Kenntnisse angeeignet. Später machte sie sich aus eigenem Antrieb mit den Werken unserer Classiker bekannt und schwärmte bald für die schönen Formen, von denen sie keine Ahnung gehabt und in die sie sich ungemein schnell ohne jeglichen Unterricht hineinlebte. Aus der Begeisterung für das im empfänglichen Gemüth aufgenommene Geschaffene erwuchs die Begeisterung für eigenes Schaffen und daraus sind schließlich die köstlichen Blüthen hervorgegangen, die zuerst als „Lieder einer Verborgenen" und später als „Gedichte von Meta H.-Sch." in die Oeffentlichkeit gedrungen sind. Der erste Band ist bereits in zweiter Auflage erschienen, und ihm ist ein zweiter Band gefolgt. Sie selbst war freilich zu bescheiden, um an eine Veröffentlichung ihrer Lieder zu denken; aber der Dichter Albert Knapp in Stuttgart war auf sie aufmerksam gemacht worden und ließ zuerst in seiner „Christoterpe" verschiedene Lieder von ihr drucken, veranlaßte sie aber im Jahre 1858 zur Herausgabe eines eigenen Bändchens, dem später das zweite folgte.

Ein Theil ihrer Gedichte ist in das Englische übersetzt worden. Alle ihre Lieder, die in verschiedene Abschnitte eingetheilt sind (Naturanschauungen, Inneres Leben ꝛc.), athmen den Geist einer innigen Frömmigkeit, aus der Tiefe des Herzens fließend und darum auch in die Tiefe des Herzens dringend, basirend auf dem Grunde des biblischen Christenthums, hinzielend vom Wüstenstaub der Erde auf die selige Ewigkeit, fernbleibend vor jeder im schlimmen Sinne pietistischen Extravaganz, hervorfließend aus einem kindlichen, in Gott seligen Gemüthe. So einfach wie ihre Lieder war auch ihr Leben. In derselben Gemeinde Hirzel, in der sie aufgewachsen, verehelichte sie sich 1821 mit dem Arzte Dr. Heußer, und hat auch dort als glückliche Mutter und Großmutter am 2. Januar 1876 ihr Ende gefunden im Glauben an Den, dem sie ihr Leben und ihre Lieder geweiht.

C. Menzel.

Heuterus: Pontus H., auch Huiterus oder de Huyter, niederländischer Geschichtschreiber, geb. am 23. August 1535 zu Delft, besuchte die Schulen in seiner Geburtsstadt und Leyden, begab sich dann nach Mecheln, um unter der Leitung des gelehrten Geistlichen Franz Pauli zu studiren. Der feierlichen Thronentsagung Karls V. in Brüssel wohnte er bei und machte dann eine Reise durch Frankreich. In sein Vaterland zurückgekehrt wurde er Kanoniker in Gorkum, in welcher Stelle er so lange verblieb, bis 1572 die Wassergeusen unter Marinus Brand sich der Stadt bemächtigten und sie auf die Seite Wilhelms von Oranien brachten. H. gehörte zu den zwanzig Mönchen und Priestern, die nach dem Briel geführt wurden. Dem grausamen Martertod der andern neunzehn entging er nur durch seinen Uebertritt zum Protestantismus, worauf er bei einem der Geusenanführer, Omal, Geheimschreiber wurde. Bald jedoch floh er, trat wieder zum Katholicismus über und beschäftigte sich mit historischen Studien. Er durchforschte zu diesem Zweck viele Kloster- und Stadtbibliotheken, machte verschiedene Reisen, namentlich in Franche-Comté und Burgund und knüpfte mit gelehrten und hochgestellten Männern Verbindungen an, deren Unterstützung ihm in der Folge bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten sehr zu statten kam. Im J. 1585 trat er wieder in den Dienst der Kirche und wurde Kanoniker in Deventer. Als aber diese Stadt von Prinz Moritz erobert wurde (11. Juni 1591), floh er nach Brüssel, wo er zuerst Pfarrer am St. Johanneshospital wurde, um bald darauf Kanoniker an Unsererliebfrauenkirche St. Truien (Bisthum Lüttich) zu werden, in welcher Stadt er am 6. August 1602 als Titularpropst von Arnheim starb. Seine Werke sind: 1) „Nederduytsche Orthographie“, Antwerpen, bei Christophel Plantyn, 8. 1581; 2) „Rerum Burgundicarum libri VI“, Antwerpen, Christ. Plantinus, 1583 Fol. Ein zweiter Druck erschien 1639 in 8. bei Theodor Maire im Haag. Das Werk ist Philipp II. gewidmet, ohne jedoch dem Verfasser irgend welche Gunstbezeugung von Seiten des Königs einzutragen. Dasselbe behandelt die Periode von Philipp dem Kühnen bis zu Karl dem Kühnen, wird für das beste Produkt von H. gehalten und wurde von den Zeitgenossen nicht nur wegen seines schönen Stiles gepriesen, sondern hat einen bleibenden Werth, weil bei der Abfassung viele seitdem verloren gegangene Manuscripte benutzt wurden. 3) „Rerum Belgicarum libri XV“, Antw., Mart. Nutius 1598, 4., dem Erzherzog Albrecht gewidmet, die Fortsetzung von Nr. 2, behandelt die Periode von 1477—1565. 4) „De Veterum ac sui saeculi Belgio libri II“, Antw., Joan Keerbergius, 1600, 4., eine ziemlich trockene, nicht immer zuverlässige Abhandlung, die übrigens viel weniger gibt, als der Titel verspricht. Als Anhängsel zu diesem Werke bestehen noch: 5) „Ueber den Werth des Geldes bei den Alten“ und über die bei diesen gebräuchlichen Längenmaße. Ferner sind noch zu nennen 6) „Ueber die Eigennamen der alten Germanen“ und 7) „Ueber die freie Geburt oder die natürlichen Kinder“ (H. selbst war der natürliche Sohn des Baljuw und Deichgrafen

von Delft). Im J. 1643 wurden die unter 2—7 genannten Schriften in einem Folioband bei Justus Coppenius in Löwen herausgegeben, und noch einmal in den Jahren 1649 und 1651. Die hauptsächlichsten Vorwürfe, die man gegen H. erhoben hat, sind Ungenauigkeit und Parteilichkeit. Ein unverbrüchlicher Anhänger des Katholicismus und der Spanier wurde er seinen Gegnern selten gerecht, und er griff zu diesem Zweck sogar zu Fälschungen. Dennoch bleibt er eine der bedeutendsten Geschichtsquellen seiner Zeit, nicht nur weil er viele vorher unbekannte Handschriften und Dokumente benutzen konnte, sondern auch weil er einen großen Theil dessen, was er beschrieb, selbst erlebt hat.

Wenzelburger.

Hevelius: Johannes H., hieß eigentlich Höwelcke und wurde auch Höjelcke, Hewelcke, Höjelius, Hövelius, Hövellius geschrieben. Er selbst schrieb seinen Namen latinisirt Hevelius. Er wurde geboren am 28. Januar 1611 in Danzig, wo der Vater, Abraham Höwelcke, Besitzer einer sehr einträglichen Brauerei und die Mutter eine geb. Cordula Hecker war. H. war von zehn Kindern das zweitgeborene. Seine drei Brüder starben im zarten Kindesalter, von den sechs Schwestern überlebte ihn wahrscheinlich die jüngste, Constantia. Nach dem Willen der Eltern sollte der Sohn die Handlung erlernen, bevor er jedoch seine Lehrzeit antrat, gaben die Eltern ihn nach Gondecz in Pension, um die polnische Sprache zu erlernen. Nach seiner Rückkehr in die Heimath 1627 wurde er Zögling des akademischen Gymnasiums, wo der Professor der Mathematik, Peter Krüger, ihn durch seine Vorträge so fesselte, daß derselbe dem Schüler noch Privatunterricht gab und ihn Planetenörter, Sonnen- und Mondfinsternisse nach den üblichen Tafeln rechnen lehrte. Auf Krüger's Anrathen beschäftigte er sich auch viel mit Zeichnen, Graviren, Kupferstechen und mit Anfertigung von allerhand Instrumenten aus Holz und Metall. Im J. 1630 studirte er in Leiden Jurisprudenz, unterrichtete sich aber gleichzeitig über Optik und Mechanik und in anderen Fächern der angewandten Mathematik, dann ging er nach London, wo er mit James Usher, John Wallis und Samuel Hartlieben bekannt wurde, besuchte in Paris Gassendi, Bouillaud, in Avignon Kircher und gern hätte er noch in Italien Galilei und Scheiner gesehen, aber als einzigst lebenden Sohn wünschten die Eltern ihn zurück, welchem Wunsche er 1634 Folge leistete. Mit Eifer und Fleiß wirft er sich auf das Studium der Verfassung und der Privilegien seiner Vaterstadt, lebt dabei in den umfänglichen Geschäften seines alten Vaters, vermählt sich nicht viel älter als 24 Jahre am 21. Mai 1635 mit der Tochter eines reichen Danziger Kaufmanns, Katharina Rebeschke, und läßt sich 1636 in die Brauerzunft aufnehmen. H. besucht im Mai 1639 Peter Krüger wenige Tage vor seinem Tode und dieser bittet ihn dringend, sich doch wieder mit der Astronomie zu beschäftigen, welche Bitte H. veranlaßt, schon am 1. Juni 1639 die eintretende Sonnenfinsterniß zu beobachten und sich nun vollends, so viel seine Geschäfte erlauben, der Astronomie zu widmen. Er macht sich daran, selbst Linsen zu Fernröhren zu schleifen und zu poliren, Quadranten und Sextanten anzufertigen, Sonnenuhren zu construiren. Ihm kömmt zu Statten, daß seine Frau außer den häuslichen Angelegenheiten auch eine Menge der mit der großen Brauerei verbundenen Geschäfte besorgt. Aber viel Zeit ging ihm wieder verloren, als er 1641 in den Schöppenstuhl gewählt wurde, welcher Wahl 1651 die in das Rathscollegium folgte, in welchem er vielfach den Vorsitz und auch das Richteramt zu verwalten hatte. Je beschränkter aber seine Zeit, desto mehr wuchs sein Eifer für seine Lieblingsbeschäftigung. Seine Sternwarte richtete er so großartig ein, wie es für damalige Zeit möglich war und da in Paris und Greenwich noch keine existirten, galt die seine als die vollkommenste in ganz Europa, welche sowol vom König von Polen, Johann II. Casimir und seiner

einflußreichen Gemahlin Maria Ludovica von Gonzaga am 29. Januar 1660, als auch während der Friedensunterhandlungen in Oliva von den Gesandten, Bevollmächtigten und hochgestellten Militärs besucht wurde. Am 11. März 1662 starb die treue Lebensgefährtin und obgleich H. bereits über 51 Jahre, verheirathete er sich doch wieder und wählte als Gefährtin die schöne 16jährige Elisabeth Koopmann, die Tochter eines angesehenen Handelsherrn in Danzig, welche sich bald in die Verhältnisse fand und gern und willig die Lasten des Haushaltes und Geschäftsverkehrs übernahm und dabei ihm noch als Gehülfin auf seiner Sternwarte zur Seite stand, ihm auch noch einen Sohn schenkte, der aber nach einem Jahre wieder starb. Durch Vermittelung des Ministers Colbert wurde er von Ludwig XIV. in die Liste derjenigen Personen eingetragen, welche eine jährliche Pension erhielten. Am 30. März 1664 wurde er Mitglied der Londoner Gesellschaft der Wissenschaften; im Mai 1678 besuchte ihn der Nachfolger von Johann Casimir, Johann III. Sobiesky, welcher ihm nicht nur eine jährliche Pension von 1000 Danziger Gulden auf Lebenszeit aussetzte, sondern ihn und seine Erben von allen Abgaben an die Brauerzunft freisprach, sowie ihm und seiner Gattin für ihre Lebenszeit die uneingeschränkte Freiheit des Bierverkaufs ertheilte. In der Nacht vom 26. zum 27. September 1679 hatte er das Unglück, daß, während er auf einem Landgute war, in seinem Stadtgebäude Feuer ausbrach, wodurch er fast alle Instrumente und die Bibliothek seines Observatoriums verlor, und obwol brave Freunde eine Menge Manuscripte, einige Instrumente, einige Exemplare der Druckschriften und die Kupferplatten gerettet hatten, wurde doch der Gesammtverlust auf 30,000 Thaler geschätzt. Das Unglück erregte im In- und Auslande Theilnahme und er erhielt aus Holland, vom Könige von England, von Ludwig XIV., Johann Sobiesky Unterstützungen und Geschenke und ging an die Anlage einer neuen Sternwarte und die Anschaffung neuer Instrumente. Es erschien auch 1685 noch ein Werk, aber die Kraft war doch gebrochen und er starb nach einem zwölfwöchentlichen Krankenlager am 28. Januar 1687. Sein Observatorium war zuerst ein Zimmer im obersten Stockwerk eines seiner Hintergebäude, 1644 kam ein thurmähnliches Häuschen auf dem Dache hinzu. Später ließ er sich eine große Plattform von 1250 Quadratfuß Flächenraum aufführen und setzte darauf zwei kleine Häuschen, wovon das eine drehbar war. Im obersten Stockwerk hatte er zugleich die Kupferdruckerei. Die Instrumente waren Quadranten und Sextanten erst von 3 und 4 Fuß, nachher von 6 und 8 Fuß Radius, erst theils von Holz, später von Metall, und durch Transversalen konnte er 5 Secunden ablesen. Er hatte Räder- und Sonnenuhren und bestimmte durch Pendelschwingungen die Secunden. Seine Fernröhre hatten erst 6 und 12 Fuß Brennweite, später schliff er sich die Linsen von 20 und 32, 60—70 Fuß Brennweite und baute endlich ein Riesenfernrohr von 150 Fuß Brennweite, bei welchem nach damaliger Art das Objectiv an einem Maste von 90 Fuß Höhe befestigt wurde. Er begann 1639 mit Beobachtungen von Sonnen- und Mondfinsternissen, 1642—44 beschäftigte er sich mit Sonnenflecken, zu gleicher Zeit beobachtete er die Planeten Mercur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn, von 1642—45 auch die Trabanten des Jupiters, 1647 begann er mit einer Revision des Fixsternhimmels, beschäftigte sich unter Anderen mit dem Andromeda-Nebel und mit der Milchstraße, dann mit den veränderlichen Sternen im Walfisch und im Schwan, und 1652 beobachtete er zuerst einen Kometen. Er hat die Positionen von mehr als 1500 Sternen gemessen, suchte die Parallaxe zu bestimmen, fand sie, was richtig war, nicht meßbar, gab aber den Sternen erster Größe einen viel zu großen Durchmesser von über 5 Bogensecunden. Bei der Sonne beträgt nach ihm die Parallaxe 40 Secunden, während Tycho 3 Minuten, Kepler 1 Minute hatten: wir nehmen jetzt

8,8 Sekunden an. Seinem Werthe entsprechend gibt er die Entfernung der Sonne von der Erde zu 5156 Erdhalbmessern an. Die Sonne denkt er sich theils fester, theils flüssiger Natur und durch Dämpfe und Dünste entstehen Sonnenflecken und durch Feuerexhalationen die Sonnenfackeln. Von allen Planeten bestimmt er die Entfernungen und Durchmesser, welche wegen der zu gering angenommenen Entfernung zu klein sind. Für die Jupiterstrabanten ermittelt er sehr nahe die richtigen Umlaufszeiten. Vom Monde gibt er nahe richtig den Abstand, den Durchmesser, die Umlaufszeiten, in der Selenographie beschreibt er den Mond sehr ausführlich, bestimmt die Libration in Breite und Länge und erkennt die Mondberge, welche nach ihm eine Höhe bis zu 3/4 deutschen Meilen haben. Bei Kometen macht er auf die eigenthümlichen Erscheinungen aufmerksam, er denkt sie sich entstanden aus feinen, dunstförmigen Stoffen, welche auch die Atmosphäre der Sonne und der Planeten ausmachen. Seine Kometenbeobachtungen sind leidlich genau, so daß man sie hat benutzen können. In der Kometographie unterscheidet er 12 Hauptformen von Kometen. Seine wichtigsten Werke sind die in lateinischer Schrift geschriebene „Selenographia", welche 133 sauber gearbeitete Kupfer, darunter 60 Abbildungen des Mondes und seiner Phasen enthält. Die Mondflecken bezeichnet er mit aus der Geographie entlehnten Namen, welche Nomenclatur aber durch die weniger genaue Mondkarte des Riccioli fast ganz verdrängt worden ist. Dem Werke „Prodromus Cometicus, quo historia cometae anno 1664 exorti etc. exhibetur", Gedani 1665, folgte 1668 die „Cometographia, totam naturam Cometarum ... exhibens", worin die Beschreibung der Kometen von 1652, 1661, 1664, 1665, sowie die verschiedener Sonnenflecken und eine Aufzählung aller Kometen bis zum J. 1665 gegeben ist. 1673 erschien die „Machina coelestis pars prior", 1679 pars posterior, worin alle seine Beobachtungen, seine Biographie und die Beschreibung seiner astronomischen Arbeiten enthalten ist. Bis auf 50—90 Exemplare, welche versandt waren, verbrannte der „Prodromus astronomiae", Briefe astronomischen Inhalts; endlich erschien 1685 das „Annus Climactericus, seu rerum uranicarum observationum annus quadragesimus nonus" etc., welches als Nachtrag zu dem zweiten Theil der Machina zu betrachten ist und seine Beobachtungen bis 1685 enthält. Die Wittwe gab nach seinem Tode 1687 noch heraus den „Catalogus stellarum fixarum" und 1690 erschien ferner das „Firmamentum Sobiescianum sive Uranographia" mit 56 Karten (Sternkarten in Fol.) und 1690 endlich der „Prodromus astronomiae", welcher die Grundlagen des Fixsterncataloges und andere Tafeln enthält. Seine Manuscripte sind theils 1734 bei der Belagerung Danzigs durch eine Bombe zerstört, theils durch de Lisle 1726 angekauft. Seine Schriften haben bei seinen Lebzeiten große Anerkennung gefunden, sein Sternatlas verdrängte aber nicht Bayer's vortreffliche Uranometria und wurde durch Flamsteed's Atlas bald überholt. So lange die Sternwarten an den Tychonischen Grundsätzen festhielten, so lange standen Hevel's Arbeiten obenan, aber schon bei seinen Lebzeiten wurden die Beobachtungen durch die Benutzung des Fernrohres bei Messungen so verfeinert, daß die seinigen nicht weiter beachtet zu werden brauchten und er selbst wollte mit dem Fernrohr nicht messen. Er war zwar einer der ausgezeichnetsten Beobachter, aber er lebte gerade in der Zeit der Reformation der Beobachtungskunst. Am meisten Werth hat seine Selenographie und er ist als der Vater der Mondbeschreibung zu bezeichnen.

Vgl. J. H. Westphal, Leben, Studien und Schriften des Astronomen Johann Hevelius, Königsberg 1820, und Seidemann, Johann Hevelius. Ein Beitrag zur Geschichte des 17. Jahrhunderts. Programm des Gymnasiums und der Realschule in Zittau, Zittau 1864. Bruhns.

Heverlingh: Tileman H. (auch Heverlingk, Heverlingus), in Göttingen geboren, lehrte 1501—1506 als Mag. artium und Baccalarius theol. in Rostock und war Rector der Regentie Rubeus Leo, aber nicht der Universität. Er galt für einen der gelehrtesten Rostocker Docenten, Bartold Moller (Molitor), Albert Krantz, der Poeta Laureatus Heinrich Boger, der Theolog Gherard Frilde (Brilde, Frildius, sechsmal Rostocker Rector zwischen 1495 und 1512) suchten seine poetische Empfehlung für ihre Werke und er gewährte sie für Moller's Rostocker Donat von 1505, zu dem er wahrscheinlich auch die Correcturen lieferte, für Krantz Spirantissimum opusculum in officium Misse von 1506, für Frilden's Exercitium veteris artis und Boger's Etherologium von 1506. Am Schlusse des Donat übersetzte er seinen Namen in Humanistenweise Levaneus. Seine Verse sind wie der anderen Lateindichter jener Zeit. Er las und erklärte die lateinischen Dichter, namentlich Juvenal, in niedersächsischer Sprache; leider ist uns davon kein Rest erhalten. Am bekanntesten ist er durch seinen Streit mit dem etwas hochfahrenden, wandernden Humanisten Hermann Buschius (Allg. Deutsch. Biogr. III. S. 637 „von dem Busch", richtiger: von dem Bussche) geworden, der wahrscheinlich 1501 (jedenfalls nicht 1503 wie Krabbe will) in Rostock war und mit H. in Streit gerieth, weil er durch die lateinische Interpretation derselben Schriftsteller dessen Doziren störte. Bussche scheint weggewiesen zu sein und rächte sich durch eine Serie von 53 Epigrammen, die er erst 1507 in Leipzig als „Oestrus in Tilemannum Heuerlingium Rubei Leonis Rectorem Rostockiensem" drucken ließ. Vielleicht hat er, die Schreibweise der Zeit benutzend, absichtlich statt Heverling Heuerling (Miethling) drucken lassen. In der Humanisten-Litteratur, die ständig Partei gegen H. genommen, wird stets „Oestrum" oder „Oestrum poëticum" citirt. Die übrigen Lebensumstände Heverlingh's sind unbekannt, er könnte vielleicht nach Boger's Etherol. Fol. 62 Archiregens in Braunschweig vor seiner Rostocker Stellung gewesen sein. Mohnike (Ulr. Hutten's Jugendleben) und Ed. Böcking (Hutteni Opera III. p. 52) stimmen darin überein, daß die 5. Elegie von Hutten's 2. Buch der Querelae etc., von 1510 „Ad Philopompum quendam", an Tilemann Heuerling gerichtet sein werde. Da H. Heverlingh heißt, ist die Sache sicher, Hutten übersetzte den Namen als „den sich brüstenden, überhebenden" in Philopompum, wirft ihm eine bissige Zunge und anscheinend auch Brotneid vor.

S. die Nachrichten bei Krabbe, Univers. Rostock, S. 261, der aber Levaneus nicht erkannte. Lisch, Jahrb. 4, S. 78 u. 79; 9, S. 481. Ueber den Streit mit Buschius s. Allg. Deutsch. Biogr. III, 636 mit den Correcturen IV, 795. — Daß Buschius ein von dem Bussche sei, beweist noch Boger, Etherol. (Allg. Deutsch. Biogr. III, 39), Fol. 106 ff., wo in der panegiris ad lepidissimum Hermannum Buschium die Verse vorkommen: „Hic est Clamorides Hermannus, Buschia in Aula precipuus valido stemmate patris ovans" und „Clamoris inde nepos" etc. Der Vorname Clamor herrscht noch im Geschlechte von dem Bussche. Das Gedicht war von Boger 1503 in Bologna Hermann überreicht.

Krause.

Hey: Johann Wilhelm H., geb. am 26. Mai 1789 zu Laucha bei Gotha, † am 19. Mai 1854 zu Ichtershausen, war der Sohn eines Pfarrers, kam 1802 auf das Gymnasium nach Gotha und studirte seit 1808 Theologie erst zu Jena, dann zu Göttingen, von wo er 1811 nach Gotha zurückkehrte. Nach wohl bestandenem Candidatenexamen ging er als Hauslehrer nach Holland. Von dort kehrte er im J. 1814 zurück und wurde Mitlehrer an der Subtertia, der Vorbereitungsklasse des Gymnasiums. 1818 wurde er Pfarrer zu Töttelstedt, 1827 Hofprediger an der Schloßkirche zu Gotha, endlich 1832 Superintendent zu Ichtershausen. H. war als Mensch und als Christ gleich ausgezeichnet.

Ein edler Sinn, ein biederes Herz und ein heiteres Gemüth waren die Grundzüge seines Charakters. Nie hat er wissentlich einem Menschen wehe gethan, nie hat er aber auch Menschenfurcht gezeigt, und stets ist er dem Unrechte mit Entschiedenheit entgegengetreten. Den Bedrängten und Nothleidenden war er ein Helfer mit Rath und That. Als Geistlicher war er der streng-gläubigen Richtung zugethan. Seine Gegner bekämpfte er mit würdevollem Ernste und überzeugender Schärfe, aber niemals fehlte seinem Urtheile die Liebe und Milde. Sein Wirken als Schriftsteller war nicht unbedeutend. Im J. 1816 erschien zu Berlin ein Band seiner Gedichte. Bekannt ist sein Gesangbuchslied: „O Christenthum, du schönes Liebesband" ꝛc. Eine Auswahl seiner in der Hofkirche zu Gotha gehaltenen Predigten erschien 1829, ein zweiter Theil 1832. Aber weit und breit bekannt wurde er durch die „Funfzig Fabeln für Kinder, mit Bildern gezeichnet von Otto Speckter", zuerst 1833, dann des öfteren wieder aufgelegt und 1835 in „Noch 50 Fabeln in Bildern" fortgesetzt; 1841 ins Französische, auch ins Englische und Holländische übersetzt. Waren es auch zuerst die unvergleichlichen Speckter'schen Bildchen, welchen diesen Fabeln eine so allgemeine Gunst bei kleinen und großen Kindern erwarben, so fanden doch Hey's begleitende Gedichtchen, in denen er eine neue Bahn der für die Kinder bestimmten Fabel einschlug, bald durch ihre reizende Natürlichkeit, ihren trefflichen pädagogischen Sinn und das Geschick, mit dem sie ihre Moral spielend dem kindlichen Verständniß anpassen, eine nicht minder große Anerkennung als die Bilder. Das Büchlein ward schnell der Classiker der deutschen Kinderstube. Außerdem lieferte H. noch die Texte zu H. J. Schneider's „Kind von der Wiege bis zur Schule" (1850), und zu M. Prätorius' „Leben eines Kriegspferdes" (1852). Endlich übersetzte er auch Rob. Pollock's Course of time (1830). A. Beck.

Heyd: Ludwig Friedrich H., geb. am 19. Februar 1792 zu Bissingen an der Enz (Württemberg) als Sohn des dortigen herzoglichen Holzfactors und Raths Carl Ferdinand H., studirte Theologie im Stift zu Tübingen und nachdem er an derselben Anstalt das Amt eines Repetenten und Unterbibliothekars bekleidet hatte, fand er seine definitive Anstellung im Kirchendienst zuerst als Diaconus (1820), hierauf als Stadtpfarrer (1824) in dem blos eine Stunde von seinem Geburtsort entfernten Markgröningen, wo er am 6. März 1842 starb. Seine gelehrten Studien galten ursprünglich der Archäologie und der vergleichenden Sprachkunde; die jetzt vergessenen „Etymologischen Versuche" (Tüb. 1824) geben Proben davon. In der Folge jedoch wandten sich dieselben der heimathlichen Geschichte zu. Die alterthümliche Stadt, in der er wirkte, und das dort vor Zeiten begüterte Grafengeschlecht nahm zunächst die Aufmerksamkeit des angehenden Historikers in Anspruch („Geschichte der Grafen von Gröningen" und „Geschichte der vormaligen Oberamtsstadt Markgröningen", beide Stuttg. 1829). Aber schon die Beschäftigung mit dem genannten Grafengeschlecht führte ihn über die Localgeschichte hinaus, da dasselbe mit dem späteren württembergischen Regentenhaus nahe zusammenhängt, und indem H. das Lebensbild von einem der berühmteren Markgröninger Stadtkinder in dem Buche: „Der württembergische Kanzler Ambrosius Volland" (Stuttg. 1828) näher ausführte, drangen seine archivalischen Forschungen bereits in die Sphäre des Fürsten, dessen Biographie er später zu seiner Lebensaufgabe machte. Wie bei dem Kanzler, so galt es bei dessen Herrn, dem Herzog Ulrich von Württemberg, den späteren Traditionen und den theils auf diese, theils auf die eigene Phantasie basirten Schilderungen eines beliebten Dichters (W. Hauffs im Lichtenstein), welche sich beim Publikum schon allzu sehr festgesetzt hatten, die Resultate quellenmäßiger Untersuchung an die Seite zu stellen. Nachdem H. aus Anlaß einer Jubelfestfeier die Einzelschilderung der „Schlacht bei Laufen den 12. und 13. Mai 1534" (Stuttg.

1834) mit einem werthvollen Anhang historischer Lieder gewissermaßen als Probe vorausgeschickt, folgten im J. 1841 die zwei ersten Bände des Hauptwerks: „Ulrich, Herzog zu Württemberg“ (Tübingen, Fues); den dritten hinterließ H. bei seinem frühen Tode unvollendet, Karl Pfaff gab ihn 1844 ergänzt heraus. H. vereinigte darin in seltenem Maße wissenschaftliche Haltung und volksthümlichen Ton, ohne dabei ins Manierirte zu verfallen; Meister in der Kunst mit wenig Strichen zu zeichnen, liebte er es doch noch mehr die Lebensbilder aus den Kreisen des Hofs und der Gelehrten, der Bürgerschaft und des Landvolks mit allem Detail, das die Quellen an die Hand gaben, breit und voll auszumalen, sodaß der Leser eine lebendige Anschauung von den Zuständen Württembergs in dem gährungsvollen Zeitalter der Bauernkriege und der Reformation durch alle Schichten der Bevölkerung hin gewinnt. Manche Nebenausbeute seiner Studien, für deren Entfaltung der Rahmen des Buchs zu knapp wurde, legte H. in den Württembergischen Jahrbüchern, in den Studien der evangelischen Geistlichkeit Württembergs und in der Tübinger Zeitschrift für Theologie nieder. Die meisten dieser Einzelskizzen haben Staats- und Kirchenmänner des engeren Vaterlandes, wie Joh. Wieland, Peter Jacobi, Conr. Holzinger, oder sonst Württembergisches zum Gegenstand; doch nehmen die über Blaurer, Schnepf und Schwenkfeld, besonders aber die über Melanchthon und Tübingen 1512—1518 (auch besonders erschienen Tüb. 1839) mehr als partikulargeschichtliches Interesse in Anspruch.

Familien-Notizen. Die erwähnten Journal-Abhandlungen finden sich 1) Württ. Jahrbb., Jahrg. 1836, H. 1, S. 165 ff., Jahrg. 1837, H. 1, S. 152 ff., Jahrg. 1839, H. 2, S. 445 ff.; 2) Studien der ev. Geistl. Württ., Bd. I, H. 2, 1828, S. 242 ff., H. 3, 1829, S. 192 ff., Bd. III, H. 1, 1831, S. 180 ff., Bd. IV, 1832, H. 1, S. 177 ff., H. 2, S. 163 ff., 3) Tübinger Zeitschr. für Theologie, Jahrg. 1838, H. 4, S. 1 ff., Jahrg. 1839, H. 1, S. 1 ff. Heyd.

Heyde: Heinrich Sigismund v. d. H., geb. zu Schaksdorf in der Niederlausitz im J. 1703, † am 4. Mai 1765. Mit 14 Jahren trat er 1717 in das Infanterieregiment Alt-Dessau; wegen seiner Wunden ward er 1747 in ein Garnisonregiment versetzt. Gleichwol sollte ihm auch hier Gelegenheit zu höchster militärischer Auszeichnung durch die dreimalige Vertheidigung Colbergs zu Theil werden. Für die erste Vertheidigung gegen den überlegenen Feind (October 1758) ward er vom Major direct zum Oberst befördert, durch den Orden pour le mérite und durch die hoch ehrenden Worte ausgezeichnet, mit denen der große König seiner im Kriegsbericht (Oeuvres IV. 219) gedenkt. Auch der zweiten „wundervollen“ Vertheidigung (26. August bis 18. September 1760) widmete der königliche Kriegsherr (Oeuvres V. 79) ein specielles Andenken. Höher aber noch ehrte er den Helden durch die vom 22. März 1761 datirte goldene (reichlich 8 Loth schwere) Medaille, mit dem, leider nicht ganz ähnlichen Brustbild v. d. Heyde's und der vielsagenden Umschrift: „Colbergae defensor“. Der König übersandte ihm dieselbe nebst 20 silbernen Exemplaren, „um die Erinnerung an die ruhmwürdige Defension, so Ihr zu wiederholten Malen ... gethan habt ... auch auf die späteste Nachwelt zu bringen“. — Bei der dritten längsten und nicht minder ruhmwürdigen Belagerung (3. Sept. bis 16. Dec. 1761) erlag H., ohne Aussicht auf Entsatz, endlich der Uebermacht und mehr noch dem Hunger. Er mußte nach zehnmaliger Aufforderung capituliren. Nach der Rückkehr aus russischer Gefangenschaft ernannte ihn der König wegen der im letzten Kriege geführten guten Defension zum „wirklichen“ Commandanten Colberg's. Der eigentliche Befehlshaber befand sich nämlich seit 1757 bei der Armee und starb dort im April 1762. — H., der zu Colberg starb, ist daselbst unter der Marien-

kirche begraben (die entgegenstehende Angabe bei Schönlein — s. u. — ist irrig). Das Denkmal Friedrichs des Großen zeigt auf der Ostseite Heyde's Standbild.

Dohm, Denkwürd., Bd. V, S. 395. M. Schönlein, Gesch. der Belager. Colberg's, 1867. Besonders aber vgl. die Berliner N. Milit. Blätter in den Februarheften 1871 u. 1872. Grf. Lippe.

Heydemann: Albert Gustav H., Schulmann, geb. am 9. Sept. 1808 in Berlin, † am 20. Nov. 1877 in Stettin. Mit seinem älteren Bruder Ludwig (gest. als Professor der Rechte in Berlin) in der Marggraf'schen Anstalt trefflich vorgebildet, war er später einer der hervorragendsten Schüler des Joachimsthal'schen Gymnasiums unter Snethlage und Zumpt und bezog frühzeitig, im Herbst 1825, die Universität seiner Vaterstadt, von deren Lehrern ihn besonders Ritter und Hegel anzogen, so daß er noch als alter Pädagoge behauptete, von letzterem die fruchtbarste Anregung zum Geschichtsunterricht empfangen zu haben. Mit anhaltendem Fleiß hörte H. classische Philologie bei Boeckh, Heyse und Bernhardy, deutsche Grammatik bei Lachmann und Sanskrit bei Bopp. Gustav Droysen und Felix Mendelssohn gehörten zu seinen Freunden; ja während das Verhältniß zu letzterem ein ganz besonders intimes, auf Uebereinstimmung der Neigungen beruhendes war, ist es dem Einfluß Droysen's zuzuschreiben, daß H., der sich ursprünglich der akademischen Laufbahn widmen wollte, zum Schulfach überging. Noch als Student machte er das Examen im Frühjahr 1829 und trat dann nach Absolvirung des Probejahrs am Gymnasium zu Stettin, derselben Anstalt, an der er später 20 Jahre lang segensreich wirkte, am 18. October 1830 als dritter Unterlehrer beim Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Berlin ein. Hier war es, wo er in zwanzigjähriger Thätigkeit zunächst unter dem von ihm als Ideal eines Directors verehrten Spilleke, dann unter Ferd. Ranke sein bedeutendes pädagogisches Talent weiter ausbildete; war dieser ihm ein wohlwollender Freund, so verehrte er in Spilleke den Lehrer, dem er in Schmid's Encyklopädie für das gesammte Unterrichtswesen (Band IX) ein ehrendes Denkmal gesetzt hat. Während seines Berliner Aufenthalts (am 18. April 1834 war er Oberlehrer und am 27. April 1843 Professor geworden) veröffentlichte H. als Programm eine Uebersetzung der Kategorien des Aristoteles mit Bemerkungen, ferner eine Umarbeitung des französischen Lesebuches von Ideler und Nolte und Anderes; namentlich aber begründete er 1847 mit Mützell die Zeitschrift für das Gymnasialwesen, die ihm, bis er mit seinem Abgang von Berlin die Redaction niederlegte, mehrere treffliche Abhandlungen verdankte. Das lebhafte Interesse, welches Heydemann's Geschichtsvorträge seinen Schülern einflößten, lenkte die Aufmerksamkeit des damaligen Prinzen von Preußen und dessen Gemahlin auf ihn, so daß er erwählt wurde, dem Prinzen Friedrich Wilhelm, jetzigem Kronprinzen des Deutschen Reiches, Unterricht in der Geschichte zu ertheilen. H. hat sich dieser ihm gewordenen hohen Aufgabe stets mit großer Pietät erinnert, und seine darauf bezüglichen Aufzeichnungen lassen erkennen, daß das Verhältniß ein über die gewöhnlichen Beziehungen zwischen Lehrer und Schüler hinausgehendes gewesen ist; auch diente es ihm zur Genugthuung, daß Ihre Maj. die Kaiserin noch lange nachher dieses Geschichtsunterrichts in den ehrendsten Ausdrücken gedachte. Am 23. März 1850 wurde H. zum Director des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums in Posen berufen und fand bei seiner Ankunft die Disciplin daselbst in Folge der stattgehabten politischen Unruhen sehr gelockert. Getreu aber dem Worte, welches dem Scheidenden von seinen berliner Freunden als eine Schilderung seines Wesens nachgerufen wurde: „klar im Wollen, ernst im Vollbringen, milde in der Form“, und das Herz erfüllt mit treuer Hingabe für König und Vaterland wußte der neue Director durch humane, milde Behandlung eine durchgreifende Aenderung mit dem bestem Erfolge zu be-

werkstelligen und sah auch die bei nicht einmal vollständigem Lehrkörper und gänzlich unzureichenden Räumlichkeiten unvermeidlichen Störungen zu seiner Freude bald gehoben durch die Begründung einer eigenen Realschule (1853); wobei es H. zu Statten kam, daß er fast ein Jahr lang im Provinzialschulcollegium die Geschäfte eines Schulrathes vertretungsweise zu versehen hatte. Am 18. März 1856 wurde H. an das damalige vereinigte königliche und Stadtgymnasium, jetzige Marienstiftsgymnasium, nach Stettin als Director berufen; jene Anstalt, bei der er zuerst als junger Lehrer eingetreten war. Die Aufgabe war schwierig, denn nicht allein hatte ein unter seinem Vorgänger stattgehabter Wechsel von Personen und System manche Unbehaglichkeit zur Folge gehabt, sondern H. traf auch jetzt als Director zum Theil dieselben Männer im Lehrercollegium wieder, welche, im Alter ihm weit voraus, vor 26 Jahren den Anfänger in ihre Mitte aufgenommen hatten, darunter Persönlichkeiten hervorragendster Bedeutung und ausgeprägtester Eigenart, wie L. Giesebrecht, Calo u. A. Diesen Verhältnissen gegenüber verstand er meisterhaft Stellung zu nehmen: die Eigenthümlichkeit des Einzelnen schnell erkennend wußte er durch kaum bemerkbares Leiten jeden Charakter in einer für das Ganze nutzenbringenden Weise zu verwerthen. Die Thätigkeit für die Schule erfüllte ihn ganz, immer aber nahm der eigentliche Unterricht in der Classe und die unübertreffliche Sorgfalt der Vorbereitung zu demselben seine Zeit am meisten in Anspruch. H. beherrschte das Latein mit beneidenswerther Eleganz, daß er aber vielleicht doch mehr Historiker als Lateiner war, bewies er, indem auch bei der Lectüre der Classiker es ihm zunächst darauf ankam, ein Gesammtbild von dem Werthe des betreffenden Schriftstellers aufzustellen, und indem er es nie unterließ, auf die culturhistorischen Beziehungen des Autors hinzuweisen und auf die Einflüsse, unter denen derselbe geschrieben hatte. Sein Geschichtsunterricht, welchen Zeitraum derselbe auch umfassen mochte, gehörte zum Interessantesten des ganzen Schulunterrichts. Der lebendige, in wohlgebauter Rede dahinfließende Vortrag, eine geschickte Hervorhebung der Hauptpunkte, eingestreute scharfsinnige Bemerkungen, Vergleiche mit der Gegenwart machten diese Stunden zu einem wahren Vergnügen für die mit Achtung, ja mit inniger Liebe an ihrem Lehrer hangenden Schüler, denen gegenüber er, ohne der Disciplin etwas zu vergeben, der Mann des Friedens, der väterliche Freund war. Er schalt nicht, aber mit feiner Ironie wußte er den Nachlässigen zu treffen und anzustacheln. Sein Directionstalent kam ihm auch außerhalb der Classe, bei öffentlichen Acten, Turnfahrten u. dgl. wohl zu Statten; mit bewundernswerthem Tacte wußte er unliebsame Angelegenheiten wieder ins Gleis zu bringen, so daß er immer gut und in hübscher Weise mit den Schülern fertig wurde. Erschütternd wirkte daher auch auf diese die Kunde von dem doch lange schon erwarteten Hinscheiden des geliebten Directors. Bei aller Gewissenhaftigkeit, mit der er seine Amtsgeschäfte besorgte, fand H. doch noch Zeit, sein reiches Wissen zum Nutzen Anderer in öffentlichen Vorträgen zu verwerthen, zu welchem Zweck er in Posen wie später in Stettin einen wissenschaftlichen Verein stiftete. Durch sorgfältige Vorbereitung hatte er sich zu einem Meister des Worts gemacht und es ist in hohem Grade zu bedauern, daß der Tod ihn an der weiteren Ausarbeitung und Veröffentlichung der im wissenschaftlichen Verein von ihm gehaltenen Vorträge verhindert hat. Eine immer zunehmende Heiserkeit war auch durch eine im Sommer 1877 vollzogene Operation nicht gehoben worden, vielmehr traten noch andere schmerzhafte, aber von H. mit christlicher Geduld und unter zarter Rücksichtnahme auf die Seinigen getragene Leiden hinzu, denen der Körper endlich erlag. Am 6. April 1847 war H. mit Clara Benda aus Berlin in die Ehe getreten und stand nunmehr einem auf positiv religiöser Basis gegründeten Hauswesen vor, dessen feiner

geselliger Ton auf Jeden einwirkte, der den gern gewährten Zutritt in diesen heiteren, geselligen Kreis sich zu nutz machte. An manchem der Schule im engeren Sinne Entwachsenen wurde hier das Werk der Erziehung in anderer, nicht weniger wirksamer Weise geübt, und Vielen wird Heydemann's gastliches Haus mit den darin gebotenen geistigen Genüssen unvergeßlich sein. In stiller gewissenhafter Pflichterfüllung gingen die Jahre dahin; der Schmerz, manchen Freund und Collegen von hinnen scheiden zu sehen, wurde gemildert durch den Genuß, den er im Zusammenwirken mit jüngeren Genossen fand. Strebte er auch nicht nach äußeren Ehren, so gewährte die Ertheilung des philosophischen Doctorgrades von Seiten der Universität Greifswald im J. 1875 ihm doch eine besondere Freude. H. stand fest auf dem Boden des christlichen Glaubens und machte daraus kein Hehl, wenn er auch ferne von einem Zurschautragen seines religiösen Bekenntnisses war. Eine lange Reihe von Jahren fungirte er als Mitglied des Gemeindekirchenraths der Schloßgemeinde in Stettin und auch an der pommerschen Provinzialsynode von 1874 nahm er als Mitglied Theil. Nachdem er den Sommer 1877 hindurch gekränkelt hatte, entwickelte sich sehr schnell als Folge eines Leberleidens die Wassersucht, der er, bis zuletzt die Sorge um die Schule nicht vergessend, am 20. November d. J. unter großen Schmerzen erlag.

Lemcke in der Zeitschrift für Gymnasialwesen, Bd. XXXII.

v. Bülow.

Heydemann: Ludwig Eduard H., verdienter Rechtsgelehrter, geb. am 18. Mai 1805 in Berlin, gestorben daselbst am 11. Sept. 1874. Er erhielt seine Bildung auf dem Joachimsthal'schen Gymnasium, welches er als primus omnium mit ausgezeichnetem Zeugniß 1823 verließ. Seine Anhänglichkeit an diese Anstalt bewies er später, indem er (seit 1857) den Schülern der obersten Classe juristische Propädeutik vortrug. Nach Besuch der Universitäten Berlin und Heidelberg, war er 3 Jahre lang Auscultator, 7 Jahre Kammergerichts-Referendar („um die Praxis für seine wissenschaftlichen Zwecke von allen Seiten kennen zu lernen"). Im Jahre 1837 bestand er die dritte Prüfung mit dem seltenen Prädicat „vorzüglich" und ließ sich behufs Vorbereitung für die akademische Laufbahn bis 1840 beurlauben, promovirte am 8. Februar 1840 und habilitirte sich an der Berliner Universität für Preußisches und Märkisches Recht. Er errang sehr bald als akademischer Lehrer die glänzendsten Erfolge, weil er, was dazumals noch wenig vorkam, Theorie und Praxis zu verbinden verstand und als ein mitten im praktischen Leben stehender Mann, was er daselbst gelernt hatte, geschmackvoll und auf wissenschaftliche Weise vortrug. Zu seiner Ernennung zum ordentlichen Professor (December 1845) wurde ihm eine Fackelserenade gebracht. Eine beabsichtigte Berufung nach Greifswald hatte er von vornherein abgelehnt, um seiner Vaterstadt treu zu bleiben. Auf Savigny's Anregung wurde für ihn der erste Lehrstuhl für das Allgemeine Landrecht errichtet. Daneben las er über Naturrecht, rheinisches Recht, Encyklopädie, einige Male über Strafrecht. Seine erste wichtige literarische Arbeit schrieb er: „Ueber die Elemente der Joachimischen Constitution vom Jahre 1527." Berlin 1841. Es folgte: „Sammlung der Gutachten des k. preuß. literarischen Sachverständigen-Vereins," Berlin 1848, der sich später (mit Dambach bearbeitet) „Die preuß. Nachdrucksgesetzgebung erläutert durch die Praxis des kgl. literarischen Sachverständigen-Vereins," 1863 anschloß. Besonders werthvoll sind sodann: „Grundriß des Systems des preuß. Civilrechts", Berlin 1851, als 2. Aufl. mit dem Titel: „Einleitung in das System des preuß. Civilrechts" 1861, 68 (leider unvollendet) — „Anklänge des preuß. Landrechts an die deutsche Parentelenordnung", Berlin 1871, sowie ein Beitrag zu der Festgabe für Heffter im Jahre 1873 („Ueber den internationalen Schutz des Autorrechts"). Uebrigens

rührt von ihm, was wenig beachtet wird, der allgemeine Theil (nebst Motiven) des revidirten Strafgesetzbuchentwurfs von 1845 her. H. war seit 1839 Mitglied des literarischen Sachverständigen-Vereins, seit 1850 dessen Vorsitzender, ebenso des musikalischen Sachverständigen-Vereins, in welchen Stellungen er sich höchst verdient machte und zu seiner Freude noch das Zustandekommen eines gemeinsamen Gesetzes erlebte. Regen Antheil nahm er an der juristischen Gesellschaft in Berlin. Seine erste Frau verlor er 1845 und schloß 1867 eine zweite Ehe, aus der vier Kinder hervorgingen. Scherzend hatte er gesagt: „Wir Professoren sterben immer in den Ferien.“ Dies traf bei ihm wirklich zu. Durch wiederholte Ordensverleihungen des Inlandes und Auslandes ausgezeichnet, war er 1858 zum Geheimen Justizrath ernannt worden. Mit Recht sagt ein ihm in 27jähriger Freundschaft verbunden gewesener Gelehrter und wissenschaftlicher Mitarbeiter: „Wenn Preußens Richterstand gegenwärtig in der Welt hoch und geachtet dasteht, so gebührt auch ihm hieran ein Theil des Verdienstes.“ Neben Svarez, Bornemann, Koch und Förster wird auch H. zu den Coryphäen des Preußischen Rechts gezählt werden.

Dr. Otto Dambach, Gedächtnißrede auf Dr. Ludwig Eduard H., Berlin 1874. Teichmann.

Heyden: Friedrich v. H., preußisch-brandenburgischer General, † ca. 1706. Demjenigen jüngern Zweige des westfälischen Geschlechts v. H. angehörig, welches um die Mitte des 15. Jahrhunderts unter Gotthard v. H. in der Grafschaft Mark auf den Gütern Bruch und Blankenstein ansässig geworden war, und Sohn des nachweislich zwischen 1641—1664 theils als ständischer Deputirter, theils als Regierungsrath in Cleve-Mark beim Kurfürsten Friedrich Wilhelm in hohem Ansehn stehenden Friedrich v. H. und der Catharina Wilhelmine Freiin v. Wyllich und Lottum, trat H. in die Armee desselben Fürsten ein, nahm an den wichtigsten Kriegsactionen seiner Regierung Theil und wurde 15. April 1679 zum Obersten ernannt. Unter Kurfürst Friedrich III. avancirte er 1. März 1689 zum Generalmajor, erhielt 1690 ein damals neu errichtetes (das später Jung-Romberg genannte) Regiment zur Führung und wurde während des 1689—97 gegen Frankreich geführten Reichskrieges, zumal seitdem er 1694 zum Generallieutenant erhoben war, von seinem Kriegsherrn mit mehreren wichtigen Unternehmungen betraut. Namentlich commandirte er 1694 die nach Holland gesandten preußischen Hülfstruppen, warf sich auf den Wunsch König Wilhelm's III. von England auf die Festungen an der Maas, besetzte Mastricht und Lüttich und nahm im September an der Eroberung der Stadt und Citadelle Huy so thätigen und erfolgreichen Antheil, daß König Wilhelm ihn zum 2. Oct. nach Tongern beschied, um ihm und seinen Truppen seine besondere Zufriedenheit zu erkennen zu geben. Von seinem Kurfürsten unterm 5. Juli 1695 durch Ernennung zum General der Infanterie belohnt, führte er seit dem 30. Juni unter dem Oberkommando des General-Feldmarschalls v. Flemming 2000 Mann über die Sambre und berannte unter Mitwirkung eines bairischen Corps unter Graf d'Athlone Stadt und Citadelle von Namur, legte 23. Juli an der Halbbastion St. Roche eine Bresche und erzwang dadurch am 4. Aug. trotz der Nähe des französischen Heeres die Capitulation der Stadt, während die Citadelle erst am 3. Sept. durch einen von H. geleiteten Sturm zur Ergebung gezwungen wurde, für welchen Sieg ihn der Kurfürst mit zwei schönen Pferden beschenkte. 1696 in der Gegend von Gent aufgestellt wurde H. Ende Juli 1697 mit 20 brandenburgischen Regimentern und allen Dragonern nach Dendermonde detachirt, um die Bewegungen der französischen Armee zu überwachen. Auch im spanischen Erbfolgekriege erhielt er 1701 das Commando über 7000 Preußen, welche König Friedrich I. dem Kaiser am Oberrhein zu Hülfe sandte, lag im Früh-

jahr 1702 mit der Reiterei vor Kaiserswerth, welches sich 15. Juni ergab, eroberte 25. Sept. die Festung Venlo und nahm noch vom 21.—30. Oct. an einem unglücklichen Versuch des Markgrafen Friedrich v. Schwedt auf Rheinberg Theil. Inzwischen war, seitdem durch die Cabalen des königlichen Günstlings Kolb v. Wartenberg General v. Barfues 1701 in Ungnade entlassen war (vgl. Bd. II. S. 64) auch v. Heyden's Stellung am Hofe wankend geworden. Im August 1701 klagt er dem Könige, daß er nicht seiner Verdienste gemäß gefördert würde, daß namentlich der Kaiser ihn zu Gunsten des Prinzen von Nassau-Weilburg übergangen habe und erhielt zur Antwort, daß er sich nur als preußischer General betrachten dürfe. Als er darauf seinen Abschied forderte, wird ihm der Bescheid, man wundere sich, daß er verlange, was ihm auch unverlangt zu Theil geworden wäre; noch vor Ende des Jahres erhält er die Weisung, die Festung Wesel, deren Commandant er war, und seine Truppen an den Markgrafen Albrecht abzugeben und verläßt die preußischen Staaten, worauf er 1704 aus dem Lager von Landau dem Könige anzeigt, daß ihn der Kaiser zum General-Feldmarschall ernannt habe. In seinem Geburtslande wurde ihm 1705 als Ritter des Johanniter-Ordens die Comthurei zu Wietersheim zu Theil. Er soll bald nachher (nach einer handschriftlichen Notiz erst 1716) gestorben sein.

Vgl. König, Preuß. militärisches Lexikon I. 2; Barthold, Die Herren v. H.; de Quincy, Hist. militaire — de Louis le Grand. T. III.

Th. Hirsch.

Heyden: Friedrich August v. H., preußischer Regierungsrath und Dichter, wurde geboren den 3. Sept. 1789 zu Nerfken bei Heilsberg in Ostpreußen, besuchte Gymnasium und Universität zu Königsberg. Ursprünglich für den Staatsdienst bestimmt, studierte er doch vorwiegend Geschichte, Sprachen, ältere und neuere Litteratur und ging, um eine akademische Laufbahn einzuschlagen, nach Berlin, wo er Niebuhr, Fr. Aug. Wolf und Fichte hörte, später nach Göttingen. Hier empfing er im Hause der Frau von Rodden, einer Tochter Schlözer's, insbesondere durch den täglichen Verkehr mit Villers und Benjamin Constant fruchtbarste Anregungen für seine spätere Entwickelung als Dichter. In den Jahren 1813—15 diente er als Freiwilliger in einem preußischen Jägerbataillon, ohne vor den Feind zu kommen, trat nach seiner Entlassung in den Staatsdienst, arbeitete bei den Regierungen zu Königsberg, Frankfurt a. d. O., Stettin und Oppeln, wurde 1826 Regierungsrath, heirathete eine Tochter des Präsidenten Hippel und starb am 5. Nov. 1851 als Ober-Regierungsrath in Breslau. Neben seinen Amtsgeschäften übte er eine sehr vielseitige Thätigkeit auf allen Gebieten der Poesie, mit dem besten Erfolge auf dem der romantischen Epik. Seine schriftstellerische Laufbahn begann er mit dramatischen Arbeiten; so erschien 1816 zuerst „Renata“; in dem Lager vor Landau dichtete er seine Tragödie „Conradin“ 1818, beide in Versen. In den „Dramatischen Novellen“, 2 Bde., 1819, suchte er die beiden Dichtungsformen zu vereinen; lyrische Dichtungen erschienen 1820; in dem „Kampf der Hohenstaufen“ (Heinrich gegen seinen Vater Friedrich II.) ein Trauerspiel in Jamben, 1828. Mit dem Aufschwunge der Taschenbuch-Litteratur am Anfange des 3. Jahrzehntes begann seine novellistische Thätigkeit, die er mit großer Leichtigkeit und Eleganz übte. Viele Erzählungen sind seit 1822 zerstreut in den verschiedensten Taschenbüchern zu finden; gesammelt erschienen davon unter dem Titel „Randzeichnungen“ 2 Bände 1841; so auch ein historischer Roman „Die Intriguanten“, 2 Bde. 1840. Auch im Drama erzielte er manchen Erfolg. Sein Schauspiel: „Album und Wechsel“ machte seit 1839 die Runde auf den deutschen Bühnen. Eine Sammlung von sieben Stücken enthält sein „Theater“, 3 Bde. 1842. Am treuesten

pflegte jedoch H. die romantisch-epische Erzählung; so in der „Gallione", Gedicht in 6 Gesängen, ferner in dem nach großartigem Plane angelegten „Reginald" in 6 Gesängen. Der Dichter beabsichtigte ein Bild der romantischen Heldenalter sowol in Europa als auch im Orient zu geben, indem er zuerst in „Reginald" die Zeit des Kaisers Friedrich II. darstellte; die zweite Hälfte „Akbar" sollte ein analoges Bild aus der Mongolenherrschaft enthalten, ist aber nicht ausgeführt, die Entwürfe dazu jedoch in dem Trauerspiele „Der Spiegel des Akbar" verwerthet worden. Den meisten Beifall auf diesem Gebiete erntete: „Das Wort der Frau", eine Festgabe, 1843, in welcher die Heirath von Agnes der Stauferin mit dem Sohne Heinrich's des Löwen 1194, episch behandelt und in der Mutter der Agnes ein schönes Musterbild edler Weiblichkeit gezeichnet wird. Das Gedicht erlebte seit seiner Erscheinung 1843 bis zum Jahre 1870 18 Auflagen. Weniger Anklang fand „Der Schuster von Ispahan", neupersische Erzählung in Versen, 1850, das Gegenstück zu vorigem Epos. Sind auch Heyden's Novellen und dramatische Stücke heut schon vergessen, so hat er durch seine erfolgreiche Pflege des Epos sich ein bleibendes Verdienst um unsere Litteratur erworben. Durch seine reiche Erfindungsgabe, seine von der Zerrissenheit der jüngeren Zeitgenossen entfernte Klarheit, Milde und Wärme, wie seine gedankenvolle, schöne Sprache behauptet er unter den Belletristen des zweiten Viertels unseres Jahrhundert einen ehrenvollen Platz.

Eine Biographie des Dichters mit einer Auswahl lyrischer Gedichte erschien 1852 von Theodor Mundt. Palm.

Heyden: Sebald H. (in dieser Form steht der Name im Nominativ auf dem Titel der ars canendi; sonst auch Heiden, vielleicht ursprünglich Heyd oder Heid; der ihm hie und da beigelegte Vorname Sebastian beruht auf Irrthum), ein berühmter Schulmann des 16. Jahrhunderts, verdient um die Kirchenverbesserung und noch mehr um die Musikwissenschaft. Ueber seine Geburt schwanken die Angaben. Ein von Will im Nürnberger Gelehrten-Lexikon citirter „Hirsch" läßt ihn am 18. Dec. 1499 zu Bruck an der Rednitz geboren werden; nach Andern wäre er zu Nürnberg selbst 1498, nach Will's Muthmaßung 1494, nach derjenigen Zeltner's (s. u.) 1488 geboren. Er entstammte einer alten Nürnberger Patricierfamilie. Nachdem er in Nürnberg die Lorenz- und Sebaldschule besucht hatte, studirte er zu Ingolstadt und erwarb sich den Magistertitel, versah darauf kurze Zeit den Schuldienst in einer kleinen Stadt Steiermarks und einen Cantordienst in Bruck a. d. Leitha (sofern hierbei nicht eine Verwechslung mit seinem muthmaßlichen Geburtsort Bruck im Spiel sein sollte; oder umgekehrt? oder sofern nicht Bruck in Steiermark gemeint und dies eben jene kleine Stadt wäre, in der er vorher einen Schuldienst versah). Im Jahre 1520 berief ihn Nürnberg zum Rector der Spitalschule. Schon damals zeigte er seine Hinneigung zur Reformation, indem er den Mariengesang „Salve regina" in einen dem Evangelio gemäßen Lobgesang auf Christum umänderte, wofür ihn der Franciscaner Kaspar Schatzgeyer heftig verfolgte. Dies hinderte aber die Nürnberger nicht, ihn 1524 als Nachfolger Joh. Denk's (s. Bd. V. S. 53) zum Rector der Sebaldschule zu befördern, die er in so hohen Flor brachte, daß sie 1554 von fast 400 Schülern besucht ward: Er führte dort zuerst den Unterricht im Griechischen ein. — 1525 wohnte er dem Religionsgespräch auf dem Nürnberger Rathhaussaal als Protocollführer bei, sowie noch 1554 dem Gespräch in Anlaß der Osiandrischen Streitigkeiten. In der Abendmahlslehre schien sich H. mehr den Ansichten Melanchthon's zuzuneigen, ohne daß er dafür zur Verantwortung gezogen worden wäre. 1525 in den Ehestand getreten, ward er Vater von 8 Kindern, von denen Christian Professor der

Mathematik und Johann Organist zu Nürnberg wurde. — H. starb am 9. Juli 1561.

Neben seinen zahlreichen gelehrten Schriften, deren Verzeichniß bei Ersch und Gruber (s. u.) zu finden ist, sind es hauptsächlich seine geistlichen Lieder und sein theoretisches Werk über Musik, welche ihm einen dauernden Namen sichern. Letzteres, zuerst als „Musicae, id est artis canendi, libri duo. Autor Sebaldus Heyden." Norimbergae 1537. (2. Aufl. 1540) erschienen, verdient vermöge seiner klaren Darstellung und seiner vortrefflichen Musikbeispiele noch heute die höchste Beachtung. Ihm vorzüglich entnimmt Bellermann in seiner Schrift über die Mensuralnoten und Tactzeichen des 15. und 16. Jahrhunderts (Berlin 1858) seine Lehren und Beispiele. — Heyden's geistliche Lieder erschienen zunächst in wiederholten Einzeldrucken; der älteste, falls nicht die Titeleinfassung, welche die Jahreszahl enthält, einem ältern Werke entlehnt ist, schon im Jahre 1525. Es ist dies eine sog. Passion, d. h. eine poetische Erzählung von dem Leiden Jesu, in 23 zwölfzeiligen Strophen, mit dem Anfang: „O Mensch, bewein dein Sünde groß, darum Christus seins Vaters Schoß äußert und kam auf Erden", ein Lied, das bald ungemein verbreitet ward und das trotz seiner Länge früher in vielen Gesangbüchern Aufnahme gefunden hat und dem jetzt bekannteren Paul Gerhardt'schen „O Mensch, beweine deine Sünd" zu Grunde liegt. Sein Abendmahlslied: „Als Jesus Christus unser Herr" findet sich zuerst in Veit Dietrich's Agendbüchlein 1545. Im Ganzen kamen sieben seiner Lieder, die Goedeke und Koch nach ihrem Anfange anführen und die Wackernagel nach den frühsten Drucken hat vollständig abdrucken lassen, in den Nürnberger Kirchen in Gebrauch; bis auf zwei oder drei waren sie dann auch in manchen andern deutschen Kirchen bis ins vorige Jahrhundert hinein bekannt; die „Passion" fand selbst bei Katholiken Eingang. Das zuerst im Enchiridion, Lübeck 1545, gedruckte Lied: „O Mynsche, wyl gedencken myn bytter lydent grot" wird ihm nur aus Versehen ab und an zugeschrieben.

G. G. Zeltner, Kurze Erläuterung der Nürnb. Schul- und Reformationsgeschichte aus Leben und Schriften Seb. Heyden. Nürnberg 1732. 4°. — Will, Nürnb. Gelehrtenlexikon. — Rotermund bei Ersch und Gruber VII (1830) S. 364. — Goedeke, Grundriß, S. 177. — Koch, Gesch. des Kirchenlieds (3. Aufl.) I. S. 326 f. II. S. 471 f. — Wackernagel, III. S. 553 ff. — Ueber die Verbreitung seiner Lieder vgl. vor Allen Fischer, Kirchenliederlex. an den II. S. 446 citirten Stellen. Rob. Eitner.

Heydendorff: Michael Konrad v. H., Enkel des Samuel Conrad v. H. (siehe diesen) und Sohn des als Bürgermeister von Mediasch verstorbenen Daniel v. H., geb. 26. Nov. 1730, † am 9. Nov. 1821. Nach vollendeten Studien am 11. Juni 1750 beim k. Gubernium in den Staatsdienst getreten und in verschiedenen dienstlichen Stellungen ersprießlich verwendet, wurde er 1775 Senator in Mediasch, war von 1777 bis 1784 Königsrichter daselbst und wurde 1786 zum wirklichen k. Appellationsrath ernannt. Als nach Kaiser Joseph II. Tode die alte Verfassung und Verwaltung in Siebenbürgen, folgerichtig auch die in der sächsischen Nation wieder hergestellt wurde, trat H., mit dem Titel eines k. Rathes geehrt, 1790 wieder in den Dienst seiner Vaterstadt als Bürgermeister zurück, welches Amt er durch 27 Jahre rühmlich und unter allgemeiner Anerkennung versah und seine Heimath während des ganzen langen Zeitraumes bei allen Landtagen und sächsischen Nationalconfluxen als deren gewählter Abgeordneter vertrat. Für seine langjährigen und ersprießlichen Dienste mit dem Ritterkreuz des Leopoldordens vom Kaiser ausgezeichnet, trat H. nach 66 vollendeten Dienstjahren mit dem 1. Febr. 1817 in den ehrenvollen, wirklich wohlverdienten Ruhestand und blieb nun, in gesundem und kräftigem Greisenalter

seine wissenschaftlichen Beschäftigungen fortsetzend, still in seiner Heimath bis er, fast 91 Jahre alt, starb. Sein ganzes langes Leben hindurch war er neben seiner strengen Berufsthätigkeit mit literarischen Arbeiten beschäftigt, von welchen bisher nur wenige bekannt sind. Doch ist sein in der Familie sorgsam aufbewahrter handschriftlicher Nachlaß, in dem sich zahlreiche Collectaneen, zum Theil werthvolle Chroniken und handschriftliche Aufzeichnungen zur Geschichte Siebenbürgens befinden, dessen Glanzpunkt aber eine ganz originelle, die Zeit- und Sittengeschichte Siebenbürgens während der Dauer seines Lebens umfassende, mit zahlreichen, zum Theil ganz unbekannten Belegen documentirte Selbstbiographie, ein Werk von erst in neuerer Zeit allgemein gewürdigtem höheren Interesse, bildet, welche dermalen im Archive des Vereins für siebenbürgische Landeskunde herausgegeben wird.

Joseph Trausch, Schriftstellerlexikon der siebenbürger Deutschen, II. Bd. S. 148—151. (Das hier gegebene Schriftenverzeichniß ist ganz unvollständig.) Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Neue Folge. Bd. XIII und XIV. Friedenfels.

Heydendorff: Samuel Konrad, des heil. röm. Reichs Edler v. H., Bürgermeister von Mediasch und siebenbürgischer Gubernialrath, geb. zu Bistritz um die Mitte des 17. Jahrhunderts, † 1727. Von einem seit Beginn des 17. Jahrhunderts in Bistritz öffentliche Aemter bekleidenden Geschlechte stammend, war Samuel Konrad im Jahre 1678 in die Dienste der Stadt und des Stuhles Mediasch getreten. Mit dem damals sehr einflußreichen Notarsposten beim Magistrate beginnend, ward er 1687 Königsrichter, 1688 Bürgermeister, in welcher Würde er bis zum Jahre 1706, einer zu jener Zeit häufig beobachteten Gewohnheit gemäß mit Petrus Hermann in den beiden höchsten Würden alternirte, indem abwechselnd der Eine von Beiden zum Bürgermeister, der Andere gleichzeitig zum Königsrichter gewählt wurde. Er wird schon seit dem Jahre 1692 als siebenbürgischer Gubernialrath sächsischer Nation erwähnt; doch wurde er erst auf dem 1695 in Klausenburg abgehaltenen Landtage vom Gubernium an Stelle des verstorbenen Gubernialraths und Hermannstädter Bürgermeisters Christian Reichard zum Rathe proclamirt. In den Zeiten der Rákóczy'schen Empörung (1701—1711) war Hermannstadt, der Sitz des Guberniums, wo der kaiserliche commandirende General Graf Rabutin seine ganze Macht concentrirt hielt, Jahrelang von den Insurgenten eingeschlossen; regelmäßige Landtage konnten unter den obwaltenden Umständen von 1705 bis 1708 nicht abgehalten werden. Als nun im letztgenannten Jahre der Gubernator Graf Georg Bánffy mit Tode abging, war das königliche Gubernium (consilium duodecimvirale) bis auf die drei Mitglieder: Stefan Haller, den Hermannstädter Königsrichter Petrus Weber und Samuel Konrad v. H. völlig ausgestorben, welche sich um Anordnung einer verfassungsmäßigen Ergänzung (landtägliche Wahl) der höchsten Landesstelle nach Hofe verwandten. Statt dieser aber wurde nur eine Interimscommission bestellt, indem diesen drei, vom Lande gewählten Räthen noch zwei vom Kaiser ernannte Ausländer beigegeben und diesen noch dazu der Vorsitz übertragen wurde. — Nachdem endlich 1711 mit dem Szathmárer Frieden die Rákóczy'sche Empörung abgeschlossen und wieder normale Zustände eingetreten waren, wurde 1713 ein neues, aus den drei ständischen Nationen und den vier recipirten Religionen gesetzmäßig zusammengesetztes Gubernium bestellt, wobei wieder Samuel v. H. als einer der sächsischen Räthe erscheint. Er starb, nachdem er längst (seit 1706) die Würde eines Bürgermeisters von Mediasch abgelegt hatte, hochbetagt im Jahre 1727. Er war ein hervorragend kaiserlich gesinnter, vielverdienter Mann, der u. A. die energische Erklärung des siebenbürgischen Guberniums und der siebenbürgischen Landesstände vom 2. August

1704 gegen Franz Rákóczy und dessen Genossen, wodurch diese als Hochverräther erklärt wurden, nicht nur mit den übrigen sächsischen Würdenträgern und Abgeordneten unterfertigte, sondern auch beim Zustandekommen dieser — freilich unter den damaligen Umständen wenig wirksamen — patriotisch loyalen Kundgebung eifrig betheiligt war, Verdienste, welche Kaiser Leopold I. durch eine goldene Ehrenkette sowie dadurch anerkannte, daß er 1692 den ererbten Adel Samuel Conrad's bestätigte und ihm den Adelstand des heil. römischen Reiches mit dem Prädicate „von Heydendorff" verlieh. — H., 1705 mit R. Baußner verehelicht, gründete ein zahlreiches, in verschiedenen Staatsämtern und höheren Militärchargen erprobtes, um sein Volk und Vaterland, wie um wissenschaftliches Streben im Sachsenvolke verdientes Geschlecht, welches im Laufe von zwei Jahrhunderten der Stadt und dem Stuhle Mediasch außer ihm noch vier Bürgermeister gegeben hat, und heute noch blüht.

Siebenbürgische Quartalschrift.. Hermannstadt 1797. VII. Archiv des Vereins für siebenbürg. Landeskunde. Neue Folge. III. 1. Hermannstadt 1858. Handschriftliche Vermerke in den v. Heydendorff'schen Familienpapieren.

Friedenfels.

Heydenhauer: Leonhardt H., ein Componist aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, von dem sich im zweiten Theile der Forster'schen Liedersammlung von 1540 (Nr. 60) ein sehr umfangreiches Quodlibet, zusammengesetzt aus den volksthümlichsten Liedern deutscher Vorzeit, befindet, eine wahre Fundgrube für den Historiker. Außerdem besitzen wir von ihm noch mehrere Motetten zu drei und vier Stimmen in den Sammelwerken von Ott, Petrejus und Berg und Neuber von 1537 und 1541, die uns ihn als einen tüchtigen Contrapunctiker zeigen.

R. Eitner.

Heydenreich: Karl Heinrich H., Dichter und philosophischer Schriftsteller, wurde den 19. Februar 1764 zu Stolpen in Meißen geboren, wo sein Vater Oberpfarrer war. Nachdem er mehrere Jahre die Thomasschule zu Leipzig besucht, bezog er die dortige Universität, studirte vorzüglich Philologie und Philosophie und beschäftigte sich mit dichterischen Versuchen. Im Jahre 1785 wurde er daselbst Magister, dann später Professor der Philosophie und lehrte als solcher bis 1798 mit allgemeinem Beifall, allein durch Schulden bedrängt und mit Wechselarrest bestraft, sah er sich genöthigt, seine Professur niederzulegen. Er zog sich nun nach Burgwerben bei Weißenfels zurück, woselbst er, seinen Neigungen und literarischen Beschäftigungen lebend, in Folge übermäßigen Genusses geistiger Getränke und namentlich größerer Quantitäten Branntweins, am 26. April 1801, erst 38 Jahre alt, starb. Heydenreich's poetische und philosophische Leistungen erfreuten sich zu ihrer Zeit einer günstigen Aufnahme, doch erhielten sie sich nicht lange in der Gunst des Publicums und schon bei Lebzeiten des Verfassers wurde von bedeutenden Richtern das Verdammungsurtheil über sie ausgesprochen, namentlich griffen Goethe und Schiller den Verfasser unbarmherzig in den Xenien an. H. hatte besonders dadurch viele Gegner gefunden und war vorzüglich von den strengen Kantianern heftig angefeindet worden, weil er bei seiner Aesthetik den Kantischen Formalismus mit einem gewissen Sentimentalismus oder, wie er es nannte, einem Principe der Empfindsamkeit in Uebereinstimmung zu bringen versucht hatte. Große Leichtigkeit der Darstellung und Herrschaft über die Form besitzt er allerdings, aber als Dichter ist er mehr Rhetor als Philosoph, und wenn auch selbst forschend und verarbeitend, doch nicht tief und gründlich genug, sondern allzuhäufig seicht und geschwätzig, anstatt eindringend und entwickelnd zu sein. Seine Darstellung verdient indessen sowol wegen ihrer Anmuth als wegen ihrer Correctheit großes Lob und galt lange mit Recht als ein Muster des Stils. Seine sämmtlichen Gedichte hat

sein Bruder 1803 herausgegeben. Unter seinen überaus zahlreichen philosophischen Werken und Abhandlungen verdienen Erwähnung: „Propädeutik der Moralphilosophie“ (1794; 2. Aufl. 1801), „Briefe über den Atheismus“ (1796) und „Vesta oder kleine Schriften zur Philosophie des Lebens“ (1798—1801. 5 Bde.).

K. H. Schelle, Charakteristik Heydenreich's. Leipzig 1802. Wohlfahrt, Die letzten Lebensjahre Heydenreich's. Altenburg 1802. Jördens, Lexikon VI, 819—45, woselbst seine sämmtlichen Schriften verzeichnet sind.

J. Franck.

Heydenreich: Liebrecht Wilhelm Heinrich H., geb. zu Wolfenbüttel, † 1747 als schwarzburgischer Hofrath. Er hatte in Jena studirt und daselbst auch die juristische Doctorwürde erlangt durch die Vertheidigung einer „Disputatio de praerogativa portionis statutariae praelegitima, ejusque computatione ex bonis feudalibus noviter acquisitis“, Jenae 1725. 4. Außer dieser sowie außer anderen juristischen Dissertationen und mehreren Aufsätzen in Fritsch's auserlesenen, seltsamen, jedoch wahrhaften Casibus, verdient vorzüglich genannt zu werden seine: „Historie des ehemals gräflichen, nunmehro fürstlichen Hauses Schwartzburg, darinnen die Geschichte derer Grafen und Fürsten zu Schwartzburg, bis auf gegenwärtige Zeiten, deren Rechte, Privilegien, wie auch ihre Lande, samt denen vornehmsten Denk- und Merkwürdigkeiten kürzlich vorgetragen und mit Diplomatibus, sowol durch glaubwürdige Zeugnisse alter und neuer Scribenten erläutert werden“ ꝛc. Erfurt 1743. 4. Dazu gehörig hinterließ er handschriftlich: „Supplementum historiae Schwarzburgicae oder Historie des — Hauses Schwartzburg anderer Theil ꝛc.“ (auf der Bibliothek zu Weimar). Auch sein (dritter) Bruder, Christian August Heinrich, ist hier zu nennen wegen seines trefflichen Werkes: „Origines illustres et principali dignitate conspicuae Dom. Kefernburgo-Schwartzburgicae etc. etc.“, welches noch ein anderer Bruder, Gottlieb Adolph Heinrich, weimarischer Hofrath und Archivar, verbesserte und vermehrte; (Manuscript in der Weimarer Bibliothek).

Vgl. Meusel's Lexikon V. 500 ff.; Adelung II. 1865 f.; Weidlich's Geschichte der jetzt lebenden Rechtsgelehrten, 1. Thl.; Hesse, Verzeichniß Schwarzb. Gelehrten aus dem Auslande, 5. St. Schulprogr. 1835, S. 12 ff.

Anemüller.

Heydfeld: Johann H. aus Wipperfurt im Bergischen, erster Begründer der Reformation in Dortmund und calvinistischer Agitator in Wesel. — Der Name wird verschieden angegeben. In Spormacker's Chronik von Lünen (bei v. Steinen, Westfäl. Geschichte, IV. S. 1520) heißt er Johann Pawest oder Heydfelt, bei Hamelmann S. 1018: Johannes Pawest dictus Heitfeldius und nachher: Johannes Heitfeldius dictus Papa; S. 1030: Johannes Hitfeldius und ebendaselbst in einer deutschen Urkunde des Dortmunder Raths: Johann Heitfeld. Sein Leben und Wirken ist nur während des Zeitraums von 1556 bis gegen 1568 bekannt. 1556 war er Geistlicher an der Marienkirche zu Dortmund. Hier hatten bis dahin mancherlei evangelische Regungen, doch ohne irgend eine Aenderung in der kirchlichen Verfassung und im Gottesdienste stattgefunden. Die Geschichte der Reformation zu Dortmund ist eingehend dargestellt in meiner Schrift: Johann Lambach und das Gymnasium zu Dortmund (Berlin 1875). Am Frohnleichnamstage des genannten Jahres trat H. in einer Predigt heftig gegen das katholische Abendmahl auf. Er wurde dafür sofort von seinem Pastor Deging und dem Rector des Gymnasiums, Johann Lambach, angefeindet. Doch entstand zu Gunsten Heydfeld's ein Straßenauflauf, der zu Mißhandlungen Lambach's führte und letzteren nöthigte, eine Zeit lang seinen Wohnsitz in Köln zu nehmen. Für diese Vorgänge ist die einzige Quelle Spormacker. Erst unter dem 20. März 1557 fand sich der Rath veranlaßt, durch ein sehr glimpflich gefaßtes Schreiben

H. seines Amtes zu entlassen, weil er sich geweigert, die Messe zu halten. Er fand eine Zufluchtsstätte bei dem evangelisch-gesinnten Quästor Georg v. Schelen zu Hörde und wurde auf dessen Empfehlung 1559 vom Rathe zu Wesel als Geistlicher an die Willibrodikirche daselbst berufen. Alles dieses bei Hamelmann, S. 1030 f. und 1018. Daß er schon in Dortmund seit 1556 an seine Anhänger das Abendmahl unter beiderlei Gestalt gespendet hatte, unter Duldung des Raths, bezeugt Hamelmann ausdrücklich S. 1030. Auch erfahren wir aus einer Petition an den Rath vom Jahre 1561 (bei Fahne, Dortmund, II. 1. S. 366), daß nach jenen Jahren viele Bürger, um das Abendmahl nach evangelischem Ritus zu empfangen, nach dem benachbarten Dorfe Brakel außerhalb des dortmundischen Gebietes zu gehen pflegten. Diese Bestrebungen um Einführung der Reformation in Dortmund setzte er von Wesel aus fort. In einem Schreiben an den Dortmunder Bürgermeister Verswort 1561 eifert er gegen die Messe und andere kirchliche Mißbräuche. Auch hinsichtlich der vorerwähnten Petition, in der gefordert wird, daß die Austheilung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt wenigstens in einer Kirche gestattet werde, ist es in hohem Grade wahrscheinlich, daß sie ganz sein Werk ist. Der Rath wies hierauf durch ein Edikt vom 19. April 1562 (Fahne a. a. O. IV. S. 91 ff.) die Pfarrer an, denen, die es verlangten, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt entweder selbst zu reichen oder durch ihre Vicare reichen zu lassen. Daneben sollte jedoch die Messe bestehen bleiben. In der That wurde seitdem bis 1570 und theilweise bis 1578 die Praxis befolgt, daß nach der Predigt erst die lateinische Messe celebrirt und dann in evangelischer Weise das Abendmahl gefeiert wurde. Eine neue Petition, im Tone und Ausdruck jener ersten ganz gleich, also wol auch von demselben Verfasser herrührend, verlangt unter dem 2. Januar 1564 die Einführung deutscher Psalmen und Lieder in den Gottesdienst, in der Art, daß vor und nach der Predigt, sowie vor und nach der evangelischen Abendmahlsfeier ein solcher Gesang von der Gemeinde gesungen werde. Auch diese Bitte wurde durch Edikt vom Sonntag Judica desselben Jahres gewährt (beide Schriftstücke bei Fahne, II. 1. S. 369 ff. und IV. S. 93 ff.). Die Reformation in Dortmund vollendete sich nun in mehreren weiteren Stufen bis zur Einführung der Augustana im J. 1582, ohne daß eine weitere Einwirkung Heydfeld's nachweisbar wäre. In Wesel betheiligte er sich zusammen mit seinem Pastor Nicolaus Rollius seit 1562 an einem siegreichen Kampfe des Calvinismus gegen das Lutherthum. Ob er hierbei durch Rollius beeinflußt wurde oder von jeher calvinistische Neigungen hatte, ist unklar. Hamelmann, der ihn mit der Härte des lutherischen Parteimannes beurtheilt, bemerkt S. 1031: An unquam Heitfeldius purus fuerit in religione ignoro. Beide führten zunächst 1562 einen Streit gegen den Exorcismus, der zur Freigebung dieses Gebrauchs durch den Rath führte. Sodann folgte ein Kampf für die calvinische Abendmahlslehre gegen den lutherischen Theologen Tileman Heshusius, der, aus Wesel gebürtig, dort 1563 als Privatmann seinen Wohnsitz genommen hatte. Es gelang den beiden Eiferern, 1565 die Ausweisung des Heshusius und 1566 die Absetzung des ebenfalls lutherisch gesinnten Gymnasiarchen Lubertus Florinus durch den Rath zu bewirken, womit das Uebergewicht des Calvinismus entschieden war. Ueber diese Streitigkeiten zu vergl. Hamelmann, S. 1018 f. und Heidemann im Gymnasialprogramm von Wesel, 1859, S. 34—50. Weitere Nachrichten über sein Wirken sind mir nicht bekannt; die Mittheilungen bei Hamelmann, die nicht über das J. 1568 hinausreichen, lassen ihn in diesem Jahre noch in Wesel voraussetzen (S. 1031). Nicht mit ihm identisch ist ein Theologe Johann Heidfeld aus Westfalen, der zu Anfang des 17. Jahrhunderts lebte und von dem in Jöcher's Gelehrtenlexikon zwei Schriften angeführt werden.

A. Döring.

Heydrich: Karl Gottlob H., Schauspieler, geb. 21. Decbr. 1714 zu Reibersdorf bei Zittau, † 1788 in Wien. H. war der Sohn eines Landdoctors und wurde in Markersdorf erzogen. 1734 ging er nach Jena, um Medicin zu studiren, aber wie einst seinen Vater in den Jugendjahren die Bretter mächtig angezogen und ihn bestimmt hatten, einige Zeit Schauspieler zu werden, so fand jetzt auch der Sohn an dem bunten Leben der Bühne Geschmack und engagirte sich bei der berühmten Neuberischen Gesellschaft. „Ein schönes Aeußere und Weltanstand", wie Schütze in der Hamburgischen Theatergeschichte berichtet, kam ihm für seine schauspielerische Carrière, die er 1738 in Hamburg eröffnete, zu statten. 1739 verließ er die Neuberin, weil er ihr nach Petersburg zu folgen nicht gesonnen war, und nahm eine Stellung bei der Schönemann'schen Truppe an, die wie bekannt am 15. Januar 1740 in Lüneburg ihre erste Vorstellung gab. Ekhof und die nachmalige Ackermannin (Schröder's Mutter) waren u. A. seine Collegen. Obgleich hier sein Talent zu schöner Blüthe gelangte, ging H. dennoch 1741 zur Neuberischen Gesellschaft zurück, bei der er nun bis 1743 blieb, um dann an den kurz bemessenen Zügen der Schröder'schen Truppe Theil zu nehmen. 1744 vermählte er sich mit der Schauspielerin Philippine Tümler, die er bei der Neuberin kennen gelernt, und von den Freuden der Ehe vollständig durchdrungen, genoß er sie, der Bühne ganz entsagend, in Zwickau, wo leider 1746 seine Frau ins Jenseit abberufen wurde. Bei der Schauspielkunst suchte er nun wieder Trost, fand ihn und zugleich ein drittes Engagement bei der Neuberin, bis er 1748 nach Wien ging und dort fast 30 Jahre wirkte, zunächst in jugendlichen, später in Väterrollen. Einer der ersten, der für das regelmäßige Schauspiel in Wien angestellt war, wurde H. 1777 durch seine Versetzung in den Ruhestand auch der erste Hofschauspieler in Pension.

Joseph Kürschner.

Heydt: August von der H., preußischer Staatsmann, geb. 15. Febr. 1801 in Elberfeld, † 13. Juni 1874 in Berlin. Nachdem er die Schulen seiner Vaterstadt besucht, widmete er sich, ebenso auf Wunsch der Angehörigen, als nach eigener Neigung, dem Kaufmannsstande, brachte zur Ausbildung im Handelsfache mehrere Jahre in Frankreich und England zu und trat 1824 in das Bankhaus seines Vaters in Elberfeld (Firma: Gebr. Kersten, seit 1827 v. d. H., Kersten u. Comp.), welches er später als Associé seiner Brüder Karl und Daniel führte. Bis dahin bekleidete er auch die Stellen, zu welchen ihn die Achtung und das Vertrauen der Mitbürger erhob: seit 1829 war er Mitglied des städtischen Centralschulausschusses bei der Leitung des Elementar- und des höheren Schulunterrichts in Elberfeld sowie des Gymnasial-Curatoriums; seit 1831 Richter, seit 1840 Präsident des kgl. Handelsgerichts für die Kreise Elberfeld, Solingen und Lennep, seit 1833 Mitglied des Stadtraths von Elberfeld, seit 1834 des Kreistags. Vom Finanzminister zum Vorsitzenden des Verwaltungsraths der Elberfeld-Dortmunder Eisenbahn bestimmt, erhielt er den Titel Commercienrath, vertrat seit 1841 Elberfeld mit Umsicht und Energie im rheinischen Provinziallandtage, wohnte den am 18. Oct. 1842 in Berlin zusammentretenden vereinigten ständischen Ausschüssen als städtischer Abgeordneter der Rheinprovinz bei, galt hier als einer der Befürworter einer periodischen Wiederkehr dieser Versammlung, entfaltete in den Ausschüssen des rheinischen Provinziallandtags für Handel, Finanzen, Justiz- und Verfassungssachen auf den Landtagen von 1841, 43 und 45 eine umfassende Thätigkeit und vertrat den Stand der Städte im rheinischen ständischen Ausschusse. 1845 wurde er vom Präsidenten des preuß. Staatsraths zur Berathung der Gesetzentwürfe über Wechselrecht und über den Plan einer allgemeinen Einführung von Handelsgerichten berufen und war zum preußischen Abgeordneten für die Leipziger Con-

ferenz zur Berathung der deutschen Wechselordnung bestimmt, als eine Krankheit ihn hinderte, den Auftrag anzunehmen.

Ein Mann von anerkannt so vielseitiger Befähigung in geschickter Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten durfte im ersten Vereinigten Landtage Preußens um so weniger fehlen, als die Hauptforderungen der Zeit sich zunächst gerade um die in sein eigentliches Fach fallende Behandlung der Staatsfinanzen drehten. Die Nothwendigkeit von deren Controlle durch eine Volksvertretung war für H. vor Allem ein Gebot der Ordnung und die Bedingung einer sachgemäßen Verwaltung. Als Abgeordneter Elberfelds begann er denn auch in dieser Versammlung 1847 allgemeinere Aufmerksamkeit zu erregen. Er war hier einer der Führer der liberalen Partei in den Bestrebungen für jährliche Berufung der Stände, für Erweiterung des Petitionsrechts, Wegfall der Zweidrittelmehrheit, überhaupt für Umwandlung der ständischen in eine constitutionelle Verfassung. Bei reicher Kenntniß der Gesetze und Einrichtungen sowie großer Geschicklichkeit, welche er hier in Bewältigung praktischer Fragen zeigte, wirkte H. mehr im Stillen als in den öffentlichen Verhandlungen und zeichnete sich bei diesen, namentlich als Berichterstatter für die mit allen Verfassungsfragen betraute Abtheilung, ohne gerade ein großer Redner zu sein, durch bündige, schlichte, genaue und verständliche Darstellung aus. Er trat auf für die Petition um Aufrechthaltung der polnischen Nationalität und Sprache in Posen, für Wahl der Secretäre durch die Versammlung und rief das Gesuch der Städtecurie an den König hervor, die Verweisung des Finanzetats und der Uebersicht an eine Abtheilung zur Prüfung und Berichterstattung behufs der Information des Landtags zu gestatten. Seine bedeutendste Rede auf dem Vereinigten Landtag hielt er am 31. Mai 1847, als es sich um die Frage handelte, ob letzterer ein Recht auf periodische Einberufung und jährliche Rechnungslegung habe. Namentlich trat er mit Schärfe der Ausführung des Justizministers v. Savigny entgegen, wonach die früheren Gesetze wol die Erwartung auf jährliche Berufung einer größeren ständischen Versammlung hätten erregen können, daß aber zwischen solcher Erwartung und einem verliehenen Rechte ein großer Unterschied sei. Heydt's einfache Erwiderung, welcher man den mühsam unterdrückten Unwillen über die versuchte Art der ministeriellen Beweisführung und der Gesetzesauslegung anmerkte, insbesondere seine Wendung „das Volk liebt keine kunstreichen Rechtsdeductionen" fanden damals in weiten Kreisen großen Anklang.

Nach einer heftigen Krankheit hielt sich H. längere Zeit von aller politischen Thätigkeit fern. Wahlen zur deutschen und zur preußischen Nationalversammlung lehnte er ab, weil er die Theilnahme an diesen Versammlungen mit seiner Anschauung über die Aufrechthaltung der Rechtscontinuität nicht zu vereinigen vermochte. Auch Anträge wegen Eintritts in das am 22. Sept. 1848 gebildete Ministerium v. Pfuel-Eichmann lehnte er entschieden ab; nachdem aber die preußische Nationalversammlung nach Brandenburg verlegt worden, übernahm er behufs Unterstützung des am 8. Nov. 1848 gebildeten Ministeriums Manteuffel einstweilen das Mandat für Elberfeld zu letzterer Versammlung. Hiernach wurden ihm vom Könige Friedrich Wilhelm IV. Anträge wegen Eintritts in das Ministerium Manteuffel gemacht, er zögerte jedoch mit der Annahme, weil er einem Eintritt in den Staatsdienst überhaupt bisher stets abgeneigt gewesen, bis er endlich 4. Dec. 1848 aus Patriotismus und in der Voraussetzung, daß es sich nur um eine kurze Zeit handeln werde, das Handelsministerium annahm, nachdem er schon mehrere Tage vorher den Berathungen des Ministeriums beigewohnt. Bald nach Herstellung der Ruhe bat er in Rücksicht auf obige Voraussetzung um Entlassung; nachdem diese aber in den gnädigsten Ausdrücken abgelehnt

worden, begann H. auf vielen Gebieten seines Ressorts eine umfassende schöpferische Thätigkeit von segensreichsten Folgen zu entfalten.

Es bezieht sich dies zunächst auf seine Organisation der Post- und Telegraphenverwaltung. 1849 wurde der Expeditionsdienst bei den Postanstalten umgestaltet, die fahrenden Expeditionsbureaus sowie die Ermäßigung des höchsten Briefportosatzes von 6 auf 3 Sgr. eingeführt, 1850 die oberste Postverwaltung durch Errichtung von Oberpostdirectionen für jeden Regierungsbezirk und Berlin decentralisirt; 1852 kam es zur Einführung eines zweiten höheren Postexamens und zum Erlaß des Gesetzes vom 5. Juli über das Postwesen. H. leitete auch die Verhandlungen mit der österreichischen Regierung, welche 1850 zum Abschluß des deutsch-österreichischen Postvereins führten, durch den gleichmäßige Bestimmungen für Taxirung und Behandlung der Brief- und Fahrpostsendungen erzielt wurden. Im Anschluß hieran bewirkte H. den Abschluß günstiger Postverträge mit Belgien, England, Frankreich, Holland, Rußland, Schweden, Spanien und Nordamerika. Auch gründete er 1850 die Postdampfschifffahrt auf der Ostsee durch regelmäßige Fahrten von Stettin nach Petersburg, Stralsund und Ystadt, 1853 nach Kopenhagen und Stockholm. Nicht minder bedeutend war Heydt's Thätigkeit für Gründung und Entwicklung des Telegraphenwesens. Durch Erlaß vom 9. Febr. 1849 löste er die optischen Telegraphenanstalten auf und gründete die ersten electrischen Telegraphen in Preußen, worauf er am 5. Aug. 1850 auf einer Conferenz von Bevollmächtigten Preußens, Oesterreichs, Baierns und Sachsens zu Dresden die Feststellung gemeinsamer Grundsätze für Betrieb und Benutzung der Telegraphen dieser Länder bewirkte. An diesen deutsch-österreichischen Telegraphenvertrag schlossen sich 1852 ähnliche Verträge mit Belgien und Frankreich, 1854 mit Rußland. Der Eisenbahnbau erhielt in Folge der großen Thätigkeit Heydt's eine solche Ausdehnung, daß Preußen in dieser Beziehung alle Staaten des Festlandes, nach Verhältniß der Landesausdehnung, übertraf. Es kam zu Stande der Bau der Ostbahn einschließlich des Riesenbrückenbaues über die Weichsel und Nogat, der westfälischen, der zur Hebung der Kohlenproduction des Saarbeckens sehr förderlichen Saarbrücken-Trierer, der Stargard-Posener, der Berlin-Stettiner, der Berliner Verbindungsbahn und der Bahn von Salzbergen nach Rheina. Die niederschlesisch-märkische und die Münster-Hammer Bahn wurden unter H. für den Staat erworben und im übrigen der Privatbahnbau durch Ermunterung gefördert. Auch der Eisenbahnbetrieb wurde von H. trefflich geleitet. Er schritt entschieden ein gegen Privatbahnen, welche den Bedürfnissen des Verkehrs nicht entsprechend Rechnung trugen, sorgte insbesondere für Herstellung von Nachtzügen, gegen welche viele Bahngesellschaften sich sträubten. Durch ein Erkenntniß des Gerichtshofes zur Entscheidung der Competenzconflicte hierin unterstützt, gelang es ihm, einen musterhaften Bahnbetrieb herzustellen. In Verbindung mit dieser Thätigkeit stand die bezüglich seiner obersten Leitung des Bauwesens. Es wurde eine Centralabtheilung und eine neue technische Baudeputation ernannt, die Bauverwaltung in den Provinzen neu organisirt und neue Vorschriften für solche ertheilt, welche sich dem Baufache widmen wollen. Die Chausséebauten nahmen unter H. bedeutenden Fortgang, zum Theil infolge bestimmter Prämien, welche er statt der Zuschüsse dafür bewilligte. Nicht mindere Förderung ließ er den Flußbauten und dem Canalbau zu Theil werden. Großen Eifer entwickelte er bezüglich der von Preußen angestrebten Schaffung einer deutschen Handelseinheit, insbesondere 1851 bezüglich des Anschlusses des Steuervereins an den Zollverein, dessen Handelsvertrags von 1853 mit Oesterreich, der Einführung des Zollgewichts als allgemeinen Landesgewichts und des Zustandekommens des Allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuchs. H. bewirkte die Hebung der Leinenindustrie in Schlesien und Westfalen, die Errichtung von

Flachsbereitungs- und von Musterzeichenanstalten, Webeschulen, Spinnstuben, sowie eine Verbesserung der Bleich- und Appreturanstalten. In den sog. Nothbezirken, besonders Schlesiens, führte H. die Strohflechterei, die Holzschnitzarbeit, die Uhr- und die Schachtelfabrikation ein. Das Gewerbe-, besonders das Gewerbeschulwesen, erfuhr unter H. eine gänzliche Umbildung. Der Bergwerksbau hob sich unter ihm zu außerordentlicher Höhe. 1851 zum Chef der preußischen Bank ernannt, ertheilte er derselben eine den erhöhten Bedürfnissen des Verkehrs entsprechende Ausdehnung, doch ist ihm vorgeworfen, das Monopol dieser Bank immer umfangreicher gestaltet und die zeitgemäße Ausbildung des Creditwesens gehemmt zu haben.

Es hat nicht an Stimmen gefehlt, welche meinten, H. habe, mit Rücksicht auf seine 1847 vertretenen liberalen Ansichten, mit dem Ministerium Manteuffel nicht soweit in der Reaction gehen dürfen und man hat wol seine verändert scheinende Haltung mit der Gefährdung seines Hauses in Elberfeld, der Gefangennahme seines Bruders Daniel und einer gegen diesen verübten Gelderpressung beim dortigen Aufstande vom Mai 1849 in Verbindung bringen zu dürfen geglaubt; indeß gewiß ist, daß gerade seine rege Thätigkeit während der 1850er Jahre die segensreichsten Folgen für den Staat gehabt. Die Arbeiten seines Ressorts nahmen ihn in diesem Jahrzehnt völlig in Anspruch und er ist in rein politischen Fragen nicht besonders hervorgetreten. Im Volkshause des Parlaments zu Erfurt vertrat er den 7. westfälischen Wahlbezirk Hamm-Soest-Iserlohn. Nachdem das Ministerium Manteuffel am 6. Novbr. 1858 zurückgetreten war, ging H. mit in das am 2. Decbr. gebildete Ministerium Fürst Hohenzollern- v. Auerswald über. Eine an den Prinz-Regenten gerichtete, vom Grafen Fürstenberg überbrachte Adresse mehrerer rheinischer Industriellen hatte sein Verbleiben im Amte als einen allgemeinen Wunsch der westlichen Provinzen dargestellt. Den Liberalen war sein Verbleiben nicht genehm, sie ließen es sich aber wegen seines Talentes und seiner Energie gefallen. Dagegen zeigte das Herrenhaus eine Opposition gegen ihn. Zwar erkannte es ausdrücklich Heydt's Umsicht und Energie an aus Anlaß des von ihm vorgelegten Berichts über den Fortgang und Betrieb der Staatseisenbahnen, sowie über die Lage der Eisenbahnverwaltung, des Telegraphenwesens und Postbetriebs; aber aus Besorgniß vor Steigerung der bureaukratischen und centralistischen Tendenzen protestirte es gegen die fernere Verwendung der den Privateisenbahnen 1853 gesetzlich auferlegten Progressivsteuer vom Reinertrage zum Ankaufe ihrer Actien. Der unter diesem Ministerium beginnende Streit des Abgeordnetenhauses mit der Regierung über die Frage der Heeresumbildung berührte H. als Handelsminister nicht besonders; um so mehr war dies jedoch der Fall, als er in dem am 17. März 1862 ernannten Ministerium des Fürsten von Hohenlohe-Ingelfingen neben dem Handels- auch noch das Finanzministerium übernommen hatte. Das erstere trat er am 20. Mai 1862 an v. Holzbrink ab. Er nahm in dem Streite eine mehr versöhnliche Haltung ein, bat insbesondere mittelst vertraulichen Schreibens den Kriegsminister v. Roon, zu erwägen, ob nicht der Militäretat um $2^1/_2$ Mill. Thlr. vermindert werden könne, sodaß sich auf den in Aussicht gestellten Steuerzuschlag von 25 % verzichten ließe. Dieser Verzicht wurde zwar durch königl. Erlaß vom 16. April 1862 verkündigt; als aber am 6. Mai die Neuwahlen zum Abgeordnetenhause, bei denen H. sein langjähriges Mandat für die Heimath an Gen.-Steuer-Dir. Kühne verlor, wieder gegen die Militärreorganisation ausfielen, das Abgeordnetenhaus trotz der am 11. Septbr. von H. gegebenen Versicherung wegen Beobachtung der verfassungsmäßigen Rechte des Volks an seiner Ablehnung festhielt und König Wilhelm die Durchführung der letzteren der Energie des Hrn. v. Bismarck anvertraute, erhielt neben Hohenlohe auch H. am

24. Septbr. 1862 die erbetene Entlassung. Es hatte ihm nichts geholfen, daß er die Durchführung des Hagen'schen Antrages auf Specialisirung des Etats im wesentlichen zugesagt und am 21. März durch Herabsetzung des Zinsfußes der Staatsanleihen von 1850 und 51 von 4 1/2 auf 4 % Ersparnisse hatte machen wollen. H. schied ganz aus dem Staatsdienst und wurde am 31. Jan. 1863 in den erblichen Freiherrnstand erhoben. Am 12. Febr. 1866 präsidirte er einer Versammlung bezüglich des Nord-Ostsee-Canals. Noch bevor durch den Ausgang des Krieges Preußens gegen Oesterreich die Militärorganisation ihre Rechtfertigung erfahren hatte, übernahm H. am 5. Juli 1866 an v. Bodelschwingh's Stelle wieder das Finanzministerium, löste die schwierige Aufgabe, ohne Aufnahme von Anlehen die Mittel zu jenem Kriege zu beschaffen und erklärte am 13. Aug. 1866 bei Vorlegung des später genehmigten Indemnitätsgesetzes im Abgeordnetenhause, die Regierung hege den dringenden Wunsch, den Streit bald und für immer zu beseitigen. Der bei Berathung des Gesetzentwurfs über den außerordentlichen Geldbedarf der Militär- und Marineverwaltung von 60 Mill. Thlr. von H. gemachte Vorschlag wegen Regelung der Dotirung des Staatsschatzes auf neuen gesetzlichen Grundlagen wurde angenommen. Einige Maßnahmen, welche er im Eifer für die preußischen Finanzen zur Belästigung der neuen Provinzen traf, wurden auf deren Einsprache zurückgenommen. Dahin gehört die Zurückweisung, welche H. am 2. Febr. 1867 der Bitte der Stadt Frankfurt a. M. wegen Erstattung der 6 Mill. Kriegscontribution hatte zu Theil werden lassen, die ausnahmslose Heranziehung der Staatskapitalien der neuen Landestheile zur Generalstaatskasse in Berlin und eine Reihe von Verordnungen wegen Einführung verschiedener dort neuer Steuern. 1863—70 vertrat H. den 5. Erfurter Bezirk Schleusingen-Ziegenrück im Abgeordnetenhause, 1867 denselben im Zollparlamente und 1868 im norddeutschen Reichstage, ohne sich einer Partei anzuschließen. In diesen Jahren gestaltete sich wegen längerer Stockung von Handel und Verkehr, wegen mißlicher Ernten, infolge Ausdehnung des Etats auf die neuen Provinzen und wegen des Verhältnisses zur Reichsfinanzverwaltung die Lage der preußischen Finanzen schwieriger. Der im October 1869 zusammengetretene Landtag unterzog Heydt's Verwaltung einer scharfen Kritik. Man warf ihm vor, die preußischen Finanzen in zwei zusammenhangslose Theile zerrissen, ein Aufgeben von Einnahmequellen bei mangelnder Deckung zugelassen und im Herbst 1867 einen im Gleichgewicht abschließenden Etat für 1868 entworfen zu haben, während das Defizit von 10 1/2 Mill. Thlr., welche H. mittelst Denkschrift vom 21. Mai 1869 für 1870 berechnete, damals schon vorhanden gewesen. Der dadurch in Sicherheit gewiegte Landtag von 1867—68 habe das Geld mit vollen Händen ausgestreut. Der Plan eines Steuerzuschlages soll im Herbst 1868 am Könige gescheitert sein; der Verkauf der Köln-Mindener Actien wurde nur als augenblickliche Abhülfe angesehen. Eine dauernde schien nur durch eine gewisse Verbindung der Finanzen Preußens und des norddeutschen Bundes hergestellt werden zu können. Deshalbige liberalerseits gemachte Vorschläge waren von H. abgelehnt, andererseits war der norddeutsche Reichstag auf Heydt's Vorschläge wegen einer Reihe von Bundessteuern nicht eingegangen. Als nun H. am 8. Octbr. 1869 im Abgeordnetenhause bei Vorlegung des Budgets das Deficit auf 5 400 000 Thlr. berechnete und kein anderes Mittel zur Deckung als einen Steuerzuschlag von 25 % anzugeben wußte, fand man diese plötzliche Herabminderung des Deficits sehr auffallend und der Landtag verlor sichtlich das Vertrauen zu H. wegen der willkürlichen Gruppirung der Zahlen. Nachdem er sodann bei der Verhandlung über eine 4 Eisenbahngesellschaften zu gestattende Prämienanleihe sich gegen die Angriffe in beiden Kammern nur ungenügend zu decken verstanden, erhielt er am 26. Octbr. 1869, unter

Verleihung des schwarzen Adlerordens, die erbetene Entlassung. Er zog sich in das Privatleben zurück, seine Verwaltung aber erfuhr auch nachträglich noch Angriffe. Am 11. Febr. 1870 wurde ihm im Abgeordnetenhause vorgeworfen, die 1867 zum Bau von Eisenbahnen bewilligte, „nach Maßgabe der für die einzelnen Baujahre erforderlichen Geldmittel aufzunehmende Anleihe“ alsbald im ganzen Betrage aufgenommen zu haben; Graf Bismarck nahm jedoch H. in Schutz, indem er, ohne dessen Verfahren an sich für correct zu halten, rühmend hervorhob, daß H. gerade „in einer schwierigen Epoche, wo seine einsichtsvolle, rasche, energische und vor der Verantwortlichkeit nicht zurückschreckende Hülfe die wesentlichsten Dienste geleistet, keinen Augenblick gezögert hat einzutreten und in Zeit von wenigen Tagen die Hindernisse zu beseitigen, die soweit gingen, daß (1866) Zweifel vorhanden waren, ob die nöthigen baaren Gelder zur Löhnung der Truppen disponibel wären“. — Nicht volle fünf Jahre nach seinem Rücktritt ist er gestorben.

Vgl. Haym, Reden und Redner d. ersten verein. preuß. Landtags, Berl. 1847; Biedermann, Gesch. d. ersten preuß. Reichstags, Leipz. 1847; Grenzboten, 1849, 1. Sem., 1. Bd.; Unsere Zeit, erste Folge, Bd. 1, Leipz. 1857; Ergänzungs-Convers.-Lex. d. neuesten Zeit (Bd. XIV. f. 1858—59) v. F. Steger, Leipz. u. Meißen; Wagener, St.- u. Ges.-Lex., Bd. IX, Berl. 1862; Gartenlaube, 1862, Nr. 9; Unsere Zeit, neue Folge, Leipz. 1874; Daheim 1873; Reichsanzeiger, 1874, Nr. 138. Wippermann.

Heyendal: Nikolaus H. In dem zum Kreise Eupen (Regierungsbezirk Aachen) gehörenden Orte Walhorn lebte im 17. Jahrhunderte die Familie H., aus welcher mehrere ausgezeichnete Juristen und Geistliche hervorgegangen sind. Zu den letzteren zählte vor allem der 1658 geborene Nikolaus H. Wie fast alle Limburger, welche sich den Wissenschaften widmeten, besuchte er das von Jesuiten geleitete Gymnasium Marianum in Aachen. Nach Absolvirung seiner Gymnasialstudien reiste er nach Rom, um hier seine Studien zu vollenden, wurde aber unterwegs von Venetianern gefangen genommen, unter die Soldaten gesteckt und nach Corfu geschickt, wo er die griechische Sprache sich aneignete. Es gelang ihm, zu entfliehen und nach Mailand zu kommen, wo er Unterricht in der Rhetorik ertheilte und die italienische Sprache erlernte. Sobald es ihm möglich war, kehrte er in sein Vaterland zurück und traf an dem Tage in Walhorn ein, an welchem man für den Todtgeglaubten ein Seelenamt hielt, welchem er beiwohnte. Von Walhorn ging er zur Universität, um hier Theologie, vorzüglich aber canonisches und bürgerliches Recht und alte Sprachen zu studiren. Unterstützt von ungewöhnlichen geistigen Fähigkeiten und einem so treuen Gedächtnisse, daß er das Neue Testament ganz, das Alte größtentheils auswendig wußte, legte er in Löwen den Grund zu einer umfangreichen Gelehrsamkeit. Nachdem er die Universität verlassen hatte, trat er in seiner Heimath als Novize in die Augustinerabtei Klosterrath bei Herzogenrath, welcher ein Aachener, der ausgezeichnete Johann Bock von 1683—1712 als Abt vorstand. Da unter diesem gelehrten Mann ein reger wissenschaftlicher Sinn in der Abtei herrschte, so fand H. hier viel Anregung. Hier las er die Schriften der heiligen Väter und studirte mit Vorliebe den hl. Augustinus und den hl. Thomas von Aquino. Nach Vollendung seiner theologischen Studien ernannte der Abt ihn im J. 1694 zum Pfarrer von Eupen. Sein unerschrockenes Auftreten gegen die hier herrschenden Unordnungen und Laster verursachte ihm bittere Feindschaft. Wiederholt wurden während seines dreijährigen dortigen Aufenthaltes Mordversuche gegen ihn gemacht. Auf den Wunsch des Bischofs von Lüttich, zu dessen Diöcese Klosterrath und die von diesem patronisirte Pfarre Eupen gehörten, rief der Abt im Jahre 1697 H. in die Abtei zurück und übertrug ihm hier eine Professur der Theologie.

Durch seine Vorträge, Schriften und sein Beispiel hat er manchen vortrefflichen Theologen herangebildet. Nach dem Tode des Abtes Johann Bock 1712 erhob der Landesherr H. zur Abtswürde, mit welcher die Vertretung der Geistlichkeit bei den Ständen oder Staaten Limburgs verbunden war. Wegen seines verdienstlichen Wirkens in dieser Stellung nannte man H. decus statuum, die Zierde der Staaten. Der vormalige Professor der Theologie P. Desirant hatte in Schriften des Johann Bock und namentlich Heyendal's jansenistische Lehrsätze gefunden und erhob daher von Aachen aus, wo er durch Urtheil des Raths von Brabant seit 1708 sich aufhielt, eine bis zum J. 1715 fortgesetzte leidenschaftliche Polemik gegen Abt und Convent Klosterraths. Die Orthodoxie seines Abtes und Klosters zu beweisen, gab H. die Schrift heraus: „Orthodoxia fidei et doctrinae Abbatis et Canonicorum Regularium s. Augustini monasterii Rodensis", und ließ zugleich auch 1710 eine französische Uebersetzung derselben drucken. In demselben Jahre gab er zu Antwerpen heraus: „Apologia pro Abbate et Priore monasterii Rodensis contra Bernardum Desirant". Neben manchen noch handschriftlich vorhandenen theologischen Werken ist H. am bekanntesten geworden durch seine Fortsetzung der besonders für das Herzogthum Limburg wichtigen „Annales Rodenses". Nachdem er, von seinem Abte zum Prior ernannt, Zins-, Lehn- und andere abteiliche Bücher in Ordnung gebracht, unternahm er die Fortsetzung der Klosterrather Jahrbücher nach den Archivalien des Klosters. Dieses, 1104 gestiftet, hatte Jahrbücher bis zum J. 1158. Diese nun setzte H. bis zum J. 1700 fort. Sie sind als Supplementband (Bd. VI.) von dem verdienten Verfasser der Histoire du duché de Limbourg, Simon Peter Ernst (s. Bd. VI. S. 327), der einer der letzten Stiftsherren Klosterraths war, herausgegeben worden. H., seines vorzüglichen Stiles wegen calamus aureus, die goldene Feder, genannt, stand der Abtei Klosterrath 21 Jahre als Abt vor und † am 5. Mai 1733 im Alter von 75 Jahren.

Vgl. Quix, der Kreis Eupen, Aachen 1837, S. 26 f. u. F. P. Neupan, Notice historique sur l'abbaye de Rolduc, Aix-la-Chapelle 1868, S. 29 ff.

Haagen.

Heyer: Friedrich Karl H., Bruder Karl Heyer's (s. u.), Forstwirth, geb. am 1. Mai 1793 auf dem Bessunger Forsthaus bei Darmstadt, † am 6. Januar 1856 zu Ober-Ramstadt (Provinz Starkenburg im Großherzogthum Hessen). Er war zuerst Forstmitaufseher, dann Revierjäger, Revierförster der jetzigen Oberförsterei Nieder-Ramstadt, hierauf Forstmeister des Forstes Waldmichelbach; zuletzt Forstmeister des (jetzt eingegangenen) Forstes Reinheim. In allen forstlichen Wirkungskreisen, insbesondere in Reinheim, entfaltete er eine wahrhaft großartige kultivatorische Thätigkeit. Pflanzenzucht in Forstgärten, Laubholzbegründung unter Nadelholzschutzbeständen, sinnige und rationelle Verwendung von Bestandesfüllholz, Bestandesumwandlungen, Anzucht von Bodenschutzholz, Herstellung von Mischbeständen 2c. waren seine Specialitäten. Viele Forstwirthe besuchten den Ort seiner Thätigkeit, ließen sich seine Ideen mittheilen und handelten darnach. Er selbst hat leider nichts veröffentlicht, doch sind die von ihm entwickelten aus der Praxis, dieser untrüglichsten Quelle unseres Wissens, hergeleiteten Ideen durch Andere in die Oeffentlichkeit gedrungen.

Allgemeine Forst- und Jagdzeitung, 1856, Septemberheft (Anlage). Dr. Eduard Heyer, Ueber die praktische Ausbildung der Forsteleven 2c. (Gießen 1860, S. 61—65). Privatmittheilung.

Heß.

Heyer: Karl Gustav H., geb. am 9. April 1797 auf dem Bessunger Forsthaus bei Darmstadt, † am 24. August 1856 in Gießen, einer der ausgezeichnetsten Forstwirthe, die jemals gelebt haben, sowol wissenschaftlich nach allen Richtungen hin durchgebildet, wie praktisch erfahren. Er war das fünfte

Kind des Forstmeisters Wilhelm H. (s. u.) und von seinem Vater ursprünglich zur Theologie bestimmt worden. Die ihm als Sohn eines Forstmannes gleichsam angeborene Liebe zum Wald und zu den Naturwissenschaften lenkte ihn aber (1812) nach mehrjährigem Besuch des Gymnasiums dem Forstfache zu. Auf der „Meisterschule" seines Vaters empfing er den ersten Unterricht im Forst- und Jagdwesen. Im Sommer 1814 bestand er die vorschriftsmäßige Prüfung bei dem Oberforstcollegium in Darmstadt mit gutem Erfolg und beabsichtigte, seine wissenschaftlichen Studien auf der Universität Gießen und Forstakademie Tharand fortzusetzen. Da ward er ganz plötzlich durch den Tod seines Vaters (3. November 1815) der hierzu erforderlichen Mittel beraubt. Die Huld des Großh. Ludwig I. ermöglichte indessen doch sein ursprüngliches Vorhaben. Mit einem Stipendium von 400 fl. ausgestattet, besuchte er gegen Ende des Jahres vom Herbst 1815 bis dahin 1816 die Universität Gießen, an welcher damals Professor Walther forstcameralistische Vorträge hielt, den er auch bei Bestimmung der Gewächse in dem unter Walther's Obhut stehenden botanischen Garten der Universität unterstützte. Nachdem er den folgenden Winter im elterlichen Hause zugebracht hatte, begab er sich 1817 noch auf kurze Zeit nach Tharand, um den berühmten Heinrich Cotta zu hören. Schon im Juli deff. Js. kehrte er aber wieder zurück und gründete — auf Zuspruch einiger Mitglieder des Oberforstcollegiums zu Darmstadt — daselbst ein Forstinstitut. Am 25. September 1817 wurde dasselbe eröffnet. Der Unterricht bestand theils in Vorlesungen, theils in praktischen Uebungen in den nahe gelegenen Waldungen, mußte aber schon im Frühjahr 1818 wieder aufgegeben werden, weil H. die Verwaltung des Reviers Babenhausen provisorisch übernehmen mußte. 1819 siedelte er, nachdem diese Stelle wieder besetzt war, nach Seligenstadt über, um von da aus das Revier Zellhausen zu verwalten; noch im December deff. Js. aber ward er zum Revierförster des Reviers Lauter mit dem Wohnsitz in Grünberg ernannt.

Als um 1820 das Gerücht ging, in Gießen werde eine Forstlehranstalt errichtet und mit der Universität in Verbindung gesetzt werden, bewarb sich H. um die venia legendi. Walther sträubte sich aber, obschon er seinem Zuhörer seiner Zeit ein glänzendes Zeugniß mit nach Tharand gegeben hatte, energisch gegen diese Gründung, mit den Phrasen: „ein technisches Fach gehöre nicht auf die Universität; die universitas dürfe sich nicht zur specialitas zersplittern; man möge der Universität nicht die Demüthigung zufügen, ihr einen reitenden Förster aufzubürden!" (s. Heß, Die forstliche Unterrichtsfrage, 43. Heft des III. Jahrgangs der Deutschen Zeit- und Streitfragen, S. 11 f.). Unwillkürlich fühlt man sich einer solchen Aeußerung gegenüber zu fragen versucht, ob nicht gerade Specialisirung, strengste Arbeitstheilung erst recht Aufgabe und Prinzip der Universität sei? Nach Walther's Tod (30. März 1824) kam die Gründung einer besonderen Forstlehranstalt in Gießen dennoch zu Stande (24. März 1825). Hundeshagen wurde zum Director und ersten Lehrer, H. zum zweiten Lehrer der Forstwissenschaft, vorzugsweise für die praktischen Fächer, ernannt. Gleichzeitig wurde ihm die Oberförsterei Gießen übertragen, welche insofern ein sehr geeignetes Demonstrationsobject war, als sie ein großes Arbeitsfeld, zumal für Kulturen, eröffnete. Es waren nämlich ausgedehnte, mit alten Eichen dürftig bestockte Blößen, welche nur als Hutweide benutzt wurden, vorhanden. H. machte dem Stadtvorstand den Vorschlag, ihm diese Blößen zur Aufforstung zu überlassen. Sein Plan fand zwar die stadträthliche Zustimmung, aber die Bürgerschaft, welche ihre Weiden im Walde nicht gern verlieren wollte, suchte der Ausführung manche Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Heyer's Energie wußte jedoch die Aufforstung dieser Blößen durchzusetzen. Er bediente sich hierzu des von ihm erfundenen Hohlbohrers, eines für das Setzen kleiner Ballenpflanzen

und für steinfreie, etwas bindige Böden höchst geeigneten, die Arbeit fördernden Instrumentes (beschrieben in Karl Heyer's Waldbau) und wählte als Holzart die Kiefer. Der große Reichthum des Gießener Stadtwaldes an jetzt (1878) etwa 50jährigen Kiefernbeständen stammt aus jener Zeit, und schon bei mancher Gelegenheit ist dankbar des Begründers derselben gedacht worden. Durch Decret vom 28. December 1829 wurde H., unter Beibehaltung seiner Lehrerstelle, zum Forstinspector des Forstes Gießen befördert. Kurze Zeit hierauf (im April 1831) schied er aber, in Folge von allerlei Zwistigkeiten, welche schon seit längerer Zeit zwischen Hundeshagen und ihm ausgebrochen waren und leider auch in der Presse Ausdruck gefunden haben, aus beiden Stellungen aus, um unter sehr vortheilhaften Bedingungen als Forstmeister in die Dienste des Grafen von Erbach-Fürstenau (im Odenwald) mit dem Wohnsitz in Michelstadt einzutreten. Hier entwickelte H. nach allen Richtungen hin eine großartige organisatorische und reformatorische Thätigkeit. Der Graf bezeugte ihm, als H. dessen Dienst im J. 1835 wieder aufgab, „daß er seine Dienstleistung jederzeit als die ausgezeichnetste in rationeller und technischer Hinsicht betrachtet habe, und daß er sich durch solche das schönste Denkmal seiner Wirksamkeit für das gräfliche Haus begründet habe, weshalb er sich ihm zu besonderem Danke verpflichtet fühle". Das Ausscheiden Heyer's aus diesem ihm so lieb gewordenen Wirkungskreis hing mit seiner Berufung als ordentlicher Professor der Forstwissenschaft an die Universität Gießen zusammen. Inzwischen war nämlich — durch Decret vom 14. Juni 1831 — die Forstlehranstalt in Gießen als besondere Anstalt aufgehoben und der forstliche Unterricht dem Universitätsunterricht vollständig einverleibt worden; ferner war Hundeshagen am 10. Februar 1834 gestorben. Es lag sehr nahe, an dessen Stelle den Mann zu berufen, der bereits früher an demselben Platze so erfolgreich gewirkt und sich dann in so hervorragender Weise auch als Praktiker bewährt hatte. Gleichzeitig übernahm er auch wieder als „Forstmeister" die Inspection Gießen. Als zweiter Lehrer der Forstwissenschaft wurde Dr. Karl Zimmer, zugleich Revierförster in Gießen, angestellt. Die Theilung des forstlichen Unterrichts zwischen H. und Zimmer war derjenigen ähnlich, welche früher zwischen Hundeshagen und H. bestanden hatte. H. übernahm hauptsächlich die theoretischen Vorträge, Zimmer hingegen die praktischen Uebungen. Heyer's ausgezeichnete Lehrbegabung lebt noch in dem Munde Aller denen das Glück zu Theil geworden ist, zu seinen Füßen zu sitzen. Sein ausgezeichnet scharfer Verstand, seine gediegene wissenschaftliche Grundlage, seine reiche, in den verschiedensten Dienstkreisen erworbene praktische Erfahrung befähigten ihn im hohen Maße zum Docenten. Sein Vortrag war nicht nur wie alle seine Schriften, scharf logisch gegliedert, vom Einfachen zum Zusammengesetzten aufschreitend, also streng pädagogisch, auch die Diction war fesselnd. Die zum Vortrag gelangende Materie stützte sich nicht nur auf ausgedehnte Litteraturstudien, sondern größtentheils auf eigene Erfahrung und war auf das sorgfältigste vorbereitet. Auch die naturwissenschaftliche, namentlich botanische Grundlage, welche er besaß, kam ihm dabei sehr zu Statten. H. kannte die Flora Oberhessens durch und durch, schrieb auch hierüber. Kein Wunder, wenn unter so gediegener Leitung, die Frequenzziffer an Studiosen rei salt. wesentlich stieg (bis 53 als Maximum im Sommersemester 1847), wobei übrigens wol auch andere äußere Verhältnisse mitgewirkt haben mögen.

H. widmete sich nun auch der Schriftstellerei. Schon 1826 hatte er eine kleine Schrift: „Die Vortheile und das Verfahren beim Baumroden" herausgegeben. 1841 folgte „Die Waldertragsregelung" (in 2. Aufl. 1862 vom Sohne Dr. Gustav H. herausgegeben). Von der Idee des Normalwaldes ausgehend, construirt er sein Lehrgebäude, charakterisirt schon im vorbereitenden Theil

die Prinzipien nach welchen — je nach Art und Maß der Abweichung der concreten Wälder vom Normalzustand — letzterer erstrebt werden müsse und läßt dann im angewandten Theil die Schilderung der verschiedenen Verfahren selbst, natürlich auch die seines eigenen (getrennt nach Vor- und Hauptarbeiten) folgen. Diese Systemisirung war durchaus originell und neu und — für ein Lehrbuch — gewiß äußerst glücklich. Die meisten bis dahin über diese forstwissenschaftliche Disciplin erschienenen Bücher (ebenso viele spätere) fangen gleich mit der Beschreibung der einzelnen Waldertragsregelungs-Arbeiten an, begünstigen die Technik (sogar einzelner Forsthaushalte) überwiegend und zwar auf Kosten der leitenden Grundgedanken, waren und sind daher für das erste Studium weniger geeignet. Bei H. liegt aber der Schwerpunkt im vorbereitenden Theil. Wer diesen ordentlich erfaßt und gründlich studirt hat, kann wol von sich sagen, daß er die Theorie der Waldertragsregelung verstehe. Wenn dieses wahrhaft classische Werk in den ersten Jahren seines Bestehens weniger Anklang in der forstlichen Welt gefunden hat, als es verdiente, so lag dieses großentheils mit am mangelnden Verständniß desselben. Ein Docent kann sich eine bessere Grundlage, als dieses Buch, kaum wünschen.

Die enorme Arbeitslast, welche sich H. in Folge der Art und Weise, wie er seine Stellung auffaßte und seine vielseitigen Verpflichtungen erfüllte, aufgebürdet hatte, verschaffte ihm bald die Ueberzeugung, daß es ein fruchtloses Beginnen sei, den Anforderungen zweier Aemter gerecht zu werden, von welchen ein jedes den ganzen Mann in Anspruch nahm. Er fühlte, daß der Lehrer frei sein müsse von abziehenden Verwaltungszwecken, bat daher um seine Entlassung von den Dienstfunctionen eines Forstinspectors. Ueberdies machte ihm ein beginnendes Lungenleiden diesen Schritt zur Pflicht, sich selbst und seiner Familie gegenüber. Seine Wünsche wurden erfüllt. Anfang 1843 erhielt er seine Entlassung aus dem praktischen Forstdienst, und von nun ab konnte er sich ganz dem Lehrfach und der Wissenschaft hingeben. Die nächste Frucht seines Geistes war die im Auftrag der Versammlung süddeutscher Forstwirthe zu Darmstadt (1845) verfaßte „Anleitung zu forststatischen Untersuchungen“ (1846), das erste Werk dieser Art. Schon längst war der verdiente Verfasser von der Nothwendigkeit, auch im Forstwesen von der bloßen Beobachtung bez. Erfahrung, wie sie sich gerade bot, zum geplanten Experiment überzugehen, überzeugt. Die Wege hierzu anzugeben, die Methoden der Untersuchung je nach Gegenständen und Zwecken zu schildern, ist Aufgabe obiger Schrift. Daß und wie sie gelöst worden, hat die Kritik längst rühmend anerkannt. In den nun folgenden „Hauptmethoden zur Waldertragsregelung“ (1848) wird eine nochmalige gründliche und ausführliche prinzipielle Würdigung der einzelnen Ertragsregelungsmethoden vorgenommen. Das letzte Werk endlich ist: „Der Waldbau oder die Forstproductenzucht“, erstes und einziges Heft einer beabsichtigten „Encyklopädie der Forstwissenschaft“ (1854; in 2. Aufl. 1864 und in 3. Aufl. 1878 vom Sohne Dr. Gustav H. herausgegeben). Auch diese vortreffliche Schrift beruht auf durchaus origineller und ganz dem Bedürfniß des Anfängers angepaßter Grundlage. Während nämlich alle anderen Bücher über Waldbau mit der schwierigeren „Holzzucht“ oder gar den einzelnen Betriebsarten selbst beginnen und den einfacheren „Holzanbau“ (i. e. die künstliche Bestandesbegründung) folgen lassen, beginnt H. umgekehrt mit dem Holzanbau, lehrt dann die (natürliche) Holzzucht, geht weiter zur Bestandes- und Bodenpflege über und schließt mit den Betriebsarten, weil diese die Kenntniß der Begründung und Erziehung voraussetzen. Einfacher, logischer, pädagogisch richtiger kann man nicht verfahren! — Die von ihm bearbeitete, äußerst gründliche „Phanerogamenflora der großherzogl. Provinz Oberhessen und insbesondere der Umgebung von Gießen“ wurde erst

nach seinem Tode von Dr. J. Roßmann herausgegeben. Sie findet sich auch abgedruckt in den Berichten der Oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde (s. 8. Ber. 1860; 9. Ber. 1862 und 10. Ber. 1863). Außer den genannten Werken veröffentlichte H. noch zwei Hefte „Beiträge zur Forstwissenschaft“ (1842 u. 1847), welche scharfsinnige Untersuchungen über einige Waldertragsregelungsmethoden, Antikritiken (gegen Jäger und von Wedekind), eine treffliche Abhandlung über gemischte Holzbestände ꝛc. enthalten. Nach v. Wedekind's Tod (22. Januar 1856) übernahm er, gemeinschaftlich mit seinem Sohne, die Redaction der Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung, aber leider nur für wenige Monate, da auch ihn der Tod noch in demselben Jahre dahinraffte.

Heyer's Charakter war gerade und offen, sein Temperament zwar rasch, aber sein Urtheil bedächtig, sein Wesen durch und durch einfach. Der Verstand überwog bei ihm die Phantasie bei weitem. Seine für wahr und zweckmäßig erkannten Ziele verfolgte er mit unbeugsamer Energie. Seiner glücklichen Ehe mit Johannette Jöckel aus Grünberg entsprangen acht Kinder, vier Söhne und vier Töchter. Der forstlichen Welt als Lehrer und Schriftsteller (vorzugsweise im Gebiete der Waldwerthrechnung und Forststatik) auf das rühmlichste bekannt ist sein bereits erwähnter Sohn Dr. Gustav H. (geb. am 11. März 1826 zu Gießen), welcher mit ausgezeichnetem Erfolg zuerst als Professor der Forstwissenschaft an der Universität Gießen, dann als Director der königl. preußischen Forstakademie zu Münden gewirkt hat und seit Herbst 1878 einem höchst ehrenvollen Rufe an die Universität München gefolgt ist.

Allgem. Forst- und Jagdztg., 1856, Einleitung zum Septemberheft. — Scriba, Biograph.-litterär. Lexikon, I. S. 140 u. 492; das., II. S. 321. — Monatschr. für das württemb. Forstwesen, VII. S. 344 (Todesanzeige). — Fraas, Geschichte der Landbau- und Forstwiss. 1865, S. 603. — v. Löffelholz-Colberg, Chrest., II. S. 179, Nr. 368a; das., IV. S. 149, Nr. 2693a u. S. 359. — v. Schwarzer, Biogr., S. 15. — Ratzeburg, Forstwissenschaftl. Schriftstellerlexikon, S. 240. — Bernhardt, Gesch., III. S. 152, 184—194, 275, 287, 303, 353, 382 u. 399. — Heß, Ueber die Organis. des forstl. Unterrichts an der Universität Gießen, 1877. — Acten der Univ. Gießen.

Heß.

Heyer: Wilhelm Jakob H., Vater Karl Heyer's (s. o.), Forstmann, geboren am 19. Juli 1759 zu Biedenkopf, † am 3. November 1815 auf dem Bessunger Forsthause bei Darmstadt. Er arbeitete sich, ohne regelmäßige Schulbildung, durch Geschick und Thätigkeit vom gelernten Jägerburschen zum Hofjäger, Oberförster und endlich Forstmeister auf dem Bessunger Forsthaus empor. Hier gründete er vor 1815 eine forstliche Meisterschule, aus welcher tüchtige Forstmänner hervorgegangen sind, darunter auch sein eigener Sohn Karl H. Wilhelm H. war ein bewährter, seiner Zeit weit vorausgeeilter Praktiker, welchen die Forstgeschichte viel zu wenig gewürdigt hat, eine Thatsache, die auch von manchem anderen stillen Wirker im Walde gilt. Das Baumroden wendete er schon seit 1790 im Großen an, und hat er wol überhaupt hierzu den ersten Impuls gegeben. Bei seinem Tode lagen mehrere Arbeiten, welche seinen außerordentlichen Fleiß und einen sehr fortgeschrittenen Standpunkt documentirten, nahezu druckfertig vor, so z. B. eine Forstbotanik mit vorzüglichen Zeichnungen und ein Waldbau. Die Zeichnungen waren sogar meistens schon gestochen, hierunter auch die sehr sorgfältig ausgeführte Abbildung der von ihm angewendeten Baumrodemaschine, welche der bekannten nassauischen Druckmaschine sehr nahe kommt. Es ist zu bedauern, daß wenigstens ein Theil der Erfahrungen des Erfinders mit demselben zu Grabe gegangen ist, denn daß sich ein gutes Stück

vom Wissen und Können des Vaters auf den zu den Koryphäen unseres Faches zählenden Sohn Karl H. vererbt hat, darf wol angenommen werden.

Laurop's Annalen von 1816. — Allgem. Forst- und Jagdztg., 1856, Septemberheft (Anlage). — Bernhardt, Geschichte, III. S. 186 u. 382. — Privatmittheilung. Heß.

Heyfelder: Johann Ferdinand H., kaiserl. russischer wirklicher Staatsrath und Professor der Chirurgie zu Petersburg, wurde am 19. Jan. 1798 in Küstrin, wo sein Vater Deichinspector war, geboren. Im Alter von 16 Jahren bereits trug er die Waffen gegen Frankreich. Er studirte darauf Medicin in Berlin, Jena, Würzburg, Tübingen und Breslau, woselbst er am 15. März 1820 (mit der Dissertation „De prosopalgia Fothergilli" ꝛc.) zum Dr. med. promovirt wurde. Er bereiste dann das südliche Deutschland und Oesterreich und hielt sich ein Jahr lang in Paris auf, wurde daselbst mit einer Reihe der ersten Notabilitäten der Wissenschaft bekannt, mit denen er, so lange sie am Leben waren, in freundschaftlichem Verkehr blieb. Er erhielt dadurch die Gelegenheit, vielfach später als Vermittler deutscher und französischer Wissenschaft aufzutreten, eine Rolle, die ihm durch die Fertigkeit, mit der er französisch sprach und schrieb, sehr erleichtert wurde. Eine Frucht seiner Beobachtungen und Studien in den Pariser Hospitälern war eine kleine, einige Jahre später erschienene Schrift („Beobachtungen über die Krankheiten der Neugeborenen ꝛc. nach eigenen Erfahrungen in den Hospitälern zu Paris", 1825). Nachdem H. auch weiter noch den Westen und Süden von Frankreich bereist hatte, kehrte er nach Deutschland zurück und ließ sich in Trier als praktischer Arzt nieder. Er gewann bald eine ansehnliche Praxis, begründete durch Verheirathung eine Familie, die bald der Mittelpunkt eines anregenden Kreises wurde, zu welchem v. Ammon, Thelemann, Ernst v. Schiller, der Dichter v. Uechtritz, Delius und vorübergehend auch Wilibald Alexis gehörten. Neben seiner praktischen Thätigkeit war H. in der Zeit bis 1831 ein überaus fruchtbarer Schriftsteller, der namentlich seine in Frankreich gemachten Erfahrungen litterarisch verwerthete und die dortigen neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Medicin und Chirurgie seinen Landsleuten bekannt und nutzbar zu machen trachtete. Es finden sich aus dieser Zeit von ihm (namentlich in Harleß' Rheinischen Jahrbüchern) Abhandlungen über die verschiedensten Gegenstände, auch Nekrologe französischer Celebritäten, ferner Artikel für das Berliner encyklopädische Wörterbuch der medicinischen Wissenschaften und Aufsätze in Rust's Handbuch der Chirurgie, endlich eine große Reihe von Recensionen in kritischen Journalen. — Als 1831 von Rußland her die Cholera in Deutschland eindrang und diese bis dahin in Europa unbekannte Geißel die Welt in Schrecken versetzte, wurden von allen Seiten Aerzte zum Studium derselben nach dem Osten Deutschlands und nach Rußland gesendet. So auch H., der, obgleich nicht beamteter Arzt, von der königl. Regierung in Trier den Auftrag erhielt, sich nach dem bereits von der Seuche befallenen Berlin zu begeben. Er ging dahin im September 1831 ab, studirte daselbst, in der Provinz Brandenburg und im Magdeburgischen die Krankheit, erstattete, nach Hause zurückgekehrt, öffentlich Bericht über seine gemachten Erfahrungen („Beobachtungen über die Cholera asiatica" ꝛc., 1832) und ging im Frühjahr 1832, als auch Frankreich von der Seuche befallen worden war, wiederum in höherem Auftrage, dorthin, namentlich auch nach Paris, und legte seine Beobachtungen in einem den zweiten Band seiner ersten Schrift bildenden Buche („Die Cholera in Frankreich ꝛc.", 1832) nieder. Für die beiden Cholera-Schriften erhielt H. die königl. preußische kleine goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft und von der Soc. méd. de Lyon eine Preismedaille. — Im J. 1833 wurde H. von dem Fürsten von Hohenzollern nach Sigmaringen als Leibarzt und Medicinal-

referent der fürstlichen Landesregierung mit dem Titel eines Medicinalrathes berufen. Er reformirte das dortige Medicinalwesen nach preußischem Muster und widmete, wol durch seine praktische Thätigkeit in dem hohenzollerischen kleinen Curorte Imnau, dessen Brunnenarzt er war, veranlaßt, den Bädern und Curorten der Nachbarländer Württemberg, Baden, Elsaß und Nassau eine eingehende Aufmerksamkeit, die sich durch eine Reihe von Schriften kundgab („Imnau und seine Heilquellen“, 1834 — „Ueber Bäder und Brunnencuren, besonders die Mineralquellen des Taunus“, 1834 — „Die Heilquellen und Molkencuranstalten des Königr. Württemberg, mit Einschluß der hohenzollernschen Fürstenthümer, des Großherzogth. Baden, des Elsaß und des Wasgau“, 1840, 2. Aufl. 1846 — „Die Heilquellen des Großherzogth. Baden, des Elsaß und des Wasgau“, 1841). Er zeichnete sich gleichzeitig auch als Operateur aus, war Mitarbeiter an zahlreichen medicinischen und chirurgischen Zeitschriften Deutschlands und gab außerdem ein seine neuesten Erfahrungen enthaltendes eigenes Werk („Studien aus dem Gebiete der Heilwissenschaft“, 1838, 2 Bde.) heraus. — In Sigmaringen hatte H. Gelegenheit, mehrfach mit den auswärtigen Verwandten des fürstlichen Hauses, wie der Königin Hortense, dem Prinzen Louis Napoleon, und mit anderen namhaften Persönlichkeiten, wie Schönlein, Justinus Kerner in nahe Beziehungen zu treten, während er der ärztliche Berather und Beistand des Fürsten Karl Anton und seiner Familie war. — 1841 erhielt H., als Nachfolger Stromeyer's, einen Ruf als Professor der Chirurgie und Augenheilkunde und als Director der chirurgischen Klinik an die Universität Erlangen und siedelte dorthin über. Während der 13 Jahre, welche er der chirurgischen Klinik daselbst vorstand, widmete er sich derselben mit ganzem Eifer und erwarb sich den Ruf eines kühnen und unerschrockenen Operateurs, wie eines geschätzten Lehrers. Die in dieser Zeit mit der Einführung der künstlichen Betäubung in die Chirurgie begonnene neue Aera derselben wurde auch von ihm freudig begrüßt und fand in ihm einen eifrigen Mitarbeiter, die Kenntniß der Betäubungsmittel in ihrer bis dahin noch gar nicht gewürdigten Wirkung zu erweitern, wovon zwei kleine Schriften („Die Versuche mit dem Schwefeläther 2c.“, 1847 — „Die Versuche mit dem Schwefeläther, Salzäther und Chloroform 2c.“, 1848) Zeugniß ablegen. Auch von seiner klinischen Thätigkeit wurden regelmäßig Berichte in verschiedenen Zeitschriften erstattet. 1848 zum Reformcongreß nach München entsendet, suchte H., in Gemeinschaft mit Phil. v. Walther, für die freie Praxis der Aerzte in Baiern zu wirken und den herrschenden Kastengeist zu bekämpfen. Nach seines Collegen, des Professors der medicinischen Klinik, Canstatt, Tode, wurde ihm 1850 auch die allgemeine Direction des Universitäts-Krankenhauses übertragen. — Trotz der großen Erfolge, die H. in Erlangen erzielte, fühlte er sich doch nicht ganz wohl daselbst; die theologische Richtung, welcher die Einen unter seinen Collegen, der Indifferentismus, welchem die Anderen unter ihnen huldigten, behagten der scharf ausgeprägten Persönlichkeit des Norddeutschen in H. auf die Dauer nicht; es kam zwischen ihm und seinen Collegen zu Differenzen und Conflikten und sah er sich dadurch veranlaßt, auf seine Stellung im Herbst 1854 zu resigniren, nachdem er noch in einem größeren Werke eine Anzahl seiner operativen Erfahrungen („Ueber Resectionen und Amputationen“, 1855, mit 4 Tafeln) zusammengefaßt hatte. Gerade im rechten Augenblick erhielt er nach dem mitten im Orientkriege befindlichen Rußland, 1855, einen Ruf, zunächst als Oberchirurg der Truppen Finnlands. Seine Wirksamkeit in den Spitälern Finnlands fällt in die J. 1855 und 56 und hatte er namentlich nach dem Bombardement von Sveaborg daselbst und in Helsingfors zahlreiche Operationen auszuführen; auch mit der Cholera, über die er erst kurze Zeit vorher ein Schriftchen („Das Verhalten zur Abwehr der Cholera“, 2. verm. Aufl., 1854) geschrieben, kam er in

Helsingfors wieder in nähere Berührung. Nach Beendigung des Krieges siedelte er nach St. Petersburg über, um daselbst noch eine Reihe von Jahren im Lehrfach und als Hospitalarzt thätig zu sein. Im J. 1866 besuchte er im Auftrage der russischen Regierung den Kriegsschauplatz in Böhmen und die Lazarethe in Preußen und Sachsen; in einer französischen Zeitschrift (Gazette médicale de Paris, 1867) gab er über seine daselbst gemachten Beobachtungen einen kurzen Bericht; im J. 1867 war er amtlicher Vertreter seiner Regierung in Paris auf den beiden dort stattfindenden internationalen Congressen. — Wenn es H. auch in Rußland, wo er den Herbst seines Lebens, fast 15 Jahre, zubrachte, nicht an äußeren Ehren fehlte, so krankte er doch etwas an Heimweh nach deutscher Luft und deutscher Erde. So zog es ihn auch unwiderstehlich dorthin, als ihn schon die Todeskrankheit ergriffen hatte. Die letzten Monate lebte er in Wiesbaden mit der treuen Gattin und starb dort, umgeben von Freunden und Bekannten aus den verschiedensten Lebensepochen, am 21. Juni 1869. — H. war Mitglied einer großen Reihe von gelehrten Gesellschaften, als Schriftsteller auf den verschiedensten Gebieten der Medicin und Chirurgie überaus fruchtbar, Mitarbeiter an fast allen bedeutendsten Zeitschriften und Sammelwerken jener Zeit, ein Polyhistor in der Medicin, von untrüglichem Gedächtniß und classischer Bildung; er war ein Charakter, wie sie jetzt immer seltener werden, mehr interessant als angenehm, mehr bedeutend als wohlthuend; dem Schlendrian, der Denkfaulheit, dem Coteriegeist, der frömmelnden Beschränktheit Feind und daher ein Stein des Anstoßes, tausend Leidenden ein Helfer, aufstrebenden Talenten ein Hort.

Vgl. Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. Neue Folge, 5. Jahrg. 2. Hälfte, 1869, S. 707. — Meyer's Conversations-Lex., Bd. VIII. 1876, S. 900. — Heyfelder's sehr zahlreiche litterarische Leistungen s. in Callisen, Medicin. Schriftsteller-Lex., Bd. VIII. 1831, S. 477; Bd. XXVIII. 1840, S. 522. — Engelmann, Bibliotheca medico-chirurg., 6. Aufl. 1848, S. 249; Supplementheft 1868, S. 108. — Deutsche Klinik, Jahrg. 2—15.

E. Gurlt.

Heygendorf: Frau v. H., s. **Jagemann**, Karoline.

Heyl: Johann H. (Soter), kölnischer Buchdrucker in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Seine Wirksamkeit fällt fast in die gleiche Zeit wie die seiner landsmännischen Berufsgenossen Gymnicus, Hörnen, Koelhof, Quentel u. a., aber obgleich die äußeren Lebensverhältnisse dieser letzteren im Ganzen offen liegen, sind die des ersteren gänzlich unbekannt und auch die städtischen Urkunden geben hierüber keinen Aufschluß. Nach Unterschriften zu mehreren seiner Druckwerke (Panzer, Ann. typogr. VI, 332—333; Weller, Repertor. Supplem. S. 23) scheint er aus Bentzheim (jetzt Bensheim in Hessen-Darmstadt) gebürtig gewesen zu sein. Als Typograph erscheint er zwischen 1518—1540, hatte um das Jahr 1524 seine Wohnung in der „Klockergassen" (Norrenberg, Kölnisches Litteraturleben, S. 26), und war außerdem, wie es den Anschein hat, ein humanistisch gebildeter Mann und sowohl der lateinischen und griechischen als auch der orientalischen Sprachen nicht unkundig, stand auch mit dem Orientalisten Johann Potkins, Propst der Kirche des heil. Georg zu Köln, in Verbindung. Man hat längere Zeit darüber gestritten (Allgem. litter. Anzeiger, 1860, 72. 216), ob unser H. und ein Kölnischer Buchdrucker „Soter" zwei verschiedene Persönlichkeiten seien und eben so ob ein zweiter „Soter" auch in „Salingiacum" eine Druckerei gehabt habe, oder ob (Waldau, Neues Repertor. von seltenen Büchern, 1795, S. 30) dieses letztere identisch mit Köln sei. Diese Streitfragen hat indessen schon Hartzheim in seiner Bibliotheca Col. p. 180 erledigt, wornach der

kölnische Drucker H. in den meisten seiner Druckwerke es liebte, seinen Namen mit dem griechischen Soter (Heiland, Heil) zu vertauschen, wie auch sein Verlagszeichen (Maittaire I, 387 und Merlo, Kölner Künstler S. 536) mit Sprüchen in lateinischer, griechischer, hebräischer und chaldäischer Sprache zu umgeben. Was aber den Druckort „Salingiacum" anbelangt, so ist dieses nichts anderes als Solingen in Rheinpreußen (Hartzheim a. a. O. und Gräße, Orbis latinus S. 173), wo H. gleichfalls eine Druckerei hatte und nach Adelung zu Jöcher II, 1190 im Nachgange zu Hartzheim „Vieles gedruckt habe, was in Köln nicht habe erscheinen dürfen". Das letztere ist irrig, wenigstens scheinen alle Bücher, die H. daselbst drucken ließ, dem Titel nach zu urtheilen, nichts enthalten zu haben, was nicht eben so wohl in Köln hätte gedruckt werden können. Außerdem findet man bei Adelung selbst I, 386—387 wenigstens vier daselbst gedruckte Schriften des Alard von Amsterdam, eines Gegners von Luther und in Val. Andreä, Bibl. Belg. p. 35 wird noch überdies angeführt C. Croci Silvula Vocabulorum, Saligniaci 1539, zwar ohne Benennung des Druckers, doch wahrscheinlich auch von Joh. Soter. Unter seinen Druckwerken sind hervorzuheben: Psalterium in quattuor linguis, 1518; Alb. Krantzii Wandalia, 1519; J. Böschenstein, Institut. Grammat. hebr., 1521; Phil. Melanchthonis Grammat. institut., 1522, unter den von ihm selbst verfaßten und gedruckten Schriften: Epigrammata graeca veterum, 1528. (Ueber einen späteren Mainzischen Buchdrucker Niklas Heil, der um die Mitte des 17. Jahrhunderts thätig war, vgl. eine kurze Notiz bei Metz, Gesch. des Buchhandels S. 245 und über einen anderen gleichzeitigen Christoph Heyl, der sich gleichfalls Soterus nannte, Jöcher II, 1582.)

Außer den angeführten Quellen sind zu vergleichen: Pfeiffer, Beitr. zur Kenntniß selt. Bücher I, 508—509. Le Long, Biblioth. sacra 139—140. Kirchhoff, Gesch. d. deutsch. Buchhandels I, 50. Franck.

Heylanus: Petrus H., ein Niederländer aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, von dem wir in Sammelwerken dieser Zeit, die in Löwen und Nürnberg erschienen, 7 Motetten zu 3 bis 5 Stimmen und eine Chanson zu 4 Stimmen besitzen. Der englische Geschichtschreiber Burney spendet ihm großes Lob und sagt: man möchte wol nicht leicht Compositionen finden, die bei so viel Kunst eine solche Grazie entwickeln. R. Eitner.

Heyling: Peter H., evangelischer Missionar, geb. 1607 oder 1608 in Lübeck, gest. 1652 in Nubien. Sohn eines Goldschmids, erhielt er seine erste wissenschaftliche Bildung auf dem Lübecker Gymnasium, dessen Rector damals der verdiente Joh. Kirchmann war. Frühzeitig scheint er sich ernstgesinnten Christen angeschlossen zu haben, welche die orthodoxe Geistlichkeit als fanatici oder enthusiastici schmähte. Im J. 1628 ging er mit vier jungen Lübeckern, die unter seine Leitung gestellt waren, nach Paris. Bis zum J. 1632 hat er dort den Wissenschaften, insbesondere der Rechtswissenschaft, zugleich auch theologischen Studien, mit Eifer obgelegen. Er trat in vertrauten Verkehr mit Hugo Grotius, damals schwedischem Gesandten am französischen Hofe. Sechs daselbst studirende junge Lübecker aus angesehenen Familien (z. B. v. Brömse, v. Dorne Balemann) hatten eben so wenig Neigung, wie er, in ihr Vaterland zurückzukehren, in dessen Eingeweiden der dreißigjährige Krieg wüthete, vereinigten sich vielmehr mit ihrem Freunde in dem Vorsatze, das lautere Evangelium in die Ferne zu tragen, wo es entweder noch nie geleuchtet habe oder verdunkelt sei. Ein in jener Zeit zwiefach auffälliger Entschluß, welchen H. von ihnen allen am consequentesten ausführte. Sein Ziel war Abessinien. Im J. 1632 trat er seine Reise an, welche über Malta und Alexandrien zunächst nach Cairo ging. Unterwegs hatte er von römisch-katholischer Seite, selbst von einem

päpstlichen Inquisitor, heftige Verfolgungen auszustehen, da er nirgend mit seinem evangelischen Bekenntniß zurückhielt. Um der arabischen Sprache ganz mächtig zu werden, weilte er längere Zeit in koptischen Klöstern, theils in „der Wüste der Märtyrer“ (Aegypten), theils in Jerusalem. Im October 1634 schloß er sich dem „Abbuna“ an, welcher, dem Herkommen gemäß, von dem Patriarchen zu Alexandrien ernannt und geweiht, von dort nach Abessinien ziehen wollte. Hier war kurz zuvor (1632) eine eingreifende kirchliche Veränderung vor sich gegangen. König Basilides hatte den eingedrungenen römisch-katholischen Patriarchen Alfonso Mendez mit seinem ganzen jesuitischen Clerus, durch welchen das Volk in einen blutigen Bürgerkrieg gestürzt worden, aus dem Lande getrieben und den alten Cultus wieder hergestellt. H. fand durch Verwendung des Abbuna die beste Aufnahme. Zunächst wurden ihm die Söhne mehrerer angesehenen Familien zur Erziehung und Unterricht übergeben. Der Ruf seiner Einsicht und christlichen Tugenden verbreitete sich immer weiter. Zuletzt faßte auch der König zu ihm ein solches Vertrauen, daß er nicht allein ein stattliches Haus ihm in seiner Nähe zur Wohnung anwies, sondern ihn auch zu seinem Rath und Minister ernannte. Ja, um seines wohlthätigen Einflusses sich noch völliger zu versichern, soll er — nach dem Bericht eines Zeitgenossen — ihm seine eigene Tochter zur Gattin gegeben haben. H. verlor aber dabei den eigentlichen Zweck seines dortigen Aufenthaltes nicht aus den Augen. Das ergiebt sich schon aus dem Umstande, daß er das Neue Testament in die, damals wie heute dem Volke allein verständliche, amharische Sprache übersetzte. Und daß er auf die Denkart und Gesinnung des Volkes einen bestimmenden Einfluß übte, dafür liegen mehrere Zeugnisse vor. Auch bei den beiden Nachfolgern des Königs Basilides soll er in hoher Gunst gestanden haben. Noch 100 Jahre nachher hat der englische Entdeckungsreisende James Bruce Spuren seiner Einwirkung im Lande vorgefunden. Was Heyling's letzte Lebensschicksale betrifft, so stimmen die Berichte nicht überein. Der am besten beglaubigten Nachricht zufolge, ist er im Jahre 1652, als er nach Cairo unterwegs war, auf der nubischen Insel Suaquema von einem raubgierigen türkischen Pascha zur Verläugnung Christi aufgefordert, und auf sein Wort: „Ich lasse meinen Glauben nicht“, enthauptet worden.

Ludolfi ad suam historiam aethiopicam Commentarius, Francofurti ad M., 1691, und desselben Appendix etc. Dr. J. H. Michaelis, Sonderbarer Lebenslauf Herrn P. Heyling's aus Lübeck, Halle 1724. Dr. K. Pauli, O.-A.-Ger.-Rath in Lübeck, Peter Heyling, Der erste evangelische Missionar (in Warneck's Allg. Miss. Zeitschrift 1876. Mai). A. Michelsen.

Heymann: Friedrich Moritz H., Augenarzt, war zu Schneeberg am 24. Mai 1828 geboren und starb am 24. October 1870 in Dresden. Als Sohn eines Oberpfarrers besuchte er bis zu seinem 19. Jahre die Kreuzschule in Dresden und dann die Universität Leipzig, wo er 1850 promovirte auf Grund einer Abhandlung über den Milztumor. Nach mehreren wissenschaftlichen Reisen ließ er sich 1851 in Dresden als Augenarzt nieder. wo er rasch zu bedeutendem Ansehen gelangte, da nicht allein seine operative Fertigkeit, sondern auch seine litterarische Wirksamkeit, sowie seine äußerst liebenswürdige Persönlichkeit von allen anerkannt werden mußte. H. kann mit Recht einer der bedeutendsten Augenärzte der Neuzeit genannt werden. Seine Artikel über die Beziehung der Erkrankung der verschiedenen Gebilde des innern Auges zur sogenannten Amaurose, sowie über die Sclerotico-chorioiditis posterior, über Netzhauterkrankungen bei Brightscher Krankheit, über die Blutungen der Netzhaut und das Oedem der Sehnerven, sowie über das Glaucom und Netzhaut-Gliom sind wahre Bereicherungen der neueren ophthalmologischen Litteratur. Auch die von ihm erfundenen Instrumente zur Messung des Gesichtsfeldes, sowie zur Autopsie des Auges und die Nadelpincette zur

Entfernung von Staarresten sind durchweg originell. Kurze Zeit vor seinem Tode gab er noch ein populäres Werk über das Auge und seine Pflege im gesunden und kranken Zustande heraus, worin er in einer höchst einfachen Weise auch das größere Publikum mit dem Fortschritte der neueren Ophthalmologie vertraut macht. Alle Arbeiten Heymann's zeichnen sich bis in das kleinste Detail durch eine exacte und wahrheitsgetreue Behandlung aus, und ist es daher tief zu beklagen, daß ein solches Talent so frühzeitig der Wissenschaft entrissen wurde. Rothmund.

Heyn: Peter Peterssohn H., niederländischer Admiral, geb. 1578 in Delfshaven, von geringer Herkunft, fuhr lange als einfacher Schiffskapitän auf Handelsschiffen, bis er 1623 in Dienst der Westindischen Compagnie eintrat. Wie damals öfter geschah, ward er gleich zum Viceadmiral der nach Brasilien bestimmten Flotte ernannt und half als solcher am 8. Mai 1624 den großen Seesieg bei San Salvador und die Einnahme dieser festen Stadt erringen. Zwei Jahre später schlug er, jetzt als Admiral, eine mächtige spanische Flotte in der Bahia de Todos los Santos. Doch so ruhmvoll diese Siege waren, sie trugen der Compagnie nur wenig ein und die Holländer waren damals im Punkte der Seesiege verwöhnt. So blieben sie bei der weiten Entfernung ziemlich unbeachtet. Aber unermeßlicher Jubel erfüllte das Land, als es H. 1628 gelang, die fast unbewehrte und hülflose spanische Silberflotte in der Bucht von Matanzas auf Cuba ohne Schwertstreich abzufangen. H., ein schlichter Seemann, ärgerte sich über das ihm gespendete Lob, er meinte, es sei nur ein Glücksfall gewesen, der weder Blut noch Arbeit gekostet; in Wahrheit hatte er aber seinem Lande einen unermeßlichen Dienst erwiesen. Fürs nächste Jahr blieb der spanische Schatz leer und wol nur dadurch mißlangen die Versuche in Holland einzudringen, während Friedrich Heinrich Herzogenbusch belagerte. H. überlebte seinen Ruhm nicht. Von den Staaten zum Lieutnant-Admiral von Holland ernannt und mit der Bekämpfung der unbesiegbaren Dünkircher Kaper beauftragt, fiel er am 20. Juni 1629 im ersten Gefecht. Doch hatte er in der kurzen Zeit seiner Admiralschaft schon viel gethan, die verfallene Disciplin auf der staatischen Flotte wieder herzustellen. Die Staaten ehrten ihn mit einem prächtigen Begräbniß.

Vgl. De Jonge, Gesch. v. h. Nederl. Zeewezen I.

P. L. Müller.

Heynatz: Joh. Friedr. H., Schulmann, geb. 1744 zu Havelberg, gest. am 5. Mai 1809 zu Frankfurt a. O. Er besuchte in Berlin zuerst das Kölnische, dann das Joachimsthalsche Gymnasium, studirte auf den Universitäten zu Halle und Frankfurt und ward 1769 Lehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin. Von 1775 bis an seinen Tod führte er das Rectorat des städtischen Lyceums zu Frankfurt a. O. und bekleidete gleichzeitig auch seit 1791 die außerordentliche Professur der Beredtsamkeit und der schönen Wissenschaften an der dortigen Universität. Seine schriftstellerische Thätigkeit war vorzugsweise auf die Pflege der deutschen Sprache gerichtet; er durchforschte dieselbe jedoch mehr empirisch in Bezug auf ihre grammatischen und stilistischen Eigenthümlichkeiten, als nach ihrer logischen Gestaltung und historischen Entwickelung; die betreffenden Werke tragen daher wesentlich einen praktisch-populären Charakter an sich, fanden aber zum Theil weite Verbreitung, obwohl sie den gleichzeitigen Arbeiten Adelungs auf demselben Gebiete an Tiefe der Auffassung nachstehen. Von seiner „Deutschen Sprache zum Gebrauche der Schulen“ erschien 1770 die erste, 1803 die fünfte Auflage; die „Anweisung zur deutschen Sprache für Anfänger“ veranlaßte selbst Friedrich den Großen zu einer anerkennenden Cabinetsordre vom 12. August 1785 mit den charakteristischen Worten: „was ist rühmlicher für

einen Deutschen, als rein deutsch sprechen und schreiben?“ Ein reichhaltiges Material bieten die „Briefe, die deutsche Sprache betreffend“, 6 Hefte, 1771 bis 1775, das „Handbuch zur Verfertigung von schriftlichen Aufsätzen des gemeinen Lebens“, 1773 (5. Aufl. 1800), besonders aber der erste Versuch eines „Deutschen Antibarbarus“, 2 Bde. 1796—97, als eines alphabetischen Verzeichnisses von Wörtern „deren man sich in der reinen deutschen Schreibart entweder überhaupt oder doch in gewissen Bedeutungen enthalten muß, nebst Bemerkung einiger, welche mit Unrecht getadelt werden“. Unter den übrigen Werken von H. erwähnen wir noch als viel benutzte Schulbücher: die „Erzählungen aus der biblischen Geschichte“, 1776 (1835 neu bearbeitet von Usinger) und das Rechenbuch 1776 (4. Auflage 1819). Auch edirte er nach dem Tode des Samuel Buchholz (1774) die beiden letzten Bände (5 und 6) von dessen Geschichte der Kurmark Brandenburg und fügte eine Biographie des Verfassers hinzu (s. d. Art.).

Das Verzeichniß seiner zahlreichen Schriften bei Meusel, Gel. Teutschl. III, 303, IX, 584, XIV, 131. Vgl. meine Geschichte des städtischen Lyceums zu Frankfurt a. O. 1873, S. 56—64, wo besonders Heynatz's pädagogische Thätigkeit geschildert ist. Schwarze.

Heyne: Christian Gottlob H., Philolog, wurde zu Chemnitz in Sachsen am 25. Septbr. 1729 als Sohn eines armen Leinwebers geboren und in der größten Dürftigkeit erzogen. Seine Eltern schickten ihn in eine Kleinkinderschule der Vorstadt, bis es ihm im Jahre 1741 durch die freilich sehr kärgliche Unterstützung eines Pathen, des Pastor Sebastian Seydel, möglich wurde das Lyceum seiner Vaterstadt, das damals unter der Leitung des Rector Hager stand, zu besuchen. 1748 bezog er gänzlich mittellos die Universität Leipzig, wo er in fortwährendem Kampfe mit drückendem Mangel, ohne festen Plan im Studiren, aus äußeren Gründen zwischen Theologie und Jurisprudenz hin- und herschwankend, sich mühsam durch Unterrichtgeben durchschlug: am meisten hat er noch aus den Vorlesungen J. A. Ernesti's und J. F. Christ's sowie des Juristen J. A. Bach Nutzen gezogen. Eine auf den Tod eines Freundes, des Predigers der reformirten französischen Gemeinde in Leipzig, Lacoste, von Heyne gedichtete, auf Kosten der Gemeinde splendid gedruckte lateinische Elegie lenkte die Aufmerksamkeit des dirigirenden sächsischen Staatsministers Grafen von Brühl auf den Verfasser; da der Minister den Wunsch äußerte, denselben kennen zu lernen, reiste H. im April 1752 nach Dresden, wo er vom Minister zwar gnädig empfangen, aber mit leeren Versprechungen abgespeist wurde, so daß er in die äußerste Noth gerieth: erst im Spätherbst 1753 wurde er an der Brühl'schen Bibliothek als Copist mit einem Gehalt von 100 Thlrn., der ihn gerade nur vor dem Verhungern schützte, angestellt. Die Noth trieb ihn zu schriftstellerischer Thätigkeit, deren erste Früchte, abgesehen von verschiedenen Uebersetzungen, die Ausgaben der Gedichte des Tibullus (Leipzig 1755) und des Encheiridion des Epiktetos (Dresden und Leipzig 1756) waren. Im October 1757 übernahm er die Leitung der Erziehung eines jungen Edelmanns, von Broizem, mit welchem er das J. 1759 hindurch die Universität Wittenberg besuchte, wo er besonders philosophische und historische Studien trieb. Anfang des Jahres 1760 kehrte er nach Dresden zurück und erhielt die Anwartschaft auf die Stelle des zweiten Bibliothekars an der kurfürstlichen Bibliothek mit der Aussicht auf 500 Thaler Gehalt; aber es blieb bei der bloßen Aussicht. Im Juli dieses Jahres ging bei dem Bombardement der Stadt durch die Preußen seine ganze geringe Habe nebst allen seinen Excerpten und Vorarbeiten für weitere litterarische Arbeiten zu Grunde und er gerieth wieder in bittere Noth, die ihn aber nicht abhielt sich am 4. Juni 1761 mit einem eben so armen Mädchen, Therese Weiß, zu verheirathen. Gegen Ende des J. 1762 wurden durch Ruhnken in Leiden die Augen

des hannöverschen Staatsministers Gerlach Adolph von Münchhausen, der einen Nachfolger für J. M. Gesner an der Universität Göttingen suchte, auf H. gelenkt, der nach kurzen, zunächst durch Ernesti vermittelten Verhandlungen am 24. März 1763 zum Professor der Eloquenz und Director des philologischen Seminars, zum Bibliothekar (Ende des Jahres zum Oberbibliothekar) und zum ordentlichen Mitgliede der Societät der Wissenschaften in Göttingen ernannt wurde. In diesen Aemtern, zu denen seit 1770 noch die des Inspectors des Pädagogiums zu Ilfeld, des Secretärs der Societät der Wissenschaften und Redacteurs der von derselben herausgegebenen „Gelehrten Anzeigen“, seit 1774 das des Inspectors der Freitische hinzukamen, hat er fast 50 Jahre lang der Universität mit ebensoviel Hingebung als Erfolg gedient; dieselbe verdankte seiner Thätigkeit als Lehrer wie als Geschäftsmann zum nicht geringen Theil das hohe Ansehen, das sie in Deutschland wie im Auslande genoß, und die Fortdauer ihrer Blüthe auch in den schweren Zeiten der französischen Occupation Hannover's und der Existenz des Königreichs Westfalen. In seinen letzten Lebensjahren schränkte er zwar den Kreis seiner Vorlesungen, welcher früher fast alle Disciplinen der Alterthumswissenschaft umfaßte, wesentlich ein, legte auch im J. 1809 die Funktion als Professor der Beredsamkeit nieder, aber seine übrigen Aemter behielt er bei und hielt noch am Tage vor seinem am 14. Juli 1812 erfolgten Tode die Uebungen seines philologischen Seminariums ab. H. war keine geniale Natur, kein schöpferischer Geist wie Fr. A. Wolf; man vermißt bei ihm noch jenes einheitliche Princip, durch welches dieser die Alterthumsstudien erst zum Range einer selbständigen in sich geschlossenen Wissenschaft erhoben hat; aber in seiner ganzen wissenschaftlichen Thätigkeit als Lehrer und als Schriftsteller tritt das Streben hervor, die verschiedenen Seiten des antiken Culturlebens in ihrer historischen Entwickelung zu erfassen und darzustellen und in dieser Hinsicht darf er als der bedeutendste Vorläufer Wolf's und als der Begründer der sogenannten realen Disciplinen der Philologie bezeichnet werden. Als akademischer Lehrer wußte H. trotz seines schwachen Organs und seiner wenig imponirenden Erscheinung, trotz der ziemlich unbehülflichen Form und des Mangels an strenger Ordnung des Vortrags doch durch Lebendigkeit und Natürlichkeit, durch die Wärme, womit er den Gegenstand erfaßte, endlich durch den inneren Gehalt des Vorgetragenen, zahlreiche Zuhörer aus allen Gauen Deutschlands wie auch aus außerdeutschen Ländern anzuziehen und zu fesseln. Seine Lehrthätigkeit war nicht nur in Hinsicht der Gegenstände, die er behandelte sondern auch in Hinsicht der Zeit, die er ihr widmete, eine sehr ausgedehnte: mit Einschluß der Uebungen des philologischen Seminars las er, abgesehen von seinen letzten Lebensjahren, im Sommer regelmäßig, im Winter meistens drei Stunden täglich. Dazu kam eine sehr ausgebreitete Correspondenz und eine schwere Last von Verwaltungsgeschäften aller Art, die er mit außerordentlichem Geschick zu bewältigen wußte, so daß ihm immer noch Muße zu umfassender schriftstellerischer Thätigkeit übrig blieb. Auch diese aber ist zu einem beträchtlichen Theile den beiden Anstalten zu Gute gekommen, mit denen er gewissermaßen aufs Engste verwachsen war: der Universität und der Societät der Wissenschaften zu Göttingen. Die zahlreichen Prolusiones, Reden und sonstigen Aufsätze, welche er als Professor der Eloquenz im Namen und Auftrag der Universität verfaßte, hat er selbst in sechs in den Jahren 1785—1812 veröffentlichten Bänden unter dem Titel „Opuscula academica collecta et animadversionibus locupletata“ gesammelt. Die Schriften der Göttinger Societät (Commentationes societatis regiae scientiarum Gottingensis, Novi commentarii soc. r. sc. G. und Commentationes recentiores soc. r. sc. G.) enthalten von ihm, außer zahlreichen Gedächtnißreden auf verstorbene Mitglieder, Anreden und Vorreden, gegen 50 Abhandlungen aus

verschiedenen Gebieten der Alterthumswissenschaft; für die von ihm redigirten „Gelehrten Anzeigen“ hat er selbst viele Tausende von Recensionen geliefert. Dazu kommen noch 9 Aufsätze archäologischen Inhalts in deutscher Sprache, welche er unter dem Titel „Sammlung antiquarischer Aufsätze“ (I. Stück, Leipzig 1778. II. Stück, ebdas. 1779) veröffentlicht hat. Versuchen wir aus dieser Fülle von einzelnen Untersuchungen gewissermaßen die Summe zu ziehen, so können wir sagen, daß die Resultate derselben hauptsächlich drei Gebieten der Alterthumswissenschaft zu Gute gekommen sind: der griechischen Mythologie, der politischen und Culturgeschichte des Alterthums im weitesten Sinne, von den alten Aegyptern bis zu den Byzantinern herab, und der Kunstarchäolgie. Für die griechische Mythologie hat H. zuerst eine wahrhaft wissenschaftliche Behandlung angebahnt, indem er im Gegensatz zu der gewöhnlichen Auffassung derselben als eines Systems willkürlicher Erdichtungen, die Mythen als den Inbegriff der Erzählungen und Anschauungen eines Volkes aus der ältesten Zeit vor der Einführung des Gebrauches der Schrift, oder als die einer gewissen frühen Entwickelungsperiode des Menschengeistes eigenthümlichen Ausdrucksweisen für Gedanken und sinnliche Wahrnehmungen, hervorgegangen aus einer gewissen Nothwendigkeit und aus der Dürftigkeit der Sprache bezeichnet, und indem er sich bemüht, bestimmte Regeln für das Verständniß und die Ausdeutung der „mythischen Redeweise“, des „sermo mythicus“ — dessen Wesen er darin erkennt, daß Gedanken in Erzählungen von Begebenheiten und Handlungen verwandelt, sinnliche Wahrnehmungen als Handlungen bestimmter Persönlichkeiten dargestellt werden — aufzustellen (vgl. besonders seine letzte und reifste mythologische Abhandlung „Sermonis mythici seu symbolici interpretatio ad causas et rationes ductasque inde regulas revocata“, in den Commentationes soc. r. sc. Gott. Vol. XVI Classis hist. et philol. p. 285—323). Auch der von H. in seinen Vorlesungen entwickelte Gedanke, die ganze Masse des mythischen Stoffes nach dem Zeitalter und den Gattungen der Quellen, in welchen er überliefert ist, sowie nach den Localen, an welche die einzelnen Mythen geknüpft sind, zu ordnen, muß als ein durchaus berechtigter und fruchtbringender anerkannt werden, und wenn die Ausführung dieses Gedankens durch einen Schüler Heyne's, Martin Gottfried Hermann, den Verfasser eines Handbuches der Mythologie (3 Bände, Berlin 1787—1795), dessen ersten Band H. durch eine Vorrede in der gelehrten Welt einführte, sehr unbefriedigend ausgefallen ist, so ist man nicht berechtigt, H. selbst für die Mißgriffe seines offenbar wenig begabten Schülers verantwortlich zu machen, wie dies Joh. Heinr. Voß, ein leidenschaftlicher Gegner Heyne's, in seinen „Mythologischen Briefen“ gethan hat. Die Untersuchungen Heyne's über einzelne Fragen aus der politischen, Cultur- und Litteraturgeschichte des Alterthums — von denen wir nur die Abhandlung über die Gesetze und Verfassungen der griechischen Staaten in Unteritalien und Sicilien (Opusc. acad. II), die über den Geist des Zeitalters der Ptolemäer (Opusc. acad. I) und die drei über die Quellen des Geschichtswerkes des Diodorus (Commentationes soc. r. sc. Gotting. Vol. V und VII) hervorheben wollen — betreffen zum größten Theile Gegenstände, die bis dahin von den Philologen Deutschlands noch gar nicht oder doch in völlig ungenügender Weise behandelt worden waren. Keine derselben kann als ihren Gegenstand ganz erschöpfend und abschließend bezeichnet werden; aber sie haben den folgenden Generationen die Pfade der Forschung gewiesen und so eine allseitige, wahrhaft historische Auffassung des gesammten antiken Lebens angebahnt. In seinen archäologischen Abhandlungen und Aufsätzen hat H., der selbst offen erklärt, daß er sich über Schönheit, Stil und Kunst der Arbeit kein Urtheil anmaße, sondern ausschließlich bei dem gelehrten Theile des antiquarischen Studiums stehen bleibe, die bahnbrechenden Forschungen Winckelmann's im Einzelnen vielfach ergänzt und

berichtigt, theils in Hinsicht der Chronologie der Künstler und der äußeren Geschichte der Kunst bei den Griechen und Etruskern, theils in Bezug auf die Erklärung einzelner sei es erhaltener, sei es nur durch Beschreibungen bekannter antiker Kunstwerke. Einige seiner Aufsätze beschäftigen sich auch mit dem Fortleben der griechisch-römischen Kunst in Konstantinopel und den Schicksalen der dort befindlichen älteren griechischen Kunstwerke, sowie mit der Darstellung der Gestalten des Mythos durch die antike Kunst. Was endlich Heyne's Leistungen auf dem Gebiete der Kritik und Exegese antiker Schriftsteller anbelangt, so sind hier außer seinen schon früher genannten Erstlingsarbeiten, den Ausgaben der Gedichte des Tibullus (ed. III. et emendatior, Leipzig 1798) und des Encheiridion des Epiktetos (ed. II emendatior et auctior, Warschau und Dresden 1766) anzuführen die Ausgaben der Gedichte des Virgilius (4 Bände, Leipzig 1767—75, ed. III novis curis emendata et aucta, ebd. 1805) und des Pindaros (Gött. 1773; neue Ausg. mit den Fragmenten, Scholien und Commentar, ebd. 1798, 3 Theile in 5 Bänden), der mythologischen Bibliothek des Apollodoros (2 Bde., Götting. 1782—87; ed. II, ebd. 1803, der 2. Band unter dem Titel Ad Apollodori bibliothecam observationes enthält ein sehr reichhaltiges Repertorium der uns von den alten Schriftstellern erhaltenen mythischen Tradition) und der Homerischen Ilias (8 Bände, Leipzig und London 1802; Handausgabe in 2 Bänden ebd. 1804). In allen diesen Arbeiten ist die Kritik entschieden die schwächste Seite, indem H. sich schwer entschließt von der sogenannten Vulgata abzuweichen und sich bei der Auswahl unter verschiedenen Lesarten nicht selten von einem ziemlich äußerlichen Gefühl für Eleganz statt von einer unbefangenen Würdigung des Werthes der Ueberlieferung leiten läßt. Am Auffallendsten treten diese Schwächen in der von den Zeitgenossen mit hohen Erwartungen begrüßten Ausgabe der Ilias hervor, die schon durch den Zeitpunkt ihres Erscheinens zu einer Vergleichung mit der epochemachenden Arbeit Friedr. Aug. Wolf's aufforderte — einer Vergleichung, die auch vor einem weniger parteiischen Forum als es die Jenaer Allgemeine Litteraturzeitung war (die im Jahrgang 1803 eine sehr umfängliche von Joh. Heinr. Voß unter Mitwirkung von F. A. Wolf und H. C. Abr. Eichstädt verfaßte Recension der größeren, im Jahrgang 1806 eine von Imm. Bekker herrührende Anzeige der kleineren Ausgabe brachte) nach allen Seiten zu Ungunsten Heyne's ausfallen mußte. Bei der Exegese, wobei das nicht unmittelbar zum Verständniß des Textes Nöthige meist in besonderen Excursen behandelt wird, legt H. das Hauptgewicht auf die Sacherklärung und auf die rhetorische und poetische (sogenannte ästhetische) Erklärung, welche den Leser auf die Schönheiten des Textes aufmerksam macht und zum Verständniß derselben anzuleiten sucht, während die grammatische Interpretation und besonders die Erläuterung der metrischen Form einigermaßen in den Hintergrund treten: für die letztere — unstreitig die schwächste Seite Heyne's — hatte dieser bei seiner zweiten Bearbeitung des Pindaros in dem jugendlichen Gottfried Hermann einen Gehülfen gefunden, der zu Heyne's Ausgabe eine Abhandlung „De metris Pindari" beisteuerte. Im Allgemeinen leidet Heyne's Interpretation, ähnlich wie sein kritisches Verfahren, an einer gewissen Unsicherheit des Urtheils, indem sie häufig zwischen verschiedenen Möglichkeiten der Erklärung hin- und herschwankt. Doch bezeichnen alle seine Commentare, vornehmlich die zu Tibull und Virgil, einen entschiedenen Fortschritt in der Erklärung gegenüber der rein äußerlichen Interpretation der älteren holländischen Gelehrten.

Vgl. Christian Gottlob Heyne. Biographisch dargestellt von Arn. Herm. Ludw. Heeren, Göttingen 1813. — H. Sauppe, Göttinger Professoren (Gotha 1872), S. 78 ff. — W. Herbst, Johann Heinrich Voß. Band I (Leipzig 1872), S. 68 ff.

Bursian.

Heynlin: Johann H., genannt a Lapide, geb. wahrscheinlich um das J. 1425 (vielleicht doch in Stein bei Schaffhausen?), gest. in Basel am 12. März 1496, begegnet uns zum ersten Male als reiferer Student in Leipzig (1452); ob er dann 1461 in Freiburg i. Br. sich aufgehalten und dort die Magisterwürde erworben habe, kann bezweifelt werden. Gewiß ist, daß er vor 1464 bereits in Paris war und hierauf in den Jahren 1464 und 65 in Basel an der Artisten-Facultät als eifriger Vertreter der sogenannten Via antiqua eine lebhafte Bewegung hervorrief. Im J. 1466 ging er abermals nach Paris, wo er 1469 Rector der Universität war und bald darauf die theologische Doctorwürde und eine Professur an der Sorbonne erhielt. Er wirkte bei den strengen Maßregeln mit, welche dort 1473 gegen die Via moderna (die Nominalisten) ergriffen wurden, erwarb sich aber auch das Verdienst, daß er die ersten Buchdrucker, nämlich die sogenannten Alamanischen Brüder, nach Paris rief, wo auch Joh. Amerbach sein Schüler war. Nach Basel im J. 1474 zurückgekehrt, wirkte er nicht mehr an der Universität, sondern als sehr beliebter Prediger, nahm aber 1478 einen Ruf als Professor der Theologie nach Tübingen an, wo er im folgenden Jahre Rector war; auch begab er sich mehrmals zu vorübergehendem Aufenthalte (1477, 11.—20. März 1480 und infolge einer Berufung vom 7. April 1480 zum Leutpriester der Stadt nochmals in diesem Jahre) nach Bern, um ebenso, wie er in Basel gethan, durch Predigten die Sittenverderbniß zu bekämpfen. Dann übernahm er die Vorstandschaft des Chorherrenstiftes in Baden-Baden, von wo er 1484 als Canonicus und Prediger (am Münster) wieder nach Basel umsiedelte; seine letzten Lebensjahre seit 1487 verbrachte er in Zurückgezogenheit im dortigen Karthäuserkloster, welchem er eine Büchersammlung von 283 Bänden, auf 1000 Goldgulden geschätzt, zum Geschenke machte. Innig befreundet mit Amerbach, Geiler von Keysersberg, Sebastian Brant, gehörte er zu den vielen hervorragenden Männern, deren Auftreten damals in Südwestdeutschland den Anbruch einer neuen Zeit verkündete. — Gedruckt besitzen wir von H. „Libri artis logicae“, worin sich keine strenge Parteistellung, sondern gerade ein Syncretismus der älteren und der neueren Richtung kundgibt; andere Commentare zu aristotelischen Schriften und insbesondere die zahlreichen Predigten Heynlin's sind handschriftlich in Basel vorhanden.

Fr. Fischer, Johannes Heynlin, Basel 1851 (ungenügend); hingegen eine gründliche Untersuchung bei Wilh. Vischer, Geschichte der Universität Basel, S. 158 ff. (über die logischen Streitigkeiten s. m. Gesch. d. Logik, Bd. IV, S. 186 ff. und 229). Blösch im Anzeiger f. Schweiz. Geschichte, 1880. Nr. 1. Prantl.

Heyrenbach: Jos. Benedikt H., geb. 1738, nach Anderen 1741, 1742, 24. Mai, zu Ettal in Oberbaiern, gest. zu Wien am 20. April 1779; einer der gründlichen Geschichtsforscher Oesterreichs in der Theresianischen Epoche. Die Humaniora absolvirte er in der Klosterschule zu Kremsmünster und trat 1756 zu Wien als Novize in den Jesuitenorden. 1759 Repetent am Raaber Collegium, dann an der Wiener Universität Studirender der Philosophie, ging er 1762 wieder nach Ungarn an das Trentschiner Collegium, 1763 nach Passau in Baiern, wo er bis 1767 den Studien oblag. Im letzteren Jahre kehrte er an die Hochschule in Wien zurück, um 1770 die theologischen Studien abzuschließen und im Judenburger Ordenshause die Probation abzulegen. 1772 Historiographus im Wiener Profeßhause, 1773 im Ordenshause von St. Anna daselbst, lenkte er nach Aufhebung des Jesuitenordens in eine neue Lebensrichtung ein. Als Exjesuit fand er am 1. September 1773 eine Stelle als überzähliger Custos der kaiserlichen Hofbibliothek und wurde am 7. Januar 1774 wirklicher letzter Custos allda. Seine Tüchtigkeit als Diplomatiker brachte ihn auch

Sachsen-Hildburghausen zum Hofrath ernannt hatte, erhielt er 1778 durch den Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt die Würde eines kaiserlichen Hof- und Pfalzgrafen, kraft welcher er viele Doctoren creirt hat und 1786 wurde er als Professor der morgenländischen und biblischen Litteratur nach Gießen berufen. Dazu erhielt er 1788 den Charakter eines Geheimen Regierungsraths und wurde 1793 zugleich Definitor beim geistlichen Consistorium zu Gießen, auch 1800 Universitäts-Bibliothekar. 1801 nahm er einen Ruf nach Dorpat als Professor der Exegetik und der morgenländischen Sprachen an, wurde dort alsbald russischer wirklicher Hofrath und einige Jahre später Collegienrath. Er begründete daselbst auch eine Erziehungsanstalt, welche er aber später wieder aufgab. 1820 wurde er auf seinen Wunsch seines Amtes entlassen. Er starb auf dem sogen. Domberge in seinem Gartenhause bei Dorpat. H. besaß eine außerordentliche Arbeitskraft und war als Schriftsteller ungemein fruchtbar. Die Schnelligkeit, mit welcher er arbeitete, erklärt es, daß seine wenigsten Werke sich durch Gründlichkeit und Tiefe auszeichnen und streng wissenschaftlichen Ansprüchen genügen, die meisten vielmehr oberflächlich und flüchtig ausgeführt sind. Trotzdem sind sie nicht ohne Verdienst um die Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse und haben seiner Zeit auch guten Erfolg gehabt, da sie den Vorzug der praktischen Brauchbarkeit besitzen und zum Theil dem Verständniß des großen Publikums und von Anfängern angepaßt sind. Wir können hier nur das Hauptsächlichste anführen, und zwar von den auf die Erklärung der Bibel bezüglichen, meist für weitere Kreise berechneten Schriften, deren Deutungen bei apologetischer Tendenz einen stark und oft gewaltsam rationalisirenden Charakter tragen: „Die Bibel alten und neuen Testaments mit vollständigen erklärenden Anmerkungen“, 10 Thle., 1780—91 (zum Theil in 2. Aufl. erschienen); „Lehrbuch der Kritik des alten Testaments“, 1783; „Biblisches Reallexicon“, 3 Bde., 1783—85; „Die Bibel des neuen Testaments übersetzt und mit Anmerkungen“, 1800, neue Aufl. 1809, die Zeitschriften „Orion“, Bd. 1, 1789—90 und „Der Schriftforscher“, Jahrg. 1, 2, 1791—93. Von den morgenländischen Sprachen bearbeitete er am besten die hebräische unter fleißiger, wenn auch oft zu weit gehender Benutzung der verwandten Dialekte: „Geschichte der hebräischen Sprache und Litteratur“, 1776; „Ausführliche hebräische Sprachlehre“, 1777; „Allgemeine Nominalformenlehre der hebräischen Sprache“, 1793. Die Bearbeitungen der syrischen und der arabischen Sprache: „Syrische Sprachlehre“, 1788; „Erleichterte arabische Grammatik nebst einer kurzen arabischen Chrestomathie“, 1776, Verbesserungen und Zusätze dazu 1780, 2. Aufl. 1825; „Anweisung zur arabischen Sprache bei Ermangelung alles mündlichen Unterrichtes“, 2 Theile 1784—85 sind ohne Bedeutung. Auch für die classischen und die neueren Sprachen, namentlich die französische, hat er eine Reihe von Lehrbüchern, meist zu praktischen Zwecken, verfaßt, unter ihnen eine: „Ausführliche griechische Sprachlehre nebst Paradigmen“, 1795. Aus anderen Gebieten: „Anleitung zur Bildung des Geschmacks für alle Gattungen der Poesie“, 2 Thle., 1791; „Vorlesungen über die Feder'sche Logik und Metaphysik“, 2 Thle., 1793—94.

Vgl. Strieder, Hessische Gelehrtengeschichte, XVIII. 222. Neuer Nekrolog, Jahrg. 2. II, 1150. Redslob.

Hezilo, oder Hecelo, Hettilo, Ethilo, Bischof von Hildesheim, † am 5. Aug. 1079, entstammte vermuthlich einem Rittergeschlechte in der Bamberger Gegend. Nachdem er in Frankreich seine Studien vollendet, wurde er Capellan am königlichen Hofe, Propst am Collegiatstifte zu Goslar, dem Ausgangspunkte so vieler Bischöfe dieser Zeit, und 1053 Kanzler für Italien. Doch bekleidete er diese Stelle nicht lange, denn am 8. März 1054 starb Bischof Azelin von Hildesheim, dessen Nachfolger H. wurde. Die Gunst, in welcher das

sohn-Bartholdyschen Hause Erzieher (auch Felix Mendelssohns), habilitirte sich 1827 an der Universität Berlin, wo er 1829 außerordentlicher Professor ward und über griechische und lateinische Schriftsteller, daneben über Sprachphilosophie und allgemeine Sprachwissenschaft las. Sprachwissenschaftliche Studien hatte er nach seiner Universitätszeit unter Bopp's Leitung getrieben, außerdem unter Hegel sich in dessen Philosophie eingearbeitet. Heyse's schriftstellerische Thätigkeit bewegte sich zunächst in der Herausgabe und Vervollkommnung der grammatischen Lehrbücher seines Vaters, die zum Theil so von ihm umgearbeitet wurden, daß sie als seine eigenen Werke anzusehen sind, namentlich die 5. Auflage der „Theoretisch-praktischen deutschen Grammatik" („Ausführliches Lehrbuch der deutschen Sprache", 1. Bd. Hannover 1838, 2. Bd. ebenda 1849) und die von der 10. Auflage an von ihm bearbeitete „Theor.-prakt. deutsche Schulgrammatik" (1832). Das werthvolle „Handwörterbuch der deutschen Sprache" (3 Bde., Magdeburg 1833—1849) ist, obwol vom Vater vorbereitet, doch so gut wie ganz sein Werk; ähnlich auch die Bearbeitungen des Heyse'schen „Fremdwörterbuches". Auf dem eigentlich wissenschaftlichen Gebiete ist das Hauptwerk Heyse's das nach seinem Tode von H. Steinthal herausgegebene „System der Sprachwissenschaft" (Berlin 1856), interessant dadurch, daß seine Grundzüge vor dem Erscheinen von Humboldt's „Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues" festgestellt waren und auf der Schelling-Hegel'schen Philosophie beruhen. Ein längerer Aufsatz von H. in Höfer's Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache behandelt das „System der Sprachlaute." — Heyse's Sohn ist der Dichter Paul H. (geb. am 15. März 1830).

Steinthal, Vorrede zu Heyse's Syst. der Sprachw. R. v. Raumer, Geschichte der germ. Phil. Steinthal, Ursprung der Sprache, 3. Aufl., Abschnitt Heyse. A. Leskien.

Hezel: Johann Wilhelm Friederich H. (Hetzel), biblischer Exeget und Orientalist, geb. am 16. Mai 1754 zu Königsberg in Franken, wo sein Vater Pfarrer war, † am 12. Juni 1824. Die Schule seiner Vaterstadt besuchte er in den ersten Jahren in Folge seines flüchtigen Wesens und seiner körperlichen Schwäche nur mit geringem Erfolg und zeigte mehr Neigung und Geschick zu mechanischen Arbeiten, wie er denn auch noch in seinen späteren Jahren für technologische und industrielle Thätigkeit ein lebhaftes Interesse bewahrte. Unter Nachhülfe seines Vaters und des Rectors Hödel nahm er es, als er älter wurde, mit dem Schulbesuch ernster, und so konnte er 1772, mit guten Kenntnissen ausgestattet, die Universität Jena zum Studium der Theologie beziehen. Von seinen dortigen Lehrern weckten namentlich Faber und Danovius den Sinn für die Exegese und die morgenländischen Sprachen, und es reifte der Entschluß in ihm, statt der pastoralen die akademische Laufbahn mit der speciellen Richtung auf das alte Testament zu verfolgen. Seine litterarische Thätigkeit eröffnete er schon als zweijähriger Student mit der Schrift: „Gedanken über den babylonischen Stadt- und Thurmbau", 1774. Im J. 1775 nahm er auf kurze Zeit eine Stelle als Hauslehrer zu Hohenstein bei Coburg an, wo er auch, ohne jedoch ordinirt zu sein, predigte, kehrte noch in demselben Jahre nach Jena zurück, promovirte und hielt dort mit einigem Erfolg Vorlesungen. Da er jedoch das Bedürfniß fühlte, sich in einzelnen Wissenschaften noch mehr zu vervollkommnen und er die Ausarbeitung seines großen erklärenden Bibelwerkes mit Muße betreiben wollte, zog er sich vorläufig vom akademischen Schauplatz in das Privatleben zurück. Von 1778 an nahm er seinen Aufenthalt zu Ilmenau und in dessen Nähe und zeigte seinen Fleiß in der Abfassung einer langen Reihe von Werken aus der biblischen und morgenländischen Wissenschaft. Auch fehlte es ihm nicht an Auszeichnungen. Nachdem ihn schon 1776 der Herzog von

sich, dürftig unterrichtet, in seinem 18. Jahre in fremde Länder zu gehen; schiffbrüchig kam er mit Lebensgefahr nach Dänemark und segelte nach überstandener Krankheit nach Danzig. Mit Wenigem vorlieb nehmend, indem er Brot und Obst anfangs nicht essen konnte und Nachts unter freiem Himmel schlief, gelangte er auf seiner Wanderschaft nach Polen auf das Landgut eines Barons v. Trenck, der ihn mitleidig aufnahm. Hier sah er in einer benachbarten Kirche zuerst ein großes Altarbild, welches die Lust in ihm erweckte, Maler zu werden. Mit diesem Entschlusse wanderte er weiter, stets noch unter freiem Himmel schlafend, und gelangte endlich nach Braunschweig. Bei seinem Gang durch die Stadt zog in einer entlegenen Straße ein schön gemaltes Firmenschild seine Aufmerksamkeit auf sich. Durch die Fenster des Hauses sah er in einen Laden mit schönen lackirten Waaren. Schüchtern wagte er an der Ladenthür anzuklopfen und die ihm, dem vermeintlichen Bettler, gereichte Gabe ausschlagend, bat er um die Erlaubniß die in dem Laden befindlichen Waaren ansehen zu dürfen. Nachdem er sich mit Mühe verständlich gemacht, wurde er von dem hinzugekommenen Fabrikherrn zugelassen und freundlich aufgenommen. Es war der bekannte Fabrikant Johann Heinrich Stobwasser, zu dem ein günstiges Geschick den hohläugigen und durch seine lange Wanderung fast verkommenen Jüngling geführt hatte. Stobwasser erkannte mit scharfem richtigen Blick das in dem Halbwilden schlummernde Talent zur Malerei, nahm ihn in sein Haus, ließ ihm Unterricht im Malen und in der deutschen Sprache ertheilen und sandte ihn, da er sich im Landschaftmalen auszeichnete, später zu seinem Freunde, dem bekannten Landschafter Friedrich Pasche Weitsch nach Salzdahlum, wo H. in wenigen Jahren es zu großer Vollkommenheit brachte, worauf er aus Dankbarkeit zeitlebens bei seinem Wohlthäter Stobwasser verweilte. Durch Weitsch's Unterricht und durch das Studium der Bilder in der berühmten Salzdahlumer Gallerie, welche an vorzüglichen Landschaften reich war, gelangte er zu bedeutendem Rufe als Landschaftsmaler. Braunschweig hat H. nicht wieder verlassen, nur im August 1802 unternahm er eine Reise nach Dresden, wo er sich mit den Meisterwerken der dortigen Gallerie bekannt machte und zwei Landschaften auf Kupfer malte, welche im Geschmack des Ruysdael die Bewunderung aller Kenner auf sich zogen. Andere Städte und Gallerien hat H. nie besucht. Er suchte besonders seinen Lehrer Weitsch nachzuahmen, dessen Eichenwälder berühmt sind. Es gelang ihm bald seinen Lehrer zu erreichen, in manchen Punkten zu übertreffen, indem er die Bäume mit größerer Leichtigkeit behandelt als dieser. Im J. 1800 verheirathete sich H. mit einer Braunschweigerin, mit der er in glücklicher, aber kinderloser Ehe lebte; er starb im J. 1817. Seine Wittwe überlebte ihn fast 40 Jahre, sie folgte ihrem Gatten erst im J. 1856 nach. — Hialtalin's Porträt, welches die nordische Abkunft nicht verkennen läßt, befindet sich vor Meusel's Archiv für Künstler und Kunstliebhaber, Bd. I, Dresden 1804, in welchem auch eine kurze Lebensbeschreibung Hialtalin's enthalten ist.

Fiorillo, Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland, Bd. III. — Nagler's Künstlerlexicon, Bd. VI. F. Spehr.

Hiäre: Thomas H., geb. 1638 zu Nyen in Ingermannland, wurde 1669 Inspector des Guts Werder in Esthland, woselbst er im Juli 1678 gestorben ist. Von seinen handschriftlich hinterlassenen Werken ist zu nennen die Esth-, Liv- und Lettländische Geschichte, welche in 7 Büchern die Vergangenheit jener Gegenden von der Sagenzeit an bis zum Jahre 1639 behandelt — eine wenig lesbare Compilation aus bekannten Quellen; die im Archiv der livländischen Ritterschaft befindlichen Collectanea, betreffend die liefländischen Historien und was zu deren Erklärung nöthig, früher von Bedeutung wegen Benutzung der in Schweden

handenen livländischen Archivschätze; endlich eine Geschichte der Erzbischöfe von Riga in der Bibliothek der mecklenburgischen Ritterschaft.

Ausgabe der Esth-, Lyf- und Lettländ. Geschichte in Monumenta Livoniae antiquae, Bd. I u. II, S. 1—24. H. Hildebrand.

Hickel: Josef H., Maler, geb. im J. 1736 zu Böhmisch-Leipa, † am .. März 1807 in Wien. Derselbe erhielt seinen ersten Kunstunterricht von seinem Vater, welcher in seinem Geburtsorte als Maler lebte und machte solche Fortschritte, daß er schon in einem Alter von zwölf Jahren Bilder in Oel und in seinem 15. Jahre ein großes Altarbild für die Stadtkirche zu Hirschberg ausführte. In Folge seines ungewöhnlichen Talentes schickte ihn sein Vater nach Wien an die Akademie der bildenden Künste zu seiner weiteren Ausbildung, wo er unter der Leitung des Martin v. Meytens sich dem Porträtfache widmete. Seine Arbeiten lenkten bald die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde auf sich. Kaiserin Maria Theresia gab ihm im J. 1768 zu einer Reise nach Italien die Mittel, wo er zu Mailand, Parma und Florenz viele Porträts hoher Personen anfertigte. Er vergaß jedoch darüber nicht seine Studien an den Werken großer Meister fortzusetzen. Wie er selbst in einem Briefe bekennt, wurde er früher durch Schmeicheleien verdorben und erst durch die Kritik von Kennern auf die richtige Bahn geleitet. Nach mehrjährigem Aufenthalt in Italien kehrte H. wieder nach Wien zurück, bald darauf zum k. k. Kammermaler und im J. 1776 zum Mitglied der k. k. Akademie der bildenden Künste ernannt. Seit dieser Zeit lebte der Künstler ununterbrochen in Wien und wurde einer der gesuchtesten und berühmtesten Porträtmaler. Zu seinen bedeutendsten Bildern zählen: „Kaiser Josef II." in Lebensgröße, im Besitz der Gemeinde Wien. Außerdem malte er „Kaiserin Maria Theresia", „König Ferdinand von Neapel und seine Gemahlin", „Herzog Albert von Teschen und Erzherzogin Christine", „Kaiser Leopold II.", „Kaiser Franz", „Kaiserin Marie Antoinette", „Papst Pius VI.", „Fürst Kaunitz", „General Baron Lascy", „Fürst Kinsky", „Graf Saurau", den Wiener Hanswurst Prehauser, die Schauspieler Brokmann, Lange, die Schauspielerinnen Jaquet, Adamberger rc. Bei seiner raschen Productivität sind zwar nicht alle Bilder von erheblichem künstlerischen Werth; einzelne zeichnen sich aber durch ihre tadellose Auffassung, ihren großen geistigen Ausdruck und die sprechende Aehnlichkeit der Personen aus.

Vgl. Wurzbach, Biogr. Lexikon IX, 3. K. W.

Hiecke: Robert Heinrich H., geistvoller, besonders um die Hebung des deutschen Unterrichts auf Gymnasien verdienter Pädagog, geb. am 16. Februar 1805 zu Penig im Königreich Sachsen, wo sein Vater praktischer Arzt war, † am 5. December 1861 zu Greifswald. Einige Jahre nach der Geburt des Knaben zogen die Eltern nach Lützen und hier empfing derselbe die ersten bedeutenden und lebendig bewahrten Erinnerungen, indem er das bei Leipzig geschlagene französische Heer heimwärts flüchten sah. Schon im siebenten Lebensjahr hatte er den Vater verloren, die Mutter aber verlegte nach der Wiederverheirathung mit Dr. Herzog 1814 ihren Wohnsitz nach Merseburg. Auch unter den veränderten Umständen gebrach es dem Knaben an treuer Fürsorge nicht: wie innig das Verhältniß zu seinem Stiefvater war, ergibt sich aus der späteren Zueignung der Schrift über Macbeth. Im J. 1815 trat er in das städtische Gymnasium ein und zeigte rasch vorschreitend einen Wissenstrieb, der gleich sehr auf Gründlichkeit wie auf Umfang der Kenntnisse gerichtet war. Ein höheres geistiges Leben erschloß sich ihm mit der Berufung des Professors C. F. Wieck zum Conrector der Anstalt; auf dessen Rath entsagte er einer ausgebreiteten Romanlectüre, welche sein so leicht empfängliches Gemüth zu gefährden drohte und strebte fortan mit unermüdlichem Eifer in den antiken und modernen Clas-

sikern hinter der schöneren Form auch den tieferen Gehalt zu erfassen. Nach ¾ Jahren ward Wieck auf kurze Zeit nach Pforta berufen, übernahm sodann aber zur größten Freude Hiecke's, welcher sogar an der Spitze einer Schülerdeputation dafür gewirkt hatte, das Merseburger Rectorat. Der Wunsch, den verehrten Lehrer bei der Hebung der sehr heruntergekommenen Anstalt zu unterstützen, bewog den Schüler, obwol derselbe inzwischen bereits durch selbständige Studien die Reife für die Universität erworben hatte, zu einem zweijährigen Aufenthalt in Prima über das bereits vollendete Triennium hinaus. Auf das Gründlichste vorbereitet und geistig vollauf reif bezog er, durch ein außerordentliches Stipendium der Merseburger Regierung geehrt, Ostern 1824 die Universität Halle und vollendete nach einjährigem Aufenthalt daselbst, für den ihm Reisig studium acerrimum bezeugt, von 1825—29 seine Studien in Berlin. Sein wissenschaftliches Streben umfaßte das classische Alterthum, deutsche Grammatik und Litteratur und Geschichte, aber er hörte auch Collegien über Physik und physische Geographie und suchte sich unter Hegel eine gründliche philosophische Bildung zu erwerben. Dem Studentenleben blieb er ziemlich fern und hielt sich an einen engeren Kreis geistig und sittlich verwandter Freunde, sowie an einige wahrhaft gebildete Familien; hier fand sein ideales Streben, seine Begeisterung für Musik (besonders Beethoven'sche) Nahrung und Befriedigung. Aus welchen Gründen er die geplante akademische Laufbahn aufgab und Gymnasiallehrer ward, ist nicht zu ersehen. Er bestand die Prüfung für das höhere Lehrfach und trat, mit einem glänzenden Zeugniß versehen, sein Probejahr 1829 am Merseburger Gymnasium an. Bald in seinem Berufe heimisch geworden, erfaßte er mit gleichem Eifer und Geschick den Unterricht in der untersten Classe und in der Prima, übte mit Leichtigkeit eine strenge Disciplin und fand rasch den richtigen Weg auf den Geist und das Herz seiner Schüler einzuwirken. Nach kurzer Zwischenzeit, während welcher er eine Hauslehrerstelle bei dem späteren Regierungspräsidenten v. Krosigk bekleidete, wurde er Ostern 1831 in Merseburg als zweiter Collaborator angestellt. Hauptsächlich unterrichtete er in Quinta, der untersten Classe, und an einer als Privatunternehmen bestehenden Vorbereitungsschule; aus dieser Thätigkeit ging das von ihm in Verbindung mit Wislicenus herausgegebene „erste Lesebuch für Kinder" hervor. So angenehm sein Leben durch eine gedeihliche Wirksamkeit, die erworbene Anerkennung und den innigen Verkehr mit den dortigen und den nahen Hallenser Freunden (namentlich Echtermeyer) sich gestaltet hatte, entschloß er sich gleichwol um einer Gehaltserhöhung willen als Subconrector nach Zeitz zu gehen. Auch hier wirkte er mit unermüdlichem Eifer für die Schule, indem er zugleich unablässig an der eigenen wissenschaftlichen Förderung arbeitete; dieser Periode seines Lebens verdanken das Programm über Goethe's Iphigenie und die deutschen Lesebücher für mittlere und obere Gymnasialclassen ihre Entstehung. Zum Vollen und Ganzen erhob sein Leben und Wirken die am 25. April 1835 vollzogene Vermählung mit Luise Kießling, der Tochter seines Directors. Im folgenden Jahre rückte er in die durch den Tod des Subrectors Hornickel erledigte Stelle auf, ward jedoch schon Ostern 1837 als Tertius an das Merseburger Gymnasium zurückberufen und erhielt nach Haun's Weggang das Conrectorat. Während seine amtliche Thätigkeit in Erfolg und Anerkennung (1839 erhielt er den Professortitel) immer höheren Aufschwung nahm, blühte sein Familienkreis immer voller und schöner auf und zugleich war er als Schriftsteller unausgesetzt schöpferisch. Im J. 18[illegible] erschien das Programm über „Des Sängers Fluch", 1842 das Buch über den deutschen Unterricht auf Gymnasien, 1846 die Schrift über Shakespeare's Macbeth; dazu kommen eine Menge von Aufsätzen in den Halle'schen Jahrbüchern, später in der Pädagogischen Monatsschrift, sämmtlich über ästhetische und pädagogische Gegenstände. Sein äußeres Leben erhielt Abwechselung durch einige

größere Reisen (nach Süddeutschland, Tirol, den Rheingegenden und Belgien) und durch Fußreisen in die schönen Gegenden der Heimath. Auch über die Schule hinaus ging seine Wirksamkeit und war es nicht am wenigsten sein Verdienst, daß das Lehrercollegium ein festgeschlossenes und einmüthiges Ganzes bildete, so befreundete ein von ihm zumeist beseeltes pädagogisches Kränzchen die Gymnasial- und Bürgerschullehrer der Stadt. Nebenher dauerte der geistige Verkehr mit den alten Freunden fort und manche neue kamen hinzu, in dem benachbarten Halle besonders M. Duncker und K. Schwarz. Lebhaften Antheil nahm er an der Bewegung der „protestantischen Freunde", und die Theilnahme an Versammlungen, in denen über kirchliche und religiöse Fragen verhandelt wurde, zog ihm eine Verwarnung seitens der Behörde zu. Das Jahr 1848 konnte ihn nicht unberührt lassen, wie in allen Dingen, die sein Interesse erregten, war ihm auch der politischen Bewegung gegenüber ein blos passives Verhalten unmöglich: als Mitglied eines constitutionellen Clubs, welcher gemäßigten Grundsätzen huldigte, entwickelte er eine Beredtsamkeit, in welcher er durch eminenten Scharfsinn glänzte und Unhaltbares, Zweideutiges, Widerspruchsvolles mit schlagenden Gründen zu vernichten wußte. Freilich erregte er dadurch in höheren Kreisen Anstoß, indeß verlief eine gegen ihn eingeleitete Untersuchung erfolglos, vollständig aber entlastete ihn erst bei seiner Berufung nach Greifswald eine persönliche Vernehmung durch den Minister v. Ladenberg. Wie allgemein das Vertrauen war, dessen er sich bei seinen Standesgenossen erfreute, bewies das ihm ertheilte Mandat zu der in Berlin 1849 abgehaltenen Lehrerconferenz über die Reorganisation der höheren Schulen. Aber so ehrenvoll auch seine Stellung und so weitgreifend seine Wirksamkeit war, nöthigte ihn doch die Sorge für seine zahlreiche, allmählich heranwachsende Familie, nach Ablehnung des Directorats in Posen dem schon erwähnten Ruf zur nämlichen Stellung am Greifswalder Gymnasium zu folgen und er trat Ostern 1850 sein neues Amt an. Hier wirkte er in demselben Geiste und gleich erfolgreich wie bisher, mit Kraft und Eifer arbeitete er an der Hebung des Gymnasiums, an der Entwickelung der eben eingerichteten Realschule und bahnte die Vereinigung einer als Privatunternehmen bestehenden Vorschule mit dem Gymnasium an. Anregend und fördernd wirkte er auch hier in weiteren Kreisen durch öffentliche Vorträge und geselligen Verkehr mit bald gewonnenen neuen Freunden, unter seinen schriftstellerischen Arbeiten aus dieser Epoche nennen wir besonders die Aufsätze über „Shakespeare's Krieg der beiden Rosen" und mehrere Programme, namentlich zur homerischen Frage. In Anerkennung der Verdienste, welche er sich durch wesentliche Förderung eines der wichtigsten Theile des Schulunterrichts im Allgemeinen und durch die segensreiche Leitung des Gymnasiums unserer Stadt im Besonderen erworben, ward er bei der vierten Säcularfeier der Universität Greifswald am 21. October 1856 von der philosophischen Facultät zum Ehrendoctor ernannt. Im Ganzen jedoch war sein Leben hier reicher an Mühe, minder gehoben durch innere Befriedigung, manche unabweisliche Pflichten des Directorats, denen eine geistig interessante Seite nicht abzugewinnen war, lasteten schwer auf ihm und verdüsterten seine Stimmung, um so mehr, als er sich ihnen mit peinlicher Gewissenhaftigkeit unterzog. Auf's Tiefste aber erschütterte ihn der Tod seiner Lebensgefährtin am 21. December 1855 und nahm ihm jede Lebensfreudigkeit. Eine Berufung zur Professur der Litteraturgeschichte in Rostock lehnte er nach einigen Unterhandlungen ab und blieb dem Berufe getreu, dem er sein ganzes Leben gewidmet hatte. H. war ein geborner Lehrer, bis an sein Lebensende bemüht die Methode seines Unterrichts zu vervollkommnen und mit gleicher Sorgfalt für das Gedeihen der untersten wie der obersten Classe bedacht; jeden einzelnen Schüler suchte er in seiner Eigenart zu erfassen und nach individuellem

Bedürfniß auf ihn einzuwirken und gerade den Säumigen wandte er die größte Aufmerksamkeit zu. Niemals jedoch erstrebte er blos die wissenschaftliche Ausbildung der Schüler, Hand in Hand ging damit die Erziehung zur Sittlichkeit und mehr noch als der geistvoll behandelte Lehrstoff wirkte darauf das von ihm selbst gegebene Beispiel. Denn wie er die Jünglinge für die Ideale christlicher Sittlichkeit und antiker Vaterlandsliebe zu begeistern suchte, so zeigte er sich selbst als getragen von ächtester Religiosität, begeistert für Wahrheit und Recht, mit ganzer Seele sich hingebend an die Interessen des Vaterlandes und der Menschheit. Das Gymnasium war ihm nicht eine in sich abgeschlossene Anstalt, sondern ein Glied in dem großen Organismus des gesammten Volkserziehungswesens. Für diese Ueberzeugung hat er sein Leben lang gewirkt. Auf's Entschiedenste bekämpfte er das Abschließen der Gelehrtenschulen gegen die Volksschule, der Gymnasien gegen die Realschulen. Auf der Lehrerconferenz zu Berlin 1849 drang er vornehmlich auf Vermehrung der Stundenzahl für den deutschen Unterricht und auf Gleichstellung des Griechischen mit dem Latein in den oberen Gymnasialclassen, wahrte er dem Gymnasium den Religionsunterricht, wollte ihn jedoch von jeder dogmatisirenden Richtung unabhängig und entsprechend aller aus dem Humanitätsprincip sich entwickelnden Bildung in historisch freier Behandlung ertheilt wissen. Dabei legte er das größte Gewicht auf einfaches und unbefangenes Lesen der Bibel, denn dieselbe gewinne in dem Maße an Göttlichkeit, je mehr man sie menschlich auffassen und empfinden lerne. Das Muster eines für die Jugend berechneten Vortrages liegt in seiner am 10. November 1859 gehaltenen Schiller-Rede vor. Nur allzubald wurden durch eine so vielseitige und angestrengte Thätigkeit seine geistigen und körperlichen Kräfte aufgerieben. Schon im Frühjahr 1860 erkrankte er bedenklich: eine Kur in Inselbad bei Paderborn, dann eine Reise durch West- und Süddeutschland gaben ihm die verlornen Kräfte wieder. Aufs Neue erkrankt wiederholte er im Jahre darauf den Besuch des Bades, in seiner Abwesenheit feierte das Gymnasium das Jubiläum seines 300jährigen Bestehens, wobei dem Director der rothe Adlerorden vierter Classe zu Theil ward. Heimgekehrt trat er mit successiver Steigerung in seine amtliche Thätigkeit wieder ein und hatte von Michaelis ab die Leitung des Gymnasiums sowie seine volle Stundenzahl übernommen, als unerwartet ein Gehirnschlag seinem Leben und Wirken ein Ziel setzte.

H. Fischer, Biographie im Greifswalder Osterprogramm, 1862.

Häckermann.

Hiel: Pseudonym für **Betke**, Bd. II S. 576.

Hiemer: Eberhard Friedrich H., lutherischer Theologe, geboren den 24. Mai 1682 zu Gächingen auf der Alb im Herzogthum Württemberg, † den 5. Mai 1727 als Hofprediger und Consistorialrath zu Stuttgart. Er erhielt nach seines Vaters frühem Tode von seinem Stiefvater, Prälat Brodbeck, eine treffliche Erziehung; genoß seine wissenschaftliche Vorbildung zu Stuttgart, Blaubeuren, Bebenhausen, studirte in Tübingen, wurde 1700 Magister, 1704 Repetent daselbst, 1707 Stadtpfarrer in Rosenfeld, 1714 Special in Wildbad, 1716 Kirchenrath in Baireuth, 1718 herzogl. württembergischer Hofprediger und Consistorialrath in Stuttgart, 1720 Dr. theol., 1725 Prälat von Hirschau. Er schrieb einige kleine theologische Schriften, z. B. eine Dissertation „De moderatione theologica“, eine „Erörterung der Frage, ob ein wahres Christenthum bei Hofe möglich sei“ ꝛc., beschäftigte sich aber auch mit naturgeschichtlichen, numismatischen und anderen Studien und Sammlungen, wurde 1725 unter dem Titel Demostratus Mitglied der kaiserl. Academia Naturae Curiosorum, sowie der königl. preußischen Societät der Wissenschaften und schrieb eine Schrift über einen, zu Ohmden bei Kirchheim im Herzogthum Württemberg gemachten paläontologischen Fund unter dem Titel „Caput Medusae, detectum in agro Würtemb.,

Stellung im Rathe des Kurfürsten zu einem Platze in der Geschichte seiner Zeit verholfen, sondern lediglich der Umstand, daß die Wiege der die Welt umgestaltenden Reformation, Wittenberg, zu seinem Sprengel gehörte. Als Luther's Bischof lag ihm die Schlichtung des über den Ablaß 1517 ausgebrochenen Streites ob. Da er sich sagen mußte, daß, wenn sich der Handel nicht auf gütliche Weise vertragen ließ, von ihm als ausländischem Bischofe die Hülfe des weltlichen Armes vergeblich werde angerufen werden, so war die äußerste Vorsicht geboten und darum sandte er, sich über die möglichen Folgen des ausgebrochenen Streites nicht einen Augenblick täuschend, so wie er von dem Geschehenen Kunde erhielt, alsbald den Abt von Lehnin mit dem Auftrage nach Wittenberg, Luther zu bestimmen, seine resolutiones seu probationes de virtute indulgentiarum vor der Hand nicht zu veröffentlichen und den bereits gedruckten deutschen Sermon vom Ablaß durch die Buchhändler nicht weiter vertreiben zu lassen. Gehorsam fügte sich Luther dem Wunsche seines Bischofs und versprach sich still zu halten, als aber Tetzel und Wimpina in Frankfurt es sich nicht wehren ließen, mit ihrem Disputiren und Schelten gegen ihn fortzufahren, hielt sich auch Luther an sein Versprechen, zu schweigen, nicht weiter gebunden, sondern sandte sein indeß gedrucktes Büchlein den 22. Mai 1518 mit einem ebenso bescheidenen als würdigen Rechtfertigungsschreiben an seinen Bischof. Möglich, daß dieser im Anfang über Luther nicht unfreundlich gedacht hat, als er indeß 1519 im Februar, wahrscheinlich um die Disputation mit Eck zu verhindern, persönlich in Wittenberg mit Luther verhandelt hatte, trat er, wie es von ihm als Bischof nicht anders erwartet werden konnte, auf die Seite Roms und gehörte von nun an zu den entschiedensten Gegnern Luther's, doch wagte er 1521 im Januar die von Eck aus Rom mitgebrachte Excommunicationsbulle aus Furcht vor Aufruhr, durch die kursürstlich sächsischen Räthe gewarnt, in Wittenberg nicht anschlagen zu lassen. Auf dem Reichstage zu Worms, dem er mit Kurfürst Joachim beiwohnte, finden wir ihn mit dem Erzbischof von Trier erfolglos bemüht, Luther privatim zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Als Lohn für die von ihm geleisteten Dienste verlieh ihm sein Kurfürst trotz päpstlichen Widerspruchs das 1520 erledigte Bisthum Havelberg, in welches er ihn 9. Aug. 1521 mit großem Gefolge persönlich einführte. Den völligen Zusammenbruch der Hierarchie in Deutschland hat H. nicht mehr erlebt und sein neues Bisthum nur noch ein Jahr verwaltet. Er liegt in Wittstock begraben.

Hanckii de Siles. erud. c. 64, p. 191 ss. Seckendorf, Hist. Lutheranismi, I. §§ 18. 57. 75. Tentzel, Historischer Bericht vom Anfang der Reformation, S. 315. 517. Luther's Briefe. E. Wernicke, Luther und der Bischof von Brandenburg, 1870. Schimmelpfennig.

Hierotheus: Pater H. Confluentinus, geboren zu Coblenz den 7. Septbr. 1682, † zu Trier 1764, war der Sohn des kurtrierischen Zolldieners Philipp Eberhard Strommel und war sein Taufname Johann Michael. Er nahm den obigen lateinischen Namen bei seinem Eintritte in den Kapuzinerorden an. Sein Gönner, Damian Hugo von Schönborn, Fürstbischof von Speyer und Kardinal erwählte ihn 1716 zu seinem Beichtvater und folgte H. demselben 1721 nach Rom zur Wahl des Papstes Innocenz XIII. Im J. 1723 zum Definitor, 1724 zum romanischen Custos für das Generalcapitel und gleichzeitig zum Guardian des Kapuzinerklosters zu Ehrenbreitstein gewählt, wurde er 1727 Provinzial seines Ordens und blieb in viermaliger Wahl in dieser Stellung bis zum J. 1757. Altersschwach zog er sich dann in das Kapuzinerkloster nach Trier zurück und starb dort 1764. H. hat einige fleißig zusammengetragene Werke hinterlassen: „Provincia Rhenana fratrum minorum Capuzinorum a fundationis suae primordiis usque ad annum 1734", 4. Enthält viele und zuverlässige Nachrichten über die aus dem Kapuzinerorden hervorgegangenen Ge-

lehrten und Künstler. „Epitome historica, in qua res Franciscanae generatim etc.“, 1750, 4. „Manipulus Confluentinarum memorabilium rerum“, 1753, und eine Abhandlung „De missae sacrificio“, 1759, 4.

Vgl. J. Wegeler, Gallerie berühmter Coblenzer, 1865, S. 41.

v. Eltester.

Hiersemenzel: Karl Christian Eduard H., verdienter Jurist, wurde geboren am 20. Juli 1825 zu Schönau (Schlesien), wo sein Vater Bürgermeister war, wuchs in bescheidenen Verhältnissen auf und entwickelte schon früh eine sehr lebhafte Phantasie, die es nöthig machte, ihm bis zum 13. Jahre im elterlichen Hause Privatunterricht ertheilen zu lassen. Nach juristischen Studien in Breslau, arbeitete er bei den Gerichten in Sagan, Königsberg, Berlin, Charlottenburg und Mittenwalde, wurde 1851 Assessor, 1859 Stadtrichter in Berlin, 1868 Rechtsanwalt und Notar, † den 6. Decbr. 1869. An großen geistigen Comfort gewöhnt und lebhafter Anregungen bedürftig, doch auf geringe Mittel angewiesen, wußte er sich durch schriftstellerische Arbeiten die Mittel zu größeren Reisen zu verschaffen und knüpfte mit theils in juristischer, theils in politischer Hinsicht bedeutenden Persönlichkeiten gern unterhaltene Verbindungen an. Nachdem er 1859 die „Preußische Gerichtszeitung“ (seit 1861 als „Deutsche Gerichtszeitung“, Organ des deutschen Juristentages, bis 1867 unter seiner Redaction), in Berlin auch eine juristische Gesellschaft gegründet hatte, machte er sich in dem von derselben angeregten und sodann berufenen ersten deutschen Juristentage hochverdient, was durch ein ausführliches Dankschreiben der ständigen Deputation anerkannt wurde. Von ihm stammt der 1862 zum Beschluß erhobene Antrag, daß der Richter über das verfassungsmäßige Zustandekommen eines Gesetzes zu entscheiden haben solle und gab er 1864 ein Referat über die Entwickelung des deutschen Rechts in den letzten 10 Jahren ab. Durch mancherlei Bitterkeiten, die er erfahren, sah er sich veranlaßt, 1866 vom Juristentage, Ende 1867 auch von der juristischen Gesellschaft zurückzutreten, was allseitig bedauert wurde, da er diesen Vereinen sein bestes Herzblut geopfert hatte und namentlich der Mann war, um die Geister zusammenzurufen und zusammenzufassen zum Eintritt in die Vorarbeit bezüglich aller bewegenden großen Aufgaben der Gesetzgebung der Gegenwart. Seine namhaften juristischen Arbeiten sind „Vergleichende Uebersicht des heutigen römischen und preußischen gemeinen Privatrechts“, 1852—54 — „Ergänzungen und Erläuterungen zum Allgem. Landrecht“, 1854—58, — „zur Proceßordnung“, 1858 — „Preuß. Handelsrecht“, 1856 — „Zur Lehre vom kaufmännischen Commissionsgeschäft“, 1859 — „Die Verfassung des Norddeutschen Bundes“, 1867 — „Das Verfassungs- und Verwaltungsrecht des Norddeutschen Bundes und des deutschen Zoll- und Handelsvereins“, 1868—70 — „Demokratische Studien“, 1867. Er besorgte auch mit W. v. Maltzahn u. A. eine historisch-kritische Ausgabe von Schiller's Werken, insbesondere von den bisher nicht herausgegebenen Gedichten (Berlin, Gustav Hempel).

Nach der schönen Trauerrede des jetzigen Reichsger.-Raths Wiener (98. Sitzung d. jurist. Gesellschaft zu Berlin, 18. Decbr. 1869). — Meyer's Conversationslex. (3. Aufl.), XVI. Bd. S. 424.

Teichmann.

Hietzinger: Karl Bernhard Frhr. v. H., Statistiker, geb. am 3. Nov. 1786 in Czernowitz, Sohn eines Justizbeamten, begann seine Laufbahn im Auditoriate, kam in die Militär-Grenze, deren geo- und ethnographische, culturelle und politisch administrative Eigenthümlichkeiten sein ganzes Interesse fesselten. So entstand das große Werk „Statistik der österreichischen Militär-Grenze“ in 3 Bden. (1817—23), welches die Aufmerksamkeit aller Geographen der Welt auf den begabten Verfasser lenkte, noch 1850 seine Einladung zum Londoner statistischen Congreß und 1860 seine Wahl zum ersten Präsidenten der kaiserl.

königl. geographischen Gesellschaft in Wien veranlaßte. Das Werk bleibt, obwol seither wegen Auflösung der Militär-Grenze als praktisches Handbuch nicht mehr zu benutzen, immer eine wahre Fundgrube geographischen Wissens und eine bleibende Quelle für das Verständniß des Institutes, welches 300 Jahre lang seinen Zweck glänzend erfüllt hat, und nur mit diesem selbst sein Ende fand. H. stieg in der militärischen Administration, in welcher er 1845 die Herabsetzung der 14jährigen Dienstzeit auf 8 Jahre bewirkte, von Stufe zu Stufe, wurde Staats- und Geheimrath, als solcher 1859, mit dem Stephans- und Leopoldsorden geschmückt, in den Ruhestand versetzt und starb am 26. März 1864 zu Wien.

Wiener Zeitung Nr. 95, 1864. Oesterr. Ehrenhalle, II. 1864, S. 20. v. Wurzbach, Biogr. Lex., IX. Bd. S. 17. Mittheil. der k. k. geogr. Ges. 1861, S. 1 u. 1864, S. 85.

v. Hoffinger.

Hilarius von Leitmeritz wurde in der genannten Stadt im J. 1413 geb. Den ersten Unterricht erhielt er in seiner Vaterstadt, die weitere Ausbildung an der Prager Hochschule, wo er 1447 zum Baccalaureus, 1451 zum Magister der freien Künste promovirt wurde und als solcher Vorlesungen hielt. 1453 wurde er Mitglied des Domcapitels und Dechant des Allerheiligencapitels. 1455 finden wir ihn noch in seiner früheren Stellung an der Universität. Hierauf, wie es scheint, machte er eine Reise nach Italien, um die Priesterweihe zu empfangen und seine theologischen Studien zu vollenden. Zu Bologna erlangte er das Doctorat des canonischen Rechtes. Da er inzwischen aus einem gemäßigten Utraquisten ein entschiedener Katholik geworden war, so fand er nach seiner Rückkehr keinen Platz mehr an der Universität. Die Mehrheit hatte hier 1458 und 59 alte Beschlüsse zu Gunsten des Utraquismus erneuert, welche die Stellung der katholischen Magister unerträglich machten. Dagegen wählte das Domcapitel nach dem Tode des Nicolaus v. Krumau (December 1461) ihn neben Johann v. Krumau zum provisorischen Administrator der Erzdiöcese und im Februar 1462 zum Dechant des Domcapitels. Am 11. April 1462 erfolgte die päpstliche Ernennung des H. zum Administrator. Während der noch in demselben Jahre ausgebrochenen Mißhelligkeiten zwischen dem Papste und dem Könige Georg Podiebrad hielt H. treu zum Papste, wußte jedoch Jahre lang einem offenen Bruche mit dem Könige auszuweichen. Noch im Februar 1465 bekämpfte er gemeinschaftlich mit seinem Freunde Dr. Krzizanowsky in einer fünftägigen Disputation vor dem Könige und den Ständen den Rokycana, das geistige Haupt der Utraquisten. In dieser Zeit entfaltete H. auch eine rege litterarische Thätigkeit. Er schrieb die Acten der erwähnten Disputation nieder (abgedruckt in Canisii lection. antiq. ed. Basnage IV. 753—78 und zu Prag 1775 von Ad. Voigt), veröffentlichte dann gegen die von Rokycana gegebene Darstellung der Disputation den „Tractatus contra perfidiam aliquorum Bohemorum“ (gedruckt zu Straßburg 1485), dann bald nach einander zwei böhmische Tractate gegen Rokycana, und einen dritten unter dem Titel: „Arcus gehennalis“, ferner gegen W. Koranda einen Tractat über die Communion, der mit den Worten beginnt: „Argute, augur, quaeris“. Als hierauf Papst Paul II. den König Georg nach langen fruchtlosen Unterhandlungen bannte und dessen Unterthanen vom Eide der Treue entband, der König aber in Gegenwart der katholischen Standesherren und der höheren Geistlichkeit feierlich an ein allgemeines Concil appellirte, hatte H. den Muth, im Namen der Katholiken gegen diese Berufung als eine Leugnung der päpstlichen Autorität eben so feierlich Protest zu erheben (14. April 1467). Darauf verließ er, das Schlimmste fürchtend, mit dem größeren Theile des Domcapitels, Prag und begab sich nach Pilsen. Diese Stadt war von jeher eine Stütze der katholischen Sache in Böhmen gewesen und so benutzte H. die Jahresfeier am 9. Mai zum Andenken der Aufhebung der Belagerung durch

spricht für seine militärische Begabung. Mit 16 Jahren in kaiserliche Kriegsdienste getreten, ward H. schon am 18. Juli 1730 Oberst, am 17. Januar 1732 Inhaber, am 20. April 1734 Generalfeldwachtmeister. In den Feldzügen 1734 und 35 stand er bei dem Heere in Italien, ward am 30. April 1735 Feldmarschall-Lieutenant. Nicht glücklich war der inzwischen am 25. Sept. 1736 zum Feldzeugmeister beförderte Prinz in seiner Unternehmung gegen Bosnien (1737). Das von ihm befehligte, in der Stärke von 16 257 Mann in Slavonien aufgestellte Corps sollte die Save bei Gradiska überschreiten und sich Banjaluka nähern. Am 15. Juli wurde der Uebergang bewirkt, am 23. Juli stand der Prinz vor Banjaluka und die Einschließung der Festung wurde begonnen. Am 4. August erschien der Bassa von Travnik mit ungefähr 30 000 Mann zum Entsatze der Stadt und griff das kleine kaiserliche Corps an. Die empfindlichen Verluste dieses Tages (das kaiserliche Heer verlor 39 Offiziere 844 Mann), sowie die constatirte Ueberlegenheit des Gegners nöthigten in einem Kriegsrathe, am Abend des 4. August, zu dem Entschlusse den Rückzug anzutreten, da man sich zu erneuerter Offensive zu schwach fühlte. Derselbe wurde am 5. August begonnen, am 13. August überschritt das Corps die österreichische Grenze und traf am 25. August in Gradiska ein. In der Folge hatte der Prinz im Gefechte bei Kornja (4. Juli 1738) hauptsächlich durch seine Unerschrockenheit den Sieg den kaiserlichen Fahnen zugewendet, seine Annäherung vertrieb die Türken von Raczka und Pancsova. Als in der Schlacht bei Groczka (23. Juli 1739) der Rückzug nothwendig geworden war, deckte er denselben unter dem heftigen Feuer des Feindes, so daß der Kampf, als inzwischen Feldmarschall Neipperg eintraf, erneuert werden konnte. Der Tag von Grocka war der heißeste der drei Türkenfeldzüge; man hatte an demselben auf dem linken Flügel Bonneval gegen sich und wollte beim Gegner viele Anordnungen nach europäischen Kriegsgebräuchen bemerkt haben. Prinz H.*) befand sich nach Beendigung des Türkenkrieges 1737—39 als Gouverneur in Komorn, vertrat am 13. März 1741 als Taufpathe des neugeborenen Erzherzogs Josef, den König August III. von Polen, rückte am 18. April zum Feldmarschall vor und erhielt im November das Commando über die aus Italien nach den Erblanden marschirenden Truppen. Während dieses und des nächstfolgenden Jahres wurde er wiederholt den geheimen Conferenzen und Berathungen über die Kriegsrüstungen beigezogen und betrieb in dieser Zeit, als Gouverneur von Komorn, die Aufstellung der Insurrection und Completirung der neuerrichteten ungarischen Regimenter. Ende des J. 1743 wurde der Prinz zum Obermilitär-Director und

*) In mehrere biographische und lexicalische Werke hat sich zum Nachtheile des Prinzen Josef Friedrich zu Sachsen-Hildburghausen ein auf einer Personenverwechslung beruhender grober Irrthum eingeschlichen. Der Prinz wird beschuldigt, er habe sich, ungeachtet der ihm von Seite Kaiser Karl VI. und seiner erlauchten Tochter Maria Theresia vielfach zu Theil gewordenen Auszeichnungen und Beweisen des höchsten Vertrauens beim Ausbruch des Erbfolgekrieges von der Sache Oesterreichs abgewendet, sei in kurbaierische Dienste getreten und habe bei Burghausen und Braunau gegen die österreichischen Waffen gefochten. Nach dem Tode Karls VII. habe er mit 5000 Baiern holländische Dienste genommen und sich an den Feldzügen von 1746—48 in den Niederlanden betheiligt.

Eine einfache Vergleichung dieser Behauptungen mit obigen und den hier nachfolgenden authentischen Daten, welche den Acten und Registraturs-Protokollen jener Periode entnommen sind, läßt keinen Zweifel über die Verwechslung des Prinzen Josef Friedrich mit dem Prinzen Ludwig zu Sachsen-Hildburghausen aufkommen. Letzterer nahm als kaiserlicher General-Wachtmeister bei Beginn des Erbfolgekrieges Urlaub, resignirte im März 1742 auf seine Charge und trat in kurbaierische Dienste. Derselbe erscheint auch im selben Jahre in der Ordre de bataille der baierischen Truppen als Feldmarschall-Lieutenant, focht thatsächlich bei Burghausen gegen Oesterreich, wurde 1745 General der Artillerie und nahm im Juli 1747 holländische Dienste.

commandirenden General von Inner-Oesterreich und der Generalate von Karlstadt und Warasdin ernannt, in welcher Sphäre er sich um die Organisirung dieses Theiles der Militärgrenze große Verdienste erwarb. Im Mai 1749 auf seine Bitte von diesem Dienstposten enthoben, lebte er fortan in Oesterreich, bis ihn der Wiederausbruch des Krieges in seiner Eigenschaft als Reichsfeldzeugmeister im J. 1757 an die Spitze der Reichs-Executionsarmee rief. Er führte diese aus der Gegend von Nürnberg nach Thüringen und vereinigte sich mit den Franzosen unter dem Prinzen von Soubise zwischen Arnstadt und Eisleben; nach Friedrichs II. Abmarsch von Erfurt rückte das vereinte Heer in Sachsen ein, ging aber bei seiner Wiederkehr wieder über die Saale zurück. Hier kam es zu der denkwürdigen Schlacht bei Roßbach am 5. November 1757, in welcher die Reichsarmee gänzlich geschlagen, sich in wilder Flucht beinahe auflöste. Nach dieser Katastrophe zog der Prinz sich vom weiteren Militärdienste ganz zurück und verlebte seine übrigen Tage meistens zu Wien, bis an sein Ende vom kaiserlichen Hofe mit Auszeichnung behandelt. In der Stadt bewohnte er ein durch seine prachtvolle Ausstattung berühmtes Palais am Josefsstädter Glacis vor dem Burgthor (ein Werk Fischer's von Erlachen); im Sommer pflegte er auf seinem Schlosse Schloßhof bei Hainburg (erbaut vom Prinzen Eugen) zu residiren. Seine ausgezeichnete Musikcapelle eröffnet seit dem Ende der 40er Jahre den Reigen der für die Geschichte der Musik so wichtig gewordenen Wiener Privatcapellen. Hier ward Dittersdorf gebildet; hier wirkte neben anderen hervorragenden Künstlern auch Gluck. Während des Winters veranstaltete der Prinz an allen Freitagabenden (an denen die Theater geschlossen waren) „musikalische Akademien“, die nach Dittersdorf's Versicherung von ganz Wien als die besten anerkannt wurden. Seine am 15. April 1738 eingegangene Ehe mit der reichen Erbin des Prinzen Eugen, Anna Victoria, Tochter des Grafen Ludwig Thomas von Savoyen-Soissons, wurde im J. 1752 wieder gelöst.

Acten des k. k. Kriegsarchivs und der Registratur des k. k. Reichskriegsministeriums in Wien. Oesterreichische militärische Zeitschrift 1833, 1. und 2. Heft. Der Feldzug des k. k. Feldzeugmeisters Prinzen von Sachsen-Hildburghausen 1737 in Bosnien. Nach österreichischen Originalquellen vom k. k. Major Schels. J. F. Pohl, Josef Haydn, Bd. I. S. 114—116.

K. A.

Hildebald, Erzbischof von Köln, führte unter Karl dem Großen, der ihn zu dieser Würde erhob, zuerst gleich seinen Vorgängern nur den bischöflichen Titel. Nach dem Tode des Erzbischofs Angilram von Metz im J. 791 folgte er diesem als Erzcaplan, d. h. als Haupt der Hofgeistlichkeit, nach und wurde deshalb unter Zustimmung des Papstes von der Frankfurter Synode im J. 794 ermächtigt, in der kaiserlichen Pfalz statt an seinem Sitze seinen ständigen Aufenthalt zu nehmen. In der Hofschule wurde er mit dem seiner Stellung entsprechenden hohenpriesterlichen Namen Aaron bezeichnet und in der Schilderung des Hofes von Theodulf als der Mann gefeiert, welcher über die Speisen an der Tafel den Segen auszusprechen hatte. Er kann als Begründer der gelehrten Studien für Köln betrachtet werden, indem er die vom Papste an Karl geschickten Manuskripte für seine Kirche abschreiben ließ: von diesen haben sich mehrere noch bis auf den heutigen Tag erhalten. Der Gunst des Königs verdankte er neben seinem Bisthum auch noch die baierische Abtei Mondsee, eine Stiftung des abgesetzten Herzogs Tassilo. Für Köln, woselbst der Beginn des Baues einer neuen Kathedrale zu St. Peter auf ihn zurückgeführt wird, erwarb er sich eine Epoche machende Bedeutung, indem es unter ihm den Rang einer selbständigen Metropole neben Mainz und Trier erwarb. Seit 799 etwa trat diese Erhöhung in das Leben, zu welcher die Begründung der neuen sächsisch-

westfälischen Bisthümer Münster, Minden, Osnabrück und Bremen den nächsten Anstoß gegeben haben mag, doch erstreckte sich der Metropolitansprengel Kölns auch über die beiden älteren Bisthümer an Niederrhein und Maas, Lüttich und Utrecht. H. unterschrieb 811 das Testament Karls an der Spitze der gesammten Bischöfe des Reiches und reichte dem sterbenden Kaiser das Sacrament. Das Amt des Erzcaplans, welches er unter ihm bekleidet hatte, vererbte sich auf die Regierung Ludwigs des Frommen und so wurde er auch in dieser Eigenschaft mit anderen hohen Würdenträgern dem Papste Stephan V. entgegengesandt, als derselbe im October 816 zum Besuche des Kaisers sich der Stadt Reims näherte. H., der erste Kölner Erzbischof, starb am 3. Septbr. 818 (nach Anderen 819).

Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands, I. II, Göttingen 1846, 18.. Simson, Jahrbücher des fränkischen Reiches unter Ludwig dem Frommen, I. II, Leipzig 1874, 1876. Chroniken der niederrheinischen Städte: Köln I, Leipzig 1875. Jaffé und Wattenbach, Ecclesiae Coloniens. codd. mss. Berol. 1874. Dümmler.

Hildebold, Erzbischof von Bremen, 1259–73, war ein Sohn des gleichnamigen Grafen von Wunstorf und durch seine Mutter dem oldenburgischen Grafenhause verwandt. Wir kennen ihn als Bremer Domherrn seit 1241, als Archidiacon von Rustringen seit 1250. Nach Gerhards II. Tode (am 27. Juli 1258) in zwiespältiger Wahl gegen den bremischen Dompropst Gerhard von der Lippe gewählt, richtete H. sein nächstes Bestreben darauf, sich in den Besitz der Diöcese zu setzen, was nur durch kriegerisches Vorgehen gegen den Bischof Simon von Paderborn, den Verweser seines Vorgängers und Bruder Gerhard's, möglich war. Unterstützt von den Oldenburger Verwandten, verjagte H. den Bischof aus der Diöcese und ging dann zur Einholung des Palliums nach Rom, wo es dem einmal im Besitze der Macht befindlichen leicht gelang, die Opposition des Dompropstes zum Schweigen zu bringen. Am 17. April 1259 erlangte er die päpstliche Bestätigungsbulle und bald darauf mehrere Mandate gegen die hamburgische Kirche, deren Unterwerfung unter das bremische Capitel er um so mehr erstrebte, als sie auf Seiten des Gegencandidaten gestanden hatte. Nach Bremen zurückgekehrt, bestätigte er im September die Rechte der Stadt, gerieth aber bald darauf mit dieser in einen verwickelten Streit, hauptsächlich deshalb weil er, entgegen seiner ausdrücklichen Zusicherung, am linken Weserufer bei Warfleth im Stedingerlande, ein festes Schloß erbaute, von dem aus er die freie Schifffahrt auf der Weser bedrohte. Es ging diesem Schlosse nicht anders als der Feste Witteborg, welche 40 Jahre früher Gerhard II. zu gleichem Zwecke errichtet hatte: nach hartem Kampfe im J. 1262 von den Bremern erobert wurde es völlig zerstört, und der Erzbischof mußte im Frieden vom 14. August, in welchem er die Rechte der Stadt aufs neue bestätigte, unter Bürgschaft einer großen Zahl von Edlen und Rittern seiner Diöcese, geloben, den Bau eines neuen Schlosses zwischen Bremen und der See auf alle Weise zu verhindern. Von da ab scheint sein Verhältniß zur Stadt Bremen nicht wieder gestört zu sein, er erwies sich vielmehr zu verschiedenen Malen als Förderer des bremischen Handels. Mit der Stadt Hamburg dagegen sehen wir ihn im J. 1266 wegen des Stader Zolls in einem ähnlichen Streite, wie zuvor mit Bremen. Auch dieser Streit endete, wie es scheint, mit einer Niederlage des Erzbischofs, der im December 1267 der Stadt das ihr von Kaiser Friedrich I. verliehene Privileg und damit die Zollfreiheit der hamburgischen Schiffe und Güter auf der Elbe bestätigte. Wenige Monate später wurde auch das oben erwähnte Verfahren Hildebold's gegen die Selbständigkeit des hamburgischen Capitels durch verschiedene Decrete des Papstes Clemens IV. zu Gunsten der hamburgischen Kirche beendet. Im J. 1270 erwarb H. nach dem Aussterben der wildeshauser Linie

des oldenburgischen Geschlechts die Grafschaft Wildeshausen, welche von da ab im Besitze der bremischen Erzbischöfe blieb. H. starb am 11. October 1273 in Bremen und wurde im dortigen Dome beerdigt.

Hamb. Urkdb. Urkdb. d. Stadt Bremen. Lappenberg, Geschichtsquellen des Erzstifts und der Stadt Bremen. v. Bippen.

Hildebrand: Bruno H., Nationalökonom und Statistiker, geb. am 6. März 1812 zu Naumburg als der Sohn eines Gerichtskanzlisten, † am 29. Januar 1878 als Geh. Regierungsrath, Professor der Staatswissenschaften zu Jena und Director des statistischen Büreau vereinigter thüringischer Staaten. Schon frühzeitig regte sich in dem Knaben der sehnliche Wunsch, sich den classischen Studien widmen zu können; eine Freistelle am Gymnasium in Schulpforta, für welche sich der kaum 14jährige ohne Wissen der Eltern in ganz selbständiger Weise vorbereitet hatte, gab dazu die erwünschte Gelegenheit. Im J. 1832 betrat er, dem Wunsche der Eltern gemäß, als Theologe die Universität Leipzig, wandte sich jedoch schon im nächsten Semester philosophischen, philologischen und historischen Studien zu, in welche sich aber bald lebhaftes Interesse an den politischen Vorgängen der Zeit und eine rege Betheiligung an der Burschenschaftsbewegung störend einmischte. Durch die Verfolgungen, welchen die Burschenschaften damals in Folge der republikanischen Kundgebungen in Hambach und Frankfurt von den reactionären Regierungen auf's Neue ausgesetzt waren, veranlaßt, wandte sich H. zur Fortsetzung seiner Studien und Ableistung seiner Militärpflicht nach Breslau, konnte aber doch einer längeren Untersuchungshaft nicht entgehen, die wegen seiner Betheiligung an der Leipziger Burschenschaft über ihn verhängt wurde. Dennoch vermochte er nach vierjährigem Universitätsstudium im J. 1836 nicht nur zu promoviren, sondern sich auch schon als Privatdocent für Geschichte auf Grund seiner historischen Arbeit „De veterum Saxonum republica", Pars I. II, Breslau 1836, zu habilitiren. Die Sorgen des täglichen Lebens blieben auch ihm nicht erspart und mußten durch Unterricht am Realgymnasium, später durch eine Anstellung an der Universitätsbibliothek überwunden werden. Doch wurde H. schon 1839 außerordentlicher Professor in Breslau und erhielt 1841 von Marburg einen Ruf als ordentlicher Professor für Staatswissenschaften, denen er seit einigen Semestern seine wissenschaftliche Arbeit besonders zugewendet hatte. Der zehnjährige Aufenthalt in Kurhessen bildet unstreitig die bedeutsamste Periode im Leben und Wirken Hildebrand's. Während derselben vertiefte er sich mit ächt historischem Geiste in den Entwickelungsgang der nationalökonomischen Ideen und lieferte als Frucht dieser Arbeit sein nationalökonomisches Hauptwerk „Die Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft", I. (einz.) Bd. 1848, in welchem er die geistvollste Kritik der nationalökonomischen Systeme und zugleich die Grundlinien einer Volkswirthschaftslehre auf historischer Grundlage lieferte. Derselben Periode gehören seine ersten statistischen Arbeiten an, in welchen er die volkswirthschaftlichen Zustände Kurhessens beleuchtete, und durch die Art der Erhebung des Materials sowol als durch die bisher ganz unbekannte wissenschaftliche Durchdringung des Stoffes mit nationalökonomischen Ideen sich als ebenso origineller wie fruchtbarer Arbeiter erwies. Endlich aber gehört dieser Zeit namentlich sein politisches Wirken an und damit im Zusammenhang stehen die wechselvollen Lebensschicksale, welche er wegen seiner Charakterstärke und Ueberzeugungstreue zu ertragen hatte. Seit er 1845 als Rector der Universität Marburg energisch die Rechte derselben einer gewaltthätigen Regierung gegenüber vertheidigte, war er Gegenstand fortwährender Anfeindung und unglaublicher Angriffe; einige Artikel in der Deutschen Londoner Zeitung, welche man ihm fälschlich zuschrieb, gaben im J. 1846 sogar Veranlassung zu einer Untersuchung wegen Majestätsbeleidigung und zur Suspendirung vom Amte, die erst 1848 in Folge

seiner Freisprechung wieder aufgehoben wurde. Gleich darauf wurde er berufen, den Marburger Wahlkreis in der Frankfurter Nationalversammlung zu vertreten und war nun hier, wie in dem kurhessischen Landtage, wo er 1849—1850 als Vertreter Bockenheim's saß, ganz von der Politik in Anspruch genommen. Als entschiedenster Gegner des im J. 1850 wieder mit der Leitung der Regierungsgeschäfte betrauten Hassenpflug stellte H. den Antrag, dem im Widerspruch mit der landesherrlichen Declaration vom 11. März 1848 stehenden Ministerium den begehrten Finanzzuschuß zu verweigern, worauf die Ständeversammlung am 2. September 1850 aufgelöst, gegen H. selbst aber ein Verhaftsbefehl erlassen wurde, dem er sich nur durch die Flucht zu entziehen wußte. So hatte er Amt und Einkommen seiner politischen Ueberzeugung geopfert und mußte nun in der Schweiz, wohin er sich gewendet, eine neue Stellung und gesicherte Existenz für seine Familie aufsuchen. Bald nahm ihn Zürich gastlich auf, bot ihm die Professur der Staatswissenschaften und verlieh ihm später das Ehrenbürgerrecht. Von dort aus wurde er 1856 nach Bern berufen, wo er bis 1861 in akademischer Wirksamkeit verblieb. Sein Schweizer Aufenthalt führte ihn auch mannigfacher praktischer Thätigkeit zu, wofür der thatkräftige, schaffensfreudige Geist Hildebrand's mit seinen hervorragenden organisatorischen Talenten immer eine besondere Neigung empfand. Hatte er schon in Marburg eine Wittwenkasse ins Leben gerufen, so ging er jetzt an die Ausführung größerer praktischer Probleme; die Nordostbahn, welcher er in Zürich Jahre lang als Director vorstand, die schweizerische Ostwestbahn, die Spar- und Leihbank in Bern sind vornehmlich seine Schöpfungen. Bei derartigen Unternehmungen, auch bei seinen späteren, der Wittwenkasse in Jena und der Saaleisenbahn, war das allgemeine Beste, das damit gefördert werden sollte, die einzige Richtschnur für Hildebrand's Verhalten; keinerlei persönliche Interessen trübten die Aechtheit und Lauterkeit dieses gemeinnützigen Wirkens; „ja er hat wiederholt sein Vermögen eingesetzt, wenn es galt, ein von ihm im öffentlichen Interesse geschaffenes Unternehmen in kritischen Augenblicken zu stützen und seine Uneigennützigkeit war bei allen öffentlichen Fragen eine unbedingte.“ (Conrad.) Es ist das um so wichtiger hervorzuheben, da auch dieser hervorragende Charakterzug Hildebrand's nicht ohne Verdächtigung blieb, als die von ihm eingeleiteten Arbeiten für die Ostwestbahn nicht in rechten Gang kommen wollten; doch wurde ihm für solchen Undank und ungerechtfertigte Kränkung volle Sühne zu Theil, als die Bahn lange nach seinem Abgang von Bern wirklich ins Leben trat. Indessen hatten doch gerade diese Verhältnisse ihm den Aufenthalt in der Schweiz verleidet, und mit Freuden nahm er 1861 einen Ruf an die Universität Jena an, der ihn wieder ganz seiner wissenschaftlichen Wirkungssphäre und der geliebten Heimath zurückführte. Hier entfaltete nun H. ein ebenso intensives wie vielseitiges wissenschaftliches Leben; die wirthschafts-geschichtliche Forschung verdankt ihm eine Reihe der geistvollsten und gründlichsten Untersuchungen; zugleich bereicherte er die nationalökonomische Litteratur mit den von ihm 1862 gegründeten „Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik“, die sich seitdem (seit 1873 von Conrad mitherausgegeben) zur nationalökonomischen Zeitschrift ersten Ranges entwickelt haben. Außerdem aber war der Jenenser Aufenthalt Hildebrand's besonders reich an statistischen Leistungen; wie er schon seinerzeit in Bern das erste statistische Büreau der Schweiz gegründet hatte, so ließ er sich jetzt in Jena die Errichtung eines statistischen Büreau vereinigter thüringischer Staaten angelegen sein, welches am 1. Juli 1864 unter seiner Leitung eröffnet wurde und seitdem eine Reihe stattlicher, besonders durch den streng wissenschaftlichen Geist der Bearbeitung hervorragender Publikationen aufzuweisen hat. Die enge Verbindung, welche zwischen dieser Staatsanstalt und dem Lehrstuhl der Nationalökonomie an der thüringischen Universität bestand.

gab H. auch die beste Gelegenheit das Büreau zu einem rechten Laboratorium für exacte nationalökonomische Forschung und damit zu einer hervorragenden Pflanzschule junger Nationalökonomen zu machen, als welche sich das von ihm geleitete staatswissenschaftliche Seminar auch stets erwies. Kein anderer zeitgenössischer Nationalökonom in Deutschland hat so viel hervorragende Schüler aufzuweisen, wie sie in den Endemann, Conrad, Scheel, Miaskowski, Weibezahn, R. Hildebrand, Straßburger, Cohn u. A. von der eminenten Lehrbefähigung und Lehrfreudigkeit Hildebrand's Zeugniß ablegen. Doch fand H. auch hier, trotz der so vielseitigen wissenschaftlichen Thätigkeit, noch Zeit und Lust zu praktischer Thätigkeit; er leitete die mühevollen Arbeiten für Erbauung der Saaleisenbahn ein, denn er wollte die einzige deutsche Universität, welche noch abseits der modernen Verkehrsstraßen lag, in lebendigere Verbindung mit der großen Welt setzen und es gelang seiner Energie auch, dieses praktische Project zu verwirklichen. Selbst der Politik blieb er nicht ganz fremd, indem er in den letzten Jahren seines Lebens Vertreter Jena's im weimarischen Landtage war.

Die Bedeutung Hildebrand's für die Entwickelung deutschen Lebens und deutscher Wissenschaft ist, diesem äußeren Lebensgange entsprechend, eine vielseitige. Als praktischer Staatsmann hat er im Frankfurter Parlament besonders an der Ausbildung der Grundrechte und des Heimathrechts mitgearbeitet, in der kurhessischen Ständeversammlung das Panier der Volksrechte und der constitutionellen Verfassungsform hochgehalten, für die Ausbildung des Grundsteuersystems sowie für die Ordnung des Staatshaushalts gewirkt; als praktischer Volkswirth zur Verbreitung des Eisenbahnwesens und der zeitgemäßen Ausbildung von Unterstützungs- und Creditvereinen beigetragen. Aber seine vornehmsten Leistungen liegen auf dem Gebiete der volkswirthschaftlichen Theorie. Als Kritiker früherer und herrschender Wirthschaftsdoctrinen bringt er den Entwickelungsgang der Wirthschaftswissenschaft in Verbindung mit den gleichzeitigen Erscheinungen in anderen Theilen der Staatswissenschaft, namentlich im philosophischen Staatsrechte, und stellte insbesondere die Lehre Adam Smith's dar als eine Phase in der Entwickelung der politischen Oekonomie, welche ähnlichen gleichzeitigen Erscheinungen der naturrechtlichen Schule der Staatslehre entspreche. In der Kritik des Socialismus, welcher in H. seinen entschiedensten und gründlichsten Gegner gefunden hat, weist er die unhistorische Auffassung desselben nach und sieht in der Verkennung der Lebensbedingungen der Gesellschaft durch denselben den schlagendsten Beweis seiner Unhaltbarkeit. Noch deutlicher aber als in seinen kritischen Arbeiten prägt sich Hildebrand's historischer Sinn und seine wissenschaftliche Gesammtauffassung in den späteren Abhandlungen über „Die gegenwärtige Aufgabe der Wissenschaft der Nationalökonomie" (1863), über „Natural-, Geld- und Creditwirthschaft" (1864) und „Die Entwickelungsstufen der Geldwirthschaft" (1876) aus, wo er direct das wirthschaftliche Leben, nicht blos die Theorie analysirt. Die Oekonomie der Völker, sagt er selbst, ist wie ihre Sprache, ihre Litteratur, ihr Recht und ihre Kunst ein Zweig der Civilisation; sie bewegt sich wie die übrigen Culturzweige in bestimmten naturgesetzlichen Grenzen; aber innerhalb dieser Grenzen ist sie ein Product der Freiheit und der Arbeit des menschlichen Geistes. Ihre Wissenschaft ist deshalb keine abstracte, die gleich den Naturwissenschaften für alle Verhältnisse in Zeit und Raum das gleiche Gesetz aufstellt und alles nach gleichem Maße mißt, sondern sie hat die Aufgabe, den historischen Entwickelungsgang sowol der einzelnen Völker als der ganzen Menschheit von Stufe zu Stufe zu erforschen, und auf diesem Wege den Ring zu erkennen, den die Arbeit des gegenwärtigen Geschlechts der Kette gesellschaftlicher Entwickelung hinzufügen soll. Nationalökonomische Culturgeschichte in Zusammenhang mit der Geschichte der gesammten politischen und rechtlichen Entwickelung der Völker, und

die Statistik der gegenwärtigen Zustände sind die einzig sicheren Grundlagen, auf denen ein gedeihlicher Weiterbau der nationalökonomischen Wissenschaft möglich erscheint. Von solchen Gesichtspunkten geleitet pflegte H. auch mit ausgesprochener Vorliebe die Wirthschaftsgeschichte, besonders der alten Welt mit ihrer abgeschlossenen Cultur (über die Bevölkerung des alten Italiens 1861 und 1866, die Vertheilung des Grundeigenthums im classischen Alterthum 1862 und 1869) und einzelner Zweige mittelalterlicher Wirthschaft (über deutsche Wollen- und Leinenindustrie 1866 und 1869, Preise, Löhne und Steuern in Althessen 1872 und 1875) und die Statistik, der er immer auf's Neue Probleme der theoretischen Nationalökonomie zur Lösung vorlegte; alle diese Arbeiten sind nicht blos durch die Fülle der Kenntniß und den Reichthum der Ideen, sondern auch die strenge Methode der Forschung Muster exacter nationalökonomischer Untersuchungen. Aber die Geschichte, sagt H. auch einmal, soll nicht der Deckmantel der Gesinnungslosigkeit werden und dahin führen, daß Männer der Wissenschaft den praktischen Zeitfragen aus dem Wege gehen. Das Verständniß der Gegenwart steht in lebendigster Wechselbeziehung mit dem Verständniß der Vergangenheit, und wem die Lebensbedingungen und Lebensaufgaben seiner eigenen Zeit fremd sind, dem fehlt auch das rechte Verständniß der Geschichte.

Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften und Abhandlungen bei Conrad in den Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik, Bd. 30, wo auch ausführliche biographische Daten. Biographien u. A. von Scheel in Augsb. Allg. Zeitung 1878, Beil. Nr. 64. Neumann-Spallart in Statist. Monatsschrift, 1878. — Mohl, Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften, Bd. III. Roscher, Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland.

Inama.

Hildebrandt: Eduard H., Genre- und Landschaftsmaler, geb. am 9. Sept. 1818 zu Danzig, † am 25. October 1868 zu Berlin. Als Sohn eines armen Stubenmalers hatte er keine glänzenden Aussichten vor sich, aber mit einer bewunderungswürdigen Energie riß er sich von den beengenden Verhältnissen des Vaterhauses los und wanderte (er war 19 Jahr alt) zu Fuß nach Berlin, um Künstler zu werden. Die Akademie nahm ihn nicht auf, weil sie kein Künstlertalent an ihm entdecken konnte (wie später so viele Kritiker); er trat also in das Atelier von Krause und malte nebenbei kleine Marinebilder, um sich zu erhalten und noch für Studienreisen etwas zu erübrigen. Neben der Liebe zu seiner Kunst war ihm auch ein mächtiger Reisetrieb angeboren. Seine Lebensgeschichte ist so zu sagen eine Reisebeschreibung. Im J. 1838 besucht er Rügen, dann England und Schottland, 1841 ist er als Schüler im Atelier von Isabey in Paris, 184. besucht er im Auftrag des Königs Brasilien, wo er zwei Jahre malt. Eine Frucht dieser Reise ist der „Tropische Regen" und der „Brasilianische Urwald". 1847—49 werden England, Schottland, Spanien, die canarischen Inseln, 18.. Italien, Nordafrika, Egypten, Nubien und die Sahara bereist, 1856 besucht er das nördliche Eismeer, nachdem er ein Jahr vordem für seine große Marine die goldene Medaille und das Kreuz der Ehrenlegion erhalten hatte. Die Frucht der letzten Reise war die „Mitternachtssonne am Nordpol". Im J. 1862—.. unternahm er seine Reise um die Erde, von welcher er über 400 Aquarelle zurückbrachte. Kossak arbeitete seine Tagebücher zu einer Beschreibung dieser Weltumseglung aus. Die Mühseligkeiten dieser großen Reise scheinen aber einen Nagel zu seinem Sarge geschmiedet zu haben. Was seine Kunstrichtung und Kunstthätigkeit anbelangt, so wurde derselben einerseits die maßloseste Verhimmelung entgegengebracht, andererseits saß die strengste Kritik über ihn zu Gericht und brach den Stab über ihn. Die Wahrheit wird wohl, wie stets in ähnlichen Verhältnissen, in der Mitte sein. Es bleibt so ziemlich eine müßige

Frage, ob er ein echter Künstler war. Wenn bei der fabelhaft großartigen Production, wie sie selten gefunden wird, Einzelnes als verfehlt oder mißglückt bezeichnet werden muß, so ist das ein allgemein menschliches Schicksal. Daß er Land und Leute mit einem gesunden Künstlerauge aufzufassen verstand, zeigen diejenigen seiner Gemälde (der ersten Zeit), deren Stoff er in seinem Vaterlande oder überhaupt in Europa fand. Die innere Wahrheit derselben können wir controlliren, die Regionen des Ganges, des Reiches der Mitte, des Aequators sind uns zu fern und fremd und wir glauben dem Maler der daselbst waltenden Naturwunder nicht so leicht. Hildebrandt's Kunst hat darum grade in diesem Gebiete die größten Ausstellungen zu bestehen gehabt. Vielleicht, wenn diese Regionen wie etwa Egypten unserem Gesichts- und Gedankenkreise näher gerückt sein werden, wird das Urtheil über den Künstler, der die Natur der ganzen Erde als die Diöcese seiner Kunst betrachtete, minder herbe sein. — Daß er Wunderbares von seiner Weltreise mitbringe, war ihm wohl bewußt, er bekennt auch ausdrücklich, daß er die äußerste Grenze des Phänomenalen gar nicht erreicht habe; würde man, sagt er von Ceylon, die Beleuchtungseffecte in nüchternen Zonen auf die Leinwand übertragen, man müßte sie für eine Münchhauseniade des Pinsels halten. Im stillen Ocean machte er am 15. Februar die Bemerkung: „Das entzückende Blau, in welchem das ganze Universum prangt, erquickt das Auge. Auf malerische Nachbildung des Phänomens muß die Kunst verzichten." Dennoch ließ er sich zu einer solchen Nachbildung verleiten, aber zur Vollendung kam es nicht, trotz zweijähriger Mühe und wurde von der Kritik das „blaue Wunder" getauft. Die Vollendung des Landschaftsmalers bezeichnet die volle Bewältigung des Naturlebens, die Vermälung des Lichtes und der Luft mit der Erde und ihren Gebilden. H. schien ganz in dieses Liebesspiel der Naturgestalten eingeweiht zu sein; sein Land und Wasser sind nicht denkbar ohne den bald dichten, bald dünnen Schleier, womit Luft und Licht sie umspinnen (Morgen von Benares, Abend in Siam). Als Aquarellist kann sich H. kühn neben die besten Deutschlands, Englands oder Frankreichs stellen; freilich war er in ununterbrochener Uebung, was ihm jedoch ohne angebornes Genie wenig geholfen hätte. Seine Aquarelle besitzen den Vorzug, daß sie unmittelbar nach der Natur fertig gestellt sind, also die Wirklichkeit getreuer wiederspiegeln, als wenn sie nach Monden im Atelier nach flüchtigen Skizzen ausgearbeitet wären. Wie es bei solchen Aufnahmen oft zuging, erzählt uns H. in Siam: „Der Schweiß fällt auf die Aquarelle, Ameisen fressen die eben aufgetragenen Farben dicht vor dem Pinsel weg, vor Hitze rollt das Papierblatt zusammen und ich muß an die heimathliche Kritik denken. Die Herren würden gewiß so manche Schwäche derartiger Arbeiten nachsichtiger beurtheilen, wenn sie die unsäglichen Schwierigkeiten der Anfertigung erwägen wollten." Eine Auswahl seiner Aquarellen sind in gelungener Chromolithographie erschienen. Wenn wir aus dem staunenswerthen Reichthum seiner Gemälde und Aquarellen nur das Beste auswählen, so wird dies immerhin ein glänzendes Monument seines Kunststrebens, einen Triumph seiner Kunstthätigkeit darstellen.

E. Hildebrandt's Reise um die Erde, von Kossak. — Br. Meyer, Studien und Kritiken; daselbst S. 418 ff. eine Aufzählung seiner Werke und ihrer Besitzer. — A. Rosenberg, Die Berliner Malerschule. — F. Arndt, E. Hildebrandt, der Maler des Kosmos. Berl. 1869. J. E. Wessely.

Hildebrandt: Georg Friedrich H., Arzt, ist den 5. Juni 1764 in Hannover geboren. — Mit gründlicher Schulbildung ausgestattet, bezog H. in einem Alter von 16 Jahren die Universität Göttingen, wo er sich dem Studium der Naturwissenschaften und der Medicin, vorzugsweise unter Wrisberg, Blumenbach, Baldinger und Murray widmete, und sich durch fleißige Benutzung der

ihm durch die Göttinger Bibliothek gebotenen litterarischen Schätze ein hervor-ragendes Wissen aneignete. — Im J. 1783 wurde er, nach Vertheidigung seiner verdienstvollen Dissertation „De pulmonibus“ (eine auf eigene Untersuchungen begründete Darstellung von dem Baue und den Functionen der Lunge) promovirt. In Berlin, wohin er sich gewendet hatte, um des Unterrichtes von Walter, Knape und anderen ausgezeichneten Aerzten und Naturforschern theilhaftig zu werden, wurde er mit dem Herzoge von Braunschweig bekannt und von demselben 1786 zum Professor der Anatomie in dem Collegium medicum zu Braunschweig ernannt. Bei seinem Amtsantritte veröffentlichte er seine vortreffliche Schrift „De motu iridis“ und begann nun die Bearbeitung seines „Lehrbuches der Anatomie“, mit welchem er sich ein dauerndes Denkmal in der Wissenschaft gesetzt hat. — Im J. 1793 erhielt H. einen Ruf als Professor der Medicin und Chemie, welche neben der Anatomie seine Lieblingsbeschäftigung gebildet hatte, nach Erlangen, und nach Meyer's Abgang nach Göttingen übernahm er auch die Professur der Physik. — Diese gehäufte amtliche Beschäftigung, verbunden mit der angestrengten praktischen Thätigkeit eines stark consultirten Arztes, und mit wissenschaftlichen Arbeiten, untergrub die Gesundheit des schwächlichen, von häuslicher Misere heimgesuchten Mannes, so daß er bereits in einem Alter von 52 Jahren am 23. März 1816, einer auszehrenden Krankheit unterlag. — Mit seiner literarischen Thätigkeit (ein vollständiges Verzeichniß seiner größeren Arbeiten findet sich in Dict. histor. de la méd. III. 131 und in der unten genannten, von seinem Schwiegersohne Hohnbaum bearbeiteten Biographie) hat sich H. vorzugsweise auf dem Gebiete der Anatomie, Physiologie und Chemie bewegt, demnächst auch einige größere und kleinere der praktischen Medicin zugewandte Arbeiten, so namentlich „Geschichte der Unreinigkeiten im Magen und den Gedärmen“, 3 Bde., 1789—1790; „Primae lineae pathologiae generalis“, 1795 (deutsch e. a.) und „Ueber die blinden Hämorrhoiden“, 1795; ferner ein „Taschenbuch für die Gesundheit“, das in den Jahren 1801—20 in 6 Auflagen erschienen ist, und zahlreiche Journal-Artikel veröffentlicht. Sein Hauptwerk bildet, wie bemerkt, das „Lehrbuch der Anatomie des Menschen“, in 4 Bänden (1789—92, in 2. und 3. Auflage 1798—1800 und 1803, in 4. von E. H. Weber bearbeiteter, sehr vermehrter Auflage 1830—32), ein durch Ausführlichkeit, Gründlichkeit, vortreffliche Disposition und Klarheit in der Darstellung gleichmäßig ausgezeichnetes Werk, das bei seinem Erscheinen alle bis dahin gebräuchlichen Compendien dieser Wissenschaft in den Schatten stellte, in jeder von dem Autor besorgten neuen Auflage in gewissenhafter Weise vervollständigt erschien und durch die Bearbeitung von Weber einen classischen Werth erhalten hat. — In seinem „Lehrbuche der Physiologie“, 1796 (in 5 späteren Auflagen, zuletzt 1828 von Hohnbaum herausgegeben) vertritt er vorwiegend den dynamischen Standpunct im Sinne Blumenbach's und Reil's, und in eben diesem Geiste sind auch seine „Anfangsgründe der dynamischen Naturlehre“, 2 Bde., 1807, 1808 (in 2. Aufl. 1821) bearbeitet. Von seinen chemischen Leistungen ist die (in 16 Heften 1799—1818 erschienene) „Encyclopädie der gesammten Chemie“ die bekannteste. H. gehörte mit zu den ersten Chemikern, welche, mit tüchtigen Kenntnissen in diesem Gebiete ausgestattet, den Werth der atomistischen Theorie im Gegensatze zu den eben damals vorzugsweise vertretenen dynamischen Anschauungen richtig erkannt und hervorgehoben haben. —

Ueber sein Leben vgl. eine biographische Skizze in der Salzb. med.-chir. Zeitung 1816, Nr. 61, III. 140 (aus der Allgem. Zeitung entnommen), ferner von Bischof in Schweigger, Journ. für Chemie und Physik, 181[illegible] XXV. S. 16 und Hohnbaum, Friedr. Hildebrandt's Leben und letzte Krankheit. Mit Bildn. Erlangen 1816. A. Hirsch.

Hildebrand: Johannes H., Philolog und Schulmann, geb. zu Schwezingen in Baden, lehrte im Anfange des 16. Jahrhunderts zu Pforzheim mit großem Erfolge. Auch Melanchthon war daselbst sein Schüler und hat ihm die bedeutende Anregung, wie den Privatunterricht, den er von ihm im Griechischen empfing, nie vergessen (Melanchthon, Responsio ad Colonienses, Decl. III. 123). H. wurde später nach Tübingen berufen, wo er als Homo trilinguis, wie schon früher bei Anshelm in Pforzheim, für die gründlichste Correctur der Editionen besorgt war. Basilius u. A. (Fortsetzung von Nauclerus' Chronik) sagt von ihm: in emendandis bonorum auctorum libris apud Thomam Anshelmum Chalcographum diligentia fuit absoluta, usque adeo amans reipublicae literariae curavit optimum quemque librum in manus hominum emitti quam castigatissimum. Er schrieb Prolegomena zu einigen Classikern und Verse, von denen ich allerdings keine gesehen. — Sein anregender Einfluß auf die Jugend wird ebenso gelobt, wie seine Charaktertüchtigkeit und sein scharfes Urtheil, das er auch als Jurist erwies. Die „Epistolae clarorum virorum latinae, graecae et hebraicae variis temporibus missae ad Joannem Reuchlin“ leitete H. mit einer Vorrede ein. H. starb als Tübinger Professor 1513. Horawitz.

Hildebrandt: Johann Andreas Karl H., fruchtbarer Romanschriftsteller, geb. zu Halberstadt 1764, war zuerst Collaborator an der dortigen Martinsschule, dann Prediger zu Weferlingen, dann zu Eilsdorf in der preußischen Provinz Sachsen, wo er auch im Januar 1848 starb. Goedeke (s. u.) führt allein bis 1826 44 Romane auf, die seiner fruchtbaren Phantasie ihr Eintagsleben verdanken; meist Ritter- und Schauergeschichten; sein erster Roman („Gustav Waldheim“) erschien 1799, der letzte („Der preußische Dragoner“) 1841. Wir nennen als Beispiele: „Auguste du Pret oder Geschichte einer Unglücklichen“, 1799, 2 Bde.; „Papiere aus meinem Feldpredigerleben“, 1807; „Daniel Fuchs, der große Staatsmann. Ein satyrischer Roman.“ 1815; „Brömser von Rüdenstein oder die Todtenmahnung“, 1820, 3 Bde.; „Karl Tellheim und Minna von Barnhelm. Ein kriegerisches Gemälde aus den Zeiten Friedrich des Großen.“ 1821. 3 Bde.; „Kunz von Kaufungen oder der Prinzenraub“, 1825; „Götz von Berlichingen, der furchtbare Ritter mit der eisernen Hand“, 1826, 3 Bde.; „Merkwürdige Abenteuer des Grafen Alexander von Cagliostro“, 1839 u. s. f.

Vgl. Goedeke, Grundriß der Gesch. der deutschen Dichtung, III. S. 143. Neuer Nekrolog der Deutschen, 1848, II. S. 1017 ff. Kelchner.

Hildebrandt: Theodor H., Maler, geb. am 2. Juli 1804 in Stettin, † am 29. September 1874 in Düsseldorf. Vom Buchbinderhandwerk des Vaters, das er erlernen sollte, nicht befriedigt, wandte er sich nach Berlin, um Künstler zu werden und bezog 1820 die dortige Akademie. Bald darauf lernte er Ludwig Devrient kennen, in dessen genialem Freundeskreise er Aufnahme fand. Hier wurde besonders sein Sinn für die dramatische Litteratur und die hohe Verehrung Shakespeare's geweckt, die von nachhaltigem Einfluß auf die Wahl der Stoffe zu seinen Bildern blieb. Mit Wilhelm Schadow, dessen Schüler er 1823 geworden, ging er 1826 nach Düsseldorf, wo er bald zu den gefeiertesten Künstlern zählte und bereits 1832 als Hülfslehrer, 1836 aber als Professor an der Königlichen Kunstakademie angestellt wurde. Erst wenige Jahre vor seinem Tode trat er in den Ruhestand. Zuerst 1829 mit Schadow, dann öfter, besuchte er Belgien und Holland und 1830 Italien, wo er eifrig dem Studium der alten Meisterwerke oblag. Ebenso später in Paris. Namentlich wurde ihm die niederländische Schule zum Vorbild bei den eigenen Schöpfungen. H. schlug von den Düsseldorfer Künstlern zuerst eine völlig selbständige realistische Richtung ein. Er legte das Hauptgewicht auf eine coloristische Wirkung bei möglichst getreuer Wiedergabe der Natur, die er mit bewunderungswürdiger Genauigkeit darzustellen ver-

stand, weßhalb es ihm auch gelang, ein ganz vorzüglicher Porträtmaler zu werden. Besonders zeichnen sich seine männlichen Bildnisse durch Wahrheit und scharfe Charakterisirung vortheilhaft aus. Es befinden sich darunter viele von fürstlichen und anderen hervorragenden Personen, wovon mehrere vervielfältigt worden sind. Seine Compositionen haben meist einen lyrisch romantischen Zug. Sie beschränken sich fast immer auf die Schilderung ruhiger Zustände. Wohl berechnete Gegensätze und ein angenehmer Fluß der Linien müssen für den Mangel idealen Schwunges und stylvoller Größe schadlos halten. H. führte ein glückliches Künstlerleben, heiter und sorglos, geehrt und gefeiert, gern gesehen von Allen, die ihn kannten — bis er Anfangs der fünfziger Jahre plötzlich von einem Gemüthsleiden befallen wurde, das ihn längere Zeit der Arbeit entzog und auch nach seiner Genesung eine solche Abnahme der künstlerischen Schöpferkraft zurückließ, daß seine letzten Gemälde völlig werthlos erscheinen. Seinen Hauptruhm verdankt er den Bildern, in denen er Scenen aus Shakespeare's Tragödien darstellte, wie „Die Söhne Eduards“ (1836, gestochen von Knolle und lithographirt von Jentzen), die ganz ungewöhnliches Aufsehen erregten und noch zweimal wiederholt werden mußten, „Othello, der dem Brabantio und der Desdemona seine Abenteuer erzählt“ (1847 und 1848 wiederholt, ebenfalls gestochen von Knolle), „Lear, bei Cordelien's Anblick aus dem Wahnsinn erwachend“ (1851) und einige kleinere Werke, wie er denn überhaupt mit entschiedener Vorliebe Gegenstände aus der Poesie, vornehmlich der dramatischen, behandelte. Doch hat er auch mehrere treffliche romantische Genrebilder gemalt, wie „Der Krieger und sein Kind“ (1832, in der preußischen National-Galerie), „Der kranke Rathsherr“ (1833) und andere, die, wie die meisten seiner Gemälde, als Kupferstich oder Lithographie die weiteste Verbreitung gefunden. Neben seiner künstlerischen Thätigkeit widmete sich H. eifrig dem Studium der Entomologie und seine Sammlung, die er fortwährend bereicherte, fand die Anerkennung von bedeutenden Fachgelehrten. Auch für Musik und Litteratur hatte er das wärmste Interesse. Als Maler aber wird sein Name mit der Entwickelungsgeschichte der Düsseldorfer Schule unauflöslich verbunden bleiben, zu deren Aufblühen sowol seine Werke wie seine langjährige Wirksamkeit als Lehrer in erfolgreichster Weise beigetragen haben. H. war Mitglied der Akademien von Berlin und Wien.

Wiegmann, Die Königl. Kunst-Akademie zu Düsseldorf (Düsseldorf 185[illegible]). Wolfgang Müller von Königswinter, Düsseldorfer Künstler aus den letzten 25 Jahren (Leipzig 1854). M. Jordan, Katalog der preuß. Nationalgalerie (Berlin bei Mittler). M. Blanckarts, Düsseldorfer Künstler-Nekrologe aus den letzten 10 Jahren (Stuttgart 1877). M. Blanckarts.

Hildebrand: Zacharias H., ein vorzüglicher Orgelbauer im 18. Jahrhundert und Schüler des bekannten Gottfr. Silbermann. Er baute in Dresden die Orgel in der neuen katholischen Kirche und in der Neustadt, 1743 eine Orgel in Naumburg; auch verfertigte er ein Lautenclavicymbel nach dem Entwurf Joh. Seb. Bach's (siehe Adlung's Musica mech. II. 139). Er starb gegen 1760. Sein Sohn und Schüler Johann Gottfried H. erbaute das berühmte Orgelwerk der Michaeliskirche in Hamburg. Rob. Eitner.

Hildegard, die zweite Gemahlin Karls des Großen nach der Verstoßung der Tochter des Königs Desiderius, gehörte durch ihre Mutter Imma dem Hause der alten Schwabenherzoge an und war eine Schwester des bei Karl in hohem und wohlverdientem Ansehen stehenden Markgrafen Gerold sowie des Grafen Udalrich. Der König, damals etwa 29 Jahre alt, heirathete sie als eine dreizehnjährige wahrscheinlich zu Anfang des J. 771. Sie begleitete ihren Gemahl auf dem Zuge nach Italien und Rom 773—774; eine ihrer Töchter (Adalheid) wurde gerade während der Belagerung von Pavia vor den Mauern dieser Stadt geboren.

Schönau bei Heidelberg ein. Hier aber in ungewohnter Absperrung und von der Furcht vor Entdeckung gequält, starb sie noch als Novize am 20. April 1188. Nach Entdeckung ihres Geschlechts erkundeten die Mönche mit Mühe ihre Herkunft, und beschrieben ihr Leben; Sittenreinheit und Frömmigkeit hatten sie ausgezeichnet, und bald verbreitete sich der Ruf von Wundern an ihrem Grabe. Obgleich nicht kanonisirt, wurde ihr doch ein localer Cultus gewidmet.

Acta Sanctorum Apr. Vol. II. Caesarii Heisterb. Dial. 1 c. 40.

Wattenbach.

Hilden: Wilhelm H., geboren 1551 zu Berlin, † am 19. September 1587 als Professor der griechischen Sprache und Mathematik zu Frankfurt a. O. Ein frühreifes Talent, bezog er schon im 15. Jahre die Universität zu Frankfurt, dann die zu Leipzig und erhielt 1575 an letzterer die Professur der Logik und Ethik. 1581 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, um bis 1586 das Rectorat des Gymnasiums zum Grauen Kloster zu führen. Entsprechend den Grundsätzen, welche er in seiner Antrittsrede: „De praestantia graecae linguae et necessitate (Berol. 1581) aussprach, wies er dem Griechischen eine hervorragende Stellung im Unterricht, mit wöchentlich 13 Stunden in der ersten und 6 Stunden in der zweiten Classe, an. Seine schriftstellerische Thätigkeit wandte er vorzugsweise dem Aristoteles zu, wie dies sein „Commentarius in politica et oeconomica Aristotelis“ (1583, 4°), die „Quaestiones ethicae ex Aristotele“ (1585), vor Allem die Ausgabe des Organon mit latein. Uebersetzung und Commentar (1585—86, 3 Voll. 4°) beweisen. Diese Werke wurden in sauberer Ausstattung in Leonhard Thurneissers Officin im Grauen Kloster gedruckt, zu deren Mitbesitzern damals H. gehört zu haben scheint. 1586 als Professor nach Frankfurt berufen, starb er daselbst schon im folgenden Jahre.

Vgl. Diterich, Berlin'sche Kloster- und Schulgeschichte 1732, S. 121. — J. Heidemann, Geschichte d. Gr. Klosters zu Berlin 1874, S. 123.

Schwarze.

Hildenbrand: Johann Valentin, Edler v. H., Arzt, ist den 8. April 1763 in Wien geboren. Er hatte unter Stoll Medicin studirt, war im Jahre 1784 promovirt worden, bekleidete kurze Zeit das Physikat in Waidhofen a. d. Thaya und folgte dann dem Grafen Maiszek als Leibarzt nach Polen, wo seine practischen Leistungen so allgemeine Anerkennung fanden, daß er vom Könige Stanislaus im Jahre 1787 zum Hofrathe ernannt wurde. — Im Jahre 1793 folgte er einem Rufe als Prof. ord. der Medicin an der Universität zu Lemberg, in gleicher Eigenschaft siedelte er nach Vereinigung dieser Universität mit der zu Krakau hieher über, aber schon im folgenden Jahre erhielt er einen Ruf als Professor der Klinik nach Wien, 1813 wurde er zum Director des allgemeinen Krankenhauses daselbst, 1814 zum nieder-österreichischen Regierungsrathe ernannt und in diesen Stellungen ist er bis zu seinem am 31. Mai 1818 in Folge eines Schlagflusses erfolgten Tode verblieben. — H. erfreute sich eines großen Rufes als practischer Arzt und Lehrer, auch hat er sich um die Verwaltung des Sanitätswesens in Oesterreich verdient gemacht, seine wissenschaftliche Bedeutung aber reichte nicht dazu aus, den bereits erloschenen Glanz der alten Wiener Schule wieder aufzufrischen und so nehmen auch seine wissenschaftlichen Producte (ein vollständiges Verzeichniß derselben findet sich in Engelmanns Biblioth. med.-chir. 1848, S. 250) keine hervorragende Stelle in der medicinischen Litteratur ein; am meisten geschätzt ist seine Schrift „über den ansteckenden Typhus“ 1810 (2. Aufl. 1815), die eine vortreffliche Monographie dieser Krankheit bildet und mit zu den besten Arbeiten über dieselbe zählt. — Sein großes Werk über die Fieberkrankheiten „Institutiones practico-medicae pyretologiam complectentes“ in 4 Bänden, von welchem nur der erste Band von ihm (1817) veröffentlicht er-

schien, wurde später (1821—25, in 2. Aufl. 1832—33) von seinem Sohne Franz Xaver v. H. herausgegeben, der, 1789 in Polen geboren, im Jahre 1812 in Wien den Doctorgrad erlangt hatte, zuerst den Lehrstuhl der med. Klinik und das Directorat des Krankenhauses in Pavia inne hatte, später in gleicher Eigenschaft nach Wien berufen wurde und hier 1849 gestorben ist.

Ein Verzeichniß der selbständigen, übrigens wenig bedeutenden med. Schriften des Sohnes v. H. findet sich in Callisen, med. Schriftsteller-Lexicon VIII, S. 501 und XXVIII, S. 529. A. Hirsch.

Hildenbrand: Karl H., geb. zu München 1814, gest. im J. 1872; erwarb 1842 zu München den juristischen und zu Erlangen den philosophischen Doctorgrad, habilitirte sich 1844 zu München als Privatdocent der Rechte und wurde 1847 Professor derselben in Würzburg. Im J. 1861 wurde er durch eine Geisteskrankheit der Lehrthätigkeit entrissen, er starb ohne genesen zu sein. Seine Arbeiten, die exactes Quellenstudium, historischen Sinn, tüchtiges Arbeiten bekunden und mehrfach die Rechtsgeschichte durch neue Resultate bereichern und deshalb sein Schicksal um so mehr bedauern machen, sind: „De jurejurando quod ad diluendam criminum suspicionem jure communi receptum est ex legistarum, quos vocant, doctrina oriundo“, Mon. 1841; „Die Purgatio canonica und vulgaris“, 1841; „De bona fide“, 1843; „Untersuchungen über die germanischen Pönitentialbücher“ &c., Würzburg 1851; „Geschichte und System der Rechts- und Staatsphilosophie“, 1860, 1. Bd. (einziger). v. Schulte.

Hildesheim: Franz H., kurfürstlich brandenburgischer Leibarzt, Historiker, Dichter, geboren am 12. October 1551 zu Cüstrin, gestorben 1614 in Berlin. Sohn des neumärkischen Lehnssecretärs Hippolyt H. zu Cüstrin und der Catharina, Tochter des Johanniter-Herrenmeisters Fr. v. Naumann, besuchte die Schulen zu Cüstrin und Freistadt und die Universitäten Frankfurt a. O., Wittenberg und Leipzig, um Theologie, Philosophie, Mathematik und Poesie zu studiren. Mit 19 Jahren Magister geworden, übernahm er das Rectorat der Schule seiner Vaterstadt, das er zwei Jahre lang rühmlich versah; während seiner Mußestunden trieb er Jurisprudenz und erklärte seinen jüngeren Brüdern das Corpus juris. Aber sein polyhistorischer Drang hatte auch hieran kein Genügen; 1574 wandte er sich nach Wien, um Medicin zu studiren, ging von da nach dreijährigem Aufenthalt nach Padua, wo er als consiliarius nationis Bohemicae verweilte und kehrte erst 1580, nachdem er Florenz, Rom, Neapel besucht hatte, mit dem Doctorhut geschmückt, über Basel in die märkische Heimath zurück. Aber schon nach kurzer Zeit verließ er sie abermals, um einen jungen Edelmann als Hofmeister auf die Universität Straßburg zu begleiten, woran sich eine Reise nach Paris und London schloß. Als er 1584 zum zweitenmale heimkehrte, nicht nur ein weitgereister sondern auch ein berühmter Mann, eilte die neumärkische Regierung ihn in ihren Dienst zu ziehen, aber gleichzeitig berief ihn Markgraf Georg Friedrich, der Regent von Preußen, als Professor primarius der medicinischen Facultät nach Königsberg und suchte Kurfürst Johann Georg von Brandenburg ihn an seinen Hof zu fesseln. H. nahm des letzteren Anerbieten an; 1585 wurde er zunächst auf 7 Jahre mit einem jährlichen Gehalt von 300 Fl., Kostgeld und Kleidung für sich und einen Diener und der Zusicherung von 3000 Fl. Gnadengelder zum kurfürstlichen Leibmedicus und Rath bestellt und hauptsächlich zum Dienst bei „den jungen Herrschaften“ verpflichtet. 1592 erneuerte der Kurfürst ihm die Bestallung auf Lebenszeit in Anerkennung seiner „Geschicklichkeit, Fleiß und treuen Dienste; 1598 ward sie von dem Nachfolger Joachim Friedrich abermals bestätigt; und bis zu seinem Tode hat H. in mannigfacher Thätigkeit am Hofe zu Berlin eine Vertrauensstellung eingenommen. Auf medicinischem Gebiet hat er nur eine Schrift „De cerebri et

capitis morbis internis“ (Frankf. 1612) verfaßt. Wenig bedeutend sind auch seine historischen Arbeiten, die Biographieen der beiden Kanzler Lamprecht Distelmeyer (1589) und Adrian Albinus, ferner des Kurfürsten Joachim II. und des Markgrafen Hans von Cüstrin (alle vier zusammen gedruckt in: Publicae commoditati vitae duorum potentissimorum principum Joachimi II. electoris et Joannis marchionis, item duorum cancellariorum Lamp. Distelmeieri et Hadriani Albini, Francof. 1592). Die beiden ersteren sind Gedächtnißreden, von denen die auf Distelmeyer auf Befehl und im Beisein des Kurfürsten vor dem Geheimen Rath in Berlin gehalten sein soll, die auf Albinus an den neumärkischen Geheimen Rath gerichtet ist. In beiden streift der Redner die politische Wirksamkeit der von ihm gefeierten Staatsmänner, die er als den Angeredeten bekannt voraussetzt, nur ganz oberflächlich, eingehender behandelt er nur ihre Jugendbildung und ihre Krankheiten. Auch in den Biographieen der beiden Fürsten verläugnet sich der ehemalige Pädagoge und spätere Arzt nicht. Sie sind 1592 geschrieben, um die jungen Prinzen Christian und Joachim Ernst (geb. 1581 und 1583) über die Geschichte ihrer Vorfahren zu belehren. Indem sie eine kurze und faßliche, aber nirgends tief eindringende Darstellung des Lebensganges der beiden Fürsten gaben, mochten sie ihren nächsten Zweck erfüllen; höhere Ansprüche darf man daran nicht stellen. Interessanter sind die „Inscriptiones sepulcrales quae vulgo sunt Epitaphia electorum et marchionum Brandenburgensium“ (Berl. 1608), die auf Befehl des Kurfürsten Johann Sigismund publicirt wurden. Es sind eine Reihe von Grabschriften auf Mitglieder der kurfürstlichen Familie, in Prosa und Versen, darunter mehrere, von denen ausdrücklich erwähnt wird, daß sie an den Zinksärgen angebracht seien. Manches davon ist recht hübsch; namentlich die einfachen und würdigen, schmuck- und prunklosen Worte, die H. den Kurfürstinnen Catharina und Eleonore nachruft, zeugen von poetischem Sinn. Ungleichmäßiger sind einige andere beigegebene Gedichte, zumal das Trostlied an Joachim Friedrich beim Tode Eleonorens, das neben einzelnen schönen und gut ausgedrückten Gedanken doch auch manches Triviale und Geschmacklose aufweist: es ist selbst für diese Zeit etwas stark, wenn der Kurfürst, dessen Erscheinung einen nichts weniger als imponirenden Eindruck machte, nicht nur als „heros benignus“ sondern auch als „Marchiae Diespiter“ angesungen wird. (Vgl. neben Akten des Berliner Staats-Archivs Küster, Das alte und neue Berlin I, 52.) H. Breßlau.

Hildesheim's dichterisches Talent zeigt sich am glänzendsten in seinen dramatischen Arbeiten, in der Comödie „Vita“, und der Tragödie „Religio“ (Leipz. 1602), deren Vorrede aus Wien 1576 datirt ist. In beiden Stücken kommen die allegorischen Figuren nie von der Scene; aber beide sind voll von dramatischem Leben. Der Held des ersten heißt Pantomimus, seine Eltern starben bei seiner Geburt, Vita nimmt sich seiner an und bringt ihn zu Pax, die ihn aufzieht. Seine Erziehung wird geschildert, seine Jugend, seine Liebe zu Neotis, seine Studien, sein Glück, sein Alter, sein Tod. Er wird Kanzler und hat einen Streit mit einem schmeichlerischen Hofherrn, dem gegenüber er den Satz durchführt, daß der König nicht über, sondern unter den Gesetzen stehe. In dem zweiten Stücke kommt Religio auf die Erde, macht aber die übelsten Erfahrungen. Die Kämpfe des Catholicus und Pistologus sind ihr furchtbar, sie will nichts mehr davon wissen und klagt am Schlusse: „Die göttliche Weisheit leidet Gewalt von den Kindern dieser Welt!“ Sie hat das Gewand angezogen, worin sie den Sterblichen zuerst erschienen ist, weiß aber nichts zu machen, als auf diesem ungeheuren Theater der Welt Jedermann zu besuchen, jedes Haus, jede Familie zu durchforschen und in die Wohnung jedes Niedrigsten zu kriechen, ob sie vielleicht irgendwo eine fromme Seele fände, bei der sie bleiben, wohnen, ausruhen könne.

Scherer.

Hildulf wird in verschiedenen Trierer Bischofskatalogen als Erzbischof im 7. bez. 8. Jahrhundert aufgeführt; indessen ist weder seine Existenz sicher, noch der Platz, den man ihm eventuell in der Reihenfolge der Erzbischöfe anzuweisen hat. Die von den Gesta Treverorum benutzte Vita s. Hildulphi ist spät, und gehört wol dem 10. Jahrhundert an. Genannt wird Hildulf in der anonymen Vita s. Maximini (Act. SS. Mai VII 23, c. 2. n° 9), nach welcher er in Verbindung mit zwei anderen unbekannten Bischöfen Clemens und Lothbertus die Gebeine des heiligen Maximin aus der älteren vom Wasser überschwemmten Krypta nach einem gesicherten Ort transferirte. Seine Vita und die Gesta lassen ihn im Gebiete der Nervier (Brower denkt der Noriker) geboren werden, in Regensburg erhält er seine Erziehung, wird dann nach Milo's Tode (757) von Pipin zum Erzbischof von Trier gemacht und baut als solcher die ecclesia s. Johannis Baptistae iuxta cellam s. Hilarii in campo Martio, wohin er die Reliquien des heiligen Maximin aus S. Eucharius überbringt. Später zieht er sich in die Vogesen, ins Touler Bisthum zurück, wo er drei Zellen baut, in deren mittelster er Mönch wird und stirbt. Eine weitere Streitfrage ist die Betheiligung an der Gründung des Klosters S. Deodat (vallis Galilaeae), für welche Thatsache man sich auf ein Privileg berufen hat, welches indessen in ganz gleicher Ausführung mit dem Namen des Bischofs Numerian angeführt wird (s. Hontheim I, 84. Mabillon, Ann. I, 496). Hontheim setzt mit Mabillon, Henschen und Belhomme Hildulf gegen Ende des 7. Jahrhunderts hinter Numerian und erklärt das Fehlen seines Namens in den meisten Bischofslisten daraus, daß Bischöfe, die ihren Stuhl vor ihrem Tode verließen, in den Katalogen häufig ausgelassen wurden. Die ältesten Kataloge verschweigen in der That seinen Namen, nur der Echternacher setzt ihn nach Milo ein; ich glaubte daher (Bonn. Jahrb. XXXVIII, 43) ihn aus der Trierer Bischofsliste streichen und mit Rettberg als Regionarbischof ansehen zu müssen. Seither hat Friedrich, Kircheng. Deutschl. II. 197—207 ihn als Trierer Erzbischof zu retten gesucht. Auch er setzte ihn ins Ende des 7. Jahrhunderts, da als Milo's Nachfolger jetzt Harthamus urkundlich festgestellt ist. Friedrich nimmt dann weiter als einzige sichere Nachricht über Hildulf's Leben an, daß er sich von seinem Bisthum in die Nähe seines Freundes, des früheren Bischofs von Nevers, Deodatus, zurückgezogen und das Kloster Moyen-Moutier (Medianum Monasterium) gegründet, dann aber als Abt von S. Deodat gestorben sei. Dagegen hält auch er Hildulf's Verbindung mit dem heiligen Erhard von Regensburg, dessen Bruder und Gehülfe bei der Heilung der heiligen Odilia er gewesen sein soll (Vita S. Deodati bei Mabillon, Acta III, 2. 479) für eine spätere Erfindung.

Gesta Trev. c. 39. Hontheim, Hist. dipl. I, pag. LXI f. Rettberg, Kircheng. Deutschl. I, 301. 467. 523. Friedrich a. a. O. Görz, Regest. d. Erzb. v. Trier p. XIII. Dess. Mittelrhein. Regesten I, 69. Kraus, Bonn. Jahrb. XXXVIII, 42. XLIV, 164 f. C. Belhomme, Hist. Mediani in Monte Vosago Monasterii. Argentor. 1724. F. X. Kraus.

Hilgers: Bernhard Joseph H., katholischer Theologe, geboren am 20. Aug. 1803 zu Dreiborn in der Eifel, gestorben am 7. Febr. 1874 zu Bonn. Er machte seine Gymnasialstudien zu Düren, seine Universitätsstudien zu Bonn. Nachdem er im Herbst 1827 in Köln zum Priester geweiht worden, war er ein Jahr als Hülfsgeistlicher zu Münstereifel, fünf Jahre als Seelsorger an der Irrenheilanstalt zu Siegburg thätig. Im J. 1834 erwarb er sich in Münster den theologischen Doctorgrad (seine Promotion war die erste seit der Reorganisation der dortigen Academie). Eine Berufung an das Seminar zu Posen lehnte er ab. Er habilitirte sich im J. 1835 als Privatdocent bei der katholisch-theologischen Facultät zu Bonn, und wurde 1840 zum außerordentlichen, 1846 zum ordentlichen Professor der Kirchengeschichte ernannt. Von 1838 bis 1846 war

er zugleich Pfarrer von St. Remigius. Außer über Kirchengeschichte und die damit zusammenhängenden Fächer las er auch über das Neue Testament, besonders den Hebräerbrief, früher auch über Dogmatik und Katechetik. — Im October 1870 wurde er von dem Erzbischof Melchers von Köln aufgefordert, die vaticanischen Decrete vom 18. Juli anzuerkennen. Da er sich weigerte, wurde ihm zunächst „die Missio canonica zum Lehren entzogen", und da nun die Zuhörer ausblieben, mußte er seine Vorlesungen einstellen. Er hat dieselben — lediglich seiner zunehmenden Kränklichkeit wegen — auch später nicht, gleich seinen Collegen, die dasselbe Loos getroffen, wieder aufgenommen. Am 1. April 1871 wurde er von dem Erzbischof suspendirt, am 12. März 1872 excommunicirt; die von ihm und seinen Collegen Knoodt, Langen und Reusch unter dem 16. März veröffentlichte Erklärung, s. bei Friedberg, Actenstücke zum vaticanischen Concil, S. 801. H. verfaßte folgende Schriften: „Ueber das Verhältniß zwischen Leib und Seele, mit besonderer Beziehung auf sittliche Freiheit und Zurechnung", 1834. „Kritische Darstellung der Häresen und der orthodoxen Hauptrichtungen in ihrer genetischen Bildung und Entwickelung", 1. Band, 1. Abtheilung, 1837 (nicht fortgesetzt). „Symbolische Theologie oder die Lehrgegensätze des Katholicismus und Protestantismus dargestellt und gewürdigt", 1841. In der Vorrede sagt er, er habe, im Unterschiede von Möhler, nur die Symbole der betreffenden Confessionen als Quellen benutzt, den Privatschriften der Theologen keine andere Geltung als die des Erläuternden und näher Bestimmenden gewährt; er fügt bei: er sei „sich stets einer leidenschaftslosen Stimmung bewußt gewesen, und er schöpfe eben daher die gute Zuversicht, daß, wenn sich auch in der Schrift seine innige Anhänglichkeit an den Glauben der katholischen Kirche kundgebe, was er allerdings wünsche und hoffe, sich dennoch die anderen Confessionen über den Geist und Ton der Beurtheilung nicht würden zu beschweren haben." Eine von dem katholischen Pfarrer J. J. Schumacher zu Köln 1842 veröffentlichte „Theologische Beurtheilung der symbolischen Theologie von Professor H." veranlaßte H., in demselben Jahre eine „Beantwortung der von J. J. Schumacher herausgegebenen Beurtheilung rc." folgen zu lassen. Von Schumacher erschien dann noch 1842 ein „Sendschreiben an Professor H.", und der Jahrgang 1843 des Münchener „Archivs für theologische Litteratur" brachte noch eine ausführliche Kritik (von Dr. Chr. Bosen). — Außerdem hat H. noch zwei academische Programme, „De Gregorii II. in seditione inter Italiae populos adversus Leonem Isaurum excitata negotio", 1841 und „De Hermetis Trismegisti Poimandro", 1855, und einige Aufsätze in den in Bonn erscheinenden theologischen Zeitschriften, — „Zeitschrift für Philosophie und katholische Theologie", 1832 ff., „Katholische Zeitschrift", 1844—46, und „Vierteljahrschrift für Wissenschaft und Kunst" 1847—49 (letztere wurde von ihm redigirt) und „Theologisches Litteraturblatt" 1866 — veröffentlicht. Seine schwache Gesundheit und schmerzliche Erlebnisse, die ihn bei seinem weichen Gemüthe tief verstimmten, — die Verurtheilung des Hermesischen Systems, die damit zusammenhängende Verzögerung seiner Beförderung an der Universität, Kränkungen, die er von geistlichen Oberen und Collegen zu erdulden hatte, — tragen die Schuld daran, daß seine schriftstellerische Thätigkeit nicht ausgebreiteter war. An der Universität genoß er ein sehr großes Ansehen: er wurde zweimal zum Rector, sehr oft zum Mitgliede des Senates gewählt; er war auch von 1843—1872 fast ununterbrochen Mitglied, seit 1855 Director der wissenschaftlichen Prüfungscommission. Diese Aemter verwaltete er mit der größten Gewissenhaftigkeit und mit seltener Gewandtheit. Er war nicht gerade ein hervorragender Gelehrter, aber ein vortrefflicher Docent: seine Darstellung war sehr klar, übersichtlich und anziehend, sein Vortrag elegant und fesselnd. In der Zeit, als er Pfarrer war, war er als Kanzelredner sehr

beliebt; später pflegte er Sonntags in der Kapelle des Johannis-Hospitals kurze Homilien zu halten. Eine Auswahl aus diesen wurde nach seinem Tode 1874 nach der Nachschrift einer Zuhörerin durch den Druck veröffentlicht. Eine anschauliche Schilderung von Hilgers' Persönlichkeit geben die „Erinnerungen an Amalie von Lasaulx, Oberin im Johannis-Hospital in Bonn", 1878, S. 153 ff. „Ein frommer Christ, ein guter Katholik, ein warmer Preuße, ein guter Geschäftsmann, umsichtig, milde und fest", so charakterisirt ihn dort Cl. Th. Perthes, und in der Grabrede wird gesagt: „Er war wie der persönliche Friede der Confessionen. Ohne im geringsten seinem katholischen Standpunkte etwas zu vergeben, hatte er den Ruhm erlangt, daß seine Menschenfreundlichkeit und Besonnenheit allen Menschen kund geworden. Es gab eine Zeit, wo in der Stadt Bonn wol kein Mann allgemeiner geachtet war".

Nekrolog im Deutschen Merkur 1874, Nr. 7. Reusch.

Hille: Augustin Bartholomäus H., Bischof von Leitmeritz, geb. am 2. December 1786 zu Schönau in Böhmen, † am 26. April 1865 zu Leitmeritz. Er machte seine Studien zu Prag und Leitmeritz, wurde 23. April 1810 zum Priester geweiht, war dann Hülfsgeistlicher zu Schluckenau, wurde 1820 Professor der practischen Theologie an der Diöcesan-Lehranstalt zu Leitmeritz, 1824 Consistorialrath und Rector des bischöflichen Alumnates, 1826 Ehrendomherr, 1831 Domherr. Nach der Ernennung des Bischofs Milde zum Erzbischof von Wien wurde H. zum Bischof von Leitmeritz ernannt und am 19. September 1832 consecrirt. Er gründete 1845 ein Krankenhaus zu Leitmeritz und später zu Mariaschein ein Knabenseminar unter der Leitung der Jesuiten. 1861 war er der einzige Bischof in Böhmen, welcher bei Gelegenheit der Verkündigung der Verfassung vom 26. Februar 1861 eine kirchliche Feier veranstaltete. 1862 erhielt er die Geheimerathswürde (Allg. Ztg. 1862, Nr. 84. 91 B.). — H. veröffentlichte 1818 anonym die Schrift: „Soll die Scheidewand unter Katholiken und Protestanten noch länger fortbestehen? Oder über die Beweggründe der Reformation und der Rückkehr zur katholischen Kirche" (4. Auflage, bearbeitet von S. Buchfelner, 1838), später unter seinem Namen „Die katholische Lehre vom Ablaß", 1826, „Beiträge zur Vertheidigung der Lehre der katholischen Kirche", 1827, außerdem Predigten und ein lateinisches Gebetbuch für Studirende (Deus lux, laetitia et salus mea, 2. Aufl. 1860).

Wurzbach, Biogr. Lexicon IX, 18. Reusch.

Hille: Christoph Werner H., etwa im vorletzten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts geboren, erscheint zuerst als Rath und Mitglied der deutschen, preußischen Kammer zu Königsberg i. Pr., wo er bemüht war, die Verheerungen, welche Pest und Mißwachs im Lande angerichtet, wieder gut zu machen. H., ein von der Pike ausdienender Beamter von unverwüstlicher Arbeitskraft, stetem Schaffensdrange und klarem Blick, lenkte hier die Aufmerksamkeit des Ostpreußen öfters bereisenden Monarchen, Friedrich Wilhelm's I., dermaßen auf sich, daß dieser ihn im Herbst 1719 „wegen seiner guten Qualitäten und Geschicklichkeit" als Geheimen Secretär bei der General-Rechenkammer nach Berlin berief, wo er etwa drei Jahre später in eine der höheren Gehaltsstufen mit Charakter und Titel eines Hofraths einrückte. Nicht lange darauf muß er an die Neumärkische Kriegs- und Domänenkammer zu Cüstrin versetzt worden sein, wo wir ihn bereits 1730 als Director in einer hervorragenden Stellung finden. Als namhafter Cameralist wurde er vom Könige direkt in diesem Jahre beauftragt, den nach Cüstrin verbannten Kronprinzen Friedrich theoretisch und practisch in die Kameralwissenschaften einzuführen. Zu diesem Zweck arbeitete H., wieder auf direkten Befehl des Königs im J. 1731 einen „Kurzen Bericht von dem Finanz-Wesen in der Neumark und incorporirten Creisern" aus, der eine klare Uebersicht

über Entstehung, Entwicklung und Bestand aller Steuern und Abgaben der Provinz, nebst ihrem Budget und eine Art statistischer Uebersicht gibt. Der König war mit Hille's Anleitung sehr zufrieden, wie denn bekanntlich Friedrich's des Großen Kenntniß und Eifer für Landwirthschaft und Kameralwissenschaften der hier empfangenen Anregung in erster Reihe zuzuschreiben sind. Insofern ist Hille's Name mit der späteren Thätigkeit Friedrich's auf diesem Gebiet ebenso innig verknüpft wie der König Friedrich Wilhelms I. Wie hoch Friedrich Talente und Charakter Hille's geschätzt haben muß, geht am besten daraus hervor, daß er ihn unmittelbar nach seiner Thronbesteigung als Geh. Finanzrath ins Generaldirectorium berief, um ihn in seiner Nähe zu haben und ihm gleichzeitig einen ausgedehnteren Wirkungskreis zu verschaffen. H. lehnte indeß die ehrenvolle Berufung ab, es wird nicht recht ersichtlich, aus welchen Motiven. Möglicherweise fühlte er sich in seinem Alter der vermehrten Arbeitslast nicht mehr völlig gewachsen. Ueber die letzten Jahre seines Lebens und die Zeit seines Todes mangeln bestimmte Angaben. H. ist einer jener Männer, die dadurch, daß sie ihr ganzes Leben an die Erfüllung einer mühevollen, äußerlich wenig lohnenden Thätigkeit freudigen Herzens im Sinn an etwas Höheres daransetzten, zu Mustern für das preußische Beamtenthum des 18. Jahrhunderts wurden.

Acten des Geh. St.-Archivs zu Berlin, Förster, Fr. Wilhelm I., Beilagen. Grävell, Drei Briefe über Preßfreiheit und Volksgeist, Berlin 1815, darin der oben citirte Kurze Bericht. Isaacsohn.

Hillebrand: Joseph H., Philosoph und Litteratur-Aesthetiker, geb. 1788 in Großdüngen bei Hildesheim, † am 25. Januar 1871 in Soden, Sohn eines Landmannes, wurde als talentvoller Junge von seinen Eltern zum katholischen Geistlichen bestimmt und somit in die Lateinschule und das Klerikalseminar zu Hildesheim gebracht, worauf er, unterstützt von der damaligen westphälischen Regierung, die Universität Göttingen bezog, wo er classische Philologie und orientalische Sprachen studirte. Von dort zurückgekehrt empfing er die Priesterweihe und wurde alsbald (1815) als Lehrer am Josephinum zu Hildesheim angestellt. Zur selben Zeit aber faßte er eine stets wachsende Abneigung gegen das Dogma seiner Kirche und trat zum Protestantismus über, womit von selbst der Verlust jener Lehrstelle verbunden war. Er nahm nun eine Hofmeisterstelle bei einer belgischen Familie an, und während er sich mit seinen Zöglingen in Würzburg aufhielt, empfing er von Heidelberg aus den Antrag, dort eine außerordentliche Professur zu übernehmen. Im November 1817 hielt er daselbst seine Antritts-Vorlesung, und als nach Jahresfrist (Herbst 1818) Hegel von Heidelberg nach Berlin abging, wurde H. zum Ordinarius ernannt. Im J. 1822 folgte er einem Rufe nach Gießen als ordentlicher Universitätslehrer der Philosophie und zugleich Director des dortigen Gymnasiums mit dem Titel eines Pädagogiarchen; die Thätigkeit am Gymnasium mußte er einigermaßen beschränken, als er (1834) zum hessischen Oberstudienrathe ernannt wurde. An der Universität wirkte er als ein beliebter und einflußreicher Lehrer und stand auch in lebhaftem persönlichen Verkehre mit Studirenden und jüngeren Docenten. Seine Vorlesungen über deutsche Litteratur machten ihn auch in weiteren Kreisen bekannt, sowie ihm zugleich die Ehrenhaftigkeit seines Charakters das allgemeine Vertrauen erwarb. So kam es, daß er 1847 in Gießen als Abgeordneter in die hessische Kammer gewählt wurde und dort bald den Präsidentenstuhl einnahm. In den mannigfachen Wirren und Schwierigkeiten der sehr bewegten politischen Verhältnisse stand er fest und entschieden auf Seite der Liberalen, worin die Veranlassung lag, daß er von dem Minister Dalwigk, durch welchen seit Juli 1850 eine Periode der schärfsten Reaction begonnen hatte, baldigst seiner Professur enthoben und in Ruhestand versetzt wurde. Von der Stadt Mainz abermals

in die Kammer gewählt, mühte er sich noch einige Zeit in dem damals vergeblichen Kampfe für Erhaltung freiheitlicher Einrichtungen ab, zog sich aber dann ins Privatleben nach Rödelheim bei Frankfurt und schließlich nach Soden zurück, wo er hochbetagt starb. 30 Jahre hindurch hatte er als ein äußerst fruchtbarer Schriftsteller in verschiedenen Richtungen gearbeitet, und wenn er auch in philosophischer Beziehung seine Selbständigkeit in einer überwiegend eklektischen Weise verwerthete, sowie durchweg eine Neigung zu formell schablonenmäßiger Gliederung des Stoffes und zu capriciöser Terminologie bethätigte, so ist doch zuzugestehen, daß er nicht nur mit ehrlichem Fleiße nach umsichtiger Bewältigung des Materials und der einschlägigen Litteratur strebte, sondern auch frei von religiös-dogmatischer Befangenheit in edler warmer Gesinnung einen wohlgemeinten festgewurzelten Idealismus vertrat. Schon seine Erstlingsschrift (auf deren Grund er die Professur in Heidelberg erhielt), „Versuch einer allgemeinen Bildungslehre, wissenschaftlich dargestellt aus dem Principe der Weisheit" (1816) sollte dem Nachweise dienen, daß der Mensch in dem ganzen Umfange seines Daseins durch Erziehung und Selbstbildung in fortschreitender Veredlung das allgemeine ideale Menschenwesen verwirklichen könne, und bereits damals lag ihm das Grundprincip in einer psychischen Anthropologie. Als lebendigen Commentar des genannten Thema's veröffentlichte er dann „Germanikus" (2 Bde. 1817), d. h. einen historischen Roman, welcher an hervorragenden Persönlichkeiten der beginnenden römischen Kaiserzeit eine Darstellung der reinen Menschlichkeit geben sollte: und wieder eine anderartige Specialisirung der allgemeinen Bildungslehre bot er in der Schrift „Ueber Deutschlands National-Bildung" (1818) dar, aus welcher er während des Druckes einen theilweisen Auszug zum Behufe seiner Antritts-Vorlesung machte (unter dem Titel „Ueber die Einheit der Zeit und den Zusammenhang der Ereignisse in derselben"). Zu gleicher Zeit erschien „Deutschland und Rom, oder über das Verhältniß der deutschen Nation zum römischen Stuhle" (1818), eine durch das baierische Concordat veranlaßte Arbeit, in deren erstem Theile er eine ebenso gelehrte als freisinnige Darstellung der curialistischen Ränke gab, während der zweite Theil die Forderung einer von Rom unabhängigen, aber unter Oberaufsicht des Staates stehenden deutschen Kirche entwickelt. Hierauf gab er in dem Romane „Eugenius Severus" (1819) eine dichterisch ausgeschmückte Erzählung seiner eigenen Erlebnisse bis zu seinem Confessionswechsel und seiner Verheirathung, wobei er eine Exemplificirung des Grundsatzes beabsichtigte, daß der Mensch in allen Bedrängnissen sein besseres Selbst bewahren soll und hierdurch sich in Harmonie mit weisen Schicksalsfügungen fühlen kann; desgleichen entwickelte sein etwas späterer philosophischer Roman „Paradies und Welt" (1822, 2. Aufl. 1823) den Sieg des Idealismus des Herzens über die realistische Prosa gewöhnlicher Menschen. Unterdessen hatte er zugleich auch die Reihe seiner systematisch-philosophischen Schriften eröffnet mit „Propädeutik der Philosophie" (1819), d. h. einer Encyclopädie, welche vom unmittelbaren Gefühle beginnend die Entfaltung des Menschenwesens durch die Stufen der Pneumatologie, der Kosmologie und der Humanistik zur höheren Vernunfteinheit des philosophischen Wissens geleitet, um mit einem kurzen Abrisse der Geschichte der Philosophie zu schließen. Dann folgte „Grundriß der Logik" (1820), worin ein Auszug der Propädeutik und hierauf ein an Schelling erinnernder Versuch einer realen Fassung der Logik gegeben ist. In einer zuweilen lästigen Breite, durch welche aber keineswegs die wünschenswerthe Klarheit erreicht wird, bewegt sich „Die Anthropologie als Wissenschaft" (3 Bde. 1822 f.), welche zur Somatologie und Psychologie auch die Entwickelung der Culturgeschichte hinzufügt und den grundsätzlichen Idealismus mit manchem phantastischen Gewande umkleidet. Einen abermaligen Anlauf machte er in der Schrift „Lehrbuch

der theoretischen Philosophie und philosophische Propädeutik" (1826), in welcher er mehr als früher sich zu einem Dualismus wendete und schließlich zu einem Standpunkte gelangte, welcher zur Kennzeichnung des inneren Conflictes ein pantheistischer Theismus genannt werden dürfte. Daneben aber hatte er auf einem anderen Einzelngebiete eingehende Studien gemacht, deren Ergebnisse er veröffentlichte als „Lehrbuch der Litterar-Aesthetik oder Theorie und Geschichte der schönen Litteratur mit besonderer Berücksichtigung der deutschen" (2 Bde. 1827), woselbst nach allgemeinen Erörterungen über das Schöne zuerst die Poetik und hierauf die Rhetorik mit Einschluß der Lehre vom Stile und vom Vortrage ihre wissenschaftliche Entwickelung finden; das Ganze ist reich an einzelnen trefflichen Bemerkungen, während die Systematik wohl vielfach angefochten werden kann. In Zusammenhang damit stand „Aesthetica literaria antiqua classica" (1828), d. h. eine nach systematischen Gesichtspunkten geordnete Sammlung der Aussprüche der antiken Autoren über Gegenstände der litterarischen Aesthetik. Hierauf wieder zur speculativen Philosophie zurückkehrend, veröffentlichte er „Universalphilosophische Prolegomena oder encyclopädische Grundzüge der gesammten Philosophie" (1830), worin er in ähnlicher Denkweise wie in dem Lehrbuche der theoretischen Philosophie zuerst die Erkenntnißlehre, dann die Metaphysik und schließlich die pragmatische Anthropologie nebst Culturgeschichte behandelte. Von nun an aber ist in seiner eklektischen Richtung ein stärkerer Einfluß Hegel's bemerklich, so daß er in seinen zwei letzten philosophischen Hauptwerken zu der zahlreicheren Gruppe derjenigen gehörte, welche eine Mittelstellung zwischen dem Herbart'schen Psychologismus und dem Hegel'schen Systeme einnehmen. So beginnt seine „Philosophie des Geistes oder Encyclopädie der gesammten Geisteslehre" (1835) mit einer Ontologie des Geistes, worauf die Anthropologie folgt, welche von einer Metaphysik der Seele und einer Physik derselben zur Pragmatologie (Logik, Ethik, Aesthetik) übergeht, um mit Philosophie der Geschichte zu schließen und von hier aus den Uebergang zur Theologie des Geistes zu ermöglichen. In der Schrift „Der Organismus der philosophischen Idee in wissenschaftlicher und geschichtlicher Hinsicht" (1842) ist bezüglich der äußeren Form die Hegel'sche Dreitheilung in Dialectik, Naturphilosophie und Geistesphilosophie zu Grunde gelegt, während inhaltlich die pragmatische Psychologie überwiegt, welche ihren Abschluß in der Theologie findet; der zweite Haupttheil dieses Werkes enthält eine philosophische Construction der Geschichte der Philosophie. Den Schluß seiner litterarischen Thätigkeit machte „Die deutsche National-Litteratur seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts, besonders seit Lessing bis auf die Gegenwart" (3 Bde. 1845, 2. Aufl. 1850, 3. Aufl. besorgt von seinem Sohne Karl H. 1875), ein vom Publikum mit steigendem Beifalle aufgenommenes Werk, in welchem er grundsätzlich die Individualitäten der Autoren in den Vordergrund stellte, um dieselben in scharfer Charakterisirung kritisch durch den Maßstab des Ideales zu beleuchten, ein Standpunkt, welcher ihm herbe Worte über Schiller entlockte, während Goethe als alleiniges Ideal erscheint.

Einige Notizen in d. Allg. Zeitung 1871, Beilage Nr. 46 und hieraus in Noack's philosophie-geschichtlichem Lexicon, S. 384 ff., woselbst auch eine Charakteristik der letzten Gestaltung der Philosophie Hillebrand's.

Prantl.

Hillebrand: Jul. Hubert H., Jurist, geb. am 10. März 1819 zu Heidelberg, wo sein Vater Joseph H. (s. o.) Professor der Philosophie war, studirte in Gießen und Berlin, kam 1850 als Privatdocent nach Zürich, wo er 1851 a. o. Prof. wurde, trat wegen Erkrankung 1866 zurück, siedelte von Rödelheim nach Freiburg in Baden über, nachdem ihm durch Staatsministerialentschließung vom 14. September 1866 der Charakter als Honorarprofessor an dortiger Univer-

sität verliehen worden war. Seine Vorlesungen über deutsches Privatrecht und Staatsrecht setzte er bis ins Wintersemester 1867/68 fort, in welchem seine Ernennung zum ordentlichen Professor für die germanistischen Lehrfächer und Kirchenrecht erfolgen sollte, als er am 29. März 1868 einem Brustleiden erlag. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Die gänzliche und theilweise Entziehung der bürgerlichen Ehre nach den deutschen Rechtsbüchern des Mittelalters", 1844. — „Lehrbuch des heutigen gemeinen deutschen Privatrechts", 1849, 2. Aufl. 1864, 1865. — „Lehrbuch der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte", 1856. — „Deutsche Rechtssprichwörter", 1858. Er hinterließ eine Wittwe und zwei Kinder. Sein Bruder ist der Historiker und Publicist Karl H., geb. 1829 zu Gießen.

Lewis in Krit. Vierteljschr. VIII. 478—480. — Graf und Dietherr, Deutsche Rechtssprichwörter, (2), Nördl. 1869, p. IV. — Meyer, Convers.-Lex. 16, 425. Teichmann.

Hillenius: Cornelius Jodoci H. (van Hille), reformirter Theolog, am 20. Februar 1540 zu Yperen geboren. Ueber seine Lebensumstände ist nur wenig bekannt. Da aber sein Sohn Cornelius am 30. September 1568 zu Norwich in England die Taufe empfing, ist es eine nicht unwahrscheinliche Vermuthung, daß der Vater sich schon früh in seinem Geburtsort unter dem Einflusse seines Mitbürgers Peter Dathenus der Reformation zugekehrt habe. Er soll nach England geflüchtet sein, als der Bildersturm zu Yperen dort eine gewaltsame Unterdrückung der neuen Religion veranlaßte. In Norwich fand er Robert v. Flandern als Rector der lateinischen Schule. Die Genter Pacification führte ihn nach den Niederlanden zurück und bald trat er nun zu Haamstede und Burg in Seeland als Prediger auf. 1577 zog er nach Oudenarde und von 1589—1598 wirkte er an der Gemeinde zu Rotterdam, wo er wahrscheinlich im letztgenannten Jahre oder kurz nachher starb. Die niederländische Kirche verdankt ihm die liturgische Schrift „De Ziekentroost". Bis vor einigen Jahrzehnten pflegte man sie dem Caspar Heidanus zuzuschreiben; eine erst kürzlich ans Licht gekommene Ausgabe dieser Schrift enthält jedoch den Titel: „den Sieckentroost, twelck is een onderwysinghe van den geloove in den wech der salicheit om ghewillicic te sterven. Ghemaeckt door Cornelis van Hille, dienaer des goddelicken woorts. Ghedruct te Ghendt by de Weduwe van Pieter de Klerck", 1579. — Sie enthält nebst einer ausführlicheren Abhandlung „De groote Ziekentroost" auch eine kürzere, für den praktischen Gebrauch mehr geeignetere, „De kleine Ziekentroost", welche in die niederländische Liturgie aufgenommen wurde. Daß dies nicht erst 1587 geschah, wie gewöhnlich angegeben wird, ist jetzt von Professor Doedes erwiesen. Sie wurde nicht nur 1572 zu Leiden von Jan Paedts Jacobszoon, hinter einer Ausgabe des Neuen Testaments, des Psalmbuches und des Katechismus abgedruckt, sondern erhielt schon eine Stelle in der Ausgabe des „Catechismus ofte onderwysinghe in de christelicke Leere, mitsgaders de ceremonien, ghebeden ende den Sieckentroost, by Aelbert Hendriexz", 1571 (Delft). Ist diese „kleine Ziekentroost" daher schon im letztgenannten Jahre, als der niederländischen Liturgie angehörig betrachtet, so ist ihre Abfassung wenigstens etwa um 1569 zu setzen, man wird daher nicht irren, wenn man die Abfassung der älteren und ausführlicheren Redaction bis 1567 oder 1568 zurückversetzt. Diese Schrift ist in mancher Hinsicht eine treffliche Arbeit und zeigt uns, wiewol im Ganzen im calvinistischen Sinne abgefaßt, den Verfasser als einen milden und gemüthvollen Mann. Man betrachtete sie als die einzige schriftstellerische Arbeit Hillenius', bis Doedes eine vollständige Ausgabe von Hillen's Werken entdeckte. Diese enthält „den Sieckentroost (groote en kleine) midtsgaders sommige christelicke gebeden, also oc een christelick sermoen tot dien propooste dienende ende een troostelick gesanck

tot Leyden voor Jacob Adriaensz, Boeckvercooper, woonende in Sint Joris“, Anno 1596, und hat für die Kenntniß der damaligen Kanzelberedtsamkeit Werth, vermöge der darin sich befindenden Predigt über Apoc. 14, 13.

Glasius, Godgel. Nederl. und die dort genannten Quellen, besonders aber J. J. Doedes, Stemm. voor Waarh. en Vrede, Novr. 1873.

van Slee.

Hillenius: Cornelius H., um 1568 zu Norwich in England geboren, als seine Eltern Cornelius Jodoci H. (s. o.) und Digna van Dongen sich dort aufhielten, verdient wegen seiner Theilnahme an den remonstrantischen Streitigkeiten und seines Verhaltens zur Kirchenverfassung der Provinz Drenthe Erwähnung. Um 1589 Prediger zu Uitgeest und Akersloot, nachher 1591 zu Hillegondsberg und seit 1596 zu Alkmaar, war er stark betheiligt an den Zwistigkeiten, welche dort um 1609 durch Venator veranlaßt wurden. Ungeachtet der Absetzung seiner vier Collegen und der Entfernung der Gegner Venators aus dem Kirchenrathe durch den Magistrat, beharrte er in seinem kräftigen Widerstand und verweigerte die Anerkennung der neu erwählten Kirchenrathsglieder. Darüber verlor er 1610 sein Amt und wurde aus der Stadt verbannt. Einige Zeit hielt er sich noch im Dorfe Koedyk in der Nähe Alkmaars auf, wo er vor seinen Anhängern predigte. Ein scharfer Befehl der hohen Regierung untersagte ihm aber schon 1611 dieses Verfahren, weshalb er sich nach Amsterdam zurückzog. Als tüchtiger contra-remonstrantischer Theolog wohnte er den Versammlungen dieser Partei 1612 im Haag und 1615 und 1616 zu Amsterdam bei. Damals war er schon seit 1612 Prediger zu Gröningen und stieg beim Grafen Wilhelm Ludwig von Nassau zu hohem Ansehen empor. Von diesem erhielt er 1613 den Auftrag, die Kirchenverfassung in der Provinz Drenthe anzuordnen, und stand ihr bis zum Tode dieses Fürsten (1620) als Superintendent vor. Diese neue Kirchenverfassung, welche ohne Nachfolge in der niederländischen Kirche geblieben ist, war aber den Predigern der Provinz durchaus zuwider. Sie fügten sich nur widerwillig unter die Oberaufsicht eines Superintendenten, welcher nicht zu den Predigern ihrer eigenen Provinz gehörte. Dennoch darf man dem H. das Lob nicht absprechen, daß er die ihm übertragene Gewalt sanftmüthig und ohne Herrschsucht ausübte und der Kirche der Provinz Drenthe manches Gute brachte. Der Tod des Grafen Wilhelm Ludwig hatte aber die Aufhebung der Superintendentstelle für Drenthe zur Folge. Gröningen schickte ihn 1618 zur Nationalsynode nach Dordrecht, doch trat er in dieser Kirchenversammlung nicht besonders hervor. Er starb 1632 zu Gröningen.

Glasius, Gesch. der Ned. Synode, I. 164, II. 49. Glasius, Godgel. Nederl. Van der Aa, Biogr. Woordenb. und die dort erwähnten Quellen.

van Slee.

Hiller: Friedrich Conrad H., geistlicher Liederdichter, geb. 1662 in dem damals württembergischen, jetzt badischen Dorfe Unteröwisheim bei Bruchsal, † am 23. Januar 1726 als herzoglicher Kanzleiadvocat in Stuttgart, Sohn von Joh. Phil. H. und Agnes Katharina geb. Datten. Einer angesehenen Beamtenfamilie entstammend, studirte er Rechtswissenschaft in Tübingen (1680), wurde Licentiat beider Rechte und erhielt um 1685 die oben genannte Stelle. Getreu der Tradition seiner Familie, selbst von Herzen fromm, war er schon als Student seinen Studiengenossen ein Vorbild der Gottesfurcht, neben seiner juristischen Thätigkeit „begehrte er Christo in seinem Reich zu dienen“. Ein Ausdruck dieser Frömmigkeit sind die zahlreichen geistlichen Lieder, „durch welche er sich in seinem Christenthum erbauen wollte“. „Nicht unter die Poeten, wohl aber unter die Liebhaber eines reinen natürlichen Teutschen Verses“ wollte er dabei gezählt werden. 1711 gab er eine Sammlung von 172 derselben heraus, mit

Musikbegleitung von dem württembergischen Capellmeister Joh. Georg Christian Störl unter dem Titel „Denck-Mahl der Erkenntniß, Liebe u. Lob Gottes, in neuen geistlichen Lidern auch Arien u. Cantaten nach Anleitung deß Catechismi Lutheri, ingleichem Sonn- Fest- u. Feyer-täglicher Kirchen-Texte", Stuttg., T. Treu, 1711. Die bekanntesten derselben sind die in viele Gesangbücher übergegangenen Lieder: „O Jerusalem, du schöne" ꝛc. und „Ruhet wohl, ihr Todtenbeine". Seiner Ehe mit Maria Margaretha Zorer (c. 1686) entsproßten mehrere Kinder (jedenfalls drei Töchter), von welchen die älteste, Juliane Rosine, geb. am 21. Juni 1687 in Stuttgart, verheirathet am 2. Juli 1733 mit M. Joh. Gottlieb Neuheuser, in einer kurzen Selbstbiographie die besten Notizen über die wenig bekannte Lebensgeschichte ihres Vaters gibt.

S. ihre Leichenrede, geh. im Januar 1757 von Phil. Dan. Burk. Sonst vgl. Koch, Geschichte des Kirchenliedes, III. Aufl., 1, 5, S. 59.

Theodor Schott.

Hiller: Gottlieb H., Naturdichter, geb. am 15. October 1778 zu Landsberg in Sachsen, kam nach dem Tode seines Vaters jung nach Cöthen, dichtete 10 Jahre alt schon kleine Lieder, welche arme Kinder auf der Straße sangen, beschäftigte sich mit Lehmsteinstreichen und Taubennesterflechten und besuchte erst in seinem 12. Jahre die Elementarschule in Cöthen. Nach der Confirmation stand er bis zum 20. Jahre bei Fuhrleuten als Knecht in Dienst und half seinem Stiefvater beim Arbeiten als Tagelöhner. Nebenbei las er fleißig, namentlich Wieland's Schriften, und verfertigte kleine Gelegenheitsgedichte, welche in weiteren Kreisen bekannt wurden und die Aufmerksamkeit des Regierungsraths Bäntsch in Cöthen auf sich zogen. Dieser veranlaßte den Druck einiger derselben, welche Beifall erhielten. Hierdurch ermuthigt gab H. im J. 1805 Gedichte und Selbstbiographie mit seinem Bildnisse und einer Vorrede von Bäntsch heraus. Ein zweiter Theil „Reisen und Gedichte" folgte 1807. Noch im J. 1822 erschien in Königsberg eine vierte Auflage. Von dem Ertrage dieser Schriften und zahlreicher Unterstützungen lebend, machte H. mehrere Reisen, privatisirte dann in Ratibor in Oberschlesien, später zu Bernau bei Berlin, wo er am 9. Januar 1826 starb. Selbst Goethe nahm die Hiller'schen Gedichte mit „billigem Urtheil" auf. (Tag- und Jahreshefte zum J. 1806, Nr. 595 der Hempel'schen Ausg.)

Meusel's G. T. N. Nekrolog 1826.

Spehr.

Hiller: Johann Adam H., Musiker, nach seiner 1784 verfaßten Autobiographie (s. u.) geb. am 25. December 1728 zu Wendischossig bei Görlitz, † am 16. Juni 1804 zu Leipzig. Sein Vater, Schulmeister und Gerichtsschreiber des Orts, nannte sich eigentlich Hüller. Diesen verlor der Knabe schon in seinem sechsten Jahre und nur fremde Unterstützung nebst einigem Erwerb Hiller's als Choralist machte es seiner Mutter möglich, ihn 1740—45 die Görlitzer Schule besuchen zu lassen. Dann aber mußte er sich einige Zeit als Schreiber sein Brod erwerben, kehrte jedoch dem inneren Drange folgend dennoch bald zum Studium zurück. Da er nicht nur ein wohl geübter Sänger war, sondern auch das Clavier und verschiedene andere Instrumente leidlich spielte, ward er in Dresden in das Alumneum der Kreuzschule aufgenommen. Mit einem an gesundheitswidrige Ueberanstrengung grenzenden Eifer wandte er jetzt alle Zeit, welche ihm die Schularbeiten und der tägliche Chorgesang übrig ließen, auf musikalische Studien, gefördert durch K. F. Abel (s. Bd. I. S. 13) und namentlich durch Homilius, den damaligen Cantor der Kreuzschule, der ihm im Clavier- und Generalbaßspielen Unterricht gab. Als Hauptmittel zum theoretischen Selbststudium dienten ihm daneben Graun'sche und Hasse'sche Partituren, die er sich abschrieb (die Berliner Bibliothek besitzt eine Anzahl solcher von ihm gefertigter Abschriften Hasse'scher Opern). Hasse, dessen Werke er in Dresden in vorzüglichen Auf-

führungen hören konnte, ward überhaupt der Gegenstand seiner höchsten Bewunderung. Er componirte auch selbst schon mancherlei. 1751 bezog er, um die Rechte zu studiren, die Universität Leipzig, wo er von Gottsched und Gellert freundlich aufgenommen und gefördert ward. Seinen Unterhalt erwarb er hauptsächlich durch Chorsingen, Orchesterspiel und Musikstunden, setzte daneben seine eigenen musikalischen Studien eifrig fort und trat auch mit einigen Beiträgen zu den „Erweiterungen der Erkenntniß und des Vergnügens“ als Dichter und Musikschriftsteller auf. Nach Ostern 1754 übernahm er eine Hofmeisterstelle bei dem jungen Grafen Heinrich Adolf Brühl, einem Neffen des Ministers. Mit diesem seinem Zögling verlebte er nun theils auf dessen väterlichem Gute, theils in Dresden und zuletzt in Leipzig, wohin er den Studenten begleitete, glücklichere und sorgenlosere Tage, als bisher. Nur steigerten sich die Schwindelanfälle, an denen er litt, dergestalt, daß er im Januar 1760 seinen Abschied nahm. Auf eine ihm gewährte kleine Pension verzichtete der ängstlich gewissenhafte Mann schon nach einem Jahre wieder, da er trotz der Kriegsunruhen die Möglichkeit fand, sich durch fabrikmäßig betriebenes Uebersetzen aus dem Französischen zu ernähren (vgl. Meusel, G. T., Bd. 3). Seine Composition blieb inzwischen hauptsächlich dem Lied und der Cantate zugewandt. Unter dem Titel „Musikalischer Zeitvertreib“ veranstaltete er damals eine periodische Sammlung von Musikstücken, die insofern Interesse hat, als, wie es scheint, sie die Anregung zu manchen bald folgenden ähnlichen Unternehmungen Anderer gegeben hat: zu dem „Musikalischen Allerlei“, „Musikalischen Mancherlei“, „Musikalischen Vielerlei“ (letzteres von Ph. Em. Bach), den „Unterhaltungen“, „Année musicale“ ꝛc. — Im Sommer 1762 errichtete H. in Leipzig, da das sogen. „öffentliche Concert“ in den „drei Schwanen“ über die Kriegsunruhen ins Stocken gerathen war, ein „Concert“ (d. h. ein Concertunternehmen) auf Subscription und setzte es fort, bis 1763 das „große Concert“ wieder begann. Dessen Direction ward aber nun H. übertragen; auch componirte er für dasselbe einige Sinfonien, Partien und Cantaten. Um dem Concerte zu besseren Sängern zu verhelfen, verlegte er sich zugleich darauf, sowol Choristen als Solisten auszubilden; unter seinen ersten Schülerinnen finden wir zwei bald hochgefeierte Namen, Corona Schröter und die Schmehling, nachmalige Mara; beide für das „Concert“ engagirt.

Um diese Zeit ward H. zugleich in eine andere, sehr folgenreich gewordene Thätigkeit gezogen. An allen deutschen Bühnen herrschte damals ausschließlich die italienische Oper; eine deutsche Oper gab es nicht. Die verheißungsvollen Anfänge einer solchen, welche um den Beginn des Jahrhunderts von Hamburg ausgingen, waren längst wieder eingeschlafen. Den damaligen Wiener Burlesken mit Gesang kann man den Namen auch nur der Operette kaum zugestehen. Da kam der Theaterprincipal Koch in Leipzig 1765 auf den Einfall, das von Weiße 1762 nach Coffey's „The devil to pay“ unter dem Namen „Der Teufel ist los oder die verwandelten Weiber“ mit dem Nachspiel „Der lustige Schuster“ verfaßte und von Standfuß mit Musik versehene Singspiel in einer neuen Weiße'schen Bearbeitung wieder aufzuführen. Er forderte H. auf, die neu eingelegten 29 Gesänge dazu zu componiren. Diese Arbeit erfreute sich eines solchen Beifalles, daß sie thatsächlich der Ausgangspunkt der deutschen Oper geworden ist. H. selbst schrieb in den nächsten Jahren noch eine Reihe solcher Singspiele: „Lisuart und Dariolette“ (von Schiebeler, 1767), „Lottchen am Hofe“ (1767), „Die Liebe auf dem Lande“ (1768), „Die Jagd“ (alle drei von Weiße, letztere 1769, nach Schwan's „Die Jagdlust Heinrichs IV.“ und dieses wieder nach Collé's La partie de chasse de Henri IV.), „Die Muse“ (von Schiebeler), „Die Schäfer als Pilgrime“, „Der Dorfbarbier“ (unter Mitarbeit Neefe's, 1770), „Der Erndtekranz“ (von Weiße, 1771), „Der Krieg“, „Die Jubel-

hochzeit", „Das Grab des Mufti", „Poltis oder das gerettete Troja". Die zwei oder drei ersten dieser Singspiele sah Goethe während seiner Leipziger Studentenzeit unter dem ersten frischen Eindruck ihres Erscheinens auf der Bühne; offenbar dankt er ihnen seine bekannte, auch dichterisch so fruchtbar gewordene Vorliebe für das Singspiel. Er besuchte damals H., um sich von ihm über diese neue Erscheinung belehren zu lassen; doch wußte H. (wie Goethe später schreibt, Hempel'sche Ausgabe, Bd. 28, S. 759) „mit seiner wohlwollenden Zudringlichkeit, mit seiner heftigen, durch keine Lehre zu beschwichtigenden Lernbegierde sich so wenig als Andere zu befreunden". Zu kämpfen hatte übrigens H. bei seinem Unternehmen nicht nur mit dem Theaterprincipal, der die Musik auf der untersten Stufe des Populären festgehalten wissen wollte, „so daß jeder Zuschauer im Stande wäre, allenfalls mitzusingen", sondern noch mehr mit der Unzulänglichkeit der Gesangskräfte. Denn von einem eigenen Opernpersonal war auf der deutschen Bühne damals noch keine Rede; hielt doch Goethe es noch 1808 für nöthig, die völlige Verschiedenheit der Oper vom Schauspiel zu betonen, als er die Trennung beider an seiner weimarischen Bühne in einem amtlichen Schreiben in Vorschlag brachte (l. c. Bd. 27, Abth. 2, S. 41 ff.). Man verlangte eben einfach vom recitirenden Schauspieler eine ausreichende musikalische Bildung. Dabei legte man denn freilich einen äußerst bescheidenen Maßstab an. Bei den Hiller'schen Opern, meint Goethe in dem eben erwähnten Schreiben, braucht man eigentlich gar keine Sänger, um sie ganz leidlich vorzutragen. Das Gleiche sagt in der That H. selbst: „Das Theater — schreibt er — hatte gar keine eigentlichen Sänger und Sängerinnen, sondern wer von Natur eine leidliche Stimme und ein bischen Tactgefühl hatte, unternahm es in den Operetten zu singen." Was die Musik dabei verlor, kam freilich auf der anderen Seite der Darstellung wieder zu gut: unsere heutigen Opernsänger können in der Regel umgekehrt jene ältere Operette nicht singen, weil sie sie nicht zu spielen verstehen.

Aus dem Gesangunterricht Hiller's erwuchs allmählig eine ordentliche Schule. 1775 errichtete er eine „Musikübende Gesellschaft", welche sich bereits an Händel'sche Werke wagen durfte, und dies wieder führte ihn zu der Einrichtung sogenannter Concerts spirituels, welche der Vorführung von Oratorien und geistlichen Musiken in der Advent- und Fastenzeit gewidmet waren und in denen sich H. namentlich um die Wiedererweckung Händel's in Deutschland große Verdienste erworben hat. 1778 ging das „öffentliche Concert" in seiner bisherigen Gestalt zu Grabe. Nun aber ward im Gewandhaus ein neuer größerer Concertsaal erbaut und eine Gesellschaft von 12 Vorstehern übernahm Hiller's Musikinstitut, indem sie ihn selbst zum Dirigenten mit 400 Thalern Gehalt ernannte. Zu Michaelis 1781 eröffnete er also die bis heute blühenden und hochberühmten „Gewandhaus-Concerte". Inzwischen war er 1779 von der Akademie zum Musikdirector an der Paulinerkirche, und ward 1784 vom Rath zum Musikdirector an der Neuen Kirche ernannt. Bei der Pensionirung von Doles endlich im J. 1789 ward H. dessen Nachfolger als Cantor an der Thomasschule. In solcher Stellung wirkte er in fast jugendlicher Frische und mit voller Freude auch an den neuen Erscheinungen in der Musik, wie an Mozart, bis zu seiner Pensionirung im J. 1801. — Eine erfreuende Episode seines Lebens bildete eine Reise nach Kurland im J. 1782. Er war vom Herzog eingeladen worden, zwei von ihm ausgebildeten Sängerinnen dorthin das Geleit zu geben und ward wie vom Herzog so im v. der Recke'schen Hause mit großer Auszeichnung empfangen. 1786 führte er in Berlin den Messias mit einer bis dahin dort nicht gekannten Massenhaftigkeit des Chors und Orchesters auf. — Verheirathet war er schon seit dem Jahre 1765.

Die Zahl seiner Compositionen ist eine recht beträchtliche. Seine Lieder, von denen mehrere Sammlungen erschienen, waren sehr beliebt. Sie sowie die

Melodien seiner Singspiele hörte man bald an allen Clavieren. Erinnern sich doch selbst unter der lebenden Generation die Aelteren noch heute seiner Melodie zu Weiße's „Als ich auf meiner Bleiche“. Von seinen schätzenswerthen musikalischen Schriften verdienen besonders genannt zu werden: die „Anweisung zum musikalisch richtigen und zum musikalisch zierlichen Gesange“ (1774 und 1780); die „Wöchentlichen Nachrichten“, 4 Bde. (1766—70); die „Lebensbeschreibungen berühmter Musikgelehrten und Tonkünstler“, 1. (einziger) Band 1784, darin am Schluß die Selbstbiographie des ebenso bescheidenen wie achtungswerthen Künstlers. Ein Mann nicht von hohen Gaben, aber von begeistertem und einsichtigem Streben, der sich zwar nicht durch Werke von dauerndem Werth, wohl aber durch das Erkennen und Einschlagen richtiger Wege zur Steigerung des Musiktreibens in seiner nächsten Umgebung an Gehalt und Technik unvergängliche Verdienste um das deutsche Musikleben überhaupt erworben hat.

v. Liliencron.

Hiller: Johann Freiherr v. H., wurde am 10. Juni 1754 (?) zu Brody in Gallizien geboren. Der Vater war Oberst und zuletzt Platzcommandant in Brody, ihm war 1772 der einfache Adel nach 45jähriger Dienstzeit verliehen, 1726 war er als gemeiner Soldat in die österreichische Armee eingetreten. (Die Angabe des Brockhaus'schen Conversationslexicons und anderer Werke, H. sei mit dem Freiherrn Hiller v. Gärtringen verwandt, ist unrichtig.) H. trat 15 Jahre alt in das Infanterieregiment Sachsen-Hildburghausen Nr. 8, war 1763 Lieutenant im Würtembergischen Dragonerregiment, 1774 Capitän im Warasdiner Grenzregiment; in diesem nahm er mit Auszeichnung an dem Türkenkriege Theil, wurde Major und Oberstlieutenant und erhielt für seine ausgezeichnete Bravour bei der Erstürmung von Novi 1788 den Maria-Theresien-Orden, den ihm Feldmarschall Loudon selbst an die Brust heftete. Für seine Leistungen bei der Belagerung von Gradiska 1789 wurde er Oberst, 1790 wählte ihn Loudon zu seinem General-Adjutanten; nach dem in demselben Jahre erfolgten Tode des Feldmarschalls kehrte H. zu seinem Regimente zurück, wurde 1794 Generalmajor und im folgenden Jahre General-Kriegs-Commissär bei der Armee in Italien. 1796 erhielt er eine Brigade bei der Rheinarmee, mußte aber in demselben Jahre seiner Gesundheit wegen den Abschied nehmen und trat erst 1798 bei der Armee, die damals am Lech stand, wieder ein. In der Schlacht bei Zürich 1799 warf er an der Spitze eines Regiments den Feind aus dem Walde, erhielt aber einen Schuß in die Kniescheibe und hinkte seitdem. Als die Russen sich zurückzogen wurde er zu Suworow und Korsakow geschickt, um den Rückzug zu hintertreiben, doch blieb seine Sendung erfolglos — er wurde, schon im September zum Feldmarschall-Lieutenant befördert, Commandant eines Corps im nördlichen Tirol. 1801 nach dem Frieden wurde er nach Agram versetzt, dann als Militär-Commandant nach Innsbruck, 1805 wurde er zum commandirenden General in Tirol und Vorarlberg ernannt. Bei dem Ausbruch des Krieges hatte er die Eingänge von Tirol zu vertheidigen und durch Demonstrationen auf dem rechten Ufer der Etsch die österreichische Armee in Italien zu unterstützen. Nach der Capitulation von Ulm sollte er sich mit der Hauptarmee unter Erzherzog Karl vereinigen, was er durch einen geschickten Rückzug nach Cilli ausführte. Er führte dann die Avantgarde des Heeres. Nach dem Waffenstillstand wurde er Militär-Commandant in Salzburg und Oberösterreich, 1807 als commandirender General zur Karlsstadt-Warasdiner Militärgrenze versetzt. Bei Ausbruch des Krieges wurde H. der Befehl über das sechste Armeecorps, dann noch über die fünfte Armeeabtheilung und das zweite Reservecorps übertragen, so daß er alle Truppen in Oesterreich ob der Enns — 64 Bataillone und 64 Escadrons — commandirte. Am 20. April griff ihn Napoleon bei Landshut an und drängte ihn zurück, —

bald darauf schlug H. Bessières bei Neumarkt (für diesen Sieg erhielt er das Commandeur-Kreuz des Maria-Theresien-Ordens), bei Eckmühl glückte es Napoleon das feindliche Heer zu trennen. H. führte seine Armee in Ordnung über Burghausen nach Linz zurück, hielt sich tapfer am 3. Mai bei Ebelsberg gegen die Angriffe der Franzosen, ging aber dann bei Mautern auf das linke Donauufer. Am 16. Mai hatte er ein Gefecht mit Lannes zu bestehen und vereinigte sich, nachdem Wien capitulirt hatte, an demselben Tage mit Erzherzog Karl. In der Schlacht bei Aspern (21. und 22. Mai) führte H. den äußersten rechten Flügel bei Stammersdorf und warf nach hartnäckigen Kämpfen den Feind aus Aspern. Ebenso erbittert war das Gefecht in der Au. In der Nacht blieben Hiller's Truppen unter Gewehr auf dem Kampfplatze. Am folgenden Tage erneuten die Franzosen die Angriffe. Neunmal wurde Aspern von den Franzosen genommen und wieder verloren, schließlich aber von H. behauptet. Für seinen ruhmvollen Antheil an dem glänzenden Siege wurde er zum Feldzeugmeister ernannt und erhielt eine Dotation von 50 000 Gulden. Bald erkrankte er und konnte an der Schlacht bei Wagram nicht theilnehmen. Nach dem Frieden wurde H. commandirender General in Croatien, 1811 in Slawonien und Syrmien. Bei dem Ausbruch der Befreiungskriege 1813 erhielt er den Befehl über das Heer von Inner-Oesterreich, das später den Namen der Armee von Italien erhielt und nur die Stärke von 32 000 Mann und 120 Geschützen, dem überlegenen Beauharnais gegenüber, besaß. H. sollte Illyrien erobern, sich aber sonst defensiv verhalten. Von Klagenfurt aus drängte er den Feind im October und November über Tarvis und Vicenza nach Verona, aber es glückte ihm nicht Trient und Verona zu nehmen. Mitte December übernahm Graf Bellegarde den Oberbefehl. H. verließ erkrankt die Armee, wurde aber 1814 zum commandirenden General in Siebenbürgen, bald darauf in Gallizien ernannt; am 5. Juni 1819 starb er nach langem Leiden in Lemberg. Der „Radetzky seiner Zeit“ wurde von seinen Soldaten wie ein Vater geliebt, er sorgte treu für sie, war im Kampfe kaltblütig, umsichtig und kühn, im gleichen Maße erwarb er sich die Liebe der Bewohner. Die Stände setzten ihm in Lemberg nach seinem Tode ein Denkmal. Kärnthen, Steyermark und Tyrol ernannten ihn zum Landstande und Herrn, die Schweizer schon 1799 zum Gotteshausmann in St. Gallen. Er war in den österreichischen Freiherrnstand erhoben, mit Patent vom Jahre 1789, war Inhaber eines Infanterieregiments und seit 1807 hatte er die Würde eines geheimen Raths.

v. Wurzbach, Biographisches Lexicon des Kaiserthums Oesterreich. Ritter v. Rittersberg, Biographien österreichischer Feldherrn. Hirtenfeld, Oesterreichisches Militär-Conversations-Lexicon. Ersch und Gruber, Allgemeine Encyclopädie. v. M.

Hiller: Matthäus H., evangelischer Theolog, geb. am 15. Februar 1646 zu Stuttgart als Sohn eines württembergischen Regierungssecretärs, gest. am 3. Febr. 1725. Er besuchte die Schule zuerst zu Stuttgart, kam 1662 auf die Klosterschule zu Hirschau, 1664 auf die theologische Vorschule zu Bebenhausen und schloß seine Studien seit 1666 auf dem theologischen Stift zu Tübingen ab. Nachdem er 1669 Magister geworden war, warf er sich von nun an mit ganzem Eifer auf die Theologie und wählte zu seinem Hauptfach die Bibelforschung. 1673 wurde er Repetent am theologischen Stift, war 1676 in Canstatt und im Jahre darauf auch in Stuttgart aushilfsweise als Prediger thätig und wurde 1677 Diaconus zu Herrenberg, 1685 aber Professor und Prediger an dem Kloster Bebenhausen. Von hier wurde er 1692 nach Tübingen berufen als Professor der Logik, Metaphysik und hebräischen Sprache, welches Amt er 169? mit einer Professur der Theologie, der griechischen und der morgenländischen

Sprachen vertauschte. Zugleich wurde er Ephorus des theologischen Stifts und Pädagogarch, später auch designirter Abt zu Herrenalb. 1716 legte er jedoch, da er zum Abt zu Königsbrunn ernannt war, seine Aemter in Tübingen nieder und benutzte die ihm in seiner neuen Stellung vergönnte Muße zu fleißigem wissenschaftlichen Schaffen, bis der Tod diesem ein Ende setzte. H. war ein tüchtiger Kenner der hebräischen Sprache und hat sich um die grammatische und lexikalische Behandlung derselben sowie um die Erforschung des alten Testaments, auch in sachlicher Beziehung verdient gemacht. Seine bedeutenderen Schriften sind: „Sciagraphia grammaticae Ebraeae“, 1674, ed. 2. 1675; „Lexicon Latino-Ebraicum“, 1685; „De arcano Kethib et Keri“, 1692; „Onomasticum sacrum bipartitum“, 1704, ed. 2. 1706, ed. 3. 1712; „Institutiones linguae sanctae“, 1711 und mehrfach später, zuletzt 1760; „Hierophyticon sive commentarius in loca scripturae sacrae quae plantarum faciunt mentionem“, 1725. Eine Sammlung kleinerer Schriften gab er unter dem Titel: „Syntagmata hermeneutica“, 1711 heraus; neue Ausgabe derselben von Rümelin 1728.

Vgl. seine Lebensbeschreibung von Sal. Pfister in der Vorrede zu Hiller's Hierophyticon. Redslob.

Hiller: Philipp Friedrich H., der bekannte Dichter geistlicher Lieder aus der Bengel'schen Schule, wurde am 6. Januar 1699 in Mühlhausen an der Enz geboren, wo sein Vater, Johann Jacob H., Prediger war. Nachdem er diesen schon im J. 1701 verloren hatte, heirathete seine Mutter im J. 1706 den Bürgermeister zu Vaihingen an der Enz, Philipp Friedrich Weiß, der ihn christlich erzog und zum geistlichen Stande bestimmte. Vom J. 1713 an besuchte er die Klosterschulen zu Denkendorf und Maulbronn; in der ersteren wurde J. A. Bengel sein Lehrer. Nachdem er darauf vom J. 1719—1724 in Tübingen Theologie studirt hatte, wurde er nacheinander an vier Gemeinden Vicar und lebte dann vom J. 1739 an zwei Jahre als Hauslehrer bei dem Marktvorsteher v. Müller in Nürnberg. Im Herbst 1731 wieder nach Württemberg zurückgekehrt, ward er zunächst wieder Vicar in Heßgen, dann im J. 1732 Pfarrer in Neckar-Gröningen, 1736 in seinem Geburtsort Mühlhausen und von hier ward er im J. 1748 nach Steinheim bei Heidenheim versetzt, wo er bis zu seinem im J. 1769 am 24. April erfolgenden Tode verblieb. Schon im dritten Jahre seiner Wirksamkeit in Steinheim verlor er seine Stimme, so daß er nicht mehr selbst predigen konnte, sondern sich durch einen Vicar vertreten lassen mußte. Hierdurch hatte er anfänglich mancherlei Widerwärtigkeiten in der Gemeinde zu bestehen, die er aber durch seine treue Wirksamkeit als Seelsorger und durch Bibelstunden in seinem Hause, zu denen seine heisere Stimme ausreichte, überwand. Besonders aber hat der „stimmlose Pfarrer“ durch seine Lieder weit über seine Gemeinde hinaus und bis in unsere Tage eine große geistliche Wirksamkeit ausgeübt; er ist, wie sein Landsmann Koch (siehe unten) sagt, „der geistliche Hauptsänger des evangelischen Alt-Württembergs und erfüllte den Beruf, die Forschungen und Gaben Bengel's der Kirche und dem Volksleben vermittelst der Dichtkunst anzueignen.“ Hat doch Gustav Schwab ihn als Liederdichter Paulus Gerhardt an die Seite gesetzt und Albert Knapp, der ihn besonders hoch stellte, rühmt wol mit Recht an ihm gerade auch im Vergleich mit anderen, die als geniale Dichter über ihm stehen, seine klare Schriftmäßigkeit und biblische Einfalt, seine Vielseitigkeit und seine Kürze und Besonnenheit, „welche die Schrift und deren Kernsinn nie zu übertreiben sucht und besonders auch die Liebe zu Gott und Christo mit geziemender Ehrerbietung und nüchterner Würde verbindet“ (vgl. Koch a. a. O.), wodurch er sich namentlich vor gleichzeitigen Dichtern aus pietistischen und herrnhutischen Gemeinden auszeichnet. Jedenfalls hat H. trotz geringerer poetischer Begabung durch seine Lieder einen Einfluß gewonnen, wie kaum ein anderer Sänger, vor allem bei Württembergern in ihrer

Heimath und außerhalb derselben (in Nordamerika, Rußland u. s. f.), und von seinen zahlreichen Liedern haben sich die bedeutenderen auch in weiteren Kreisen Eingang zu verschaffen gewußt und sind vielerwärts in Gemeindegesangbücher aufgenommen, und ihre innere Wahrheit, die Echtheit seines Glaubens wird sie nicht vergessen werden lassen. H. begann schon zu Nürnberg seine dichterische Thätigkeit; veranlaßt durch eine Gerhardt'sche Bearbeitung eines Gebetes aus Johann Arnd's Paradiesgärtlein, brachte er alle Gebete dieser Sammlung in Lieder. Vor allem hat er dann aber in Steinheim, als er nicht mehr predigen konnte, durch die Lieder, die er dichtete, zu wirken gesucht; hier entstanden unter anderen die beiden Sammlungen, die er nach dem Vorgange des Bogatzky-schen Schatzkästleins „Geistliche Liederkästlein" nannte; sie enthalten für jeden Tag des Jahres neben einem Spruch aus der heiligen Schrift und einer ganz kurzen, kernigen Erklärung desselben ein kurzes Lied und sind als häusliches Erbauungsbuch oft aufgelegt und noch weit verbreitet. Die erste Sammlung, welche 366 kleine Oden zum Lobe Gottes umfaßt, erschien zuerst im J. 1761; die zweite, Betrachtung des Todes, der Zukunft Christi und der Ewigkeit betitelt, im J. 1767. Außer diesen bekanntesten gibt es noch eine Reihe anderer Erbauungsschriften von H. sowohl in Versen als in Prosa. Manche seiner Lieder haben in spätern Ueberarbeitungen, z. B. von Diterich, neuerdings von Knapp, Verbreitung gefunden; zu den in ihrer ursprünglichen Fassung allgemein bekannten gehören die Lieder: „Mir ist Erbarmung widerfahren", „So lang ich hier noch walle", „Nacht und Schlaf ist jetzt zurücke", „Weicht ihr Berge, fallt ihr Hügel" ꝛc.

Eine kurze Autobiographie Hiller's ist abgedruckt in (O. F. Hoerner) Nachrichten von Liederdichtern des Augsburgischen Gesangbuches, 2. Auflage. Schwabach 1775, S. 120 ff. — Koch in Piper's evangelischem Kalender 1853, S. 199 ff. und Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., Bd. 5 S. 107 bis 126; hier S. 116 ff. die oben citirten Aussprüche von Schwab und Knapp. Wagenmann in den Jahrbüchern für deutsche Theologie, 15. Band, 1870, S. 225 ff. und in der theologischen Realencyklopädie von Herzog und Plitt, 2. Auflage, Band 6, S. 116. Die Hiller'schen Lieder gab Ehmann, Reutlingen 1844, nebst einem Abriß seines Lebens heraus.

Bertheau.

Hiller von Gaertringen, ein altes bis zum 14. Jahrhundert in Graubünden angesessenes reichsritterliches Geschlecht, welches in drei aufeinander folgenden Generationen dem preußischen Heere hervorragende Generale gab:

Johann Rudolf, Baron v. H. G. stand ursprünglich in württembergischem Dienste, trat dann in den Preußens über, war 1794 Generalmajor, Chef eines Infanterieregiments (Tschepe), Ritter des Ordens Pour le mérite und starb 1799.

Johann Friedrich August, Baron v. H. G., Sohn des vorigen, stand 1806 als Stabscapitän bei dem Regiment von Lettow. 1811 zum Major und ersten Adjutanten des kommandirenden Generals v. Grawert ernannt, nahm er in dieser Stellung am kurländischen Feldzuge Theil, erwarb den Orden Pour le mérite und übernahm endlich die schwierige preußische Commandantur der damals von den Franzosen besetzten Festung Spandau. Im J. 1813 wurde H. als Major Commandeur einer Grenadierbrigade, erhielt das Eiserne Kreuz 1. Classe, wurde während des Waffenstillstandes zum Commandeur der 1. Infanteriebrigade ernannt und an die Spitze der Infanterie der Avantgarde der schlesischen Armee gestellt, mit deren glänzender Geschichte, insbesondere mit der der Schlacht an der Katzbach sein Name ruhmvoll verbunden ist. In der Schlacht bei Möckern zerschmetterte ihm eine Kartätschkugel die Rechte, was

ihn nöthigte, in Dessau Heilung zu suchen. Aber schon beim Rheinübergange erschien H. wieder bei der Armee, wurde zum Oberstlieutenant befördert, erzwang im Gefechte bei Trilport den Marneübergang und nahm an dem Weitermarsch auf Paris Theil. Im J. 1815 wurde H. Commandant von Minden; beim Wiederausbruche des Krieges aber trat er als Oberst und Commandeur en Chef an die Spitze der 16. Infanteriebrigade bei der Rheinarmee. Als solcher griff er in dem Augenblicke der höchsten Krisis bei Belle-Alliance entscheidend und vernichtend ein. Hiller's Sturm auf Planchenoit beraubte den Kaiser Napoleon des letzten, von seinen Garden zähe festgehaltenen Stützpunktes, krönte den Flankenangriff Blüchers und war ein Stoß fast in den Rücken des Feindes. Er besiegelte die welthistorische Entscheidung. — Bei der großen Promotion in Paris wurde H. Generalmajor, 1816 Inspecteur der Landwehr und Commandant von Stettin, 1817 Divisionscommandeur in Posen. Zehn Jahre später wurde er zum Generallieutenant befördert. Im J. 1830 nahm er den Abschied, zog sich nach Schlesien zurück, erhielt 1850 den Charakter als General der Infanterie, 1853 den Schwarzen Adlerorden und starb 1856, bis zu seinem Tode in regstem Briefwechsel mit seinem vortrefflichen Sohne. — Ein Bruder (Jos. Rudolf), welcher 1816 Commandeur des 1. Dragonerregiments war und 1827 als Generalmajor pensionirt wurde, war schon 1831 gestorben.

Wilhelm, Freiherr H. v. G., der zweite Sohn des vorigen und des Frl. Adelgunde v. Hellen, wurde am 28. August 1809 zu Pasewalk geboren, wo sein Vater damals Etappencommandant war. Seine Mutter starb schon 1822. Ein Jahr später bezog H. die Ritterakademie zu Liegnitz; am 3. October 1826 trat er als Freiwilliger bei der 12. Compagnie des 1. Garde-Regiments zu Fuß in die Armee. Er wurde am 15. Mai 1818 zum Secondelieutenant befördert, besuchte von 1834 bis 1837 die Allg. Kriegsschule zu Berlin und fungirte 1840 bis 1842 als Adjutant der 2. Gardeinfanterie-Brigade. Der Fürsprache des Prinzen von Preußen gelang es, H. einen lange gehegten Wunsch zu erfüllen: es wurde ihm gestattet, mit den Lieutenants von Werder und v. Gersdorff auf drei Jahre nach dem Kaukasus zu gehen, um den dortigen Kämpfen beizuwohnen. In der Suite des russischen Generals Grabbe lernten die Offiziere die befestigten Plätze der kaukasischen Linie kennen, dann bei General Golowin die grusinische Kriegsstraße, und nach Ueberwindung eines schlimmen Gallenfiebers hatte H. das Glück, noch rechtzeitig zu dem Gefechte bei Hadschi-Jurt einzutreffen, in welchem er die Feuertaufe empfing. Später wohnte H. dem Kampfe bei Dissa-Jurt bei und recognoscirte vom Januar 1843 an die Linie des Kuban und die tscherkessische Küste des schwarzen Meeres. In den darauf folgenden Kämpfen gegen Schamyl schlossen sich die preußischen Offiziere der Avantgarde an; als Lieutenant v. Werder hierbei verwundet wurde, geleitete ihn H. zu seiner Wiederherstellung in die Bäder von Pätigorsk, eilte dann aber dem General Gurko an das kaspische Meer nach und nahm an 5 Gefechten im Daghestan Theil. Im Juni 1844 trafen die preußischen Offiziere wieder in Berlin ein, und H. überreichte in 2 stattlichen Quartbänden dem Prinzen von Preußen eine Reihe eingehender Berichte über die militärische Lage des Kaukasus. Der König verlieh ihm den Johanniterorden, der Kaiser von Rußland den St. Wladimirorden 4. Classe mit Schwertern. Am 18. Juni 1846 ernannte ihn der König unter ehrendem Gedenken der Waffenthat von Planchenoit zu seinem Flügeladjutanten und am 15. October zum Hauptmann. Bald darauf erhielt er den Charakter als Major. Vom Juni bis September 1849 befand sich H. im Hauptquartier des Prinzen von Preußen während des Feldzugs gegen die badische Insurrektion und nahm Theil an den Gefechten bei Kirchheim Bolanden, Ubstadt, Durlach und Küppenheim. Am 22. März 1853 wurde H.

zum Oberstlieutenannt und am 18. Januar 1855 zum Commandeur des Königs-regiments (Nr. 2.) befördert, das er jedoch ein Jahr später mit dem 1. Garde-regiment zu Fuß vertauschte. Am 15. Oct. 1856 avancirte er zum Oberst. Im März 1859 wurde H. mit Führung der Besatzungsbrigade der Bundesfestung Mainz betraut, dann erhielt er, als Generalmajor, das Commando der 1. Gardeinfanterie-Brigade und zu Beginn des Jahres 1864 das der 15. Division in Köln. Am 25. Juni desselben Jahres wurde er Generallieutenant, und im Januar 1866 trat H. zu der Truppe, in welcher er herangekommen, abermals in nächste Beziehung, indem ihm das Commando der 1. Gardeinfanterie-Division übertragen wurde. Am 26. Juni 1866 überschritt diese Division bei Braunau die österreichische Grenze. Vergeblich bot H. Tags darauf dem kommandirenden General des I. Armeecorps bei Trautenau persönlich das Eingreifen seiner Division in das Gefecht an; er setzte daher seinen Marsch fort und erfocht am folgenden Tage den Sieg bei Burgersdorf. Am 29. begann der Weitermarsch gegen die Elbe, und Hiller's Avantgarde eroberte Königinhof, wo die Division Stellung nahm. In der Frühe des 3. Juli brach sie wieder auf, und da sie von allen Truppen der II. Armee zunächst des großen Schlachtfeldes von Königgrätz gelagert hatte, so betrat sie dasselbe auch zuerst, wobei H. so mächtig vorwärts drängte, daß er sich zuweilen vor den Husaren seiner Spitze befand. Kurz vor 12 Uhr traf die Avantgarde der Division Hiller bei Zizelowes ein, und nun begann jenes rapide Vorgehen gegen die Höhe von Chlum, welches für die Entscheidung der Schlacht von Königgrätz eine ganz ähnliche Bedeutung hatte wie im J. 1815 die Wegnahme von Planchenoit durch H. den Vater für die Schlacht von Waterloo. Stundenlang hielt der General in dem furchtbaren Feuer, welches während des immer neuen Ringens um Chlum die Höhe überschüttete; endlich in dem Augenblicke, als durch das Eintreffen der Spitze des I. Armeecorps die vollkommenste Sicherung der mit so kühner Entschlossenheit ergriffenen, mit so blutigen Opfern behaupteten Position verbürgt ward, trifft H. ein Granatsplitter. Er stirbt in unmittelbarer Nähe jener Füsilier-Compagnie des 1. Garde-Regiments bei der er einst den Fahneneid geleistet und in dem Augenblicke glorreicher Lösung einer selten bedeutungsvollen Aufgabe, die sich, wie es schien, vom Vater auf den Sohn vererbt hatte.

Vgl. Milit. Wochenbl. 3. Juli 1867. Jähns.

Hillesheim: Franz Karl Joseph von H., geb. zu Köln aus einer vornehmen Kaufmannsfamilie, starb auf seinem Landsitze zu Riehl bei Köln am 12. Nov. 1803 im Alter von 73 Jahren, war beider Rechte Doctor, Professor an der Kölner Universität, kurfürstlicher wirklicher geheimer Konferenzrath, Domkapitular und Kanonikus zu den Aposteln. Er galt zu seiner Zeit als der gelehrteste Kenner der Geschichte seines Heimathlandes und wurde besonders geschätzt durch seine Vorlesungen darüber. Mehrere von seinen Zuhörern herrührende Handschriften haben sich erhalten und sind von neueren Kölner Historiographen viel benutzt worden, selten jedoch mit Anführung der Quelle. Das Programm zu diesen Vorlesungen wurde 1791 gedruckt mit dem Titel: „Sätze und Fragen aus der Cölnischen Kirchen- und Staatshistorie, aufgestellt zu akademischen Vorlesungen". Außerdem hat v. H. nichts durch den Druck veröffentlicht. Merlo.

Hilliger: Oswald H., Jurist, geb. in Freiberg am 20. October 158?, gest. in Jena am 25. März 1619, studirte in Leipzig, Wittenberg und Jena, wo er 1606 zum Doctor promovirt ward. Nach längeren Reisen, auf denen er die meisten deutschen Universitäten besuchte und mit den hervorragenden Rechtsgelehrten Verbindungen anknüpfte, erhielt er 1616 eine juristische Professur in Jena und ward zum Assessor des sächsischen Hofgerichts ernannt. Nicht volle 3 Jahre hat er diese Aemter verwaltet; noch nicht 36jährig erlag er einer

schweren Krankheit. — Durch seinen Lehrer Wilhelm Valentin Forster in Wittenberg war er frühzeitig auf das Studium des Donellus hingewiesen, in dessen Commentarii juris civilis er bald das bedeutendste Werk der neueren Zeit erkannte. Indessen schien ihm die Weitläufigkeit der Deduction, die Breite des Stils, die spärliche Berücksichtigung fremder Meinungen, der Mangel litterarischen Apparats der Anerkennung und Verbreitung von Donellus' Werken in weiteren Kreisen hinderlich. Dem Allen soll sein „Donellus enucleatus“ abhelfen. Es ist ein in langjähriger mühseliger Arbeit entstandenes Werk, das im Text einen kurzgefaßten Auszug aus den Commentarii gibt, in den jedem Capitel beigefügten Noten theils Erläuterungen von H., theils massenhafte Allegationen aus der neueren juristischen Litteratur enthält. H. hat die „Bartolisten und Accursianer“ unberücksichtigt gelassen und dennoch 520 Schriftsteller benutzt! Der erste Band erschien 1610, der zweite 1613 (Jenae 4°.). Spätere Ausgaben Jena 1617. 4°. Leyden 1619 Fol. Antw. 1642 Fol. In der Ausgabe der Opera Donelli, Lucae 1762—70, fol., Florent. 1840—47. 8°. sind Hilliger's Noten mit abgedruckt. In den von Dom. Arumäus herausgegebenen Discursus academici de jure publico, Jenae 1616—1623 finden sich Vol. 2 Nr. 13. 30 zwei Abhandlungen von H. „De principis Romani potestate“ und „De feudis“.

Vgl. Agricola, Orat. funebris in hon. et mem. O. Hillegeri, Jenae 1619. 4°. Zeumer, Vitae Prof. Jenens. 2, 971. Vorrede und Dedication zum Donellus enucl. Stintzing, Gesch. d. d. Rechtswissenschaft, 1. Abth.

Stintzing.

Hillin, einer der hervorragendsten unter den älteren Erzbischöfen von Trier, wurde im Januar 1152 von Volk und Klerus gewählt und starb nach den Gesta Trev. am 23. Octbr. 1169. Er entstammte dem im Lütticher Sprengel ansässigen Geschlechte der Herren von Falemannien, hatte seine Ausbildung in Frankreich genossen, wo damals die scholastische Bildung sich reicher zu entwickeln anfing, und bekleidete vor seiner Wahl die Stellung des Domdechanten. Seine Weihe erhielt er in Italien vom Papste selbst, vermuthlich in Segni, wo er diesen in Gesellschaft des Bischofs von Bamberg und des Abts von Ebrach aufgesucht hatte, um als Gesandter Kaiser Friedrichs I. dessen Erwählung Eugen III. anzuzeigen. Um Mitte Juli war H. bereits aus Italien zurückgekehrt und bei dem zu Regensburg hofhaltenden König; im darauffolgenden Monat schlichtete er eine Streitsache zwischen dem Herzog Matthäus von Lothringen und der Aebtissin von Remiremont zu Gunsten der letzteren. Die Lage der Erzdiöcese veranlaßte ihn, sich an Bernhard von Clairvaux zu wenden, den er persönlich aufsuchte und zu einem Besuch im Lothringischen vermochte, wo er mit seiner Hülfe die Metzer und Verduner versöhnte. Die Intervention Hillin's und anderer Bischöfe zu Gunsten Friedrichs I. in der Angelegenheit der Magdeburger Bischofswahl fand Eugens III. Beifall nicht. Glücklicher war er in der Beilegung eines Streites zwischen dem S. Castorstift zu Coblenz und den Mönchen von Beatenberg daselbst. Als der König 1154 nach Italien zog, begleitete ihn H., der im December ohne Zweifel auch an dem großen Reichstage auf den roncalischen Gefilden Theil nahm und am 18. Juni des darauffolgenden Jahres gewiß auch der Kaiserkrönung durch Hadrian IV. beiwohnte. Im October 1155 ernannte ihn der Papst zu seinem Legaten im ganzen Deutschen Reich, wie sich das aus dem unter jenem Datum von Alatri aus von Hadrian IV. an die Suffragane und den Klerus von Trier gegebenen Notificationsschreiben ergibt. Besondere Schwierigkeiten scheint die Anerkennung dieser Legation in Mainz gefunden zu haben, wo man H. Herrschaftsgelüste über die Stadt vorwarf (Serrarius-Joannis, I. 561; vgl. Hadrians vier Briefe an H. und Mainz bei Jaffé, Mon. Mog. 402, 404, 622). Eine bedeutende Kirchenstiftung zu weihen, war H. nach seiner Rückkehr gegönnt, indem er die in der Kunst-

geschichte als eine der glänzendsten Schöpfungen der romanischen Architektur berühmte Abteikirche zu Laach, eine Stiftung des Pfalzgrafen Heinrich, einweihte (24. August 1156); kurz darauf (29. Oct.) konnte er die Gründung der Abtei Arnstein an der Lahn, zu Zeiten seines Vorgängers Albero geschehen, bestätigen. Als der Kaiser 1157, im Januar, sich in Trier aufhielt, bestätigte er dem Erzbischof den Besitz der reichen Abtei S. Maximin. Zum dritten Mal sehen wir H. in Italien 1161 bei Friedrich, von wo er bereits im Spätherbst wieder in die Heimath zurückgekehrt und noch 1161, dann 1162 und 1169 Generalsynoden seines Sprengels abhält. In das J. 1163 fällt die Sühne mit Friedrich von Merzig, der wegen Erpressungen excommunicirt war; 1169 der Briefwechsel mit der hl. Hildegard, die er um ihren Rath angeht und welche unter seiner Regierung Trier besuchte und dem dortigen Klerus und Volk eine ernste Strafpredigt hielt. H. war, im Gegensatze zu seinem kriegerischen und energischen Vorgänger Albero, eine friedliebende und vorsichtige, Zank und Krieg gerne aus dem Weg gehende Persönlichkeit. Das bewies er in der Verwaltung seines Landes, welches sich unter ihm einer verhältnißmäßig langen und glücklichen Ruhe erfreute und dessen Friedensstörer, wie den Grafen von Namur und Luxemburg, er durch Verhandlungen zu beschwichtigen wußte. Dieselbe Sinnesart legte er in der schwierigen Stellung an Tag, welche ihm sein Verhältniß zu Kaiser und Papst anwies. Der Vertrauensmann Friedrichs I., nahm er doch Anstand, alle Schritte desselben im Kampfe gegen Rom gutzuheißen; und so sehen wir ihn in der Zeit des Schisma eine äußerst zurückhaltende Politik verfolgen. Auf der Aftersynode zu Pavia 1160, welche Victor gegen Alexander III. als Gegenpapst aufstellte, fehlte er, indem er auf der Reise nach Italien wegen Erkrankung umgekehrt war; ausdrücklich wird mehrmals hervorgehoben, daß nur seine und des Salzburger Bischofs Anerkennung für Victor fehlte. Dagegen erschien er auf der Synode zu Cremona (21. Mai 1161), welche die Beschlüsse von Pavia erneuerte. Es ist ungewiß, ob mit Hillin's ausdrücklicher Zustimmung; jedenfalls ist es bedenklich, mit Brower (II. 66) zu sagen, daß Hillin's Politik so glücklich gewesen sei, jeden Schein des Schisma zu wahren und so es weder mit Papst noch mit Kaiser zu verderben. Das war wol die Ansicht des Mittelalters nicht, oder würde wol sonst jene merkwürdige apokryphe Correspondenz Hillin's (Honth., Hist. I. 581. Pertz, Archiv, IV. 418) entstanden sein, welche in neuerer Zeit vielfach besprochen wurde und in welcher man den Beweis gefunden haben wollte, daß Friedrich I. sich mit der Absicht getragen habe, in Erzbischof H. einen deutschen Gegenpapst aufzustellen (so Ficker, Reinald v. Dassel, 1850). Neuestens ist nun dieser Briefwechsel als eine Fiction, als Stilübung eines mittelalterlichen Gelehrten erwiesen werden (s. Jaffé und Wattenbach im Archiv f. österr. Gesch., XIV. 60. Hefele, Conciliengesch., V. 490), aber als Zeugniß für die Stimmung der Zeit bleibt er nicht ohne Interesse. Unter Hillin's Regierung fallen die ersten nachdrücklichen Versuche der Trier'schen Bürgerschaft, sich der Gerichtsbarkeit des Erzbischofs zu entziehen und sich reichsunmittelbar zu machen. Diese Bemühungen fanden in dem Pfalzgrafen Konrad, dem Advocaten der Trier'schen Kirche, eine Stütze, stießen aber bei dem Kaiser auf entschiedenen Widerstand. Bei seiner Anwesenheit in Trier cassirte Friedrich die Gemeindevereinigung (coniuratio) der Bürger, und als der Versuch nochmals gemacht wurde, sie zu erneuern, wurde derselbe von Friedrich abermals unterdrückt (Urkunde von 1161. Honth. I. 594. Brower, II. 69). H. entfaltete, wie es scheint, eine nicht unbedeutende Thätigkeit auf dem Gebiete der öffentlichen Bauten. Die Burg Ehrenbreitstein stellte er wieder her und ließ in ihr mit großen Kosten eine Cisterne graben; ebenso befestigte er die Burgen Manderscheid und Dreis mit Thürmen. Sein Hauptwerk aber war der

unter ihm begonnene, aber nicht vollendete Ausbau der Osttheile des Domes zu Trier, anerkanntermaßen eine der höchsten Leistungen des romanischen Stiles in den Rheinlanden. Ueber diesem Baue ereilte ihn der Tod. Die Gesten (ob Lambertus von Legia, wie Wyttenbach und Müller, I. 263 wollen?) machen ihm außer einigen wenig bedeutenden Dingen nur den Vorwurf, daß er in seinen alten Tagen sich mehrfach von selbstsüchtigen Rathgebern habe täuschen lassen. Gegen seinen persönlichen Wandel und die Lauterkeit seines Strebens wird keine Klage geführt. Sein Grab ist unbekannt, nur die Grabschrift haben uns die Gesta aufbewahrt.

Gest. Trev. c. 90 u. 91 ed. Wyttenbach u. Müller, I. 263 ff. Brower, Annal. Trev. II. 56—73. Hontheim, Hist. dipl. I. p. LXXVII und p. 562—601. Marx, Gesch. d. Erzst., I. 1, 116. Goerz, Reg. d. Erzb. v. Trier, S. 20—23. F. X. Kraus.

Hilscher: Paul Christian H., lutherischer Theologe und Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, geboren am 11. (n. A. 15.) März 1666 zu Waldheim in Sachsen, † den 3. August 1730 als Pfarrer zu Dresden-Neustadt. — Aus einer alten Pastorenfamilie abstammend (sein Vater, Christian H., † 1694, war Pastor in Waldheim, sein Großvater, Balthasar H., † 1630, Diaconus in Leipzig gewesen), erhielt er seine Vorbildung auf der Fürstenschule zu Grimma, studirte in Leipzig 1685 ff. unter J. B. Carpzov, Rechenberg u. A. Theologie, wurde 1688 Magister, 1693 Assessor der philosophischen Facultät, 1694 baccal. theol., gedachte die akademische Laufbahn einzuschlagen, wurde aber 1695 als Diaconus nach Dresden berufen, 1704 Pastor daselbst, College und Gesinnungsgenosse des um wenige Jahre jüngeren Dresdener Superintendenten V. E. Löscher. Wie dieser und andere seiner Zeitgenossen huldigte er einer gewissen theologischen Polyhistorie und Polygraphie: er schrieb zahlreiche kleine Schriften, Dissertationen, Abhandlungen in die „Observationes Lips.“, in die „Unsch. Nachrichten“ ꝛc. über die verschiedensten, zum Theil seltsamsten Fragen, besonders aus dem Gebiet der biblischen und kirchlichen Archäologie und Kirchengeschichte, z. B. „De bibliotheca Adami“, „De reliquiis Adami“, „Ueber das Leben der Riesen Goliath und Og“, „Ueber die altkirchliche Disciplin“, „Das wüthende Heer“, „Die Sitte des Todaustreibens“, „Beschreibung des Todtentanzes“, „De erroribus pictorum circa nativitatem Christi“, „Ueber den Chrestus bei Sueton“, „Ueber die japanische Christenverfolgung“, „Zur Dresdener Kirchengeschichte“, „Ueber Luther's Anwesenheit in Dresden“, „Ueber das Dresdener Augustinerkloster“, auch erbauliche Schriften, z. B. über Taufe, Pathenschaft, ein christliches Namenbüchlein ꝛc. und Predigten. Eine Sammlung seiner Predigten wurde nach seinem Tode herausgegeben unter dem Titel: „Guter Wandel eines rechtschaffenen Christen“, 1732 (wo auch eine Lebensbeschreibung und Schriftenverzeichniß); eine Sammlung seiner kleineren deutschen Schriften erschien zu Dresden und Leipzig 1748 8°. — Sein Leben wurde beschrieben von M. Grabner und M. Tettelbach, Dresden 1730, 4. und von V. E. Löscher, Leichenpredigt und Lebenslauf, Dresden 1733.

Vgl. Baur in der Allg. Encyklopädie von Ersch u. Gruber, S. II, Bd. VIII. S. 189. Wagenmann.

Hilten: Johann H. (richtiger Ilten), ein thüringischer Franciscanermönch im 15. Jahrhundert, vielfach, aber nur in einem sehr beschränkten Sinne mit Recht als ein Vorläufer der Reformation bezeichnet. Die zuverlässigsten Mittheilungen über seine Schicksale und angeblichen Weissagungen finden sich bei einigen jüngeren Zeitgenossen, in Melanchthons Apologie der augsburgischen Confession (Cap. 13 De votis monasticis; vgl. Melanchthon's Brief an Joh. Mathesius vom 18. Mai 1552, Corpus Ref. VII. 1007), in einem Briefe eines

ungenannten (der Hinneigung zu Luther
falza und in einem Briefe von Fried
(beide zuerst veröffentlicht von Heumann
aus Hilten's im J. 1485 geschrieben
Buche Daniel einige Stellen wörtlich
er sei in seiner Jugend ein Alumnus
Philosoph gewesen, jetzt lebe er als
Nach Myconius hat er in Livland
rühmt seinen wissenschaftlichen Eifer
der Apokalypse und im Buche Daniel
Weltreiche, fand H. geweissagt: die
Myconius) oder 1516 (nach Melan
werde der Muhammedanismus zur
Reformation der Christenheit stattfinden
auf werde der letzte römische Kaiser
Gewalt zurückgeben; auch Rom und
der Antichrist erscheinen und 1651
Stellen klagte er in scharfen Worten
den Mißbrauch der Gewalt, die dem
an anderen scheint er in starken
orden gesprochen zu haben.
auch mündlich, wahrscheinlich auch
als Prophet gerirt zu haben, und
Joachim von Floris. Auch mit
soll er sich beschäftigt haben.
streiter der päpstlichen Lehre"
Myconius ist von dem, was
gar nicht befriedigt. Der Mönch
gehört, daß H. von irgend
worden sei; man habe ihn
bewacht", damit er nicht von
Es ist ja erklärlich, daß die
er selbst sagt, um der Liebe Gottes
die Wahrheiten, die er aus der
haben. Diese Haft dauerte,
das J. 1485 überlebt und
Die Angabe, daß er erst um
Luther's (Tischreden, Cap.
noch ein Knabe war und zu
Angaben, er sei „erwürgt"
umgekommen, sind unhistor
beruht wol nur auf Hören
Freilassung oder Milderung
gesagt: „Ich habe nichts
nur notorische Mißbräuche
der euch zu Grunde richten
ihn in Kerker und Banden
richtet als Augenzeuge,
Krankenzimmer des dortigen
und der Seniores loci
Sacramenten versehen
die Brüder wegen des

sprung und Bedeutung aller Ceremonien, Gebräuche und Gewohnheiten der hl. katholischen Kirche" erschienenen Buches von Gregorius Rippel heraus, unter dem Titel: „Die Schönheit der katholischen Kirche in ihren äußeren Gebräuchen in und außer dem Gottesdienste". Diese populäre Darstellung und Apologie der katholischen Liturgik hat eine große Verbreitung gefunden; 1873 ist die 16. Auflage erschienen.

Nekrolog in den „Katholischen Sonntagsblättern", 1860, Nr. 53.

Reusch.

Himly: Karl Gustav H., Hofrath und ordentlicher Professor der Heilkunde in Göttingen, war in Braunschweig den 30. April 1772 geboren, bezog 1792 die Universität Göttingen. Schon zwei Jahre darauf wurde ihm von der medicinischen Facultät der Preis für seine Schrift: „Mortis causa et signa" zuerkannt. Später übernahm er eine Professur im Collegium Carolinum seiner Vaterstadt, wo er bis 1801 wirkte, um dann an die Stelle Hufeland's nach Jena als Professor der Medicin überzusiedeln. Sein wichtigstes und noch immer vorzügliches Werk: „Ophthalmologische Beobachtungen und Untersuchungen oder Beiträge zur Kenntniß und Behandlung der Augen im gesunden und kranken Zustande", kann als eine ganz vorzügliche Bereicherung für die Diagnostik der Augenkrankheiten angesehen werden. Die von ihm zuerst cultivirte seitliche Beleuchtung des Auges, mittels derer man auch die kleinsten Veränderungen in der Hornhaut, Iris und Linse mit Sicherheit zu erkennen vermochte, muß als ein Vorläufer für die spätere Entdeckung des Augenspiegels angesehen werden. Nach Vollendung dieses Werkes folgte er einem Rufe nach Göttingen, wo die Zahl seiner Zuhörer fortwährend wuchs. Außer einem Lehrbuche der praktischen Augenheilkunde gab H. noch im Verein mit Johann Adam Schmidt eine „ophthalmologische Bibliothek" heraus, in der sich Aufsätze und Kritiken von den bedeutendsten Ophthalmologen der damaligen Zeit vorfinden. Mit allen Glücksgütern ausgestattet, vollständig unabhängig, erfreute sich H. der besten Gesundheit und die Ursache seines Selbstmordes (Sturz in die Leine) am 22. März 1837 ist in keiner Weise aufgeklärt.

Vgl. N. Nekrol. d. D., XV. S. 379 ff. Rothmund.

Himmel: Friedrich Heinrich H., königl. preußischer Kapellmeister; ein talentvoller Musiker, der sich die Gunst des Hofes, wie des Publicums in so hohem Maße zu erwerben wußte, daß er während fast zweier Jahrzehnte den Berliner Geschmack völlig beherrschte. In Treuenbriezen als Sohn unbemittelter Eltern am 20. Nov. 1765 geboren, studirte er in Halle Theologie (er liebte es später, diesen ersten Theil seines Lebens in Dunkel zu hüllen). Bei einer gelegentlichen Anwesenheit in Potsdam hatte er aber das Glück, durch sein Clavierspiel die Aufmerksamkeit des Königspaares zu erregen. Er erhielt nun die Mittel zur Ausbildung seines Talentes beim Kapellmeister Naumann, der ihn später gelegentlich als seinen „besten Schüler" bezeichnete (Zelter an Goethe d. d. 7. Juli 1831). Nachdem er sich 1792 in Berlin durch das Oratorium Isacco (Text von Metastasio) bei Hofe eingeführt und durch sein Clavierspiel und seinen Gesang auch die Gunst des Publicums erobert hatte, ward er vom König zum Kammercomponisten mit einem ansehnlichen Gehalte ernannt und erhielt die Mittel zu einer Studienreise nach Italien. Hier wurde 1794 zu Venedig seine erste Oper „Il primo navigatore" und 1795 in Neapel die „Semiramide" aufgeführt. Im selben Jahre ward er vom Könige zurückberufen, um den abgesetzten Reichardt, mit dem er später noch manche musikalische, litterarische und persönliche Fehde auszufechten hatte, als Kapellmeister zu ersetzen. Damit betrat er das Feld seiner Hauptwirksamkeit. In Berlin, wie in Potsdam, bei Hofe, wie

im Publicum ward er alsbald der Leiter des musikalischen Treibens, der durch seine Compositionen den Geschmack des Tages bestimmte. Daß soeben Mozart sein Leben und Schaffen abgeschlossen hatte, daß Haydn noch auf der Mittagshöhe seines Ruhmes stand, daß Beethoven neue Bahnen der Kunst betreten hatte davon merkt man in dem damaligen Musikleben der norddeutschen Hauptstadt gar wenig. Hier ward H., der sich mit jenen Heroen nicht entfernt messen kann und nur Alltagsmusik, wenn auch recht gefällige, machte, mit höchstem Lobe gefeiert und während die Throne Europa's zusammenbrachen und die Völker niedergetreten wurden, ergötzte man sich in Berlin an Himmel's tändelnder „Fanchon“. Unter dem Aufmarsch der Armeen vor der Katastrophe von Jena war H. in Tiefurt bei der Herzogin Amalie zum Besuche (vgl. Henriette Knebel an ihren Bruder d. d. 27. Septbr. 1806), man musicirte dort „mit schwerem Herzen“, wie Goethe schreibt. Während der folgenden Unglücksjahre lebte H. in Begleitung des Hofes in Königsberg, von wo die Berichte der Leipziger Allgemeinen musikalischen Zeitung (1809 und 10) begeisterte Berichte über seine musikalische Thätigkeit, sein Clavierspiel, seine Direction bringen. Seine wol durch zu großes Wohlleben angegriffene Gesundheit (Zelter, der sein Talent sehr hoch schätzt, schildert ihn als einen jovialen, dem Wein- und Lebensgenuß ergebenen Künstler) nöthigte mehrfach zu Reisen. 1808 kam aus Rom die irrige Nachricht seines Todes (Zelter an Goethe d. d. Anf. April 1808) und ebenso 1811 aus Karlsbad, wo Goethe sich seines Umgangs erfreute, wenn er gleich „wegen seiner lustigen Lebensart nicht viel mit ihm zusammen kam“; obgleich leidend, sei er doch immer der alte, lustig, mittheilend und durch sein Spiel auch die rohsten Instrumente verbessernd (Goethe an Zelter d. d. 26. Juni 1811). Die Wassersucht führte denn auch mitten im Genuß seines sonnigen Lebens zu Berlin am 8. Juni 1814 seinen Tod herbei.

Als sich auch in Berlin der deutsche Geist zu regen anfing und man eifrig bemüht war, der italienischen Oper eine deutsche entgegenzustellen, lieh auch H. bereitwillig der neuen Richtung seine schlagfertige Feder. Unter Bernh. Anselm Weber's Leitung wurde am Nationaltheater neben kleineren Sachen, wie „Frohsinn und Schwärmerei“ (1802), „Der Kobolt“ (1804), auch Himmel's „Fanchon oder das Leiermädchen“, Text nach Bouilly von Kotzebue, komische Oper mit Schäfermusik (1804) und seine größere Zauberoper „Die Sylphen“ (1806, Text von Robert, d. i. Levin) gegeben. Ueber die letztere äußert sich Zelter (an Goethe d. d. 21. April 1806) auf interessante Weise mit großem Lobe; doch schien ihm die Musik „bis zur Unausführbarkeit schwer“. — H. schrieb übrigens eine große Menge anderer, auch ernsterer Musiken, doch auch letztere nicht, ohne daß daraus sein leichter Sinn und sein mehr gefälliges als tiefes Talent hervorlächelte: Cantaten, darunter die Cantate auf den Tod Friedrich Wilhelms II., Psalmen, Vespern, das Vaterunser in Mahlmann's poetischer Umschreibung, Concerte, große Claviersonaten und andere Kammermusik. Am glücklichsten aber ist er in seinen Liedern, deren er zahllose schrieb, darunter die Gesänge zu Tiedge's Urania. Im Liede wußte er oft den naiven Ton des Volksliedes glücklich zu treffen, darum wurden denn auch seine Lieder sehr viel gesungen und manche derselben haben sich, z. B. unter den Schulliedern, bis heute erhalten.

Rob. Eitner.

Himmel: Johann H., am 27. December 1581 zu Stolpe in Pommern geboren, wurde, nachdem er seine theologischen Studien in Wittenberg, Jena und Gießen absolvirt und hernach Süddeutschland, die Schweiz, Elsaß und die Pfalz bereist hatte, zunächst Rector zu Durlach, hernach Gymnasiarch und Prediger zu Speyer und schließlich Professor der Theologie zu Jena, als welcher er am 31. März 1642 starb. Er hat vielerlei Dogmatisches und Polemisches ge-

schrieben (s. Jöcher). Ueberall tritt in seinen Schriften der extrem-lutherische Standpunkt hervor. Für die Wissenschaft kommen sie kaum noch in Betracht.

Heppe.

Hincke: Joachim H., s. **Hyncke**.

Hinckeldey: Karl Ludwig Friedrich v. H., preußischer Generalpolizeidirector, geb. am 1. September 1805 auf dem Schlosse Sinnershausen (früher Kloster Rosenthal) bei Wasungen im Herzogthum Sachsen-Meiningen als der jüngere von zwei Söhnen des (1835 gestorbenen) Geh. Reg.-Raths Karl v. H., besuchte das Gymnasium in Eisenach, studirte 1823—26 in Berlin und Göttingen die Rechte, trat am 30. Septbr. 1826 als Auscultator in den preußischen Justizdienst, wurde 1833 als Regierungsassessor an die Regierung in Liegnitz versetzt, 1834 zum Regierungsrath ernannt, zeichnete sich als solcher in Arnsberg sosehr aus, daß er 1842 auf ausdrücklichen Befehl des Königs zum Oberregierungsrath und Vorstand der Abtheilung des Innern bei der Regierung in Merseburg bestellt wurde. Durch die hier bewiesene Energie und organisatorische Thätigkeit lenkte er die Aufmerksamkeit des preußischen Hofes und des Ministeriums Manteuffel auf sich, welches, alsbald nach seinem Amtsantritt (7. Nov. 1848) nach einem energischen Mann zur Herstellung der Ruhe in Berlin sich umsehend, am 14. November H. zum Polizeipräsidenten von Berlin ernannte. Diesen Erwartungen vollauf entsprechend, trug er in der Zeit hoher politischer Aufregung, zunächst in Unterstützung des Oberbefehlshabers in den Marken, Generals v. Wrangel, mit großer Schärfe und Rücksichtslosigkeit dazu bei, den vollziehenden Behörden Achtung und ihren Erlassen Geltung zu verschaffen. Insbesondere war es mit eine Folge seines Auftretens, daß die demokratische Partei in Berlin sich vom öffentlichen Schauplatz zurückzog. Im Amtseifer, verbunden mit der Hingebung an die politischen Tendenzen jenes Ministeriums, verhängte er mitunter Maßregeln, ohne sich an gesetzliche Bestimmungen genau zu binden. Es war dies z. B. der Fall in Betreff der am 23. Febr. 1849 verfügten Schließung einer Druckerei. Der erwähnte Zug blieb ihm aber auch eigen, nachdem längst die nächsten politischen Ziele jenes Ministeriums erreicht waren. Noch 1851 erließ er eine Verordnung über Theatercensur, ohne, wie es das Gesetz vorschrieb, den Gemeindevorstand gefragt zu haben. Auch bestand unter ihm die Einrichtung, daß die Gefangenen mit Umgehung des Staatsanwalts dem Untersuchungsrichter vorgeführt wurden. Durch sein schroffes Verfahren zog er sich vielseitig großen Haß zu und es erregte allgemeine Befriedigung, als im Processe Waldeck (December 1849) der Präsident Taddel H., der als Zeuge ohne Achtung vor dem Gerichte auftrat, zwang, sich der Autorität desselben zu beugen. Dagegen bezeugten ihm im J. 1852 über 1300 angesehene Berliner Bürger, daß die Herstellung der Ordnung größtentheils ihm zu danken sei. Seine Hauptaufgabe bestand in der Neuorganisirung der gesammten Polizeiverwaltung. Fast jeder Zweig derselben wurde von ihm umgestaltet: die Executivpolizei militärisch eingerichtet, das Armenwesen verbessert, eine Straßenreinigung eingeführt, Speise-, Wasch- und Badeanstalten, sowie Herbergen für verdienstliche weibliche Dienstboten errichtet, die Gefängnisse zweckmäßig umgestaltet, Berlin mit fließendem Wasser versorgt und die Grundlage für die musterhafte Einrichtung des Feuerlöschwesens gelegt, deren Stationen er, wie die der Polizeiämter, telegraphisch verbinden ließ. Zum Generalpolizeidirector ernannt, zog er, nach Entdeckung eines demokratischen Complotts, am 7. April 1853 die Berliner Fabrikarbeiter, namentlich die Maschinenbauer, nicht ohne Willkür und unter dem Widerspruche des Magistrats, in gesetzlich beaufsichtigte corporative Vereine. Als die wohlthätigen Wirkungen seiner vielfachen Reformen im täglichen Leben und Verkehr Berlins fühlbar wurden, ward H. trotz seiner vielen Anstöße eine in der Bevölkerung der Hauptstadt beliebte Persönlichkeit

und am 29. Januar 1853 wurde ihm von Berliner Einwohnern ein Ehrenfest veranstaltet. Auch beim König in hoher Gunst stehend, wurde er im März 1853 zum Geh. Oberregierungsrath und Leiter der Abtheilung für Polizei im Ministerium des Innern ernannt, wodurch ihm die gesammte höhere Sicherheitspolizei des preußischen Staats unter Oberleitung des Ministers in die Hand gegeben war. 1854 wurde diese Abtheilung, unter Abtrennung vom Ministerium, unter H. als selbständige Behörde centralisirt und er selbst zum Rath erster Classe mit dem Titel Excellenz ernannt. 1855 ließ H. ein „Preuß. Polizei-Lexikon" herausgeben. — Infolge der im Juni 1855 erfolgten Aufhebung einer nächtlichen Spielersitzung des aus Angehörigen des Adels bestehenden Jockeyclubs in Berlin entstand ein Zwist zwischen H. und einem Herrenhausmitgliede, dem 30jährigen Gardelieutenant v. Rochow-Plessow. Zwar war auf des letzteren Beschwerde ein Polizeilieutenant wegen des Verfahrens bei jenem Anlasse disciplinarisch bestraft; allein Aeußerungen Hinckeldey's gegen Rochow über Dritte, die er nachher auf Vorhalt amtlich in Abrede stellte, zogen ihm von diesem den Vorwurf der Lüge zu. Dies und die Gefährdung seiner ganzen gesellschaftlichen Stellung durch Adeliche bestimmten H., Rochow zum Zweikampf zu fordern. Während Staatsanwalt Nörner auf Befehl des Königs, dem H. am 8. Septbr. über den Streit berichtet, Material zur Beilegung desselben zu beschaffen suchte, wurde H. in dem von ihm mit Eile und Heimlichkeit betriebenen Duell am 10. März 1856 in der Jungfernheide bei Charlottenburg von v. Rochow erschossen. Näheres enthalten die Bekanntmachungen des Unparteiischen v. d. Marwitz, Nörner's, sowie der Brüder der Duellanten vom 12., 15., 17., 18. März. An der Todesstätte ist ihm ein Denkmal errichtet. Eine Sammlung für Hinckeldey's Familie ergab 20 600 Thlr. Er war vermählt mit einer Freiin v. Grundherr, aus dem Hause Altenthann in Nürnberg. Auf deren Fürsprache wurde der zu vier Jahren Festungshaft verurtheilte v. Rochow in Magdeburg am 21. März 1857 begnadigt.

Des Hrn. v. Hinckeldey Stellung zur Presse und seine jüngsten Maßregeln gegen dieselbe von F. Reichardt, Berlin 1849; Erinnerungsblätter an das dem Polizeipräs. v. Hinckeldey veranstaltete Ehrenfest, Berlin 1853; Ergänzungs-Convers.-Lex. v. F. Steger, Bd. XI. (Jahr 1855—56), Leipzig u. Meißen; Grenzboten 1856, 1. Sem. I. Bd. S. 511; N. Preuß. Ztg. 1856 Nr. 61, 66, 68; Unsere Zeit, 1863, S. 457; A. Allg. Ztg. Nr. 76 von 1856; Hassel, Die letzten Stunden des Generalpolizeidirectors v. Hinckeldey (Berlin 1856); Worte der Liebe, gesprochen am Sarge des verewigten Generalpolizeidirectors v. Hinckeldey vom Prediger Blanck und Rede des Pastors Siegel (Berl. 1856). Wippermann.

Hinkmar, Erzbischof von Reims von 845—882, von edler fränkischer Abkunft, wurde als Knabe dem Kloster St. Denis bei Paris und den dort lebenden Kanonikern zur Erziehung übergeben. Er selbst nennt den Abt Hilduin, der seit 814 etwa dem Kloster vorstand, als seinen vorzüglichsten Lehrer. Nach Empfang der kirchlichen Weihen kam er, vielleicht in Begleitung Hilduins, der vom Mai 819 ab als Erzkapellan Kaiser Ludwigs fungirte, an den königlichen Hof, um nach der Sitte der Zeit mit andern Jünglingen seine Einführung in die Staatsgeschäfte zu erhalten. Als in den Jahren 829 bis 832, in Folge von Hilduins eigenen Bestrebungen, St. Denis wieder die Mönchsregel des heil. Benedikt annehmen mußte, kehrte er zurück und legte auch seinerseits das strengere Gelübde ab, ohne aber, soviel wir wissen, bei der Reform eine maßgebende Stellung eingenommen oder sie gar auf Befehl des Kaisers ins Werk gesetzt zu haben. Das erste ist eine Behauptung Flodoards, die aus einem Mißverständniß oder einer absichtlichen Ausschmückung von Hinkmars

eigenen Worten entstanden ist. Die Beschäftigung Hinkmars mit den kirchlichen Disciplinen, der er sich während seines Aufenthaltes im Kloster ganz hingab — er wird als Hüter der heiligen Reliquien genannt — scheint 831 unterbrochen zu sein, als Hilduin in die Verschwörung Lothars verwickelt und in das sächsische Corvey verbannt wurde; wenigstens soll er nach der Angabe Flodoards seinem Abte dorthin gefolgt sein und durch seine Intervention die noch in demselben Jahre erfolgende Rückkehr Hilduins veranlaßt haben. Derselbe Geschichtschreiber versichert auch, daß bei der Empörung des J. 833 Hilduin seinen jugendlichen Freund vergeblich zur Theilnahme zu verleiten versucht habe: ein nachweislicher Irrthum, da Hilduin selbst jenem Aufstande fern blieb. Dagegen ist das richtig, daß H. sich unverbrüchlich zur Partei des alten Kaisers hielt und wol nicht ohne Einfluß bei ihm war. Acht Jahre, erzählt er selbst, habe er Ludwig als Vertrauensperson nahe gestanden und sei zum zweiten Male längere Zeit an den Hof gekommen und zwar zum persönlichen Dienst bei dem Kaiser, der ihn auch für staatliche und kirchliche Geschäfte verwandt habe. In der That finden wir ihn im J. 835 auf dem unten näher zu erwähnenden Diedenhofener Concil anwesend. Nach dem Tode des Monarchen (840) taucht er bald wieder auf dem politischen Schauplatze auf: Geburt, Sprache und persönliche Beziehungen wiesen ihn darauf hin, unter den neu gebildeten Reichen sich dem westfränkischen anzuschließen. Bereits im April 844 hatte er sich den Dank Karls des Kahlen soweit verdient, daß dieser ihn durch eine Vergabung auszeichnete; im December desselben Jahres wohnte er der ersten größeren westfränkischen Synode zu Verneuil bei, die von entscheidender Bedeutung für die Consolidation des neuen Reiches und für Hinkmar's eigenes Leben wurde.

Der ganze Bestand Westfranciens hing in diesem Augenblick doch wesentlich von den Entschlüssen ab, welche der Klerus fassen würde. Auf der langen Linie im Süden und Westen, durch die Einfälle der Normannen und durch die Empörungen der Vassallen in der Bretagne und in Aquitanien hatte Karl schwere Niederlagen erlitten: wenn jetzt auch von Innen sich ernste Gefahren erhoben und andere von Osten heraufzogen, so schien das junge Reich sie unmöglich ertragen zu können. Und solche Gefahren drohten nun in der That von der treulosen, aber geschickten Politik Kaiser Lothars. Da das Kaiserthum, wie er es überkommen, jeden weltlichen Einfluß auf die Angelegenheiten der fränkischen Theilreiche verloren hatte, so sollte ihm wenigstens ein kirchlicher Einfluß und damit die Möglichkeit gewahrt bleiben, sich trotzdem zu gelegener Zeit in die inneren Angelegenheiten der Nachbarstaaten einzumischen: gelang ihm das, so sah gerade Westfranken mit seinen unfertigen Zuständen einer unheilvollen Zukunft entgegen. Zwei Mittel hatte Lothar, durch die er sein Ziel erreichen wollte: den apostolischen Vicariat über alle Länder diesseit der Alpen, welchen der päpstliche Stuhl auf sein Andringen dem Drogo von Metz übertragen hatte, und die Besetzung der angesehensten westfränkischen Bisthümer mit lotharischen Parteigängern. Beides aber wandte damals die Geistlichkeit in Verneuil ab. Die Mehrzahl der Bischöfe war doch nicht gemeint, die sonst allerdings sehr wünschenswerthe Einheit der Kirche um den Preis der Unterwerfung unter einen Ihresgleichen, auf Kosten der eigenen Selbständigkeit, durchsetzen zu lassen. Auch die Unruhen und kriegerischen Verwicklungen, die aus einer Begünstigung des Lothringers folgen mußten, stellte man sich vor; das Land bedurfte dringend der Ruhe; so begegneten sich ihre friedlichen Intentionen mit denjenigen Karls des Kahlen. Die Folge davon war, daß man die Anerkennung des Drogo'schen Vicariats auf eine spätere Zeit vertagte, dagegen die schleunige Besetzung des vacanten Reimser Erzbisthums dem König anempfahl. Der Reimser Stuhl war seit der Diedenhofener Synode vom J. 835 verwaist.

Diese, von 43 Bischöfen besucht, hatte auf eine Klage Kaiser Ludwigs in regelrechtem Verfahren die Absetzung Ebo's ausgesprochen, weil er in landesverrätherischer Weise an der Rebellion Lothars Theil genommen hatte. Eine Neubesetzung war dann, solange Ludwig lebte, unterblieben; aber sofort nach seinem Tode hatte Lothar, ungeachtet dessen daß Reims zum Reiche seines Bruders gehörte, seinen Günstling Ebo durch ein Edikt restituirt, das 20 Bischöfe unterfertigen mußten. Die jetzige Aufforderung der Prälaten, die zugleich das Erkenntniß involvirte, daß auch nach der Ueberzeugung der großen Mehrheit des Episcopats die erste Absetzung Ebo's gerechtfertigt und die Wiedereinsetzung ungiltig gewesen sei, war daher ganz nach dem Sinne des Königs. Denn das hatte er keinen Augenblick ernstlich in Erwägung gezogen, Ebo, den alten Gegner seines Vaters, der im Bunde mit seinem feindlichen Bruder ihn selbst einst zum Mönch hatte machen wollen, im Besitze der wichtigsten Metropole seines Landes, welcher 10 Suffraganbisthümer unterstanden, zu belassen. Schon am 18. April 845 ward auf der Synode von Beauvais zur Wahl geschritten, aus welcher H. als der vom König und den versammelten Suffraganen mit Zustimmung des Reimser Volks Erkorene hervorging. Karl zeigte offen, daß ihm mit dieser Besetzung ein Herzenswunsch erfüllt war. Während sonst nur der Neugewählte einseitig dem Könige den Treueid leistete, garantirte jetzt auch der König dem Erzbischof durch Handschlag Schutz gegen jedwede Unbill. Die Dienste des Clerus aber versprach der Monarch dadurch zu erwiedern, daß er außer der Reimser auch der gesammten westfränkischen Kirche eine allgemeine Restitution der abhanden gekommenen Kirchengüter in Aussicht stellte. Das war der Preis für die Abweisung Lothars, den die Bischöfe schon 844 in Diedenhofen vorgezeichnet und jetzt in Beauvais wiederholt hatten.

So war H. glücklich Erzbischof geworden und des königlichen Schutzes sicher, aber seine Lage blieb eine höchst gefährdete. Er war im Gegensatz zu Lothar erhoben worden; die Folgen dieses Gegensatzes machten sich sofort in empfindlicher Weise für ihn geltend. Denn Lothar war doch keineswegs gewillt, das Spiel so leichten Kaufes verloren zu geben. Er erwirkte vom Papste Sergius II die Anberaumung eines allgemeinen lothringisch-gallischen Concils auf den 19. April 846 in Trier; hier auf lotharischem Gebiete, unter dem Einfluß der kaiserlichen Macht, sollte in Gegenwart von päpstlichen Legaten Ebo's Angelegenheit noch einmal untersucht werden. Wie das Ergebniß ausfallen würde, konnte nicht zweifelhaft sein. Aber im letzten Augenblicke reute den Papst sein gegebenes Wort, da er schon früher die Restitution des Verurtheilten verweigert hatte. Seine Legaten erschienen nicht, dafür aber H., der für sich selbst zu wirken verstand. Es war ein ungemeiner Erfolg, den seine Geschicklichkeit davon trug, daß die Synode die Berathung über Ebo auf eine Zusammenkunft nach Paris vertagte. Denn hier, wo vorwiegend westfränkische Prälaten erschienen, im Machtgebiete Karls, war H. in offenbarem Uebergewicht. In bündigem Contumacialverfahren wurde nochmals das Verdict über Ebo gesprochen und übereinstimmende Berichte des Königs und des Episcopats nach Rom geschickt. Aber diese Berichte hatten doch sehr wenig Wirkung. Der Papst stand ganz im Banne des Kaisers. Wollte H. etwas erreichen — und noch nicht einmal seine Anerkennung hatte die Curie ausgesprochen — so mußte er sich mit Lothar vertragen. Darum näherte er sich theils direct theils durch Vermittelung der Kaiserin Irmingard dem letzteren und beide Parteien fanden nun unerwartet schnell die Berührungspunkte und ihre gemeinsamen Interessen heraus.

Die Erwägungen Lothars sind leicht zu durchschauen. Ebo war, da die Curie von ihm nichts wissen wollte, doch nicht zu halten: so mochte der Kaiser nachgeben und ihn fallen lassen. Dafür eröffneten sich ihm ganz neue Perspec-

tiven. Man hat es immer bezweifelt, bis es jetzt durch die Auffindung der betreffenden Briefe außer Frage gestellt ist: H., noch getragen von dem Vertrauen der westfränkischen Geistlichkeit, war bereit dieselben Tendenzen, im Gegensatz zu denen er hoch gekommen war, zu seinen eigenen zu machen! Der junge und begabte Erzbischof glaubte seinem Ehrgeiz am meisten Genüge zu thun, wenn er die Rolle übernahm, die Lothar früher Ebo, dann Drogo zugedacht hatte: den apostolischen Vicariat über die Länder diesseit der Alpen. Daneben schienen freilich auch für seine Kirche die bedeutendsten, für den Augenblick noch unberechenbaren Vortheile daraus folgen zu können, da Aussicht war, daß die Würde, wenn sie erst einmal in Reims war, dort auch in Zukunft bleiben würde: Reims wurde Primatialsitz in Gallien! Gedanken, die H. nicht gerade zuerst gehabt, sondern schon vorgefunden, aber dann doch erst recht gepflegt und lange Zeit hindurch zum Kern seines Denkens und Trachtens gemacht hat. Mit viel Eifer und Energie verfolgte der Kaiser die neuen Pläne. Gleich nachdem der Tod des Papstes Sergius und die Thronbesteigung Leos IV. am lotharischen Hofe bekannt geworden war, also Anfang des J. 847, theilte Lothar der Curie seine vollständige Aussöhnung mit dem Erzbischof mit und bat zugleich um die Verleihung des bisher noch nicht ertheilten Palliums. Schon jetzt deutete er darauf hin, ein wie vortrefflicher und gehorsamer Diener sein neuer Schützling dem Papste sein könnte; auch das persönliche Erscheinen desselben in Rom stellte er in Aussicht. So erhielt H., der seinerseits Boten sandte und auf kaiserlichen Wunsch die schon vorher an Sergius abgegangenen Akten des Pariser Concils jetzt auch für Leo beifügte, das gewünschte Pallium. Ueber den Fortgang der Verhandlungen sind wir nur durch das endliche Resultat unterrichtet. Einige Zeit nachher, jedoch spätestens 851, folgte das zweite Pallium zum täglichen Gebrauche nach, das, von den Päpsten selbst getragen, sonst nur an Legaten und Vicare gegeben wurde. In einem besonderen Schreiben weist der Papst den Erzbischof darauf hin, eine wie hohe Ehre er ihm mit diesen Insignien erweise, die ihn über alle andern Metropoliten erhöhten. Gegenüber dem Kaiser aber entschuldigte sich Leo, daß er dem Pallium nicht gleich, wie Lothar gebeten, den Vicariat selbst beigefügt habe: der noch lebende Drogo habe ihn einmal erhalten und er könne ihm nicht genommen werden. Das ist der Höhepunkt der Freundschaft zwischen H. und Lothar. Bedenkt man, daß der Kaiser auch das säcularisirte Reimser Kirchengut, soweit es in Lothringen lag, restituirte, so muß man gestehen, daß er die Freundschaft des Erzbischofs theuer erkauft hat. Denn dieser war doch nun nahe am Ziele; seine Metropole war vor den andern ausgezeichnet; er selbst trug den Schmuck des römischen Bischofs; nur noch ein Schritt und er gewann auch bestimmte rechtliche, patriarchalische Oberbefugnisse über die übrigen Erzbischöfe. Was war es nun aber, was H. dafür dem Kaiser zurückgab? Thatsächliches nichts, aber gewiß Aussichten für die Zukunft, die viel verlockendes gehabt haben müssen; Versprechungen, von deren Ehrlichkeit Lothar, nach seinem Eifer zu schließen, überzeugt gewesen zu sein scheint, die aber unzweifelhaft nur auf Kosten Karls des Kahlen realisirt werden konnten. Es wäre heimlicher Verrath gewesen, an diesem, seinem Landesherrn, verübt, wenn H. wirklich schon jetzt der eigentliche Leiter der westfränkischen Politik gewesen wäre, wie man wol, aus den späteren Jahren auf diese früheren schließend, mit Unrecht behauptet hat. Alle Angaben sprechen dafür, daß seine Stellung gerade die entgegengesetzte war. Seitdem Karl die dem Erzbischof persönlich und dem Episcopat ins Gemein gemachten Versprechungen nicht gehalten und sich schon 847 in Epernay, gerade als der Clerus noch einmal auf Erfüllung seiner Forderungen bestand, wieder der antikirchlichen Laienaristokratie in die Arme geworfen hatte, stand H. ihm kühl und

der Kirche von der staatlichen Gewalt, als auch in ihrem besonderen Falle ge-
fährdet hinzustellen. Das ist der Gedankengang, in welchem aus dem Kreise
dieser Leute heraus die Fabrikation der pseudo-isidorischen Dekretalen unter-
nommen wurde. Locale Verhältnisse gaben den Anstoß zu codificiren, was
die Kirche, seitdem die staatliche Macht so furchtbar heruntergekommen war
mit aller Energie erstrebte: die Freiheit der Synoden vom königlichen Einfluß
und die Freiheit des Klerus von der weltlichen Gerichtsbarkeit in allen Fragen
des Criminalrechts. Das waren Grundsätze, zu denen sich jetzt jeder Geistliche
auch H., bekannte, die nur noch mit dem Schimmer des ehrwürdigen Alters um-
kleidet werden mußten, um sie dem Staate gegenüber mit mehr Erfolg anwenden
zu können. Dabei mochten dann die kleinen privaten Interessen unbeachtet mit
durchschlüpfen, auch die Lieblingshoffnungen, die man in Reims auf den Primat
setzte, gerne geschont werden, zumal da die Metropolitanrechte durch den unbe-
dingten Instanzenzug nach Rom, der eingerichtet werden mußte, um die Appellation
an das Hofgericht zu vermeiden, wesentliche Einbuße erlitten. Mit dieser Waffe
ausgerüstet scheinen die Kleriker ihre Agitation gegen H. im Stillen geführt zu
haben, so daß der Erzbischof es für das beste hielt, ihren Umtrieben durch einen
Synodalbeschluß ein Ende zu machen. Je eher das geschah, desto besser; denn
so lange die alten Bischöfe lebten, die 846 das Urtheil in Paris bestätigt hatten,
war er des Spruches sicher. Im April 853 mußten die Kleriker, von H. ge-
zwungen, auf dem Concil von Soissons erscheinen. H. trat seinem Freunde
Pardulus von Laon den Vorsitz ab und wählte sich die Erzbischöfe von Sens
und Tours zu Richtern, denen die Kleriker Prudentius von Troyes, den Gegner
Hinkmars aus dem Prädestinationsstreite, zugesellten. Im Verhör beriefen sich
die Letzteren darauf, daß die Exceptio spolii in dem Verfahren gegen Eb.
nicht gewahrt sei: ein pseudo-isidorischer Grundsatz, das Ideal aller hohen und
niederen Geistlichen. Trotzdem fiel der Spruch zu Gunsten Hinkmars aus.
Wenn man auch im Herzen den Klägern beistimmte: man konnte nicht zurück
ohne sich selbst zu verurtheilen. Sofort appellirten die Kleriker nach Rom
wieder ein Act, wie ihn die falschen Decretalen erlaubten, aber das ältere kirch-
liche Recht nicht gestattete. Doch wie gegen den Grundsatz der Spolienbelassung
bei einer Klage, hörte man auch hiergegen keinen Widerspruch; im Gegentheil
auch H. wandte sich um Bestätigung der Synodalbeschlüsse nach Rom. Merk-
würdig, wie man hier anders dachte als im J. 846, theils weil man viel un-
bedingter unter dem Einflusse des Kaisers stand, theils auch, weil die Eman-
cipationsideen allmählich Gemeingut geworden waren, ohne daß man ihre Codi-
fication gerade schon kannte. Es klingt wie Hohn auf die Freiheit der römischen
Kirche, wenn Leo Hinkmars Gesuch abschlägt, weil es nicht vom Kaiser unter-
stützt worden sei! Dem waren einige andere Gründe hinzugefügt, die an Pseudo-
Isidor anklingen und wol durch die Kleriker nach Rom gebracht waren: die
Synodalbeschlüsse könnten nicht bestätigt werden, weil eben nur die Beschlüsse
nicht die Acten vollständig eingeschickt seien, weil die Kleriker appellirt hätten
weil kein päpstlicher Legat zugegen gewesen sei. Diesem Absagebrief folgte bald
die That. Bischof Petrus von Spoleto ward als Legat abgeordnet, um die
Sache noch einmal auf einer Synode untersuchen zu lassen; H. aber erhielt den
Befehl, daß, wenn die Angelegenheit auch dann nicht zu Ende käme, er die
Kleriker nicht hindern solle, nach Rom zu ziehen, damit hier das Endurtheil
gesprochen werde, zu dem er selbst sich einzufinden habe. Der Ton Leo's ist
eben so herausfordernd, wie die Zumuthung an einen fränkischen Bischof, vor
dem römischen Tribunal sein Recht zu nehmen, unerhört.

Daß es wirklich auf die Vernichtung Hinkmars abgesehen war, zeigt der
dritte Punkt, in dem Lothar den Erzbischof angreifen ließ. H. hatte einen

kaiserlichen Vassallen Fulkrich wegen Ehebruchs mit vollem Rechte excommunicirt. Es ist wol gesagt, das habe den Samen der Zwietracht zwischen Metropoliten und Kaiser gesäet, aber dabei ist nicht beachtet worden, daß Fulkrich schon im Mai 847 von der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen war, ohne daß dem Kaiser eingefallen wäre, dieses Vassallen halber sich mit dem Erzbischof zu überwerfen. Jetzt aber wandte sich Fulkrich mit kaiserlicher Unterstützung an den Papst und dieser ereiferte sich für dessen Sache in harten Ausdrücken gegen H. Als nun aber H., um auch dem Kaiser zu zeigen, wie weit seine Macht reiche, wegen des Verkehrs mit Fulkrich über ihn den Bann aussprach, so kannte der päpstliche Zorn keine Grenzen mehr. Durch ein Rundschreiben der Curie ward allen gallischen Bischöfen das Unerhörte mitgetheilt, daß H. sich an dem Gesalbten des Herrn vergriffen habe. Mit offenen Worten wurde ausgesprochen, daß er in unrechtmäßiger, freveler Weise den Reimser Stuhl occupirt habe.

Der Spruch in Rom stand jetzt bevor: die Absetzung war schon im Voraus angekündigt.

Wenn es dann doch nicht dazu kam, so haben Einflüsse der verschiedensten Art zusammengewirkt. Zunächst wol vermittelte der westfränkische Episcopat, eine Vermittelung, der H. sich später dankend erinnert. Die angesehensten Mitglieder desselben mußten bei dem Falle ihres Genossen die härtesten Censuren für sich selbst gewärtigen, weil sie einen neuen Bischof ordinirt hatten, während der rechtmäßige noch lebte. Dann mag man den Einfluß Karls des Kahlen erwähnen. Freilich, so lange der König mit dem Laienadel zu regieren suchte, hatte H. ihm ferne gestanden und sein eigenes Eingehen auf Lothars Ideen wird ihm in den Augen des Königs auch nicht genützt haben. Ja so weit war die Entfremdung gekommen, daß Karl der Kahle, da seine Beziehungen zum Kaiser unter der Vermittlung Ludwigs des Deutschen sich friedlicher gestaltet hatten, die Absicht zeigte und wol auch kurze Zeit zur Ausführung brachte, mit dem Bruder gegen den Erzbischof zu gehen. H. rächte sich, indem er den Bann, mit welchem er den Kaiser belegte, mit auf Karl ausdehnte. Doch unmöglich konnte eine solche Constellation irgendwie Bestand haben. So lange Hinkmars Feindschaft mit dem einen dauerte, war er der stärkste und beste Bundesgenosse für den andern. Dazu wurde Karl bei dem kläglichen Zustande seines Reiches immer dringender auf die Unterstützung der Geistlichkeit in seiner inneren Politik hingewiesen. So erfolgte denn die Aussöhnung beider sehr schnell. Vom Frühjahr 853 ab hatte Karl sein Bündniß mit der Laienaristokratie aufgegeben, an dessen Stelle das Bündniß mit dem Episcopat trat; H. aber übernahm die Leitung der westfränkischen Politik. Dafür schenkte Karl ihm seinen Beistand in Soissons und viel deutlicher bald nachher auf der Synode in Quierzy, wo er die Hinkmar'schen Sätze gegen die Prädestination mit seinem königlichen Ansehen deckte. In solchem Schutze konnte H. immerhin dem Papste und dem Kaiser die Stirne bieten, auch auf die Vermittelung seines Königs bei Lothar rechnen, sobald sich ein günstiger Zeitpunkt darbot; der kam über Erwarten schnell, denn Lothars Sterne waren längst im Sinken; derselbe Monarch, welcher zwölf Jahre lang allen seinen Witz aufgewandt hatte, um seinem Bruder Fallen zu legen, mußte sich jetzt sehr dringend um dessen aufrichtige Freundschaft und die seines ersten Rathgebers bewerben. Noch Anfang Januar 855 hatte er seine Einwilligung zur Synode von Valence gegeben, die ihre Spitze gegen H. kehrte, seinen Sätzen über die Prädestination ihre eigenen entgegenstellte. Bald darauf, im Frühjahre, erkrankte er schwer und sah sein Ende nahen. Lag es nicht in seinem Interesse, den westfränkischen König sich versöhnt zurückzulassen, um nicht die Succession seiner Söhne zu gefährden? hatte er nicht Grund für sein Seelenheil zu sorgen, da immer noch die Excommunication auf ihm lastete? Vom Krankenlager aus

setzte er sich mit H. in Verbindung, der ihn bereitwilligst absolvirte, nachdem er das Bekenntniß seiner Reue und das Gelöbniß, beim Papste für ihn wirken zu wollen, erhalten hatte. In einem Schreiben, das in Hinkmar'schen Ausdrücken abgefaßt ist, mußte der Kaiser die Ansprüche desselben auf den Primat der Curie dringend empfehlen, das Ausbleiben des Metropoliten in Rom mit den Staatsgeschäften desselben entschuldigen, auch um die Beilegung der Ebo'schen Angelegenheit und die Bestätigung der Synodalbeschlüsse bitten. Derselbe Petrus von Spoleto, der als Mandatar gegen H. in Gallien erschienen war, empfing den Brief, um ihn nach Rom zu überbringen. Unterwegs aber traf er auf Boten der Curie, die von dem im Juli erfolgten Ableben Leo's berichteten. Am Michaelistage folgte der Kaiser dem Papste im Tode nach. Neue Männer betraten den Schauplatz, die nicht die Kraft hatten und nicht geneigt waren, den Streit fortzusetzen. Das lotharische Reich zerfiel in drei Theile und blieb keine Macht mehr, mit deren Widerstand H. zu rechnen hatte; Papst Benedikt III. aber bestätigte die Soissoner Beschlüsse: allerdings unter dem Vorbehalte, daß sich alles so verhalte, wie H. ausgeführt habe. So ging H. gekräftigt aus dem Kampfe hervor. An Erfüllung primatialer Hoffnungen war allerdings für den Augenblick nicht zu denken; aber dafür konnte er darangehen, die Vertrauensstellung, die ihm Karl der Kahle bei der Leitung des westfränkischen Staates eingeräumt hatte, in seiner Weise auszufüllen.

Hier traten die Sorgen der inneren Politik zunächst in den Vordergrund; es galt ein unheilvoll zerrüttetes Gemeinwesen vor gänzlichem Zerfall zu retten. Und mit welcher Liebe erfaßte er nun diese Aufgabe, das Leben des eigenen Volkes nach seinen Grundsätzen zu organisiren, mit seinen Ideen zu durchdringen! In doppelter Richtung bewegten sich seine Gedanken: Tendenzen altkarolingischer Verwaltung trafen in ihm zusammen mit den Bestrebungen des modernen kirchlichen Geistes, Erfahrungen und Kenntnisse, die er noch am Hofe Ludwigs des Frommen gesammelt, sollten in Uebereinstimmung gesetzt werden mit überspannten hierarchischen Ueberzeugungen. Wenn es ihm nun in der That gelang, beide in merkwürdiger Weise mit einander zu verschmelzen, so verdankte er das seiner glücklichen Anlage für praktische staatsmännische Thätigkeit. Schärfer als irgend einer der Zeitgenossen erkannte er die wunden Punkte des damaligen Staatslebens, besser als irgend ein anderer wußte er die Maßregeln zu ihrer Heilung ausfindig zu machen. Seine Denk- und Ermahnungsschreiben zeigen durch formale und sachliche Uebereinstimmung mit den Beschlüssen der Synoden und Reichstage, in welcher Richtung sein Einfluß sich bewegte und wie weit er ging. Der Unterdrückung des Volkes, sowol des freien wie des abhängigen, und der Schwächung der königlichen Macht entgegenzuwirken, hielt er für die dringendste Aufgabe. Volks- und Königs-Interesse waren ihm identisch und standen beide in Opposition zu den Bestrebungen der großen Vassallen und Senioren, die ihre Besitzungen immer mehr arrondirten, ihre Amtsbezirke im eigenen Interesse ausnutzten. Ihnen ganz besonders galt sein Haß. Wie oft hat er nicht verlangt, daß nur einsichtigen, gerechten, unbestechlichen, nicht in schnödem Eigennutz arbeitenden Grafen die Gaue anvertraut, ebenso gesinnte Schultheiße über die königlichen Pfalzen und Güter gesetzt werden sollten. Ungern sah er, wenn den großen Grundbesitzern ihre Territorien durch Vergabungen vergrößert wurden. Die Verbindung des Königs mit den Freien wollte er aufrecht erhalten; für die Verbesserung des Looses der Abhängigen befahl er zu sorgen, die Cultur in Wald und Feld zu fördern, über die Frohnden fleißig zu wachen. So würden die Erträge des Staates wesentlich gemehrt und das Volk trotzdem weniger belastet. Dann hörte es auf, daß der Hof nicht leben könne und wieder andern zur Last falle; gerade hier an der Spitze solle alles wohlgeordnet, der königliche Haushalt eine Muster-

irthschaft sein, wie es zu Karls des Großen Zeit war; jetzt aber gäben die
roßen des königlichen Gefolges das schlechteste Beispiel. Um das alles zu er-
eichen, verlangte er als erste Vorbedingung ein geordnetes Controlsystem, das
– und hier setzt nun die Thätigkeit der Kirche ein — bei der Unzuverlässigkeit
er Optimaten in den Händen der Geistlichkeit ruhen soll. Diese hat das Land
u bereisen, die Ueberschreitungen der Beamten zur königlichen Kenntniß zu
ringen, das Volk zu vertreten. Und wie es in seinem Wesen lag, immer auf
ie vornehmste Schwierigkeit zuerst loszugehen, so wurde diese Idee sofort aus-
eführt, auf der Synode von Verberie 853. Das ganze Reich ward in
2 Distrikte eingetheilt und 11 davon der Oberaufsicht eines Bischofs unter-
tellt; H. selbst nahm einen, der 10 Gaue umfaßte, als Missaticum. War
o schon die Kirche über den Staat gehoben, so kam hinzu, daß sie auch
n ihren eigenen Angelegenheiten die liebevollste Berücksichtigung fand: das
kirchengut sollte geschützt, säcularisirtes zurückgebracht, oder, wo es nicht ging,
ie Zinsen von den Precarien wenigstens regulirt und auf ihre Einlieferung ge-
ehen werden. Die Immunitäten sollten ausgedehnt werden, möglichst so, daß
uch die an Vasallen geliehenen Güter mit einbegriffen würden. Für kirchliche
nd königliche Güter aber sollten statistische Verzeichnisse nach verschiedenen Ge-
chtspunkten hin angelegt werden; H. ging mit gutem Beispiel voran und ver-
nlaßte die Aufzeichnung der Polyptychon von St. Remi in Reims.

Solche Tendenzen konnten nur entstehen, indem die Kirche sich ihrer höheren
kultur in allen wirthschaftlichen Fragen voll bewußt war; solche Tendenzen
onnten aber auch nicht ohne erbitterten Widerspruch derer bleiben, die zwar
oh und sehr barbarisch, aber doch an Herrschsucht der Kirche nicht nachstanden,
nd die vor allem nicht gewillt waren, sich freiwillig aus der leitenden Stellung
m Staatswesen verdrängen zu lassen — der weltlichen Optimaten. Allgemeine
Unzufriedenheit machte sich geltend; bis in die königliche Familie drangen die
Gegensätze; die Entschiedeneren suchten bei Ludwig dem Deutschen Hilfe. Aber
adurch wurde der westfränkische König und seine Geistlichkeit zu noch engerem
Aneinanderschluß gebracht. 857 schwur H. mit vielen andern Karl dem Kahlen
Treue und empfing seinen Gegenschwur. Und H., der die Seele von allem war,
ing auch allen durch die That voran. 857 schützte er die Picardie gegen die
Normannen; zu demselben Zweck gab er die Reimser Kirchenschätze her; viel
ehr noch leistete er mit der Feder oder als Vermittler und Gesandter. Alles
as konnte nicht hindern, daß Ludwig endlich 858 der Aufforderung der Re-
ellen Folge leistete, in das westfränkische Reich einbrach, die Krongüter besetzte,
nen Reichstag nach Attigny berief. Karl war nach Burgund geflohen und
in Reich schien verloren; nur der Klerus widerstand unter Hinkmars Führung,
er die Aufständischen excommunicirte und sein berühmtes Manifest erließ:
n Ludwig gerichtet, um das Nichterscheinen der Bischöfe in Attigny zu be-
ründen und gegen die Eroberung zu protestiren, freilich so gemäßigt, daß
n Falle des definitiven Sieges Ludwigs eine Annäherung an ihn noch mög-
ch war; — zugleich an Karl geschickt, weil auseinandergesetzt war, was der
piscopat von einem König verlangte, den er unterstützen sollte. Wie hätte
, widerstehen mögen, die äußerste Noth seines Herrn nicht auszunutzen,
es im Interesse der Kirche geschah? Derselbe Mann, der eben noch dem
nig wie ein Vasall geschworen, stellte jetzt den Satz auf, daß kein Geist-
her einem Weltlichen sich durch einen Treueid binden dürfe. Im Uebrigen
er verfuhr er doch ganz loyal. Sein und seiner Amtsbrüder Widerstand war
— wol neben dem Aufstande des gemeinen Volkes gegen die Optimaten —
as Ludwig zum Rückzug trieb. Er selbst war es auch, der in den nächsten
ahren die Friedensverhandlungen führte, die 860 in Coblenz zum Abschluß
men. Die aufständischen Großen durften heimkehren und empfingen ihre Alode

zurück: entzogen blieben ihnen die Beneficien. Eine ganz wesentliche Schwächung ihrer Macht und Stärkung des königlichen Ansehens! Dem mußte natürlich in Hinkmars Augen ein gesteigertes Ansehen des Episcopats entsprechen. Hatte er das schon im Manifest von Quierzy zum Ausdruck gebracht, so war es auch von Karl auf der Synode von Savonnieres 859 anerkannt. In den über schwenglichsten Ausdrücken spricht der König von der Stellung und dem Beru der Bischöfe: Organe Gottes nennt er sie, deren Gericht er sich gehorsam unter werfe, nicht nur bei kirchlichen Censuren, auch wenn es seine Absetzung gelte.

Aber neben diesem gesteigerten Ansehen des Episcopats hatte doch auch di ganze Existenz Westfrankens sich lebenskräftiger gestaltet; die einfache Folge dieser Consolidation im Innern war, daß das Reich zum ersten Male begann, eine active äußere Politik zu haben. Und wieder war es H., der dieser Politik wenn nicht gerade die Ziele steckte, doch ihr das große Gepräge und den kirch lichen Zuschnitt gab, sie als Vertreterin der hohen Principien von Recht und Moral hinstellte, ihr dadurch den Erfolg sicherte. Karl der Kahle schaute wo selbst schon verlangend nach Lothringen hinüber, seitdem das Reich Lothars I in drei Stücke zerrissen war; H. hat ihn jedenfalls in seinem Gelüst bestärkt da es sein eigenes Verlangen war, dies Land mit Westfrancien zu vereinigen um seine Provinz aus der Verzettelung in zwei Reichen unter das Scepter eines Königs zu bringen. Karl mag selbständig erkannt haben, wie vortheilhaft es sei, wenn Lothar dem II. keine neue Heirath gestattet werde, nachdem Thiet berga kinderlos geblieben war; H. fing den Kampf zur passenden Stunde an und führte ihn durch, indem er gegen die Vergewaltigung der unglücklichen Kö nigin und gegen die Ehe Lothars mit der Kebse Waldrada protestirte. Politische Rücksichten waren für ihn in erster Linie maßgebend; damit soll nicht gesagt sein daß sie es allein waren. Er dachte streng in allen Fragen der Sittlichkeit; lebte selbst wie ein Ascet; Fleisch und, wie man sagte, auch Wein pflegte er nicht zu sich zu nehmen; im Allgemeinen hätte er nie davon gelassen, auf Bewahrung von Zucht und Gesittung zu achten: nur wenn große Angelegenheiten auf dem Spiele standen, glaubte er auch einmal darüber hinwegsehen zu dürfen. Dies Mal war es sein gutes Glück, daß beides so zu einander stimmte. Aber er that doch auch nichts dagegen, bis die Sache reif war. 857 war Thietberga zum ersten Male verstoßen; in allen Webstuben, sagt er selbst, erzählten sich die Frauen davon; was man auf der Aachener Synode im Februar 860 vorhatte, wußte er sehr wohl, hielt sich aber wegen Unpäßlichkeit entfernt, ohne seine Meinung offen ausgesprochen zu haben. Erst als die Entscheidung in Aachen gefallen, trat er mit seiner Protestschrift hervor, alle Könige und alle Christen über die Schändlichkeit belehrend.

Die günstige Position Hinkmars ward noch gemehrt, als Thietberga hilfe flehend zu Karl floh und hier Unterkommen fand, während Lothar dem ehe brecherischen Weib des Grafen Boso, der Engeltrud, Schutz gewährte, Judith die Tochter Karls, die von Balduin von Flandern entführt und von H. excom municirt war, bei sich aufnahm, das Bisthum Cambrai in unkanonischer Weise seinem Günstling Hilduin verlieh. Ueberall erschien Karl im Lichte der Tugend und auf dem Wege, den die Kirchengesetze vorschrieben, Lothar II. als der Be förderer von Sünde und Verworfenheit. Als dann durch Vermittlung Ludwigs des Deutschen eine scheinbare Aussöhnung Karls mit seinem Neffen stattfand 862 in Savonnieres, und der Letztere alle Beschwerden, die eine Hinkmar'sche Schrift ihm vorwarf, abzustellen versprach, so war erst recht offenbar geworden wer die gerechte Sache vertrat.

Auf diesem Höhepunkte seines Ansehens trat nun die Versuchung an ihn heran, sein politisches Uebergewicht auch auf dem kirchlichen Gebiet auszunutzen

Noch immer schwebte der Prädestinationsstreit! Auf die Sätze der Synode von Valence 855 hatte H. mit seiner ersten Schrift über die Prädestination geantwortet, von der nur die Widmung an Karl den Kahlen erhalten ist. Die Gegenpartei hatte ihre Ansicht nochmals 859 in Langres und Savonnieres vorgetragen und manches heftige Wort war von hüben und drüben gefallen. Da benutzte H. den günstigen Moment im J. 860. Der Ehehandel Lothars II. stand im Vordergrunde; H. hatte sich noch nicht erklärt; alles kam darauf an, ihn nicht zu reizen, ihn günstig zu stimmen. Es war eine Concession der Lothringer auf der Synode von Tousy, wenn sie gestatteten, daß H. den Synodalbrief abfaßte und darin seine Ansicht über die Prädestination gemäß den Sätzen von Quierzy entwickelte. Das war die letzte officielle Erklärung in dieser Streitfrage; unter dem Gewicht der großen politischen Conjuncturen hatte H. gesiegt. 863 ließ er seine zweite große noch erhaltene Schrift „De praedestinatione“ folgen und drückte der abendländischen Kirche in einer ihrer wichtigsten Lehren den Stempel seines Geistes auf; der aber bedeutete Erstarkung des priesterlichen Einflusses nach allen Richtungen hin. Wie die Kirche schon das staatliche und wirthschaftliche Leben beherrschte, so sollte sie auch das Denken und Sinnen des einzelnen Individuums ganz umfassen, es in unbezwingliche Fesseln schlagen, selbst auf Kosten von Vernunft und geistiger Freiheit. Mit vollem Bedacht berechnete er darnach den Standpunkt, den er in jeder der vielen Controversen nahm, welche die Gemüther der damaligen Menschen in so ungewöhnlicher Art durchschütterten. Sein Werk über die Dreieinigkeit (c. 866), ebenfalls gegen Gottschalk gerichtet, der ihn beschuldigt hatte, daß er die reale Existenz Christi als einer eigenen Persönlichkeit geläugnet habe (Sabellianismus), ist nur hohles Wortgeschwätz. Aber von welcher Bedeutung war es nicht, daß er sich gegen die symbolische Auffassung des Abendmahlsacramentes, die damals die gebräuchlichere war, und für Paschasius Radbertus erklärte, welcher die wirkliche Verwandlung des Brotes und Weines in den natürlichen Leib Christi behauptete; daß er sich für die übernatürliche Geburt Christi und die Jungfrauschaft der Maria entschied; daß er nur eine einzige Auslegung der heiligen Schrift, nämlich die von der Kirche angenommene, für erlaubt erklärte; daß er die Bilderverehrung begünstigte; daß er für die Beibehaltung der Gottesurtheile wirkte, auf deren Abschaffung schon die Reichsgesetzgebung Bedacht genommen hatte! Ueberall stellte er sich der seit dem Anfange des Jahrhunderts so mächtigen freisinnigen Strömung, wie sie Agobard, Raban, Scotus u. a. vertraten, entgegen; überall kämpfte er für das Uebernatürliche, Wunderbare, Mystische, wol wissend, daß dadurch die Bedeutung des geistlichen Amtes in den Augen einer rohen und dem Sinnlichen zugeneigten Menge gewinne. Keiner hat mehr dazu beigetragen als er, in diesem entscheidenden Wendepunkte der Culturentwicklung, daß an die Stelle lebhafter und befreiender Debatte ein indifferenter und schweigender Autoritätsglaube trat, daß die Kirche jenen katholisch-orthodoxen Charakter annahm, den sie das ganze Mittelalter hindurch bewahrt hat.

Politische Combinationen und gewaltthätigen Zwang in Sachen des Glaubens auszunützen, schien ihm sein gutes Recht. Am bittersten hatte das Gottschalk erfahren, der im Gefängniß schmachtete, obgleich so viele Kirchen für seine Auffassung eingetreten waren und selbst Papst Nikolaus I. sich sympathisch geäußert haben soll. Wie viel gefährlicher mußte es sein, einem Manne seines Charakters entgegenzutreten, wenn es sich um die realen Machtverhältnisse der Kirche und seiner eigenen Würde handelte! Und doch gab es eine ganze Partei, die dies nicht fürchtete, sondern mit offenem Visier zum Kampfe drängte: das hing mit der jüngsten Emancipationsentwickelung der Kirche auf das innigste zusammen. Jene Tendenzen auf Befreiung von der staatlichen Gewalt, welche der Klerus

als sein natürliches Recht verfolgte, waren in der pseudo-isidorischen Codification in der Weise zum Ausdruck gekommen, daß die oberste Instanz für Bestätigung der Synoden und Appellation von ihnen, welche bisher die Könige in Anspruch genommen hatten, dem entfernten römischen Stuhl gegeben wurde. Dadurch war ein Zwiespalt in die Kirche getragen; denn während über die Emancipation der gesammte Episcopat gleich dachte, wollten doch die Metropoliten sie gerade um den Preis einer unmittelbaren Unterordnung unter Rom nicht geschehen lassen, da diese eine viel unbedingtere werden mußte als die frühere unter den Staat und ihre eigenen Oberbefugnisse über die Suffragane wesentlich beeinträchtigte. Es lag aber in der Natur der Dinge, daß die Bischöfe, je weniger Widerstand der Staat der Neuerung entgegensetzte, desto begieriger nun nach ihrer weiteren Befreiung vom metropolitanen Joche griffen. Wiederum war es H., der sich entschloß, die Sache zum Austrag zu bringen; wie die dogmatischen Gegensätze glaubte er wol auch den Ungehorsam der Suffragane durch seinen politischen Einfluß im günstigen Moment niederschmettern zu können. So erklärte es sich vielleicht, daß er den eigenmächtigsten derselben, den Bischof Rothad von Soissons, erst drei Jahre nachdem es geschehen war, wegen der eigenmächtigen Absetzung eines beim Ehebruch ertappten Priesters und wegen der Weigerung ihn wieder einzusetzen, durch eine Provinzialsynode (861) von der bischöflichen Gemeinschaft ausschließen ließ. Trotzdem erschien Rothad 862 auf der Synode von Pistes, wo nun ein erneutes Verfahren gegen ihn eingeleitet wurde. Aber noch vor dem Urtheilspruche appellirte der Angeklagte nach Rom: ein Vorgehen wie es Pseudo-Isidor erlaubte, während das ältere Kirchenrecht nur eine Berufung nach gesprochenem Verdikte gestattete. Gerade diese Durchbrechung des Gewohnheitsrechtes war H. fest entschlossen zu verhindern. Aber die neue Rechtsanschauung entsprach doch so sehr dem Bedürfniß der Suffragane, daß diese die Appellation anerkannten. Während Rothad sich nun in der Heimath zur Reise rüstete, schrieb er einem Amtsbruder, den er noch auf der Synode wähnte, mit der Bitte, ihm seinen wirksamen Beistand zu leihen. Da der Adressat schon abgereist war, fiel der Brief in Hinkmars Hände, ward von ihm geöffnet, und der Inhalt so gedeutet, als ob er einem Verzicht auf die Appellation gleich käme. Demgemäß wurde Rothad in Haft genommen und vor die nächste Synode zu Soissons gestellt (862); daß hier seine Verurtheilung durchging, zeugt am besten von der alles beherrschenden Macht des Metropoliten. Aber ohne Einspruch konnte doch ein so beispiellos gewaltsamer Proceß nicht bleiben. Noch bevor die von H. zur Bestätigung nach Rom geschickten Acten dort anlangten, war der Papst von allem unterrichtet. Begierig bemächtigte sich dieser eines Streites der ebenso sehr seine eigenen Intentionen förderte wie die der Bischöfe.

Nikolaus I. war eine dem Reimser Erzbischof an Begabung und Wollen ungemein verwandte Natur, ernst und streng, von den christlichen Wahrheiten innerlich erfüllt, voller theilnehmenden Fürsorge für seine Untergebenen, ebenso wie H. überzeugt von der Superiorität der Kirche über alle irdischen Gewalten und von der Nothwendigkeit sie mit allen Mitteln durchzusetzen. Was beide aber trennte, war durch ihre Stellung in der Hierarchie bedingt. Während der Metropolit schon das äußerste erstrebte, wenn er sich als den Primas einer in den nationalen Grenzen zusammengefaßten Kirche hinzustellen suchte, sah der Papst das Heil in der straffen, monarchischen Zusammenfassung aller Glieder unter das Regiment der Curie und hielt es für seine Lebensaufgabe, dies selbst noch durchzuführen. So standen sich beide schroff gegenüber, der eine von seinen Rechten, der andere von seinen Ansprüchen tief durchdrungen. Aber bevor es zur Auseinandersetzung kam, war Hinkmars Sache schon verloren. Was konnte da, wo es sich um die Durchbringung von Prin-

cipien handelte, die Fürsprache Karls oder Hinkmars eigenes warnendes und beschwörendes Schreiben, die Rechte der Metropoliten nicht anzutasten, helfen? oder gar solche kleinliche Mittel, wie die Verzögerung der Auslieferung Rothads nach Rom, das gänzliche Wegbleiben seiner Ankläger? Alles das erleichterte es nur dem Papste, von den unmittelbaren Fragen dieses einen Streites zu den allgemeinen Grundsätzen aufzusteigen. In der Weihnachtsnacht 864 ward Rothad in feierlichem Acte restituirt und die aus Pseudo-Isidor gewonnenen Normen, die aber angeblich alten und im päpstlichen Archiv ruhenden Dekretalen entnommen sein sollten, verkündigt: wie es sich mit der Abhängigkeit der Synoden von dem Willen des Papstes, mit der unbeschränkten Appellationsfreiheit, mit dem directen Entscheidungsrecht der Päpste in bischöflichen Processen verhalte. Dem Legaten Arsenius, der des lotharischen Ehehandels wegen über die Alpen zog, ward die Wiedereinführung Rothads in sein Amt übertragen.

Da die Opposition gegen H. glücklich begonnen war, konnte es nicht fehlen, daß andere versuchten, sie fortzusetzen. Die Kleriker, deren Sache 853 in Soissons gefallen war, scheinen sich mit Arsenius in Verbindung gesetzt zu haben. In ihrer Angelegenheit bot sich der Curie eine vortreffliche Gelegenheit dar, den trotzigen Erzbischof nochmals zu demüthigen und an einem zweiten Falle den Gehorsam, den die fränkische Geistlichkeit den eben ausgesprochenen pseudo-isidorischen Grundsätzen entgegenbringen würde, zu erproben. Obendrein war König Karl dies Mal bereit mit dem Papste zu gehen, da er den angesehensten dieser Kleriker, Wulfad, den Erzieher seines Sohnes Karlmann, zum Erzbischof von Bourges zu machen wünschte. So erging an H. der Befehl die Ansprüche Wulfads und seiner Genossen, überhaupt die ganze Ebo'sche Frage, von Neuem einer Synode zur Untersuchung vorzulegen und, wenn man sich nicht einigen könne, die Entscheidung aus Rom zu holen. Aber hier war es doch möglich, viel energischer Widerstand zu leisten, als im Rothad'schen Handel. So sehr der Episcopat den pseudo-isidorischen Ideen zustimmte, so wenig hatte er Neigung, das Urtheil, das er selbst früher gesprochen, zu cassiren. Dazu führte H. seine Sache meisterhaft. Noch ist das umfangreiche Memorandum erhalten, das er der Synode zu Soissons 866 vorlegte. Im Anschluß daran entschied man sich für ihn, sowol hier wie 867 in Troyes, und glaubte dem Papste, was die Kleriker betraf, nur einen Gnadenact anempfehlen zu dürfen. Aber das war wieder nicht, was der Papst wollte. Immer mehr spitzte sich der Conflikt zu: keiner konnte sagen, wie die Sache noch enden werde. Da erfolgte im entscheidenden Augenblicke im fernen Osten der Abfall der griechischen Kirche unter dem Laienpatriarchen Photius. Was sollte aus der abendländischen Kirche werden, wenn nun auch noch die fränkische unter einem Führer wie H., der zum äußersten gebracht war, sich separirte? Unter Erwägungen dieser Art fand Nikolaus es für gut, die Wulfad'sche Sache niederzuschlagen und dafür den treuen und geliebten Bruder H. um seinen Beistand gegen die Griechen zu bitten, der mit Freuden gewährt ward. Kurz darauf starb der Papst. So war der Sieg im letzten Falle auf Hinkmars Seite geblieben, aber nur durch Combinationen, die ebenso zufällig, wie sie gekommen, auch wieder schwinden konnten. Dauernd konnte er seine Stellung nur sichern, wenn es ihm gelang, den Betrug der pseudo-isidorischen Dekretalen zu entlarven. Man hat zu beweisen versucht, daß H. bei seiner ungemeinen kanonistischen Gelehrsamkeit und den sehr beachtenswerthen Proben von Kritik, die er gibt, die Fälschung auch in der That durchschaut und nur den Beweis nicht erbracht habe, weil ihm die Sammlung in andern Dingen, besonders durch die Begünstigung der Reimser Primatial-Idee, erwünscht war. Dagegen ist mit Recht geltend gemacht, daß die Vortheile, die sie vielleicht in Zukunft bringen konnte, durch

die schweren Nachtheile, die sie brachte, weit überwogen wurden. Vor allem, die Reimser Ansprüche auf den Primat standen auch sonst fest oder konnten wenigstens den damaligen Bedürfnissen entsprechend begründet werden. Im erzbischöflichen Archiv lag der berühmte Brief des Papstes Hormisda, in dem Remigius zum apostolischen Stellvertreter in Gallien ernannt war, ein Brief, den H., wenn er ihn nicht selbst fabricirt hat, doch wo er nur konnte, verbreitete. Im Uebrigen durfte H., so lange Nikolaus lebte, überhaupt keine Hoffnung auf Erfüllung seiner Wünsche hegen. Und warum schonte er denn die Sammlung, als die Curie sich später nicht abhalten ließ, trotz ihrer den Erzbischof von Sens zum Primas zu machen? Auch für die im Pseudo-Isidor ausgesprochene Unverletzlichkeit des Kirchengutes konnte man andere Rechtssätze beibringen, z. B. die Capitularien des sogenannten Benedikt; oder jede Kirche hatte ihre besonderen Mittel, wie Reims das falsche Testament des Remigius. Am meisten würde wol die Emancipation der Kirche von der staatlichen Gewalt, der H. von Herzen zustimmte, durch den Beweis der Unechtheit gefährdet worden sein. Aber auch da hätte man der Dekretalen entrathen können. Als H. einige Jahre später in der Angelegenheit seines Neffen, des Bischofs Hinkmar von Laon, für die Befreiung der Kleriker vom königlichen Hofgericht eintrat, führte er den Beweis u. a. aus dem römischen Recht, indem er nur die Vordersätze citirte, in denen die Jurisdiktion über Geistliche in Criminalsachen einem geistlichen Gericht vorbehalten wird, aber absichtlich die Nachsätze fortließ, wo steht, daß sich dies natürlich nur auf geistliche Verbrechen bezöge. Dasselbe unredliche Verfahren wie er es bei der Auslegung Augustins gegenüber Gottschalk angewandt hatte. Solche Interpretationskunst aber bedurfte keiner falschen Dekretalen! Während er den Inhalt von einzelnen von ihnen bekämpft, steht er garnicht an, andere zu benutzen, oft bei untergeordneten Fragen, wo ihm auch ächte zur Verfügung standen. Sein Verfahren ist ein eklektisches: er nimmt, was ihm nützt, und läßt fort, was ihm schadet. Nur das Wort von Nikolaus, daß alle Dekretalen der orthodoxen Päpste Gesetzeskraft hätten, hat er nie approbiren wollen. Er kommt allmählich dazu, als Norm für die Rechtsgiltigkeit der Dekretalen ihre Uebereinstimmung mit den Kanonen der Concilien hinzustellen, von denen wieder die, welche die Metropolitangewalt begünstigen, wie die von Nicäa, ihm die heiligsten sind. Aber selbst die Dekretalen, deren Gesetzeskraft er nicht anerkennt hat er damit noch nicht als Fälschungen brandmarken wollen. Vollends der Gedanke, daß die ganze Sammlung ein Betrug sei, ist ihm nicht gekommen.

Durch das Gewicht seines politischen Ansehens hatte H. die streitigen kirchlichen Angelegenheiten zu seinen Gunsten entscheiden wollen; nachdem ihm dies in einem bedeutenden und mehreren kleinen Fällen geglückt, war dann gerade das Gegentheil eingetreten: sein Streit mit der Curie hatte ihn bei Karl dem Kahlen zu Fall gebracht, und nicht blos deshalb, weil der König in dem Wulfad'schen Handel für den Erzieher seines Sohnes interessirt gewesen wäre. Hinkmars Staatsleitung hatte auf die Erstarkung der Kirche hingearbeitet, ohne Zweifel mehr als der König wollte; aber der König brauchte seine Dienste zu dringend, um Einsprache erheben zu können; jetzt trat umgekehrt eine Constellation ein, wo er wünschen mußte, sich von einer Verbindung loszumachen, die ihm bei dem Papste, an dessen Freundschaft ihm seiner lothringischen Pläne halber alles lag, wesentlich schadete. Die Erinnerung, wie H. die Zeiten der Noth in seinem Interesse auszunutzen gewußt und die kirchlichen Forderungen höher und höher geschraubt hatte, mochte ihm diese Trennung erleichtern. Freilich, Niemand wird das treulose Verfahren Karls des Kahlen nach der Synode von Troyes, als er Hinkmars Briefe an den Papst sich einhändigen ließ, sie erbrach und eigene im entgegengesetzten Sinne geschriebene hinzufügte, rechtfertigen

wollen; mit Theilnahme liest man die Klage Hinkmars in seinen Jahrbüchern über die Undankbarkeit des Königs: aber es war doch nur dasselbe, was H. selbst einst dem greisen Rothad von Soissons angethan hatte. Die Entfernung Hinkmars von den Staatsgeschäften machte sich am meisten in der inneren Politik geltend. Wie in seinen ersten Jahren begünstigte Karl in erhöhtem Maße die weltlichen Großen, gab die Abteien an Laienäbte fort, forderte sogar einen Bischof, Hinkmar von Laon, den Neffen unseres Reimser Erzbischofs, der einem königlichen Vasallen ein Benefiz entzogen und dem ihn darob zur Rechenschaft stellenden König nicht hatte Genugthuung leisten wollen, vor das königliche Hofgericht. Die Entwickelung der letzten Jahrzehnte hatte darauf hingewirkt, die Geistlichen nur ihren eigenen Gerichten zu unterstellen: mit einem Schlage schien alles verloren. Das veranlaßte H. seinem Neffen, obwol er ihm wegen eigenmächtiger Handlungen, die den Rothad'schen sehr ähnlich sahen, keineswegs günstig gesinnt war, doch mit einer eigenen Schrift gegen den König beizustehen (868). Es war schon ein Zeichen des Entgegenkommens, wenn der König im Juni 869, auf dem Reichstag zu Pistes, wo überhaupt ein Ausgleich zwischen geistlichen und weltlichen Ansprüchen gesucht wurde, nachgab. Aber die volle Aussöhnung brachte doch erst die Richtung mit sich, welche bald darauf die äußere Politik nahm.

Die Erfüllung großer gemeinsamer Wünsche erleichtert es den Menschen, Unangenehmes, was die Vergangenheit gebracht hat, zu vergessen. So geschah es auch zwischen H. und Karl, als Lothar II. auf der Rückkehr von Rom, am 8. August 869, plötzlich starb. Die lothringische Krone war erledigt; und da der Bruder Lothars, Kaiser Ludwig II., in Süditalien gegen die Saracenen beschäftigt war und Ludwig der Deutsche krank in Baiern lag, so stand nichts im Wege, daß Karl sich des Landes bemächtigte. Der König und H. sahen sich gleicherweise am Ziele ihrer Wünsche. Schon am 5. September war Karl in Metz; am 9. krönte ihn H. mit feierlichem Pomp, assistirt vom dortigen Bischof Adventius, dessen frühere Theilnahme am lotharischen Ehebruch ihn jetzt an der Gemeinschaft mit ihm nicht hinderte. Alle Mittel bietet er auf, um den Länderraub wie eine legitime Besitzergreifung erscheinen zu lassen. Darum redet er bei der Krönung Karl als den von Gott gewollten und prädestinirten Herrscher an und läßt die übrigen Bischöfe denselben Gedanken vortragen. Deshalb weist er auf das sich hier vollziehende bedeutungsvolle Zusammenwirken von Metz, dem Sitze der Arnulfinger, und Reims, wo Chlodwig die Krone empfing, hin. Deshalb erfindet er die Geschichte von der Ampulla des heiligen Remigius, jenem von Gott zur Taufe Chlodwigs geschickten Fläschchen mit Salböl, das jetzt dazu diente, die Stirn Karls des Kahlen zu weihen. Denselben Eifer trägt er zur Schau, als es galt, was glücklich und rasch gewonnen war, auch geschickt und energisch zu behaupten. Zwar hat er sich der Theilung, die Karl 870 mit Ludwig dem Deutschen vornehmen mußte und für die er selbst im J. 867 im Metzer Vertrag als Garant eingetreten war, nicht widersetzt; blieb doch wenigstens seine Provinz davon unberührt. Dagegen hat er die wirklich legitimen Ansprüche Kaiser Ludwigs, die durch Papst Hadrian geltend gemacht wurden, mit Erfolg abgewiesen. Nie ist sein Uebergewicht in der Behandlung diplomatischer Angelegenheiten offenbarer zu Tage getreten als hier. Er sah sich einem Papste gegenüber, dem er in Menschen- und Geschäftskenntniß weit überlegen war, und ließ seinem Groll gegen die Curie freien Lauf. In seiner Eigenschaft als Metropolit schreibt er heuchelnd und devot: er habe alles gethan, was in seinen Kräften läge; aber dann erfindet er den Kunstgriff die Reden Karls und der lothringischen Optimaten mitzutheilen und so durch fremden Mund dem Papste die härtesten Abweisungen zu Theil werden zu lassen: Ob der Papst von jetzt ab König und Bischof zugleich sein wolle; anders hätten es seine Vorgänger

mar, Erzbischof von Rheims. Bonn 1863. Dazu die Werke über fränkische Geschichte von Gfrörer, Wenck und besonders Dümmler. — Ueber seine Stellung im Kirchenrecht besonders Jul. Weizsäcker, Hinkmar und Pseudo-Isidor (Riedner's Zeitschrift für histor. Theologie 1858). Hinschius, Decretales Pseudo-Isidorianae. Lips. 1863. Roth, Pseudo-Isidor (Zeitschrift für Rechtsgeschichte 5. p. 1).

J. Heller.

Hindenburg: Karl Friedrich H., Mathematiker, geb. am 13. Juli 1741 zu Dresden, † am 17. März 1808 zu Leipzig. Er erhielt in dem Hause seines Vaters, eines geachteten Kaufmanns in Dresden, den ersten Unterricht durch Hauslehrer, kam dann auf das Gymnasium zu Freiberg und 1757 nach Leipzig zur Universität, wo er in buntem Gemische Arzneikunst und Philosophie, alte Litteratur und Physik, Mathematik und Aesthetik studirte. Gellert, einer seiner Lehrer, empfahl ihn 1763 als Erzieher zu Herrn v. Schönberg und nun bezog er mit seinem Zöglinge aufs neue die Universität, hauptsächlich der Mathematik sich widmend. Georg Heinr. Borz (s. d.) in Leipzig, dann Kästner in Göttingen, waren seine Lehrer, denen er nahe trat, und aus deren persönlichem Verkehr er mannigfachen Nutzen zog. Er machte 1771 in Leipzig das Magisterexamen, wurde Privatdocent, dann 1781 außerordentlicher Professor der Philosophie. Die Vielseitigkeit von Hindenburg's wissenschaftlicher Bildung hatte sich anfangs in philologischen Abhandlungen kundgegeben, deren er zwei verschiedene 1763 und 69 veröffentlichte. Als daher 1785 die Professur der griechischen und römischen Litteratur in Leipzig frei wurde, bewarb sich H. um dieselbe. Universitätsverhältnisse ließen es passender erscheinen, einen anderen Bewerber vorzuziehen und H. mit der zugesicherten Anwartschaft auf die mathematische Professur zu vertrösten, deren Inhaber, der obengenannte Borz, bereits 71 Jahre alt war. H. hätte nun freilich auf diese Stelle noch lange warten können; Borz lebte noch bis zum 31. Januar 1799; dagegen starb 1786 ganz unvermuthet der Leipziger Physiker, Chr. Bened. Funk, und nunmehr erhielt H. diese seiner Begabung angepaßtere Stellung, in welcher er bis zu seinem Tode verblieb. Die Geschichte der Mathematik nennt H. als Gründer der combinatorischen Schule. Die Combinatorik war allerdings nicht neu, auch nicht als besonderer Theil der mathematischen Wissenschaften. Um von Anderen zu schweigen, hatte Leibnitz in seiner Dissertation von 1668, welche den Titel Ars combinatoria führt, den Gegenstand, wie den Namen zu allgemeiner Bekanntschaft gebracht. Aber H. behandelte die Combinatorik mit einer behäbigen Breite. Er bildete die in jedem Falle möglichen sämmtlichen Formen. Er unterschied verschiedene Bildungsweisen solcher Formen durch neue Namen. Er führte eigenthümliche combinatorische Bezeichnungen ein. Das waren lauter neue Dinge. Und nimmt man dazu, daß diese combinatorischen Betrachtungen bei manchen Aufgaben der Reihenlehre, gipfelnd für die damalige Zeit in der Potenzerhebung einer Reihe von unbestimmt vielen Gliedern, unerwartet treffliche Dienste leisteten, daß man combinatorisch in kurzen Zeichen Ausdrücke zu schreiben vermochte, welche ausgeführt ganze Seiten einnahmen, so wird die Hochschätzung der in diesem Sinne neuen Disciplin begreiflich, wird es auch begreiflich, daß man die noch zu erzielenden Erfolge überschätzte, daß man in der Combinatorik eine Art von mathematischem Stein der Weisen erfunden zu haben wähnte, ähnlich wie es auch wol in anderen Zeiten mit neuen Methoden gegangen ist, deren Werth dadurch nicht geleugnet wird, wenn man leugnet, sie seien allein im Stande, die Wissenschaft zu fördern und stellten deshalb auch allein den wissenschaftlichen Werthmesser irgend einer Leistung dar. Die combinatorische Schule entstand also, weiterführend aber übertreibend, was H. begonnen hatte.

und so ist vielleicht im Sinne der Entwickelung der Mathematik der Ausspruch gerechtfertigt: ein allgemeines Verdienst Hindenburg's war die Combinatorik, schädlich wirkte er in Deutschland durch die combinatorische Schule. H. ist auch in einer zweiten Beziehung bahnbrechend aufgetreten: während bis dahin zwar an gelehrten Zeitschriften im Allgemeinen kein Mangel war und in diesen — wir erinnern z. B. an die Leipziger Acta eruditorum — auch mathematische Aufsätze eine große Verbreitung erlangen konnten, ohne durch den Schutz einer Akademie in Veröffentlichungen aufgenommen zu werden, deren Titel schon höhere Anforderungen an den Inhalt der Bände rechtfertigte, fehlte es an eigentlich mathematischen Zeitschriften. H., welcher schon 1781—85 mit C. B. Funk und N. G. Leske gemeinschaftlich das „Leipziger Magazin für Naturkunde, Mathematik und Oekonomie" herausgegeben hatte, verband sich 1786—89 mit Johann Bernoulli III. (s. d.) zur Herausgabe des „Leipziger Magazins für reine und angewandte Mathematik" und redigirte alsdann allein 1795—1800 das „Archiv der reinen und angewandten Mathematik", neben welchem er auch noch 1796—1800 die „Sammlung combinatorisch-analytischer Abhandlungen" erscheinen ließ. Daß beide periodischen Schriften in dieser Zeit aufhören mußten, hatte seinen leicht begreiflichen Grund in den kriegerischen Zeiten, welche lähmend auf Leser und Verleger wirkten, ohne welche nun einmal auch die ergiebigsten Schriftsteller nichts zu veröffentlichen im Stande sind. Hindenburg's eigene Arbeiten, theils in Gestalt besonderer Schriftchen, theils als Aufsätze in den von ihm geleiteten Zeitschriften gedruckt, sind bei Poggendorff (Biogr.-litter. Handwörterb.) angegeben.

Vgl. den Art. Hindenburg von Stimmel in Ersch u. Gruber's Encyklopädie (Leipzig 1831), in welchem jedoch an Hindenburg's Leistungen der Maßstab der damals noch blühenden combinatorischen Schule angelegt ist, wie z. B. aus den Worten hervorgeht: „Als Erfinder der combinatorischen Analyse hat sich Hindenburg einen unsterblichen Namen erworben".

Cantor.

Hinderbach: Johannes H., geb. c. 1418; starb als Bischof von Trient am 21. Septbr. 1486. — Die erste Nachricht über diesen einflußreichen Priester und nicht unverdienstlichen Geschichtschreiber läßt ihn 1437 als Baccalaureus, 1439 als 21jährigen Magister der artistischen Facultät an der Wiener Hochschule erscheinen, allwo er Vorlesungen über lateinische Grammatik hielt. Er setzte dann die eigenen Studien in Padua, vornehmlich im römisch-canonischen Rechte, fort und kam wieder nach Wien zurück, zur Zeit, als Enea Silvio Piccolomini seine einflußreiche Stellung am kaiserl. Hofe bekleidete. Durch die Gönnerschaft des Senesen gelangte H. zur Hofkaplanschaft, erhielt die Pfarre zu Mödling und ein Passauer Canonicat. Als Kaiser Friedrich III. zur ersten Romfahrt sich bereit machte, reiste H. (1451) in Gesellschaft des Grafen Michael Hardegg auf Maidburg nach Venedig und in andere Städte Italiens als Vorbote. Er war Zeuge der Kaiserkrönung und Hochzeit des Habsburgers mit Lenor von Portugal und erlebte die Auszeichnung, am 14. Januar 1452, in Gegenwart des kaiserlichen Hofes zum doctor juris canonici promovirt zu werden. Daß H. ein im Kirchenrechte sattelfester und gebildeter, beredter Mann war, bezeugt Enea Silvio, damals bereits Bischof von Siena und Candidat des Cardinalates. Der Kaiser bediente sich daher bald Hinderbach's als Geheimschreibers und Diplomaten. Als solcher überbrachte er die kaiserlichen Glückwünsche seinem Gönner von ehedem, dem neugewählten Papste Pius II. (Enea Silvio) im Jahre 1459. Bereits im Jahre 1455 hatte H. bei dem Papste Calixt III. ein Canonicat und eine Dompropstenstelle zu Trient erwirkt; 1459 verschaffte ihm der Kaiser ein Regensburger Canonicat und hob

ihn als „Grafen des lateranensischen Palastes und des römischen Reiches“ in den Adelstand. In den bösen Händeln des Kaisers mit den Wienern als Parteigängern seines Bruders Erzherzogs Albrecht VI. war H. ein wohlunterrichteter Zeuge der Ereignisse; seine Fortsetzung der „Historia Friderici“ des Aeneas Silvius, deren Schlußtheil 1452—58 ihm nicht vorlag, ist daher namentlich für die Geschichte der J. 1460—63 von nicht zu unterschätzendem Werthe. — Die Wahl des Trienter Domcapitels berief den Liebling des Kaisers zur Bischofswürde. Obschon nun eine mächtige Partei in Rom, wo Papst Paul II. dem Gönner Hinderbach's gefolgt war, gegen seine Bestätigung arbeitete, bewirkte dennoch der kaiserliche Einfluß am 12. Mai 1466 die Confirmation. Am 13. Febr. 1469 erhielt er bei der Rückkehr Friedrichs III. von der zweiten Romfahrt zu Venedig die kaiserliche Belehnung mit dem Bisthumslehen. Als kaiserl. Botschafter erscheint er 1470 auf dem Regensburger Reichstage. In der folgenden, wirrenvollen Epoche suchte H. sich mehr auf die Angelegenheiten seines Bisthums zu beschränken. 1486 wurde er aus Anlaß des Zwistes H. Sigmunds von Tirol mit den Venetianern an die Signoria entsendet und starb bald nach der Rückkehr (21. September). Eine reiche Handschriften- und Büchersammlung läßt in ihm den Freund der Wissenschaft, den Humanisten erkennen. Von seinem litterarischen Nachlasse sei die ungedruckte „Chronologia Friderici imperatoris III et suae familiae ab ao. 1432—70“ hervorgehoben.

Aschbach, Gesch. d. Wiener Universität, S. 361 f. und Lorenz, Mittelalt. Gesch. Q. Deutschlands II. S. 287; s. auch Voigt, Enea Silvio Piccolomini und seine Zeit. **Krones.**

Hindersin: Gustav Eduard v. H., preußischer General der Infanterie und Generalinspecteur der Artillerie, als der Sohn eines Pastors am 18. Juli 1804 zu Wernigerode geboren und auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet, trat, nachdem er die Prima absolvirt hatte, am 16. October 1820 in die zu Erfurt garnisonirende dritte Artilleriebrigade, wurde 1825 Offizier, besuchte 1829—32 die allgemeine Kriegsschule in Berlin, ward in Folge seiner hier bemerkten Leistungen und Fähigkeiten von 1835—38 zum topographischen Bureau commandirt und 1842 als Hauptmann in den Generalstab versetzt. Zu kriegerischer Thätigkeit in letzterem gelangte er im J. 1849, wo er bei dem unter die Befehle des preußischen Generallieutenant v. Peucker gestellten Neckarcorps als Unterchef des Generalstabes Verwendung fand. Er hatte hier jedoch das eigenthümliche Mißgeschick, als er am 15. Juni während des Gefechtes bei Ladenburg vom Kirchthurme dieser Stadt aus recognoscirte, von den Aufständischen gefangen zu werden. Der Fall von Rastatt, wohin er gebracht war, befreite den damaligen Major H. am 22. Juli wieder, die Erinnerung an den Unfall aber hat ein noch jetzt bekanntes Spottgedicht aufbewahrt. Im Mai 1850 zu seiner Waffe zurückgetreten, befand sich H. nach mannigfachem Wechsel in seinen Dienststellungen, als Generallieutenant und Inspecteur der zweiten Artillerie-Inspection, als der Krieg gegen Dänemark ausbrach, in Berlin. Das Vorgehen gegen die Düppelstellung ließ es wünschenswerth erscheinen, die technische Oberleitung des Artillerie- und Ingenieurangriffes in eine feste Hand zu legen; H. wurde mit dieser Aufgabe betraut; die Erhebung in den Adelstand und der Orden pour le mérite waren der Dank seines Kriegsherrn für die hier geleisteten Dienste. Bald aber ward ihm ein größerer Wirkungskreis angewiesen. Bereits am 22. April wurde er als zweiter General-Inspecteur dem kränkelnden ersten General-Inspecteur, General v. Hahn, an die Seite gesetzt und als dieser im December desselben Jahres in den Ruhestand trat, nahm H. die Geschäfte allein in die Hand. Es galt vor allem die gezogenen Geschütze einzuführen, eine Neuerung, gegen welche Hahn in hohem Grade eingenommen gewesen war;

wichtige Organisations-, Ausbildungs- und Verwendungsfragen beschäftigten außerdem die Waffe. Aber ehe alle diese Verhältnisse einigermaßen geklärt und geregelt waren, brachte das J. 1866 den Krieg gegen Oesterreich und dessen Bundesgenossen. Er zeigte, wieviel die Artillerie noch zu ändern und zu schaffen hatte; er zeigte aber auch die Richtigkeit der eingeschlagenen Wege. H. hatte denselben im Hauptquartier des Königs mitgemacht; sofort nach Friedensschluß ging es von neuem an die durch die Vergrößerung des Heeres vermehrte Arbeit. Der deutsch-französische Krieg der J. 1870 und 71 ließ deren Ergebnisse im glänzendsten Lichte erscheinen; General v. H., wiederum im Großen Hauptquartier und mit diesem persönlich an den Kämpfen bei Metz und Sedan und an der Belagerung von Paris betheiligt, konnte mit Genugthuung die Thatsachen den Aufschwung konstatiren lassen, welchen die Waffe unter seiner Oberleitung genommen. Aber nicht lange mehr sollte er sich der Früchte seiner Arbeit freuen, in der Nacht zum 25. Januar 1872 raffte ihn unerwartet der Tod hin. Gründlichstes Verständniß des Scharfschießens und durchgreifendste Vorbildung der Offiziere für die taktische Verwendung der Waffe, waren die Hauptziele seines Strebens.

Militär-Wochenblatt, Nr. 12, Berlin 1872. Poten.

Hingenau: Otto Bernhard Freiherr v. H., berühmter Montanist und österreichischer Bergrechtslehrer, geb. am 19. December 1818 zu Triest, verlebte nach dem frühen Tode seines Vaters seine Jugendzeit bei seinem Großvater, dem Gubernial-Präsidenten, Bernh. Gottlieb Freih. v. H. in Linz und dann zu Graz, an dessen Gymnasium derselbe seine wissenschaftliche Ausbildung begann. Er vollendete dieselbe mit Einschluß der Rechtswissenschaft in der k. k. Theresianischen Ritterakademie und bezog sodann aus Vorliebe für Naturwissenschaft 1841 auf drei Jahre die Bergakademie in Schemnitz. Zahlreiche Reisen in die verschiedenen Bergwerksdistrikte Ungarns reiften seine technischen Kenntnisse und lieferten ihm den Stoff zu einem anziehenden Roman, „Bergmann", 2 Bde., Pest 1844, in dem er besonders den Beruf des Bergmanns mit vielem Geschicke behandelte. 1844 trat H. zu Kuttenberg als Bergpraktikant in den Staatsdienst, siedelte aber schon im folgenden Jahre an das Bergoberamt und Berggericht in Leoben über. Hier war es der Einfluß des damaligen Amtsvorstandes, des späteren Sectionschefs im Finanzministerium, R. v. Scheuchenstuel, welcher ihn hauptsächlich dem Studium und der wissenschaftlichen Behandlung des Bergrechtes zuführte. Mehrere Aufsätze über staatswissenschaftliche Verhältnisse des Bergbaues und nationalökonomische Gegenstände erschienen damals in Kudler's Zeitschr. f. Rechts- und Staatswissenschaft und legten den Grund zu einem selbständigen größeren Werke, das unter dem Titel: „Beiträge zur staatswissenschaftlichen Behandlung der Montanindustrie" in einer ersten Abtheilung: „Bergwirthschaftslehre", Brünn 1849, erschienen ist. H. war inzwischen nach einer Verwendung in der berggerichtlichen Abtheilung der Hofkammer für Münz- und Bergwesen erst als Berggerichtssubstitut und vom April 1850 an als Berghauptmann nach Brünn berufen worden und entfaltete nun hier eine umfassende Thätigkeit auf praktischem und wissenschaftlichem Felde. Das am 25. Septbr. 1850 in Brünn abgehaltene Wernerfest gab Veranlassung zu der im J. 1851 erfolgten Gründung eines Vereins behufs geologischer Durchforschung von Mähren und Schlesien, an dem H. sich lebhaft betheiligte und in dessen Auftrag er 1852 eine „Uebersicht der geologischen Verhältnisse von Mähren und österr. Schlesien mit einer Uebersichtskarte" in Wien publicirte. Schon 1849 bei den Berathungen über ein neues Berggesetz für Oesterreich zugezogen, war er für den 1850 an der Universität zu Wien neuerrichteten Lehrstuhl des Bergrechtes, den er 15 Jahre lang als Professor des Bergrechts innebehielt, bereits ausersehen.

behandelt war, nicht schweigen wollen, mußte aber dafür selbst wieder sich die leidenschaftlichsten Angriffe gefallen lassen. Daß diese nicht nur von der Seite eines Mayer und ähnlichen wüthenden Gegnern des Pietismus ihn trafen, sondern daß er auch in einer anonymen Schrift, als deren Verfasser sich später Johann Wilhelm Petersen bekannt hat, „die Stimme des Herrn an Dr. Abraham H., als er sich mit Feigenblättern im Entschuldigungsschreiben bedeckte" (1694), von einem der Freunde von Horbius der Unlauterkeit und Feigheit beschuldigt ward, das kränkte ihn so, daß er die Folgen davon nicht wieder überwand. Er erlebte noch die Freude, seine (arabische) Ausgabe des Koran vollendet zu sehen; sie erschien Hamburg 1694 in 4°. Aber mitten unter anderen gelehrten Arbeiten traf ihn am 11. Februar 1695 ein Blutsturz, den er selbst als eine Folge der Kämpfe des 94. Jahres bezeichnete; noch an demselben Tage starb er, noch nicht 43 Jahre alt, falls die obige Angabe über Tag und Jahr seiner Geburt ganz richtig ist. Wie als Schulmann, Theologe und Orientalist, hat H. sich auch als Prediger und Dichter geistlicher Lieder ausgezeichnet. Eine Auswahl seiner Predigten ließ Winckler im J. 1697 erscheinen. Unter seinen geistlichen Liedern, von denen vier bekannt geworden sind, hat das Lied „Seligstes Wesen, unendliche Wonne", zumeist Verbreitung gefunden, aber freilich auch wegen der in ihm angewandten Daktylen, die doch dem Gegenstand, einer Schilderung der „Seligkeit in Gott", ganz angemessen sind, Anstoß erregt; jedenfalls ist es ein sehr schönes Lied, das in das Herz des Dichters einen Blick thun läßt. H. hinterließ eine umfangreiche Bibliothek, in der sich auch eine Anzahl orientalischer Manuscripte befand.

J. H. v. Seelen, Athenae Lubecenses, Thl. IV. S. 467 ff. Moller, Cimbria litterata, II. S. 329—36. Wilcken, Hamb. Ehrentempel, S. 462 ff. Aug. Jak. Rambach, Anthologie, IV. Bd. S. 47 ff. Lexikon der Hamb. Schriftsteller, III. Bd. S. 255—263; hier und bei Moller ausführliche Verzeichnisse seiner Schriften. Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl. IV. Bd. S. 407 ff. — Ueber die pietistischen Streitigkeiten in Hamburg und Hinckelmann's Betheiligung an ihnen: Joh. Geffcken, Johann Winckler und die hamburgische Kirche in seiner Zeit, Hamburg 1861. Bertheau.

Hinrichs: Hermann Friedrich Wilhelm H., geb. am 22. April 1794 in Karlseck im Oldenburgischen, † in Friedrichroda (im Thüringer Wald) am 17. Septbr. 1861, widmete sich, nachdem er das Gymnasium zu Jever besucht hatte, in Straßburg dem Studium der Theologie, wurde aber hierauf in Heidelberg, wohin er sich 1816 begab, durch Hegel's Vorlesungen so sehr begeistert, daß er die Vertretung der Philosophie desselben zur Lebensaufgabe wählte. Bald nachdem Hegel nach Berlin abgegangen war, habilitirte er sich (1819) als Privatdocent in Heidelberg, worauf er 1822 als außerordentlicher Professor nach Breslau und dann 1824 als Ordinarius nach Halle kam, woselbst er bis zu seinem Tode wirkte. Seine Erstlingsschrift „Die Religion im inneren Verhältnisse zur Philosophie" (1822) verdiente es, von Hegel durch eine Vorrede empfohlen zu werden, denn letzterer durfte bezüglich seines Versteckenspielens mit dem christlichen Dogma in jenem Buche eine Morgenröthe der Vereinigung des Wissens und des Glaubens begrüßen. Ueberhaupt gehörte H. zu jenen Hegelianern, welche einen orthodoxen und conservativen Standpunkt durch Hegel'schen Formelkram aufputzten. So bewegen sich seine „Grundlinien der Philosophie der Logik" (1826) und die unvollendete Schrift „Genesis des Wissens" (1. Thl. 1835) lediglich im Fahrwasser Hegel's. Auch die der Philosophie der Kunst angehörigen Schriften „Aesthetische Vorlesungen über Goethe's Faust" (1825), „Das Wesen der antiken Tragödie" (1827) und „Schiller's Dichtungen nach ihren historischen Beziehungen und ihrem inneren Zusammenhange" (1837 f.)

gabe von Fabricius, Hamburg 1708, II. S. 582 ff.); danach müßte also wol dieser Walther sein väterlicher Großvater, falls nicht ein späterer Mann seiner Großmutter gewesen sein. Unser H. kam im J. 1664 auf die Schule zu Freiberg und bezog dann im J. 1668 die Universität, wo er außer der Theologie besonders die orientalischen Sprachen studirte und schon im J. 1669 Magister wurde. Im J. 1672, 20 Jahre alt, wurde er Rector der Schule in Gardelegen, und von hier aus wurde er in das gleiche Amt nach Lübeck berufen, woselbst er am 7. Januar 1675 eingeführt ward. Hier heirathete er am 2. Nov. desselben Jahres die Wittwe seines Vorgängers, Hermann Nottelmann († am 5. Sept. 1674). Ueber seine zehnjährige Thätigkeit in Lübeck ist im einzelnen wenig bekannt; vielleicht ließe sich aus den Acten des Ministeriums noch manches ermitteln. Von seinem Fleiße zeugen die zahlreichen Programme, die er herausgab; seine große Gelehrsamkeit wird allseitig gerühmt; vielleicht hat er durch seine Hinneigung zum Pietismus Anstoß gegeben. Aus dem Schlusse seiner Lübecker Zeit liegen Spuren eines freundschaftlichen Verhältnisses zu Spener vor, ohne daß wir wüßten, wie dasselbe entstanden ist und wann es begonnen hat. Auf seine pietistischen Ansichten mag sich auch wol schon das Colloquium bezogen haben, das am 23. März 1679 mit ihm in Lübeck gehalten wurde. Er fühlte sich jedenfalls später in seiner Lübecker Stellung nicht mehr glücklich; und seiner Freundschaft mit Johann Winckler, dem bekannten Freunde Spener's, der seit October 1684 in Hamburg war und durch den auch Spener's Schwager, Horbius, nach Hamburg kam, hatte H. es zu danken, daß er, nachdem er im Anfang des J. 1685 seine Freunde in Hamburg besucht hatte, am 19. Juli 1685 zum Diaconus zu St. Nicolai in Hamburg erwählt ward. Er blieb hier zunächst nur kurze Zeit; schon im J. 1687 ward er als Oberhofprediger und Generalsuperintendent nach Darmstadt gerufen und zum Professor honor. in Gießen ernannt. Ehe er diese Stellung antrat, ging er nach Kiel und promovirte hier zum Doctor der Theologie. In Darmstadt, wo er besonders bei der Landgräfin Elisabeth Dorothea in großem Ansehen stand, war er mannigfach für die Verbesserung der kirchlichen Zustände thätig. Doch konnte er Hamburg nicht vergessen; und in Hamburg hatte man ihn so lieb gewonnen, daß man ihn nach dem Tode des Senior Klug am 28. October 1688 zum Hauptpastor zu St. Catharinen erwählte. H. glaubte, trotzdem seine Freunde Bedenken gegen einen so schnellen abermaligen Amtswechsel hatten, dem Rufe folgen zu müssen; auch die Fürstin erkannte, daß dieser Ruf von Gott sei, und hinderte ihn nicht, ihm zu folgen. Aber in Hamburg warteten seiner nun schlimme Kämpfe. Schon vor seiner Wahl war diesmal von einigen Seiten seine Rechtgläubigkeit angegriffen; in dem von ihm herausgegebenen Andachtsbuche: „Neue Betrachtungen von der Reinigung des Blutes Christi", das zuerst Hamburg 1686 erschienen war, hatten seine Gegner Irrthümer entdeckt, waren aber trotz eines ihnen günstigen Responsums der Leipziger Fakultät nicht mit ihrem Widerstand gegen seine Wahl durchgedrungen; am 7. Febr. 1689 ward H. wieder in Hamburg eingeführt. Als dann aber im J. 1690 und besonders arg im J. 1693 die bekannten pietistischen Streitigkeiten in Hamburg ausbrachen, da wurde er gleich seinen Freunden Winckler und Horbius von dem berüchtigten Johann Friedrich Mayer, mit dem er früher in Wittenberg befreundet gewesen war, und dessen Genossen auf eine Weise angegriffen, die jeder Beschreibung spottet. Unter den zahlreichen theologischen Streitschriften, die im J. 1694 in Hamburg erschienen, sind auch mehrere von H.; einige gab er mit seinem Freunde Winckler gemeinsam heraus; obwol er seiner ganzen Natur nach zu solchen Streitigkeiten keine Neigung hatte, sondern lieber still sein Amt verwaltete und seinen Studien oblag, so hatte er doch, namentlich als Horbius so ungebührlich

zum Geistlichen machte, diese aus geistlicher Familie (dem Stamme Levi, wie er es selbst ausdrückt) herrühren ließ. Seinen Unterricht will er allein von dem Vater erhalten haben, obwol andere Nachrichten diesen für einen geistesschwachen, unbedeutenden Mann erklären. Im Herbste 1756, noch nicht 16 Jahre alt, bezog H. die Universität Königsberg, um Theologie zu studiren. Im J. 1760 unternahm er eine Reise nach Rußland, die bis zum Februar 1761 währte und für seine Entwickelung bedeutsam wurde. Er reiste in Begleitung eines russischen Officiers, eines Lieutenant v. Keyser, welcher der Kaiserin Elisabeth in einigen bedeutenden Bernsteinfunden einen Tribut aus der eben im siebenjährigen Kriege unterworfenen Provinz Preußen zu Füßen legen sollte. Keyser's Vater war Viceadmiral und lebte in Kronstadt auf großem Fuße. Dort lernte H. das Leben der vornehmen Welt kennen und die beiden Dämonen, welche seitdem sein inneres Leben beherrschten, der Ehrgeiz und die Habsucht wurden dadurch in seiner Brust entfesselt. Er gab die theologische Laufbahn auf, obgleich seine Vorbereitung für dieselbe schon vollendet war und ging zur Jurisprudenz über. Unter unglaublichen Entbehrungen quälte er sich die neuen Studienjahre hindurch, aber er hatte gewonnen Spiel, als er damit fertig war und als Advocat auftreten konnte. Denn sein ungewöhnlicher Scharfsinn, verbunden mit lebhafter Rednergabe, verschafften ihm schnelle Erfolge. Und wie ernst es ihm um Erfolge um jeden Preis zu thun war, beweist der Umstand, daß er sich in der Familie des bekannten Schauspielunternehmers Schuch einen förmlichen, kunstmäßigen Unterricht in der Declamation ertheilen ließ. 1765 ward H. Advocat beim Stadtgericht, dann beim Hofgericht, 1772 städtischer Gerichtsverwandter und Assessor des Stipendiencollegs, und dann ging es rasch weiter, er ward Kriminalrath, Stadtrath, dann Hofhalsrichter, oder wie wir jetzt sagen würden, Kriminalgerichts-Director. Diese Stelle verlor er zwar wieder in Folge der Cabinetsordre vom 14. April 1780, in welcher eine durchgängige Gerichtsreform verheißen wurde, was ihm sehr schwer fiel, indeß ward er in gewissem Sinne dadurch entschädigt, daß er in die Commission ernannt wurde, welche die Vorarbeiten für die Herstellung des preußischen Landrechts erledigte. Von seiner Tüchtigkeit auch für dieses Geschäft gibt es Zeugniß, daß er von dem Minister v. Carmer ein eigenes Belobungsschreiben und eine goldene Medaille erhielt. 1780 schon war H. zum dirigirenden Bürgermeister in Königsberg erwählt worden und hatte den Titel eines Kriegsrathes erhalten, wofür wir jetzt Regierungsrath sagen würden, denn die jetzigen Regierungen hießen damals Kriegs- und Domänenkammern. Der Thronwechsel 1786 brachte keine Veränderung in der Gunst, deren sich H. bei der Regierung erfreute. Der neue König Friedrich Wilhelm II. zeichnete ihn bei der Huldigung in Königsberg 1786 persönlich aus und er erhielt kurz nachher die Titularbeförderung zum Geheimen Kriegsrath und Stadtpräsidenten. Im J. 1790 ließ er den alten Adel seiner Familie erneuern, ein Schritt, welcher viel getadelt wurde, obwol H. ihn nur im Interesse seiner Familie that und persönlich nie für sich davon Gebrauch machte. Im J. 1795 ward er von seinem alten Freunde, dem damaligen Minister von Preußen, Freiherrn v. Schrötter, nach Danzig gesendet, um diese durch die zweite polnische Theilung an Preußen gefallene Stadt in den Organismus der preußischen Verwaltung einzufügen. Diese Unterbrechung seiner geregelten Lebensweise bekam ihm schlecht. Er kränkelte seitdem, wie er denn auch durch eine Entzündung dort ein Auge verloren hatte. Er starb im folgenden Jahre, am 23. April 1796, an der Brustwassersucht. Ueber die Verwaltung aller seiner öffentlichen Aemter war unter den Zeitgenossen nur eine Stimme. Er ehrt jedes Amt, welches er bekleidet, wurde von ihm gesagt. Mit Recht erhob sich mancher Vorwurf gegen seinen Charakter. Zwar die Anklagen, welche Schlichtegroll in seinem Nekrolog gegen sein sittliches Leben

erhebt, werden durch entgegenstehende Zeugnisse seiner Nächsten entkräftet. Aber es fehlt seinem Wesen an jeder Offenheit und Wahrheit. Es geht ein seltsamer Widerspruch durch sein ganzes Leben zwischen seinem Aeußern und Innern. Das Gegentheil von dem, was er in seinen Schriften preist, zeigt sich in seinem Handeln. Er empfahl dringend das eheliche Leben und blieb unvermählt, er tadelt das Streben nach Ehrenstellen und nach irdischem Gute, und ihn beseelte ein verzehrender Ehrgeiz und mit Nichts anfangend hinterließ er ein beträchtliches Vermögen, er macht sich vielfach über das Ordenswesen lustig und war ein eifriger Freimaurer. Und dieser Gegensatz ließe sich nach anderen Seiten noch verfolgen. Ein ganz sonderbares Geheimniß machte er aus seiner Schriftstellerei, die sich über viele Gebiete erstreckte. Mit einer bewundernswürdigen List suchte er durch Schleichwege aller Art die Erkenntniß derselben zu verhindern und leugnete geradezu ab, wenn er darauf angeredet wurde. Er schrieb zwei Lustspiele, „Die ungewöhnlichen Nebenbuhler“ und „Der Mann nach der Uhr“, welches Lessing in seiner hamburgischen Dramaturgie nicht in der schmeichelhaftesten Weise erwähnt. Sie sind ganz nach der französischen Schablone jener Zeit gearbeitet. Von seinen geistlichen Liedern gingen einige in den Gebrauch der Gesangbücher über. Einzelne juristische Schriften beziehen sich auf heimathliche Verhältnisse. Ein umfassendes Werk über Gesetzgebung und Staatenrecht blieb Fragment, ist aber interessant dadurch, daß es besonders den Einfluß der französischen Philosophen Rousseau und Montesquieu bekundet. Am berühmtesten machten seinen Namen zwei humoristische Romane, „Die Lebensläufe in aufsteigender Linie“ und „Die Kreuz- und Querzüge des Ritter A—Z“, welche in Bezug auf das Ungleichmäßige und Zusammenhangslose der Composition die allgemeine Schuld der Werke dieser Gattung mittragen. Man hat seinem Humor den Mangel ächter Gemüthswärme vorgeworfen und ohne Zweifel steht er darin Jean Paul nach. Es bricht öfters das Herbe, Säuerliche seines Wesens durch, aber auf der anderen Seite legt er einen wahren Schatz von treffenden allgemeinen Bemerkungen über die meisten Verhältnisse und Beziehungen des sittlichen Lebens darin nieder, und man versteht es von hier aus, daß Kant ihn einen Centralkopf nannte. In dem ersteren Roman findet man einzelne Züge aus seinem eigenen Leben aufgenommen und culturhistorischen Werth hat er durch die Schilderungen aus den curländischen Verhältnissen jener Zeit. Aufsehen machte er in derselben auch dadurch, daß die Grundzüge des Kant'schen Systemes darin noch vor dem Erscheinen von dessen großen Werken ausgeplaudert wurden. Der zweite enthält namentlich die Polemik gegen das gesammte Ordenswesen und die geheimen Gesellschaften, welche in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts eine so bedeutende Rolle spielten. Als Hippel's Lebenswerk kann man die Schrift über die Ehe bezeichnen, von der er selbst vier Auflagen besorgte und in der letzten fast vollständig das Gegentheil von den Ansichten der ersten behauptet. Es ist nicht nur eine warme Empfehlung des ehelichen Lebens darin enthalten, sondern er versucht eine völlige Veränderung des socialen Zustandes herbeizuführen, indem er als ein Vorläufer der modernen Frauen-Emancipationstheorien auftrat. Noch bestimmter verfolgte er diesen Zweck in einer späteren kleineren Schrift: „Von der bürgerlichen Verbesserung der Weiber“, von der er eine zweite Auflage vorbereitete, ohne damit noch zu Stande zu kommen. Die Vorarbeiten dazu finden sich unter dem Titel „Ueber weibliche Bildung“ in seinen gesammten Werken. Erst nach seinem Tode ward seine Schriftstellerthätigkeit übersehbar und die Empfindlichkeit seiner Freunde, die von einer so bedeutenden geistigen Arbeit nichts direct erfahren hatten, ist begreiflich, um so mehr, weil er in seinen Romanen manche Züge aus ihrem Leben und aus gelegentlichen Gesprächen, die er mit ihnen gepflogen, verwendet hatte. Seine Werke erschienen in 14 Bänden,

Berlin 1827—38, von denen die beiden letzten seinen Briefwechsel mit Scheffner enthalten. Von seinen Romanen erschien eine neue Ausgabe in 6 Bänden, Stuttgart, Göschen 1846—60, und von den Lebensläufen eine „Jubelausgabe für die Gegenwart bearbeitet von Alex. v. Oettingen", Leipzig, Duncker & Humblot, 1878. „Das Buch über die Ehe" ward am meisten gedruckt, zuletzt herausgegeben Leipzig, Brockhaus 1872, in der Bibliothek der Deutschen Nationallitteratur.

Schlichtegroll, Nekrolog 1796, II. 171—346; 1797, I. 123—416; unverändert wieder abgedruckt in: Biographie des kgl. preuß. Geh. Kriegsraths v. Hippel in Königsberg (Gotha, Perthes 1801). W. G. Keber, Nachrichten und Bemerkungen den Geheimen Kriegsrath v. Hippel betreffend, Königsberg Unzer 1802. Dagegen: Epistolische Lection für den Herrn Erz-Priester Keber (Danzig 1804). (E. Borowski), Ueber das Autorschicksal des Verf. des Buches über die Ehe, Königsberg 1797. Theodor Mundt in Zeitgenossen, dritte Reihe IV. Heft 1—2, Leipzig, Brockhaus, 1832. Brenning.

Hippel: Theodor Gottlieb v. H., Neffe des Vorigen, Sohn von Gotthard Friedrich H., welcher Prediger erst in Gerdauen, später in Arnau bei Königsberg war. Er war geboren 1775. Er lebte in dem Hause des berühmten Oheims und widmete sich dem Studium der Rechte und Cameralwissenschaft. Eine genaue Freundschaft verband ihn mit dem als romantischen Humoristen berühmten Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, welche sich jedoch später löste, als bei Hoffmann die geniale Liederlichkeit, an der er zu Grunde ging, mehr und mehr hervorat. Nach Vollendung seiner Studien ging H. 1795 nach Marienwerder, um bei dem dortigen Gerichte in die Praxis eingeführt zu werden. Allein seines Oheims Tod 1796 verschaffte ihm den Besitz von dessen Vermögen, das in den Leistenau'schen Gütern im Kreise Marienwerder angelegt wurde. In Folge dessen verließ H. den Staatsdienst und übernahm die Bewirthschaftung derselben, ohne jedoch Erfolg damit zu haben, da er kein praktischer Landwirth war. So mußten die Güter später verkauft werden. H. hat nicht als Schriftsteller geglänzt, sein Verdienst lag auf dem Gebiete des öffentlichen Wirkens und zwar in der hingebenden aufopfernden Thätigkeit für das Vaterland. In den Zeiten des Franzosendruckes, in den Jahren der Erhebung hat es keinen gegeben der sich H. an Opferwilligkeit und rastloser Arbeitsfreudigkeit voranstellen ließe. Er trat nicht so hervor wie die leitenden Persönlichkeiten, aber er gehört in den Kreis der Männer hinein, die wie Dohna, Schön, Auerswald in Ostpreußen die eigentlichen Führer der Bewegung waren und ward von ihnen als Gleicher, als Freund gekannt und geschätzt. Zu Hardenberg trat er in ein persönliches Freundschaftsverhältniß und durch den ward er dann auch zum Staatsrath ernannt, später nach dem Kriege ward er Regierungspräsident in Marienwerder, dann in Oppeln, zuletzt lebte er in Bromberg, wo er 1843 starb. Verfaßt wurden von ihm eine große Anzahl von Denkschriften über Fragen des öffentlichen Wohles und des Staatswesens, die zum großen Theil ungedruckt blieben, aber von seiner Einsicht und seiner trefflichen Gesinnung das schönste Zeugniß gaben. Von allgemeinster Wirkung wurde nur eins seiner schriftlichen Erzeugnisse. H. ist nämlich der Verfasser des berühmten Aufrufes „An mein Volk" vom 17. März 1813, welcher ja im vollsten Sinne Wunder wirkte und in seiner ganzen Fassung zeigt, daß die Sprache wirklicher Begeisterung dem Verfasser zu Gebote stand.

Theodor Bach, Theodor Gottlieb v. Hippel, der Verf. des Aufrufes „An mein Volk". Breslau 1863. Brenning.

Hirnhaim: Hieronymus H., geb. 1637 in Troppau in Schlesien, † am 27. Aug. 1679 in Hradischt bei Pilsen, hatte am Gymnasium seiner Vaterstadt studirt und trat 1658 in das Prämonstratenser Kloster zu Prag ein, wo er bald

am Norberts-Collegium, der Lehranstalt des Ordens, eine Professur und auch (1667) die Doctorwürde der Theologie erhielt. Im Januar 1670 zum Abt des Klosters gewählt, setzte er unter Widerstreben der Jesuiten der Prager Universität es durch, daß an genanntem Collegium auch ein Lehrstuhl des canonischen Rechts errichtet wurde. Abgesehen von einem „Sermo ad Praemonstratenses“ und „Meditationes pro singulis anni diebus“ (1678), sowie einem noch handschriftlich erhaltenen Compendium der Theologie schrieb er „De Typho generis humani sive scientiarum humanarum inani ac ventoso tumore, difficultate, labilitate, falsitate, iactantia, praesumptione, incommodis et periculis“ (1676). Es ist dies die Durchführung eines ziemlich trivialen Scepticismus, welcher der Reihe nach alle Wissenschaften, — auch die Theologie nicht ausgenommen —, als unzuverlässig aufzuzeigen versucht und mit cynischem Wohlbehagen die Schattenseiten der gelehrten Stände vorführt, um schließlich in dem blos unmittelbaren Glauben an die göttliche Offenbarung und in der praktischen Weisheit eines demüthigen und entsagenden Lebens die letzte Zuflucht zu finden.

Eine ausführliche Darstellung s. bei C. Sigm. Barach, Hier. Hirnhaim, ein Beitrag z. Gesch. d. philos.-theol. Cultur im 17. Jahrh. (1863, wieder abgedruckt in desselben Kleinen philos. Schriften, 1878). Prantl.

Hirsch: Karl Christian H., Bibliograph und Kirchenhistoriker, geb. den 20. October 1704 als der Sohn eines lutherischen Geistlichen zu Hersbruck in Baiern. Er besuchte zuerst das Gymnasium poeticum zu Regensburg und studirte dann von 1723—30 auf den Universitäten zu Altorf und Leipzig die theologischen Wissenschaften. Bereits 1729 in das Nürnbergische Candidaten-Seminarium aufgenommen, wurde er 1734 als Pfarrer zu Veitsbrunn und Michelbach berufen und erhielt 1740 das ständige Diaconat zu St. Lorenz in Nürnberg. In diesem Amte starb er den 27. Februar 1754. Ein geschickter und ungemein fleißiger Mann widmete er seine Nebenstunden vorzüglich der Kirchen- und Gelehrtengeschichte Nürnbergs, unterhielt eine beträchtliche Correspondenz mit auswärtigen Gelehrten und hatte besonders an dem um die Kenntniß der Geschichte, der Verfassung und Gerechtsame der Stadt Nürnberg überaus verdienten Hier. Wilh. Ebner v. Eschenbach (s. Bd. V S. 593) einen großen Gönner, in dessen mit ungemeinen Seltenheiten angefüllter Bibliothek er auch längere Zeit arbeitete und einen Theil derselben beschrieb. Von seinen zahlreichen theologischen, geschichtlichen und bibliographischen Schriften sind bemerkenswerth und noch heute brauchbar: „Librorum ab a. I. usque ad L. saec. XVI. typis exscript. Millenarius I—IV.“ (1746—49); „Geschichte des Interims zu Nürnberg“ (1750) und „De origine Landsknechtorum“ (abgedr. in d. Miscellan. Lips. IX. P. 3, p. 425 ss.). Unter vielen bisher noch ungedruckten Manuscripten finden sich auch „Commentarii de vita, conditione et scriptis M. Michaelis Neandri.“

Will, Nürnberg. Gelehrten-Lexicon, II. 132—36, und Nopitsch, VI. 94 bis 95. Adelung, II. 2018—20. Waldau, Beitr. zur Gesch. d. Stadt Nürnberg, III. 166—68. Sinceri Neue Nachrichten, I. 26—27.

J. Franck.

Hirsch: Meyer H., Mathematiker, geb. 1765 in Friesack in der Mittelmark, † am 11. Februar 1851 in Berlin. Die Beispielsammlung aus den Gebieten der Buchstabenrechnung und der niederen Algebra, welche den Namen „Meyer Hirsch“ durch eine Reihe von Jahrzehnten zu dem volksthümlichsten auf deutschen Mittelschulen machte, erschien in erster Auflage 1804, in 14. von H. Bertram besorgter Auflage 1872, ein Beweis, daß sie durch die neueren Sammlungen wenn auch überholt, doch nicht ganz verdrängt worden ist. Der Verfasser fristete als Privatlehrer der Mathematik in Berlin sein, wie Zeitgenossen sich erinnern, ungemein bedürfnißloses Leben. Der Geschichte der Wissen-

schaft gehört nicht blos die schon genannte Vereinigung von Uebungsbeispielen an, die einem damals wirklich dringenden Bedürfnisse vortrefflich abhalf, sondern auch eine in zwei kleinen Octavbändchen 1805—7 erschienene „Sammlung geometrischer Aufgaben“, welche wol nur dadurch von größerer Verbreitung zurückgehalten wurden, daß sie für den Anfänger vielfach zu schwierig waren; die „Integraltafeln“ (Berlin 1810) sind heute noch ein schätzbares, ziemlich selten gewordenes Hilfsmittel bei größeren Rechnungen mit häufig vorkommenden Integrationen. Auch die höhere Algebra zog H. in den Kreis seiner Studien und veröffentlichte 1809 einen ersten Band eines Werkes, welches unter dem ziemlich unscheinbaren Titel „Sammlung von Aufgaben aus der Theorie der algebraischen Gleichungen“ nicht weniger als eine allgemeine Auflösung der Gleichungen beliebig hohen Grades mit einer Unbekannten liefern sollte. H. war nicht unbekannt damit, daß ein italienischer Gelehrter, Ruffini, bereits 1803 die Unmöglichkeit nachgewiesen hatte, die so allgemein gestellte Aufgabe zu bewältigen. Er fand auch an Ruffini's Beweisführung nichts auszusetzen und suchte den Widerspruch zwischen einer erwiesenen Unmöglichkeit und einer doch gelungenen Leistung so zu vermitteln, daß er annahm Ruffini habe nur die Unmöglichkeit im Auge gehabt, mittelst der bis dahin vorhandenen Methoden das Problem zu lösen, während er, H., von einer ganz neuen Methode Gebrauch machte, welche auf Untersuchungen von Lagrange sich stützte, so zwar, daß der bescheidene Verfasser in seiner Vorrede sich der Worte bedient: „daß dem Scharfblicke eines Lagrange diese einfache Bemerkung entging, siehet wahrlich einem Wunder ähnlich. Nicht ich bin der Erfinder; Er ist es; er wußte es nur nicht. Ob ich wol ohne ihn die Auflösung gefunden hätte? — Ich zweifle.“ Die vermeintlich allgemeine Lösung erschien als achter Abschnitt S. 302—360 jenes ersten Bandes, dem aber ein zweiter Band niemals nachfolgte. H. überzeugte sich, wie es scheint von der Unrichtigkeit eines oder des anderen seiner Schlüsse; er suchte durch erneute Anstrengungen die Fehler zu verbessern, und diese nothwendigerweise fruchtlosen Bemühungen waren der Keim einer Geisteskrankheit, von der er nicht mehr genas. Man darf darum aber H. nicht in die gleiche Ordnung mit solchen Schriftstellern setzen, welche die Quadratur des Kreises, das Perpetuum Mobile und dergleichen auch in unserem Jahrhundert noch aufgefunden zu haben wähnen. H. verlor seinen Verstand über seiner Aufgabe: jene Anderen hatten keinen zu verlieren.

Poggendorff, Biogr.-litter. Handwörterb., I. 1110. Gersdorf, Leipziger Repertorium 1851, Nov. 1326. Cantor.

Hirsch: Siegfried H., Professor der Geschichte an der Universität Berlin, daselbst von jüdischen Eltern am 5. November 1816 geboren. Er besuchte das Gymnasium zum Grauen Kloster und begann, früh entwickelt wie er war, schon im Herbst 1833 das Studium der Geschichte an der Universität. Anfangs von Hinneigung zur Hegel'schen Philosophie, die in Gans, Henning u. A. ihre Vertreter hatte, berührt, wandte er sich bald unter dem Einfluß Ranke's und seiner Schüler, mit denen gemeinsam er an den für viele so einflußreichen historischen Uebungen theilnahm, der Richtung zu, die als die der historischen Schule bezeichnet zu werden pflegt. Bestimmt durch Neander's dogmatische Vorlesungen und den persönlichen Umgang mit ihm trat er zum Christenthum über und wandte sich bald der strenggläubigen Richtung in der Kirche zu. Er betheiligte sich an der Preisaufgabe der Berliner Universität über die Geschichte König Heinrich I. und erhielt das Accessit. Nachdem er dann ein Jahr lang seine Studien in Königsberg fortgesetzt, wohin ihn verwandtschaftliche Verbindungen zogen, schloß er, nach Berlin zurückgekehrt, sich dem Kreise derer an, die unter Ranke's Leitung die Ausarbeitung der Jahrbücher des sächsischen Hauses unter-

Seminar zu Ellwangen; seit 1817 Professor der christlichen Moral in der katholisch-theologischen Fakultät in Tübingen und seit 1837 Professor der Moral und Religionslehre in Freiburg, auch 1840 Mitglied des erzbischöflichen Domcapitels und 1850 Decan desselben, † am 5. September 1865; erwarb seinen Namen vornehmlich durch zwei Schriften: „Die christliche Moral als Lehre von der Verwirklichung des göttlichen Reiches in der Menschheit", 3 Bde. 1835—36, 5. Aufl. 1850—51, und „Die kirchlichen Zustände der Gegenwart", 1849. Sehr verwandt mit der ersteren, die dadurch gewissermaßen verbreitet wurde, war auch seine „Katechetik", 1831, 4. Aufl. 1840, die zu ihrem Gefolge auch einen Katechismus hatte. Seine übrigen Schriften behandelten einzelne Theile des Cultus, meistentheils in erbaulichem Sinne, mehrfach auch Polemisches enthaltend, nämlich sein „Büchlein über die Messe", 1822 (lat., später ins Deutsche übersetzt von K. F. Diepold, 1838); „Ueber das Verhältniß des Evangeliums zu der theologischen Scholastik unserer Zeit", 1823; „Ansichten von dem Jubiläum", 1826, 2. Aufl. u. d. T. „Die katholische Lehre vom Ablaß", 1829, 5. Aufl. 1841; „Betrachtungen über die sämmtlichen Evangelien der Fasten", 1829, 7. Aufl. 1843; „Betrachtungen über die sämmtlichen Evangelien des Kirchenjahres", 1837, 4. Aufl. 1844; „Die Geschichte des Lebens Jesu Christi", 3. Aufl. 1840. Schon die vielen Auflagen, welche die meisten dieser Bücher erlebten, zeigen, welch guten Anklang sie in dem Leserkreis fanden, für den sie bestimmt waren. Wie alle Bücher, hatte er auch seine Moral für gebildete Leser geschrieben, nicht für Gelehrte, und auch nicht eigentlich für Studirende, obwol er dafür sorgte, daß diese doch ein vollständiges Handbuch der christlichen Moral, wie sie es für ihre näheren Zwecke bedurften, in die Hände bekamen. Ihm war es vor Allem um Einheit der Darstellung und organische Gliederung des Ganzen zu thun, weniger um haarscharfe Sonderung und Aufzählung alles Einzelnen. Viele Eintheilungen, die sich in anderen Handbüchern fanden, z. B. zwischen allgemeiner Moral und besonderer oder angewandter Moral, zwischen Moral und Ascetik ꝛc. fielen hier ganz weg; ebenso auch jede Erörterung von speciellen Streitfragen, jede Casuistik, jede specielle Aufzählung und Definition von Pflichten, Tugenden und Lastern; es war ihm genug zu zeigen, was Tugend und Laster, Gutes und Böses überhaupt und in ihrer Steigerung wie allmählichen Ueberwindung sei, indem er Alles in seiner lebendigen Einheit und Entwickelung zeigte, und dabei die Dreiheit: Anfang, Mitte und Ende zu Grunde legte. Er handelte nämlich zuerst von der Idee des Reiches Gottes und dann von seiner Verwirklichung in der Menschheit, wobei er zwei Stufen unterschied, das Werden und die Vollendung. Er knüpft dabei die Moral enge an die Dogmatik an, indem er sie überhaupt nur als umgewandte Dogmatik bezeichnete. Er schilderte das christliche Leben, indem er zugleich sich ganz in seiner Confession hielt, aber ohne Polemik und ohne Hervorhebung irgend einer schroffen Seite. Dadurch erreichte er im Ganzen den Eindruck der Erhabenheit, den sein Buch auf die Leser machte, jedoch so, daß man freilich manche besondere Belehrung, die man in einer Moral etwa zu finden hofft, vermißt, nicht als ob sie in seinen Gedanken etwa gefehlt, sondern als ob er sie vielmehr absichtlich verschwiegen habe. In seinen Principien nämlich liegt offenbar viel mehr, als er in seinen Folgerungen deutlich ausgesprochen hat. — Gewissermaßen das Gegentheil oder vielmehr die Ergänzung seiner Moral liegt in seinem anderen Buche, den kirchlichen Zuständen der Gegenwart. Er trägt hier die Wünsche vor, die Deutschland zur Zeit vornehmlich an die römische Hierarchie gestellt hat, mit einer Offenheit und Schärfe, die nichts zu wünschen übrig läßt. Dies machte großes Aufsehen und gewann dem Buche in einem Theile der Leserwelt große Beliebtheit, in einem Theile aber großen Haß und drohte dem Verfasser, der eben damals Domvicar werden sollte,

noch persönliche Unannehmlichkeiten zu bereiten. Diese wurden jedoch alsbald beschwichtigt durch eine Erklärung des Verfassers, welche fast wie ein Widerruf aussah und jedenfalls so aufgefaßt wurde, dieses aber in der That weder war noch sein sollte, vielmehr die Bedingung, unter der sie ausgesprochen wurde, deutlich genug enthielt. In Privatgesprächen berief er sich auf die zwanzig Jahre nach ihm, dann werde man sehen, daß er wahr gesprochen habe. Und so war es wirklich. Lutterbeck.

Hirschfeld: Karl Friedrich v. H., aus einer alten Meißen'schen Familie, wurde 1748 zu Münsterberg in Schlesien geboren, trat 1762 in die preußische Armee, wurde später militärischer Begleiter des Prinzen Eugen von Württemberg, nahm am baierischen Erbfolgekriege und an der Expedition nach Holland 1787 Theil und erhielt hier den Orden pour le mérite für die Eroberung der Ober Toomschanze. Schon 1784 war er Inspections-Adjutant des Herzogs von Braunschweig geworden. Im J. 1792 und in den Rheinfeldzügen wird sein Name oft rühmlich genannt, namentlich als Führer der Avantgarde, im Herbst 1793 versuchte er mit dem Obersten Grafen Wartensleben an der Spitze einer Colonne von 500 Mann die Festung Bitsch zu stürmen, drang bis an den Hauptgraben, konnte aber nicht durch eine verschlossene Poterne eindringen, so daß das kühne Unternehmen mißlang. 1795 wurde H. Adjutant des Herzogs von Braunschweig, 1798 Oberst und Commandeur des 1. Bataillons Garde, 1801 Generalmajor und Commandant von Potsdam. Bei Auerstädt führte er die Garde-Infanterie-Bataillone, wurde auf dem unglücklichen Rückzuge gefangen und in Folge der Capitulation nach Magdeburg gebracht. Während der Zeit der napoleonischen Herrschaft blieb der Muth und die Zuversicht des treuen Patrioten ungebrochen. Im Frühjahr 1813 stand er an der Spitze einer von ihm gebildeten Division, die zuerst an der Blokade von Magdeburg theilnahm. Als nach dem Waffenstillstande die französische Division Girard, 14,000 Mann stark, von Napoleon Befehl erhalten zur Unterstützung von Oudinot's Operationen gegen Berlin zu marschiren, stand H. am 26. August bei Belzig. Der Kronprinz von Schweden, Oberbefehlshaber der Nordarmee, hatte am 24. dem bei Saarmund stehenden General v. H. den Auftrag gegeben, Girard, der den bei Burg stehenden Puttlitz zurückdrängte, anzugreifen und zu schlagen. H. war über Brandenburg Puttlitz entgegenmarschirt, hatte sich am 26. mit ihm bei Görtzke vereinigt und beschloß nun Girard's Division zu überfallen. Am 27. griff er Mittags die überraschten Vorposten an, 11 Escadrons unter Oberst Bismarck warfen sie schnell zurück, geriethen dann aber in vollständige Unordnung — indessen war die Infanterie, den Gegner links überflügelnd, in einer Art von Echellon-Formation vorgerückt und Groß- und Klein-Glien, dann Hagelsberg wurden erobert. Die Franzosen hatten 3—4000 Todte, 4000 Gefangene wurden gemacht, 7 Kanonen, 20 Munitionswagen wurden genommen, nur 1700 Infanteristen und 45 Reiter kamen glücklich nach Magdeburg; von ihrer Rückzugslinie auf Wittenberg waren sie geschickt abgedrängt worden; dagegen hatten die Preußen nur 9 Officiere und 230 Mann Todte, 28 Officiere und 830 Mann Verwundete. Das Gefecht von Hagelsberg ist in doppelter Weise interessant, — der Sieg wurde von Landwehrtruppen, nur 8250 Mann, erfochten, die zum größten Theil noch nie im Feuer gewesen waren, denen es an Officieren und an Ausbildung fehlte, was hier durch den Muth, den Franzosenhaß, den guten Willen der Truppe und durch die sehr zweckmäßigen Maßregeln des Generals v. H. ersetzt wurde. Eine Abtheilung Kosaken vom Tschernitscheff's Corps griff zuletzt in die Verfolgung ein. Ferner fand bei Hagelsberg eine Art von Bajonettkampf statt, auch der Kolben wurde gelegentlich gebraucht, was beides im 19. Jahrhundert, trotz aller schmückenden Beiwörter der Geschichtsschreiber, wo-

möglich noch seltener vorgekommen als im 18. Jahrhundert. Die Franzosen waren, theilweise in Sectionen marschirend, gegen die Gärten und Kirchhofsmauern in Hagelsberg gedrängt und suchten diese zu überklettern. Dabei wurden viele von den Landwehrleuten mit dem Bajonett erstochen, einzelne auch mit Kolben niedergeschlagen. Marwitz, der als Oberstlieutenant eine Reserve-Brigade führte, beschreibt diesen Kampf anschaulich und der Wahrheit gemäß in seinen Memoiren. H. wurde Generallieutenant, blieb, als die Nordarmee gegen Leipzig rückte, zur Beobachtung von Magdeburg an der Elbe und blokirte später diese Festung. Nach dem Frieden 1814 wurde er Gouverneur derselben und präsidirte im folgenden Jahre der kriegsgerichtlichen Untersuchung und dem Kriegsgerichte über General v. Borstell, der bei Gelegenheit des Aufruhrs sächsischer Truppen zu Lüttich den von Blücher befohlenen Maßregeln den Gehorsam versagt hatte. Im Juli 1815 nahm H. den Abschied als General der Infanterie und starb schon im October desselben Jahres (oder 1818) in Brandenburg, wohin er sich zurückgezogen. Von seinen vier Söhnen blieb der älteste, Eugen, 1811 in Spanien, die drei jüngeren zeichneten sich in den Freiheitskriegen aus und starben in hohen Ehren als preußische Generale.

Alexander Adolf v. H. wurde 1804 im 1. Bataillon Leibgarde zum Fähnrich ernannt, 1813 wurde er der Garde-Kosaken-Escadron aggregirt. 1848 unterdrückte er als Divisionscommandeur mit Energie den Aufstand in der Provinz Posen, führte 1849 in gleicher Eigenschaft die preußischen Truppen im schleswig-holsteinischen Kriege, erhielt 1854 als General der Cavallerie den erbetenen Abschied und starb in Gotha 1858. v. Meerheimb.

Hirschfeld: Karl Ulrich Friedrich Wilhelm Moritz v. H., geboren zu Halberstadt am 4. Juli 1791, gestorben zu Coblenz am 13. October 1859, Sohn von Karl Friedr. v. H., erhielt seine Erziehung im Kadettenhause, trat 1806 in das Regiment Garde zu Fuß seines Vaters ein und machte mit ihm den unglücklichen Feldzug des Jahres 1806 mit. Seit 1808 Seconde-Lieutenant, aber auf Halbsold, nahm H. mit seinem älteren Bruder Eugen an den Unternehmen von Dörnberg und Schill 1809 Theil und entging den Verfolgungen der Franzosen nach Niederwerfung dieses Aufstandsversuchs nur mit genauer Noth 1810 nach England. Dort verschaffte Herzog Wilhelm von Braunschweig den beiden Brüdern freie Ueberfahrt auf einem englischen Schiffe nach Cadix, wo sie eine ehrenvolle Anstellung in dem spanischen Dragoner-Regimente Alcantara erlangten. Hier fand sich bald wieder Gelegenheit mit dem so grimmig gehaßten Feinde handgemein zu werden. Eugen, welcher als Rittmeister die Cavallerie der Avantgarde des Generals Sarsfield führte, wurde bei einem Angriffe auf die französische Division Palombini bei Plom unweit Tarragona schwer verwundet und starb am 15. Januar 1811. Der Lieutenant Moritz v. H. hatte sich in demselben Gefechte durch seine waghalsige Tapferkeit so hervorgethan, daß ihm der General Odonell einen Ueberrumpelungsversuch der Citadelle von Barcelona, des Forts Monjuich anvertraute, der aber an der Unzulänglichkeit der Mittel scheiterte. In dem Gefechte von Figueras (14. April 1811) wurde H. verwundet, aber auf dem Schlachtfelde zum Rittmeister befördert. Bei Murviedo (25. October 1811) nochmals schwer blessirt, gerieth er in französische Gefangenschaft. In größtem Elende und unter furchtbaren Entbehrungen sich nur langsam erholend, entfloh er Ende Mai 1812 unter großen Gefahren nach Saragossa, wo ihm, dem mit fünfzehn Wunden bedeckten, kaum mehr Kenntlichen die große goldene Medaille von Figueras zu Theil wurde. Von nun an der Liebling der spanischen Soldaten, focht H. in den Feldzügen 1813 und 1814 bei Tarragona, Barcelona, Urgel, Darna, Davira und bei fast allen kleineren Affairen in Catalonien. Als spanischer Oberst-Lieutenant auf sein Ansuchen am 24. Febr.

1815 entlassen, kehrte er nach Preußen zurück und übernahm dort als Major das Commando des Füsilier-Bataillons, 25. Infanterie-Regiments, noch nachträglich vom Könige von Spanien mit dem Großkreuz des Ordens Karls II. ausgezeichnet. In langer Friedenszeit durchlief H. nunmehr die Stufenleiter militärischer Grade. 1849 wurde ihm, damals General-Lieutenant und Commandeur der 15. Division, unter dem Obercommando des Prinzen Wilhelm v. Preußen, die Führung des zum Einmarsche in die Pfalz bestimmten Armeeco[rps] anvertraut und H. rückte am 11. und 12. Juni in vier Divisionen, 2[...] Mann stark, concentrisch von Norden und Westen in das insurgirte Gebiet [...] Die pfälzische Armee, hauptsächlich aus desertirten Soldaten und Freischa[ren] bestehend (13,000 Mann) sah sich indessen nach einer Reihe von Gefechten [...] Homburg, Kirchheimbolanden, Dürkheim, Ludwigshafen und Rinnthal genö[thigt] die Pfalz zu räumen, ging am 18. Juni über den Rhein und vereinigte [sich mit] dem badischen Heere unter Mieroslawski, welches dadurch zu einer Stärke [von] etwa 38,000 Mann mit 63 Geschützen anwuchs. Nachdem H. die nur [von] treugebliebenen Officieren besetzte baierische Festung Landau am 18. Ju[ni ent]setzt hatte, ging er im Rücken des Feindes am 20. bei Germersheim [über den] Rhein, bestand am nämlichen Tage das Gefecht von Wiesenthal und [...] das bedeutendere Treffen bei Waghäusel, wo er mit nur zwei Divisionen [die] überlegene Hauptmacht Mieroslawski's angriff, zum Rückzuge zwang, [in] den folgenden Tagen bei Ubstadt, Neudorf und Durlach wiederholt [...] am 25. Karlsruhe wieder einnahm. Hier vereinigte sich H. mit den anderen Armeecorps unter Gröben und Peucker zu einem entscheidenden [...] auf die vereinigten Streitkräfte der Revolutionspartei, welche Miero[slawski in] einer festen Stellung hinter der Murg concentrirt hatte. Auf dem rech[ten Flügel] schlug sich hier H. am 28., 29. und 30. Juni 1849 bei Michelbach, [...] Kuppenheim und Muggensturm und vollendete die Auflösung und [...] Insurgenten, sowie die gänzliche Niederwerfung des Aufstandes. — [...] 1851 das interimistische, 1852 das wirkliche Commando des VIII. Armeecorps in Coblenz, begrüßte Namens des Königs Friedrich [...] 1852 Napoleon als Präsidenten der französischen Republik in [...] 1856 General der Infanterie und starb zu Coblenz am 13. [...] Gewiß ist der Zufall bemerkenswerth, daß ein in Spanien 1[...] Tagebuch, welches damals in die Hände des französischen Ober[...] gekommen war, der sich lange Zeit um den Namen des in dem [...] genannten, nach der Meinung Aller gebliebenen deutschen Officiers [...] nach 33 Jahren von dem inzwischen zum österreichischen Feldmar[schall] in Mainz avancirten Finder an den Verlierer H. zurückgegeben [...] die Spanier ehren sein Andenken. Als Hirschfeld's Sohn, der Spanien 1860 bereiste, wurde ihm auf Befehl der Königin [...] giment Alcantara, worin sein Vater und Oheim ruhmvoll g[...] Parademarsche vorbeigeführt.

(Nach den Familienpapieren.)

Hirschvogel, ursprünglich Hirsfogel, ist der Name [...] Künstlerfamilie, welche im 15. und 16. Jahrhunderte durc[h] Männer von hervorragendem Können aufzuweisen hat.

Augustin H., Sohn des älteren Veit H., Glasmal[er,] schneider, Zeichner und Radirer, Geometer, Ingenieur, [...] um das Jahr 1488 (nach andern Angaben 1503) zu [...] mete sich der Glasmalerei und hat darin, nach dem Ur[theil] seinen Vater übertroffen. Von ihm sind z. B., wie sich [...] ergibt, die im Jahre 1521 fertig gewordenen, noch [...]

Zeichnungen von A. Dürer ausgeführten Glasgemälde in den elf Fenstern der Im-Hof'schen Kirchhof-Kapelle St. Rochus zu Nürnberg. Er machte neue Erfindungen in der Technik der Malerei auf Glas und im Einbrennen der Farben. Zudem war er sehr geschickt im Emailliren, Zeichnen und Kupferstechen, war auch erfahren in der Musik, also ein höchst vielseitig begabter Künstler. Aber er hatte auch einen sehr unruhigen Geist. Keine dieser verschiedenartigen Thätigkeiten befriedigte ihn für die Dauer; er suchte deren immer wieder neue. Die Hafner Hans Nickel und Oswald Reinardt, welche im Jahre 1528 in Venedig gewesen und dort die Anfertigung der bekannten Venetianischen Gläser gelernt hatten, trieben dieses Geschäft bei ihrer Rückkehr auch in Nürnberg. Im December 1531 trat Reinardt aus seinen Verbindungen mit Nickel und Augustin H., der von Nickel diese Arbeit erlernte, trat an seine Stelle. Aber schon im Mai 1532 theilten auch H. und Nickel sich in die Arbeit bei diesem Geschäfte. Außer Gläsern machte H. aber auch „welsche Oefen, Krüge und Bilder". Welcher Art dieselben waren, wissen wir nicht. Die Kunstsammler schreiben dem H. gewöhnlich, jedoch ohne andern Grund als die (wahrscheinlich nicht alte) Tradition, eine bestimmte Art von bunt glasirten Thonwaaren zu, deren Flächen durch aufgelegte Wulste in Felder getheilt und mit Reliefs geschmückt sind. In neuerer Zeit hat man vermuthet, daß H. diejenigen deutschen Majoliken gefertigt habe, welche italienischen Arbeiten ähnlicher Art nachgebildet sind und vorzugsweise in Nürnberg und dessen Umgebung gefunden wurden. Die Hafner Nürnbergs erhoben 1530 bei dem Rathe Beschwerde über H. wegen Beeinträchtigung ihres Gewerbes. Der Rath jedoch, welcher sich für die Arbeiten Hirschvogel's zu interessiren schien, schützte ihn und verbot den Hafnern, ihm Hindernisse in den Weg zu legen. Doch blieb H. auch bei diesem Gewerbe nicht lange. Er wurde erst Steinschneider, schnitt Wappen, leistete auch in dieser Kunst Ausgezeichnetes und unterrichtete im Jahre 1533 darin schon einen Goldschmiedegesellen, ging dann aber bald zum Studium der Mathematik über und schrieb u. A. ein Buch über Geometrie und Perspective, welches er in zwei kleinen Quartbänden 1543 zu Nürnberg erscheinen ließ. Um das Jahr 1540 ging H., wie es scheint auf Veranlassung des Königs Ferdinand I., nach Wien, machte sich daselbst ansäßig und blieb dort, einen kurzen Besuch in seiner Vaterstadt und einige Reisen zum Zweck der Aufnahme von Karten abgerechnet, bis zu seinem Tode. In Wien beschäftigte er sich vorzugsweise mit Kosmographie und Astronomie. Zunächst arbeitete er für den König. Er bereiste die österreichischen Länder, auch Ungarn und Siebenbürgen und stellte dieselben in Karten dar. Zuerst 1542 vollendete er seine Karte von Oesterreich ob der Enns, welche jedoch erst 1583 zu Antwerpen gestochen wurde. Im folgenden Jahre fertigte er eine Karte des Fürstenthums Kärnten, dann 1549 eine Karte von Moskowia, später noch Karten von Ungarn, Slavonien, Kroatien, Istrien, Bosnien 2c. Am berühmtesten aber ist sein auf Messungen beruhender Plan der Stadt Wien vom Jahre 1547, welchen er im Auftrage von Bürgermeister und Rath der Stadt anfertigte. Derselbe hatte den Zweck als Grundlage für die Anlage einer neuen Befestigung der Stadt zu dienen. Diesen Plan hat H. 1552 auf sechs Platten in Kupfer radirt. H. wurde auch bei Anlage der Befestigung selbst zu Rathe gezogen. Die Elend-Bastei z. B. wurde nach seinem Modell gebaut. Die Art und Weise, wie H. den Plan angefertigt, hat er in einem eigenhändig geschriebenen und dem Bürgermeister dedicirten Manuscripte (im Magistrats-Archiv zu Wien noch erhalten) eingehend dargestellt. H. mußte dann 1547 seinen Plan zuerst nach Prag zu König Ferdinand, dann nach Augsburg zu Kaiser Karl V. bringen, zur Einsicht vorlegen und erläutern. Im J. 1549 fertigte H. dann auch noch einen Tisch, von ihm „Rundtafel" genannt, mit dem Grundrisse der Stadt Wien,

und trieb mit Vorliebe philosophische Studien. Nach einem kurzen Aufenthalte in Freiburg studierte er von 1779—82 in Wien eifrig die Rechts- und Staatswissenschaften. Aber vorzugsweise zog ihn die Kunst an; sowohl die Lectüre der bedeutendsten kunstwissenschaftlichen Werke als die Betrachtung der Bildersammlungen entschieden seine Neigung. Entschlossen sagte er seinen Brodstudien Lebewohl und begab sich im September 1782 nach Italien. In Rom nahm er seinen dauernden Aufenthalt, der nur im J. 1793 durch einen Besuch der Eltern unterbrochen wurde. Die interessantesten Gegenden der Halbinsel durchstreifte er mit aufmerksamem Blicke; die Litteratur studierte er eifrig, und die römischen Denkmäler wurden wiederholt gemustert. So schwang er sich zu einem der kundigsten Fremdenführer der ewigen Stadt auf, von seinen Berufsgenossen vielfach angefeindet (einen erbärmlichen Prinzen nannte ihn der Maler Müller), aber von den bedeutendsten Landsleuten hoch geschätzt. Goethe setzt ihm in seinem italienischen Reisebericht ein ehrendes Denkmal, auch Herder ließ sich von ihm begleiten, und einflußreiche Verbindungen mit fürstlichen Personen bereiteten eine ehrenvolle Stellung im Vaterlande vor. Dorthin zurückzukehren veranlaßten ihn die Kriegswirren des Jahres 1796. Mit dem Dichter Matthisson verließ er Rom im Gefolge der Fürstin von Anhalt-Dessau und reiste über Triest und Wien zurück, ungewiß, wo er sich niederlassen sollte. Eine Audienz bei dem Könige Friedrich Wilhelm II. von Preußen, dem er von begünstigter Seite empfohlen war, entschied. Er entwickelte den Plan, die zerstreuten Kunstwerke der königlichen Schlösser in einem Museum zu vereinigen, ein Gedanke, der sich erst lange nachher verwirklichen sollte, aber unmittelbar die Folge hatte, daß der König den Urheber in Berlin zurückhielt. H. wurde zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften ernannt, in die Akademie der Künste aufgenommen, wo er öffentliche Vorlesungen zu halten hatte. Als die Universität im J. 1810 errichtet wurde, erhielt er eine ordentliche Professur in der philosophischen Facultät. Im J. 1797 besuchte der nunmehrige Hofrath seinen römischen Freund Goethe, bei dem er wohl aufgenommen wurde, und Schiller in Jena, dem er ebenfalls wohl gefiel. Kleinere Abstecher nach Dresden, Prag u. s. w. abgerechnet, blieb er in Berlin wohnhaft; nur im J. 1816 und 17 sah er Italien wieder und die Niederlande zum ersten Male. Sein Ansehen bei Hofe wurde durch kleine Irrungen, z. B. die nachträglich übel vermerkte Anordnung eines Aufzugs von Hierodulen, nicht gestört; der König Friedrich Wilhelm III. übertrug ihm die Vorbereitungen zur Einrichtung des Museums, die ihn in Streitigkeiten mit überlegenen Kennern verwickelten und wegen Kränklichkeit aufgegeben wurden. Als Schriftsteller versuchte sich H. schon in Italien. Dort entstand im J. 1791 eine italienische Schrift über das Pantheon, welche später deutsch für Wolf's Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft neu bearbeitet wurde. Sie stellt die Wandelungen im Plan und der Ausführung des Gebäudes auf Grund einsichtiger Beobachtung in einer anregenden Weise dar. Auch die beiden Aufsätze über Laokoon und das Kunstschöne, welche Schiller in die Horen (III, 7. 10. 12) aufnahm, so wie eine Reisebeschreibung über die Abruzzen und den Fuciner See (ebendaselbst II, 11. 12) sind in Rom verfaßt worden. In jenen beiden Abhandlungen zeigte sich nicht allein, was Goethe an ihm anerkannte, daß er „als ein Mann von Verstande eine vollständige Empirie recht gut zu ordnen und zu schätzen wußte" (G. an Schiller Nr. 338), sondern auch die Nachwirkung seiner philosophischen Studien. Er war es zuerst, welcher die Winckelmann'sche Theorie des Schönen als unzureichend verwarf und die Betonung des Charakteristischen in seiner individuellen Erscheinung in die Aesthetik einführte. Schiller war, wie aus seinem Briefe an Goethe Nr. 339 und 362 sich ergibt, von den Urtheilen seines neuen Bekannten angenehm berührt und sah darin ein heilsames Gegen-

gewicht gegen Fr. Schlegel's Uebertreibungen. Goethe hat in seiner Schrift „der Sammler und die Seinen" dem Charakteristiker eine selbständige und bedeutende Rolle angewiesen. Doch auch die Schwäche desselben, daß er „beschränkte und einseitige Prämissen als allgemeine voraussetzt", hat Goethe Nr. 360 richtig erkannt. Die Empirie des Beobachters war nicht frei von Vorurtheilen und Eigensinn, seine gelehrte Bildung nicht gründlich genug. Daher neben sehr richtigen Wahrnehmungen und Schlüssen wunderliche Irrthümer einhergingen, an denen der Verfasser eigensinnig festhielt. Den Gegenstand der Aeginetengruppe hat er zuerst bestimmt, dagegen die Giebelgruppen des Parthenon ein Jahrhundert nach Phidias entstehen lassen u. dgl. m. Auch sein wichtigstes Werk („Geschichte der Baukunst bei den Alten", 3 Bde. 1820—27, dazu „die Baukunst nach den Grundsätzen der Alten" 1809) ist von allerlei Mängeln dieser Art nicht frei (wie er denn z. B. das Alter der Cloaca maxima herabdrückt), die Uebertragung der Gesetze des Holzbaues auf die daraus abgeleitete Steinconstruction von kundigen Architekten, wie Hübsch, erfolgreich bestritten worden. Auch haben die neueren Entdeckungen das Material sehr bereichert, und die eindringenden Untersuchungen von Bötticher, Semper u. A. zu einer tieferen Kenntniß der alten Baukunst geführt. Aber das Buch behält dennoch seinen Werth. Für seine Zeit Epoche machend, bleibt es noch jetzt wegen der Vollständigkeit und Klarheit der Darstellung lehrreich. Die „Geschichte der bildenden Künste bei den Alten" (1833), eine Ergänzung des genannten Werkes, zieht die Summe aus einer Reihe von Einzelabhandlungen, welche in den Abhandlungen der Berliner Akademie, Böttiger's Amalthea, den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik u. a. enthalten waren. An seinen Ansichten über die niedrige Stufe der homerischen Kunst, die Herleitung der Entwicklung aus Aegypten seit Ol. 30 hält der Verf. fest, obgleich sie von O. Müller und Thiersch bestritten und theilweise berichtigt waren. In diesem schwächeren Buche ist die Darstellung der Verpflanzung der griechischen Kunst nach Rom beachtenswerth. In der Polemik über neuere Kunst hat H. gegen Waagen und Rumohr den Kürzeren gezogen. Unter den verschiedenen kleineren Schriften verdient die Abhandlung über den Tempel zu Ephesus (1809) ausgezeichnet zu werden. Sehr nützlich für die Popularisierung der Archäologie hat sich das „Bilderbuch für Mythologie, Alterthum und Kunst", 1804 und 1816 erwiesen. H. hatte während seines langen Aufenthalts in Italien sich ein System archäologischer und ästhetischer Begriffe zurecht gemacht, welches zwar von wunderlichen Vorurtheilen (z. B. gegen Michel Angelo) nicht frei, aber in sich vollständig und gründlich war. Daß er daran eigensinnig festhielt und seinen zahlreichen Gegnern hartnäckigen Widerspruch entgegen setzte, hat der Anerkennung seiner Verdienste geschadet: sie bleiben, namentlich auf dem Gebiete der alten Baukunst, unläugbar.

Ein Verzeichniß seiner Schriften: Neuer Nekrolog der Deutschen. 1837, S. 681 ff.

Urlichs.

Hirt: Ferdinand H., Universitäts- und Verlagsbuchhändler in Breslau, geboren am 21. April 1810 zu Lübeck. Er erhielt eine gute Erziehung im Elternhause und gute wissenschaftliche Bildung auf der dortigen Schule. Die Neigung zu den Wissenschaften und für den Verkehr mit gebildeten Leuten, ließ ihn zu der Erlernung des Buchhandels greifen. So trat er denn in die alte Buchhandlung von Johann Friedrich Korn in Breslau ein, in welchem Geschäfte er 1827—30 seine Lehrzeit bestand. Da die Hauptstadt Schlesiens damals für sein sicheres Fortkommen die nöthige Aussicht bot, so entschloß er sich dort, wenn auch erst mit kleinen Mitteln, im J. 1832 eine Buchhandlung zu errichten und zwar in einem bescheidenen Locale in der Ohlauerstraße. Zur Zeit der dreißiger Jahre befand sich Deutschland in vollständiger politischer Ruhe und Breslau, der Sammelplatz

des Adels und der gesammten gebildeten Welt Schlesiens, gab für den strebsamen jungen Mann willkommene Gelegenheit, sein Fortkommen zu finden und sein Geschäft fest zu gründen und zu erweitern. Wenn er sich auch in den ersten Jahren seines Etablissements des Wohlwollens von vielen Seiten der wissenschaftlichen Kreise der blühenden Universität, z. B. eines Passow, David Schulz, Wachler, v. Cölln u. A. zu erfreuen hatte, so wurde es ihm doch nicht so leicht, gleich das Geschäft in die gewünschten Bahnen zu bringen, da ihm im Anfang die finanziellen Mittel nicht so zu Gebote standen, wie er dieselben zu seinen Unternehmungen zur Ausführung seiner Pläne nöthig gehabt hätte. Doch ließ er den Muth nicht sinken und strebte unverdrossen, sein Geschäft durch Fleiß und Ausdauer immer mehr zu heben. Sein Hauptaugenmerk richtete nun H. zunächst auf das Sortimentsgeschäft und zwar für dessen Ausbreitung in den gelehrten und vornehmen Kreisen seiner neuen Heimath. Durch sein freundliches und einnehmendes Benehmen gewann er sich daher bald die Zuneigung dieser Kreise, so daß sein Geschäftslocal sehr bald der Sammelplatz von Gelehrten und Vornehmen wurde. So entwickelte sich sein Geschäft zur höchsten Blüthe; er verlegte dasselbe jetzt nach dem „Ringe“, wodurch er seine Thätigkeit in schön und elegant eingerichteten Räumen ausdehnen konnte. Seine Geschäfte erstreckten sich über ganz Schlesien, Posen, Polen und Oesterreich, sowie er denn Geschäftsverbindungen mit Paris, London und Lissabon rc. unterhielt. Jetzt wandte sich der fleißige und umsichtige Mann auch Verlagsunternehmungen zu und es war namentlich die Förderung der Litteratur des Unterrichts und der Jugendschriften, worauf er ganz besonders sein Augenmerk richtete. Auch hier hatte er den Grundsatz fest gehalten, sich lieber nur auf einen kleinen Kreis von Unternehmungen einzulassen, aber dafür auch um so Tüchtigeres zu leisten, und somit seinem Verlage einen bestimmten Charakter zu verleihen, was ihm auch vollkommen gelungen. Auf das Aeußere seiner Verlagsartikel legte er ganz besonderen Werth, aber den allergrößten auf den Inhalt und die Veranschaulichung durch Illustrationen. Und so wurde H. für die Entwicklung des Holzschnittes in Deutschland eine mächtig fördernde Kraft, denn die Illustrationen seiner Verlagswerke waren sein Stolz. Zu allen Werken seines Verlags ließ er die Holzstöcke anfertigen und verwandte nie dazu andere Abbildungen, als solche welche er eigens, nach seinen Angaben, hatte anfertigen lassen. Aber auch nie ließ er sich dazu bewegen, Cliché davon an andere Buchhändler abzugeben, selbst wenn ihm hohe Summen für deren Ueberlassung geboten wurden. Er selbst besorgte auf das Gewissenhafteste die Ueberwachung der Ausführung der mustergültigen und vollendeten Ausstattung seiner Verlagswerke. So kam es, daß dieselben sich bald über alle Theile Deutschlands verbreiteten, zu den beliebtesten gehörten und in tausenden und aber tausenden von Exemplaren ihren Absatz fanden. Seine Bücher tragen den Wahlspruch: „Cum deo et die“. Als besonders zu erwähnende Verlagsunternehmungen sind hier hervorzuheben: Das Eduard Bock'sche Lesebuch in seinen verschiedenen Gruppen und Ausgaben, sowie die sonstigen Lesebücher seines Verlags, wobei er nicht allein Absetzer von Millionen von Bänden, sondern auch geistiger Mitschöpfer war. Stets verknüpft mit seinem Namen werden die verschiedenen Ausgaben von der „Seydlitz'schen Geographie“ sein, wobei er selbst an der Spitze der ausgedehnten Redaction stand. Aber erst der Verlag und Ausstattung der „Naturgeschichte von Schilling“, wo zum ersten Male die Verwendung des Holzschnittes für diesen Zweck der Anschauung in den Vordergrund trat, kann als eine buchhändlerische That bezeichnet werden. Nicht minder „Kambly's Mathematik“, deren einzelne Theile bis zu 30 Auflagen und mehr erlebten und die beinahe in einer halben Million von Exemplaren verbreitet ist. Nicht minder sind die schön ausgestatteten Jugend-

schriften seines Verlages zu erwähnen, sowie die größeren wissenschaftlichen Werke, wie z. B. Barkow's morphologische Werke und Monographien, das große und hübsche Prachtwerk über die Eingeborenen Süd-Afrika's von Fritsch, die theologischen Werke und die gesammelten Kanzelvorträge von dem Fürstbischof H. Förster von Breslau. Dann die epochemachenden pharmaceutischen Werke von Professor A. Duflos ꝛc., die alle durch Inhalt und Ausstattung der Firma Ferdinand Hirt's eine ehrenwerthe Stellung in der Wissenschaft gesichert haben. In Anbetracht seiner Thätigkeit als Buchhändler und seiner Verdienste um die Beförderung der Wissenschaften im Allgemeinen wurde ihm im Anfange der sechziger Jahre die Ehre zu Theil, zum königlichen Universitäts-Buchhändler ernannt zu werden. Im J. 1864 verkaufte er sein blühendes und in hoher Achtung stehendes Sortimentsgeschäft an Louis Köhler, um seine ganze Thätigkeit seinen Verlagsunternehmungen widmen zu können. Durch körperliche Leiden mußte sich H. in der letzteren Zeit von aller Oeffentlichkeit fern halten, dafür arbeitete er aber vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein unermüdlich an der Vervollkommnung und Verbesserung seines Verlages. An seinem Sohne Arnold fand er bald die gewünschte Unterstützung und wurde ein Theil seines Verlags zur Begründung der Firma Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig an jenen abgetreten. Nach seinem am 5. Februar 1879 erfolgten Tode, wurde das Geschäft von diesem Sohne Arnold übernommen, der den in hohen Ehren und Ansehen stehenden Verlag nicht allein zu erhalten, sondern auch als ein kostbares Erbtheil noch zu vermehren bemüht ist.

Vergl. Ferdinand Hirt's Buchhandlung, Eine Skizze ihres Strebens und Wirkens, ihrer Einrichtungen und Bestände ꝛc. Breslau 1850. 8°. Bock, Eduard, Worte der Erinnerung an meinen verstorbenen Freund, den königl. Universitäts- und Verlags-Buchhändler Herrn Ferdinand Hirt. Breslau 1879. Börsenblatt für den deutschen Buchhandel. 1879. Nr. 70 und Mittheilungen von Hirt's Sohn. Kelchner.

Hirt: Johann Friedrich H., evangelischer Theologe und Orientalist, geboren am 14. August 1719 zu Apolda in Sachsen-Weimar, † am 29. Juli 1783. Da er schon bei dem ersten häuslichen Unterricht nicht gewöhnliche Fähigkeiten zeigte, wurde er zum Studiren bestimmt. Er bezog also 1734 das Gymnasium zu Weimar und 1738 die Universität Jena, wo er neben seinem Hauptstudium, der Theologie, auch den philosophischen und philologischen Disciplinen oblag und namentlich die Aneignung der semitischen Dialekte nicht verabsäumte. Nach beendigtem vierjährigen Studium verließ er Jena auf einige Zeit, kehrte aber 1744 dorthin zurück, erwarb im folgenden Jahre die venia legendi und begann mit philosophischen und philologischen Vorlesungen. 1747 erlangte er die Magisterwürde und wurde in demselben Jahre Adjunct der philosophischen Facultät. Diese Stellung vertauschte er 1748 mit dem Conrectorat des Gymnasiums zu Weimar, kehrte jedoch 1758 zum akademischen Beruf zurück durch Uebernahme einer außerordentlichen Professur der Philosophie zu Jena; auch wurde ihm die theologische Doctorwürde ertheilt. 1761 erfolgte seine Ernennung zum Superintendenten, Oberpfarrer und Sachsen-Weimarischen Consistorialrath, 1769 aber zum Professor der Theologie daselbst. Von Jena 1775 nach Wittenberg berufen, entwickelte er hier eine umfangreiche Thätigkeit als erster Professor der Theologie, Beisitzer des dortigen kursächsischen Consistoriums, Pastor der Stadt- und Marienkirche und Generalsuperintendent des sächsischen Kurkreises, bis der Tod ihn ereilte. Seine zahlreichen Schriften (vollständig bei Meusel, Lex.) behandeln zum größten Theil die Exegese, namentlich des alten Testaments, die hebräische Grammatik und Alterthumskunde und andere semitische Sprachen; sie förderten diese Wissenschaften wohl in manchen Stücken, waren

aber nicht von nachhaltiger Bedeutung. Auf sprachlichem Gebiet war er noch zu sehr von Danz abhängig, dessen einst herrschender, zwar streng geregelter aber weder einen weiten Gesichtskreis noch eine tiefere Auffassung offenbarender Methode er einseitig folgte. Die hauptsächlichsten Schriften sind: „Biblia Hebraea analytica“. 1753. ed. 2. 1769. „Bibliorum analyticorum pars chaldaica“. 1757. „Einleitung in die hebräische Abtheilungskunst der heiligen Schrift“ 1762. „Vollständige Erklärung der Sprüche Salomon's“. 1768. „Institutiones Arabicae linguae“. 1770. „Syntagma observationum philologico-criticarum ad linguam sacram Veteris Testamenti pertinentium“. 1771. „Orientalische und exegetische Bibliothek“. Th. 1—8. 1772—76. Fortges. u. d. T.: „Wittenbergische orientalische und exegetische Bibliothek“. Th. 1—4. 1776—79. „Anthologia Arabica.“ 1773.

Vgl. Neues gelehrtes Europa. XXI, 1481. Meusel, Lex.

Redslob.

Hirt: Michael Konrad H. (Hirte, Hirdt), kurbrandenburgischer Hofmaler in Berlin, nachweisbar thätig von 1646—1672. Von ersterem Jahre datirt sein Anstellungspatent, welches ihm einen Gehalt von 400 Thlrn, freie Wohnung und die üblichen Naturalleistungen zusichert. Von seinen Deckengemälden im Berliner Schloß ist nur noch von den 1648 in der Kurfürstlichen Wohnung ausgeführten ein kleiner im vorigen Jahrhundert übermalter Rest vorhanden: Mercur schwebend mit Psyche. Auch von anderen Arbeiten, namentlich den ihrer Zeit beliebten Miniaturportraits ist nichts mehr nachweisbar. — Gestochen ist Einzelnes von ihm von Sandrart und Kalle. Dohme.

Hirtzwig: Heinrich H. (Hirtzwigius), lateinischer Dramatiker aus Hanau in Hessen, im J. 1613 als Rector in Speier, 1617 als Rector des Gymnasiums zu Frankfurt a. M. nachweisbar. Seine Tragödie „Balsasar“ wurde 1609 im Straßburger akademischen Theater aufgeführt; 1615 gab er sie mit ausführlichem Commentar heraus, indem er sich selbst wie einen alten Classiker behandelte und über die Reminiscenzen, die er verwerthete, genaue Rechenschaft ablegte. Seine Comödie „Jesulus“ (1613) behandelt die Geburt Christi. Sein Drama „Lutherus“ (1617) erschien zur Säcularfeier der Reformation. Im „Belsazar“ wie im „Jesulus“ nimmt die Schilderung von Zuständen und Charakteren den breitesten Raum ein. Dort treten, um die Sittenverderbniß in Babylon anschaulich zu machen, ein miles gloriosus, ein schmeichelnder Schmarotzer, ein durch böses Beispiel verirrter Jüngling und allerlei üble Gesellschaft auf; bekannte Themata der Satire werden angeschlagen, Hofleben, Saufgelage, Prügelei, Bauernbetrügereien und bäuerlicher Egoismus. Der Verachtung der Gelehrten soll entgegen gewirkt, die Wichtigkeit der Schule betont werden. Es fehlt nicht an Situationskomik. Aber der Bau des Ganzen ist völlig unsicher; König Belsazar, der im Mittelpunkte stehen sollte, kommt gar nicht heraus; das Stück lebt nur von seinen Vorbildern. — Die zweite Arbeit des Dichters entrollt ein Bild von dem Fremdenzufluß in Bethlehem; Sclaven und Wirthe, gute und böse, machen sich breit. Hübsch wird das innige, reine Verhältniß zwischen Maria und Joseph dargestellt. Und als die Hirten nach der Botschaft des Engels ihre Geschenke vorbereiten, da will ein kleiner Junge aus seiner Sparbüchse beisteuern, damit noch mehr Früchte gekauft werden können. So findet der Dichter auch sonst naive Züge. Sein „Luther“ ist leider am wenigsten gelungen, weil er das ganze Wirken seines Helden verfolgen und keine ihm wichtig scheinende Thatsache weglassen will. Doch verläßt ihn nirgends ein gewisser Sinn für das theatralisch Mögliche und Effectvolle. Das Treiben am Hofe Leos X. hätte er gewiß noch gerne näher geschildert; aber er versteht es auch

in der Kürze ganz gut, Haß gegen Luther's Feinde zu erregen. Seine Sprache ist durchweg recht verkünstelt, mit Wortspielen voll gepfropft.

Scherer.

Hirzel: Bernhard H., Orientalist und politischer Agitator, geb. 1807, gestorben im Juni 1847. Der Sohn eines wohlhabenden zürcherischen Industriellen, studierte H. am Züricher Carolinum Theologie und zeichnete sich schon in diesen Jahren durch seine tüchtige Kenntniß des Hebräischen und Arabischen aus. Seine Lehrer waren der gründliche Ulrich Fäsi (vgl. Bd. VI, S. 579) und Ludwig Hirzel (s. d. Art.). Zu Berlin, wo er promovirte, und Paris setzte dann H. seine Lieblingsstudien fort (1831—1833). Unter Bopp in Berlin, dem er ein recht lieber Schüler war, begann er das Sanskrit, dessen Studium er dann unter Chézy weiter führte. Schon 1833 erschien von H. eine Uebersetzung des auch von Goethe so hoch gestellten Dramas Çakuntalâ, eine metrische Uebertragung, welche im Ganzen geschmackvoll ist, aber, wie es in jener Zeit und bei der kurzen Frist, welche H. diesen Studien erst gewidmet hatte, kaum anders möglich war, hinsichtlich des genauen Verständnisses des Originales manches zu wünschen übrig ließ. Bei der Umgestaltung des höheren zürcherischen Schulwesens, nach der Aufhebung des Chorherrenstiftes 1832, wurde H. Inspector der Stipendiaten, und an der 1833 neugegründeten Hochschule habilitirte er sich als Privatdocent für Sanskrit. Ein eifriger Schüler schildert den persönlichen Eindruck, den er damals von H. gewann, folgendermaßen: „Hirzel's orientalisches Aussehen, seine leidenschaftliche Erregtheit für das Vordringen in neue Wissensgebiete machten großen Eindruck auf mich. Regelrecht war sein Unterricht nicht, und er hielt auch die angewiesenen Stunden nicht ein; bald blieb er aus und bald arbeiteten wir statt während einer Stunde drei Stunden nach einander. Regelmäßiger wird wohl sein Unterricht in der Zeit gewesen sein, als Sauppe, Ettmüller (vgl. Bd. VI, S. 398—400) und Andere seine Zuhörer waren. Neben seinem Inspectoramte predigte er oft auf dem Lande, und er muß sich offenbar auch politisch bethätigt haben, da, wie ich mich erinnere, er im „Republikaner" (vgl. Bd. VIII, S. 266) als Lehrer der Gaunersprache verspottet wurde". Getäuschte Hoffnungen hinsichtlich seiner Stellung in Zürich, unerquickliche Familienverhältnisse bewogen H., sich nach dem Dorfe Pfäffikon in den östlichen Kantonstheil 1837 als Pfarrer wählen zu lassen. Zwar beschäftigte er sich auch da noch eifrig wissenschaftlich: 1838 erschien von ihm eine metrische Uebersetzung der Urvaçi und der Meghadûta, Zeugnisse fortgeschrittenen Studiums auf dem Boden des Sanskrit. Aber die Bewegung im Kanton Zürich von 1839 riß nun H. mit sich fort: er war erlesen, geistlicher Führer des „betenden Aufstandes" vom 6. September zu sein, der die in sich selbst uneinige und geschwächte Regierung der Regeneration umwarf (s. d. Art. Hegetschweiler, J. J. Heß, M. Hirzel). An sich nicht Fanatiker, aber heißblütig, enttäuscht und in ungünstigen privaten Verhältnissen, dann mitten unter einem zu gewaltsamem Ausbruche sich neigenden Volke in der Höhe einer religiös gefärbten politischen Bewegung als Seelsorger thätig, so erschien H. zu der Rolle gemacht, die ihm, wie übrigens auch den übrigen Präsidenten der Bezirkscomités, durch die Zuschrift des Vicepräsidenten des Centralcomités, Dr. Rahn-Escher, am 5. September von Zürich aus aufgetragen worden war: „Ich ersuche Euch, Euch in Bereitschaft zu halten, damit, wenn die Glocken gehen, Alles zum Sturm bereit sei. Ein guter Theil kommt dann nach Zürich, und ein anderer Theil bleibt zu Hause zu Bewachung des eigenen Heerdes". „Der bloße Gedanke an fremde Einmischung — (d. h. die Intervention aus anderen radikalen Kantonen, wie sie Rahn andeutete) —, an Zwang zu verabscheuten Zwecken von Seiten der verachteten Regierung regte mich und alle, denen ich es mittheilte, so auf, daß wir lieber sterben wollten,

als solchen Zwang erdulden“ — so schrieb H. in seiner nachherigen im Druck veröffentlichten Berichterstattung: „Mein Antheil an den Ereignissen des 6. September 1839, ein Wort der Wahrheit an die Schweizerbrüder in der Nähe und Ferne.“ Als H. in der Nacht zum 6. mit einer zu 4—5000 angewachsenen Volksmenge nur noch wenige Stunden östlich von der Hauptstadt entfernt war, fand er eine schriftliche Aufforderung des Centralcomités zur Rückkehr vor, willigte aber leicht in die Forderung des Volkes, vorwärts geführt zu werden: „Im Rückwärts sah ich nicht nur für mich, sondern für die Volkssache selbst nichts als Verderben“. Hegetschweiler's Sendung, die in einer nördlichen Vorstadt den Zug traf (vgl. Bd. XI, S. 278), blieb erfolglos. Zwei getheilte Colonnen, nur noch etwas über 2000 zählend — „ihr Aussehen war im Ganzen nicht ansprechend“: urtheilte der Augenzeuge Baumgartner: doch hielten sie Ordnung — rückten unter Rahn's und Hirzel's Führung durch die Stadt über die Limmat, an deren linkem Ufer sich wieder vereinigend, gegen das Sitzungslocal der Regierung heran mit dem geistlichen Liede: „Dies ist der Tag, den Gott gemacht“. Dann erfolgte vor der Fraumünsterkirche der Zusammenstoß mit kleinen, von der Regierung zur Vertheidigung bereit gehaltenen militärischen Abtheilung; nach dem Falle Einzelner wich die Masse über die Brücken in verzweifelter Flucht zurück. Aber durch die Auflösung der Regierung hatte dennoch der Aufstand thatsächlich gesiegt. — In den nächsten Jahren wandte sich ... hebräischen Litteratur zurück: 1840 erschien von ihm als „Das Lied der ... oder der Sieg der Treue“, eine Uebersetzung des hohen Liedes, und ... er sogar ein von ihm geschaffenes hebräisches Gedicht nebst Uebersetzung ... des Todesboten über dem Erdkreis“ heraus, wie die Vorrede sagt, als ... „der Stimmung, aus welcher der 6. September hervorging, und des ... lichen und geistigen Standpunktes dessen, der damals zum „Hämmerer ... fühlte“. Aber daneben beschäftigte ihn noch das Gotische und ... und er suchte derartige Anregungen durch privaten Unterricht auf ... der Umgegend zu übertragen. Doch inzwischen war durch die ... lichere Lebensführung und die schlimmen häuslichen Verhältnisse ... abermaligen Umwandlung der politischen Lage durch die ... 1839 begründeten Systems seine Stellung als Pfarrer bis ... worden. H. mußte, um nicht schwere Maßregeln gegen sich ... Stelle in Pfäffikon aus scheinbar eigener Initiative nieder... lichen Stand aufgeben. Er ging wieder als Docent nach ... über den Zürcher Dialekt ein Colleg ankündigte, dann ... Stellung, als Rechtsrathgeber, eine Stellung sich zu ... bemühte sich sein Jugendfreund Bluntschli insbesondere ... Unglücklichen zu retten. Derselbe sank immer tiefer ... wegen Wechselfälschung fliehen. Er ging nach Paris, ... Boden früherer wissenschaftlich sicherer Geltung zu er... zu seinem Unglück folgte ihm das unwürdige weibliche ... sein Leben vergiftet, die Lösung der Ehe Hirzel's ... dahin. Er kam in das tiefste Elend und nahm ... Leben. Es hätte H. gelingen sollen, von seinem ... hinweg nach London oder nach Indien auf das ... deutendes zu schaffen berufen war. Denn „entschie... Talent und dazu angethan, eine wissenschaftliche ... Schicksal nicht zerdrückt“.

Zumeist nach sehr verdankenswerthen Mitth... Sidler (vgl. auch Neuer Nekrolog der Deu... 838).

erste allgemeine über die kantonalen Grenzen hinübergreifende Vereinigung schweizerischer Vaterlandsfreunde, mit patriotisch gemeinnützigen und wissenschaftlichen Zwecken, constituirte sich erst eigentlich 1762 nach den von H. entworfenen Statuten, und er war der erste thatsächliche Vorsteher. Stets blieb er in reger Verbindung mit den Arbeitsplänen der Gesellschaft, nahm an deren Jahressitzungen und dem frisch belebenden Meinungsaustausch in Schinznach Antheil und gewann davon auch zu litterarischen Arbeiten Anregung. Dahin zählte gleich schon seine zündende 1763 gehaltene Rede über die Absicht und den Ursprung der Gesellschaft (publicirt in den Verhandlungen der Gesellschaft von 1763). Ferner gab er da 1764 im Auftrage der Gesellschaft zum Danke für den patriotischen Abschied ein „Denkmal des Dr. Laurenz Zellweger" (s. d. Art.), jenes Freundes und Correspondenten Bodmer's, in welchem die treibenden Gedanken der Schinznacher Versammlungen schon längst lebendig gewesen waren. Andere biographische Schriften hatten ähnlichen Aufforderungen, auch aus der naturforschenden Gesellschaft zu Zürich, ihren Ursprung zu verdanken, so „Das Bild eines wahren Patrioten" (des edeln und vielseitigen zürcherischen Staatsmannes Hans Blaarer von Wartensee, gest. 1757), 1767 als „moralisches Gemälde" den Schinznachern dargebracht, eine treffliche Charakteristik Zürichs und des öffentlichen Geistes daselbst, so die Denkreden auf den Bürgermeister Heidegger (s. d. Art.) und seinen eigenen Lehrer Johannes Geßner (s. d. Art.), 1778 und 1790. Auf Bodmer's Ermunterung ging 1778 eine vortreffliche Biographie Sulzer's aus Hirzel's Feder hervor: „Hirzel an Gleim über Sulzer den Weltweisen". Einen aus einfachen Verhältnissen hervorgegangenen, dem schweizerischen Hochgebirge, Urseren, entsprungenen Porträtmaler schilderte H. 1793: „Ueber Diogg den Maler, einen Zögling der Natur". Für die von Heidegger angebahnte Reform der zürcherischen Schulen schrieb er 1776 eine Art von politischem Katechismus: „Katechetische Anleitung zu den gesellschaftlichen Pflichten". Erst aus seinen letzten Jahren, 1800, stammt eine frische eigenthümliche, auf tiefsten inneren Erfahrungen beruhende Schrift: „Hirzel, der Greis, an seinen Freund Heinrich Meister über wahre Religiosität". So eifrig H. an litterarischen Dingen Antheil nahm, so feurig er, um nur auf Eines hinzuweisen, 1750 Klopstock empfangen und dabei jene klassische, durch ihn selbst in einem Briefe an Kleist in glühenden Farben und aus höchstem Entzücken heraus geschilderte Fahrt auf dem Zürichsee veranstaltet hatte, so vielseitig er schriftstellerisch auftrat, seine eigentliche Kraft lag doch viel mehr auf dem Boden der praktischen Bethätigung. Gerade H. wies vielfach, besonders in allgemeinen einleitenden Abschnitten, nach Mörikofer's Urtheil jene pathetische und sentimentale Rhetorik, jenes Gemachte und Geschraubte der Darstellung ohne wahre Natürlichkeit und Empfindung des Herzens auf, welches den schweizerischen Schriftstellern jener Zeit zum Vorwurfe gemacht wird. Aber alle seine Arbeiten waren in erster Linie Gelegenheitsschriften, und so war es ihm möglich, besonders in späterer Zeit gesteigerter Erfahrung, gereifte lebensphilosophische Ausführungen niederzulegen. — H. erlebte noch die helvetische Revolution, die auch ihn, den Patrioten der helvetischen Gesellschaft, aus den Staatsgeschäften entfernte, auch zuerst seine hypochondrischen Anlagen stark förderte. Aber seine Kraft kehrte zurück: jene Schrift von 1800 ist ein Zeugniß davon. — Das öffentliche Vertrauen ließ ihn insbesondere im Vorsitz des Sanitätscollegiums und er übernahm sogar nochmals die 1791 mit der medicinischen Praxis an den Sohn abgegebene Leitung des Spitals. Ueberhaupt war in Hirzel's Leben der Austausch mit den ähnlich reich angelegten Naturen des wenig jüngeren Bruders Salomon (s. d. Art.) und des eigenen, im Berufe dem Vater folgenden gleichnamigen Sohnes (s. d. Art.) von nicht zu unterschätzender Bedeutung gewesen.

Vgl. des Bruders Schrift von 1804: Angedenken meines Bruders u. s. f., ferner H. Escher's Artikel in der Allgem. Encyklopädie, II. Sect. 9. Theil, S. 39—41, Mörikofer, Die schweizerische Litteratur des 18. Jahrhunderts, S. 267—279, Morel, Die helvetische Gesellschaft, S. 201 ff.

Meyer von Knonau.

Hirzel: Hans Kaspar H., Arzt und Philanthrop, geb. am 3. Septbr. 1751, gest. am 10. Juli 1817. Des im vorstehenden Artikel behandelten Hans Kaspar und der in Klopstock's Ode vom Zürichsee als „des Liedes werth“ gepriesenen ersten Gattin desselben dritter Sohn, empfing H. frühe vom Vater die Bestimmung zum Arzte und wurde mit anderen Jünglingen von diesem selbst in die Anfänge der nothwendigen Studien eingeführt. Nach für jene Zeit für einen Jüngling seines Alters ausnahmsweise zahlreichen Reisen in der Schweiz und bis Lyon, die den regen Geist desselben weckten, ging H. 1770 nach Wien und kehrte Ende 1772 nach einer bildenden Reise durch Deutschland, wobei er in Erlangen promovirte, nach Zürich zurück. Hier wurde H. ein lange Zeit eifrig thätiges Mitglied der blühenden naturforschenden Gesellschaft und stand besonders dem Vater in den für die Bauern bestimmten praktischen Anregungen der ökonomischen Commission bei, folgte auch 1790 demselben in deren Präsidium nach; eben dahin zählte die Sorge für die Pflege des botanischen Gartens. Weiter leistete er der Bürgerbibliothek als Secretär und noch durch andere Arbeiten gute Dienste. Aber seine Hauptthätigkeit lag natürlich auf dem Boden der Medicin. 177[illegible] in die Besorgung der öffentlichen Krankenanstalten zuerst eingetreten, wurde H. 1784 in den Sanitätsrath berufen, dessen Präsident er später 1803 kurze Zeit bis zur Umgestaltung der Behörde war. 1795 Poliater oder Unter-Stadtarzt und als solcher des Vaters Gehülfe, wurde er 1803 als Archiater des Vaters Nachfolger. Eifrig betheiligte er sich lange Zeit, bis er später bei zunehmenden Geschäften sich hiervon zurückzog, an jenen privaten, höchst förderlichen und wohlthätigen Anregungen der Zürcher Aerzte (vgl. den Art. Rahn), die in der anatomischen Commission, dem medicinischen Institute und dem medicinischen Seminarium für jüngere Aerzte und Wundärzte aus der Landschaft repräsentirt waren, wobei vorzüglich auch, eine Sache, die H. schon von Anfang an lebhaft beschäftigt hatte, für besseren Hebammenunterricht gesorgt wurde. Es ist eine besondere Ehre Hirzels, in öffentlicher Stellung und als Arzt persönlich für die Einführung der Schutzpockenimpfung gewirkt zu haben. Allein daneben ruhte noch eine Fülle von Aufgaben und Verpflichtungen auf dem äußerst thätigen, leistungsfähigen Manne. Seit 1780 Mitglied des großen Rathes, gehörte er zu verschiedenen Commissionen, deren Aufgaben, wie diejenigen der landwirthschaftlichen Regierungscommission, ihn schon wegen der vom Vater ausgehenden Anregungen interessiren mußten. Als Mitglied des Kirchenrathes seit 1790, des Erziehungsrathes in der helvetischen Zeit konnte er seine vielseitigen Anlagen, seine freisinnigen Auffassungen nachhaltig bethätigen. Allein die schwere Zeit der Revolution und des Krieges, 1798 und 1799, brachte ihm nun vollends jene Aufgabe, die fortan in erster Linie seine Kraft in Anspruch nahm. Auch H. wurde von den Folgen der Staatsumwälzung mit betroffen; allein er hatte doch weniger unmittelbar zu den Repräsentanten der alten Ordnung gehört. Gepreßten Herzens zwar, hoffte er dennoch von der Neuerung manches heilsame und trat in dieser Gesinnung in die Zeit der helvetischen, von den Fremden auferlegten Verfassung ein. Aber die bedenklichen weiteren Erscheinungen, voran die Hereinreißung des Vaterlandes in die europäischen Gegensätze, die Verwandelung blühender, in einfachen Verhältnissen glücklich lebender Gegenden in verwüstete, ausgebrannte Kriegsschauplätze, weckten nun in Hirzel's menschenfreundlichem Herzen den Gedanken, bei der außerordentlichen Noth in außergewöhnlichem

Maße helfend einzutreten, durch eine solche umfangreiche, gemeinnützige Thätigkeit zugleich sich selbst die traurige Zeit erträglicher zu gestalten. So constituirte sich zuerst am 12. September 1799, dann, nach den erneuerten Schrecken der zweiten bei Zürich geschlagenen Schlacht am 24. October als „neue Hülfsanstalt für die nothleidenden Einwohner unseres hartbedrängten Vaterlandes" unter seinem Präsidium die zürcherische Hülfsgesellschaft, welche trotz der alle Kreise, auch die Wohlhabenden, fesselnden Krisis, in kurzer Zeit Bedeutendes zu schaffen vermochte. Schon nach acht Monaten waren gegenüber 14 649 Gulden Einnahme 12 876 Gulden ausgetheilt; besonders waren die in vierzig Transporten wegen der Noth ausgewanderten 2478 Personen aus den helvetischen Kantonen Linth und Säntis, zumeist hungernde, entblößte, vielfach verwaiste Kinder, besorgt worden. Aber auch sonst wuchs der Pflichtenkreis der neuen Vereinigung in jeder Weise, über die erste Aufgabe, die Hülfe für die durch Krieg und außerordentliche Unglücksfälle verursachten Schäden, hinaus. Die schon 1786 begründete Armenschule wurde übernommen; die Gesellschaft regte die Stiftung von Armenpflegen in den Landgemeinden an; sie rief eine zinsentragende Ersparnißkasse in das Leben; andere Schöpfungen folgten, und stets stand Hirzel's Initiative in der Mitte der Dinge. Schon gleich anfangs wandte sich die Gesellschaft in der Zürich eigenen schönen Sitte der Neujahrsblätter an die öffentliche Meinung: — sehr bald war da leider das Leben eines hingebenden Mannes, Mitstifters der Gesellschaft, des im September 1802 bei dem Andermatt'schen Bombardement als einziges Opfer durch ein Bombenstück getödteten Diakons Joh. Georg Schultheß, zu erzählen —; durch die Ausgabe dieser Hefte, sowie durch den Druck der jährlichen Reden Hirzel's beim Stiftungsfeste kamen wieder ersprießliche Einnahmen hinzu. Von einem großen 1808 entwickelten erweiterten Programme des Präsidenten hatte dieser die Genugthuung, wenigstens eine wesentliche Einrichtung noch selbst zu sehen. Schon seit den siebziger Jahren hatte sich H. für den Taubstummenunterricht sehr ernstlich bemüht und den Wunsch eines jüngeren Mitbürgers, Ulrich, sich bei de l'Epée in Paris zum Lehrer auszubilden, zur Durchführung gebracht. Doch erst jetzt, 1810, konnte von der Hülfsgesellschaft aus die Errichtung einer Lehranstalt für Blinde, mit der in weiterem Ausbau der Unterricht für Taubstumme sich verbinden sollte, geschehen. Von einem ferneren der sechs neuen Projecte, einem Gedanken, der auf Fellenberg zurückging, der Ackerbauschule für dürftige Knaben, übernahm nach Hirzel's Tode auf Staatsrath Escher's Anregung der Staat die Ausführung (vgl. Bd. VI. S. 371). Allein schon hatte H., unermüdlich wie er war, als eine Art Ersatz der früheren interkantonalen Verbindung, der helvetischen Gesellschaft, eine solche Verknüpfung auf dem Boden der Wohlthätigkeit, die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft, in Aussicht genommen und zur Lebensfähigkeit erweckt; weniger wollte das bei der schweizerischen Erziehungsgesellschaft gelingen. — H. war, als Sohn des „Menschenfreundes", in erster Linie durch seine gemeinnützige Menschenliebe, jene aufrichtig hingebende Barmherzigkeit, die ihn schon bei den Krankenbesuchen in der Jugend an des Vaters Seite zu den Betten der Kinder gezogen hatte, hervorragend. Rastlos, mit dem ganzen geradezu krankhaft reizbaren Temperamente des Vaters, von lebhafter Ehrbegierde, heftig und ungeduldig, allerdings mit großer Leichtigkeit in der Leitung aller Geschäfte ausgestattet, aber hierdurch wieder zu oft unpassender Vielgeschäftigkeit gebracht, so zeigt H. sich als eine Persönlichkeit, in welcher nach einer bestimmten Seite, derjenigen des Organisirens auf dem Felde des Wohlthuns, die Signatur der stürmischen Zeit, der Uebergänge, sich scharf ausprägte. H. hatte zwei Söhne vor sich, als Opfer ihrer Barmherzigkeit, sterben gesehen: 1800 den ältesten, der an seiner Seite in Zürich Verwundete beaufsichtigte und von seinen Pfleglingen das Fieber erbte, 1814 den letzten, Hans Konrad, einen tüchtigen Arzt und medicinischen

Lehrer, der sich den Armen der Gattin entriß, um, nachdem schon zwei Aerzt vom Lazarethfieber getödtet worden, das die Truppen der gegen Napoleon käm pfenden Mächte eingeschleppt, sich der Pflege der Kranken muthvoll zu widmen worauf er mit 30 Jahren selbst der Seuche als edles Opfer fiel. H. selbst hatt schon seit Jahren an häufig wiederkehrenden Anfällen eines ererbten lebensgefähr lichen Uebels gelitten, die auch auf seine Thätigkeit, vornehmlich als Arzt, imme einen übeln Einfluß geübt, heftige Mißstimmung jedes Mal in ihm zurückgelassen hatten. Ein neuer Anfall bei einem Besuche in St. Gallen, wo ein höch ehrenvolles Leichenbegängniß die Achtung vor dem Geschiedenen bezeugte, tödtete ih

Vgl. die sehr eingehende Schrift von Aug. Heinr. Wirz, die 1818 al „Denkmahl der Liebe und Verehrung herausgegeben von der zürcherischen Hülfs gesellschaft" über H. erschien (mit Proben seiner litterarischen Arbeiten).

Meyer von Knonau.

Hirzel: Hans Kaspar H., Staatsmann, geb. am 18. November 174 gest. am 30. Decbr. 1827. In vierter Generation vom Bürgermeister Hans Kaspar herstammend, Enkel und Sohn hoch angesehener politischer Persönlichkeiten die, beide Hans Jakob des Namens, 1737 und 1772 zum wichtigen Staatsam des Seckelmeisters emporgestiegen waren, war H. anfangs für den Militärdienst in Holland bestimmt, als der Tod seines älteren Bruders den Vater veranlaßte nun diesen jüngeren Sohn für die politische Laufbahn in Aussicht zu nehmen Die Lücken des öffentlichen Unterrichts hatte der private des Pfarrers Fäsi (vgl. d. Art.) sehr gut ergänzt; ein Aufenthalt in Lausanne und eine daran sich anschließende Reise über Genf nach Paris beendigte die Vorbereitung für den künftigen Beruf 1768 trat H. in den öffentlichen Dienst, anfangs in untergeordneteren Verwaltungsämtern, die aber Gelegenheit, Erfahrungen zu sammeln, boten und ihn mit der hervorragenden Persönlichkeit des Bürgermeisters Heidegger (s. d. Art.) in nähere Berührung brachten. So gab ihm seine Thätigkeit als Zollschreiber den Anlaß, sich über den Fruchtverkehr eingehende Kenntnisse zu verschaffen. Von 1770 an kam er in richterlichen Funktionen zu neuen Kreisen des öffentlichen Lebens, so daß er nach einer halbjährigen Bethätigung als sogenannter Mittelrichter 1773 eine systematische Zusammenstellung des zürcherischen Stadt- und Landrechtes verfaßte. 1775 wurde H. Mitglied des großen Rathes, gerade in der Zeit, als das französische Bundesgeschäft, 1777 abgeschlossen, eine Schöpfung seines Gönners Heidegger in erster Linie, die öffentliche Meinung in Zürich stark beschäftigte. Von 1778 an bekleidete H. nach einander mehrere höchst wichtige Verwaltungen, die ihm Gelegenheit gaben, seine Erfahrungen und die gewonnene vielseitige Einsicht nun auf größeren Wirkungskreisen zu erproben Erst zürcherischer Landvogt in der gemeinen Herrschaft Grafschaft Baden, dann infolge des Eintrittes in den kleinen Rath nach einander Obervogt von Erlenbach, nachher besonders der weit größeren Landesabtheilung am linken Seeufer der Obervogtei Horgen, seit 1784 zwei Male Präsident des Syndikats der Gesandten der regierenden Orte zur Prüfung der Verwaltung der vier eidgenössischen ennetbirgischen Landvogteien (der Südhälfte des jetzigen Kanton Tessin) so war Hirzel's Persönlichkeit in steigendem Ansehen. Daneben fand er noch Zeit, in Briefen an seinen Sohn, der zu der Zeit im Auslande sich ausbildete, eine vollständige Schilderung des damaligen Standes des Kantons Zürich nach allen Seiten hin zu entwerfen. — Allein das Emportauchen der von der Seite der französischen Revolution drohenden Gefahren begann nun auch für H. der Mittelpunkt ernster neuer Aufgaben zu werden. Wegen der Gefährdung der schweizerischen Neutralität hatte er schon 1792 als einer der eidgenössischen Repräsentanten in Basel zu wirken. Andere ähnliche Sendungen folgten in den nächsten Jahren, und auch noch der letzten alteidgenössischen Tagsatzung zu Aarau, Januar 1798, wohnte H. bei. Allein inzwischen war H., 179

Mitglied des geheimen Rathes und dann alsbald Standesseckelmeister, als solcher in dem wichtigen Amte, das Großvater und Vater inne gehabt, einmüthig bestellt, zu einer der einflußreichsten und ansehnlichsten Beamtungen des heimischen Staatswesens emporgelangt; denn die beiden Standesseckelmeister hatten neben der besonders in dieser Zeit steigender Erschütterung schwierigen Leitung der Finanzen noch in den Rathsversammlungen, sowie in zahlreichen Commissionen, hier meist als Präsidenten, mitzuwirken. So u. a. war H. Vorsitzender einer außerordentlichen Commission, welche Vorarbeiten zu Abänderungen in den Gesetzen über Handel und Fabrikwesen treffen sollte; aber dieser Versuch einer Beschwichtigung der revolutionär sich färbenden Mißstimmung, wie sie im Stäfener Handel 1795 hervortrat (s. d. Art. J. J. Bodmer), kam nicht zur Durchführung und wurde durch den Umsturz, dem man von der Stadt her nicht vorzubeugen verstand, weit überholt. H. selbst hatte gegenüber den Bewegungen am Zürichsee zu den milder gesinnten Gliedern der Regierung gezählt, sowohl aus innerem Gefühl, als aus politischer Einsicht. Aber als dann das Jahr der Revolution, 1798, kam, gehörte auch H. voran zu den Opfern der Umwälzung, nachdem er noch vergeblich in der letzten Zeit vor dem Eintritt der französischen Gewaltherrschaft als Mitglied der außerordentlichen Landescommission sich mitbemüht hatte, unter Ausschluß fremder Einwirkung einen Uebergang in die neuen Verhältnisse zu finden. Eine seiner letzten Functionen war, die Verlegung der den ehemaligen Regierungsgliedern von den französischen Commissarien räuberisch auferlegten Oligarchen-Contribution auf die einzelnen Betheiligten zu besorgen. — Dem Privatleben, den wissenschaftlichen Studien, zu denen sich H. zurückgezogen hatte, wurde er schon im April 1799 durch den peinlichen Argwohn der sich isolirt fühlenden helvetischen Regierung entzogen. Als nämlich die kaiserlichen Waffen im Coalitionskriege siegreich vordrangen (vgl. d. Art. Hotze), wurde H. mit anderen angesehenen Männern der alten Ordnung als Geisel nach Basel abgeführt; der berühmte Theologe Lavater war einer von Hirzel's Schicksalsgenossen. Erst gegen das Ende der Besetzung Zürichs durch die Coalition vermochten die Deportirten über deutschen Boden nach der Heimath zurückzukehren. Als dann nach der zweiten Schlacht von Zürich auch die Nordostschweiz wieder für die helvetische Republik zurückgewonnen worden, trat H. für die schwierige Aufgabe der gegenseitigen Ausscheidung des zürcherischen Staatsvermögens und des Stadtgutes als Präsident der Gemeindekammer an die Spitze dieser Organisation. Doch am Schlusse der helvetischen Periode, als sich in dem raschen Wechsel von Personen und Systemen Terrorismus und Einheitspartei abgenutzt hatten und die föderalistischen Principien 1801 neu zur Geltung kamen, entschloß sich auch H., in den helvetischen Senat zur Ausarbeitung einer neuen Verfassung und, als Justizminister unter dem Präsidium von Reding (s. d. Art.), in den Vollziehungsausschuß sich wählen zu lassen. Freilich warf der hinter des abwesenden Reding Rücken in den Ostertagen 1802 durchgeführte unitaristische Staatsstreich die Dinge von neuem, mit französischer Mitwirkung, in das entgegengesetzte Lager hinüber, und H. trat nun sogleich freiwillig zurück. Allein als im Sommer des Jahres der unitaristisch gefärbte Verfassungsentwurf einzig durch den Kunstgriff gerettet wurde, daß die nicht abgegebenen zu den bejahenden Stimmen in der schriftlichen Genehmigung durch das Volk hinzugerechnet wurden, stand H. schon an der Spitze der mit Protestation verbundenen verwerfenden Stimmen von Zürich, und als vollends gegen die völlig isolirte helvetische Regierung die Insurrection der Demokratien der Urschweiz und der meisten früher regierenden Städte im Herbste sich erhob und jene zu ihrer rathlosen Flucht von Bern nach Lausanne zwang, war H. bei der Weigerung Zürichs, dem General Andermatt (s. d. Art.) die Thore zu öffnen, an der Spitze der Municipalität der Stadt neben Reinhard

(s. d. Art.), wobei mit ebenso viel Muth als Glück die bedenkliche Situation des Bombardements überstanden wurde, und darauf sah er sich in die Leitung der neuen Interimsregierung von Zürich berufen. Als Abgeordneter Zürichs neben einem solchen der Landschaft betheiligte sich darnach H., als der Sieg des Föderalismus vollendet schien, an der außerordentlichen Tagsatzung der altdemokratischen Kantone, an welche die Genossen des Erfolges sich anschlossen, die unter Reding's Führung in Schwyz zusammentrat. Emsigst half H. bei den wichtigen Arbeiten der Tagsatzung mit, theils für den Entwurf einer neuen Centralverfassung, theils insbesondere für die diplomatische Verbindung mit den Mächten: galt es doch nun endlich jenen Artikel des Friedens von Amiens über die Unabhängigkeit der Schweiz zur Wahrheit zu machen. Aber bekanntlich griff jetzt der erste Consul mit unabweisbar starker Einmischung in die schweizerische Frage ein. Er wollte die Dinge nunmehr selbst ordnen, setzte nochmals für die Besorgung der laufenden Angelegenheiten die helvetische Regierung zu Bern ein und berief zur Festsetzung einer neuen schweizerischen Verfassung eine außerordentliche Consulta nach Paris, aus deren Arbeit unter seiner eigenen Initiative dann die wohlthätige „Vermittelung“ der Gegensätze hervorging. Zugleich hatte er wieder französische Truppen in die Schweiz einrücken lassen, bei deren Annäherung an Schwyz die dort versammelte Tagsatzung sich unter feierlicher Protestation für das unverjährbare Recht der Nation, sich selbst eine Verfassung zu geben, freiwillig auflöste. Für die hervorragendsten Mitglieder der Tagsatzung war auf der Consulta kein Platz; sie wurden vielmehr im November durch französisches Militär als Geiseln nach Aarburg zu mehrmonatlicher Verwahrung auf der dortigen Festung, bis nach der Publication der Mediationsacte im Februar 1803, verbracht, und auch H. hatte, neben Reding und anderen bedeutenden altschweizerischen Politikern, die Ehre, in den Augen des von den Unitariern hierin berathenen ersten Consuls ein solcher besonders beachtenswerther Verfechter der Unabhängigkeit seines Vaterlandes zu sein. Ganz gewiß wäre er aber, in Erkenntniß der wirklichen von Frankreich her dieses Mal empfangenen politischen Wohlthat, in die neuen Behörden eingetreten, würde ihn nicht die bei zunehmendem Alter stets empfindlichere Abnahme des Gehörs davon abgehalten haben. — H. blieb von 1803 an ein aufmerksamer Beobachter der staatlichen Angelegenheiten, ohne mehr daran theilzunehmen. So erlebte er noch den abermaligen Umsturz in Folge der Ereignisse von 1813, und damals war es besonders seinem nachhaltigen Einflusse zuzuschreiben, daß Zürich in eine im Grade der bernerischen Reaction sich rückwärts bewegende gefährliche Entwickelung nicht hineingerissen wurde (vgl. Bd. XII. S. 289). Man verzichtete darauf, völlig zur alten Ordnung der Dinge zurückzukehren, und so vermochte sich die Kantonsregierung der Mediationszeit bis zur Einführung einer neuen kantonalen Verfassung provisorisch zu behaupten und als Vorortsleitung auch die eidgenössischen Dinge im Gleichgewicht zu erhalten. Die neue Umgestaltung am Ende der Restaurationszeit sah H. nicht mehr, und es war ihm auch der Schmerz erspart, den in momentaner Verdüsterung des Gemüthes eingetretenen, durch die Katastrophe Finsler's (vgl. d. Art.) herbeigeführten Selbstmord seines höchst achtungswerthen und tüchtigen Sohnes, des Staatsrathes Hans Jacob H. († 1829), zu erleben. Gerade im Schoße seiner Familie, besonders bei der im Kanton Appenzell verheiratheten ältesten Tochter, fand vielmehr H. in den letzten Jahren seines Lebens in erster Linie, neben seinen Studien und wissenschaftlicher Lectüre, Erholung und Anregung. Im besten Sinne ein Repräsentant des politischen Lebens einer abgeschlossenen Zeit, deren Auffassung aber mit neuen Bedürfnissen zu verschmelzen er 1802 in der Ausarbeitung des Projects der Errichtung eines Bundesstaates mit kräftiger Centralgewalt redlich sich bestrebt

hatte, so lebte H. bis in sein 81. Lebensjahr in edler Muße, als ihn unerwartet rasch eine plötzliche Entkräftung leicht hinwegnahm.

Vgl. Nekrolog von Herrn Hs. Kaspar Hirzel, gewesenem Standesseckelmeister (Zürich 1828). Meyer von Knonau.

Hirzel: Heinrich H., zürcherischer Chorherr und Professor, geb. am 17. August 1766, gest. am 7. Februar 1833. Der Vater Hirzel's, Hans Heinrich, in vierter Generation ein Nachkomme des Bürgermeisters Hans Kaspar, geb. 1729, war ein begabter und sehr unterrichteter Schüler Hans Kaspar Füßli's (vgl. Bd. VIII. S. 258 u. 259) und übte seine Kunst vorzüglich in Pferdestücken und Landschaften; doch als er in zweiter Ehe der Schwiegersohn des Fabeldichters und Kunstdilettanten Joh. Ludwig Meyer von Knonau (s. d. Art.) geworden war und auf dessen Gerichtsherrschaft Weiningen mit den Angelegenheiten der Landschreiberei sich beschäftigte, blieb, obschon das originelle Wesen des Schwiegervaters der Anregung auch ferner genug bot, für die Kunst wenig Zeit mehr übrig; er starb 1790. — H. verlebte, ein Sohn der ersten Ehe des Vaters, die Jugendzeit in Weiningen, und dieses erfrischende Landleben hatte auf seine ganze künftige Entwicklung einen wohlthätig förderlichen Einfluß; eine in seinen späteren litterarischen Schöpfungen hervortretende an die Erscheinungen der Natur sich anschließende, religiös empfindende Auffassung zog aus diesen Jugendeindrücken ihren Ursprung. Am Carolinum zu Zürich von 1782 an, wandte er mehr als den steif behandelten theologischen, eigenen philosophischen Studien seine Aufmerksamkeit zu. 1787 lernte er als Erzieher in längerem Aufenthalte Italien, voran Florenz, kennen und kehrte darauf 1790, als Professor der Kirchengeschichte berufen, nach Zürich zurück. Nach der damaligen eigenthümlichen Reihenfolge der höheren akademischen Stellen stieg er zu anderen Professuren empor, bis er 1809 Professor der Philosophie am Carolinum und zugleich Chorherr am Großmünsterstifte, auch Mitglied des Kirchen- und Erziehungsrathes wurde. In diesen sehr ansehnlichen Functionen und wiederum daraus sich ergebenden Aemtern blieb er bis zur Aufhebung des Chorherrenstiftes 1832, infolge der Umgestaltungen der Julirevolution, die in ihren Aeußerungen für den Kanton Zürich einen entschiedenen Gegner in ihm fanden. — H. war ein sehr vielseitig gebildeter Mann, von großen gesellschaftlichen Anlagen und sehr anregenden Geistes, seine Chorherrenwohnung „zum grünen Schloß“ eine bekannte Stätte lebhaften intellectuellen Austausches. Ganz besonders war er mit der Entwicklung der deutschen Litteratur wohl vertraut, und andererseits pflegte er mit Vorliebe seine auf frische Jugendeindrücke zurückgehenden Erinnerungen an Italien, von wo ihn 1814 die Ernennung zum correspondirenden Mitgliede der Società Italiana di scienze, lettere ed arte erfreut hatte. Hierauf beziehen sich auch unter seinen litterarischen Schöpfungen, Uebersetzungen und Sammlungen, die sich auf Italien beziehen: 1820 und 1821 „Briefe des Lullin de Chateauvieux über Italien“ (2 Bde.) und 1823—25 „Ansichten von Italien“ (3 Bde.). Eine höchst bestimmt ausgeprägte Persönlichkeit, sah sich H. durch den Wandel der Dinge in Zürich aus einer liberalen Anerkennung der Verhältnisse gegen das Ende seines Lebens in das scharf kritisirende Lager der Opposition gedrängt; aber überhaupt waren sein scharfes Urtheil und sein schlagender Witz schon bekannt, wohl auch gefürchtet gewesen. Um so mehr ist zu betonen, daß Hirzel's Hauptwerk, die formal vollendet abgerundeten „Briefe Eugenia's an ihre Mutter“ (zuerst 1809, dann 1811 ff., wieder 1819 und 1820, erweitert mit „Episoden und Beylagen“ in weiteren Auflagen) der sentimentalen Litteratur angehört. H., der aus mit Vorliebe durchgeführten Fußwanderungen die Schweiz genau kannte, hatte an den Faden einer Reisegeschichte nach dem Bade Leuk Beobachtungen des Naturlebens, philosophische Gedanken und Ausführungen in ausgesprochener

Neigung zum Transscendentalen angeknüpft und ein in sich wenig geschlossenes Ganzes voll weicher Empfindung geschaffen, das zu seiner Zeit vielfach dem Zeitgeschmacke entsprach und günstig aufgenommen wurde, obschon urtheilsfähige Zeitgenossen, wie z. B. Hegner, auch schon nicht für diesen Grad von Gefühlsseligkeit sich aussprechen wollten. Daneben hinwieder zeigte jedoch H. seine stete Bethätigung für verschiedene Wissensgebiete in der Mitarbeiterschaft an Zeitschriften, wie der Allgemeinen Litteratur-Zeitung. Das Erscheinen der „Briefe Goethe's an Lavater" (1833) erlebte er nicht mehr. Noch weniger hatte er das von ihm beabsichtigte Leben Galilei's vollenden können. Die geistige Frische und Liebenswürdigkeit, welche H. bis in sein hohes Alter sich bewahrte, war zumeist in seinem wohlgeordneten, reichentwickelten Haus- und Familienleben, das ihn hinwieder durch die Verpflanzung und Verheirathung von Söhnen nach Deutschland in neue Verbindungen brachte, hervorgetreten. Neben dem ältesten Sohne Heinrich (1794—1843), reformirtem Prediger zu Leipzig, waren besonders der Hebraist Ludwig (s. d. Art.) und der als Buchhändler und feiner Litteraturkenner hervorragende Salomon (s. d. Art.) Träger der in dem Vater vereinigten geistigen Anlagen. — Ein Stiefbruder Hirzel's aus des Vaters zweiter Ehe, woher ferner auch die erste Gattin von David Heß (s. d. Art.), war Hans Kaspar (1785—1823), der durch seine sprachlich gründliche und praktisch sehr brauchbare französische Grammatik sich einen Namen machte, daneben auch mit Astronomie sich abgab (Astronomie de l'amateur, 1820).

Vgl. Nekrologe von Heinr. H. im Intelligenzblatt der Allgemeinen Litteratur-Zeitung von 1833, Nr. 25, sowie im XI. Jahrgang des Neuen Nekrologes der Deutschen, 1. Theil, S. 98—101.

Meyer von Knonau.

Hirzel: Karl H., verdienter Schulmann und Philolog, am 10. Mai 1808 zu Künzelsau im würtembergischen Franken geboren, erhielt seine wissenschaftliche Ausbildung in den Seminarien zu Urach und Tübingen, war nach Vollendung seiner Universitätsstudien Lehrer an der Fellenberg'schen Erziehungsanstalt zu Hofwyl, wurde 1834 Repetent am evangelisch-theologischen Seminar zu Tübingen, 1835 Rector der lateinischen Schule zu Nürtingen, 1845 Professor an dem Seminar zu Maulbronn, 1852 Oberstudienrath zu Stuttgart, 1857 ordentlicher Professor der classischen Philologie und Vorstand des philologischen Seminars an der Universität Tübingen, 1864 Rector des dortigen Gymnasiums mit Beibehaltung einer außerordentlichen Professur an der dortigen Universität und erhielt 1864 den würtembergischen Friedrichsorden. Er starb 12. April 1874 zu Stuttgart. Er hat sich als Lehrer und Beamter um die Hebung und Organisation des höheren Schulwesens in Würtemberg sehr verdient gemacht. Für die Reyscher'sche Sammlung der würtembergischen Gesetze redigirte er Band XI, Tübingen 1847, enthaltend die Gesetze für die Mittel- und Fachschulen und begleitete sie mit einer werthvollen Geschichte des höheren Schulwesens in Würtemberg. Schrieb außerdem: „Ueber die Tendenz des Agricola von Tacitus", 1871; „Grundzüge zu einer Geschichte der classischen Philologie", 1862, 2. Aufl. 1873; „Vorlesungen über die Gymnasial-Pädagogik", 1876. Die Encyklopädie des Erziehungs- und Unterrichtswesens, herausg. von K. A. Schmid, enthält 30 zum Theil größere Aufsätze aus seiner Feder.

Klüpfel.

Hirzel: Konrad Melchior H., schweizerischer Staatsmann, geboren am 31. August 1793, † am 8. Juli 1843 in Zürich. Früh verwaist, hatte H. seine Erziehung zumeist außerhalb seiner Vaterstadt empfangen, in Heidelberg dann von den theologischen Studien hinweg den juristischen und philosophischen sich zugewandt. 1813 nach Zürich zurückgekehrt, widmete er sich zuerst einige

Jahre dem Berufe der Advocatur, arbeitete dann als Secretär des Justiz- und Polizeiwesens und hielt daneben juristische Vorlesungen am politischen Institut. 1823 übernahm H., als Oberamtmann für das Amt Knonau bestellt, die Leitung des südwestlichsten Theiles des Kantons und erhielt dabei die Gelegenheit, seine anregende Kraft und seine administrativen Talente zu bethätigen. Als Begründer einer gemeinnützigen Bezirksgesellschaft, als Förderer der Schule, des Gewerbfleißes, der Anlegung von Straßen, wohlthätig wirksam auf den verschiedensten Gebieten, wurde er mit Recht eine wirklich populäre Persönlichkeit. Aber daneben glühte der von humanen Ideen erfüllte Philanthrop auch für anderweitige Besserungen, und der unter seiner Mitwirkung geschaffene zürcherische Griechenverein trug ihm das hellenische Ehrenbürgerrecht ein. 1830 hielt er sich zunächst bei der Anbahnung der politischen Umgestaltung zurück, war dann aber schon im Winter auf 1831 Mitglied der die neue Verfassung vorbereitenden Commission und der Gesandtschaft an die außerordentliche Tagsatzung, 1831 nach Annahme der Verfassung Mitglied des neu bestellten Regierungsrathes. In demselben übernahm er das Erziehungswesen und warf sich nun mit seiner ganzen Arbeitskraft und schwärmerischen Begeisterung auf dieses Feld, auf dem er, unterstützt durch vorzügliche anderweitige Kräfte, in allen Theilen des Unterrichts bis zur Spitze der 1833 geschaffenen Hochschule hinauf eine gründliche, über die kantonalen Grenzen hinaus wirksam anregende Aenderung zu Stande brachte. Außerdem bestellte ihn der Große Rath 1832 (s. d. Art. J. J. Heß) zum ersten Bürgermeister. Auch auf dem Boden der allgemein eidgenössischen Fragen war seine Hand spürbar; mit Kasimir Pfyffer und den Vertretern der anderen neu gestalteten Kantone auf der Tagsatzung in Luzern rief er im Frühjahr 1832 das Concordat über die gegenseitige Garantie der regenerirten Verfassungen in das Leben, ein Vorgehen, das durch die große Mehrheit des zürcherischen Großen Rathes, unter Anknüpfung des Dankes an die Tagsatzungsgesandten, in der Annahme dieses Siebener-Concordates am 11. April anerkannt wurde, und zugleich verbanden sich hiermit die Pläne einer Neugestaltung der Bundesverfassung. Nachdem dieselbe am 17. Juli durch die Tagsatzung beschlossen worden, sah sich H. als Vertreter Zürichs unter die 15 Glieder der Revisionscommission gewählt; innerhalb derselben schloß er sich der Gruppe an, welche für eine Reform nach größeren Umrissen eintrat. Allein nachdem schon durch die Tagsatzung der Bundesentwurf Einschränkungen erlitten hatte, wurde der Revision im Jahr 1833 durch die mißglückte kantonale Abstimmung in Luzern der Boden vollends entzogen, und der Versuch eines vorörtlichen Kreisschreibens mit der Eröffnung verschiedener Perspectiven für das folgende Jahr 1834, in welchem H. das Bundespräsidium übernahm, zeigte nach des scharf beobachtenden Baumgartner Urtheil „wohl gute Meinung, politische Weisheit wenig“, sodaß ein Antrag, im Frühling 1834 von dem durch H. geführten Vororte eingebracht, schon fast einem Aufgeben der Revision überhaupt gleich kam. Auch die schwankende Nachgiebigkeit in der Angelegenheit der Fremden, welche die Diplomatie nur zu gesteigerten Forderungen aufmunterte, wurde H. zum Vorwurfe gemacht. Wenn auch die Tagsatzung im Juli den gewählten Maßnahmen zustimmte, so war dagegen Hirzel's eigener College Heß (s. d. Art.) durch „des Collegen heftiges, stürmisches, gehorsames Treiben zu Gunsten der sogenannten Wohlfahrt des Landes, unter der Alles verstanden wird, nur nicht Ehre und Unabhängigkeit“, tief gekränkt, und der durch die äußeren Fragen herbeigeführte Hader mit Bern legte nun die Bundesrevision vollends lahm. Aber auch im Schoße der zürcherischen Regierung selbst waren in diesem Jahre über den Fragen der vorörtlichen Politik tiefere Meinungsverschiedenheiten hervorgetreten, welche ihre Nachwirkung in der Zukunft auch auf anderen Gebieten fanden, und

die geistigen Führer des Großen Rathes, die Juristen Keller und Ulrich mit ihrer Parteigruppe, setzten sich mehrfach in bewußten Gegensatz gegen H. und dessen Leitung der Regierungsangelegenheiten. In einer wichtigen Frage freilich gelang es hinwieder H., sich mit der Majorität der öffentlichen Meinung im Kanton in besserer Fühlung zu erhalten, als diese in erster Linie für die Capacitäten der zürcherischen Regeneration sich ansehenden Politiker. Indem nämlich 1837, in dem verfassungsmäßigen Revisionsjahr, wo H. neben Heß zweiter Bürgermeister war, die Frage der Einführung gänzlicher Rechtsgleichheit zwischen Stadt und Landschaft spruchreif wurde, trat er entschieden für dieselbe ein. Jene radicalen Doctrinäre dagegen, obschon sonst ihren städtischen Mitbürgern denkbar stark entgegengesetzt, stemmten sich zugleich mit diesen stadtzürcherischen Elementen wider jene Verfassungsänderung als eine ochlokratische Gefahren in sich bergende Maßregel, so daß sie sich selbst der bisherigen weitreichenden Einwirkung auf die öffentliche Meinung beraubten und, als diese Demokratisirung dennoch durchging, 1838 bei der Integralerneuerung des Großen Rathes nur noch durch die indirecten Nachwahlen in die früher von ihnen beherrschte Legislative hineingelangten. — Für einen anderen Wendepunkt der kantonalen Entwickelung hatte freilich H. nunmehr ebenso wenig eine richtige Einsicht in die Situation. Die eifrig neuentwickelnde, schöpferische Thätigkeit der Regierung war allmählig die Quelle von allerlei Bedenken, von Regungen des Zweifels über die Zweckmäßigkeit, von Mißmuth und Unzufriedenheit geworden. Jener Widerwille gegen die leitenden Kräfte, wie er 1838 in den erwähnten Neuwahlen hervortrat, galt andererseits in steigendem Maße einem gerade von H. glühend eifrig erfaßten Gebiete: gegen das von ihm in überfließendem Schaffensdrang besorgte Unterrichtswesen war Abneigung theils erwachsen, theils genährt, und man war sehr geneigt, die von Furcht erfüllten Gesinnungen, voran gegen die neue Volksschule und ihren Mittelpunkt und Meister, das Lehrerseminar in Küßnach und dessen Director Scherr, einen jener in das Land gezogenen und mit Mißtrauen betrachteten „Fremden“, auch auf H. zu übertragen. Dazu kam, daß in einem Momente, wo ohnehin der Vorrang zwischen Kirche oder Schule hinsichtlich der Beachtung von staatlicher Seite in Frage lag, H. selbst entgegen einer früher getroffenen Entscheidung, sich bestimmt voranstellte. Während nämlich 1836, als es sich darum handelte, als bedeutende Kraft für die Hochschule neben Schönlein und Oken auch den Verfasser des Lebens Jesu für den Ausbau der freien Wissenschaft heranzuziehen, H. in seiner Stellung als Präsident des Erziehungsraths gegen die Berufung von Dr. Strauß sich erklärt hatte, war nun in dem Manne das Gefühl einer andern Stimmung vor. Als am 26. Januar 1839 die Frage über die Wiederbesetzung der Professur der Dogmatik im Erziehungsrathe zur Abstimmung kam, gab H. bei Stimmengleichheit als Präsident den Ausschlag für die Berufung von Strauß, und damit war für den längst vorauszusehenden Sturm das allgemeine Schlagwort gefunden. Als nach wenigen Tagen Antistes Füßli im Großen Rathe der Kirche einen gesetzlichen Einfluß auf die Wahl der Theologie-Professoren zu erringen sich anschickte, stellte sich H. vollends in der Discussion, in langem Vortrage eine neue Reformation der zürcherischen Kirche verkündigend, dem „Buchstabenglauben“ gegenüber. Dagegen den von ihm proclamirten „Denkglauben“ richtete sich gleich mit Mitte Februar, gestützt auf eine immer allgemeinere populäre Zustimmung, eine wohlgegliederte Verbindung „zur Sicherung des christlichen Glaubens in Kirche und Schule“. Daß in H. als dem zweiten Bürgermeister des Jahres die dergestalt angefeindete Sache der Berufung von Strauß ihren unmittelbaren Ausdruck fand, daß auf ihn in erster Linie, so als er seinen ungehört verhallenden Ruf an seine „Mitmenschen im Kanton Zürich“ erließ, Haß und Spott in wohl be-

rechneter Weise gehäuft wurden, mußte das Ansehen der Regierung vollends erschüttern. Mochte nun auch, nachdem die Regierung die Berufung von Strauß bestätigt hatte, zuerst die Verschiebung der wirklichen Einberufung des Professors, dann, gegen die Einsprache des Erziehungsrathes, dessen Pensionirung beschlossen werden, es halfen diese Mittel nicht mehr gegen die siegreiche gegnerische Stimmung: diese specielle Frage war das Signal für die politische Situation geworden, und nur Abdankung des Großen Rathes und der Regierung hätten den bei steigender Erhitzung unvermeidlichen Ausbruch der Leidenschaft verhindern können. Schon im März hatten die von einer Riesenpetition des Centralcomité's gestützten erweiterten Begehren an den Großen Rath bewiesen, wie sehr das bisher herrschende System zur Vereinzelung gebracht worden sei. Als dann im August die Regierung ungeschickt erst mit amtlichen Widerstandsmitteln hervortrat, hernach alsbald zurückwich und so den Sturm beschleunigte, der am 6. September das System der Regeneration hinwegfegte (s. d. Art. J. J. Heß), stand H. in der ersten Linie der politisch unmöglich gewordenen Persönlichkeiten. Von Luzern, wohin er, flüchtig gleich anderen Häuptern der gestürzten Partei, zuerst gegangen war, zwar bald heimgekehrt, trat er in das Amt eines Procurators zurück. Wol entriß ihn das mit dem Jahre 1842 beginnende Wanken des September-Erfolges durch die Wahl in den Großen Rath wieder der Zurückgezogenheit des Privatlebens; aber zu spät, erst kurz vor seinem Tode, traf ihn die Ernennung in das Obergericht. — H. repräsentirt wol in erster Linie den idealen Schwung, mit seinen Vorzügen und Irrthümern, wie er der neuen Aera von 1830 an, in der Arbeit der Regeneration der schweizerischen Kantone, eigenthümlich war. Baumgartner charakterisirt H. in scharfen Worten als einen „Mann von vielen ausgezeichneten Eigenschaften, der für einen Staatsmann in hoher Stellung doch nicht solid und praktisch genug war", als eine Erscheinung „von vielseitiger wissenschaftlicher Bildung, frohen und gemüthlichen Wesens, leicht im Auffassen, beflügelt für das Projectiren, enthusiastisch eingenommen für Reformen im Sinne der Fortschrittsideen des Tages und unermüdlich thätig für Ausführung dahin zielender Pläne".

Einen größeren Nekrolog enthält: Neuer Nekrolog der Deutschen, XXI. Jahrg. 1. Thl. S. 630—635. Meyer von Knonau.

Hirzel: Ludwig H., alttestamentlicher Exeget, geb. am 27. August 1801 zu Zürich, † am 13. April 1841. Er stammte aus der seit dem vorigen Jahrhundert im Kanton Zürich angesehenen Familie, aus welcher so manche Gelehrte und Staatsbeamte hervorgingen. Sein Vater, Heinrich H. (s. o. S. 493), Professor der Philosophie am Carolinum zu Zürich, ist als Schriftsteller bekannt. Er besuchte das Zürcher Gymnasium und später das Carolinum daselbst, wo er in eine freiere Richtung der Theologie eingeführt wurde. Auf deutschen Universitäten setzte er seine Studien, welche sich vornehmlich auf das alte Testament und einige morgenländische Sprachen richteten, fort und promovirte zum Doctor der Philosophie. Nach Zürich zurückgekehrt, wurde er hier 1823 Prediger und weiterhin Professor der hebräischen Sprache am Obergymnasium und Docent der Theologie am Carolinum. Bei der Stiftung der Züricher Universität im J. 1832 trat er zu dieser als außerordentlicher Professor der Theologie über. Die theologische Facultät zu Basel ertheilte ihm 1835 die theologische Doctorwürde. Er wurde auch in den Kantonsrath gewählt und wirkte hier in gemäßigt fortschrittlichem Sinne. Das Hauptwerk dieses schon im 40. Lebensjahre abberufenen besonnenen und umsichtigen Exegeten ist der als Bestandtheil des „Kurzgefaßten exegetischen Handbuchs zum alten Testament" 1839 erschienene „Hiob-Commentar", dessen 2. Aufl. 1852 von J. Olshausen, 3. Aufl. 1869 von A. Dillmann bearbeitet ist. Vorher erschienen zwei kleinere Schriften: „De Pentateuchi versionis Syria-

cae, quam Peschito vocant, indole", 1825; „De chaldaismi biblici origine et auctoritate", 1830. Außerdem Abhandlungen in Zeitschriften.

Vgl. Neuer Nekrolog, Jahrg. XIX. II. 1275. **Redslob.**

Hirzel: Salomon H., Staatsmann und Geschichtschreiber, geboren am 13. Mai 1727, † am 15. Novbr. 1818. Der jüngere Bruder des Philanthropen Hans Kaspar H. (s. den Art.), wurde H. gleich demselben infolge des Aufenthaltes des Vaters in Cappel bis 1740 auf dem Lande erzogen. Nachdem der ältere Bruder sich zum Studium der Theologie nicht hatte entschließen können, wandte sich auch H. auf Breitinger's und seines früheren Erziehers Simler Antrieb hin, gegen den anfänglichen Wunsch des Vaters, von der Bestimmung zur Theologie ab und den Staatsgeschäften zu, dem Vorgange des Vaters und Großvaters folgend. H. studirte zu Halle zumeist unter Nettelblatt und Böhmer, machte dann eine Reise über Berlin und durch Frankreich und stieg, nach Zürich zurückgekehrt, in der Uebung der Canzleiarbeiten nach damals gewohnter Weise zum Anspruch auf höhere Functionen empor. 1753 erhielt er als unterer Rathssubstitut die erste Beförderung zum Gehülfen des zweiten Staatsschreibers. Schon als Zögling der höheren Schulen war H. in einem wissenschaftlichen Vereine mit ähnlich strebenden Jünglingen zu Basel in Correspondenz getreten, und dadurch, daß nunmehr 1760 bei der dritten Säcularfeier der Basler Hochschule H. mit dem Basler Staatssecretär Iselin (s. den Art.), die alte Freundschaft erneuerte, dadurch, daß nach seinen eigenen spätern Worten „von Freude über die neue Aussicht einer freundschaftlichen Tagsatzung die Herzen überströmten und unter diesem Gedanken mit wehmüthiger Zärtlichkeit von einander geschieden wurde", war der erste Grund zur helvetischen Gesellschaft gelegt, deren Constituirung freilich das Verdienst des älteren Bruders (s. den Art. Hans Kaspar H.) war, 1762, nachdem 1761 erst ein engerer Kreis von Freunden zu „der Lustpartie im sokratischen Verstande" in Bad Schinznach sich eingefunden hatte. Iselin's und Hirzel's Absicht, „Allem den Schein eines witzigen Muthwillens zu geben und unter dieser Bedeckung Entwürfe zu machen, die dem Vaterlande gewiß nützlich sein müssen", ist bekanntlich in diesen Zusammenkünften gleichstrebender Freunde erreicht worden, und es bleibt Hirzel's Verdienst, zuerst von Zürich aus zu der Veranstaltung dieser Anregungen die Hand geboten zu haben. Seine damalige Denkensart zeigt am treffendsten sein 1761 erschienenes politisches Drama im Bodmer'schen Geschmacke: „Junius Brutus", als Dichtung nicht gelungen, aber der rühmliche Ausdruck jugendlich feuriger opferbereiter patriotischer Stimmung. 1762 Vorsteher der Staatscanzlei, erwarb H. nun auch seine für seine späteren historischen Studien unentbehrliche Kenntniß des Archives. 1768 wurde er Mitglied des kleinen, 1773 des geheimen Rathes und 1785 erhielt er als Standesseckelmeister eine der höchsten Rangstufen seines heimischen Staatswesens. Einsicht, Redlichkeit, Ueberzeugungstreue, republikanische Einfachheit zeichneten ihn als Staatsmann aus; dagegen trat zeitweise auch bei ihm das dem Bruder anhaftende erregte Wesen zu Tage. Auch ihn entfernte das J. 1798 von den öffentlichen Geschäften, in die er erst 1803 mit der Mediation als Mitglied des Großen Rathes für einige Jahre wieder eintrat. Er beschäftigte sich nun nur noch mit eifrigen wissenschaftlichen, besonders historischen Studien, auch hierin früheren Anregungen, vorzüglich von Bodmer's Seite, folgend. Neben alljährlichen Beiträgen zu den allerdings nach der damaligen Behandlungsweise wissenschaftlicher Bedeutung nahezu entbehrenden Neujahrsblättern — Decennien hindurch verfaßte er bis 1790, wieder 1804—15, den Text der Gaben von der Stadtbibliothek —, welche er 1806 als „Edle Züge aus der Schweizergeschichte", gesammelt herausgab, waren von ihm biographische Arbeiten erschienen, 1782 „Denkmal Isaak Iselin's", 1804

„Angedenken meines Bruders und meiner Freunde Ulrich und Schinz“ (Antistes Ulrich, † 1795, war ein Altersgenosse und steter Jugendfreund des Verfassers), 1805 „Denkmal Heinrich Kilchsperger's, gewesenen Bürgermeisters in Zürich“ (gestürzt 1798 durch die Revolution). Sehr ehrenvoll war für die eingehenden Studien des greisen Forschers das lateinische Werk größeren Umfanges: „Disquisitio de Magistratus in urbe Tigurina in reformationis opere praestito officio“, von 1810. Allein nun sammelte der hochbetagte Mann früher zusammengebrachte Materialien noch zu einer zusammenhängenden historischen Darstellung, die als „Zürcherische Jahrbücher“ in 5 Bänden bis 1819 erschien. Nichts weniger als altersschwach, ist das Werk eine Leistung, die alle Anerkennung verdient. In der Einleitung kürzer gehalten, bietet dasselbe vom zweiten Buche, von 1335 an, eine nach Jahren geordnete, bis 1515 reichende Geschichte Zürich's, die, auf vielfach neuem ungedrucktem Material aufgebaut, allerdings durch für die Vaterstadt mitunter zu optimistische Auffassung der Kritik Blößen bietet. Am 92. Geburtstage dedicirte H., „der älteste Bürger der Stadt“, sein Werk der zürcherischen Regierung, sprach aber die Hoffnung darin aus, auch noch die Reformationszeit schildern zu können: „Der Trieb zur Arbeit, dieses Vergnügen meines Lebens, ist noch nicht ausgelöscht“. Aber mochte auch der Geist frisch bleiben, nur vier Monate später brach die körperliche Kraft. Ein ehrwürdiger Zeuge einer vergangenen Zeit, starb H. noch in diesem 92. Lebensjahre.

Vgl. ein Neujahrsblatt der Stadtbibliothek von 1822, sowie H. Escher in der Allgem. Encyklopädie (a. a. O. S. 41 u. 42).

Meyer von Knonau.

Hirzel: Salomon H., Militär und Kriegsbeamter, geb. am 18. Sept. 1790, † am 20. April 1844. In der kinderreichen Familie eines tüchtigen und geachteten, aber gänzlich unbemittelten, den Seinigen früh entrissenen Beamten, Landschreiber zu Kiburg, geboren als jüngster Sohn, zeigte der gutherzige, aber höchst lebhafte und muthwillige Knabe schon in jungen Jahren seine spätere Bestimmung im kindischen Spiele. In den Wirren von 1798 und deren kriegerischem Lärm hatten die Jungen des Stadtquartiers — die verwittwete Mutter war nach Zürich gezogen — den Siebenjährigen in ihren dem Treiben der Großen nachgeahmten Uebungen zum Anführer erwählt. Aber H. wurde auf das Land in eine brave Bauernfamilie zu besserer Ueberwachung gebracht, wo er zwar geringen Unterricht genoß, aber körperlich sich stählte und gut besorgt war. In seiner nachherigen Schulzeit zu Zürich lag er namentlich mathematischen Studien ob und trat dann 1806 in das zweite der damals dem kaiserlichen Frankreich aus der Schweiz vertragsweise gestellten Regimenter. Sogleich kam er in Spanien dazu, im Soult'schen Corps den Krieg praktisch zu erlernen; auf dem gräßlichen Rückzuge aus Portugal behielt H. nur durch die aufopfernde Hülfe eines zürcherischen Offiziers das Leben. 1809 konnte er als Lieutenant einen längeren Urlaub in die Heimath antreten, den er zur weiteren Ausbildung ausnutzte. 1812 begab er sich als Oberlieutenant, jetzt bei der Artillerie, nach Rußland und nahm da insbesondere an den Schlachten bei Polotzk Antheil. Trotz der Zutheilung zur Arrière-Garde des schrecklichen Rückzuges, wovon er auch sein ganzes Leben an physischen Leiden als Nachwehen zu tragen hatte, glücklich heimgekehrt, wurde H. 1813 nach seinem Austritte aus dem französischen Dienste sehr gerne als kriegserfahrener Offizier, im Range eines Hauptmannes, in das zürcherische Artilleriecorps eingereiht. 1815 wurde er als eidgenössischer Stabshauptmann bei der Grenzbesetzung verwendet. An Dufour's, des Genie-Oberinstructors, Seite bethätigte sich dann H. von 1819 an bei der eidgenössischen Militärschule zu Thun auf dem Felde der Artillerie, für einheitlichere Bewaffnung und technische Vervollkommnung, für bessere Schulung und

Treffsicherheit der Mannschaften. Dabei stieg er allmälig im kantonalen, sowie im eidgenössischen Dienste zu höherem Range empor. Er hob als Commandant des zürcherischen Artilleriecorps dasselbe zur ersten Stufe innerhalb der schweizerischen Bewaffnung und sorgte seit 1826 als Zeugherr mit großem Verständniß und unermüdlichem Eifer für die Hebung der Werkstätten und der Tüchtigkeit des Materiales des Zeughauses. Im eidgenössischen Dienste war er seit 1830 Oberst-Artillerie-Inspector. In rühmlichster Weise bezeugte die ausnahmsweise ehrenvolle Bestattung die allgemeine Achtung, welche der tüchtige Offizier und Bürger genossen hatte. Der Züricher Kriegsgeschichtschreiber Wilhelm Meyer (s. den Art.) urtheilt über H., daß derselbe „durch die gewaltige Energie, mit welcher er sich vom bloßen Liebhaber ritterlicher Tapferkeit zum gründlichen wissenschaftlichen Militär emporarbeitete und zu einer Stufe gelangte, die ihn vollkommen befähigt hätte, das Commando einer vaterländischen Armee zu führen, einzig in seiner Art“ gewesen sei.

Vgl. das Neujahrsblatt der zürcherischen Feuerwerkergesellschaft v. 1867 (D. Nüscheler's Geschichte der zürcherischen Artillerie, S. 773—779), sowie des allerdings nicht so bedeutenden, aber in seiner Sphäre gleichfalls tüchtigen älteren Bruders Selbstbiographie (Heinrich Hirzel, Rückblick in meine Vergangenheit, durch Mörikofer herausgegeben als Heft VI. der Beiträge zur vaterländ. Geschichte, herausgeg. vom thurgauischen historischen Verein, 1866).

Meyer von Knonau.

Hirzel: Salomon H., hervorragender Verlagsbuchhändler, Kenner und Pfleger deutscher Litteratur; geb. am 13. Februar 1804 in Zürich, † in Halle am 8. Februar 1877. — Salomon H. war der jüngste Sohn des Theologen Heinrich H. (s. o. S. 493), der zuletzt als Chorherr und Professor der Philosophie am Carolinum in Zürich wirkte und auch als Schriftsteller durch den Roman „Eugenia's Briefe an ihre Mutter“, sowie als Herausgeber der Briefe Goethe's an Lavater Achtung erwarb. Im Vaterhause lebhaft angeregt, auf den heimischen Schulen philologisch gründlich vorgebildet, ging H. im Herbst 1823 nach Berlin, um bei G. A. Reimer die Buchhandlung zu erlernen. In jeder Hinsicht sah er hier seine Entwickelung glücklich gefördert. Außer einem gemüthvollen Familienleben fand er in Reimer's Hause den kräftigen Patriotismus noch rege, aus dem die Wiedergeburt Preußens hervorgegangen; der bürgerliche Freimuth des jungen Schweizers ward so in größerem nationalen Sinne ausgebildet. Zugleich aber kam er mit den Männern der wissenschaftlichen und poetischen Production in persönliche Berührung; er lernte Schleiermacher, Arndt, Varnhagen, Chamisso kennen und gewann die Freundschaft Imm. Bekker's, der ihm auf der Stube ein Colleg über Demosthenes las; wie denn H. auch sonst, sowol in Berlin als in Heidelberg, wo er 1827 in die Winter'sche Buchhandlung eintrat, Universitätsvorlesungen eifrig besuchte. 1830 vermählte er sich mit einer Tochter G. A. Reimer's und übernahm gemeinsam mit seinem älteren Schwager Karl die seit Mitte vorigen Jahrhunderts in Leipzig blühende Weidmann'sche Buchhandlung. Als Leipziger Verleger ist er dann bis an sein Ende, 47 Jahre hindurch, unermüdlich thätig gewesen; seit Anfang 1853, wo die bisherigen Genossen sich trennten und Karl Reimer den Weidmann'schen Verlag nach Berlin übertrug, ganz selbständig unter eigenem Namen, den er als hochangesehene Firma dem Sohne vererbt hat.

Eine so lange frisch andauernde Bemühung ward durch reichen Erfolg belohnt; doch ist es nicht sowol der Umfang, als vielmehr die stets gleiche Höhe der Unternehmung und Leistung, was Hirzel's Geschäftsbetrieb nach dem Urtheil von Berufsgenossen dem Ideal eines deutschen Verlags so ungewöhnlich nahe brachte. Zufall und Mittelmaß blieben ausgeschlossen, und durch das abgerundete

Ganze ging ein vornehmer Zug zum Gediegenen in Wissenschaft und Litteratur, der unmittelbar aus der persönlichen Haltung und Neigung des Mannes entsprang. Denn Hirzel's ungemeine praktische Klugheit, schon an sich von der redlichen Art des soliden Züricher Patriciers, stand durchaus im Dienste wesentlicher geistiger Interessen. Selbst der politischen Forderung des Tages ist er nur soweit gefolgt, als er sie mit dem wahren Bildungsbedürfniß der Nation in Einklang wußte. In solchem Sinne bewog er bei einem Gastbesuch in Dahlmann's Vorlesung in den vierziger Jahren den Bonner Historiker zur Ausführung seiner beiden, jene Zeit so eigen ansprechenden Revolutionsgeschichten. In gleicher Absicht ward von ihm ein Jahrzehnt darauf in der Periode ernster Ernüchterung die große Sammlung der Staatengeschichte der neuesten Zeit begründet, wovon er die wichtigen Arbeiten der Springer, Bernhardi, Baumgarten, Pauli noch selbst erlebt, die deutsche Geschichte von Treitschke wenigstens angeregt hat. Schon durch dessen historische und politische Aufsätze ward ihm inzwischen in den sechziger Jahren vergönnt, den neuen Aufschwung unseres vaterländischen Staatslebens mit begeisternder Rede zu beflügeln. Die Epoche der Erfüllung endlich begrüßte er durch die 1871 eröffnete Wochenschrift „Im neuen Reich", die jedoch von Haus aus keineswegs dem öffentlichen Leben allein gewidmet war. Die übrige, von jeder politischen Gelegenheit unabhängige Verlagsthätigkeit Hirzel's erstreckte sich vorzüglich auf Philologie und Geschichte, Philosophie und Theologie, schöne Litteratur in Poesie und Prosa, wobei sein eigenes Verständniß und Bestreben unverkennbar mit den alten Weidmann'schen Traditionen zusammentraf. Nur einige der wichtigsten Erscheinungen dürfen hier hervorgehoben werden: Becker's Handbuch der römischen Alterthümer nebst dessen Ergänzung und Neuschöpfung durch Marquardt und Mommsen, Haupt und Sauppe's Sammlung griechischer und lateinischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen, die Ausgaben mittelhochdeutscher Dichter von Haupt, das deutsche Wörterbuch der Gebrüder Grimm, dem sich zwei mittelhochdeutsche Lexika anreihen, die Chroniken der deutschen Städte, die Scriptores rerum Prussicarum, die exegetischen Handbücher zum alten und neuen Testament, Trendelenburg's Hauptarbeiten, der deutsche Musenalmanach, der in den dreißiger Jahren die beste Lyrik in sich vereinigte, Graf Baudissin's Molière-Uebersetzung, endlich, was von allem die weiteste Verbreitung fand, Gustav Freytag's zahlreiche poetische und prosaische Schriften. Von Autoren anderer, einzelner Bücher genügt es außer manchem schon genannten an Otto Jahn, Böcking, Lehrs, L. Friedlaender, Wattenbach, an David Strauß und Lotze, Anastasius Grün und Rückert zu erinnern; gesammelt wurden früher die Werke A. W. Schlegel's, später Haupt's Opuscula und Wackernagel's kleinere Schriften, herausgegeben die Briefwechsel von Schelling und Caroline; der Beiträge zur Goethe-Litteratur haben wir noch besonders zu gedenken.

An gar vielen dieser Erzeugnisse seines Verlags hat nun aber H. erheblich größeren activen Antheil, als bei unseren Buchhändlern die Regel ist; denn mit dem Talent des rührigen Geschäftsmannes verband er den theoretischen Trieb des Gelehrten, wobei jede Seite seines Wesens der anderen zu statten kam. Tüchtige Männer und würdige Aufgaben vermochte er so mit gleichem Scharfblick zu erkennen und für einander zu bestimmen; wie er z. B. mit dem Schwager zusammen, nachdem sie den Göttinger Verein in Leipzig zum Besten der Sieben begründen helfen, alsbald den beiden Grimm den Plan zum Wörterbuch angetragen hat. Nicht minder jedoch, als aufzufordern und zu gewinnen, verstand er festzuhalten, fein zu mahnen, liebenswürdig zu ermuntern und war allezeit so bereit als fähig, seinem Autor nicht blos mit äußerer litterarischer Hand-

reichung, sondern auch mit innerer kritischer Theilnahme beizuspringen. Denn überall auf dem weiten Felde der deutschen Litteratur, wie es sich, zumal vom 16. Jahrhundert an, in seiner wohlgewählten Bibliothek deutlich abspiegelte, fühlte er sich heimisch durch umfassende Belesenheit und sicheres Urtheil, so daß insbesondere das für die Nation werthvollste Stück seines Verlags, das ihm selber vor allem am Herzen lag, das deutsche Wörterbuch, wie Jacob Grimm dankbar anerkannte, in keine treuer sorgsame, mitthätiger hülfreiche Hand hätte gerathen können. Die reinste und wärmste Liebe indeß wandte H. unserem größten Dichter zu, und hier in der Goethe-Kunde, im Centrum also unserer künftigen nationalen Litteraturwissenschaft, hat er sich als emsigster Forscher, glücklichster Sammler, genauester Kenner und zuverlässigster Wegweiser sein eigenthümlichstes Verdienst erworben. Ueber die unvergleichlichen Schätze an Drucken und Handschriften, die er allmählich an sich brachte, legte er in dem drei Mal (1848, 1862 und 1874) wiederholten „Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek" den Theilnehmenden offen Rechenschaft ab. Während er die nachlässig gefertigte Waare der privilegirten Klassikerfirma (im litterarischen Centralblatt 1850—52) nach Gebühr mit entrüstetem Spotte kennzeichnete, gewährte er jedem mit ernster Hingabe unternommenen Studium freundliche Unterstützung. Auf kleine Publicationen aus seinem Manuscriptenvorrath, wodurch er (1849—71) bei festlichen Anlässen einzelne Vertraute oder „die stille Gemeinde" zu erfreuen pflegte, ließ er 1875, nachdem das Cotta'sche Monopol beseitigt worden, das dreibändige, von M. Bernays eingeleitete Werk „Der junge Goethe" folgen, in welchem er die Briefe und Dichtungen seines Lieblings aus den J. 1764—76 in strenger Zeitordnung und ursprünglicher Lesart mit historischem Sinne versammelte. In seinem Testament endlich, das auch die neue Straßburger Bibliothek mit der willkommenen Gabe seiner merkwürdigen Reihe alter Zwinglidrucke bedachte, hat er jene ganze kostbare Goethe-Sammlung zu allgemeinem Gebrauche der Leipziger Hochschule vermacht, die ihn 1865 zum hundertjährigen Gedächtniß der Immatrikulation des jungen Dichters mit dem philosophischen Doctortitel geehrt hatte.

Ward durch solche Auszeichnung nur die Thatsache bestätigt, daß unsere Gelehrtenwelt überhaupt in H. den geistig ebenbürtigen Gefährten sah, wie auch er wiederum in ihren Kreisen mit dem freiesten Behagen sein anmuthig schlichtes, schalkhaft lebendiges Wesen entfaltete, so fühlte er sich deshalb um nichts minder entschieden als Glied des großen buchhändlerischen Standes und Gewerbes. In ununterbrochener Arbeit hat er von 1840—76 dessen organisirter Gemeinschaft bedeutende Dienste geleistet; er gehörte mehrmals dem Börsenvorstande, fast regelmäßig einem der Ausschüsse an und fungirte jahrelang als Schriftführer der Leipziger Deputation; die scharfe und schlagende Petition um Censurfreiheit, 1843 an die zweite sächsische Ständekammer gerichtet, ist seiner Feder entflossen. Einsichtigen Rath, Anregung, Trost und Beistand verdankten ihm viele seiner Collegen. Zart und warm, fest und ehrlich, heiter und energisch in Haus und Freundschaft, Beruf und Welt, als Bürger und Patriot bewahrte er glücklichen Idealismus und jugendliche Rüstigkeit noch als Siebziger; nur das Augenlicht schwand zuletzt; an den Folgen einer Operation, die es herstellen sollte, verstarb er in der hallischen Klinik. Sein Porträt ließen die deutschen Buchhändler für den Kranz ihrer Vorbilder in der Börse zu Leipzig malen; noch rühmlicher dauert sein Andenken dort in dem von ihm gefüllten Goethe-Saal der Universitätsbibliothek: an dem philologischen Postament gleichsam, das in Zukunft die geistige Riesengestalt des Dichters in reinstem Umriß tragen soll, hat in bescheidenen Schriftzügen Salomon H. den eigenen Namen verewigt.

Biogr. Artikel von G. Freytag in der Illustr. Zeitg., Bd. I. Nr. 1281 vom 18. Jan. 1868; Nekrolog von L. Hirzel im Anz. f. dtsch. Alterth., IV. S. 281 ff.; Gedächtnißrede von W. Hertz im Börsenblatt f. d. dtsch. Buchhandel, 1880, Nr. 115. Alfred Dove.

Hißmann: Michael H., geb. am 25. Sept. 1752 in Hermannstadt in Siebenbürgen, † am 14. August 1784 in Göttingen, woselbst er studirt und (1776) mit einer „Dissertatio de infinito“ promovirt hatte, worauf er ebendort 1782 außerordentlicher und 1784 ordentlicher Professor der Philosophie wurde. Eine reiche und bedeutsame schriftstellerische Thätigkeit wurde durch seinen frühen Tod beendigt; dieselbe begann mit „Geschichte der Lehre von der Association der Ideen“ (1777) und „Psychologische Versuche“ (1777, 2. Aufl. 1788), woneben er gleichzeitig eine „Abhandlung über die angeborenen Begriffe“ (im Teutschen Merkur, 1777) und „Ueber den Hauptzweck der dramatischen Poesie“ (im Teutschen Museum, 1777) veröffentlichte. Darauf folgte „Anleitung zur Kenntniß der auserlesenen Litteratur in allen Theilen der Philosophie“ (1778), welche eine für die damalige Zeit sehr dankenswerthe Bücherkunde enthält, sowie das „Magazin für die Philosophie und ihre Geschichte“ (6 Bde., 1778—83) sich das Verdienst erwarb, eine große Anzahl von philosophischen Abhandlungen aus den Veröffentlichungen der Pariser und der Berliner Akademie in deutscher Uebersetzung zu allgemeinerer Kenntniß gebracht zu haben. Zu gleicher Zeit erschienen seine „Briefe über Gegenstände der Philosophie“ (1778) und bald darauf „Untersuchungen über den Stand der Natur“ (anonym 1780), sowie eine Uebersetzung der Schrift Condillac's über den Ursprung der menschlichen Erkenntniß (1780); außerdem übersetzte er De Brosses' Traité de la formation mécanique des langues, ferner die ersten 15 Bände von Delisle's Histoire universelle und Demeunier, Les moeurs et les usances des peuples; seine letzte Schrift war ein in warmer Hingabe verfaßter „Versuch über das Leben des Freyherrn v. Leibnitz“ (1783). Das Hauptfeld seiner litterarischen Thätigkeit lag in der Psychologie, welche eben zu jener Zeit in den Fluß zahlreicher Controversen zu kommen begann. Er vereinigte dabei die geschichtliche Richtung des vorigen Jahrhunderts, indem er mit großer Belesenheit in die frühere Litteratur zurückgriff, mit der neu auftauchenden Forderung einer auf Erfahrung begründeten Seelenkunde, und somit war er ein lebhafter Gegner des Dogmatismus der Wolffianer, sowie er sich auch in sehr heftigen Ausdrücken gegen die Kirchenväter (besonders Augustin) und überhaupt gegen die Theologen äußerte. Es war der englisch-französische Sensualismus, welchen er in Deutschland mit allem Nachdrucke vertrat, indem er sich an Locke, Condillac, Bonnet, Helvetius, Robinet, Hartley, Search, Priestley u. A. anschloß und in solchem Sinne grundsätzlich die Immaterialität und Einfachheit eines eigenen Seelenwesens bestritt. Dabei übte er auch eine scharfsinnige Kritik an den Ansichten des von ihm übrigens hoch geachteten Leibniz und griff schneidig in die damaligen Streitigkeiten über den sog. influxus physicus ein, welcher ihm nur dann als erklärlich erschien, wenn die Seele eine materielle Complexion sei. Eine einläßliche Geschichte der Psychologie (welche wir allerdings erst noch von der Zukunft erwarten müssen) würde an H. einen immerhin hervorragenden Autor zu besprechen haben.

Die dürftigen Notizen über sein Leben und Angabe der Büchertitel siehe bei Pütter, Versuch einer Gelehrten-Geschichte von der Georg-Augustus-Universität, Bd. II. S. 64. Prantl.

Hist: Johann und Konrad H. (Hiest, Hijst), Brüder, Buchdrucker im letzten Viertel des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Schon 12 Jahre nach Gründung der ersten Buchdruckerei in Speyer durch die Familie Drach (s. Bd. V.

S. 367) wurde daselbst eine zweite von den genannten Brüdern gegründet, die mit der ersteren in Ausübung der neuen Kunst in der alten Reichsstadt wetteiferte, wie in derselben zu gleicher Zeit ein anderes Speyerer Brüderpaar, Johann und Wendelin v. Speyer (vgl. den Art.) zu Venedig, sich auszeichnete. Leider findet sich über ihre Persönlichkeiten weder in den öffentlichen Urkunden Speyers, noch in gedruckten Büchern irgend eine Notiz, so daß es sich nicht feststellen läßt, ob sie von Geburt Speyrer Bürger waren oder von anderswoher einwanderten. Doch standen sie bereits im J. 1483, in welchem, so viel bekannt, das erste Buch aus ihrer Offizin hervorging, in großem Ansehen. Diese zweite Speyrer Druckerei bestand bis 1515, wenigstens läßt sich bis jetzt kein Werk nachweisen, das vor 1483 oder nach 1515 von ihnen gedruckt worden wäre. In ihrem ersten Druck werden sie zwar von dem Verfasser des Buches Librarii „Fratres Johannes et Conrad Hijst, inclytae Spirensis urbis librarii" genannt, doch bezeugen ihre folgenden Drucke, daß sie zugleich auch impressores waren. Ihre Namen stehen theils ohne weiteren Unterschied als „Johann Conrad H." beisammen, theils auch nur als „Conrad" oder „C. H." oder „C. hist. von S." oder auch das „C." allein. Auffallender Weise sind alle Bücher der Gebrüder in groß oder klein Quart gedruckt, während die zu gleicher Zeit gedruckten Drach'schen größtentheils in Folio erschienen. Was dagegen die Schönheit der Buchstaben, die Gleichheit des Drucks und die äußere Ausstattung der Producte betrifft, so stehen die Hist'schen Drucke über der größeren Anzahl der Drach'schen, was wol einerseits seinen Grund darin hat, daß jene viel weniger Werke herausgaben (in 32 Jahren etwa 18) als die Familie Drach, welche von 1471—1502 ungefähr 50 Drucke erscheinen ließ. Andererseits fing Peter Drach schon zu drucken an, als diese Kunst noch sehr wenig vorgeschritten war, so daß es für ihn weit schwieriger war, die neuen Verbesserungen sich anzueignen, als für seine Kunstgenossen, die 1483 gleich von vorn herein ihre Druckerei besser ausstatten und mit besseren Werkzeugen versehen konnten, die sie in anderen Städten gesehen und zu gebrauchen gelernt hatten. Ihr erster Druck (1483) war des „Richardi de Buri Phylobiblon" (über den Verfasser vgl. Fabricius Bibl. lat. med. et inf. aet. I. 842), der letzte bekannte (1515) des Solinus memorabilia mundi. Als ein Curiosum verdient, was jedoch auch bei anderen Druckern jener Zeit und gerade nicht selten vorkam, angeführt zu werden, daß einer der Drucke Konrads: Johannes Lampsheim „speculum conscientiae" mit dem Druckjahre 1446 (M.CCCCXLVI) statt 1496 versehen ist, was offenbar durch Versetzung des letzten C in ein L nur ein Druckfehler ist. Der erste der Brüder, Johann, scheint bald gestorben zu sein oder von seinem Bruder sich getrennt zu haben, denn nur in zwei Drucken ist er zugleich mit diesem unterzeichnet. Dagegen besaß der zweite, Konrad, um die J. 1501—2 neben seiner Speyerer Druckerei auch eine solche zu Heidelberg, indem in den gleichen Jahren sowol hier wie dort mehrere Werke unter seinem Namen erschienen. — Vgl. hiezu einen erweiternden Zusatz am Schlusse dieses Bandes.

Baur, Primitiae typograph. Spir., p. 28—29. Falkenstein, Gesch. der Buchdruckerk., S. 170—71. Gräße, Litterärgesch., III. 1. S. 163. Weiß Nachrichten über den Anfang der Buchdruckerk. in Speyer, S. 12—13. Weller Repertor., S. 462, 466, 470. Kirchhoff, Beitr. z. Gesch. d. Buchhandels I. 147.

J. Franck.

Hittorf: Jakob Ignaz H., geb. zu Köln den 20. August 1792, † zu Paris am 25. März 1867. Der Vater, der Blechschläger Franz H., glaubte in dem talentvollen Knaben schon in frühester Jugend unverkennbare Anlagen zur Architectur zu erkennen. Die ersten Grundbegriffe der Baukunst erhielt der Knabe vom Baumeister Christian Löwenstein, im freien Handzeichnen wurde er vom Maler C. A. Grein unterrichtet; in etwas reiferem Alter kam der fleißige Jüngling unter die Leitung des angesehenen Architecten Leidel. Nach solcher

orbildung lernte er das Maurerhandwerk beim damaligen Baumeister Franz
eisten. Mit dem Streben nach vollendeter Meisterschaft in seinem Fache begab
ch der kaum 17jährige H. im J. 1809 nach Paris, um unter dem berühmten
rchitecten Percier und dem bekannten Miniaturmaler Isabey seine Ausbildung
u beenden. Der Fleiß und die Rechtschaffenheit des fähigen deutschen Jünglings
rregte bald die Aufmerksamkeit des kaiserlichen Baumeisters Belanger; dieser
bertrug ihm eine Aufseherstelle bei den kaiserlichen Bauten. H. erwarb sich
urch Fleiß, Ordnungsliebe und Tüchtigkeit die Liebe und das volle Vertrauen
ines Lehrmeisters. Unter Belanger's Leitung erbaute er das Schlachthaus und
ie eiserne Kuppel auf der Kornhalle. Im J. 1814 wurde er zum Bauinspector
nannt. Hittorf's Freund und Lehrer Belanger sorgte dafür, daß für den Fall
ines Ablebens seinem talentvollen Gehülfen die Stelle eines königlichen Hof-
rchitecten zugesichert wurde. Wirklich erhielt dieser nach Belanger's Tode die
estallung als Hofarchitect des Königs Ludwig XVIII. Im J. 1822 unter-
ahm H. nach ernster und sorgfältiger Vorbereitung in Begleitung seines Schülers
anth eine Reise nach Italien. Nachdem er einen Theil des südlichen Frank-
ichs, Turin, Mailand, Genua, Florenz, Siena, Perugia, Lucca, Viterbo, Fer-
ıra, Vincenza, Pavia, Venedig, Rom und seine Umgebungen, Neapel und Pom-
ji besucht und neun Monate mit Zanth und Stier, einem jüngeren deutschen
rchitecten, in Sicilien zugebracht hatte, kehrte er 1824, reich an Zeichnungen
ıd anderem wissenschaftlichen Material, nach Paris zurück. Seine interessantesten
rbeiten waren die genauen Aufnahmen von den berühmtesten Städten Siciliens
ıd die Vermessungen von vielen antiken Tempeln und anderen Denkmälern des
lterthums, eine Menge merkwürdiger Ornamente in Marmor, Stein und ge-
annter Erde. Die Resultate seiner Aufnahmen und Forschungen legte er in
m berühmten Werke nieder, welches erschien unter dem Titel: „Architecture
ıtique de la Sicile par J. Hittorf et L. Zanth“, Paris 1826—30, 3 Bde. Fol.
Architecture moderne de la Sicile par J. Hittorf et L. Zanth“, Paris 1826
s 1830, 1 Bd. Fol. Außer den Entdeckungen in Bezug auf das System der
onstruction und der äußeren Form der griechischen Gebäude fanden Hittorf's
wissenhafte Forschungen bei den griechischen Werken der Baukunst aus alten
eiten den Gebrauch der Farben als charakteristische Zierde in ihren verschiedenen
nancen von Glanz und Pracht, und mythischen Anspielungen. Diese Ent-
ckung entwickelte er in dem Werke „L'architecture polychrome chez les Grecs
restauration du temple d'Empédocle à Selinunte“. Später übersetzte er aus
m Englischen William Wilkins' Werk, „The unedited antiquities of Attica“.
iese Arbeit berichtigte er in mannigfacher Weise und erklärte dieselbe durch An-
erkungen und Zeichnungen. Nach der Juli-Revolution verlor H. seine Stelle
s Architect des Königs; doch bald wurde er unter Ludwig Philipp wieder als
rchitecte en chef der Gouvernementsgebäude, welche zur sechsten Abtheilung der
tadt Paris gehörten, in den Staatsdienst gerufen. Auch unter dem neuen
aiserreiche fanden seine eminenten Fähigkeiten gerechte Anerkennung. Das
alienische Theater Favart, das Theater de l'Ambigu Comique, das Grabmonu-
ent für den Herzog von Berry, die Grabkapelle für die Herzogin von Kurland,
r Platz de la Concorde in Paris, der Circus in den Champs Elysées, die
chitectonischen Verzierungen für das beabsichtigte Prachtwerk über die Krönungs-
ier Karls X., das Fußgestell zum Obelisk von Luxor, die Brunnen auf dem
oncordeplatz, das alles sind Werke, die glänzendes Zeugniß seiner künstlerischen
egabung und Fähigkeit gaben. Das ausgezeichnetste seiner zahlreichen Bau-
erke ist aber die im Vereine mit seinem Schwiegervater Lepère aufgeführte
achtvolle Kirche St. Vincent de Paul. Diese Kirche ist ein glänzender monumen-
ler Beweis der Bedeutung des Namens, dem sie geweiht ist. Sie ist im Innern

ein interessantes Beispiel der Verbindung einer altchristlichen Basilica mit einer an streng griechischen Vorbildern gebildeten Ornamentation. Der Grundstein wurde 1826 gelegt, zur Vollendung kam der Bau 1844. Die Kirche liegt am Ende der rue hauteville auf einem der höchsten Punkte der Stadt Paris. Hittorf's künstlerische Meisterschaft ist allseitig ehrend anerkannt worden. Er wurde zum Mitglied des französischen Instituts, der Akademien zu Mailand, Berlin und München, der antiquarischen Gesellschaft zu London, zum Officier der Ehrenlegion, Ritter des rothen Adlerordens zweiter Klasse und der Friedensklasse des Ordens pour le mérite, Commandeur des päpstlichen Gregoriusordens und Präsident der Akademie der schönen Künste in Paris ernannt und vom royal institute of architectes in London erhielt er die große goldene Medaille.

L. Ennen.

Hittorp: Gottfried (Gotthardt, Godbert) H., einer der bedeutendsten Verlagsbuchhändler des anfangenden 16. Jahrhunderts, geb. zu Köln als Sohn eines Patriciers 1490 (nicht 1485), † am 29. Juni 1573. Er begegnet uns zuerst zu Paris, wo er an der Universität gelehrten Studien oblag, wie er sich denn auch später auf seinen Verlagswerken Magister und Licentiat nennt. Vielleicht ermuntert durch das Beispiel seines Landsmannes, des Buchhändlers Johann Rauersberg in Paris, verband er sich hier mit einem anderen kölnischen Landsmann, seinem Studiengenossen Ludwig Horncken, zu einem Verlagsgeschäft, dessen erste Publication, „Joh. Boccaccii genealogia ejusdemque liber de montibus, silvis etc.“, fol. 1511 erschien. Das Pariser Verkaufslocal wird bezeichnet „Vicus St. Jacobi sub intersignio trium coronarum foelicis Coloniae“. Gedruckt wurden die Bücher dieses Verlages bei Phil. v. Kreuznach (auch einem Kölner Landsmann) und anderen Pariser Druckern. Aber schon 1512 hatten die Genossen auch in Köln eine Niederlage errichtet „retro majorem ecclesiam sub intersignio cuniculi“ und um das gleiche Jahr scheint H. nach Köln zur Leitung des dortigen Geschäftes zurückgekehrt zu sein. Auch Horncken scheint ihm schon 1513 dahin gefolgt zu sein (auf einem 1513 gedruckten Werke bezeichnet er sich als Bibliothecarius Coloniensis), Horncken verlegte hier theils für eigene Rechnung, theils und zwar bis 1521 (vielleicht seinem Todesjahr) gemeinschaftlich mit H. — Hittorp's Thätigkeit aber breitete sich seit 1521 erst recht aus. Er beschäftigte neben Pariser und anderen auswärtigen Pressen auch diejenigen seiner Kölner Mitbürger, Jaspar Gennep, Joh. Heyl, Hero Fuchs (Alopecius), Johann von Kempen und hauptsächlich die des Eucharius Hirtzhorn (Hirschhorn, Cervicornus). Mit diesem scheint er in engerer Geschäftsverbindung gestanden zu haben, denn durch ihn ließ er öfters seine Meßgeschäfte besorgen. Mit ihm zusammen ward er auch 1534 von Hieron. Froben und Episcopius in Basel wegen einer Ausgabe des Josephus (de bello Jud.) in einen Nachdrucksproceß verwickelt, der 1537, wir wissen nicht wie, endete. Die Reichskammergerichtsacten dieses Processes hat P. Wigand (Wetzlar. Beiträge für Gesch. u. Rechtsalterth., Heft III. S. 231 ff.) veröffentlicht. H. verlegte anfänglich fast nur Werke der classischen Litteratur; den Text des 1521 verlegten Macrobius hatte er selbst mit Arnoldus Vesaliensis besorgt. Auch den Quintilian edirte er selbst, mit einer Widmung an Melanchthon. Seit 1526 wandte er sich mehr der theologischen Litteratur zu (z. B. Augustinus, 1527; Basilius, 1531; Theophylactus, 1532; des Lützenburger Catalogus haereticorum). Zum Verlassen des Verlags classischer Schriftsteller scheint ihn die geringe Theilnahme bewogen zu haben, welche an der Kölner Universität für die humanistischen Studien herrschte; vielleicht auch die zunehmende Schärfe der kölnischen Censur. Seine Verlegerthätigkeit scheint er 1551 mit einer Ausgabe des Thucydides und des Platina Vitae pontificum beschlossen zu haben.

H. war nicht nur ein hochverdienter Buchhändler und tüchtiger Gelehrter, sondern zugleich ein thätiger Bürger seiner Vaterstadt; 1533 war er Gebrauchsherr im Rathe und von 1542 an Zunft-Rathsherr, bis er 1557 nach Goswin v. Lommersheim's Tode zur höchsten Würde, dem Consulat, aufrückte. Bei der Universität hatte er das Amt eines Provisors. Ziemlich spät verheirathete er sich mit Gertrud v. Bergen, welche über 30 Jahre jünger war als er. Ob Melchior H. (s. u.) in verwandtschaftlicher Beziehung zu unserem H. steht, ist bisher nicht ermittelt. — Beerdigt ward H. in der St. Pauluskirche; sein Bildniß als Bürgermeister nebst seinem Wappen und Verlagszeichen beschreibt Merlo, Meister der altkölnischen Malerschule, S. 171 f.

Hartzheim, Biblioth. Colon., p. 104 ss. Maittaire, Annales typogr., II. p. 138 ss. Mallinkrot, De ortu et progressu artis typogr. Kirchhoff, Beitr. z. Gesch. des deutsch. Buchhandels, I. S. 41 ff. Lempertz, Bilderhefte zur Gesch. des Buchhandels, 1853, Heft 1. Kelchner.

Hittorp: Melchior H., Theologe, geb. gegen 1525 zu Köln, † ebenda 1584. Er war der Sprosse einer vornehmen Familie, deren Mitglieder eine lange Reihe von Jahren hindurch einflußreiche Stellen an der städtischen Verwaltung bekleideten. Nachdem er Licentiat der Theologie geworden war, erhielt er ein Canonicat an der Stiftskirche St. Maria ad gradus. Im J. 1583 wurde er zum Dechanten der Collegiatkirche St. Cunibert gewählt. H. lebte in einer Zeit, in welcher im Erzstift Köln ein zweiter Versuch gemacht wurde, den Niederrhein für die neue Lehre zu gewinnen. Den Theologen der Stadt Köln gebührt ein nicht geringer Antheil an dem Sieg des alten kirchlichen Systems. H., dessen Sache es nicht war, sich an dem entbrannten Kampfe zu betheiligen, begnügte sich damit, für die Zustände in der alten christlichen Kirche durch Herausgabe alter Kirchenschriftsteller Zeugniß zu geben. Auf Veranlassung des Brügger Canonicus, späteren Propstes von Utrecht und Bischofs von St. Omer, Jakob Pamelius, gab er 1568 „Vetustorum ecclesiae patrum libros varios de divinis catholicae ecclesiae officiis una cum ordine Romano antiquo de ecclesiasticis officiis“ heraus. Für seine gelehrten Arbeiten waren ihm von besonderem Nutzen die kostbaren Schätze der Hildebold'schen Dombibliothek und die Handschriften des Freundes des Georg Cassander, Cornelius Wouters, sowie der Kölner Dominikaner.

Hartzheim, Bibliotheca Coloniensis. — Jöcher. — Hartzheim, Catalogus bibliothecae ecclesiae Metropolitanae Coloniensis. Ennen.

Hitzig: Ferdinand H., bedeutender alttestamentlicher Exeget und Orientalist, geb. am 23. Juni 1807 zu Hauingen, nicht weit von Lörrach in Baden, wo sein Vater Pfarrer war, † am 22. Januar 1875. Die erste Schulbildung genoß er auf dem Pädagogium zu Lörrach unter Nachhülfe und Anleitung seines Oheims, des Kirchenraths Friedr. Wilhelm H., alsdann besuchte er vom Herbst 1822 bis ebendahin 1824 das Lyceum zu Karlsruhe, wo der Prälat Hebel an seiner Ausbildung mitwirkte. Von der Schule entlassen, wandte er sich nun zum Studium der Theologie, im Herbst 1824 nach Heidelberg, dann 1825 nach Halle und zuletzt, nachdem er schon im Herbst 1827 sein theologisches Staatsexamen glänzend bestanden hatte, Ostern 1828 nach Göttingen. In Heidelberg fühlte er sich am meisten durch Paulus angeregt, während in Halle namentlich unter Gesenius' mächtigem Einfluß sich die Vorliebe für die alttestamentliche Wissenschaft, verbunden mit dem Studium der morgenländischen Sprachen, entwickelte, und der Plan, für dieses Fach einen akademischen Wirkungskreis zu suchen, zur Reife kam. Er promovirte 1829 in Göttingen zum Doctor der Philosophie und habilitirte sich in demselben Jahre in der theologischen Facultät zu Heidelberg. Nachdem schon seine 1831 erschienenen Erstlingswerke „Begriff der Kritik am

alten Testament praktisch erörtert" und „Des Propheten Jonas Orakel über Moab" die Aufmerksamkeit der Fachgenossen erregt und ihn als scharfen, seiner Ziele bewußten Kritiker gezeigt hatten, wurde er 1833 als ordentlicher Professor der Theologie nach Zürich an die erst im vorhergehenden Jahre eröffnete Universität berufen, welche nicht zum Mindesten durch seine eifrige Mitwirkung rasch emporblühte. Hier schloß er noch in dem Jahre seiner Berufung ein Werk ab, welches vornehmlich seinen Ruf verbreitete und, auf Ewald's sprachlichen Forschungen begründet, für die alttestamentliche Exegese und Kritik im grammatisch historischen Sinne bahnbrechende Bedeutung erlangte: „Der Prophet Jesaja übersetzt und ausgelegt", 1833, und war auch in der Folge trotz angestrengter akademischer Wirksamkeit vielseitig litterarisch thätig. Freilich wurde ihm die akademische Wirksamkeit bald nicht wenig beeinträchtigt, als im J. 1835 nach dem Erscheinen von Strauß' „Leben Jesu" die Reaction gegen die rationalistische Zeitrichtung hereinbrach und theils die deutschen Studenten von Hitzig's Vorlesungen fern hielt, theils ihm die Heimath verschloß, nach welcher er sich trotz seiner großen Erfolge bei den Schweizern doch zurücksehnte. Zwar blieben die Schweizer Studenten ihm treu, doch hatte auch in der Schweiz die Berufung Strauß' auf einen theologischen Lehrstuhl zu Zürich im J. 1839 für die rationalistische Richtung ernste Folgen und wirkte eine Zeit lang störend auf Hitzig's Wirken, ohne daß jedoch dieser Umschwung ihn entmuthigt hätte oder gar von Einfluß auf seine Methode gewesen wäre. Eine Reihe seiner vornehmsten exegetischen Arbeiten, welche in diese Zeit fallen, zeigen den stetigen Fortschritt auf der eingeschlagenen Bahn und ein entschiedenes Festhalten an dem freien, von theologischen Axiomen nicht abhängigen und ohne Vernachlässigung des religiösen Gehalts des alten Testaments doch in erster Linie auf den streng wissenschaftlichen Grundlagen der Grammatik und Geschichte basirten Standpunkt. Hitzig's hervorragende Stellung an der Züricher Hochschule hob sich mehr und mehr und kam namentlich zum Ausdruck, als er 1857 bei dem 25jährigen Jubiläum der Universität zum Rector gewählt in ausgesuchter Weise gefeiert wurde. Allein die ehrenvolle Aufnahme, welche ihm die Schweiz bot, konnte ihn nicht hindern, die Rückkehr in die Heimath als das erstrebenswerthere Ziel anzusehen. Als daher im J. 1860 in den kirchlichen Verhältnissen Badens wieder eine Wendung eingetreten war, und die durch den Tod Umbreit's erledigte Professur H. angetragen wurde, nahm er diese bereitwilligst an. So trat er denn Ostern 1861 in die theologische Facultät zu Heidelberg ein und fand hier bis an sein Lebensende einen schönen und weiten Wirkungskreis, durch seine bedeutende geistige Kraft und einflußreiche Persönlichkeit im akademischen Lehrberuf und in der gelehrten Litteratur gleich angesehen. Auch die Regierung seines Landes ehrte ihn durch Verleihung des Charakters eines geheimen Kirchenraths. In seinen Vorlesungen behandelte H. vornehmlich die Erklärung des alten Testaments nebst den sich an diese schließenden Stoffen, daneben auch das neue Testament und die semitischen Sprachen. Auch war er ein Freund classischer Bildung und las zuweilen Collegien aus diesem Gebiet. Durch seine Schriften zur Exegese und Kritik des alten Testaments und andere, welche vorzüglich in gründlichen und geistreichen Untersuchungen aus der Sprachwissenschaft, Geschichte und Alterthumskunde der morgenländischen Völker ihren Werth haben, hat er sich als einer der gelehrtesten und scharfsinnigsten Vertreter dieses Fachs einen bedeutsamen Namen gemacht und zur Belebung dieser Studien unter den freisinnigen Exegeten der Neuzeit vielleicht am meisten beigetragen. Er war ausgezeichnet durch gründliches und umfassendes Wissen, durch Regsamkeit und Lebendigkeit des Geistes, logische Methode und Klarheit des Gedankens. Dazu kam ein scharfsichtiger kritischer Blick, feiner historischer Sinn und eine geistreiche Combinationsgabe, der auch die entlegensten

Beziehungen nicht entgingen und mannichfache neue, oft überraschende Resultate entsprangen. Seine eigenartige Durchdringung des alttestamentlichen Stoffes in historisch-kritischer, sprachlicher und sachlicher Beziehung, seine selbständige Auffassung der Zeitfolge, des Zusammenhangs und der Anordnung der Textbestandtheile, die sorgfältige Prüfung und Feststellung der Lesarten an der Hand der Tradition oder der Conjectur, endlich seine feine Beobachtung des hebräischen Sprachgebrauchs und der grammatischen Verhältnisse sind von dem bedeutendsten Einfluß auf den Ausbau der alttestamentlichen Wissenschaft gewesen, wenngleich seine vielfach gewagten und willkürlichen Hypothesen und Conjecturen nicht immer allseitigen Beifall fanden, und nicht verkannt werden kann, daß oft der Scharfsinn bei ihm auf die Spitze getrieben erscheint und an den hergebrachten Resultaten der Forschung ohne genügenden Grund gerüttelt wird. Ein besonderes Talent, den behandelten Gegenständen neue, von den Vorgängern noch nicht berücksichtigte Seiten abzugewinnen und ihnen weitergehende Schlußfolgerungen zu entnehmen, führten ihn nicht selten auf Irrwege und geben seinen Deutungen leicht den Charakter des Gesuchten. Die lange Reihe seiner Commentare, welche zum Theil dem „Kurzgefaßten exegetischen Handbuch zum alten Testament" angehören, erstreckt sich über die großen und kleinen Propheten und den größten Theil der Hagiographa (Jesaja, Jeremia, Ezechiel, die zwölf kleinen Propheten, Psalmen, Sprüche Salomonis, Hiob, Hoheslied, Prediger Salomonis, Daniel) und erfreut sich auch bei den Vertretern anderer theologischer Richtungen ihres reichen Inhalts wegen bereitwilliger Anerkennung. Daran schließen sich noch: „Die prophetischen Bücher des alten Testaments übersetzt", 1854. Auch auf das neue Testament wandte er die ihm eigenen hermeneutischen Grundsätze an, doch mehr in Vorlesungen als in Schriften: „Ueber Johannes Marcus und seine Schriften", 1843; „Zur Kritik Paulinischer Briefe", 1870. Auf die Sprache und Geschichte der morgenländischen Völker beziehen sich: „Die Erfindung des Alphabetes", 1840; „Urgeschichte und Mythologie der Philistäer" (auch u. d. T.: „Zur ältesten Völker- und Mythengeschichte", Bd. 1), 1845; „Geschichte des Volkes Israel", 2 Thle. 1869—70; „Sprache und Sprachen Assyriens", 1871, und die epigraphischen Werke: „Die Grabschrift des Darius zu Nakschi Rustam", 1846; „Die Grabschrift des Eschmunazar", 1855; „Die Inschrift des Mesha", 1870. Außerdem lieferte er Beiträge für verschiedene wissenschaftliche Zeitschriften, wie für Hilgenfeld's „Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie", die „Theologischen Studien und Kritiken", Zeller's „Theologische Jahrbücher" und die „Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft".

Vgl. Nekrologe in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, 1875, Nr. 30 und in der Protestantischen Kirchenzeitung 1875, Nr. 8 (von Kneucker) und Badische Biographien I. 377 ff. (von demselben). Redslob.

Hitzig: Julius Eduard H., hervorragend als Schriftsteller und Criminalist, geb. am 26. März 1780 zu Berlin als ältester Sohn des später in Potsdam ansässigen, vielfach verdienten Stadtrathes H., gest. zu Berlin am 26. November 1849. Er studirte in Halle und Erlangen, während welcher Zeit er Beziehungen mit Bartholdy (nachmaligem General-Consul), Clemens Brentano, dem jüngeren Wieland u. A. anknüpfte; bestand 1799 die erste juristische Prüfung und ging als Auscultator nach Warschau. Hier fand er zwei Dichter von hoher geistiger Begabung, Jakob Mnioch und Zacharias Werner, mit denen ihn bald die innigsten freundschaftlichen Bande verknüpften. Werner zeichnete das Bild seines jüngeren Freundes in dem Tempelritter Robert d'Heredon seiner „Söhne des Thales". 1801 nach Berlin zu weiteren Arbeiten zurückgekehrt, lernte er Altersgenossen in Chamisso, Wilh. Neumann, Varnhagen, Theremin, Koreff u. A. kennen und war sehr bald der Mittelpunkt des jugendlichen Dichterbundes. Man stellte aus den

dichterischen Erzeugnissen den „Musenalmanach“ zusammen, wozu H. namentlich Uebersetzungen aus romanischen Sprachen lieferte. Kritiken des Geleisteten gab Werner aus Warschau. Nach Absolvirung der dritten Prüfung im J. 18.. schloß H. seine eheliche Verbindung, der große Hindernisse entgegengestanden hatten, und ging wieder nach Warschau, wo er einer jüngeren Tochter seines 1804 gestorbenen Freundes Mnioch im eigentlichen Sinne des Wortes Vater wurde, diese Liebe auch auf deren Kinder übertragend. Er fand dort als Rath an der Regierung E. T. A. Hoffmann, der damals ganz der Musik lebte. Dichterische Interessen führten sie zusammen und eine kurze Zeit heitersten Zusammenwirkens und Genießens ging an den Freunden vorüber. Genöthigt 1807 nach der Heimath zurückzukehren, suchte er sich, um dem Staate nicht zur Last zu fallen, eine neue Existenz zu schaffen, übersetzte z. B. ein großes chemisches Werk von Chaptal, was unter Hermbstädt's Namen, Berlin 1808 deutsch erschien. Seine vielen litterarischen Kenntnisse und sein litterarisches Interesse bewogen ihn Buchhändler zu werden. Er lernte bei Reimer und eröffnete 1808 eine bei seiner großen Geschicklichkeit, trotz der schlechten Zeiten, bald blühende Buchhandlung, verlegte eine namhafte Zahl ausgezeichneter Werke (u. A. auch Fouqué's Sigurd in Prachtausgabe, mit Holzschnitt auf dem Titel, was damals für Werke der Poesie unerhört war!). — Im J. 1813 arbeitete er bei Organisirung des Landsturmes in der General-Adjutantur, verlor 1814 leider seine ihm über Alles theure Gattin und verkaufte die Handlung an Dümmler, wurde 1815 Kriminal- und Pupillenrath, 1827 Director des Inquisitoriats beim Kammergerichte. Er führte in dieser Zeit die Schlußuntersuchung wider die in Köpenick Verhafteten unbeirrt durch die bedenklichen Drohbriefe, die ihm die Tyrannenmörder „Harmodius und Aristogiton“ schrieben. Viele der Angeklagten fühlten das edle Herz des Richters und es entsprang daraus manches freundschaftliche Verhältniß. Als im J. 1825 das Kammergericht mit der Revision des Strafrechts beauftragt und ihm der Bericht übertragen wurde, nahm er wahr, daß man im übrigen Deutschland wenig von der Strafrechtspflege in Preußen und umgekehrt wisse, was ihn dazu brachte die „Zeitschrift für die preußische Kriminalrechtspflege“, 24 Bde. 1825—36, mit 4 Repertorien, später die „Annalen für deutsche und ausländische Kriminalrechtspflege“, 17 Bde., 1828—37 (fortgesetzt von Demme, Klunge und Schletter bis 1855) herauszugeben. Es galt ihm hierbei hauptsächlich den Kampf gegen die laxen Grundsätze der Neuzeit, gegen die falsche Humanität, die das Verhältniß von Wille und That verrückt hatte. Von dem Ertrage der Zeitschrift bestimmte H., dankbar anerkennend, wie seine Stellung bei dem ersten Kriminalcollegium der Monarchie und das thätige Entgegenkommen desselben die Fortführung dieser Arbeiten allein möglich machte, 50 Thaler von jedem Bande zur Remuneration bedürftiger, beim Kammergerichts-Inquisitoriat arbeitender Referendarien. Der gemüthliche Verkehr mit Hoffmann, von dem uns in den „Serapionsbrüdern“ ein anziehendes Bild erhalten ist, zerriß schon vor Hoffmann's Tode (25. Juni 1822). Im Januar 1823 starb Werner und setzte H. beiden Freunden in Biographien, die er 1823 herausgab, — es sind Meisterwerke ihrer Art — ein bleibendes Denkmal. Mit väterlicher Freundessorge hatte er sich an Chamisso angeschlossen. Im J. 1824 erließ er eine öffentliche Aufforderung zur gesellschaftlichen Vereinigung der Litteraturfreunde Berlins, die zur Gründung der Mittwochsgesellschaft führte. Damit begann eine Zeit frischer Bewegung, als Männer wie Chamisso, Neumann, Fouqué, Streckfuß, Raupach, Eichendorff, Holtei, Uechtritz, Häring, Simrock, Gaudy u. A. Theil nahmen, wo H. das feste, zusammenhaltende Band bildete. Bei Gelegenheit einer Karlsbader Kur lernte er Jean Paul kennen, bei weiteren Reisen machte er sich mit dem französischen Geschworenenverfahren vertraut. Den litterarischen Interessen diente

Hitzig's Publikation: „Gelehrtes Berlin im Jahre 1825", Berlin 1826, das für die Culturgeschichte und Litteraturgeschichte einen schätzbaren Beitrag liefert. Das Honorar wurde von ihm zum Ankauf einer Actie zu dem Türk'schen Civil-Waisenhause bestimmt, um den Nachkommen eines bedürftigen Berliner Schriftstellers die Aufnahme in jenes treffliche Institut zu sichern. Geehrt durch die Ernennung zum Doctor der Rechte seitens der juridischen Facultät in Tübingen am 1. Januar 1832, fühlte er doch mehr und mehr seine Kräfte schwinden. Auf dem linken Auge erblindet, mußte er auch den Verlust des rechten befürchten und beantragte daher 1832, nach ehrenvoller Ablehnung von Neuem 1835 seinen Abschied, der ihm unter Verleihung des Rothen Adlerordens dritter Klasse und Pensionsgewährung bewilligt wurde. 1837 empfing er vom Herzoge von Sachsen-Altenburg das Ritterkreuz des sächsisch-ernestinischen Hausordens. Als das Gesetz vom 11. Juni 1837 „zum Schutze des Eigenthums an Werken der Wissenschaft und Kunst gegen Nachdruck und Nachbildung" erschien, commentirte er dasselbe (1838) und wurde Vorsitzender des Litter. Sachverständigenvereins, gab auch seit 1840 in Leipzig die „Preßzeitung" heraus. Größeres Aufsehen erregten seine Aufsätze „Ueber belletristische Schriftstellerei als Lebensberuf", 1838, und „Vier Variationen über ein Zeitthema" (1842), in denen er, ein Vorläufer freierer Bewegung auf dem Gebiete der Presse, die schiefe Stellung der Regierung zur Publicität behandelte. Seinen tief religiösen Lebensanschauungen folgend, bevorwortete er: „Zuruf eines Christen an die Schriftsteller des französischen Volkes von G. de Felice. Ein Spiegel auch für die deutsche Schriftstellerwelt. Aus dem Französischen von Dr. K. Dielitz", 1843. Eine letzte biographische Arbeit hatte er Chamisso gewidmet (Chamisso's Werke, 5. u. 6. Bd., Berlin 1839—40; Peter Schlemihl, Berl. 1839) und betheiligte sich noch an der großen „Sammlung der interessantesten Kriminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit", welche als „neuer Pitaval" von ihm und Häring herausgegeben wurde. Ein schönes Zeugniß seines edlen, im Wohlthun die höchste Befriedigung findenden Charakters gab er, als einige Jahre nach seiner Pensionirung sein Gesundheitszustand sich erheblich besserte und ihm nun Zweifel aufstiegen, ob er nicht Unrecht begangen, dem Staate seinen Dienst als Richter zu entziehen und Jahre lang Lohn genommen zu haben, ohne etwas dafür zu leisten. Nach Spener's Anleitung (in dessen theologischen Bedenken II. 453) erbat er beim Könige die Erlaubniß, ein dem etwa zehnjährigen Betrage seiner Pension gleichkommendes Kapital dem Staate als Vermächtniß darbringen zu dürfen, nachdem die Wittwe eines seiner Freunde auf Lebenszeit oder ihre Kinder bis zur Majorennität des jüngsten die Zinsen desselben genossen haben würden. Dieses Geschenk von 6000 Thalern fand in der Cabinetsordre vom 25. April 1839 die würdigste Berücksichtigung. Von einem schlagähnlichen Zufall 1839 betroffen, der sich in schlimmerer Form 1845 erneuerte, entschlief er nach langem Leiden am 26. November 1849. Zu erwähnen sind noch von Schriften: „Geschichte der Zerstörung einer Fabrik falschen preußischen Papiergeldes in England im Jahre 1821", 1827; „Camoens, Os Lusiadas", 1810; „Gozzi, Fiabe teatrali", 1809, 1810; „Staël, Aspasia", 1811; „La Numancia de M. Cervantes de Saavedra", 1811; „Berliner Universitätskalender für 1811, 1812", Berlin 1812; „Deutschland nach Frau v. Staël" (mit Buchholz u. Catel), 1814.

Nach den schönen Nekrologen von Kugler (Preuß. Staatsanzeiger vom 11. Decbr. 1849, auch separat 1849), und Gröger (Neuer Nekrolog d. Deutschen, Jahrg. 1849, Weimar 1851, II. 945—949). — Abegg, Die preuß. Strafgesetzgebung, Berl. 1854, S. 12, 17, 19, 25, 91, 101. — Wächter, Beil. z. Vorles. über d. deutsche Strafrecht, Stuttg. 1877, S. 175, 196. — Berner, Die Strafgesetzgebung in Deutschland, Leipzig 1867, S. 44.

Teichmann.

Hitzschold: Matthäus H. (Hisolidus, Hisiolidus), Benedictinermönch im Kloster Bosau bei Zeitz, wurde als dessen Prior am Dienstag den 10. Mai 1519 in Wittenberg inscribirt (Album p. 80) und wohnte bald darauf in Luther's Gefolge der Leipziger Disputation zwischen Karlstadt, Eck und Luther bei, schrieb auch auf Wunsch Degenhard Pfeffinger's über deren Verlauf einen Friedrich dem Weisen gewidmeten Bericht in Briefform, den Eck's Begleiter, der Benedictinermönch Johann Ulrich Schulherr aus Buch bei Leißnig, dem dieser Bericht auf der Rückreise nach Ingolstadt zukam, in seiner am 8. August 1519 aus dem St. Emmeranskloster in Regensburg datirten Epistola exegetica, worin er H. spöttisch Hiscolbus, Triscolbius und Mistkolbe nennt, zu widerlegen suchte vgl. Wiedemann's Eck S. 93. — Im J. 1522 predigte er, von Luther gesendet, das Evangelium in Mühlhausen und es erschien eine da gehaltene Predigt im Druck bei Hans Knappe in Erfurt, die H. am Sonntage Exaudi, 1. Juni 1522, dem Caspar von Ruckeßleben, Jhann von Stockhaußen und Cunradt von Tötgenrode widmete: „Eyn Sermon | von dem recht christ- | lichē lebē, beschleust | in sich drey tugēt | des heyligenn | Ewangelij. | Vorleuckunge | Gelassjzenheyt | Vorgleychniß christi | Durch, F, M, H, | Benedic. | 6 Quartbl. (In Bamberg. Weller's Repertorium S. 241 no. 2101.") — Er wurde aber auf Herzog Georgs schriftliches Ansinnen an den Rath, wie der 1524 erwählte Bürgermeister Berlt Probest, der aber bald weichen mußte, in einem am 17. Mai 1525 aus Oberdorla, seinem Zufluchtsorte, an den Herzog Georg und den Landgrafen Philipp von Hessen gerichteten Schreiben sagt, von da ausgewiesen zugleich mit Pfeifer, jedoch von der Bürgerschaft wieder eingeführt. Anfang 1525 scheint er Mühlhausen verlassen zu haben und Stadtpfarrer in Kreuzburg geworden zu sein. (Schwabe's Monumente S. 135 f.) Seidemann.

Hizenauer: Christoph H., Cantor an der Schule zu Lauingen um 1585, gab in genanntem Jahre eine kleine Musiklehre heraus, betitelt: „Perfacilis brevis et expedita ratio componendi symphonias" etc.; auch mehrere Sammlungen deutscher mehrstimmiger Lieder. Die erstere hat sich auf der Stadtbibliothek zu Augsburg erhalten, die anderen sind bis jetzt verschollen. R. Eitner.

Hizler (Hitzler): Daniel H., lutherischer Theolog des 17. Jahrhunderts, geboren zu Heidenheim im Herzogthum Würtemberg den 27. September 1576, † am 6. September 1635 zu Straßburg. Er durchlief die Würtembergischen Klosterschulen Blaubeuren und Bebenhausen, studierte in Tübingen 1594 u. folg., wurde Magister, Repetent, 1600 Diakonus in Waiblingen, führte im Auftrag des Herzogs Friedrich v. W. die Reformation in dem Priorat Reichenbach ein und wurde erster evangelischer Pfarrer daselbst, 1608 Stadtpfarrer in Freudenstadt, 1609 Stadtpfarrer und Special-Superintendent in Güglingen. 1610 verließ er nach langem Widerstreben den würtembergischen Kirchendienst, um einem Ruf der oberösterreichischen Stände zu folgen, als Oberpfarrer und Vorsteher einer evangelischen Erziehungsanstalt in Linz. Hier erwarteten ihn schwierige Verhältnisse und schwere Schicksale: nicht nur hatte er mit den Jesuiten zu kämpfen, die ihm auflauerten und ihn lebensgefährlich bedrohten, sondern auch die Ausbreitung einer calvinischen Richtung im Schoß der evangelischen Gemeinden Oesterreichs und die damit zusammenhängende Opposition gegen die lutherische Orthodoxie, an der auch der damals zu Linz lebende Astronom Joh. Keppler sich betheiligte, machte ihm viel Kummer und veranlaßte ihn zu Schritten, die ihm den unverdienten Ruf eines engherzigen lutherischen Fanatikers eingetragen haben. Er weist Keppler vom heil. Abendmahl zurück wegen seines Widerspruchs gegen den Lehrbegriff der F. C.; daß H. damit im formalen Rechte war, ja ratione officii et conscientiae nicht anders habe handeln können, wird vom Stuttgarter Consistorium ausdrücklich anerkannt (25. Sept. 1612); daß keine persönliche Feindschaft zwischen

Beiden bestand, zeigen die gegenseitigen Grüße und Zusendungen Beider (Opp. Kepleri. VI, 20. 634. 635). Endlich mußte H. der immer rücksichtsloser auftretenden Gegenreformation weichen; nachdem er wegen angeblicher Mitschuld an dem Aufstand gegen Ferdinand II. 30 Wochen harten Gefängnisses erdulbet, muß er mit den übrigen evangelischen Predigern Oesterreich verlassen und kehrt in seine würtembergische Heimath zurück. Hier ward er 1625 zum Stadtpfarrer und Special-Superintendenten in Kirchheim u. T. ernannt, 1626 herzogl. Rath, General-Superintendent und Abt in Bebenhausen, 1630 durch das Restitutionsedict vertrieben, 1632 Stiftsprediger und Propst in Stuttgart. Aber auch hier sollte er noch nicht zur Ruhe kommen: nach der Schlacht bei Nördlingen 1634 begleitete er seinen fliehenden Herzog Eberhard III. nach Straßburg. Hier war es, wo er am 6. September 1635 am Schlag starb. 23 Jahre nach seinem Tode hielt ihm Canzler Wagner in Tübingen eine Gedächtnißrede, die 1659 gedruckt wurde unter den Titel: „Memoria Hizleri resuscitata". — H. besaß nicht bloß eine gründliche theologische Gelehrsamkeit, sondern auch Kenntnisse in der Mathematik und Musik, dichtete, componirte, verfertigte mathematische Instrumente, empfahl eine neue Bezeichnung der Tonleiter in seiner Musica nova und schrieb „de praestantia Theologiae".

Vgl. Witte, Diar.; Fischlin, Mem. theol. Wirt.; Seybold's Historienbüchlein; Frisch, Opp. Kepleri, Band IV. VI. VIII.; Paul Stark in der Zeitschr. f. histor. Theol. 1868; Baur bei Ersch und Gruber, Sect. II, Bd. 9, S. 75. Wagenmann.

Hlasiwetz: Heinrich H., einer der bedeutendsten Chemiker Oesterreichs in unserer Zeit, wurde geboren am 7. April 1825 zu Reichenberg in Böhmen, und starb in Wien am 8. October 1875. Sohn eines Apothekers, genoß er eine sorgfältige Erziehung und wurde von seinem Vater für denselben Beruf bestimmt. Nachdem er bis 1835 die Normalschule seiner Vaterstadt besucht, kam er auf das Gymnasium zu Prag und zugleich, da er musikalisch sehr begabt war, auf die dortige Musikschule. 1839 mußte er zum Vater in die Lehre, setzte es aber 1842 durch, die Universität Jena beziehen zu dürfen, immer noch mit der Aussicht, die Apotheke des Vaters später zu übernehmen, weshalb er auch dort das pharmaceutische Institut besuchte. Er hörte in Jena Döbereiner, Wackenroder, Schleiden rc. Letzterer, dessen glänzender Vortrag so viele Jünger seiner Wissenschaft gewonnen, begeisterte auch H. für die Botanik, doch siegte schließlich die ältere Vorliebe für die Chemie; und hier reifte in ihm der Entschluß, sich ausschließlich der Gelehrtencarrière zu widmen. Der Vater, zu dem er 1843 mit diesem festen Vorsatz zurückkehrte, sträubte sich energisch dagegen, und erst nach hartem Kampfe gab er der Festigkeit des Sohnes gegenüber nach, jedoch eine dreijährige Prüfungszeit erheischend, die H. als praktischer Apotheker in Brünn, Wien und Reichenberg absolvirte. Nun erst widmete er sich ganz seinem Fachstudium unter Redtenbacher in Prag, wo er 1848 das Diplom eines magister pharmaciae, 1849 den Doctor der Chemie sich erwarb. Schon in dieser Zeit fand H. seine Erholung in der Musik, die er leidenschaftlich liebte, theoretisch und praktisch betrieb, und für die er eine bedeutende Begabung hatte, so daß sie ihm nicht nur sein ganzes Leben verschönte und bereicherte, sondern er in ihr auch schöpferisch thätig war. Eine Oper, viele Lieder und Sonaten hat er componirt, die theilweise vor größerem Publikum und stets mit Erfolg aufgeführt wurden. Auch besaß er als Klavierspieler bedeutende Virtuosität, mußte aber den Genuß, den er sich und seinen Freunden damit bereitete, aufgeben, nachdem er im J. 1870 sich durch einen Fall die Hand verletzt hatte und dadurch ein Gichtleiden, das ihn schon seit längerer Zeit quälte, bedeutend verschlimmert wurde. — Als junger Doctor hat H. sich viele Freunde erworben, welche eben-

falls später in der Wissenschaft bleibende Namen sich geschaffen: so den Physiologen Czermak (Bd. IV S. 672), den Sprachforscher Schleicher, den Historiker Springer Curtius und vor allen Rochleder, welcher ihn zu seinem Assistenten machte, als er, wenige Jahre älter wie H., nach Redtenbacher's Berufung nach Wien, dessen Nachfolger auf der chemischen Lehrkanzel in Prag wurde. Zwischen beiden für die Wissenschaft begeisterten Männern, entspann sich ein intimes Freundschaftsband, und auch der Tod, so scheint es, sollte diese Vereinigung nicht lösen, denn kaum war der Nachruf, den H. seinem Freunde widmete, im Druck erschienen, als er selbst die Augen schloß.

Im J. 1849 habilitirte sich H., doch verblieb er in dieser Stellung nur bis 1851, wo er als außerordentlicher Professor nach Innsbruck für den neu errichteten Lehrstuhl der Chemie gerufen wurde. Hier harrte seiner eine schwierige Aufgabe, da er unter nicht einfachen und leichten Verhältnissen mit sehr geringen Geldmitteln sich Alles schaffen sollte, was der Chemiker zum Arbeiten braucht, vor Allem ein Institut. Mit der ihm eigenen Energie und durch ein besonderes organisatorisches Talent begünstigt, überwindet er alle Hindernisse, so daß schon nach 2 Jahren das (bescheidene) Institut vollendet dasteht. Nun erntet er aber auch die Früchte seiner Anstrengungen: die Collegen schlagen ihn im Jahre 1[illegible] zum ordinarius vor, was seine Ernennung alsbald zur Folge hat, und rasch füllt sich das Laboratorium mit begeisterten Jüngern, so daß er wirklich als der Gründer einer chemischen Schule angesehen werden darf, aus der sehr tüchtige Männer, wie Pfaundler und Barth hervorgegangen sind. Neben der Lehrthätigkeit verwendet er seine Zeit hauptsächlich zu wissenschaftlichen Untersuchungen, deren Richtung in jener Zeit durch Rochleder beeinflußt wird. Doch überflügelt der Schüler bald den Meister, und erst in Hlasiwetz's Händen ist das schwierige und scheinbar unzugängliche Gebiet der Harze für den Chemiker nutzbar geworden. Nebenbei machte er große Reisen und lernte nach und nach ganz Europa kennen. Wie glücklich er sich dabei in Innsbruck fühlte, zeigt die Ablehnung eines im J. 1858 an ihn ergangenen Rufes nach Greifswald, was übrigens diese Universität nicht hinderte, ihm im folgenden Jahre den doctor medicinae honoris causa zu verleihen.

Erst nach 16 jährigem, ruhmvollen und rastlosen Wirken in dem schönen stillen, von keinem großstädtischen Getriebe gestörten Leben, vertauscht er Innsbruck mit der österreichischen Hauptstadt, wohin ihn ein Ruf als Professor der chemischen Technologie und Agriculturchemie an das Polytechnikum führte. Um sich für seine neue Lehrthätigkeit, die immerhin von der bisher verfolgten weit ablag, vorzubereiten, machte er in der letzten Zeit seines Tyroler Aufenthaltes Ausflüge, um Fabriken, Hütten- und Bergwerke aufzusuchen. Ein solcher Ausflug führte ihn nach Hall, wo er beim Einfahren in einen tiefer gelegenen Schacht die Führung verliert und sammt seinem Begleiter in die Tiefe stürzt. Schwer verletzt wurden die Beiden herausgezogen, H. hatte neben vielen Contusionen einen Bruch des Schienbeins erlitten, welcher ihn acht Wochen an das Bett fesselte. Noch nicht ganz geheilt, verläßt er am 19. October die Stätte seiner langjährigen Wirksamkeit, um sein neues Amt anzutreten. Hier hatte er gerade Zeit sich ein neues Laboratorium einzurichten, als ihm im J. 1869 die eben durch Schrötters Abgang erledigte Professur der allgemeinen Chemie an derselben Hochschule übertragen wurde. In dieser Stellung verblieb er bis zu seinem Tode, obgleich ihm noch mehrfach ehrenvolle Anträge gestellt wurden, wie der im J. 1870 an die Universität Wien, den er mit Rücksicht auf die ihm von seinen Collegen und von den Studirenden des Polytechnikums dargebrachten Zeichen von Verehrung und Liebe ablehnte, ebenso wie eine von competenter Seite an ihn ergangene Anfrage, Liebig's Nachfolger in München zu werden.

Auch in dieser neuen Stellung hatte er mehrfach mit Unheil zu kämpfen; so wird er im J. 1871, bei einer Arbeit mit Kohlenoxydkalium beschäftigt, durch eine furchtbare Explosion schwer verletzt und erleidet eine ausgedehnte Verbrennung. Wochenlang schwebt er in Todesgefahr, bis seine kräftige, zähe Natur den Sieg erringt: aber die Spuren bleiben für immer eingegraben auf Gesicht und Händen und vielleicht ist sein später so plötzlicher Tod mitbedingt durch diese Katastrophe. Auch hier gelingt es ihm wieder, eine Reihe von tüchtigen Kräften heranzubilden, von denen ich nur Weselsky, seinen späteren Nachfolger anführen will. Hier in Wien tritt er als durchaus selbständiger Forscher auf, und er hat namentlich durch die mit Habermann gemeinsam geführte Untersuchung über die Eiweiskörper einen bleibenden ehrenvollen Namen in der Geschichte der physiologischen Chemie sich erworben. Schon im J. 1859 hatte ihn die Akademie der Wissenschaften in Wien zu ihrem correspondirenden Mitglied ernannt; im J. 1863 wird er wirkliches Mitglied derselben. Außerdem wurde er noch im J. 1871 zum correspondirenden Mitglied der bairischen Akademie in München ernannt und etwas später als Hofrath in das Unterrichtsministerium berufen, in welcher Stellung er sich durch seine überlegene Ruhe und sein nur dem Interesse der Sache gewidmetes Auftreten die Achtung und Verehrung auch der Kreise zu erwerben wußte, die ihm ferner standen.

Noch kurz vor dem Ende seines Lebens lernte er in Marie, Freiin von Ankershofen, eine junge, hochgebildete Dame kennen, zu der ihn viele Sympathien, besonders aber die Liebe zur Musik in ein näheres Verhältniß treten lassen, was kurze Zeit darauf in Verlobung und Heirath eine erfreuliche Lösung findet. Im Juli führt er sie heim, die Hochzeitsreise geht nach Italien und der Schweiz, wo er in vollen Zügen die beglückende Gegenwart genießt. Endlich kehrt er zurück, durch das Bewußtsein einer eigenen Häuslichkeit zu neuem, fröhlichen Schaffen angeregt. Noch den Abend des 7. October verbringt er mit seiner Gattin in engem Freundeskreis. Als er am andern Morgen sein Laboratorium aufsuchen will, ereilt ihn der Tod. Ein Herzschlag setzte seinem Leben ein plötzliches Ziel. Ein tragisches Ende für solch einfaches, harmonisch gestaltetes Leben.

Hlasiwetz's wissenschaftliche Untersuchungen drehten sich bis zu seiner Uebersiedelung nach Wien hauptsächlich um die Erforschung der chemischen Natur von Pflanzenkörpern, der sog. Pflanzenextracte und der Harze. Eine solche Arbeit in einer Zeit, wo nur wenige Chemiker sich den Naturprodukten zuwandten und dabei die reiche Ernte an neuen interessanten Verbindungen, deren Natur durch ausführliches Studium klar erkannt und festgestellt wurde, verfehlte nicht auf die Fachgenossen einen großen Eindruck zu machen. Aber auch über die Fachkreise hinaus, bei Medicinern und Pharmaceuten erregten diese Forschungen lebhaftes Interesse und verschafften ihrem Autor den Namen eines klaren, originellen Denkers und den eines exacten Arbeiters. Hier sollen nur die wichtigsten Körper, die er entdeckte, Erwähnung finden. Dahin gehören Guajacol und Kreosol, die Bestandtheile des Buchenholztheers; das Phloroglucin, welches er bei der Untersuchung des Phloridcin findet und das einen wichtigen Bestandtheil so vieler Pflanzenextracte darstellt. Dasselbe scheint dort eine ähnliche Rolle zu spielen wie das Glycerin in den Fetten. Hierher gehören weiter der Isodulcit, eine dem Zucker nah verwandte Substanz und vor Allen das Resorcin, dessen Name andeuten sollte, daß es ein dem Orcin ähnlicher, aus den Harzen (Galbanum u. A.) darstellbarer Körper sei und welches jetzt in der Farbentechnik eine so wichtige Bedeutung erlangt hat. Daran reihen sich dann noch eine stattliche Zahl wichtiger Substanzen, die nicht von H. entdeckt, aber durch ihn erst genauer untersucht wurden. H. begnügte sich übrigens nicht mit dem Detailstudium der einzelnen

Verbindungen. Am Schluß dieser Arbeiten, kurz vor seiner Uebersiedelung nach Wien, veröffentlicht er noch einen Aufsatz allgemeineren Inhalts: „Ueber die Beziehungen der Gerbsäuren, Glucoside, Phlobaphene und Harze", welche eine sichere Grundlage aller späteren Untersuchungen über diese Körper bildet.

In Wien verändert und erweitert er das Gebiet seiner Untersuchungen und dehnt es namentlich auf die Zucker- und Eiweißkörper aus. Hier soll nur noch der letzteren Arbeit gedacht werden, welche wohl als die wichtigste von allen angesehen werden darf. Gerade auf diesem Gebiet sind die Schwierigkeiten der Untersuchung ganz besonders groß, was die Chemiker namentlich zurückgehalten hatte dasselbe zu bearbeiten, sie waren ein noli me tangere, welches vor der Systematik Kühne's ein unentwirrbares Chaos darstellte, eine Qual für Lehrer und Schüler. H. hat es verstanden, diese schwer zugänglichen und doch so überaus wichtigen Körper in einfacher und glatter Weise zu spalten, und hierdurch ist auf dem dunkelsten Gebiet der Chemie ein Stück Bahn frei gemacht worden. Er hatte sich die Aufgabe gestellt, die Beziehungen dieser Eiweißkörper zu den Kohlehydraten zu erforschen, zwischen denen er in seiner ersten Abhandlung über diesen Gegenstand eine geistvolle Parallele zieht, reich an verwerthbaren Anhaltspunkten. Er glaubt zunächst an einen genetischen Zusammenhang beider Körperclassen, welcher aber durch die weiteren Resultate seiner Untersuchung keine Bestätigung findet. Wie wichtig übrigens ein Resultat nach dieser Richtung gewesen wäre, das einzusehen, zeigt der Hinweis auf Diabetes, Glycogen u. Als wesentliche und bleibende Errungenschaft der erwähnten Arbeit, möge es hier genügen anzugeben, daß bei der Einwirkung von Salzsäure und Zinnchlorür alle Eiweißkörper in ein Gemenge von Leucin, Tyrosin, Glutaminsäure und Asparaginsäure zerlegt werden und daß nur das Mengenverhältniß der einzelnen Körper je nach der Natur des Proteinstoffes verschieden ist.

Zum Schluß möge hier hervorgehoben werden, daß H. auch durch seine populären Vorlesungen, von denen einige im Druck erschienen sind, wie die „Zur Chemie der Thonwaren", „Ueber Photographie" und über „Mörtel und Cement" sprechende Beweise lieferte, daß er es verstand, die wissenschaftlichen Grundsätze und die erkannten Thatsachen in weitere Kreise hinauszutragen und daß er Gegenstand und Sprache in seltener Weise beherrschte.

Vgl. d. Nekrol. in d. Ber. d. Wiener Akad. u. d. chem. Gesellschaft.

A. Ladenburg.

Hnogek (Hnojek): Anton Adalbert H., katholischer Theologe, geb. am 4. December 1799 zu Brandeis, † am 23. März 1866 zu Nimburg in Böhmen. Er studirte zu Leitmeritz und wurde dort am 24. Aug. 1822 zum Priester geweiht. Nachdem er einige Jahre in der praktischen Seelsorge gewirkt, wurde er Professor der Pastoraltheologie an der Diöcesanlehranstalt zu Leitmeritz, später Dechant zu Melnik. In deutscher Sprache veröffentlichte er „Christkatholische Liturgik mit Berücksichtigung der in den österreichischen Staaten, der Provinz Böhmen und der Diöcese Leitmeritz insbesondere bestehenden Verordnungen", 5 Thle., Prag 1835—42, in czechischer Sprache einige Gebet- und Erbauungsbücher und Jugendschriften, namentlich eine Uebersetzung mehrerer Jugendschriften von Christoph Schmid.

Wurzbach, Biographisches Lexicon, IX. 68. Reusch.

Hobbema: Meindert H., einer der besten holländischen Landschaftsmaler, geboren zu Amsterdam 1638, gestorben daselbst im December 1709. Damit sind aber auch so ziemlich alle sicheren Nachrichten über sein Leben erschöpft und auch diese sind erst durch Forschungen der Neuzeit sicher gestellt worden, denn bevor Scheltema im Archiv der reformirten Gemeinde diese entdeckte, gab es eine ganze Musterkarte von Jahren und Geburtsorten, die man in verschiedenen Kunstbüchern anführte. Einige wollten ihn 1611 zu Antwerpen, Andere 1629 in

Harlem geboren werden lassen, dann nannte man Coeverden im Gelderland, Drentenar und in England sogar Hamburg als dessen Geburtsort. Ueber seinen Lehrer in der Kunst weiß man nichts Bestimmtes, man wird jedoch nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß er in Harlem bei Sal. Ruysdael den ersten Kunstunterricht genoß. Seinen, wenn auch nur zeitweiligen Aufenthalt in jener Stadt, documentirt eine Zeichnung desselben im Berliner Cabinet, ein knorriger, absterbender Baum, mit Feder gezeichnet und mit Bister lavirt, an deren Originalität kaum zu zweifeln ist, welche die Bezeichnung trägt: Myndert Hobbema 1651 Harlem. Daß er mit Jac. Ruysdael befreundet war, bezeugt sein von Scheltema mitgetheilter Ehecontract; er vermählte sich am 2. October 1668 mit Eeltje Vinck aus Gorcum und J. Ruysdael war sein Zeuge bei der Vermählung. — Weite Reisen wird der Künstler kaum unternommen haben, das Repertoire seiner Kunst ist eng begränzt: Waldpartien, Canäle, stehendes Gewässer, Mühlen, in späterer Zeit auch Hütten, Städteansichten und Ruinen, alles dies fand er in reicher Auswahl in seiner Nähe. H. starb arm; dieser Umstand dürfte schon allein die Fabel entkräften, die ihn von Haus aus reich sein läßt, so daß er nur zu seinem Vergnügen gemalt und die Bilder als Gunstbezeugungen an seine Freunde verschenkt haben soll; als praktischer Holländer würde er gewiß seine Zeit und Mühe so nutzlos nicht verschwendet haben. H. war lange Zeit ganz unbeachtet geblieben, erst der vorgeschrittenen Durchbildung des Kunstgefühls unserer Tage blieb es vorbehalten, dem Künstler seinen Ruf, seine wohlverdiente Ehre zurückzugeben. Man erkennt dies an der Steigerung der Preise bei einzelnen seiner Bilder; so kostete eine Landschaft im Cabinet Young 1806 nur 5040 Guld., 1827 schon 9324 Guld.; — 1844 wurde sie mit 23304 Frc. bezahlt. Eine andere Capitallandschaft galt 1768 bei Caauw nur 300 Guld. und 1827 bei Muller 13075 Frc. Es ist ein Verdienst von Waagen, der in seinen Briefen über Kunst und Künstler in England auf die vollendete Meisterschaft des H. aufmerksam machte. In England haben sich auch die meisten Bilder seiner Hand erhalten. Smith führt in seinem Catalog 124 Bilder Hobbema's an, die fast durchweg die englischen Sammlungen zieren. Eines seiner Hauptwerke besitzt die Nationalgallerie „the avenue", eine große Allee, kurz nach dem Regen; die Sonne kämpft noch mit den Ueberresten der Wolken und glänzt in den Tropfen, die an den Bäumen hängen. Das Bild gehört der Zeit seines künstlerischen Zenith's an. Es ist nicht möglich, auch nur übersichtlich die Werke des Meisters vollständig anzuführen. Rob. Peele besitzt vier Hauptwerke, dabei eine vorzügliche Mühle und die Ruinen des Schlosses Brederode, die sich im Wasser spiegeln, mit Rembrandt'scher Wirkung. Auch bei Marquis Stafford, Lord Ashburton, Lord Grosvenor, in der Bridgewater Gallerie ist der Künstler vertreten; Lord Hatherton besitzt eine Bauernhütte mit Wasserpfuhl und Baumgruppen, die nach Waagen eine ganze Gallerie aufwiegt. Dem Besitzer wurden vergeblich 3000 Lstr. für das Bild geboten. Auf dem Festlande sind Hobbema's Bilder selten, besonders die vorzüglichen. Man findet einzelne in Berlin (Eichenwald mit Wasser), Wien, im Belvedere (Flache Landschaft), Darmstadt, im Städel'schen Institut zu Frankfurt, in München (Bauernhütte), Paris, Brüssel (Partie aus dem Harlemer Holz, 1874 um 60000 Frc. erworben), im Museum v. d. Hoop in Amsterdam (Mühle) und weitere mehr. In der Sammlung des Baron Mecklenburg in Berlin, die 1854 in Paris versteigert wurde, befand sich ein Hobbema, der mit 72000 Frc. bezahlt wurde. Auch Suermondt besitzt ein vorzügliches Bild des Künstlers: das Ufer (rad. von Flameng in Lützow's Kstztschrift), das mit seiner Sammlung nicht nach Berlin kam, weil man sich über den Preis nicht einigen konnte. Das Bild ist meisterhaft durchgeführt, die Baumgruppen rechts erinnern stark an

J. Ruysdael. Es ist auch H. der einzige Künstler, der sich mit diesem kühn messen darf. Im J. 1875 sah ich in Wien beim Kunsthändler Miethke ein vorzügliches Bild des Meisters, das im Machwerk dem Bilde des Londoner Nationalmuseums gleichkommt, dessen Pendant es auch bei gleicher Größe mit demselben bilden dürfte. Links sah man ein großes Gebäude am Wasser, vielleicht eine Mühle, im Grunde rechts eine Stadt. Das Braunrothe der Massen stach wunderbar gegen den leuchtenden Silberton des Himmels ab. Näher ist das Bild von v. Lützow in seiner Zeitschrift besprochen, wo auch eine Radirung von Unger beiliegt. — Wenn wir nun fragen, was denn diesen Werken einen so besonderen Reiz verleiht und den Künstler zu einem der ersten Meister dieses Gebietes stempelt, so finden wir die Antwort in der vollendeten, aus einem tief empfindenden Gemüthe entsprossenen und den Kunstkenner fascinirenden Naturwahrheit. Man glaubt nicht ein Bild der Natur, sondern diese selbst, wie sie sich in den verschiedensten Stimmungen des Tageslichtes zu einem Gedichte entfaltet, vor sich zu sehen. H. versteht es, mit dem Lichte die wunderbarsten Erscheinungen hervorzuzaubern; in der Luftperspective ist er ein Meister ersten Ranges, die Wolken sind durchsichtig, wie das Clairobscur seiner Massen; er versteht es, die Landschaft mit den Sonnenstrahlen stets in die innigste Harmonie zu bringen, seine Morgenlandschaften wie die des Mittags sind ebenso fein betont, wie beim abnehmenden Lichte des Abends. Hierin überbietet er vielleicht noch Ruysdael. In der Zeichnung von Figuren war er nicht geübt und es sollen darum seine Staffagen durch andere Künstler, wie A. van d. Velde, Ph. Wouwerman, Lingelbach, Helt Stockade u. A. ausgeführt worden sein. — Originalzeichnungen des Künstlers gehören zu den größten Seltenheiten; außer der oben erwähnten in Berlin kennt man nur noch zwei bei de Vos in Amsterdam; auch in der Sammlung von Verstolk van Soelen befand sich eine. Nach seinen Bildern wurde nur wenig gestochen; es sind nur einzelne Blätter von J. Browne, J. Mason, Vivares zu nennen. R. Earlom schabte eine Mühle nach dem Bilde bei Lord Trevor, J. H. Blees radirte eine solche nach dem Bilde bei van der Hoop.

Immerzeel. Kramm. Rathgeber. Parthey, Bildersaal. Waagen. v. Lützow, Zeitschr. f. b. K. Smith. Wessely.

Hochbüchler: Joh. Evang. H., geboren zu Zell im Zillerthal 174[illegible] † 26. Juni 1817 zu Poloczk, trat, nachdem er zu Hall in Tirol die Humaniora absolvirt hatte, in seinem 17. Lebensjahre in den Jesuitenorden ein. Nachdem er zu Landsberg in Baiern das Noviciat zurückgelegt, sodann zu Landshut Mathematik und Philosophie studirt hatte, wurde er zeitweilig am Münchener Jesuitengymnasium als Lehrer der Grammatik verwendet, studierte dann abermals in Landshut, und zwar diesmal Theologie; er schloß den Lehrcursus derselben mit einer unter dem Vorsitze seines Lehrers und Ordensgenossen Benedict Stattler abgehaltenen öffentlichen Disputation. Nach der Weise seines Ordens wurde er nun an verschiedenen Anstalten desselben in verschiedenen Fächern, mittlere Grammatik, Physik, Kirchenrecht und Moraltheologie als Lehrer verwendet, zuletzt zu Augsburg, woselbst er nach Publication der päpstlichen Aufhebung des Jesuitenordens das Ordenskleid mit dem Weltpriesterhabit vertauschte, sein Lehramt fortsetzte, und nebenbei auch die Stelle eines Studienpräfecten bekleidete. Die Kunde von dem Fortbestehen seines Ordens in Weißreussen erweckte in ih[illegible] die lebhafteste Sehnsucht, in den noch bestehenden Zweig seiner Ordensgen[illegible] schaft aufgenommen zu werden. Erst nach wiederholtem Ansuchen erreichte [illegible] seinen Wunsch, da die Oberen des in Rußland fortbestandenen [illegible] nach Wiederherstellung desselben durch Pius VII. ihm die [illegible]
Er wurde zunächst in Poloczk den deutschen Zöglinge[illegible]

beigegeben, dann als Operarius für die katholische Gemeinde der Deutschen nach Petersburg gesendet, woselbst er auch Rector des daselbst befindlichen Jesuitencollegiums und Assistens des Ordensgenerals wurde. Nach dreijährigem Aufenthalt in Petersburg kehrte er wieder nach Poloczk zurück, um daselbst seine irdische Wirksamkeit zu beschließen. Als Schriftsteller ist er als Polemiker gegen den Ireniker Beda Mayr aus dem Benedictinerorden (s. d. A. Mayr) bekannt: „Untersuchung der Vertheidigung der katholischen Religion von Beda Mayr" (1790). — Seine Gebeine sind in der Kirche des heil. Franz Xaver außerhalb der Stadt Poloczk beigesetzt.

Elogium vitae rev. P. Joannis Hochbüchler in der Lit. Zeitg. für kath. Religionslehrer 1819, Intelligenzblatt VI; ebendas. Jahrgang 1823, Bd. III, S. 146 ff.

Werner.

Hoche: Johann Gottfried H., Historiker und Theologe, 1762—1836. Er wurde als der Sohn eines Gutspächters in Gratzungen in der Grafschaft Hohenstein am 25. September 1762 (nicht 24. August 1763) geboren, erhielt seine Schulbildung auf der Stadtschule in Elrich am Harz und 1778—1785 auf dem Gymnasium in Wolfenbüttel, studirte sodann in Halle Theologie und Geschichte, war auch Famulus bei Semler und Nösselt. Nachdem der Plan, sich als Docent der Geschichte zu habilitiren, an äußeren Umständen gescheitert war, lebte er eine Zeitlang mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt in Halberstadt, war auch zeitweise Hofmeister bei einem Freiherrn von der Horst in der Nähe von Minden und wurde 1799 Prediger in dem Dorfe Rödinghausen bei Minden. Von hier aus unternahm er u. a. seine Reise in das Saterland. Im J. 1800 wurde er nach Gröningen bei Halberstadt als zweiter Geistlicher berufen, daselbst bereits 1805 zum Oberprediger und Superintendenten befördert und bald darauf, unter Beibehaltung dieses Amtes, zum Rath im Consistorium in Halberstadt ernannt. Dieses letztere Amt verwaltete er bis zur Auflösung des Halberstädter Consistoriums 1816, lehnte aber damals eine Uebersiedelung nach Magdeburg ab und blieb bis an seinen Tod in Gröningen. Er starb daselbst am 2. Mai 1836. H. war nach verschiedenen Seiten hin schriftstellerisch thätig; am verdienstlichsten sind seine historischen Arbeiten, namentlich die „Vollständige Geschichte der Grafschaft Hohenstein", 1798, welche noch jetzt in verdienter Werthschätzung steht. Mit besonderer Vorliebe beschäftigte er sich mit der Geschichte der Niederlande: 1791 erschien seine „Historische Untersuchung über die niederländischen Colonien in Niederdeutschland", 1796 seine „Geschichte der Statthalterschaft in den Niederlanden", 1800 seine von trefflicher Beobachtungsgabe zeugende und sehr anziehend erzählte „Reise in das Saterland, Ostfriesland und Gröningen". Aus der großen Zahl theologischer Gelegenheitsschriften ist hervorzuheben das s. Z. großes Aufsehen erregende Schriftchen „Geschichte des päpstlichen Jubeljahres", 1825, welches auf den Index librorum prohibitorum gesetzt wurde. Auch in Romanen hat H. sich mehrfach versucht (bekannt ist vornehmlich seine „Wertheriade": „Des Amtmanns Tochter von Lüde", 1797), dauernden Werth haben diese Schöpfungen aber nicht.

Neuer Nekrolog der Deutschen XIV, 2. 1838.

Richard Hoche.

Hocheder: Franz von Paula H., Schulmann und Philolog, geb. am 23. März 1783 zu Roßdorf in Oberbaiern, † am 3. Mai 1844. Er besuchte das seiner Heimat nahegelegene Gymnasium zu Salzburg von 1797—1802 und dann 1803—1807 die Universität daselbst, wo er sich der Jurisprudenz widmete, aber auch eifrig philosophische und ästhetische Studien betrieb. Da er sich aber schon frühzeitig viel mit Privatunterricht beschäftigt hatte, gab er die am Stadtgericht zu Salzburg bereits begonnene juristische Praxis auf, um eine Hofmeister-

stelle bei einer rheinischen Familie zu Vallendar anzutreten, wo er in
sehr angenehmen Verhältnissen bis 1811 verblieb. Da er sich daselbst ent-
schlossen hatte sich ganz dem Lehrfach zu widmen, unterzog er sich der Lehramts-
prüfung in Baiern und erhielt kurz darauf im November 1811 eine erste Ver-
wendung an einer unteren lateinischen Classe in München; bereits 1815 wurde
er zum Gymnasialprofessor befördert, 1819 zum Rector des Gymnasiums zu
Würzburg ernannt, wo er jedoch als Altbaier nicht heimisch werden konnte;
1824 kam er als Rector des neuen Gymnasiums nach seinem geliebten München
zurück. Als dieses Gymnasium unter König Ludwig I. an den Benedictinerorden
überging, wurde H. 1842 zum Professor der Philologie und Aesthetik an der
Universität und auf königlichen Befehl auch zum Mitglied der Akademie der
Wissenschaften ernannt. Seine letzten Lebensjahre waren durch schwere häusliche
Schläge gedrückt, 1844 erlag er selbst einem gichtischen Leiden. H. besaß einen
vortrefflichen und heiteren Charakter und eine treuherzige, für einen Rector sehr
zu starke Gutmüthigkeit; als Lehrer war er lebendig und anregend und wußte
bei seiner humoristischen Anlage seinen Vortrag durch manche launige Herzens-
ergießungen zu würzen. Von seinen litterarischen Arbeiten nennen wir: „Des
Horatius' Brief an die Pisonen", Passau 1824. „Des Sophokles Oedip auf
Kolonos", Passau 1826. „Des Horatius' Episteln für Gymnasien bearbeitet",
Regensburg 1831. Diese Commentare sind durchaus originell und enthalten
manche feine Bemerkung, aber sie verrathen zu sehr den Autodidakten und den
Mangel einer strengen philologischen Schule, die freilich damals in Salzburg
nicht zu erlangen war. Auch auf belletristischem Gebiete hat er sich vielfach
versucht. Schon 1810 erschien zu Coblenz ein Roman: „Ferienliebe von Emmerich
Norus". Die gelesensten süddeutschen Blätter der Zeit, wie das „Morgenblatt",
„Eos", „Aurora" ꝛc. enthalten von ihm zahlreiche Aufsätze, von denen besonders
die humoristischen eine größere Verbreitung verdient hätten, wie z. B. die köst-
liche travestirte Uebersetzung von Lucian's Charon.

Zur Erinnerung an Fr. Hocheder von Franz Steininger, Programm des
Maximilians-Gymnasiums. München 1856. 32 S. 4°. Halm.

Hocheisen: Johann Georg H., geb. zu Ulm 1677, gest. zu Breslau
am 21. Januar 1712 als Professor der orientalischen Sprachen am dortigen
Magdalenen-Gymnasium. Von Ulm war er zunächst als Hofmeister nach Tü-
bingen, von da nach Wittenberg, später in derselben Eigenschaft nach Hamburg
gekommen. Von seinen Schriften (A. Weyermann, Nachrichten von Gelehrten,
Künstern ꝛc. von Ulm) ist zu nennen: „De Ebraeorum vocalium officio et va-
lore in constituendo syllabo". Wittenberg 1705. Wolff.

Hocher: Johann Paul H., Sohn eines Professors und Advokaten zu
Freiburg im Breisgau, am 12. August 1616 daselbst geboren, floh 1635 vor
den Schweden nach Innsbruck, fand Beschäftigung bei dem Advokaten J.
Drächsl in Botzen, zerfiel aber später mit demselben und trat nun selbständig
als Advokat auf. Zwar verwickelte ihn Drächsl aus Rachsucht in einen Proceß,
doch gewann er denselben und lenkte zugleich die Aufmerksamkeit des erzherzogl.
Hofes auf sich, so daß er 1652 Regierungsrath und 1655 Vicekanzler von
Tirol wurde. 1656 auf sein Ansuchen dieses Amtes wieder enthoben, lebte er
bis 1660 abermals meist in Bozen, wurde im letztgenannten Jahre geadelt und
fürstl. bischöflicher Hofrath und Hofkanzler zu Brixen. 1662 machte ihn Erz-
herzog Sigmund Franz zum Regierungskanzler. Doch gleichzeitig übertrug ihm
der Kaiser mit dem Charakter eines Reichshofrathes das Directorium des Fürsten-
rathes auf dem Regensburger Reichstage, wo er bis 1665 thätig war. Der
Tod des Erzherzogs Sigmund Franz rief H. nach Tirol, das jetzt an den Kaiser
fiel, zurück. Von diesem zum österreichischen Hofvicekanzler ernannt, vertrat er

ei der Erbhuldigung zu Innsbruck den erkrankten Hofkanzler Graf Sinzendorf, em er, als derselbe 1665 starb, in diesem Amte folgte. Als Hofkanzler gehörte H. zur geheimen Conferenz und waltete seines Amtes, das dem heutigen Miisterium des Innern entsprach, in einer der schwierigsten Epochen Oesterreichs; es ann uns daher nicht Wunder nehmen, wenn derselbe von seinen Beurtheilern e nach deren Parteistandpunkte bald gelobt, bald getadelt wird. Die fremden Gesandten, welche mit ihm in Berührung kamen, lobten übereinstimmend seine große Geschäftskenntniß und seinen rastlosen Fleiß. Dabei arbeitete er jedoch angsam und sprach ermüdend. Auch verleugnete er als Staatsmann den eintigen Advokaten nicht. Seine Treue und Verschwiegenheit war zweifellos. Er war unbestechlich, für Schmeicheleien und Auszeichnungen unzugänglich. Er genoß das volle Vertrauen des Kaisers. Die größten Herren scheuten sich nicht, um sein Fürwort zu bitten. Dabei war H. viel gehaßt und verfolgt und es fehlte nicht an, freilich vergeblichen, Versuchen, ihn zu stürzen. Am meisten haßten ihn die Ungarn und alle jene, welche an den ständischen Freiheiten hingen. Denn H. war streng absolutistisch gesinnt. In den Processen gegen Zrinyi, Frangepani und Nádasdy führte H. den Vorsitz und ebenso in jenem Gerichtshofe, welchem die Revision der Tattenbach'schen Proceßacten übertragen wurde. Auch befürwortete er die Einführung eines Gouvernements in Ungarn. Hocher's Hauptgönner war Lobkowitz, doch trennten sich in der Folge ihre Wege. Lobkowitz, der den offenen Bruch mit Frankreich um jeden Preis vermeiden wollte, büßte allmälig das Vertrauen des Kaisers ein, der sich seit 1673 mit Vorliebe in wichtigen Fragen an H. wendete. H. war es auch, der sich durch einen einstigen Kammerdiener von Gremonuille's Secretär die Depeschen verschaffte, welche Lobkowitzens Sturz zur Folge hatten. H., welcher die schärfsten Stellen daraus dem Kaiser mittheilte, gehörte jener Commission an, die der Kaiser zur Untersuchung der Schuld seines ersten Ministers niedersetzte, und übergab am 17. October 1674 dem letzteren das kaiserliche Decret, worin ihm seine Absetzung und Verbannung vom Hofe angekündigt wurde. Dagegen behauptete sich H. bis an seinen Tod im Vertrauen des Kaisers, der auf sein Anrathen die Universität Innsbruck (1677) gründete und ihm die kleine in der Grafschaft Nellenburg gelegene Herrschaft Hohenkrän verlieh (1671), wovon man ihn vielfach H., Freiherrn von Hohenkrän genannt findet. H. starb zu Wien am 1. März 1683. Er war zwei Mal vermählt. Seine erste Frau, die er am 7. Juli 1643 ehelichte, M. Helene Kerschbaumer, Tochter eines wohlhabenden Gutsbesitzers zu Salurns, starb 1660. Sie hinterließ ihm fünf Töchter, aber keinen Sohn. Er vermählte sich noch in demselben Jahre mit der Wittwe Rosina v. Mitterhofen, geb. v. Enzenberg zu Schlanders, die aus erster Ehe drei Kinder, darunter einen Sohn, ihm zubrachte. Hocher's Bildniß wird im Ferdinandeum zu Innsbruck aufbewahrt.

Vgl. die Gesandtschaftsberichte des Esaias Pufendorf (hsg. von K. G. Helbig, Leipzig 1862, namentlich S. 70) und des Justus Eberhard Passer (Arch. f. K. ö. Gesch., XXXVII. 365, 66), sowie der Botschafter Venedigs (Font. res. Austr. XXVII.), den Aufsatz: Johann Paul Hocher in der Neuen Zeitschrift des Ferdinandeums, V. u. besonders A. Wolf, Fürst Wenzel Lobkowitz, Wien 1869.
v. Zeißberg.

Hochfeder: Kaspar H., älterer nürnbergischer Buchdrucker. Ob er indessen wirklich ein Nürnberger von Geburt war, sowie wann er geboren und gestorben, ist bis jetzt unbekannt und er wird nur um deswillen zu den Nürnberger Druckern gerechnet, weil seine ersten Bücher, soweit dieselben bekannt geworden sind, daselbst erschienen und er in einigen derselben sich selbst „civis Nurenbergensis“ nennt. Er gehörte, wie so viele seiner Kunstgenossen, in dem

letzten Viertel des 15. und dem ersten Zehntel des 16. Jahrhunderts zu jenen rüstigen Druckern, die mit ihrem Kunstzeuge von Ort zu Ort wanderten und bald in dieser, bald in jener Stadt ihre Werkstätte aufschlugen. In Nürnberg erscheint er als Drucker zwischen 1491—98 und in Metz von 1499—1517. Da jedoch von ihm aus einem Zeitraume von 15 Jahren nicht mehr als fünf Drucke bekannt sind, so liegt die Vermuthung nahe, daß er inzwischen noch in anderen Städten gearbeitet habe, und so gibt denn auch Denis a. a. O. an, H. habe sich um das J. 1505 in Krakau aufgehalten. Im Ganzen sind die Erzeugnisse seiner Presse in Vergleich mit denen anderer Drucker jener Zeit und besonders Nürnbergs, wenig zahlreich und werden, soweit bis jetzt bekannt, kaum ein Dutzend übersteigen. Seine nürnbergischen Drucke sind aus dem J. 1491: „Opera et tractatus beati Anselmi“ (Fol. min.). Es ist dieses die erste Ausgabe der Werke dieses scharfsinnigen Denkers, der zur Entstehung der scholastischen Philosophie die nächste Veranlassung gab. Herausgeber des Buches und der dasselbe auch auf eigene Kosten drucken ließ, war Peter Tanhauser, der sich in einem anderen 1490 gedruckten Werke (Panzer a. a. O. S. 116) „Petrus abietiscola merimontanus“ nennt und dedicirte dasselbe dem Rathsherrn und der Rechte Licentiaten Johann Löffelholz. Ueber diesen, dessen Bibliothek Tanhauser sehr rühmt, ist Will's Nürnb. Gel.-Lex., II. 499 ff., zu vergleichen. Im J. 1493 ließ H. erscheinen „Liber meditationum ... qui Antidotarius dicitur“ (8.) und „Liber Alberti magni ... De natura ac immortalitate anime“ (4.), 1494: „Opera et libri fratris Th. de Kempis“ (Fol.) und 1495: „Diurnale horarum“ (12.). Nach einer einjährigen Pause verließ seine Presse 1497: „Liber horarum Canonicarum“ (Fol.), sowie 1498: „Epistola Rabbi Samuelis ...“ (4.) und dieses noch in demselben Jahre in deutscher Uebersetzung als „Ein epistel Rabbi Samuelis des Jüden“ (4.). Aus seinem Aufenthalte in Metz, woselbst er nur Bücher in deutscher Sprache druckte, rühren her aus dem J. 1499: „History des Florio und der Bianceffora ...“ wiederholt 1500 (beide in Fol.); über die Quellen und Bearbeitungen des alten niedersächsischen Gedichtes vergl. Eschenburg, Denkmäler, S. 209—31. Aus dem J. 1514 ist bekannt: „Medulla Gestorum Treueren. Clärlich berichtung aller stiffte vnd Clöster ... bey der statt Trier ...“, wiederholt 1515 (beide in 4). Mit dem J. 1517, für welches Hirsch in seinem Millenar., II. 109, noch ein von ihm zu Metz gedrucktes Werk verzeichnet, verschwindet H. aus der Buchdruckergeschichte; wahrscheinlich ist er um diese Zeit daselbst gestorben.

Panzer, Aelteste Buchdruckergeschichte Nürnbergs (Vorbericht). Denis, Wiens Buchdruckergeschichte, S. XII. Sincerus, Nachrichten, I. 21 ff. Weller, Repertor. typogr. N. 826, 893. Goedeke, Grundriß, I. 119.

J. Franck.

Hochkirchen: Anton H., Augustiner-Eremit, der Kölner Provinz dieses Ordens angehörig. Geburts- und Sterbejahr desselben weiß Ossinger (Bibliotheca Augustiniana) nicht anzugeben; nur so viel ist gewiß, daß der in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts als Lehrer und Schriftsteller thätige H. nicht vor 1764 aus dem Leben schied. Aus den von ihm veröffentlichten Schriften seien hier genannt: „Elementa juris Pontificii seu expositio regularum juris canonici“, 1727 — „Syntagma juris ecclesiastici universi“, 3 Bde. 4°, Lüttich 1762 — „Ethica christiana, sive orthodoxa juris naturalis et gentium prudentia“, Utrecht 1751.

Werner.

Hoechle: Johann Bapt. H., Maler, geb. den 19. October 1754 zu Klingenau (Schweiz); † den 1. Januar 1832 in der Schweiz, betrat in seinem 16. Lebensjahre die Künstlerlaufbahn. Seine erste Ausbildung erhielt er bei

em Hofmaler Morat in St. Blasien. Nach dessen Tod setzte er seine Studien ei dem Historien- und Frescomaler Hartmann in Augsburg fort. Im J. 1780 übersiedelte er nach München und erwarb sich in Kurzem durch mehrere historische Gemälde einen solchen Ruf, daß ihn der Kurfürst Karl Theodor zu seinem Hofmaler ernannte. Im J. 1793 sandte letzterer H. mit dem Bilde „Die Zusammenkunft des Kaisers mit dem Kurfürsten" (gelegentlich der Anwesenheit des Kaisers Franz II. in München zur Krönungsreise nach Frankfurt a/M.) nach Wien und lenkte dadurch zuerst die Aufmerksamkeit auf seine künstlerischen Leistungen. Als der Kurfürst starb, übersiedelte H. bleibend in die Donaustadt und erhielt vom Hof zwei Aufträge, welche die Krönung des Kaisers und das Bankett im Römer zu Frankfurt a/M. behandelten und deren Ausführung eine Ernennung zum Hof- und Kammermaler zur Folge hatten. Von dieser Zeit an beschäftigte sich H. vorwiegend mit Porträts, Darstellungen von Hoffesten, Genrebildern, Studien und Kopien niederländischer Meister. Große Anerkennung fanden seine Bilder: „Vermählung des Kaisers Franz mit der Erzherzogin Ludovika v. Este" und „Das Vermählungsbankett im Redoutensaal" (gegenwärtig in Laxenburg), „Werbung des Fürsten Berthier um die Hand der Erzherzogin Marie Louise" und „Die Vermählung der Erzherzogin Marie Louise durch Procuration mit Erzherzog Karl" (beide in der Gallerie des Grafen Harrach) und „Ein greiser Bauer" und „Eine alte Frau" (beide in der Belvedere-Gallerie). Hoechle's Bilder, welche Zeitereignisse darstellen, interessiren durch die fleißige, getreue Darstellung der Hof- und Staatsacte; geringer ist ihre künstlerische Bedeutung sowol in Bezug auf ihre Auffassung als ihre malerische Behandlung.

Vgl. Wurzbach, Biogr. Lex., IX. 89. K. Weiß.

Hoechle: Joh. Nep. H. d. J., Maler, geb. 1790 in München, † den 12. Decbr. 1835 in Wien. Derselbe erhielt seine erste künstlerische Ausbildung in München. Nach der Uebersiedelung des Vaters nach Wien setzte er letztere an der Akademie der bildenden Künste unter Fuger und Dies fort. Sowie sein Vater, widmete sich auch H. der Historienmalerei. Durch die Gunst der Grafen Wrbna machte er im Gefolge des Kaisers den Feldzug in Frankreich mit und widmete sich seither mit Vorliebe der Darstellung militärischer Ereignisse und von Scenen aus dem Soldatenleben. Nach dem Tode des Vaters erhielt er 1833 die Stelle eines Hof- und Kammermalers. Von den Kriegs- und histor. Bildern sind „Die Schlacht bei Aspern", „Die verbündeten Heere überschreiten die Vogesen" (letzteres im Besitze der Belvedere-Gallerie) und „Rudolf von Habsburg vor dem Priester mit dem Allerheiligsten", die bekanntesten. Sie machen weit mehr als jene des Vaters durch ihre Auffassung einen tieferen Eindruck und bekunden auch in der Zeichnung und der malerischen Ausführung eine große Fertigkeit. Unter den Aquarellen des Künstlers sind einzelne von hervorragendem künstlerischem Werth und sind noch heute von Liebhabern gesucht.

Vgl. Wurzbach, Biogr. Lex., IX. 90. K. Weiß.

Hochmann: Ernst Christoph H. (aus dem altadelichen Geschlecht v. Hasenau), als Sohn eines sachsen-lauenburgischen Zollamtmanns um 1670 geboren und hernach in Nürnberg (wo sich der Vater niederließ), in der lutherischen Confession erzogen (während die Mutter und sämmtliche Pathen katholisch waren) — ist als der bedeutendste separatistische Mystiker in den beiden ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts anzusehen. Leider ist derselbe in der Kirchengeschichte bis jetzt nur wenig beachtet worden. In Halle, wohin sich H. begab, um bei dem mit den Pietisten in Zusammenhange stehenden Prof. Thomasius juristische Vorlesungen zu hören, erhielt er seine erste Erweckung, und zwar durch

den Einfluß des A. H. Francke. Indessen nahm diese Erweckung sehr bald einen dem äußeren Kirchenthum sich so entschieden entgegenstemmenden schwärmerischen Charakter an, daß er wegen anstößiger Aeußerungen 1693 arretirt und relegirt ward. — Im J. 1697 kam H. nach Gießen zu Gottfried Arnold, dem eigentlichen Führer des mystischen Separatismus. Im folgenden Jahre begab er sich nach Frankfurt a/M., wo er unter den Juden zu missioniren versuchte, jedoch ohne allen Erfolg. Er gedachte daher schon daran zu Frankfurt in anderer Weise für die Erweckung eines inneren, lebendigen Christenthums zu wirken, als gleichzeitig hier und in der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt die strengsten Edicte gegen die Pietisten und Schwärmer erschienen, welche ihn nöthigten, Frankfurt zu verlassen. Daher nahm er den Wanderstab und zog in die einsamen Waldthäler der Grafschaft Wittgenstein, wo er, wie ein Ascet lebend und wie ein Prophet predigend, bald die Mehrzahl der Angehörigen des gräfl. Hauses für sich gewann, während ihn ein Bruder der verwittweten Gräfin zu Berleburg, Graf Rudolf zur Lippe-Brake, mit solcher Grausamkeit mißhandelte, daß er sich wiederum genöthigt sah, das Land zu verlassen. H. durchlebte nun 1700—11 12 Jahre einer eigentlich ziellosen Pilgrimschaft, indem er das nördliche Deutschland bis Bremen und Leipzig, Rheinland und Westfalen durchzog und im Süden bis in die Pfalz und nach Nürnberg vordrang, wo er überall als Prediger des inwendigen, separatistischen Christenthums gegen die äußere Kirchlichkeit und todte Rechtgläubigkeit eiferte. Er that dieses auch öffentlich in den gottesdienstlichen Versammlungen der Gemeinden, auch im Verhör vor Obrigkeiten und Behörden. Die Störungen des Gottesdienstes und sonstige Unordnungen, welche er hierdurch hervorrief, sowie seine offen ausgesprochenen Irrlehren über Kirche und Sacrament, Obrigkeit und Ehe, sein Chiliasmus und seine Verwerfung der Kindertaufe zogen ihm nicht nur vielfache Mißhandlung, Verfolgung und Verwarnung durch die Behörden, sondern auch wiederholte Gefangenschaft, z. B. 1702 in Detmold, 1703 in Hannover, 1708—9 in Nürnberg, 1711 in Halle und an anderen Orten zu. Der Graf zur Lippe ließ ihn 1702 nicht eher los, bis er ihm ein vollständiges (für die Beurtheilung des mystischen Separatismus sehr wichtiges) Glaubensbekenntniß vorgelegt hatte. — Seit 1708 gewährte ihm die Gräfin Hedwig Sophie von Wittgenstein-Berleburg einen bleibenden Zufluchtsort in dem Dorfe Schwarzenau, wo er sich auf einsamer Bergeshalde eine Hütte baute und mit einem Diener zusammenlebte. Er nannte die Hütte seine „Friedensburg", correspondirte von derselben aus fleißig mit nahen und fernen Freunden und war gegenüber dem schandbaren Treiben der Buttlar'schen Rotte im Wittgensteiner Lande ein Elias Gottes, vor dem dieselbe weichen mußte.
Oefters brach jedoch H. von seiner „Friedensburg" auf, um dem Geiste Gottes hier oder da die Thüre zu öffnen. Ein besonders fruchtbares Feld fand er am Niederrhein, wo er jedoch in Duisburg und Wesel (an welchem letzteren Orte er den ganzen Winter 1709—10 hindurch oft bis tief in die Nacht hinein Conventikel hielt) mit dem geistlichen Ministerium und der Ortsobrigkeit schwere Kämpfe hatte. Er verfocht hier den (philadelphischen) Gedanken, daß alle äußeren Secten und Religionen aus der Verwirrung von Babel ihren Ursprung haben, „sintemal zur Zeit der Reformation die große Babel nicht gefallen oder gar aufgehört, sondern sich nur in drei Theile getheilt habe". Gott werde diese Zertheilung der Kirche jetzt dadurch zu Ende führen, daß er sich in den empfänglichen Seelen unmittelbar offenbare und sich so aus allen Confessionen sein einiges wahres Volk bereite. — H. gewann auf seinen Reisen eine ganz außerordentlich große Anzahl von Freunden und Verehrern, die an ihn als an ein Werkzeug Gottes zur Begründung der wahren Kirche glaubten. Diesen Anhang hatte er in allen, auch in den höchsten Ständen. Darum pilgerten Unzählige

ur „Friedensburg“ in dem einsamen Waldthal, um sich daselbst Nahrung, Trost und Stärkung für ihre Seelen zu holen. In Crefeld und Mülheim am Niederrhein waren alle ernsten und lebendigen Christen ihm zugethan. Tersteegen sah an ihm hoch hinauf, und nachdem H. längst (1721) gestorben war, chrieb Jung-Stilling (1785) in seinem „Theobald oder die Schwärmer“: „H. var ehrbar, sauber und bürgerlich gekleidet und von dem trefflichsten Charakter, en man sich denken kann. Ueberall suchte er Gelegenheit zum Lehren. Er verammelte wenige und viele Menschen, wie es die Gelegenheit gab, und lehrte sie en reinsten Mysticismus, gänzliche Sinnesänderung, vollkommene moralische Besserung nach dem Beispiel Christi ꝛc. H. redete mit ... unbeschreiblichem Feuer, aber ohne Schwulst und Schwärmerei ... und Alles, was er lehrte, beebte er selbst. Ganz Meister über sein Herz und über seine Leidenschaft, demüthig und gelassen im höchsten Grade, stahl er Jedem das Herz, der mit ihm umging. Wo er geladen wurde, da ging er hin, setzte sich unten an oder bei das Gesinde. Er schwieg, bis er glaubte, mit Reden etwas ausrichten zu können; mit Einem Worte: er war ein herrlicher Mann“.

Vgl. M. Göbel, Gesch. des christl. Lebens im Rheinland ꝛc., Bd. II. S. 809—855, wo sich S. 809—811 auch die auf H. bezügl. Litteratur angegeben findet. Heppe.

Hochmeister: Martin v. H., königl. Rath und Bürgermeister von Hermannstadt, geb. am 19. April 1767, † am 9. Januar 1837. Ein Sohn des k. k. privilegirten Buchhändlers und Buchdruckers Martin H. (geb. 1740, † 1789), wurde er als Knabe in die theresianische Erziehungsanstalt in Waizen aufgenommen, beendete später am k. Lyceum in Klausenburg die Rechtsstudien und trat beim Gubernium, dann 1786 beim Hermannstädter Magistrate in Verwendung, wurde 1797 Senator, 1805 Stadthann, 1811 Stuhlrichter, 1818 Bürgermeister in Hermannstadt. In dieser Stellung verfassungsmäßiger Vertreter des Nationsgrafen, versah er in der Zwischenzeit nach des Comes Johann Tartler Tode bis zur Installation des neuernannten Nationsgrafen Johann Wachsmann (1825—26) die Geschäfte des Comitiats und trat nach 48jähriger eifriger öffentlicher Wirksamkeit 1829 in den Ruhestand. — H. war der Erste, der den damals noch im Argen liegenden Buchhandel in Siebenbürgen (sein Vater war überhaupt der erste Buchhändler im Lande gewesen) auf rationeller, geschäftsmäßiger Grundlage führte und erwarb sich namentlich beim Verlagsgeschäfte mit nicht unerheblichen Opfern großes Verdienst um die siebenbürgische, namentlich die historische Litteratur. Wolfgang Bethlen's Geschichte Siebenbürgens, einige Werke des Szeklers Joseph Benkö, fast alle Arbeiten des vielgenannten J. C. Eder erschienen in seinem Verlage; vor allen aber sichert ihm die Herausgabe zweier periodischer Werke: „Siebenbürgische Quartalschrift“ (1790—1801) und „Siebenbürgische Provinzialblätter“ (1805—24), den Dank der Wissenschaft; denn in ihnen concentrirte sich damals fast ganz allein Forschung und Landeskunde von Siebenbürgen. H. führte den von seinem Vater 1784 gegründeten „Siebenbürger Boten“ — bis zum J. 1837, das einzige periodische Blatt Siebenbürgens — fort und gründete 1790 die erste ungarische Zeitung im Lande in Klausenburg, errichtete dort eine Buchhandlung und Buchdruckerei, welche er 1809 sammt allen Einrichtungen und Vorräthen aus Dank für die in Waizen und Klausenburg genossene Erziehung dem dortigen königl. Lyceum schenkte. — H. war Freimaurer; er verwahrte die Papiere der Loge Sanct Andreas zu den drei Seeblättern i. O. zu Hermannstadt, welcher er bis zu ihrer Auflösung (1790) angehörte, bis zu seinem Tode. — Wohlthätig ohne Unterschied der Confession und Abstammung, für das Wohl seiner Vaterstadt, seiner Mitbürger unablässig bedacht, im Amte eifrig und gewissenhaft, im Allgemeinen

unverdrossen thätig, ehrenhaft und von männlichem Freimuthe, hatte er nicht nur daheim und in der sächsischen Nation, sondern auch in weiteren Kreisen Ansehen und Einfluß. Diesen Eigenschaften war es wol auch zuzuschreiben, daß H. die Gunst und das persönliche Vertrauen des Kaisers Franz I. genoß, der ihn über verschiedene, Siebenbürgen betreffende Angelegenheiten öfter auch unmittelbar befragt haben soll. Hochmeister's gemeinnütziges Wirken fand in seiner Heimath durch das ihm von seinen Mitbürgern bei jeder wiederkehrenden Beamtenwahl entgegengebrachte Vertrauen, bei seinem Monarchen aber zu verschiedenen Zeiten ehrende Anerkennung: 1810 wurde ihm die große goldene Verdienstmedaille mit Oehr und Band verliehen, 1813 erhob ihn der Kaiser in den Adelstand, und seinen Eintritt in den Ruhestand begleitete die Ernennung zum königlichen Rathe. — Von 1829 an lebte er nur seiner Familie, seinem Hauswesen, seinem Wohlthätigkeitssinne und hatte die Freude, sein ereigniß- und wechselvolles Leben im hohen Alter von 70 Jahren mit dem beruhigenden Bewußtsein zu schließen, daß ein, durch Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit erworbenes, durch außergewöhnliche Glücksfälle namhaft vermehrtes, für die Landesverhältnisse ganz erhebliches Vermögen seine Hinterbliebenen gegen äußere Wechselfälle sicher stelle.

Adolf v. Hochmeister, Martin v. Hochmeister, Lebensbild und Zeitskizzen. Hermannstadt 1873. Joseph Trausch, Schriftstellerlexikon der siebenbürger Deutschen, II. Bd. S. 171—183. Friedenfels.

Hochstetter: Andreas Adam H., lutherischer Theolog des 17.—18. Jahrhunderts, geb. zu Tübingen den 13. Juli 1668, † ebendaselbst den 26. April 1717 als Rector der Universität. — Er war der zweite Sohn des am 8. Nov. 1720 als Prälat von Bebenhausen verstorbenen Tübinger Professors Johann Andreas H., der selbst noch aus der Schule Joh. Val. Andreä's hervorgegangen und mit Ph. J. Spener herzlich befreundet war. (Vgl. über ihn und die ganze Familie E. Georgii-Georgenau, Biogr.-genealog. Blätter, Stuttgart 1879, S. 351 ff.) Nachdem er seine Studien auf der Klosterschule zu Maulbronn und im Tübinger Stift absolvirt, auch bereits 1683 die Magisterwürde sich erworben, machte er 1688 eine wissenschaftliche Reise durch Deutschland, Holland und England, verweilte länger oder kürzer in Straßburg, Basel, Jena, Leipzig, Wittenberg, Frankfurt, Helmstädt, Hamburg, hielt sich ein volles Halbjahr in Spener's Hause zu Dresden auf, knüpfte mit außerdeutschen Gelehrten, wie Perizonius in Gröningen, Grävius in Utrecht, Pocock und Dodwell in Oxford, Newton in Cambridge, Burnet und Cave in London &c., nähere Beziehungen und brieflichen Verkehr an, ließ sich im Rabbinischen und Englischen unterrichten und übersetzte englische Schriften ins Deutsche oder Lateinische, z. B. Stillingfleet's Vertheidigung der christlichen Religion gegen die Deisten. Nach seiner Rückkehr in die Heimath wurde er 1690 Diaconus in Tübingen, 1697 Professor der Poesie und Eloquenz, 1702 Professor der Moral, 1705 außerordentlicher Professor der praktischen Theologie, Abendprediger und Superattendent des theologischen Stifts, 1707 ordentlicher Professor der Theologie und Stadtpfarrer in Tübingen, Abt von St. Georgen und Consistorialrath. Aus dieser akademischen Stellung berief ihn Herzog Eberhard Ludwig, der ihn gerne hörte und „mit ihm in den Himmel zu kommen hoffte", hinweg als Oberhofprediger nach Stuttgart. Ungern folgte er diesem Ruf 1711, nahm 1712 Theil an Verhandlungen mit Separatisten und trug durch seine Milde wesentlich bei zur gütlichen Beilegung der Sache, kehrte aber schon 1714, durch das am Hofe herrschende Treiben abgestoßen, in seine früheren Aemter nach Tübingen zurück und starb hier nach zwei Jahren, noch nicht 49 Jahre alt, während er eben das Rectoramt der Universität bekleidete, allgemein verehrt und vielbeklagt als edler Mensch, universell gebildeter Gelehrter, frommer Christ, Meister des Vortrags

auf Kanzel und Katheder. Als Philosoph erhielt er Leibnitzens Anerkennung, als Theolog suchte er zwischen Pietismus und Orthodoxie eine friedliche und fruchtbare Mittelstellung einzunehmen; um die würtembergische Landeskirche machte er sich verdient durch Einführung der Wochenkinderlehren und Herausgabe einer geistlichen Liedersammlung (der sogen. „Neuvermehrten Seelenharpfe oder Würtembergisches Gesangbüchlein", Tübingen 1709. Neue Ausg. 1718). Erbaulich wie sein Leben, war auch sein Scheiden. Sein hochbetagter Vater (geb. 1637, † 1720) drückte ihm die Augen zu. Sein Schüler und Geistesgenosse Chr. E. Weißmann sagt von ihm, man werde nicht leicht einen Theologen finden, der im Leben solche Verehrung und Liebe genossen und dessen Tod so allgemein beklagt worden wäre. Die Festschrift zur Jubelfeier der Tübinger Universität 1777 nennt ihn einen „vir elegantiori doctrina, facundia amoena, spectata autoritate et gratia singulari nulli fere secundus, quem viventem mortuumque magna veneratione prosecuti sunt omnes". — Seine Schriften sind theils rechtsphilosophischen und geschichtlichen (z. B. „Collegium Pufendorfianum de officio hominis et civis", Tübingen 1710; „De jure poenarum", „De juramentis", „De Conradino Sueviae duce"), theils theologischen Inhalts („Theses theol.", Beiträge zu Hedinger's Neuem Testament, Predigten, besonders aber „De recta concionandi ratione", in mehreren Auflagen erschienen, zuletzt noch Stuttgart 1866 neu abgedruckt).

Siehe über ihn die Geschichte der Tübinger Universität und theologischen Facultät von Bök, Eisenbach, Klüpfel, Weizsäcker; Weismann, Mem. hist. eccl., II. 973; J. J. Moser, Erl. Würtemberg, 164 ff.; Baur in der Allg. Enc., Sect. II. 9, S. 158; Römer, Kirchl. Gesch. Würtembergs, S. 350 ff.; Verzeichniß seiner Schriften bei Jöcher, II. 1633. Wagenmann.

Hochstraten: Jakob v. H., geb. c. 1460 in dem Dorfe Hoogstraten, † in Köln den 21. Januar 1527. Er studirte in Löwen und kam ziemlich früh nach Köln, wo er als censor et quaesitor fidei in den Erzbisthümern Köln, Mainz, Trier eine für die Kulturgeschichte jener Zeit höchst merkwürdige, verhängnißvolle Thätigkeit entfaltete. Seine schriftstellerische Wirksamkeit begann er durch seinen Schriftenwechsel mit dem berühmten Juristen Petrus Ravennas, gegen dessen These, die Fürsten vergingen sich gegen göttliches und menschliches Recht dadurch, daß sie Verbrecher unbegraben am Galgen hängen ließen, er die alte Gewohnheit als ein heiliges Recht vertheidigte, und da er für seine lieblose Anschauung die Billigung hochstehender Kirchenfürsten erlangte und durch wiederholte Ausführungen seines Themas seinem Gegner, der ihm in Bezug auf Redseligkeit weichen mußte und bald nach Beginn des Streites starb, überlegen war, wenigstens das letzte Wort, und, nach den Anschauungen seiner Freunde, sogar auch den Sieg behielt. Schon in diesem Streite hatte er sich als eine Art von Richter in geistigen Angelegenheiten gerirt, obwol er sein Amt, das ihn scheinbar zu derartigem Verfahren berechtigte, noch nicht angetreten hatte; in dieser Thätigkeit trat er zuerst im Reuchlin'schen Streite auf. Er wurde in diesen Streit hineingezogen durch dessen Anstifter, Johann Pfefferkorn, welcher ihn den Ketzermeister, mit unter die Zahl derer hatte aufnehmen lassen, welche ein Gutachten über die Bücher der Juden abgeben sollten, verlangte in demselben was auch seine Genossen, die Kölner, verlangt hatten, Beschlagnahme und Untersuchung jener Bücher, unterstützte vielleicht Pfefferkorn bei seinen Schmähschriften gegen Reuchlin und gehörte mit zu den Mitgliedern der Kölner Facultät, welche ihr Gutachten gegen den Augenspiegel abgaben. Neben dieser schriftstellerischen Wirksamkeit begann er nun gegen Reuchlin auch die amtliche. Er versuchte in Mainz, zugleich als Ankläger und Richter, den Augenspiegel zu verurtheilen (1513), wurde aber von dem Erzbischof von Mainz in diesem ungerechten Treiben gestört und durch das Urtheil des Bischofs von Speier, des vom Papste zur

Schlichtung dieser Angelegenheit eingesetzten Richters, zum ewigen Stillschweigen verdammt (1514). Gegen dieses Urtheil appellirte er an den Papst, verweilte selbst, um für seine Sache zu wirken, — nicht immer mit ehrlichen Mitteln, wie die Gegner behaupteten, — längere Zeit in Rom, mußte sich aber zunächst (1516) mit einem mandatum de supersedendo begnügen, das allgemein als ein Erfolg Reuchlin's gedeutet wurde. Erst einige Zeit später erlangte er, nachdem er in der Zwischenzeit von den durch Sickingen hart bedrängten Ordensbrüdern seines Priorats des Kölner Dominikanerklosters und des Amtes eines Glaubensinquisitors entsetzt, durch den Papst jedoch bald darauf in seine Stellung wieder eingeführt worden war, das sehnlich erwünschte Resultat: die Verurtheilung Reuchlin's (23. Jan. 1520). Während der Dauer des Prozesses indeß und namentlich während der vier Jahre, in denen der Prozeß ruhte, war H. neben Ortuin Gratius (vgl. Bd. IX. S. 600—602) Hauptzielpunkt der meist satirischen Angriffe der Gegner. Gegen solche Angriffe und besonders gegen des Georg Benignus Verherrlichung Reuchlin's, vertheidigte er sich in seiner an den Papst Leo gerichteten „Apologie" (Köln 1518), in welcher er „die katholische Wahrheit und die Ehre der Theologen zu schützen" suchte, leugnete, daß die unter dem Namen des Erzbischofs veröffentlichte Schrift wirklich von jenem herrühre, versuchte in heftigster Weise Reuchlin anzugreifen, ihm in seinen Büchern und mündlichen Aeußerungen Ketzereien vorzuwerfen, ihn zum Judenanwalt und Christenverfolger zu stempeln, ihn mit sich selbst in Widerspruch zu bringen und versicherte in siegesgewissem Tone ihn und alle seine Anhänger eines schmählichen Endes. Gegen solche seltsame Erhebung der eigenen Bedeutung und des eigenen Thuns wendeten sich Reuchlin, Herm. v. Busch und Hutten in geharnischten an Herm. v. Neuenaar gerichteten Briefen, deren Adressat nichts eiligeres zu thun hatte, als die Briefe mit einer nicht minder scharfen Vor- und Nachrede herauszugeben („Epistolae trium illustr. virorum"), nachdem er kurz vorher eine neue Apologie Reuchlin's, ebenso wie die des Benignus römischen Ursprungs veröffentlicht hatte („Defensio nuper ex urbe Roma allata"). Diese Apologie ist es besonders, welche H. in seiner zweiten, dem Propst Ingewinkel zugeschriebenen Schrift („Apologia secunda", Köln 1519) angreift, freilich nicht ohne in sehr heftigen Ausfällen Reuchlin und dessen Anhänger zu verletzen. Trotzdem erhielt er von diesen keine Antwort, und Erasmus, der zwar nicht Reuchlinist genannt sein wollte, in dem Angegriffenen aber doch seine eigene Angelegenheit mitgefährdet sah, richtete an H. ein sehr würdiges, jedoch erfolgloses Abmahnungsschreiben. Mit der bisher erwähnten polemischen Thätigkeit, die naturgemäß aus dem von ihm begonnenen Ketzerprozeß hervorgegangen war, hatte sich H. indessen nicht begnügt, sondern, um seinen Gegner auch in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen zu vernichten, gegen Reuchlin's kabbalistische Werke seine „Destructio Cabalae", Köln 1519, gerichtet. Aber auch hier bringt er vielfach nur die alten Vorwürfe vor und zeigt sehr bald, daß ihm die Bekämpfung der jüdischen Geheimlehre nicht etwa eine wissenschaftliche Angelegenheit war, — denn von der Cabbalah wußte er höchstens einiges Wenige, was er aus Reuchlin's Werken gelernt hatte, — sondern nur ein neues Mittel, das wider den Gegner angewendet werden konnte. War ihm schon Reuchlin als grimmiger Feind der christlichen Kirche erschienen, so mußte ihm Luther als ein nicht minder gefährlicher Widersacher gelten. Auch gegen ihn kämpfte er mit That und Wort. Er half mit zur Verbrennung von Luther's Schriften (Köln 27. November 1519) und veröffentlichte gegen ihn zwei Bände „Colloquia cum divo Augustino" (1521), in welchen er angeblich durch eine Erscheinung des Augustinus zu seinem Werke ermuntert, Luther's zur Leipziger Disputation aufgestellte Thesen bekämpft, die in der päpstlichen Bulle verdammten lutherischen Sätze in ihrer ganzen Verderblichkeit darzulegen und das Auftreten gegen die

Bulle als ein verbrecherisches zu kennzeichnen sich bemüht. Auch durch solche schriftstellerische Leistungen rief er satirische Angriffe der Gegner hervor, leider hatte er es aber in seiner Macht, durch Thaten solche Angriffe zu erwidern, z. B. durch die Verbrennung der „zwei Märtyrer von Brüssel", die wenigstens mit seinem Beirathe, wenn auch keineswegs ausschließlich auf seinen Betrieb, beschlossen wurde. Derartige Thaten haben dann seinen Namen berüchtigter und vielleicht auch gefürchteter gemacht, als alle die kleineren und größeren polemischen Schriften, in deren Abfassung er unermüdet bis zu seinem Tode fortfuhr, ihn hätten machen können. Von diesen Schriften seien wenigstens zwei genannt: „De christiana libertate tractatus V contra Lutherum" (1526) und „Disputationes contra Lutheranos aliquot", deren erstere schon durch den Titel ihren Inhalt angibt, deren letztere insbesondere die katholische Lehre von der Rechtfertigung gegen zwei Unglückliche vertheidigt, welche ihren Widerspruch gegen die Kirchensatzung mit dem Leben büßen mußten. Andere Schriften vertheidigen die Verehrung der Heiligen, die guten Werke, die Ehelosigkeit der Priester. Bedenkt man, daß H. neben dieser ausgebreiteten praktischen und wissenschaftlichen Thätigkeit auch seine Pflichten als Lehrer an der Kölner Universität erfüllte, so wird man vor seiner Rührigkeit Achtung genug empfinden und schwer begreifen können, daß einem um die Vertheidigung des katholischen Glaubens so verdienten Mann von katholischer Seite eine so geringe Aufmerksamkeit geschenkt worden ist, daß die ihm gewidmeten Arbeiten kaum mehr als eine Aufzählung seiner Schriften bieten. Diese Rührigkeit aber wird eines seiner wenigen Verdienste bleiben. Er steckte noch durchaus in mittelalterlicher Gesinnung, ja er rühmte sich, von der neuen Bildung nicht angesteckt zu sein; er war kühn, so daß „er keinen Fürsten scheute und sich von keinem Worte besiegen ließ", trieb aber diese Kühnheit nicht selten bis zur Frechheit; und endlich scheint er in seinem Handeln nicht immer von reinen Beweggründen geleitet worden zu sein, eine Vermuthung, welche sich auf die nicht leicht wegzuleugnenden Worte des Erasmus stützt: „Hochstratus in morte dicitur nonnullis verbis prodidisse parum sinceram conscientiam". Mag er auch nicht alle die schweren Anklagen, welche seine erbitterten Gegner, die Humanisten, gegen seinen Charakter erhoben, verdient haben, so wird er von kleinlicher Selbstsucht und vielfacher Anwendung unredlicher Mittel nicht freizusprechen sein.

Echard, SS. ord. Praedic. II. S. 67—72; H. Cremans, De Jacobi Hochstrati vita et scriptis, Bonn 1869 und Geiger, Reuchlin, passim.

Ludwig Geiger.

Hochwart: Lorenz H. (Hohewart), geboren zu Tirschenreut in der Oberpfalz, frühestens im J. 1493, als Sohn bürgerlicher Aeltern, † zu Regensburg am 20. Febr. 1570. Den Grund zu höherer Bildung legte er durch siebenjähriges Studium an der Universität Leipzig, wo er auch den Grad eines Magisters der freien Künste erwarb (1522 oder 23). Dort schloß er Freundschaft mit dem Professor der Philosophie Johann Horak (Horatius), genannt Hasenberg, der durch seine Spottschriften auf Luther's Ehe bekannt ist, später Max II. Lehrer in der böhmischen Sprache ward und als Propst von Leitmeritz im Jahre 1550 starb. Zwei Briefe an denselben, dessen correspondirende leider fehlen, aus den J. 1546 und 1550, enthalten eine kleine Autobiographie Hochwart's. Dieser ertheilte zunächst humanistischen Unterricht an der Domschule zu Freising, dann 1526—27 als Lector am Pädagogium zu Ingolstadt, während er daselbst Theologie und Jurisprudenz studirte. Hierauf ist er 1527 Pfarrer in der Heimath, 1530 Prediger zu Regensburg, 1532 Domprediger in Eichstätt und vom Kardinale Campeggio zum Magister der Theologie ernannt, 1534 auf die Regensburger Domkanzel berufen und in Ingolstadt zum Doctor der Rechte promovirt,

endlich 1536 Domherr zu Regensburg und 1549 auch zu Passau geworden. Aus seiner Amtsthätigkeit könnten die Details einer Sendung als Orator des Bischofs von Regensburg zum Trienter Concile (1551 auf 52) interessiren, wenngleich er die Fruchtlosigkeit seines dortigen Aufenthaltes bitter beklagt. In der Wissenschaft lebt H. weniger durch exegetische Schriften, als durch freilich auch meist ungedruckte Geschichtswerke fort. Eine von Brusch gerühmte umfangreiche Weltchronik scheint allerdings bloße Compilation zum eignen Gebrauche Hochwart's gewesen zu sein; dagegen verdient die im Manuscripte auf der Wiener Hofbibliothek vorhandene „Historia Turcarum ad octingentos annos repetita" wol eine nähere Untersuchung. In diesem Werke, das H. am 1. Juli 1532 dem Kaiser und dessen Bruder, die eben zu Regensburg tagten, widmete, nimmt er Bezug auf ein anderes, schon früher dem ersteren zugeeignetes; er nennt es da „Hierosolyma", sonst einmal „Liber de regibus Hierosolymitanis a David usque in Carolum et Ferdinandum caesares". Als noch bedeutender, wenn es zum Vorschein käme, erwiese sich ohne Zweifel das „Bellum sociale Germanicum", eine Geschichte des schmalkaldischen Krieges, die, wie es scheint, nur den Donaufeldzug und die Regensburger Vorfälle im J. 1546 behandelnd, manch' dunkle Stelle im Tagebuch des Viglius van Zwichem aufklären dürfte, der sich als Hochwart's Freund bekennt. Vielleicht gelangte das Werk von Hasenberg nicht mehr zurück, dem es H. zur Verbesserung vorlegen wollte, und den er mit begreiflicher Neugierde frägt, in welcher Sprache der Kaiser seine Darstellung jenes Krieges (die „Commentaires") verfasse. Am bekanntesten ist der „Catalogus episcoporum Ratisponensium", welchen H. zuerst nur bis zum J. 1539 geführt, dann aber (1542 ff.) unter Nachträgen bis 1569 fortgesetzt hat. Derselbe ward, nachdem A. Goldmayer für seine „Historische Beschreibung von Regensburg" (1653) ausgiebigen Gebrauch davon gemacht, und die Biographieen der ersten 11 Bischöfe nach der älteren Redaction in Lang und Blondeau's „Historisch-bayrischen Nachrichten" I. (1752) mitgetheilt waren, durch Oefele in den Scriptores rerum Boicarum I. 1763, p. 159—242, vollständig herausgegeben. Ueberhaupt scheint H. an eine Sammlung deutscher Bisthumsgeschichten gedacht zu haben. Für Passau hat er im J. 1553 auf Wunsch des Domcapitels jenen Bischofskatalog der soeben von Brusch in dessen Werke „De Laureaco et de Patavio" erschienen war, einer Bearbeitung unterworfen. Beschränkte er diese zwar, nach seiner Versicherung, auf die Entfernung des poetischen Beiwerkes, dann auf wenige thatsächliche Correcturen und Zusätze, so scheint doch die ganze Vorkehrung aus dem Mißtrauen entsprungen zu sein, das man in streng katholischen Kreisen gegen Geister wie Brusch hegte. Führt ja auch H. eine Stelle aus Aventin, die er — ohne Grund — für tendenziös hält, mit der Warnung an, der im übrigen recht gelehrte Autor habe sich lutherischen Meinungen zugeneigt.

Nachrichten bei Oefele, l. c. p. 148—58, in Deutinger's Beyträgen zur Geschichte des Erzbisthums München und Freysing, V. 538—42 und in den Verhandlungen des historischen Vereines von Oberpfalz und Regensburg, XII. 100, XXII. 358 ff. v. Oefele.

Hock: Karl Freiherr von H., Philosoph und Kameralist, geb. den 18. März 1808 zu Prag, gest. am 3. Januar 1869 zu Wien, stammt aus einer mäßig bemittelten jüdischen Familie, vollendete die in Prag begonnenen Universitätsstudien in Wien, gelangte in Dr. Anton Günther's Kreise, wurde Christ, 1828 Doctor der Philosophie und trat nach zurückgelegtem juridischen Quadriennium in den Kameraldienst. Einer der begabtesten Schüler Günther's verfaßte er nach dessen in „Peregrin's Gastmahl" eingehaltener humoristischer Manier ein Zeitgemälde, in dem er unter dem unglücklich gewählten Titel „Cholerodea" (Wien 1832) die großen Probleme und geistigen Krankheiten

der Zeit mit der Sonde seines Meisters untersuchte. Von 1833—34 leitete er die Wochenschrift „Jugendfreund“, ohne jedoch den glücklichen Ton ihres Begründers, v. Seyfried zu treffen, woran ihn eben sein scharf kritischer Kopf hinderte. Seine hier veröffentlichten Novellen erschienen später, 1855, gesammelt. Heimischer fand er sich auf wissenschaftlichem Gebiete, wie das zum Verständniß der Günther'schen Philosophie unentbehrliche Buch: „Cartesius und seine Gegner“ (Wien 1835) und seine ebenfalls durch das Interesse des Philosophen an dem vielseitigen Freunde der großen Ottonen veranlaßte Monographie „Gerbert oder Papst Sylvester II. und sein Jahrhundert“ (Wien 1837) beweisen. Doch alles dieses war nur allgemeine Grundlage, methodische Vorarbeit und Uebung für die folgenden Leistungen auf dem Gebiete, das bald zu seiner Domäne wurde. Sein Dienstweg führte ihn nämlich nach Triest, dessen großartiges Verkehrsleben seinen Blick für die allgemeinen Handelsbeziehungen öffnete und datirt sich von hier aus seine folgenreiche Bekanntschaft mit dem genialen Kaufmann und Lloyddirector Karl Bruck, der später als Minister ihn an seine Seite ins Handels-, dann ins Finanzministerium berief. Als Zollamtsdirector in Triest und Wien machte sich H. durch einschneidende Werke über den Handel Oesterreichs (Wien 1844) und den „Ungarischen Schutzverein“ (Wien 1846), den er auch in der Augsb. Allg. Zeitung scharf bekämpft hatte, sehr bemerkbar; Friedr. List, gegen dessen Schutzzollsystem er auftrat, erkannte ihn als würdigen Gegner an, prophezeite ihm aber, daß er bei längerer praktischer Erfahrung seine Hinneigung zu völlig freier wirthschaftlicher Bewegung stark modificiren werde, was auch, obwol spät, offen eingestanden erst in dem Werke „Die öffentlichen Abgaben und Schulden“ (Stuttgart 1863) geschah. Inzwischen trugen seine amtlichen Arbeiten, besonders die auf Brucks und seiner Nachfolger Weisung gelieferten für Abschluß der meisten neueren wirthschaftlichen Staatsverträge noch stark freihändlerisches Gepräge, daher ihm die österreichischen Industriellen nicht grün waren, und er 1861 nur in den niederösterreichischen Landtag, nicht aber in den Reichsrath gewählt ward. — Dafür ernannte ihn 1867 der Kaiser zum Mitglied des Herrenhauses. Mit dem Berichte über die 1855er Pariser Ausstellung betraut, sollte er zugleich das französische Finanzsystem studiren; das Resultat war das epochemachende und selbst noch von keinem Franzosen erreichte Werk „Die Finanzverwaltung Frankreichs“ (Stuttgart 1857), dem 1867 ebendort ein analoges wo möglich noch schwierigeres „Die Finanzen und die Finanzgeschichte der Ver. Staaten von Amerika“ folgte. H. war allmählich zum Sectionschef im Finanzministerium, zum Mitgliede des Staatsrathes, dessen Geschichte er zu schreiben unternahm, aber nur bis zu Josef II. zu führen vermochte, endlich zum wirkl. geh. Rath und Präsidenten des gemeinsamen obersten Rechnungshofes vorgerückt, als welcher er reich mit Auszeichnungen aller Art bedacht, mitten aus seiner unermüdlichen Thätigkeit dem Leben entrissen wurde. Letztere bewies er auch durch seine in die Oesterr. Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben gelieferten, nationalökonomischen und auch philosophischen (über Lecomte, Günther u. a.) Artikel. Auch hatte er 1846 die Würde eines Decans der philosophischen Facultät an der Wiener Universität bekleidet, 1848 die „Constitutionelle Donauzeitung“ herausgegeben und sich als Mitarbeiter an dem von seinem Freunde J. E. Veith redigirten geistvollen Wochenblatte „Aufwärts“ betheiligt. Aufrichtig entschiedener Katholik, war er doch, wie Veith und Günther, jedem Zelotismus abhold und protestirte öffentlich gegen Neuerungen und Uebertreibungen, wie er überhaupt Extreme gerne vermied und selbst immer maßvoll auftrat. Stoisch widerstand er allen Versuchungen sich durch eigene Betheiligung am sogenannten wirthschaftlichen Aufschwunge zu bereichern, daher er nur ein sehr mäßiges Vermögen aber dafür einen makellosen Namen hinterließ. Seine

Wittwe, eine geb. v. Appelbauer und der älteste Sohn folgten ihm bald ins Grab; ein Sohn und eine Tochter sind noch am Leben.

Wiener Zeitung 1869. — Wurzbach, Biogr. Lex. 9. Bd. — v. Hoffinger, Von der Universität, 1869. — Aus dem persönlichen Verkehr.

Hoffinger.

Höck: Johann Daniel Albrecht H., Kameralist, geb. am 13. Mai 1763 zu Gailsdorf in würtembergisch Franken, bekleidete nach Vollendung seiner Studien (1783) eine Hofmeisterstelle in Hanau, ward sodann (bis 1786) daselbst Fiskalactuarius, trat in diesem Jahre in gräflich Ysenburgische Dienste als Regierungssecretär zu Meerholz bei Frankfurt a. M., erhielt 1796 einen Ruf als ordentlicher Professor der Philosophie und Kameralwissenschaft nach Erlangen, wurde aber schon im folgenden Jahre von der preußischen Regierung als Polizeidirector nach Schwabach mit dem Charakter eines Justizraths ausersehen, darauf königlich bairischer Regierungsrath zu Würzburg. Im Ruhestand zog er sich nach Ansbach zurück, wo er am 7. Januar 1839 starb. Ein Mann von unermüdlichem Sammelfleiße, vielseitigen Kenntnissen in allen Zweigen der Wirthschaft und Technik, und einem praktischen Sinn für übersichtliche Anordnung und Vergleichung besonders statistischen Stoffes, hat er eine reiche litterarische Thätigkeit, besonders auf dem Gebiete der Landwirthschaft und Industrie, der Staatseinrichtungen und wirthschaftlichen Statistik entfaltet, ohne doch einen bleibenden Einfluß auf die Wissenschaft auszuüben.

Meusel, Gel. Teutschl. II und Nachträge 1. 3. 4. — Strieder, Hess. Gel. Gesch. — N. Nekrol. d. Deutsch., wo auch ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften.

Inama.

Hoeck: Karl Friedrich Christian H., geb. am 13. Mai 1794 zu Oelber am Weißen Wege in Braunschweig, besuchte das Gymnasium in Wolfenbüttel und studirte sodann 1812—1816 zu Göttingen, wo er in seinen letzten Semestern dem philologischen Vereine mit Bunsen, Lachmann, E. Schulze u. A. angehörte und unter Heeren's Leitung speciell dem Studium der alten Geschichte sich widmete. Auf Grund einer im J. 1816 bei der Preisvertheilung von der philosophischen Facultät mit dem Preise gekrönten Abhandlung, die 1818 unter dem Titel: „Veteris Mediae et Persiae monumenta descripsit et explicuit C. Fr. Chr. Hoeck. Commentatio historica amplissimo Gottingensi philosophico ordine praemio ornata. Cum tabulis VIII.“ Gottingae, erschien, erwarb er sich am 3. März 1818 den philosophischen Doctorgrad und trat zu Ostern desselben Jahres als Privatdocent für classische Philologie und alte Geschichte auf. Früher schon war er in Beziehungen zur Universitätsbibliothek getreten, indem er, noch Student, 1814 zum Accessisten, 1815 zum Secretär derselben ernannt wurde: bis kurz vor seinem Tode hat er diesem Institute ununterbrochen angehört. Als Docent hielt er theils exegetische Collegia über Historiker (Herodot, Livius, auch Demosthenes) theils historische, die sich auf das Gesammtgebiet der alten Geschichte und Antiquitäten bezogen. Am 26. April 1823 wurde H. zum außerordentlichen Professor ernannt und veröffentlichte in diesem Jahre zugleich den ersten Band seines Hauptwerkes: „Kreta. Ein Versuch zur Aufhellung der Mythologie und Geschichte, der Religion und Verfassung dieser Insel von den ältesten Zeiten bis auf die Römerherrschaft“, 1823, dessen zweiter und dritter Band 1828 und 1829 erschienen. Während der erste Band die Topographie der Insel und die Geschichte der ältesten Zeiten behandelt, schildert der zweite das Minrische, der dritte das Dorische Kreta. Das Werk ist eine vortreffliche Leistung, ebenso ausgezeichnet durch die Vollständigkeit des in ihm gesammelten Materials, wie durch verständige Kritik und übersichtliche Anordnung: sein Erfolg ist wohl zweifellos durch die etwa gleichzeitig erschienene Geschichte hellenischer Stämme von Karl Otfried Müller beeinträchtigt worden. Am 20. Juli

1831 erfolgte Hoeck's Beförderung zum ord. Professor, nachdem ihm 1829 der Preis für die Lösung einer von der historisch-philologischen Classe der Societät der Wissenschaften gestellten Aufgabe einer geschichtlichen Darstellung der chronologischen Systeme, welche die Griechen von den Zeiten der Logographen an bis auf Eusebius, zugleich über die alexandrinischen Gelehrten, aufgestellt haben, zuerkannt war: den Druck der Abhandlung haben äußere Momente verhindert, 1839 wurde H. zum Mitgliede der Honorenfacultät ernannt und hat seitdem bis kurz vor seinem Tode regelmäßig in den Doctorprüfungen in alter Geschichte und Antiquitäten examinirt. 1841 wurde er von der Societät der Wissenschaften zum ordentlichen Mitgliede der historisch-philologischen Classe ernannt und hielt in dieser Eigenschaft 1842 die Gedächtnißrede auf Heeren: „Arnold Hermann Ludwig Heeren. Eine Gedächtnißrede gehalten in der öffentlichen Sitzung der Societät der Wissenschaften am 12. November 1842.“ Göttingen 1843. 1841 begann die Veröffentlichung seines zweiten größeren Werkes: „Römische Geschichte vom Verfall der Republik bis zur Vollendung der Monarchie unter Constantin. Mit vorzüglicher Rücksicht auf Verfassung und Verwaltung des Reichs von Karl Hoeck“, Band 1. Abth. 1. 1841. Abth. 2. 1843. Abtheil. 3. 1850. Die ersten beiden Abtheilungen gehen bis Augustus' Tod, die dritte bis Nero's Tod. Obgleich H. auch noch die folgenden Perioden ausarbeitete, so scheiterte der formelle Abschluß und die Veröffentlichung dieser seiner weiteren Forschungen an der sich stetig vermehrenden Fülle des inschriftlichen Materials, das er nicht mehr zu übersehen und zu beherrschen vermochte. An der Bibliothek war H. schon am 31. Januar 1835 zum Unterbibliothekar befördert und bald darauf zum Mitgliede der Bibliothekscommission ernannt: 1845 wurde ihm mit dem Titel Bibliothekar nach Benecke's Tode (1844) die Direction der Bibliotheksverwaltung übertragen. Seine Leitung des Instituts charakterisirt sich mehr durch ein Festhalten und eine liberale Anwendung der im Wesentlichen durch Christian Gottlieb Heyne aufgestellten und abgeschlossenen Grundsätze und Organisationen, als durch Neuschöpfungen, zu denen damals, namentlich in der ersten Periode von Hoeck's Wirken, auch kaum schon ein Bedürfniß vorhanden war. 1858 erhielt H. den Titel Oberbibliothekar, 1862 Hofrath. Seine akademische Thätigkeit hatte H. mehr und mehr beschränkt, indem er zunächst sich auf römische Antiquitäten und Geschichte concentrirte, später allgemeine Litteraturgeschichte ankündigte aber nicht las. Litterarisch ist H. außer den angeführten Werken nicht — auch nicht durch Recensionen oder Aufsätze in Zeitschriften — thätig gewesen. Bald nachdem er 1875 sein sechzigjähriges Amtsjubiläum als Bibliotheksbeamter gefeiert hatte, erfolgte seine Quiescierung: er starb am 13. Januar 1877. H. war verheirathet und hinterließ bei seinem Tode seine Wittwe und mehrere erwachsene Söhne.

Pütter-Saalfeld, Versuch einer Gelehrten-Geschichte von Göttingen, fortgesetzt von Oesterley, Bd. 3. S. 461. Nachrichten von der Gesellschaft der Wissensch. 1877. S. 90 ff. Gilbert.

Höck: Theobald H. (Höckh), Dichter im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts. Von seinen Lebensumständen ist nur bekannt, daß er den 10. August 1573 in der Pfalz geboren, seit 1601 zu Wittingen in Böhmen als Secretär des Peter Wok, letzten Sprossen derer von Rosenberg, lebte, im folgenden Jahre in den Adelstand erhoben wurde und nach 1658 starb. Da er auf dem Titel seiner Gedichte als seinen Geburtsort „Ichamp“ bezeichnet, so vermuthete man früher, er deute hiemit durch Buchstabenversetzung eine Oertlichkeit in der baierischen Pfalz unweit Zweibrücken, etwa „Imbach“ an. Eine solche dieses oder auch anagrammatisch anders gebildeten Namens, sei es Stadt, Dorf, Weiler oder Hof, gibt es jedoch weder in der jetzigen Rheinpfalz, noch (Widder, Geograph.

Beschreibung der Churpfalz) in der alten Churpfalz, wohl aber in der ersteren ein Dorf „Imsbach“ in der alten Herrschaft Falkenstein bei Wunweiler, das aber weit entfernt von Zweibrücken liegt. Ebenso hat H. seinen Vornamen Theobald durch Anagramm in „Otheblad“ verwandelt und als Verleger und Druckort seiner Gedichte „Nickel Schöpschen“ Liegnitz im Elsaß angegeben, aber auch letzteres existirt nur (Ritter, Geograph. Lexikon) in Schlesien, woselbst, vermuthlich bei Nikolaus Schneider oder Sartorius, seine Gedichte erschienen sind. Auf den Werth dieser letzteren, „Schönes Blumenfeldt“ (vollständiger Titel in Goedeke's Grundriß II, 440), die lange Zeit unbeachtet blieben, hat in neuerer Zeit zuerst wieder Hoffmann v. Fallersleben in R. E. Prutz' Litterarhistor. Taschenbuch 1845 S. 399—422 die Aufmerksamkeit gerichtet und daraus, jedoch in modernisirter Schreibung, Proben mitgetheilt. Dieselben enthalten zugleich eine Anzahl Sprüchwörter, sprüchwörtl. Redensarten oft in nicht gebräuchlicher Form sowie mehrere priamelartige Strophen.

Docen, Miscellaneen I, 282. — Koberstein, Grundriß II. (Leipzig 1847) S. 599—600. Scholl, Litteraturgeschichte II, 137. J. Franck.

Hocker: Jodocus (nicht Hieronymus) H., lutherischer Theologe um die Mitte des 16. Jahrhunderts, wurde zu Osnabrück geboren. Sein Geburtsjahr konnte bis jetzt nicht ermittelt werden, auch die Nachrichten über seinen äußeren Lebensgang sind sehr dürftig. Nachdem er eine Zeit lang Conrector an der Schule des Joh. Glandorp zu Goslar, dann Lehrer in Lemgo gewesen war, wurde er in letzterer Stadt Prediger an der Johanniskirche und starb als solcher sowie vielfach schriftstellerisch beschäftigt im J. 1566 an der Pest, zugleich mit seiner Frau und fünf Kindern. Hamelmann nennt ihn einen Mann „judicio, lectione, studio et doctrina Theologiae celebris“. Unter seinen zum Theil erst nach seinem Tode erschienenen Schriften, die zu ihrer Zeit sämmtlich eine sehr beifällige Aufnahme fanden, zeichnet sich besonders aus seine Abhandlung „Von beiden Schlüsseln der Kirche, mit einer Vorrede Cyriaci Spangenberg“. Die Schrift wurde zu Ursel 1568 gedruckt, wobei es nur auffallend bleibt, daß bei den damaligen kirchlichen Zerwürfnissen gerade die heftigsten Gegenschriften der akatholischen Polemiker auf kirchlichem Gebiete, wie des groben Flacius Illyricus und des noch gröberen Nigrinus u. A. und ebenso des wenig feineren H. in dieser seiner Abhandlung („aus Luther zusammengetragen“) aus einer Druckerei hervorgehen konnten und durften, die unter katholischer Oberhoheit stand; über diese zu Ursel (jetzt Ober-Ursel in Nassau) von 1557—1633 bestandene sehr ansehnliche Druckerei vgl. Serapeum 1868, 92 ff. Noch größere Verbreitung jedoch fanden seine zwei zu den sogenannten „Teufelsbüchern“ zählenden Schriften „Der Bannteuffel“ und „Der Teufel selbs“ (die erstere Magdeburg 1564, dann Ursel 1568; die letztere Ursel 1568, auch Frankfurt a. M. 1627 und 1686). Die Veranlassung zur Abfassung der ersteren Schrift erzählt ausführlich Hamelmann S. 1044 und 1153—54, die letztere erschien in drei Theilen, von deren drittem Hamelmann selbst Verfasser ist. Auch einen „Zauberteuffel“ hatte H. vor zu schreiben, womit ihm jedoch 1563 L. Milichius zuvorkam, der auch einen „Schrapteuffel“ drucken ließ. In allen diesen „Teufelbüchern“ aber, für die Cultur- und Sittengeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts von hohem lehrreichem Interesse, wurden, wie auch H. in seinem „Bannteuffel“ that, vorerst moralisirend, später auch auf satyrische Weise allerhand Laster, Untugenden und anstößige Gewohnheiten in Reimen und Prosa durch Teufelsnamen geächtet und gebrandmarkt und hierdurch eine Art nicht blos kirchlich-erbaulicher, sondern auch theilweise höchst ergötzlicher Unterhaltungslectüre geschaffen, die in ihren Ausläufen bis in das 18. Jahrhundert und mit allerdings veränderter Tendenz bis in die gegenwärtige Zeit sich erstreckt. Den ersten Anstoß für diesen Litteratur-

zweig hatte, wie für die Tischreden und Anekdoten berühmter Männer, die Pasquille, das Schauspiel und die geistlichen Lieder auch hier Luther gegeben, der 1540 eine wahrscheinlich von Sebast. Murrho verfaßte und 1489 gedruckte lateinische Epistel über das Elend der Pfarrer („De miseria Curatorum et Plebanorum“, Wolfii lectt. memor. I. 906), worin die armen Landgeistlichen von neun Teufeln, darunter der Bischof selbst, gequält werden, mit einer Vorrede begleitet, wieder abdrucken ließ. In rascher Folge erschienen nun von 1545 an eine so große Menge von „Teufeln“, daß bereits 1569 der Buchdrucker Peter Schmid zu Frankfurt a. M. die bis dahin verfaßten Schriften dieser Art in einem eigenen Foliobande vereinigte, welcher 20 und in einer neuen Auflage von 1579 (wiederholt 1587) 4 weitere Teufel unter dem verlockenden Titel „Theatrum Diabolorum“ der Leserwelt darbot. Unter diesen befinden sich u. A. und hatten schon vorher wiederholte Auflagen erlebt: der Hosenteufel (wider die Pluderhosen), wider die zehn Teufel, womit die bösen Weiber besessen sind, der Saufteufel, der Faulteufel, der heilige, kluge und gelehrte Teufel, der Spielteufel, der Hurenteufel, der melancholische Teufel, der Gerichtsteufel ꝛc. (vgl. auch d. Art. Hayneccius, Martin). Es ist billig zu verwundern, daß trotz der großen Menge dieser Teufel nicht auch jene von Anhängern Luther's in eigenen Büchern behandelt wurden, deren dieser, der doch der Veranlasser dieser Schriften war, und, wie bekannt, mit dem Teufel nicht wenig zu schaffen hatte, in seinen Werken Erwähnung thut. Er kennt einen „Schewteufel“ (Werke: Jena III, 480a), „Werkteufel“ (IV, 416b), „Teutschen Teufel“ (vnser teutscher Teufel wird ein guter Weinschlauch sein vnd muß Sauff heißen, daß er so durstig und hellig ist“, VI, 167a), einen „A B C-Teufel“ (VI, 341a), „Reisteufel“ (VII, 283b) und einen „Wallfahrtsteufel“ (VIII, 41b). Uebrigens wurden alle Teufelbücher, insoweit sie bis 1565 erschienen waren, durch ein Mandat Herzog Albrechts aus diesem Jahre (Catalogus der Bücher . . . erlaubt seyndt. München o. J. Bl. 111a), „im Landt zu Bayern offentlich fayl zu haben vnd zu verkauffen“ mit folgenden Worten streng verboten: „Item alle die Newen Tractätl, die inn Teuffels namen intitulirt seyndt, als Hosen Teuffel, Spil Teuffel ꝛc. Dann ob wol alle das ansehen haben, als ob sie allerding Politisch, vnnd allein gueter zucht halben geschrieben seyen. So seindt sie doch der ergerlichen Exempel vnd anzug halben nit zu leiden, vnd fast also geschaffen, daß sie deme, dessen Titl sie tragen, zu seinem Reich am maisten dienen, vnnd ist nit noth das Christlich Völcklein durch Teuffels Buechlein von lastern abzutreiben, weil sonsten der hailsamen guten schrifften, bey der Catholischen Christlichen Kirchen, eben genueg darzu vorhanden“. Die Anzahl sämmtlicher von 1545—1791 veröffentlichten Schriften dieser Art beläuft sich nach Ebert und Goedeke auf 56, eine Zahl, die jedoch hinter dem wirklichen Bestande weit zurückbleibt; ich erwähne an dieser Stelle aus einer größeren Menge nur und zwar von älteren: „Der Geldteufel“, 1538 (Scheible, Schaltjahr IV, 616); „Der mittertägliche (sic) Teufel“ (Handschr. v. J. 1540, Cod. Monac. I. 971); „Der Kleiderteufel von J. Elbinger“, 1629; „Der Staatsteufel“ (Schauspiel 1668: Gottsched, nöth. Vorrath 255); „Der Teufel in der Franciscanerkutte“ (ps. Madrid 1786) und neben wissenschaftlichen Werken der jüngsten Zeit wie: „Der Satan in der christlichen Poesie“ (Westermann's Monatshefte 1860, Nr. 46, 434); „J. Disselhoff, Die Geschichte des Teufels, Berlin 1868 (wissenschaftliche Begründung eines persönlichen Teufels); G. Roskoff, Geschichte des Teufels“, Leipzig 1869 (Vorstellung eines bösen Wesens nach ihrem Ursprunge und ihrer weiteren Entwickelung bis zu den Anschauungen der Gegenwart); Der Teufel auf der Bühne (Zeitschr. Europa 1869, Nr. 52); Der Theaterteufel von K. Heigel (Leipz. 1878); auch Der Geldteufel von Moeck (Urfahr-Linz 1878). Auch andere Völker und

besonders die Franzosen entbehren ihres „Teufels“ in dieser Gestalt nicht und schrieben nach dem Vorgange des „Diable boiteux“ von Le Sage ihre jedoch ausschließlich höchst weltlichen Teufel: Le Diable femme, le diable circoncis, le diable tondu (Nancy 1708), le diable procureur (Par. 1700), le diable hermite (Amsterd. 1741), le diable cosmopolite (1761), eine gereimte Satyre vom J. 1589 ist betitelt: „La grande Diablerie“. Es erübrigt noch, auf den bedeutenden Werth hinzuweisen, den diese Teufellitteratur dem Sprachforscher gewährt. Wie die theologische Litteratur des Reformationszeitalters im Allgemeinen und insbesondere die Postillen und Gelegenheitsschriften des 16. Jahrhunderts als die reichsten proverbialen Quellen sich darstellen, so gewähren auch die erwähnten Abhandlungen, der Natur ihrer Themen gemäß, eine überraschend große Ausbeute an Sprichwörtern, sprichwörtlichen Redensarten, Anspielungen, Vergleichungen und was alles sonst zu ihnen in näherer oder fernerer Verbindung steht. Ihre Zahl beläuft sich (Theatr. Diabol. 1575) auf 586 mitunter der seltensten nach Form und Inhalt, wovon auf H. allein in seinen beiden „Teufeln“ 62 entfallen.

Gervinus, Gesch. d. d. Dichtung, III. 17—18. Zarncke, Narrenschiff. CXXXVII. Goedeke, Grundriß, I. 380. H. Hamelmann, Op. genealog. histor. p. 220, 1078, 1153—54. Clessius, Elenchus, II. 79.

J. Franck.

Hocsemius: Johann H. (Hocrsemius, Honsemius), Lütticher Kirchenhistoriker, wurde zu Hocsem, einem Dorfe bei Hougaerde im Gebiete des Bisthums Lüttich Mitte Februar 1278 geboren, erhielt an den Hochschulen von Löwen und Orleans eine sehr umfassende Ausbildung in den freien Künsten, der Theologie und den Rechtswissenschaften, und wurde Canonicus und Scholasticus bei St. Lamprecht in Lüttich und Propst zu St. Peter daselbst. Im Auftrage der Bischöfe Adolf und Engelbert van der Mark übernahm er verschiedene Gesandtschaften an den Papst und die Cardinäle, den König von Frankreich und an andere Fürsten. Er verfaßte auch verschiedene Staatsschriften im Interesse der Lütticher Kirche, unter Anderem eine lehenrechtliche Abhandlung, worin er bewies, daß die Grafschaft Loen zum Gebiete von Lüttich gehöre. Sein Hauptwerk sind die „Gesta pontificum Leodiensium“ (abgedr. bei Chapeaville, Gesta pontif. Leod. II. 273—514, Leodii 1613 in 4°), eine Fortsetzung der Lütticher Chronik des Cistercienfers Gilles von Orval für den Zeitraum 1247—1348. Mit besonderer Ausführlichkeit und unter steter Berücksichtigung des weiteren politischen Gesichtskreises schildert er als vielfach Mitbetheiligter die Geschichte der beiden mit ihm gleichzeitigen Bischöfe Adolf (von 1313 an) und Engelbert von der Mark. Seine Mittheilungen sind genau und besonnen. Außerdem schrieb er zwei lexicalische Werke, die er in seiner Chronik zum J. 1341 selbst erwähnt: „Digitus florum utriusque iuris“ und „Flores auctorum et philosophorum“. Früher hat man allgemein und wol mit Recht angenommen, daß er am 2. October 1348 gestorben sei. Foppens (Bibliotheca belg. II. 664) bemerkt dagegen, daß H. noch im J. 1403 gelebt haben müsse, da sein Name unter den 16 Schiedsrichtern vorkomme, welche im genannten Jahre den Frieden zwischen dem Bischofe und der Bürgerschaft vermittelt haben (nach Fisen, Sancta Legia II. 160). Allein hier ist wol von einem jüngeren Namens- und Standesgenossen unsers H. die Rede. Denn es wäre gar zu auffallend, daß H. sein laut der Einleitung 87 Jahre nach den zuerst erzählten Ereignissen, also um 1334 begonnenes Geschichtswerk durch 55 Jahre hätte liegen lassen, ohne es fortzusetzen, daß er, der früher so oft in die öffentlichen Angelegenheiten des Bisthums eingegriffen, nun von 1348 bis 1403 niemals in der Geschichte erwähnt wird, um 1403 in einem Alter von 125 Jahren (da sein Geburtsjahr aus seiner Chronik feststeht) vom Bischofe zum Official für den deutschen Antheil der Diöcese ernannt zu werden (Fisen a. a. O. 159). Ueberdies wird in der Zwischenzeit zum J. 1378 ein anderer

Scholasticus der Lütticher Kirche, Namens Wilhelm Boilaeanus, erwähnt Fisen a. a. O. 139).

Vgl. Foppens l. c. Chapeaville l. c. 272. Fabricius, Biblioth. lat. med. et infim. aetat. III. 273 (ed. Mansi, Patavii 1754). Ersch u. Gruber, Encycl. II. Sect. 9 Th. 203. Ottokar Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen im MA., II. 28 ff. (2. Aufl.). Stanonik.

Hodderßen: Johann H., geb. zu Beckum bei Rothenkirchen im Stadlande an der Unterweser, studirte in Wittenberg, ward dann Pastor in Hamelwarden (Herzogthum Oldenburg) und am 6. December 1564 zugleich Pastor der Kirche in Büttel (Osterstade), welche er aber, da die Weser beide Kirchspiele trennte, durch Vicarien vertreten ließ. Er hat, wenn nicht alle, doch die meisten Bücher der heiligen Schrift unmittelbar nach Luther's Vollendung der einzelnen aus dem Hochdeutschen ins Niedersächsische von 1523—1533 übersetzt, welche dann Johann Bugenhagen als die berühmte Lübecker Bibel von 1533 bei Ludwig Dietz herausgab, ohne den Uebersetzer-Namen zu nennen, damit sie „schal heten des Luthers Biblia“. Der berühmte Dietrich von Stade hat zuerst die Spur gefunden, der Joh. Melch. Göze dann folgte. In der That zeigt sich darin H. als ein seltenes Beispiel von Bescheidenheit und Demuth.

Die Nachweise bei v. Halem, Gesch. des Herz. Oldenburg, II. S. 43 ff. Krause.

Hodenberg: Bodo v. H., herzoglicher Landdrost in Osterode am Harz Anfangs des 17. Jahrhunderts, ist Verfasser des Kirchenliedes: „Vor deinen Thron tret' ich hiermit“, das Justus Gesenius umarbeitete und mit seinem Namen versehen in die Gesangbücher brachte. Der Dichter Utz änderte die erste Zeile: „Zu deinem Throne nah' ich mich“.

Vgl. Bätgens, Nachr. von dem Läneb. Gesangb. Krause.

Hodenberg: Wilhelm Iwan August Benedict v. H., Freiherr, geb. in Hameln am 7. Mai 1786, gest. in Celle 1861. Sein Leben und Wirken gehörte in erster Linie seinem Geburtslande Hannover an, dem er auf den verschiedenen Stufen der Dienstleiter stets mit gleichem Eifer gedient hat. Er huldigte in der Staats- und Gemeindeverwaltung, als Geschichtsforscher und in der Landwirthschaft derjenigen Richtung, welche den Aufschwung des deutschen Volkes nach der napoleonischen Fremdherrschaft gegen die Theorien des büreaukratischen Absolutismus und doctrinären Liberalismus, in der Entwicklung des eignen Volksgeistes und der vorhandenen Organe des öffentlichen Lebens erstrebte. Im unermüdeten Kampfe gegen jene beiden Richtungen, die er als undeutsch und das Volksleben gewaltsam auflösend erkannte, hat er Saaten gestreut und Felder urbar gemacht, deren Früchte noch reifen. Der Druck der französischen Fremdherrschaft, der auf seiner Jugend lastete, — nachdem zwei Brüder bei Talavera gefallen, blieb er alleiniger Ernährer der elterlichen Familie — und die ungebrochene Treue des hannoverschen Volkes, sowie darnach der Freudenrausch der Befreiung des Vaterlandes bestimmten die bis an sein Ende bewährten Charakterzüge: Treue, ungefälschtes Rechtsgefühl mit versöhnlicher Vorsicht, geduldiger Ausdauer, aber auch unerschrockenem Widerstande gegen Gewalt, Unrecht und Trug und andererseits enthusiastisches, fast optimistisches Streben für den geistigen und materiellen Aufschwung seines Vaterlandes. Im Eifer der Wiederherstellung und des Neubaues der Staats- und Gemeindeverwaltung bewährte H. Jahrzehnte lang praktisch und gesetzgeberisch seine schöpferische Begabung. An den bekannten Vorzügen der hannoverschen Gesetzgebung in Umwandlung der Feudalverhältnisse hat er verdienstlichen Antheil. Seine eigenthümliche Organisation des Amts Lilienthal (1821—1838) hat er als Muster einer Katasterordnung und ständischen Gemeindeverwaltung in der Schrift: „Abhandlungen über Staats- und Gemeinde-

verwaltung", Hannover 1832, geschildert. In der Einleitung zeichnete er au
Grund bewährter Erfahrungen die Regeln einer richtigen Staatsverwaltung im
Gegensatze zu der das Vorhandene willkürlich umstürzenden Centralisation, an
Selfgovernment, nicht wie in England, durch bloßes Erhalten und Sichselbst
überlassen alter Zustände, sondern durch organische, den wechselnden Bedürfnisse
entsprechende Einfügung in die Centralverwaltung. Er forderte den Aufbau der
Staatsverfassung von unten auf, durch Schonung, Schutz und Belebung der unteren
Organe, Freiheit der Mannichfaltigkeit ohne Gleichmacherei in organischer Ver
bindung mit dem Ganzen, mit Hülfe gründlicher Statistik, unter beständiger
Mitwirkung der Gemeinden und Stände; eine „ständische Mitwirkung, welche sich
auf die Stufen der Verwaltung — Central-, Provinzial- und Gemeinde-Ver
waltung — gleichmäßig verbreite, Unabhängigkeit der unteren Verwaltungen,
deren Controlle mehr durch die ständische Einwirkung der Gemeinden selbst, als
durch das Einschreiten der Oberbehörden geübt werde". Diese Grundsätze war
im Kleinen in jener Amtsorganisation durchgeführt, welche zwar von dem bürea
kratischen Geiste der Oberbehörden unbeachtet blieb, aber sich so sehr bewährte,
daß, als die späteren politischen Bewegungen den nivellirenden Doctrinarismus
mit seiner alles organische Leben zerstörenden Gesetzmacherei zur Herrschaft brachten,
sie auf Verlangen der Eingesessenen ausnahmsweise erhalten blieb und sogar auf
Antrag der benachbarten Gegend auf diese ausgedehnt wurde. Dieses das Vor
handene schonende, pflegende und sorgsam entfaltende, auf Erfahrung gründende
legislatorische Talent, welches auch die Vorzüge des französischen Verwaltungs
mechanismus verwerthete, die H. als junger Beamter zu schätzen gelernt hatte,
erwuchs aus dem liebevollen Verständnisse des deutschen Volkslebens in seiner
Mannichfaltigkeit, mit welchem er drei Jahrzehnte lang als Beamter (1814 Dr
in Burgdorf, 1815 in Ahlden, 1819 in Siedenburg, 1821 in Lilienthal, 1838 bis
1843 in Harburg) in unmittelbarem Verkehr blieb und sich überall unbestrittene
Hochachtung und volles Vertrauen, auch bei den politischen Gegnern erwarb.
Die strengen Ansprüche, welche er bei eigner beispielloser Thätigkeit bis in sein
höchstes Alter an den Beamten stellte, sowie sein Gegensatz zu dem centralisirenden
Büreaukratismus, auch seine uneigennützige Bescheidenheit, mochten die Gründe
sein, daß er, obgleich sein Rath und Beihülfe beständig in wichtigsten Commis
sionen benutzt war, in die höhere Verwaltung erst so spät (1843 zum Landdrost
in Lüneburg) berufen wurde, als er dazu nicht mehr Kräfte und Neigung ver
spürte und der Wahl zum lüneburgischen Landschaftsdirector und Abt des Klosters
St. Michaelis den Vorzug gab. In der ständischen Vertretung fiel seine lang
jährige Thätigkeit mit dem Kampfe gegen den Geist der Julirevolution bis 18
zusammen. Er war schon 1818 Mitglied der zweiten, 1832—1848 der ersten
(hannöverschen) Kammer, lange Jahre Generalsyndicus, später Präsident der
letzteren. Mit den Koryphäen der deutschen Rechtswissenschaft und den echt
sinnigen Staatsmännern jener Zeit war sich H., im Gegensatze zum bürea
kratischen Absolutismus, des Unterschiedes der obrigkeitlichen Rechtsverwaltung,
deren Aufgabe der Rechtsschutz ist, von der Staatsverwaltung, die für das materiell
Gemeinwohl sorgt, stets bewußt. Aber zur klaren Formulirung dieses Unterschiedes
gelangte jene Zeit nicht; daher kämpfte auch er erfolglos gegen den doctrinären Con
stitutionalismus, — und sah mit Schmerz, wie man 1848, mit einer formalen Tren
nung von Justiz und Verwaltung sich begnügend, die Alles umwälzende Gesetz
gebungs- und Reglementirkunst zum Triumphe brachte. In dem Widerstande gegen
diese Richtung, auf Grund seiner Kenntniß des Volkslebens und seiner Erfahrungen
hatte er, gleich anderen Patrioten jener Zeit, die Legitimität — nicht blos dyna
stischer Rechte, sondern aller Organe der Rechts- und Staatsverwaltung —
vertheidigt. Scheinbar dem revolutionären Zuge der Zeit unterliegend, haben

sie doch das Programm der deutschen Zukunft vorgezeichnet, aber auch in den Kämpfen selbst dessen Gedanken und Grundsätze vielfach retten können. In der Ueberzeugung, daß die Staatsverfassung von unten auf sich gliedern und erbauen müsse, durch Belebung der vorhandenen berechtigten Organe in ihrer Mannichfaltigkeit und Besonderheit, wie er es im kleinen Kreise geschaffen, aber zugleich in der Einigung für das gemeinschaftliche Staatsinteresse, bekämpfte er vorzugsweise den Irrthum, als ob in den Wahlen erfahrungsloser, dem Parteigeiste folgender Vertreter zu centralisirenden und von obenher reglementirenden Körpern eine freiheitliche Selbstverwaltung des Volks möglich gemacht werden könne. Er verlangte, daß diese sich in unabhängiger Selbstthätigkeit und Controlle bethätige, in wohlverstandener Geltendmachung der Sonderinteressen und Vereinigung mit den allgemeinen Staatsinteressen entfalte und dazu in Gemeinden, Ständen und Provinzen mit der Centralvertretung und Verwaltung organisch verbunden werde. Die Geltendmachung dieses Gedankens scheiterte auch in Hannover an der herrschenden Richtung, welche den Provinzialständen überhaupt keine Befugnisse, der Gemeinde keine Unabhängigkeit und Besonderheit gönnte. Dennoch rettete Hannover in Verfassung und Verwaltung noch mehr als anderswo von solcher Selbstverwaltung. Es war dies vorzugsweise das Verdienst des althannoverschen Beamtenstandes, der, wie H. in seiner Schrift verlangte und mit eignem Beispiel bewährte, in der ständischen Vertretung wie in der Verwaltung sich zugleich als unabhängiger Vertreter des Rechtsschwertes und als ausführendes Organ der Selbstverwaltung in gewissenhafter Vereinigung der besonderen und allgemeinen Interessen wissen sollte. Ungeachtet der patriarchalischen Schwerfälligkeit und Schwäche eines theilweise veralteten Mechanismus hat die hannoversche Verwaltung auf das Schlagendste jenen historischen Irrthum widerlegt, als ob der erst seit Ludwig XIV. in Europa und verschiedenen deutschen Staaten sich erhebende Absolutismus eine altdeutsche Staatsform sei. Denn nicht nur an dem unabhängigen Sinne des Adels und der Städte, sondern — bis 1848 und bis zu dem Borries'schen Regimente — auch an der verständigen, freisinnigen und unermüdlichen Charakterfestigkeit der Beamten, selbst in der ständischen Vertretung, fanden der Absolutismus und dessen Vorläufer, die büreaukratische Willkür, ihre Schranken. Obgleich daher seit Aufhebung des Staatsgrundgesetzes die wachsende Heftigkeit des politischen Parteistreits es dem Staatsdiener immer schwerer machte, eine gewissenhafte, aufrichtige und unabhängige Stellung einzuhalten, wußte H. doch durch seine freisinnige und ehrenhafte Gesinnung in freimüthiger Sprache, verbunden mit besonders liebenswürdigen und versöhnlichen Formen und unparteischer Besonnenheit sich die Achtung und das Vertrauen der Regierung, wie der Opposition zu erwerben, wodurch ihm immer von Neuem die Aufgabe zufiel, die streitenden Gegensätze zu einem heilsamen Ausgleich zu bringen. Die Bewegungen von 1848 bestimmten ihn, sich vom parlamentarischen Kampfe zurückzuziehen, aber noch einmal seine Ansichten in der Broschüre: „Gedanken in Anlaß der hannoverschen Organisationspläne", 1851, zu veröffentlichen, auch an der erfolgreichen Vertheidigung der Provinziallandschaften gegen die Centralisation sich lebhaft zu betheiligen. Sein reicher für alles Schöne und Nützliche, namentlich für Landwirthschaft, Geschichte und Kunst empfänglicher und schaffender Geist konnte sich, da er die besten Jahre auf dem platten Lande oder in kleinen Städten verlebte, die sich im Anfange des Jahrhunderts nur schwer und langsam von dem aussaugenden Drucke der Kriegsjahre erholten, erst in späteren Jahren wirksam entfalten. Seit 1850 Director der königlichen Landwirthschaftsgesellschaft, war er es, der die organische Verbindung derselben mit sämmtlichen landwirthschaftlichen Vereinen des Landes zum Muster für ganz Deutschland zu Stande brachte. Die vorhin gezeichnete Grundrichtung: das Einzelne und Besondere sorgsam zu achten

und organisch mit dem Ganzen zu verbinden, brachte er also auch hier in An-
wendung, mehr noch in der Geschichtsforschung, welcher er bis an sein Lebensende
vorzugsweise sich widmete. Er strebte einerseits für eine erschöpfende, allenthalben
gleichmäßig nach einem bestimmten Plane arbeitende Veröffentlichung aller Ge-
schichtsquellen des Mittelalters; ein Plan, für dessen Ausführung er seiner Zeit
noch zu wenig Anklang fand, den er selbst aber durch Herausgabe zahlreicher
Urkundensammlungen zu verwirklichen begann. Ferner verfolgte er den — später
von seinem Mitarbeiter Böttger ausgeführten — Plan, für die mittelalterliche
Geschichte die nothwendige Grundlage in einer genauen Ethnographie und Geographie
der alten Gau- und Stammesgrenzen auf Grund der damit zusammenfallenden
kirchlichen Grenzbeschreibungen aufzustellen und hat er auch dazu verschiedene
Vorarbeiten veröffentlicht. Manches Andere noch, was er, der echte Sohn einer
patriotisch begeisterten Zeit friedlichen und fröhlichen Schaffens, angeregt hat
wird vielleicht bei einstiger Wiederkehr solcher Zeiten von der Geschichtsforschung
wieder aufgenommen werden. v. Hodenberg.

Hoditz: Albert Joseph Graf v. H., wurde den 16. Mai 1706 geboren,
besaß das große Gut Roßwalde, südlich von Hotzenplotz im österreichischen Herzog-
thum Jägerndorf gelegen. Geistig angeregt, mit mannichfaltigen Kenntnissen
ausgestattet, von lebendiger Phantasie, ging er nach Italien, wurde dann Käm-
merer am Hofe Karls VI. 1734 vermählte er sich mit der 22 Jahre älteren
Sophie, Tochter des Herzogs von Sachsen-Weißenfels, Wittwe des Markgrafen
Georg Wilhelm von Baireuth. Die Ehe wurde bald getrennt. 1742 machte
ihn Friedrich II. zum Commandeur eines Husarenregiments, für welche Stellung
der geistreiche, phantastische Mann durchaus nicht geeignet war. H. ging nach
Roßwalde und machte Schloß, Garten und Gut zu einem Wohnsitz von ver-
schwenderischer Pracht, voll Geschmack, aber auch voller Seltsamkeiten. Alle
preußischen Officiere, die jene Gegend besuchten, nahm er glänzend auf und
sprach überall mit der höchsten Verehrung von Friedrich II. So oft dieser in
Schlesien war, machte ihm H. seine Aufwartung. Im August 1765 und dann
im September 1770 war der König in Roßwalde, als er von Mähren zurück-
kehrte. Auf die Einladung des Grafen hatte der König (22. Juli) aus Pots-
dam geschrieben: „Je vous admirerai à Rosswalde comme la reine de Saba
admira la sagesse de Salomon, et surtout son sérail, qui était, soit dit par
parenthèse, un peu plus nombreux que le vôtre“ und nach seiner Rückkehr schrieb
er am 16. September: „Je suis encore tout enchanté de mon séjour à Ross-
walde, et l'idée du plaisir que j'ai goûté me poursuit partout. Partout je vois
mon aimable hôte empressé à me donner mille preuves de son attachement et
à me procurer mille plaisirs“. 1771 wurde H. nach Sanssouci eingeladen.
1773 ließ er die Büste des Königs von Erz in seinem Garten aufstellen, es
war das erste Denkmal, das dem Könige gesetzt war und trug in vergoldeten
Buchstaben die Inschrift: „Natura lo fece, e poi ruppe la stampa“ (Ariost.
Orlando furioso). Im Berliner Cabinetsarchiv befinden sich 171 Briefe des
Königs an H., von denen Preuß (in den Correspondances de Frédéric II.) 51,
alle nur kurz und von liebenswürdiger Freundlichkeit, abgedruckt hat, zwei sind
von des Königs eigener Hand, die anderen von ihm unterschrieben und oft mit
einem Postscriptum versehen. Durch seinen ungemessenen Aufwand hatte H. sein
Vermögen von 5 Millionen Thalern erschöpft, er wurde von seinen Gläubigern
gedrängt und ging auf die Einladung des Königs den 24. April 1776 nach
Potsdam — der König gab ihm eine bedeutende Pension und that Schritte, um
seine wol unheilbar zerrütteten Vermögensverhältnisse zu arrangiren. H. starb
am 18. März 1778, der letzte seines Geschlechtes, in dem Hause in Potsdam

Jägerstraße), das ihm der König angewiesen. Nach seinem Tode wurde der Theil der Straße, in welchem er gewohnt, auf königlichen Befehl die Hoditzstraße genannt. v. Meerheimb.

Hodo I., Markgraf der Lusitzer, d. h. des östlichen Theils der späteren Ostmark, die er nach dem Tode des Markgrafen Thietmar (978), mit dessen Tochter Frederuna er vermählt war, in ihrem ganzen Umfange verwaltete und in vielfachen Kämpfen gegen Polen und Luitizer zu schützen hatte; starb zwischen 1. Januar und 12. Juli 993.

Hodo II., Sohn des Markgrafen Thietmar II. von der Ostmark und dessen Nachfolger von 1029—34. Mit ihm erlosch das Geschlecht des Markgrafen Christian und der Hidda, der Schwester Gero's (s. d.). Flathe.

Hoë: Matthias H. von Hoënegg, Theolog, war der jüngste von drei Söhnen des Dr. jur. Leonh. H., der aus Franken gebürtig, nach Wien gekommen und dort allmählich von der Advokatur zur Professur und dem Decanat in der juristischen Facultät emporgestiegen, endlich, trotzdem er Protestant war, vom Kaiser Rudolf II. 1592 mit dem Zusatze von Hoënegg geadelt, 1596 zum wirklichen Reichshofrath ernannt und am 4. März 1599 gestorben war. Seine Mutter war Helena v. Wollzogen, des niederösterreichischen Hofkammerraths v. W. Tochter. — Matthias v. H. war 1580 zu Wien geboren. Zarter Gesundheit und schwächlichen Körpers, begann er erst im 7. Jahre den Unterricht in der Dom- und Kathedralschule von St. Stephan in Wien, entwickelte sich aber bei seinen guten Anlagen und seiner leichten Fassungskraft später um so schneller. Mit dem 14. Jahre ward er auf das Gymnasium nach Steyer in Oesterreich geschickt, wo damals der österreichische Adel mit Vorliebe seine Söhne erziehen ließ. War er hierdurch den Werbungen der Katholiken um seinen Uebertritt entgangen, so gerieth er nun in den Kampf zwischen seinem flacianischen Hauslehrer und einem calvinistischen Lehrer, dessen Ausgang seinen gut lutherischen Vater bis zum Abgange seines Sohnes zur Universität ängstigte. Dieser scheint 1597 erfolgt zu sein. Vorerst hörte H. Vorlesungen in Wien; dann entschieden sich seine Eltern, da sie seine besondere Hinneigung zur Theologie erkannten, ihn nach dem Hort der evangelischen Kirche und des reinen Lutherthums, nach Wittenberg, zu senden. Von dem sächsischen Gesandten in Wien bestens empfohlen, langte er am 15. Juli 1597 in Wittenberg an und wurde am folgenden Tage immatriculirt. Man nahm sich seiner in den Professorenkreisen, wie H. selbst rühmt, freundlich an und der ausgezeichnete Fleiß, mit dem er zuerst Philosophie, dann Theologie und Jurisprudenz gleichmäßig hörte, ließ von ihm in jeder dieser Wissenschaften das Beste erwarten. Aber er blieb der Theologie treu. 1601 zur Licentiatur zugelassen, hielt er Vorlesungen und predigte fleißig. Von dem Kurfürsten Christian II., dem er sich bei dessen Thronbesteigung am 23. Septbr. 1601 durch eine Gratulationsschrift empfohlen hatte, wurde er nach abgelegtem theologischem Examen als dritter Hofprediger am 24. Febr. 1602 nach Dresden berufen. Trotz seiner kurzen Amtsführung wußte er sich die Gunst des Kurfürsten, wie des Hofes in dem Maße zu erwerben, daß er seine älteren Amtsbrüder Polykarp Leyser und Blate auszustechen drohte. Zum Glück für beide bot die Vacanz der Superintendentur in Plauen die Möglichkeit, den gefährlichen Rivalen dorthin zu entfernen. Am 1. Januar 1604 begann er sein neues Amt und am 6. März d. J. wurde er zum Doctor der Theologie durch Leonh. Hutter in Wittenberg promovirt. Der Kurfürst hatte ihn mit 200 Gulden bei den Ausgaben hierfür unterstützt, wie er ihm auch während seines Dresdener Aufenthaltes in freigebigster Weise durch Geld- und andere Geschenke seine Gunst zu erkennen gegeben hatte. — Hoë's Wirksamkeit in Plauen scheint eine gesegnete gewesen zu sein. Er besaß die Fähigkeit,

die Menschen für sich einzunehmen. Bei der Plauener Bürgerschaft gelang ihm
dies um so leichter, je mehr er sich in schweren Zeiten der Noth thatsächlich um
seine Gemeinde verdient gemacht und zugleich eine Menge von vortheilhaften
Berufungen ihr zu Liebe abgelehnt hatte. Den Ruf der deutschen evangelischen
Gemeinde zu Prag jedoch glaubte er annehmen zu müssen, weil höhere politische
Gesichtspunkte dabei zur Geltung kamen. Im Mai 1611 trat er sein neues
Amt an. Er übernahm damit die Leitung des gesammten Kirchen- und Schul-
wesens jener Gemeinde als „Director“ vorläufig auf unbestimmte Zeit, da er
vom Kurfürsten gewissermaßen nur beurlaubt war. Die neue Lage, in welche
er jetzt eintrat, war nach jeder Seite schwierig. Hatte er geglaubt, dem Luther-
thum in Böhmen zu größerer Ausbreitung verhelfen zu können, so hatte er sich
geirrt. Die große Masse der böhmischen Evangelischen blieb dem Calvinismus
geneigter als jenem. Graf Andreas Schlick, auf den sich die deutsche Gemeinde
vorzüglich stützte, war mit der Brüder-Unität zerfallen und entbehrte so des Ein-
flusses auf das Gros seiner Landsleute. Es scheint als ob man auf der Seite
derselben überhaupt die lutherischen Bestrebungen als fremde und ausländi-
Angelegenheiten angesehen habe. Es konnte diese Meinung nur stärken, wenn
man z. B. bei der Grundsteinlegung zur neuen deutschen Salvatorkirche in der
Altstadt Prag am 27. Juni 1611 den kursächsischen Gesandtschaftssecretär
Seuß die Feierlichkeit leiten und den „Sachsen“ H. die Predigt halten ließ.
Dazu kam, daß H. in seinen Predigten dem Haß gegen alles Calvinische mehr,
als gut war, die Zügel schießen ließ und sowol Kanzelfehden als sich selbst per-
sönliche Verfeindungen hervorrief. Man stellte ihm nach und beschimpfte ihn
noch am letzten Tage seines Aufenthaltes durch ein boshaftes Pasquill, welches
am Galgen der Prager Altstadt angeschlagen gefunden wurde. Der Ruf des
Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen, der ihn zum obersten Hofprediger
ernannte (22. Januar 1613), konnte ihm daher nur höchst willkommen sein,
weil er ihn zur rechten Zeit auf ehrenvolle Weise aus einer mehr als unerquick-
lichen Situation befreite.

Erst mit dem Eintritt in dieses neu gegründete Amt wurden ihm aber
auch die Mittel geboten, die mannigfaltigen Seiten seines Charakters zu offen-
baren und die Stellung zu gewinnen, welche ihm einen Platz in der Geschichte
seiner Zeit gewährt hat.

Der Schwerpunkt des geistigen und geistlichen Lebens in Deutschland lag
damals in den Höfen und in denjenigen Personen, welche diese zu beherrschen
verstanden. Diese waren die Günstlinge und die Beichtväter und Hofprediger.
Indem H. die vornehmste geistliche Stelle des Landes übernahm, behielt er durch
seinen Einfluß auf den Kurfürsten eine — man darf sagen — entscheidende
Stimme in den theologischen und kirchlichen, oft auch in den politischen und
diplomatischen Angelegenheiten, um so mehr, als diese nicht selten mit jenen
Hand in Hand gingen oder durch sie geradezu bestimmt wurden. In dieser
Beziehung ist das Urtheil daher nicht ganz ohne Berechtigung, daß die Geschicke
dieser Zeit „in den Händen zweier fürstlichen Beichtväter gelegen hätten, wovon
H. der eine, der andere Lämmermann, Beichtvater Ferdinands I.“ gewesen ist.
(Tholuck, Herzogs Realencyklopädie, Bd. VI. S. 165.) So nennt auch das
gleichzeitige Volkslied: „Dieses laß' mir drei stolze Pfaffen sein“, als Vertreter
der Lutheraner „Herrn Matz“ d. i. Matthias v. H. neben „Job“ dem Katho-
liken und „Vater Abraham“ (Scultetus) dem Calvinisten (vgl. Opel und Cohn,
Der 30jährige Krieg, Halle 1862, S. 104 ff. u. S. 179 ff.).

Mit seinem Amtsantritt begann H. sofort, wie ein auf ihn gekommenes
Erbtheil seiner Vorgänger seine polemisch-litterarische Thätigkeit. Die Spannung
zwischen Lutheranern und Calvinisten, welche in den letzten 50 Jahren in immer

ählbarerer Weise zugenommen hatte, war auf ihrem Höhepunkt angelangt. Seitem auch Kurbrandenburg und Liegnitz das lutherische Bekenntniß verlassen atten, erschien die Gefahr, allmählich dem Calvinismus zu erliegen, in Dresden, em staatlichen Hort des Lutherthums, so groß, daß man daselbst sogar ein Zusammengehen mit den Katholischen nich für verwerflich hielt. Diese Anchauung war in Sachsen keineswegs durch H. eingeführt worden. Schon 1602 atte Polykarp Leyser es offen aussprechen können, „daß die Lutheraner lieber nit den Papisten gemeinschafft haben und gleichsam mehr vertrawen zu ihnen ragen sollen, denn mit und zu den Calvinisten“. Es war daher nur eine gevissermaßen amtlich übernommene Pflicht, daß H. sich jetzt in seiner Politik benfalls mit besonderem Nachdruck gegen die Reformirten wendete. Seine ersten Händel mit dem reformirten englischen Gesandten Stephan Lesurius bildeten nur as Vorspiel zu einem weit heftigeren Kampfe, der 1614 wegen des kurbrandenurgischen Confessionswechsels anhob. Alle Streitpunkte fanden sich hier zuammen, um dem Kampfe Gluth und Bedeutung zu verleihen: Politische Feindchaft zwischen Sachsen und Brandenburg wegen der jülichschen Erbfolge, religiöser Eifer gegen die Irrlehre, beides zusammen wegen der drohenden Ausbreitung es calvinischen Machtgebietes. Natürlich handelte H. nicht als bloße Privatperson, als er den Streit begann. Seine vier Schriften von 1614 in dieser Sache hatten einen gleichen Werth, wie heutzutage diplomatische Noten, und ihr Ton, wie ihr Inhalt bezeugen in ihren Steigerungen und Anzüglichkeiten mindestens ebensosehr den Grad der Feindschaft Kursachsens gegen Kurbrandenburg, wie der Lutheraner gegen die Calvinisten. Beide decken sich in vielen Fällen. Vermindert sich jene, so kann auch diese schweigen. Darum ist es gar nicht verwunderlich, daß, als beide bisher feindseligen Kurfürsten sich einander nähern und auf einer persönlichen Zusammenkunft zu Naumburg (März 1614) die alte Erbverbrüderung erneuern, derselbe H., der soeben noch zuckende Blitze gegen Brandenburg geschleudert hatte, eine „Naumburgische Fried- und Freuden-Post“ meldet, d. i. „Zwo christliche Predigten, derer eine zum Eingang, die andere zum glücklichen Ausgang der — Zusammenkunfft zu Naumburg gehalten“. Indessen war diese Stimmung des sächsischen Oberhofpredigers nur vorübergehend wie jenes Freundschaftsverhältniß der beiden Kurhäuser. Die alte Fehde beginnt von neuem und diesmal nicht blos gegen Brandenburg, sondern gegen den Calvinismus überhaupt. In jedem Jahre erscheint eine Anzahl Schriften Hoë's, die, in unglaublich kurzer Zeit verfaßt, mit geschicktester Benutzung aller Blößen der Gegner eine dem Zeitgeschmack entsprechende sehr derbe und meist übertreibende Kritik an denselben üben. Am interessantesten unter jenen sind: der „Triumphus Calvinisticus“, 1614, der „Prodromus“, 1618, und die „Trewherzige Warnung für die Jubelfests-Predigt, so im vergangenen Jahr den 2. November zu Heydelberg von Abraham Sculteto, Churfürstl. Pfältzischen Hofe Prediger daselbst gehalten 2c.“, Leipz. 1618. Die ganze bis zum Haß gesteigerte Feindschaft, welche beide Confessionen und jetzt besonders Sachsen und die Pfalz trennte, lodert hier in unheimlicher Gluth auf und beleuchtet schauerlich die Jubelfeier, welche man gerade damals im protestantischen Deutschland zum 100jährigen Gedächtniß der Einführung der Reformation zu begehen sich anschickte. Wenige Monate noch und das große Drama des 30jährigen Krieges nimmt in Prag seinen Anfang.

Auch H. fiel in demselben seine Rolle zu. In allen wichtigen religiösen wie politischen Handlungen wird sein steigender Einfluß fühlbar und in immer weiteren Kreisen. Bei der böhmischen Königswahl, bei der Wahl Ferdinands II. zum deutschen Kaiser, bei dem Bündnisse Sachsens mit dem Kaiser und der Liga gegen Friedrich V. von der Pfalz, bei den Verhandlungen mit den Katho-

lischen auf der berüchtigten Mühlhauser Versammlung (März 1620), aber auch bei der Auswirkung der Bekenntnißfreiheit für die Lutheraner in Schlesien und Böhmen ist seine Thätigkeit im Sinne der sächsisch-kaiserlichen Politik mit der Spitze gegen den Calvinismus nachweisbar. Der kaiserliche Gesandte an die Stände des ober- und niedersächsischen Kreises v. Elvern theilt in seinen Berichten nach Wien d. d. 22. u. 23. Febr. 1620 mit, H. liege täglich dem Kurfürsten mit Anklagen gegen die Böhmen in den Ohren, er male die Calvinisten und Böhmen mit den schwärzesten Farben, ja er habe in einem eigenen Promemoria seinen Herrn aufgefordert, dem Kaiser Hülfe zu leisten. Der Haß Hoë's gegen jene habe ihn in Verwunderung gesetzt, „er habe es nie gedacht, daß dieser in so hohem Grade den Katholiken zugethan sein könne". Der Kaiser hatte H. ein Geschenk für seine Kinder überreichen lassen. Unter dem 24. Febr. bedankte sich dieser bei ihm in den lebhaftesten Ausdrücken für die kaiserliche Gnade. „Er versicherte, daß er bis an seinen Tod in seinem bisherigen Diensteifer verharren werde". Man kann durchaus nicht sagen, daß diese Haltung Hoë's und diese Richtung in der Politik selbst in Sachsen allgemeine Billigung erfahren habe. Die Universität Wittenberg widerrieth in einem amtlichen Gutachten auf das entschiedenste ein Bündniß mit dem Kaiser, weil „zu besorgen, da man zu auftreibung und zu unterdruckung der Evangelischen hülffe, daß hernach der Pabst durch seine Adhaerenten die vertilgung und ausrottung deß ubrigen theils, so wol fortsetzung deß Tridentinischen Concilii eyferig werde suchen. Auch ferner zu befürchten, daß durch solche würckliche Assistenz die eygene Lande in eußerste gefahr gesetzet werden"; und ein (vielleicht pseudonymer) „Herr Jakob von Grünthal, kurfürstlich Sächsischer Kriegs-Rath ꝛc.", konnte sogar in einer Flugschrift den Kurfürsten direct auffordern, dem Bündniß mit dem Kaiser zu entsagen, die Execution in der Lausitz ꝛc. einzustellen und H. „als ein Sündopfer je eher je besser hinrichten zu lassen". Eine ähnliche Erregung spricht sich in anderen gleichzeitigen Schriften aus, die alle H. geradezu als den Urheber alles Unglückes, das aus der Verbindung eines evangelischen Staates mit dem Kaiser und der Liga entstanden sei, bezeichnen (vgl. Joh. Mylius, Viel und längst gewünschter . . . Bericht, ob, was, woher, und wie fern . . . . Herr D. Hoë mit der Böhmischen Sache . . . zu thun gehabt u. s. w. Dreßden 1620). H. hatte, wie es scheint, vor der Hand keine Zeit auf alle diese ernsten Angriffe zu antworten. Der Executionszug nach der Lausitz, Schlesien, Nordböhmen war im Gange, Sachsen beflissen, seine reformirten Glaubensgenossen an den Kaiser auszuliefern, und H. viel beschäftigt im Feldlager mit Danksagungs- und Huldigungs-Predigten, mit Rathschlägen und Gutachten für den Kurfürsten, aber auch mit der Einheimsung der reichen Geschenke, welche ihm von allen Seiten zuflossen, und der Ehren, die ihm u. a. der Kaiser durch die Verleihung der Würde eines kaiserlichen Pfalzgrafen (November 1621) zu Theil werden ließ. Kaum jedoch war er nach Hause zurückgekehrt, so schreibt er mit gewohnter Rührigkeit gegen seine Feinde. Wüthend wendet er sich zuerst gegen den Herrn v. Grünthal in seiner „Gegen-Antwort auf sein lästerliches Sendschreiben, ... da es doch ein Teufflisches Gedicht ist", sodann gegen die Reformirten, indem er zu beweisen sucht, die „Einstimmung der Türcken und Calvinisten" und eine „Augenscheinliche Probe" gibt, „wie die Calvinisten in 99 Punckten mit den Arrianern und Türcken übereinstimmten". Alle drei Schriften sind vor 1622 erschienen. Sie sind weder original noch überzeugend; grob und hochfahrend wie selten, vermag H. die Monotonie des Ausdruckes seines Calvinistenhasses nur durch möglichste Steigerung der Beschuldigungen und Verurtheilungen der Feinde einigermaßen zu mildern. Und doch — was half ihm dies Alles! Die Thatsachen, die Freunde wie die Feinde, endlich die gesammte Entwicklung der

deutschen Verhältnisse erheben sich als gewaltige Ankläger gegen ihn und die kursächsische Politik, die er zu discreditiren so eifrig beigetragen hatte. Zwei Mal, 1622 und 1624, muß er sich an den Kaiser resp. dessen Statthalter wenden, um die armen böhmischen und schlesischen Lutheraner vor den furchtbarsten Verfolgungen, die der Kaiser trotz allen den Sachsen gemachten Versprechungen über sie verhängt hatte, zu schützen; umsonst, der böhmische Protestantismus wurde fast unter seinen Augen vernichtet. — Treue und gläubige Lutheraner sind entrüstet, weil er dem Kaiser und den Papisten gegenüber sich so servil benommen und seinen Kurfürsten zum Kriege gegen die Protestanten überredet habe. Man ist nahe daran, ihn für einen heimlichen Katholiken zu halten, und wird in dieser Meinung noch bestärkt, da Petrus Cutsemius, Weihbischof zu Cöln, 1622 die Zeit für gekommen erachtet, den Kurfürsten von Sachsen und sein Volk öffentlich in seiner Saxonia Catholica zur Rückkehr in die katholische Kirche aufzufordern. — Kein Wunder daher, wenn auch auf rein kirchlichem Gebiete das bisherige Ansehen, welches Sachsen unter den Lutheranern seit der Reformation genoß, in sehr bedenklichem Maße sank. Die Tübinger waren es, welche in dem zwischen ihnen und den Gießenern wegen der κρύψις und κένωσις ausgebrochenen Streite, den Sachsen und an ihrer Spitze H. zuerst entgegentraten, als dieselben die Differenz beider ihnen befreundeten Facultäten vor ihr Forum zogen und unter Hoë's Vorsitz eine von ihm verfaßte Decision („Gründliche und in Gottes Wort, auch dem christlichen Concordien-Buche gemäße Erklärung ꝛc.“, Leipz. 1624) erließen, in welcher sie die Tübinger verurtheilten. Diese bezeugten in ihrer „überaus hefftigen und stachlichen“ Erwiderung, „Amica admonitio“ nicht die geringste Lust, die Autorität der Sachsen anzuerkennen und konnten auch durch Hoë's Replik: „Necessaria et inevitabilis Apologia“, Leipz. 1625, nicht dazu gebracht werden. Nicht besser erging es H. und seinem Leipziger theologischen Convente in dem Rathmannschen Streite, in welchem die Rathmann in Schutz nehmenden Rostocker und besonders die trefflichen Paul und Johann Tarnov kurzweg ihnen erklärten, daß sie sie als Richter nicht anerkennten (1629). Es war vergeblich gewesen, durch die Theologenconvente, welche von 1621—28 in Sachsen regelmäßig und in möglichst officieller Form die theologischen Streitfragen der Zeit beurtheilten und entschieden, die Autorität über Lehre und Glauben dem kurfürstlichen Oberhofprediger und den sächsischen Universitäten wie in alter Zeit zu erhalten. Die Zeit der theologischen Kämpfe und ihres allgemeinen Einflusses war vorüber, die politischen lösten sie ab, freilich ohne die Gemeinschaft des Ursprunges und die innere Verwandtschaft mit jenen zu verleugnen. — Das Restitutionsedict (1627) traf Sachsen ebenso scharf, wie die übrigen evangelischen Staaten. Die Milde, welche Ferdinand II. anfänglich noch gegen Johann Georg I. walten ließ, fand bald ihr Ende. Schon behaupteten die Jesuiten, nicht blos um die Herausgabe der nach dem Augsburger Religionsfrieden eingezogenen Kirchengüter handele es sich, sondern um alle früheren geistlichen Besitzungen; denn die Evangelischen seien von der jenem Frieden zu Grunde gelegten Augsburgischen Confession abgewichen. Das war gerade für Sachsen eine höchst bedenkliche Behauptung. Der Kurfürst beauftragte H. und die mit ihm in Leipzig versammelten Theologen mit der Widerlegung derselben. Mit ihrer Zustimmung veröffentlichte er die „Nothwendige Vertheidigung des H. Röm. Reichs Chur-Fürsten und Stände Augapfels, nemlich der — Augsb. Confession ꝛc.“, Leipz. 1628 und auf die jesuitische Replik: „Brill auf den Evangelischen Augapfel ꝛc.“, 1629 die: „Nochmalige Hauptvertheidigung des — Aug-Apfels ꝛc.“, 1630 zwei Schriften, von denen besonders die letzte, unter Mitwirkung des großen lutherischen Dogmatikers Joh. Gerhard entstanden, wegen ihrer tiefen Gelehrsamkeit und der Wucht ihrer

Argumente noch heute unter den protestantisch-polemischen Arbeiten eine sehr bedeutende Stelle einnimmt. — Damit war endlich ein Mal Klarheit gegenüber den Katholiken geschaffen; die Feier der Erinnerung an die Uebergabe der Conf. Augustana konnte nur dazu beitragen, sie noch zu vermehren. H. verfaßte hierzu auf Befehl des Kurfürsten das „Manuale Jubilaeum Evangelicum“, Leipzig 1630, wegen dessen er von Cutsemius angegriffen und zu der die Hoffnungen der Katholiken gründlich zerstörenden „Responsio ad Paraenesin provocatoriam D. Petri Cutsemii“, Leipz. 1632, gezwungen wurde. Aber schon vor dieser Schrift hatten die immer deutlicher hervortretenden Absichten des Kaisers eine Verständigung des sächsischen Hofes mit den übrigen Evangelischen erfordert und zu Stande gebracht. Der Leipziger Convent bezeichnete diesen bedeutsamen Schritt, den die sächsische Politik endlich zu thun wagte. Am 10./20. Febr. 1631 wurde er eröffnet. H. hielt in der Thomaskirche die geharnischte Eröffnungspredigt, der er die Worte des 83. Psalmes: „Gott schweige doch nicht also, und sei doch nicht so stille“ 2c. zu Grunde legte, und während die Fürsten tagten, hielten ihre Theologen, von Sachsen H. Höpffner, Jo. Höpner und H. von Seiten Brandenburgs und Hessens Bergius, Crocius und Neuberger vom 3.—23. März friedsame und versöhnliche Religionsgespräche. Die Confessio Augustana, selbst die invariata wurde von den Reformirten anerkannt; nur in Betreff der Art. 3 und 10 hielten sie an ihrem Dissensus fest. Damit war ein für die religiösen, wie für die politischen Verhältnisse hochbedeutender Erfolg erzielt: Der bisher herrschende lutherische Separatismus, der im Laufe der Zeit sich allmählich zu einer Art sächsischer Staatsraison entwickelt hatte, war, vor der Hand wenigstens, aufgegeben (J. H. A. Ebrard, Kirchen- und Dogmengesch. Bd. III. S. 648 ff.). H. hatte bewiesen, daß er unter Umständen geschmeidig genug sein konnte, sich und seinen Herrn zu versöhnlichen Schritten zu disponiren — wenn er nur wollte. Indessen darf diese Willfährigkeit nicht täuschen. Der Kurfürst und sein Hofprediger trugen zunächst nur dem Zwange der Verhältnisse Rechnung. Bis zur Lützener Schlacht hatten sie die alte Hinneigung zum Kaiserhause und die Feindschaft gegen die verbündeten Calvinisten klüglich zurückgesetzt. Kaum aber hatte der Tod Gustav Adolfs dem immer eifersüchtigen Dresdener Hofe seine Selbständigkeit zurückgegeben, so bemächtigten sich seiner sofort wieder die alten Zu- und Abneigungen. Dadurch, daß H. hierbei ein maßgebender Einfluß eingeräumt wurde, bezeichnete man zugleich die Richtung, welche man einzuschlagen geneigt war. Am 28. März 1634 hatte H. auf Befehl des Kurfürsten im Geheimrathscollegium ein Gutachten zu erstatten über die Frage: „Ob die Evangelischen dem Calvinismo zum Besten die Waffen ergreiffen, und in omnem eventum, allein um des Calvinismi willen, den hochnöthigen Frieden im H. Röm. Reich ausschlagen, hingegen mit den blutigen Waffen fortfahren könnten und sollen?“ Die Antwort war selbstverständlich; aber sie überraschte doch durch ihre in Anbetracht der letzten Vergangenheit rücksichtslose Schroffheit: „Da muß nein sagen“, erklärte H., „wer ein christliches Herz und Gewissen hat. Denn so hell die Sonne am Mittag steht, so wahr ist es, daß die calvinische Lehre voller erschrecklichen Gotteslästerungen, abscheulicher Irrthümer und Gräuel stecke und Gottes geoffenbartem Worte diametraliter entgegenlauffe“ (Unschuld. Nachr. 1734, S. 570 ff.). Das war ganz der alte H.; seine Wandlung hatte nicht lange vorgehalten. Nun war auch entschieden, was folgen mußte. Der Prager Friede 1635 bezeichnet die Rückkehr Kursachsens zu der Politik von 1620 mit allen ihren Consequenzen für die davon betroffenen Evangelischen in Schlesien und Böhmen.

Wie man diese damals wol ohne rechtes Urtheil über die eigene That ihrem Todfeinde ausgeliefert hatte, so übergab man sie jetzt demselben zum zweiten

Male, aber mit der bestimmten Erkenntniß, daß man ihre Kirche dem Untergange Preis gebe. Das konnte den sächsischen Räthen, die den Frieden vermittelten, ja vielleicht sogar dem Kurfürsten in Anbetracht mancher politischer Vortheile ohne zu große Bedenken möglich sein; aber H. hat sich dagegen im Geheimrathscollegium ganz entschieden gesträubt, ja nicht ein Mal die Calvinisten von dem Frieden auszuschließen gestrebt (K. G. Helbig, Der Prager Friede; in v. Raumer's historischem Taschenbuch, 1858, S. 616). Auch die Forderung Sachsens bei den Pirnaer Verhandlungen, daß das Augsburgische Bekenntniß in den kaiserlichen Erblanden freigegeben werde, beruhte gewiß auf seinem Vorschlage, und es ist daher wohl erklärlich, daß er am Abend vor der Dankfeier wegen der Pirnaischen Friedensacte dem Feldmarschall v. Arnim erklärte, der Kurfürst könne dieselben in seinem Gewissen nicht verantworten und handle wider die Billigkeit, obgleich er am nächsten Tage selbst die Dankpredigt hielt (16. Novbr. 1634). Diese Thatsache ist vollkommen verständlich, sobald man die Stellung Hoë's am Hofe eines Johann Georg I. ermißt. Man braucht darum durchaus nicht an eine Bestechung Hoë's von Seiten des Kaisers zu glauben. Um denselben überhaupt für den Frieden zu gewinnen, reichte schon der Wunsch des Kurfürsten, denselben hergestellt zu sehen, damit er von dem schwedischen Bündniß befreit werde, vollkommen aus. Und dieser ist hinreichend bezeugt.

Freilich hatte sein Verhalten bisher mit Recht starkes Bedenken gegen seine Unbestechlichkeit erweckt. Er selbst hatte sich der ehrenden Anerkennungen und Geschenke sowol des Kaisers, als anderer Fürsten und vornehmen Personen oft genug gerühmt. Er hatte auch „ein gar schönes Vermögen erlanget, und ist über die Güther Lungwitz, Gönßdorff, Ober- und Nieder-Rachwitz, Erb-Herr gewesen, daß er also seine Familie in gutem Glück und Wohlstand hinter sich gelassen" (Gleich, Bd. II. S. 136). Pufendorf, Rer. Suecicar. Lib. VII. § 43 p. 195, berichtet von dem Verdacht, H. habe für 10000 Thaler, die er vom Kaiser erhalten, seine Geneigtheit zum Prager Frieden erkaufen lassen, und Spanheim, Mémoires sur la vie et la mort de la Princesse Loyse Juliane etc., Leyden 1645, S. 154 u. S. 327 behauptet gradezu, man habe H. 1620, sowie 1635 par diverses bricolles et la graine du Peru für den Kaiser gewonnen. Indessen die wenigsten dieser Beschuldigungen sind erweisbar, und so oft sie zu Hoë's Lebzeiten geltend gemacht wurden, so oft sind sie zurückgewiesen worden (vgl. Hoë, „Unvermeidentliche Rettung Churfürstl. Durchlaucht zu Sachsen" 2c., Leipz. 1635). Ganz rein stand H. in dieser Hinsicht gewiß nicht da; aber man wird ihm kaum mehr Empfänglichkeit für solche Gnadenerweisungen Schuld geben können, als sie im Durchschnitt bei den meisten Räthen und Günstlingen damaliger Fürsten vorhanden war. Vor allem ist es unrichtig, ihn immer als verwandtschaftlich und darum auch dem Verbrechen nach verbunden mit dem kurfürstlichen Rathe David Döring zu nennen, der sich bei den Prager Friedensverhandlungen gewiß hatte bestechen lassen. H. war weder sein Schwager, noch sein Schwiegervater, und Familienverbindungen zwischen den Kindern Hoë's und Döring's fanden erst 2 resp. 7 Jahre nach dem Tode des letzteren (1638) statt (Gleich a. a. S. 140 u. 142).

Die Kurfürstin Magdalene Sibylla, Joh. Georgs Gemahlin, welche die Personen und die Verhältnisse in der Umgebung ihres Gemahles mit sehr scharfem Blicke betrachtete, beschuldigt H. nicht der Bestechlichkeit, wie sie es bei Anderen in bestimmtester Form thut, wol aber des Ehrgeizes und der Mißgunst. (K. A. Müller, Kurf. Joh. Georg I. 2c., Dresden und Leipzig 1838, S. 198.) In der That trifft sie damit die besonders hervortretenden Fehler seines Charakters. Sein vornehmer Haushalt, sein offenbares Streben nach Umgang mit distinguirten Personen, seine hohle Prahlerei mit dem Titel und der Würde eines kaiserlichen

Pfalzgrafen, seine Härte und Verfolgungssucht gegen seinen Amtsgenossen, den ältesten Hofprediger Hänichen, im Grunde auch seine unverkennbare Sucht, sich als Haupt und Hort der reinen lutherischen Kirche sowol das Schiedsrichteramt über die streitenden Parteien derselben, als auch das Recht der Abwehr der gegen dieselbe gerichteten Angriffe zu vindiciren — Alles dies bezeugt, daß er nicht gewillt und im Stande war, im Leben irgendwo die zweite Rolle zu spielen. Er hat allerdings auch den ersten Platz bei seinem Fürsten bis zu seinem Ende behalten.

Die letzten Jahre seines Lebens verflossen unter den furchtbaren Drangsalen eines nimmer enden wollenden Krieges, den mit verursacht und verlängert zu haben, er vielleicht niemals als seine Schuld erkannt hat. Er hatte sich, das genügte ihm, seinem Fürsten unentbehrlich zu machen gewußt. Ihre Naturen hatten etwas Zusammenstimmendes. Dazu kam sein Geschick in der Behandlung dieses Mannes, sein serviles Benehmen, das er mit großer Gewandtheit in eine biedermännisch-derbe und treuherzige Form zu kleiden verstand. Darum schickte er sich sehr wohl zum Beichtvater eines Johann Georg, der nicht genirt werden durfte, der sich aber wohl leiten ließ. Damit war ihm eine große Macht in die Hand gelegt, die Kirche zu verjüngen — und doch, wie sehr hat gerade zu seiner Zeit der Protestantismus in Sachsen gealtert! Ein Theolog voll Furcht, auch nur ein Titelchen des lutherischen Lehrsystems aufzugeben, aber ohne den Glauben an die weltüberwindende Macht seines Bekenntnisses; ein lauter, eindruckmachender Kanzelredner, aber ein Prediger voll Menschenfurcht; endlich ein politischer Beirath, wie die meisten Hoftheologen seiner Zeit, aber ein Berather, der „den Mund des Herrn“ sehr nach Wunsch der Partei oder des Kurfürsten sprechen läßt und auch sich selbst und seine Freunde darüber nicht vergißt — eine solche Persönlichkeit war nicht geeignet, einen Fürsten, ein Land, eine Zeit, wie diese damals waren, in ihrem Falle aufzuhalten und mit der Prophetenstimme eines Nachfolgers Luthers noch ein Mal den entarteten Protestantismus zu seinem weltgeschichtlichen Berufe zurückzuführen. So hat er nicht unwesentlich auch der Ausbreitung des Katholicismus gedient, trotzdem seine Polemik gegen denselben keinen Zweifel an seiner antipäpstlichen Gesinnung übrig läßt. — Das wissenschaftliche Hauptwerk in dieser Richtung war sein „Commentarius in Apocalypsin“, 2 Bde., 1610—40, eine Frucht 30jähriger Arbeit, von den Zeitgenossen wegen seiner Gelehrsamkeit gefeiert, heute vergessen. Seine übrigen litterarischen Leistungen gehören dem Gebiete der praktischen Theologie an; am zahlreichsten sind die Predigten vertreten, die sowol interessante Einblicke in die Zeitgeschichte, als auch gutes Material zur Beurtheilung der Tektonik der damaligen Kanzelreden bieten. — Sein Tod erfolgte am 4. März 1645; sein Grab befindet sich in der Sophienkirche zu Dresden.

J. A. Gleich, Annales ecclesiastici, Dresden u. Leipzig 1730, II. Bd. S. 1—206 (enthält auch ein ziemlich genaues Verzeichniß seiner Schriften). J. M. Schröckh, Abbildungen und Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten, Leipzig 1767, Bd. III. S. 168—241. F. K. Wißgrill, Schauplatz des niederösterr. Adels, Bd. IV, 1800, S. 349. Vgl. auch A. Weise in Ersch u. Gruber's Allgem. Encyklopädie, Sect. II. Th. IX. S. 216. — Tholuck in Herzog's Real-Encyklopädie, 2. Ausg., Bd. VI. S. 165. — Derselbe, Das kirchl. Leben des 17. Jahrh., I. Abth. 1861. — J. P. Oettel, Zuverlässige Historie aller Herrn Pastoren und Superintendenten der Creyß-Stadt Plauen, Schneeberg 1747. — Häberlin, Neue deutsche Reichsgeschichte fortgesetzt von Senkenberg, Bd. XXIV. S. 365, 485, 541, 543. — Hurter, Geschichte des Kaisers Ferdinands II. und seiner Eltern, 1853, Bd. XI. S. 289 u. a. —

Pescheck, Geschichte der Gegenreformation in Böhmen, Bd. I. 1844, S. 228. — Czerwenka, Geschichte der evangel. Kirche in Böhmen, II. 595. — Böttiger, Geschichte Sachsens, 2. Aufl. 1870, Bd. II. — Gindely, Geschichte des 30jähr. Krieges, Bd. II. S. 417 ff. 1878. — Th. Wiedemann, Geschichte der Reformation u. Gegenreformation im Lande unter der Enns, Prag 1879, Bd. I. S. 514, 541. H. Hitzigrath, Die Publicistik des Prager Friedens (1635), Halle 1880, S. 4—25.

Brecher.

Hoeck: Jan van den H. (Hoecke), Maler, geboren zu Antwerpen am 8. Septbr. 1598, † daselbst 1650. Er wird unter Rubens' Schülern genannt und ein nicht gewöhnliches Talent ist ihm nicht abzusprechen, wenn man auch nicht Jenen beistimmen wird, die ihn seinem großen Lehrer an die Seite stellen wollen. Er begab sich durch Deutschland nach Italien, studirte in Rom nach der Antike und war sonst auch für reiche Kunstfreunde thätig. Kaiser Ferdinand II. zog ihn an seinen Hof nach Wien, wo er als Hofmaler verschiedene Kirchen mit seinen Bildern zierte. In diesen Wiener Aufenthalt fallen auch die Bildnisse, die sich im Wiener Belvedere befinden, Erzherzog Leopold Wilhelm, Generalstatthalter der Niederlande, dreimal, zuerst als Kniestück, dann zu Pferde und in Verehrung der Madonna mit dem Kinde. Man pries seine Bildnisse, die man sogar eines van Dyck würdig hielt. Mit dem Erzherzog kehrte H. nach seiner Vaterstadt zurück und vollendete die vielen Aufträge, die ihm in Italien gegeben wurden. In der Jacobskirche in Antwerpen befindet sich von ihm eine „Anbetung der Weisen“ und in Brügge ein „Christus am Kreuz“. Sein Colorit wird als lebhaft und natürlich gerühmt, der Künstler ist auch in größeren Bildern delicat. Die Stecher der Rubens-Schule, wie Jode, Galle, Pontius, Vorstermann, haben einige seiner Compositionen gestochen; als Hauptblätter gelten Philemon und Baucis von C. Galle, welche Composition auch Wrenk geschabt hat und die Kreuztragung von A. Voet. Sein Bildniß ist von Waumans gestochen. H. soll sich auch mit der Radirnadel versucht haben; es wird ihm ein sehr seltenes Blatt mit dem hl. Johannes zugeschrieben.

Immerzeel. Kramm. Dlabacz. Andresen-Wessely, Handbuch.

Wessely.

Hoeck: Robert van H. (Hoecke, nicht Hoek), Maler und Radirer, geboren in Antwerpen. Immerzeel nennt 1609 als sein Geburtsjahr, doch wird dieses etwas später zu setzen sein, da er nach Ausweis der Archive erst 1645 in die Lucasgilde zu Antwerpen aufgenommen wurde und es nicht wahrscheinlich erscheint, daß er so lange Lehrling blieb. Ueber seine Lebensverhältnisse ist nichts bekannt, auch weiß man nicht, wann und wo der Künstler gestorben ist. Er muß Gelegenheit gehabt haben, das Kriegsleben, Belagerungen von Städten, das Treiben in Feldlagern aus eigener Anschauung genau studiren zu können, da seine meisten Bilder Scenen dieses Gebietes zum Gegenstande haben. Vielleicht seiner ersten Zeit gehören die 12 Bilder der Apostel in der Abteikirche St. Winoxbergen bei Dünkirchen. Seine Lagerscenen, in der Regel im Miniaturformat ausgeführt, werden sehr geschätzt; das Belvedere in Wien besitzt 8 solche Bilder, die Gallerie Nostiz in Prag zwei. Bei kleinstem Format sind alle Einzelnheiten außerordentlich durchgeführt, seine gut gezeichneten Figuren verlieren selbst unter der Lupe nichts von ihrer Correctheit, auch die Farbe ist sehr zart behandelt. H. ist auch als Radirer ausgezeichnet; Bartsch beschreibt 21 Bilder seiner Hand, denen Weigel ein weiteres hinzufügte; sie stellen meist gleiche Scenen wie seine Bilder dar und sind ebenso zart als geistreich geätzt. Sie werden heutzutage von Sammlern sehr geschätzt und theuer bezahlt. Die „Ge-

burt Christi" (B. 21) radirte er nach Jan v. d. Hoecke und es liegt darum die Vermuthung nahe, daß beide Künstler verwandt waren.

de Bie (wo auch sein Porträt von Caukerken). Immerzeel. Bartsch, P. Gr. V. Weigel, Suppl. Parthey, Bildersaal. Wessely.

Hoefnagel: Joris (Georg) H., Maler, geboren zu Antwerpen 1545, † zu Wien 1600. In seiner Jugend zum Studiren angehalten, konnte er doch dem Drange nicht widerstehen, Künstler zu werden, weshalb er bei Hans Bol den ersten Unterricht in der Kunst erhielt. Auf seiner Reise nach Spanien sammelte er viele Zeichnungen, die er nach Landschaften, Städten, Kleidertrachten ausführte und kam dann in den Dienst des Herzogs Wilhelm V. von Baiern, für den er viel arbeitete. Gerühmt wurde sein Werk in vier Bänden, in dem er miniaturartig viele Thiere ausführte. Er arbeitete daran, als er sich in Prag im Dienste des Kaisers Rudolf II. aufhielt und soll für jeden Band neben seiner Besoldung 1000 Goldkronen erhalten haben. Die Abendstunden benutzte er zu einem anderen Werke, einem Meßbuch, das er für Herzog Ferdinand von Innsbruck mit Miniaturen verzierte und an dem er 8 Jahre arbeitete. Auch als Schriftsteller und Dichter hat er sich hervorgethan. Sein Sohn Jacob, geb. 1575, war auch in der Kunst erfahren und gab 52 Blätter, Studien des Vaters, in Frankfurt im Stich heraus. Sein Porträt ist von J. Sadeler gestochen.

Immerzeel. Dlabacz, Böhm. Künstlerlex. (Art. Hufnagel).

Wessely.

Hoen: Philipp Heinrich v. H. (Hoenonius), berühmter Jurist und Staatsmann, wurde zu Diez a. d. Lahn am 23. Juli 1576 geboren. Er gehörte einer Familie an, die dem nassauischen Fürstenhause treffliche Beamten gegeben hat und mit der gedeihlichen Entwickelung des Landes innig verwachsen ist. Schon seinem Großvater, dem gelehrten M. Jost H., welcher vom Grafen Wilhelm dem Reichen zum Informator und Hofmeister seiner Söhne, der Prinzen Johann des Aelteren, Ludwig, Adolf und Heinrich, von Gelnhausen berufen, war es vergönnt, für weitere Kreise und höhere Ziele erfolgreich zu wirken. Die Früchte seiner Erziehung und weiteren Thätigkeit finden wir in den gesetzgeberischen Werken seines Zöglings, des Grafen Johanns des Aelteren, dessen Andenken in seiner einst mustergiltigen Land-, Berg- und Polizeiordnung sowie in seinen Gesetzen über das von ihm eingerichtete und besonders gepflegte Schulwesen gesegnet fortlebt, während seine übrigen Zöglinge, die Prinzen Ludwig, Adolf und Heinrich, ganz erfüllt von Gewissens- und Glaubensfreiheit, den Heldentod für die Befreiung der Niederlande starben. Der Neffe des gelehrten M. und Raths Jost H. ist Philipp Heinrich H. Vorgebildet auf den Pädagogien zu Diez und Herborn, studirte er 1594 Rechtswissenschaft zu Herborn, dann bei Verlegung der dasigen Hochschule „in Pestensläufften" nach Siegen in dieser Stadt und zuletzt in Jena. Hier schon wurde er weiteren Kreisen durch seine „Quaestiones juris illustris" und seine „Disputationes" rühmlich bekannt. An den Hof zu Dillenburg berufen, wurde H. Hofmeister des Prinzen Adolf, welchen er auf größeren Reisen zu begleiten hatte. Mit erweiterten Kenntnissen und weltmännischem Blicke finden wir ihn 1604 als Rechtslehrer und 1606 zugleich als Rector der Akademie in Herborn. Seine Bedeutung als Rechtsgelehrter bekunden zahlreiche Schriften, wovon wir nur die bekanntesten hier aufführen: „Quaestiones s. controversiae juris illustris superioribus annis inclytae Academiae Jenensi ad disputandum propositae", Herbornae 160.; „Disput. de modis adquirendae et dissolvendae patriae potestatis", Herb. 1605; „Disput. de servitut. personalibus usufructu, usu et habitatione", Herb. 1607; „Disput. de subditis altera civitatis parte", Herb. 1607; „Disput. de jurisdictione mero et mixto imperio", Herb. 1608; „Disputationum juridicarum

libri tres, de quibus ipso praeside in florentissima Academia Salana, quae Jenae est, et in illustri Nassovica, superioribus annis disputarunt legum et juris studiosissimi juvenes", Herb. 1608, 14, 17, 27 sq., 7 Auflagen; „Disput. de personis feudum dantibus et accipientibus", Herb.; „Disputationes XII ad Tit. Dig. de reg. jur.", Herb. 1609 (continetur edit. 3 disput. lib. III.); „Disputationum politicarum edit. tertia", Herb. 1615 (enthält 683 Sätze und ist eine Art von Jus publicum); „Appendix ad disput.", Herb. 1627; „De diversis regulis juris antiqui". Schon 1608 zum Rath, dann zum Justizcanzleidirector und geheimen Rath ernannt, auch vom Kaiser Ferdinand II. 1629 in den Adels- und Ritterstand erhoben, entwickelte H. in politischen und staatsrechtlichen Fragen eine Thätigkeit, welche ebensowol zum Gedeihen des von ihm vertretenen Staatswesens führte, als ihm vielfache persönliche Ehren eintrug. H. war 1613 nassauischer Gesandter auf dem Reichstage zu Regensburg, dann auf dem Convente zu Nürnberg, führte die Angelegenheiten der verwittweten Landgräfin Moritz von Hessen beim kaiserlichen Hofe zu Wien, wo er persona grata war, wurde zugleich Syndicus des wetterauischen Grafen-Collegiums, vertrat den Grafen Moritz zu Nassau-Siegen bei den Berathungen über den münsterischen Friedensschluß und erhielt am 16. Juli 1642 vom Grafen Ludwig Heinrich zu Nassau-Dillenburg Vollmacht, in Gemeinschaft mit dem Grafen Christian „auf erfolgten Todesfall des Grafen Wilhelm von Nassau-Siegen die Huldigung in dessen hinterlassener Landesportion für den Grafen Johann Moritz einzunehmen". Als das Unwesen der Hexenprocesse das so reich gesegnete Nassau unsicher machte, trat H. dagegen, nicht ohne eigene Gefahr, aber mit der ganzen Kraft seines erleuchteten Geistes, siegreich auf und entfaltete auch sonst auf dem Boden edler Menschlichkeit während der wüsten Epoche des 30jährigen Krieges eine rühmliche Thätigkeit. Die im Nassauischen Weisthum aus der Periode der Amtswirksamkeit Hoen's enthaltenen Gesetze und Verordnungen athmen den Geist dieses Mannes, dessen Wirken die Grenzen seiner engeren Heimath weit überschritten hatte. Dem zwei Mal Vermählten gebaren seine Gattinnen Anna Stöver und Elisabeth v. Selbach zahlreiche Kinder, welche im Geiste ihrer Eltern segensreich walteten. Tiefbetrauert starb dieser edle Mann und große Gelehrte in voller Thätigkeit für seinen Landesherrn, zu Frankfurt a/M. den 23. April 1649.

Steubing's Topographie der Stadt und Grafschaft Diez, Hadamar 1812, S. 26. Dillenburgische Intelligenz-Nachrichten, 1784, S. 630—33. v. Arnoldi, Oranien-Nass. Geschichte, IIIa 275, Note 278 IIIb 39, 324, wegen des Raths M. Jost Hoen. Manger.

Hofacker: Karl Christoph H., Civilist; geb. am 26. Febr. 1749 zu Böringsweiler in Württemberg als Sohn eines Kanzleibeamten, † am 20. April 1793 in Tübingen; verlebte seine Kinderjahre zu Böringsweiler, einem alten Jagdschlosse der Herzöge von Württemberg-Neuenstadt. Die romantische Lage dieses Schlosses, die Waldesstille, der Gottesfriede, welcher sich über das Thal breitete, waren sicher nicht ohne Einwirkung auf jene mystische Richtung, welcher der Gelehrte im späteren Mannesalter zuneigte. Als Knabe überraschte er durch auffallend frühe Geistesreife; kaum 4 Jahre alt schrieb er schon kleine Briefe, im 11. las er Terenz, aus dem er ganze Stellen auswendig wußte, und im 13. kam er an das Gymnasium illustre zu Stuttgart, wo sein Onkel Bilfinger als Rector wirkte. Von dort bezog er nach glänzend bestandener Absolutorialprüfung 1766 die Tübinger Hochschule, hörte philosophische und rechtswissenschaftliche Vorträge, fand jedoch an letzteren wenig Geschmack, da er systematische Anordnung und Durchbildung des Stoffes vermißte. Ein hartnäckiges kaltes Fieber unterbrach die Studien, welche er 1768 zu Göttingen bei Gatterer,

Böhmer, Selchow und Pütter wieder aufnahm, von denen letzterer ihn zur Betretung der akademischen Laufbahn ermunterte. 1771 erlangte er durch seine Dissertation: „De originibus et fatis successionis ex jure primogeniturae in familiis illustribus Germaniae“ die Doctorwürde nebst der venia legendi, und hielt Vorlesungen über Pandecten, Natur-, Völker- und allgemeines Staatsrecht; zugleich ertheilte er dem jungen Grafen Reuß XLII. juristische Repetitorien, und wurde durch Pütter's Verwendung Mitarbeiter der götting'schen gelehrten Zeitung. In dem nämlichen Jahre veröffentlichte er mittels eines Programms den „Entwurf einer systematischen Methode im Vortrage des ungemischten römischen Rechts“, bald darauf die „Tabulae synopticae juris romani“, welchen 1773 die „Institutiones juris romani methodo systematica adornatae“ und theils als Nachtrag, theils als Rechtfertigung die „Nähere Entwickelung und Vertheidigung seiner systematischen Methode im Vortrage des römischen Rechts“ folgten. Diese Schriften haben heute noch litterärgeschichtliche Bedeutung, weil sie seit Hermann Vultejus die ersten Versuche enthalten, das Pandectenrecht streng systematisch zu behandeln, während man damals nach der Legalordnung, d. i. der Reihenfolge der Pandectentitel im corpus juris lehrte, und in die Grundsätze des römischen Rechts auch jene des sogen. usus modernus einflocht. Als Professor Dr. G. Chr. Canz 1773 in Tübingen starb, wurde H. — noch nicht 25 Jahre alt — dorthin mit dem Titel eines wirklichen Rathes berufen, und verheirathete sich 1776 mit der Tochter des geh. Legationsrathes Beyer, welche er bei ihrem Bruder, dem ihm nah befreundeten Amtsgenossen Christ. Friedr. B. kennen gelernt hatte. Für H. waren mit seiner Vermählung glückliche Jahre angebrochen, leider war ihre Zahl eine beschränkte. Eigenes Unwohlsein und häufig wiederkehrende Erkrankungen seiner Kinder — er hatte deren acht — warfen bald düstern Schatten auf den bis dahin sonnigen Lebenspfad. H. fand die nachhaltigste Zerstreuung und Anregung in ernster Arbeit, er arbeitete daher auch mit unablässigem Fleiße. 1785 erschienen die Institutionen in zweiter veränderter Auflage unter dem neuen Titel: „Elementa juris civilis Romani“, sie bekundeten durch die Klarheit der Darstellung die Fortschritte, welche H. in seiner rechtswissenschaftlichen Entwickelung gemacht hatte. Drei Jahre später (1788) begann er mit Veröffentlichung seines Hauptwerkes: „Principia juris civilis Romano-Germanici“. Der Stoff ist nach des Verfassers eigenem Systeme in acht Bücher getheilt: „Pars generalis“; „Jus personarum“; „Generalia de jure rerum“; „Jus in re singulari“; „Jus in re universali“; „Jus in rem“; „Modus procedendi“; „Jus publicum“. H. war nur die Ausgabe der ersten drei Bücher vergönnt; die der spätern besorgte (1794 und 98) nach seinem Tode sein Schüler Prof. Gmelin in Tübingen, und der Stuttgarter Bibliothekar Faulhaber fertigte hierzu 1801 einen „Index rerum et verborum“. Die „Principia“ sind wol das wissenschaftlichste Pandectenlehrbuch aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und das letzte, welches in lateinischer Sprache geschrieben wurde, denn allgemach begann auch auf dem Gebiete der theoretischen Rechtswissenschaft die Muttersprache immer siegreicher vorzudringen.

H. war für laute Vergnügen ohnedies schwer empfänglich; die erwähnten häuslichen Mißgeschicke, besonders das lange, qualvolle Leiden einer seiner Töchter, steigerten seinen Hang zu einem in sich gekehrten Leben, und so gewann bei dem scharfsinnigen Denker, dem früheren Anhänger des Helvetius, nach und nach eine mystische Richtung die Oberhand, welche in seiner schwungvollen Phantasie und seiner nervösen Reizbarkeit nur zu ergiebige Nahrung fand. Thatsache ist, daß er übersinnliche Erscheinungen und Erleuchtungen zu haben vermeinte, daß er Swedenborg's Werke emsig las, und zu dessen Anhängern zählte. Gleichwol mied er es grundsätzlich — selbst in Freundeskreisen — von seinen theosophischen Anschauungen

oder Visionen zu sprechen. Am 10. April 1793 erkrankte er an dem in Tübingen damals herrschenden Flecktyphus, dem er auch in der Nacht des 20. April erlag. Allgemein war die Theilnahme an seinem Tode, welcher die Studirenden der Rechte durch Anlegung dreiwöchentlicher Trauer Ausdruck gaben. Welches Ansehen H. genoß, bezeugen die Berufungen, welche aus Helmstädt, Göttingen und Mainz, aus Rostock und Halle an ihn ergangen waren. H. hatte es jedoch vorgezogen, in der alten Musenstadt zu bleiben, wo er seit 1781 auch am collegium illustre lehrte. Die Frage nach Hofacker's Bedeutung für die Rechtswissenschaft hängt mit jener nach dem Stande dieser Wissenschaft vor H. eng zusammen. Die positive Jurisprudenz hatte im verflossenen Jahrhunderte in Deutschland unleugbar eine rückgängige Bewegung gemacht; sie war mehr als die übrigen Wissenschaften hinter ihrer Aufgabe zurückgeblieben. Traditionell und unkritisch übernahm eine Generation den Rechtsstoff von der anderen, und fügte höchstens ein Paar neue Irrsätze hinzu; denn die Fähigkeit zum exakten Verständniß des positiven Rechts war erloschen. H. ist es, der mit jener schablonenhaften Rechtsbehandlung brach, der durch systematische Bearbeitung des Rechtes die Lehrweise besserte, der für geistige Belebung des Quellenstudiums sowie für rechtsgeschichtliche Forschung wirkte, und so in die Bahnen einlenkte, welche nach ihm Hugo, Savigny, Eichhorn u. A. so fruchtbringend für die Jurisprudenz betreten haben. Allerdings haften Hofacker's Werken auch ihre Mängel an; seine Neigung zum Systematisiren führte ihn zu bedenklichen Folgerungen. Andererseits schlug er durch Vereinigung des deutschen mit dem römischen Privatrechte, sowie durch Verbindung veralteter römischer Rechtsinstitute mit dem heutigen Pandektenrechte einen Weg ein, der, als irrig erkannt, längst wieder verlassen ist. — Auch als Lehrer nahm H. eine nicht gewöhnliche Stellung ein. Mit reichen geistigen Mitteln verband er jene äußeren Vorzüge, welche für den Katheder von unschätzbarem Werthe sind, und so gewann er, obwol das Aufblühen der vielbegünstigten Karlsschule Tübingen empfindlich schädigte, zahlreiche Schüler, den späteren Obertribunal-Präsidenten Bolley, Gmelin, Griesinger, v. Pfizer, Weishaar u. A., die in ihm zugleich den Freund und Rathgeber verehrten. Sie blieben ihm auch nach seinem Tode treu zugethan und setzten ihm in der Stiftskirche zu Tübingen einen Obelisk von weißem Marmor mit der Inschrift: „Ach sie haben einen edlen Mann begraben, und uns war er mehr. Friede sei um diese Stätte her". Ein Verzeichniß von Hofacker's Werken findet sich bei Meusel, Bd. VI. S. 18 u. 19.

(Abel) Ueber Hofacker's Leben und Charakter, ein Denkmal für seine Freunde, Tüb. 1793. — Ausz. davon bei Schlichtegroll, Nekrol. auf 1793, Bd. II. S. 66—115 und bei Bauer, Gall. hist. Gemälde, Thl. III. S. 113 bis 123. — Klüpfel, Geschichte d. Universität Tübingen, 247. — Hugo, Beiträge zur civilistischen Bücherkenntniß, Bd. I. S. 55 u. 138.

Eisenhart.

Hofacker: Wilhelm Gustav Ludwig H., Pfarrer von Rielingshausen in Württemberg, einer der bedeutendsten und eingreifendsten Prediger dieses Jahrhunderts, wurde in dem Badeorte Wildbad, wo sein Vater Diaconus war, den 15. April 1798 geboren und starb den 18. November 1828 in Rielingshausen. Sein Lebensgang, den er selber in kurzen Umrissen hinterlassen hat, ist ganz einfach. Sein Vater, Karl Friedrich H. war zuletzt Stadtpfarrer von St. Leonhard und Amtsdecan in Stuttgart. Er war ein durchgebildeter Theologe, und, wie Knapp sagt, früher mehr alttestamentlichen Charakters, während die Mutter, Friederike, eine geborene Klemm, mehr das neue Testament in ihrem Leben darstellte. Es waren ächte Schwaben von altem Schrot und Korn. Seine Kinder erzog der Vater mit alttestamentlicher Zucht, die Mutter wird gemildert haben.

Es war eine geistreiche originelle Frau. Und dieser beiden Eltern Charaktere spiegelten sich auch in den Söhnen ab. Der Vater unterrichtete seine Söhne selber und stellte keine geringen Anforderungen an sie. Lateinisch war ihm die Hauptsache, nebenbei Mathematik und Geometrie. Ludwig machte in den letzteren Gegenständen keine sonderlichen Fortschritte, während er im Lateinischen voran- kam. Es wird von ihm erzählt, daß er ein heiterer Knabe war und sich durch eine besondere Gutmüthigkeit und Anspruchslosigkeit auszeichnete. Er war von Kind auf zum Schreibereifache bestimmt. Als aber nach seiner Confirmation der Vater meinte, Ludwig eigne sich mehr zum Pfarrer, stimmte der Knabe bei und holte mit Fleiß und Talent, was ihm an Schulbildung fehlte, bei dem Rector Reuß in Eßlingen nach. Am 18. October 1813 trat H. in das niedere Se- minar von Schönthal. Es herrschte damals ein leichtsinniger Geist daselbst, und H. war einer der lustigsten und ungebundensten. Er hatte schon damals etwas Imponirendes in seiner Erscheinung und war der Liebling seiner Jugend- genossen. Von Schönthal kam er nach dem Kloster Maulbronn, von dort Herbst 1816 auf die Universität Tübingen, wo er mit dem lustigen Studenten- strom dahinschwamm. Dazu half noch die Gesellschaft Solidia, welcher er sich anschloß, und die alles war, nur nicht solid. Die zwei Candidaten- jahre, in welchen er Philosophie hätte studiren sollen, verflossen im Ge- tümmel der Vergnügungen. Doch hatte er keine Ruhe dabei. Mitten unter seinen lustigen Trinkgesellen überkam ihn das quälende Bewußtsein seines Zustandes. Als er im Herbst 1818 zu den Seinigen kam, erklärte er seinem Vater: er fühle sich am Scheidewege stehen, entweder er gehe unter oder er werde ein ganz anderer. Bald erzählten sich seine lustigen Cumpane mit Staunen, der H. sei ein Pietist geworden. Er schloß sich jetzt Männern an wie Flatt, Steudel, Schmid, Zeller, Dann und Weißmann. Sein edles Angesicht (sagt Knapp von ihm), war von einer himmlischen Weihe beglänzt und machte späterhin, wenn er die Kanzel betrat, einen so tiefen Eindruck auf das Volk. Schon damals, als er im großen Saale des theologischen Stiftes vor der bunten Schaar von beinahe 200 Jünglingen zu reden hatte, war es keine Stilübung, die er vortrug, sondern seine Rede quoll stromgleich hervor. Wenn H. im Anfange seiner Bekehrung auf Mystiker, wie Jakob Böhme und Andere verfiel, so war dies nur ein Durchgang durch ein Labyrinth, und er kam schon im J. 1819 mit Freunden in Berührung, die einfach und nüchtern auf dem Grunde der evangelischen Kirche standen. Ihnen schloß er sich bald an; Christus und sein ungefärbtes Lebenswort war von nun an und blieb sein Mittelpunkt, wie seine Predigten ausweisen. Er vertiefte sich jetzt auch mit seinen Glaubens- genossen in ernstliche theologische Studien. Eine schwere Krankheit, die ihn in Folge eines Sonnenstichs am 18. August 1820 befiel, unterbrach zuletzt seine Studien. Im September verließ er Tübingen nach wohlbestandener Promo- tion. Schon im Anfange Novembers kam er als Vicar nach Stetten im Rems- thale, nur für kurze Zeit, aber durch seine gewaltigen Predigten entstand eine heil- same Bewegung. Nach 16 Tagen zog er als Vicar in das große Dorf Plie- ningen bei Stuttgart. Hier begann jene gewaltige unmittelbar ans Herz drin- gende Predigtweise, wozu ihm eine besondere Gabe verliehen war. Er schrieb damals über seine Predigtweise: „Was meine Predigten betrifft, so thue ich den Mund auf so weit als möglich, das heißt, ich mache keine Brühe um die Wahrheit herum, was ich auch nicht könnte. Ich nehme das Herz in Beschlag, so oft es geschehen kann. Auf dieses suche ich geraden Weges und im Sturm- schritt loszugehen, und es wie eine Festung zu erobern.“ So wirkte er mit solchem Beifalle, daß die Leute aus der Umgegend nach Plieningen strömten. Doch währte seine Arbeit kaum drei Monate, da mußte er sich wegen leidender

esundheit ins Elternhaus zurückziehen. Sein Nervensystem war sehr angegriffen, er konnte anderthalb Jahre lang nicht mehr arbeiten. Im October 1822 hielt er die ersten Grabreden für seinen alten Vater. Erst am 31. Januar des folgenden Jahres betrat er die Kanzel der Leonhardskirche. Noch im März wurde er zum Vicar seines schlagflüssigen Vaters ernannt. Hier ertönten nun ne tiefen, herrlichen Predigten, zu denen sich die Zuhörer 6—8 Stunden weit herzudrängten um dem herzergreifenden Zeugniß des begeisterten Jünglings mit seinem leichen milden nachdenksamen Angesichte zu lauschen. Der Dichter Knapp, der um ne Zeit durch H. auf den Weg der Wahrheit gekommen ist, schildert uns einen solchen Gottesdienst: „Gleich beim Eintritt in die Kirche ergriff mich die ernste Sammlung er dicht gedrängten harrenden Gemeinde und vor den geöffneten Thüren sah man, so eit etwa die Stimme des Predigers reichen mochte, noch zahlreiche Volksmassen eschaart. Der Gesang wogte feierlich durch die Versammlung hin, sanft und ndachtsvoll; man fühlte es, die Leute wußten warum sie gekommen waren. H. etrat die Kanzel, ein ernster, leidender Zug ging durch sein edles Angesicht, em man die Trübsalsprobe wohl ansah. Er predigte über 2. Kor. 3, 4—13. Die Predigt ist gedruckt, aber dieses Gedruckte ist nur ein schwacher Widerhall essen was aus seinem Munde ging, gleich wie sich eine Silhouette von einem ebenden Angesichte unterscheidet." Sichtbar erschöpft verließ er die Kanzel und ch rief ihm im Herzen nach: „Ja, du hast deinen Gott verherrlicht!" Nach ang andauernder Krankheit verschied sein Vater am 27. December 1824, nd der Sohn Ludwig wurde zum Verweser der Stadtpfarrei ernannt. Von allen Seiten wurden Schritte gethan, ihn für Stuttgart zu gewinnen. Es war aber vorauszusehen, daß sie keinen Erfolg haben würden. Aus einem Schreiben Hofackers vom 25. Februar 1825 erfahren wir, daß er zehn Wochen lang an Schwäche seiner Kopfnerven gelitten habe und nichts habe arbeiten können. Er mußte seine theure Leonhardkanzel verlassen, um sie nie wieder zu betreten. Von seiner Mutter begleitet reiste er im Sommer nach dem Bad Teinach, etwas später nach Gais und hierauf nach St. Moritz in Graubünden. Ziemlich gestärkt kehrte er im August zurück, aber schon Ende October befiel ihn ein furchtbares Nervenfieber. Er war auf seinen Heimgang vorbereitet und empfing noch das heil. Abendmahl aus den Händen des ehrwürdigen Stadtpfarrers Dann. Während der Arzt die Nähe seines Todes ankündigte, erholte sich der Kranke ganz unerwartet. Er faßte neue Hoffnung. Seine Meldung um das Diaconat S. Leonhard fand zwar keine Erhörung, dagegen wurde ihm im Februar 1826 die Pfarrei Rielingshausen bei Marbach übertragen. Das Scheiden von Stuttgart fiel ihm schwer. Er ließ ein Abschiedsschreiben drucken und an seine lieben Freunde gehen. Es ist ein kostbares Zeugniß seines Glaubens und seiner dankbaren Liebe. Gesegnet von zahlreichen Gemeindegliedern und unter zahlreicher Begleitung schied er von seinem lieben Stuttgart. Mit dem 1. Juli 1826 trat er seine Pfarrei an. Nur noch zwei Jahre der Arbeit waren ihm beschieden, er kaufte aber diese Zeit treulich aus. Aber kaum hatte er seine Thätigkeit begonnen, so mußte er wegen angegriffener Gesundheit das Bad Neustadt bei Waiblingen gebrauchen. Nach seiner Rückkehr besorgte er sein Amt mit erneuter Kraft. Auch jetzt geschah es wie früher, daß heilsbegierige Seelen in Massen in das kleine Dörflein kamen, oft zwei Tagereisen mußten Manche wandern. Sein früherer Flammengeist wurde ruhiger, aber desto eindringlicher waren seine Predigten. Aber leider mußte die Gemeinde die schmerzliche Erfahrung machen, daß ihr Pfarrer wiederum erkrankte; ein Uebel an einem Finger hatte ihn sehr heruntergebracht und der Leidende mußte sich entschließen den Finger sich abnehmen zu lassen. Mit männlicher Fassung überstand er die

Operation. Doch erfolgte eine langwierige Schwächung, aber obwol er sich [illegible] etwas erholte, so hörten die Tage der Trübsal nicht auf. Eine der schwer[illegible] war der Heimgang seiner theuern Mutter. Er fühlte sich sehr vereinsamt und faßte im Sommer des Jahres 1827 den Entschluß, hie und da Predigten [illegible] auszugeben, „weil ich zu nichts anderem die Gabe besitze und doch auch Fr[illegible] schaffen möchte" sagt er sehr demüthig. Auch bestieg er am 5. August wieder seine Kanzel und beschäftigte sich ernstlich mit der Ausarbeitung seiner Predigten, die er heftweise in Druck zu geben im Sinne hatte. Das erste Heft wie [illegible] zweite fanden raschen Absatz, er hatte es nicht erwartet. Am Osterfest des Jahres 1828 betrat er zum letzten Male seine Kanzel und predigte mit un[illegible]wöhnlicher Kraft. Er machte noch im Mai eine Erholungsreise nach Stu[illegible]gart, mußte aber bald heimreisen, da die Wassersucht heranrückte. Seine Kra[illegible]heit nahm einen raschen schmerzvollen Verlauf. Er mußte im Lehnstuhl sitzen[illegible] das Ende erwarten. Am 18. November sagte er bei herannahendem Tode lei[illegible] „Ich wandle im Todesthale". Sein letztes Wort war „Heiland!" Es war [illegible] Großer in Israel gefallen. Schon jetzt sind seine Predigten über hund[illegible] tausende, man kann wohl sagen, in allen Welttheilen verbreitet; sie mußten ste[illegible]typirt werden, um nur der Nachfrage gerecht werden zu können. H. ist in seiner Ei[illegible] unerreichbar und hat, wie Knapp sagt, mit den wenigsten Mitteln wol das Gr[illegible] geleistet, was irgend in unsrer Zeit von einem Prediger zu leisten war. [illegible] Predigtweise bleibt die ungesuchteste, herzmäßigste, unmittelbarste. Aus sein[illegible] hinterlassenen Predigten ist zusammengestellt: Predigten für alle Sonn-, F[illegible] und Feiertage, 1839. In neuerer Zeit ist aus den hinterlassenen Handschr[illegible] und aus den Predigten „Ludwig Hofacker's Erbauungs- und Gebetbuch für a[illegible] Tage" von Pastor Klett herausgegeben worden. Eine musterhafte nicht genug [illegible] empfehlende Biographie ist das Leben des Ludwig Hofacker von Albert Kna[illegible] Vierte Auflage, 1872. Ledderhose.

Hofacker: Wilhelm Friedrich Immanuel H., geboren am 16. Febru[illegible] 1805 in Gärtringen (O. A. Herrenberg, Württemberg), gest. in Stuttgart [illegible] 10. August 1848, bedeutender und beliebter Prediger, Bruder des vorhergehende[illegible] Eine ruhige stetige harmonische Entwicklung ist das charakteristische seines Leb[illegible]ganges, seiner Anschauung und Predigtweise; von jenen gewaltigen Kämpfen, von [illegible] entschiedenen Bruche mit seiner Vergangenheit, wie sie das Leben des älteren Brude[illegible] uns zeigt, ist bei dem jüngeren nichts zu finden. Neigung, Familientradition, das Be[illegible]spiel von Vater und Bruder bestimmten ihn von frühe an zum Theologen. Die stre[illegible] Frömmigkeit des elterlichen Hauses, der Umgang mit befreundeten den positiv gl[illegible]bigen (pietistischen) Kreisen Württembergs angehörenden Familien und eine tief an[illegible]borene Frömmigkeit führten den reich begabten, auch mit einer guten Portio[illegible] Mutterwitz ausgestatteten Knaben schon bei seiner Confirmation zu dem fe[illegible] Entschluß und Gelöbniß „von da an Christo zu leben und im Glauben [illegible] nachzuwandeln". Er ist demselben während seines ganzen Lebens treu geblie[illegible] die philosophischen und theologischen Studien, welchen er von 1823 bis März 182[illegible] Tübingen mit großem Fleiße oblag, so daß er mit dem Prädikat „ausgezeichn[illegible] die Hochschule verließ, bestärkten ihn in seinem positiv christlichen Standpunkt[illegible] Schleiermachers Theologie hatte, wie er selbst rühmt, großen Eindruck au[illegible] gemacht, aber bedeutender ist der Einfluß der gläubigen württembergischen Th[illegible]logen, Bengel, Rieger, Flatt auf ihn gewesen, der treffliche Professor [illegible] Schmid, sein nachheriger Schwager, der Umgang mit gleichgesinnten Freunden [illegible] Mann, Tobias Beck, Karl Sixt Kapff, trübe Erfahrungen in der eigenen Fa[illegible]milie, der frühe Tod des Vaters, die Geisteskrankheit seines Bruders M[illegible] blieben ebenfalls nicht ohne Einwirkung auf ihn. März 1828 verließ er Tü[illegible]bingen, um Vicardienste bei seinem erkrankten Bruder zu leisten, auch nach dessen

ode blieb er noch längere Zeit in Rielingshausen; seinen Wunsch, definitiv dessen telle zu bekommen, lehnte die Kirchenbehörde mit der Motivirung ab, „daß die issenschaft und die Kirche gerechte Hoffnungen auf ihn baue“. Nach einer längeren ildungsreise durch Norddeutschland trat er 1829 in das Repetenten-Collegium zu übingen ein, wurde Mai 1833 zum Diaconus in Waiblingen, 1835 zum Diaconus ı der Leonhardskirche in Stuttgart ernannt. Einen akademischen Ruf nach larburg (1832) hatte er mit Rücksicht auf seinen geisteskranken Bruder Max gelehnt, dessen Pflege er für seine nothwendigste Aufgabe hielt. In Stuttart blieb er nun, ein gefeierter Prediger und Seelsorger, mit immer wachsender chtung und Zuneigung der Gemeinde, die ebenfalls wachsende Arbeitslast erchöpfte frühe seine nicht sehr feste Constitution, ein nervöses Kopfleiden plagte n längere Zeit; am 10. August 1848 starb er, tief betrauert von seinen Geeindegenossen; am 10. Juni 1833 hatte er sich mit Luise Weckherlin, Tochter s früheren Staatsministers v. Weckherlin verheirathet, von seinen Kindern überbten ihn 2 Söhne und 2 Töchter. — Mit seinen Freunden und Amtsbrüdern napp, Kapff, Oettinger gehört H. zu der zahlreichen Classe württembergier Theologen, welche auf streng positivem Standpunkte stehend, in enger Verndung mit den (pietistischen) Gemeinschaften des Landes dieser Richtung immer ehr Raum im evangelischen Württemberg geschafft haben: durch seine tüchtigen eologischen Kenntnisse, durch seine wahrhafte Frömmigkeit, durch sein Predigtlent wurde er ein hervorragender Vertreter derselben, wie sich dies auch in m Streit gegen Märklin zeigt; gegen des Letztern Schrift: Darstellung und ritik des modernen Pietismus, 1839, trat er mit einer bündigen entschiedenen bwehr auf: „Bekenntniß und Vertheidigung“, 1839. Im Gegensatz zu der urmischen, beinahe leidenschaftlichen, energisch auf Bekehrung dringenden Predigteise seines Bruders Ludwig bewegen sich seine formell und künstlerisch gut rchgearbeiteten Predigten in dem ruhigen Flusse des Lehrens, von seiner wissenhaftlichen Tüchtigkeit, seiner psychologischen Auffassung und wirklichen ernsten römmigkeit zeugt jedes Blatt derselben. Gern homiletischen Studien sich zuendend gab er im Vereine mit Kapff und Hoffmann zum Besten der Gemeinde Wilhelmsdorf eine Predigtsammlung heraus: „Predigten über den II. Jahrgang er Evangelien“, 1834; von ihm und Chr. Fr. Schmid wurden herausgegeben: Zeugnisse evangelischer Wahrheit“, Jahrgang 1—3. 1839—40. Seine eigenen Pregten wurden nach seinem Tode von Jul. Köstlin herausgegeben: „Predigten ır alle Sonn- und Festtage von W. H.“, 1853. Sein Leben ist beschrieben on seinem Sohne Ludwig H.: Wilhelm Hofacker. Ein Predigerleben aus der sten Hälfte dieses Jahrhunderts, Stuttgart 1872; in Knapp, Hofacker's Leben, eidelberg 1852, sowie in der von Kapff geschriebenen Lebensskizze zu W. Hofacker's redigten finden sich auch dankenswerthe Mittheilungen, s. a. Kübel, L. u. W. ofacker in Herzog und Plitt, VI, 202. Theodor Schott.

Hofenfels: Christian Freiherr von H., pfälzischer Staatsmann, geb. am 5. December 1744, war der Sohn des evangelischen Pfarrers Jacob Simon ı zweibrückischen Dorf Meisenheim; den Namen Hofenfels verlieh ihm erst aiser Joseph II. bei Erhebung in den Freiherrnstand durch Urkunde vom . April 1776. Nach Vollendung seiner juristischen Studien zu Jena wurde . in Zweibrücken zum Oberamtmann ernannt und bald durch das Vertrauen ines Herzogs zum geheimen Rath und Minister der auswärtigen Geschäfte erben. Dieses Amt an sich wäre wol nicht geeignet gewesen, seinem Träger ohe politische Bedeutung zu verleihen, aber Hofenfels' Wirksamkeit fällt gerade ı jene Zeit, da des Herzogs von Zweibrücken Stimme in einer wichtigen utschen Frage den Ausschlag gab, und Hofenfels' Verhalten in dieser Angegenheit ist ein rühmlicher Beweis, wie durch Charakterfestigkeit und Unbestechchkeit eines einzelnen Beamten ein ganzes Land vor schwerem Verluste bewahrt

werden kann. Mit dem Tode des kinderlosen Maximilian Josef III., Kur-
fürsten von Baiern, 1777, war die Ludovicische Linie der Wittelsbacher aus-
gestorben, der nächste Agnat war Karl Theodor von der Pfalz. Ihn wußte
Josef II. zu bestimmen, durch einen am 3. Januar 1778 abgeschlossenen Ver-
trag ganz Niederbaiern und einen großen Theil der Oberpfalz an Oesterreich
abzutreten. Es fehlte zur Gültigkeit dieser Vereinbarung nur noch die Zustim-
mung des nächsten Agnaten des Kurfürsten Karl Theodor, des Herzogs Karl
August von Zweibrücken. Auch diesen suchte der österreichische Hof durch reiche
Versprechungen zu gewinnen, und Karl August war, als er sich in Folge der
dringenden Einladung seines Oheims nach München begab, darauf gefaßt, das
unvermeidliche Opfer zu bringen und den Wiener Vertrag anzuerkennen. Da
kam ihm am 3. Februar sein Minister H. aus der baierischen Hauptstadt nach
Augsburg entgegen und erklärte ihm, König Friedrich von Preußen sei bereit
für die Integrität Baierns einzutreten und die Rechte des zweibrückischen Hauses
wenn nur Karl August selbst daran festhalten wolle, mit allem Nachdruck zu
vertheidigen. Den König hatte insbesondere eine für Erhaltung des Stamm-
gutes des wittelsbachischen Hauses und der Selbständigkeit Baierns Alles zu wagen
entschlossene Frau, Herzogin Maria Anna, Wittwe des Herzogs Clemens von
Sulzbach, Schwägerin Karl Theodors, zur rettenden That bewogen; ihren Bitten
und Vorstellungen nachgebend hatte auch H. bisher immer wieder den Vollzug
des ihm gewordenen Auftrags, den Wiener Vertrag im Namen seines Herzogs
zu unterschreiben, aufgeschoben. Er wußte nun, unterstützt vom preußischen Ge-
sandten Grafen von Görz, auch seinen Herrn von der Unterzeichnung des öster-
reichisch-pfälzischen Abkommens zurückzuhalten, ja sogar zum offenen Protest zu
bewegen. In den darauf folgenden kritischen Unterhandlungen war H. ebenso
geschickt wie uneigennützig für die Erhaltung Baierns im wohlverstandenen Inter-
esse seines Herrn thätig; sogar ein Angebot des Wiener Hofes, der ihm eine
halbe Million Gulden als „Convenienz“ zuwenden wollte, wenn er seinen Herzog
zur Unterzeichnung berede, konnte den überzeugungstreuen Mann nicht um-
stimmen. Auch später noch, als Kaiser Josef den Plan faßte, Baiern gegen die
Niederlande einzutauschen, und bei Karl Theodor williges Gehör fand, war H.
mit Erfolg bemüht, seinen Herzog im Widerstand gegen diese Umtriebe zu be-
stärken. Um die baierischen Erbfolgeverhältnisse zu regeln, wirkte er auch eifrig
zu Gunsten der von Karl August von Zweibrücken mit der Linie Pfalz-Birken-
feld abgeschlossenen Hausverträge. In den nachgelassenen Papieren des Herzogs
Wilhelm von Birkenfeld wird deshalb dem zweibrückischen Geheimrath dankbare
Erinnerung gewidmet: „Da von ihm hier erwähnt werden muß, so könnte ich
mir's nicht verzeihen, wenn ich nicht meine Nachkommenschaft zur ewigen Ver-
ehrung des Namens von Hofenfels aufforderte. Er, nur er hat Baiern unserem
Hause erhalten!“ In Anerkennung der „von jeher in denen ihm anvertrauten
wichtigen Staats- und Familiengeschäften und deren glücklichen Fortgang für
und Unserm pfalzgräflichen Gesammthause geleisteten treuen und interessanten
Dienste“ wurde ihm und seinen Nachkommen eine jährliche Rente von 6000 Livres
zugesichert, die jedoch später, weil die als Hypothek angewiesenen Aemter an
Frankreich abgetreten waren, eingezogen und trotz der Reclamation der Erben
von den baierischen Ständen 1846 nicht wieder übernommen wurde. Christian
v. H., in seinen letzten Lebensjahren Gesandter zu Paris, starb am 24. Juli
1787 zu Zweibrücken.

Johann Eustach Graf von Görtz, Historische und politische Denkwürdig-
keiten, I, 68 ff. — Reimann, Geschichte des bairischen Erbfolgekrieges
S. 25 ff. — Stumpf, Denkwürdige Bayern, S. 272. — Verhandlungen de-

baierischen Kammer der Abgeordneten im Jahr 1846, Protokolle Band IV, S. 316, V, S. 467, X, S. 301, XIII, S. 397, Beilagen Band VII, S. 718 ff.

Heigel.

Hofer: Andreas H., tiroler Landesvertheidiger, ist am 22. November 767 zu St. Leonhard im Thal Passeyr geboren. Sein Vater war Sandwirth, . h. Wirth am Sand, an einem durch den reißenden Passeyrbach verwüsteten andstrich. Ernst und rauh, wie das von schroffen Felswänden umschlossene hal, ist auch der Menschenschlag, jedoch versichert Rapp, ein Kenner jener lpenwelt, daß gerade im Passeyr nicht selten bei Männern eine Weichheit der mpfindung, ein sentimentaler Zug sich finden lasse, der zur Derbheit der ußeren Erscheinung den auffälligsten Gegensatz bilde. Damit hänge zusammen, aß sich die Passeyrer vor den Bewohnern anderer Thäler ebenso durch römmigkeit und Gutmüthigkeit, wie durch Arbeitsscheu und phantastische Wanderlust unterscheiden. Hofer's Familie stammt aus dem Bergthal Magld, das Wirthshaus am Sand kam aber schon in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts in ihren Besitz. Im Heimathsdorf erhielt H. den üb-chen Unterricht, dann verlegte er sich nach Art der Passeyrer auf Handel mit Wein und Pferden, bis er nach seiner Verheirathung mit einer Bauerntochter nna Ladurner das väterliche Anwesen übernahm. Es gelang ihm aber nicht, ie schon unter seinem Vater tiefverschuldete Wirthschaft zu heben, was später inen Feinden zum unberechtigten Vorwurf Anlaß gab, er habe den Aufstand ur angezettelt, um aus der allgemeinen Verwirrung für seine eigene gefährdete ürgerliche Stellung Nutzen zu ziehen. In der äußeren Erscheinung unterschied r sich in Nichts von seinen Landsleuten; er war von untersetzter Gestalt, reiter Brust und vollen rothen Wangen, auffällig war nur der schwarze, breit nd dicht auf die Brust herabwallende Bart, der für die Führerrolle, die er in er Folge zu spielen hatte, nicht bedeutungslos. H. war nicht unbegabt, aber hne hervorragende Fähigkeiten, unklar in seinen Ansichten, leicht vertrauend und icht argwöhnisch, nicht ohne persönlichen Muth, jedoch nicht von hervorstechender ühnheit, kein Heuchler und kein Comödiant, ein treu ergebener Diener des absburgischen Kaiserhauses, vor allem aber dem Clerus seiner Heimath schwärerisch zugethan. Er war kein Viriath und kein Sertorius, nicht der scharflickende, löwenmüthige Held, wie ihn Immermann und manche tiroler Apologeten hildern, aber auch nicht der bigotte Querkopf, der „Mann mit der Flasche nd dem Rosenkranz", wie ihn Hormayr zu zeichnen beliebt. An den Kriegen on 1796 bis 1805 nahm H. anfänglich als Schütze Antheil, später verhalf ihm ie Beliebtheit, die er bei den Passeyrern genoß, zu einer Hauptmannsstelle. ls im Preßburger Friedenstractat die Abtretung Tirols an Baiern ausgeprochen war und die österreichischen Beamten das Land verließen, trat H. etwas eutlicher in den Vordergrund; er befand sich unter den Abgeordneten, die em scheidenden Erzherzog Johann nach Brunecken das Geleit gaben und in emonstrativer Weise ihre unerschütterliche Anhänglichkeit an das Kaiserhaus beheuerten. Dann kehrte er in sein Thal heim und ging ruhig seinem Gewerbe ach. Im Sommer 1808 rief ihn ein Befehl Erzherzog Johanns nach Wien, o ihm und einigen anderen Landsleuten von Hormayr ein Plan zur Befreiung irols vorgelegt wurde, der bei den Bauern begeisterte Zustimmung fand. Die eheimnißvolle Reise nach Wien und die vom beliebten Erzherzog erfahrene Gunst erhöhten natürlich das Ansehen des Sandwirths bei den Nachbarn, so aß er schon bei Beginn des Aufstands als Haupt der Passeyrer auftrat, wenn r auch keineswegs die ganze Bewegung leitete. Seine Bedeutung wuchs erst llmälig und in der Rolle eines Führers erscheint er erst, seit das Volk sich elbst überlassen war und die ganze Bewegung specifisch tirolischen Charakter

angenommen hatte. Hormayr's Behauptungen, nur er selbst habe in richtiger Erkenntniß der „glorreichen Beschränktheit“ seiner Tiroler aus H. einen „furchtbaren Popanz für den Feind, einen Götzen für seine Landsleute“ geschaffen, „um in das von Leidenschaften wild hin- und hergeschleuderte Schiff eine tüchtige Ladung Ballast zu bringen“, sind nur lächerlicher Selbstüberhebung entflossen. Dagegen ist sicher nicht in Abrede zu stellen, daß nicht hervorragende Eigenschaften Hofer's Ansehen und Einfluß begründeten, sondern daß er allmälig gerade deshalb zum Haupt der Bewegung sich aufschwang, weil er selbst ein Mann aus dem Volke war, der an Kenntnissen und Fähigkeiten seine Untergebenen kaum überragte, ihre Tracht trug, ihre Sprache redete, ihre ganze Denkweise theilte. Der erste von H. an die Passeyrer erlassene Aufruf charakterisirt den Volksmann: „Morgen am 9. April wird für Gott, Kaiser und Vaterland ausgezogen, und jedermann ermahnt, brav dreinzuschlagen“. Am 11. April kam es zwischen Hofer's Leuten und einer baierischen Truppenabtheilung auf dem Sterzinger Moos zu einem Treffen, wobei sich die Schützen auf Rath ihres Anführers hinter vorgeschobenen Heuwägen deckten. Die Baiern mußten die Waffen strecken, ein Erfolg, der Hofer's Namen rasch in allen Thälern bekannt machte. An der ersten Einnahme von Innsbruck war H. nicht betheiligt, da er mit seinen Passeyrern zur Abwehr der Franzosen an die südliche Landesgrenze gerückt war. In den Erlassen jener Zeit nennt er sich „k. k. vom Haus Oesterreich erwählter Commandant“. Auch die südlichen Alpenpässe wurden mit Glück vertheidigt, hier wie in Spanien verloren die so oft bewährten Marschälle ihren Ruhm gegen „Banditen“, wie der Moniteur die Landesvertheidiger nannte. Eine neue Wendung gab aber auch dem tirolischen Krieg der Ausgang des „fünftägigen Feldzugs“ an der Donau, wo der bis dahin noch unbesiegte Kaiser selbst die Oesterreicher zurückdrängte. Jetzt war nicht blos der Weg nach Wien, sondern auch nach Salzburg offen, rasch folgten aufeinander die Erstürmung des Strubpasses, die Niederlage des österreichischen Corps unter Chasteller bei Wörgl, der Einzug Wrede's in Innsbruck. Aber die Annahme, daß mit dem Fall der Landeshauptstadt der ganze Aufstand gedämpft und der Krieg beendigt sei, erwies sich als verhängnißvoller Irrthum. Chasteller zwar zog sich zurück, aber deshalb ließen die Tiroler den Muth nicht sinken, der Abzug der „lateinischen Schützen“ däuchte ihnen vielmehr eine Erlösung von unbequemen Gästen. H. unterschlug eine Rückzugsordre Chastellers für Buol und bewog diesen General, ihm einige Bataillons und insbesondere Geschütze abzutreten, als er zur Rettung der Hauptstadt ein allgemeines Aufgebot erließ. Hofer's Unternehmen hätte freilich nicht gelingen können, wenn nicht in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit das Gros der baierischen und französischen Truppen unmittelbar nach der Einnahme Innsbrucks aus Tirol abberufen worden wäre. Nur noch eine Division Baiern deckte die Stadt, als Hofer's Rotten von allen Höhen herabschwärmten. Der erste Angriff am 25. Mai mißlang; vier Tage später aber wurden die Baiern nach mörderischem Kampfe zurückgeworfen, am nächsten Tag zog H. in der befreiten Landeshauptstadt ein. Die Tiroler hatten namentlich auf dem nahen Berg Isel Wunder der Tapferkeit gethan. Welchen Antheil am Erfolg des Tages H. selbst zu beanspruchen hatte, läßt sich nicht mehr feststellen. Die Urtheile der einzelnen Landsleute, auf grell contrastirende Aussagen von Augenzeugen sich stützend, gehen weit auseinander. Streiter behauptet, H. habe, während sich die Seinen mit dem Feind herumschlugen, bei dem ihm befreundeten Wirth unter der Schupfen „den Freuden des Krugs selbst für die Spanne Zeit nicht entsagt, als unweit der Schänke ein Waffenstillstand abgeschlossen wurde.“ Nach Weber's Darstellung dagegen hätte er jenen Aufenthalt nur gewählt, um von dort aus die

Fäden der Angriffe lenken zu können." Wie dem auch sein mag, das Volk sah nun einmal in ihm den gottbegnadeten Helden, dessen Gebet der Sache Tirols den Sieg erwirke. Als er in Innsbruck einzog, begrüßte ihn lauter Jubel, und als er bald darauf zu Rattenberg der Frohnleichnamsprozession beiwohnte, strömten Tausende aus den benachbarten Thälern und von den Höhen zusammen, um den Befreier Tirols zu sehen. Die von ihm angeordneten Vertheidigungsanstalten zeugen zweifellos von praktischem Sinn. Zwei Monate hindurch blieb das Land von feindlichen Einfällen verschont, dagegen wurden von den Tirolern wiederholt Streifzüge auf baierisches und italienisches Gebiet unternommen, jedoch nicht auf Anregung Hofer's, der sogar den von einem solchen Beutezug heimkehrenden Teimer öffentlich ausschalt. Ein Handbillet des Kaisers Franz vom 29. Mai, das die bestimmte Zusicherung enthielt, Tirol werde nimmer vom Körper des österreichischen Kaiserstaates getrennt und kein anderer Friede angenommen werden, als ein solcher, der diese Vereinigung zuließe, sanctionirte gleichsam das bisherige Auftreten Hofer's und seiner Genossen. Als es keine Feinde mehr zu bekämpfen gab, kehrte er in sein Heimathsdorf zurück und überließ dem Intendanten Hormayr, der ihn wohl seine geistige Ueberlegenheit peinlich fühlen lassen mochte, die leitende Rolle. Auch an den von Speckbacher und Haspinger in Scene gesetzten, im Ganzen sammt und sonders mißlungenen Unternehmungen, die auf Besetzung Baierns und Einnahme Münchens, ja wol gar auf Gefangennahme Napoleons berechnet waren, hatte H. keinen Antheil; er erklärte, er wolle sich nur auf Vertheidigung der Landesgrenzen beschränken, im Einklang mit dem ältesten Landrecht, wonach sich der Volksdienst im Kriege nur bis zu den Grenzen der Heimath erstrecke und nach Befreiung derselben Waffenruhe einzutreten habe. Da kam plötzlich Kunde von dem zu Znaim abgeschlossenen Waffenstillstand mit dem unglaublich klingenden Zusatz, daß Tirol ausdrücklich ausgenommen, d. h. schutzlos dem Zorn Napoleons preisgegeben sei. Ein ganzes Armeecorps, so hieß es, werde demgemäß gegen das störrische Land anrücken, und in der That war bald das Innthal wieder von verhaßten „Blauröcken" überfluthet. H. sträubte sich lange, die Wahrheit dieser Meldungen anzuerkennen, bis sich endlich nicht mehr daran zweifeln ließ, als von Erzherzog Johann selbst Bestätigung eintraf. Den österreichischen Generalen war damit die Möglichkeit entzogen, den Widerstand der Landbevölkerung länger zu unterstützen; der Kriegsrath Hofer's aber erblickte im Vormarsch der Baiern auf tirolisches Gebiet, da er im Vertrag, wie natürlich, nicht ausdrücklich vorgesehen war, eine Ueberschreitung des Znaimer Tractats und rief ganz Tirol zur Abwehr auf. Es gelte jetzt nicht mehr blos den Schutz zeitlicher Dinge, sondern der heiligen Religion, die durch die kirchenschänderischen Franzosen und die freimaurerischen Baiern gefährdet sei, es gelte den letzten Kampf „wider den allgemeinen Feind des Himmels und der Erde". Der mit der Unterwerfung Tirols betraute Marschall Lefevre mußte sich bald überzeugen, daß ihm keine gewöhnliche Waffenarbeit übertragen sei. Im Innthal zwar stieß er nur auf geringen Widerstand; auch die Hauptstadt Innsbruck ergab sich ohne Zaudern. Nun wurden durch einen Tagesbefehl des Marschalls H. und andere Hauptleute zu gemeinsamer Berathung aller zur Beruhigung des Landes nöthigen Vorkehrungen eingeladen, nur „der sich so nennende Major Teimer, welcher als Haupträdelsführer der Empörung bekannt", sollte von der Amnestie ausgeschlossen bleiben. Erst als H. diesem Rufe nicht Folge leistete, sondern fortfuhr, in allen Thälern das Aufgebot verkündigen zu lassen, wurde auch auf seinen Kopf ein Preis gesetzt. Dieses Urtheil und Lefevre's Erfolge riefen eine Zeit lang in Hofer's Hauptquartier Bestürzung und Verwirrung nach. H. selbst hielt sich nicht mehr für sicher und zog sich in ein Versteck

zurück. Von hier aus erließ er an die „herzliebsten Tiroler, absonderlich auf-richtigen Passeyrer“ ein ziemlich verzagt klingendes Schreiben. Auch jetzt sei er noch entschlossen, „wegen Gott, Religion und Vaterland“ zu streiten, aber erst wenn er sehe, daß sich die wahren Patrioten wieder zeigen; unterzeichnet ist der Aufruf: „Euer treues Herz, Andree Hofer, Obercommandant von Passeyr, der-malen wo ich bin.“ Energischer als H. ließen sich Haspinger und Speckbacher angelegen sein, die nur für den Augenblick Eingeschüchterten aufs Neue zum Kreuzzug gegen die Feinde des Christenthums zu entflammen. Wieder entbrannte allerorten der Kampf, blutiger und greuelvoller denn bisher. „Wüthende Rach-sucht glomm bis zur Gletschergrenze empor, in Feld und Wald, in tiefen Klüften und auf schwindelnden Felsgraten geschahen Thaten übermenschlichen Muthes, unmenschlicher Grausamkeit.“ Auch H. erschien wieder in Passeyr und erließ einen neuen Aufruf. „Auf, liebe Brüder, lasset uns nur einig sein. Ich werde euch die Lumpenstücke von dieser verfluchten Nation erst dann sagen sobald wir zusammenkommen werden. Nur gutes Muthes, die Sache kommt alle von Gott her!“ Bald sah sich Marschall Lefevre, der kurz vorher noch über Deroy's Rückzug vor einer „Bauernarmee“ gespottet hatte, in Innsbruck von allen Seiten umzingelt. Am 13. August ordnete H. allgemeinen Angriff an. Der Entscheidungskampf concentrirte sich diesmal um den Berg Isel. Zwei Tage dauerte das Treffen, den Sieg verdankten die Tiroler vor Allem der toll-kühnen Energie des Kapuziners Haspinger. Wichtiger als Hofer's Theilnahme an den Gefechten war sein Auftreten nach der Einnahme Innsbrucks, denn nur seine Autorität rettete die „baierisch gesinnte“ Stadt vor Plünderung und Ex-cessen der siegestrunkenen Bauern. H. traf keine ernstlich gemeinten Vorkeh-rungen, um den geschlagenen Feinden den Rückzug abzuschneiden, sondern ver-fügte sogar, daß der Ausmarsch neuer Compagnien zu unterbleiben habe, — der erste Erlaß, den er als „Obercommandant von Tirol“ unterzeichnete. Er übernahm nun die verwaiste Verwaltung des Landes und bezog die Hofburg, in deren Speisesaal er sogleich ein Crucifix und ein Madonnenbild anbringen ließ. Wie an seiner äußeren Erscheinung, so änderte er auch nichts an seiner Lebens-weise. Das Mittagessen ließ er sich aus einem benachbarten Gasthaus holen oft trafen Personen, die mit ihm in Geschäften zu sprechen hatten, den Ober-commandanten in Hemdärmeln unter seinen rauchenden und zechenden Passeyrern. Seine wichtigste Verfügung war die Aufstellung einer Generallandesverwaltung, wozu auch sechs Volksvertreter mit Stimmrecht beigezogen waren. Im Uebrigen bezweckten seine Erlasse namentlich Erhaltung von Religion und Moral und Sicherung der Ordnung im befreiten Lande. Den Höhepunkt seines Glücks be-zeichnet die Ueberreichung eines Ehrengeschenks des Kaisers, einer goldenen Me-daille mit Kette, am 29. September — es war ein Festtag für H. und ganz Innsbruck. Leider gereichte ihm der Beweis kaiserlicher Huld, der den treuen Mann zu Thränen rührte, zum Verderben, denn er maß ihm eine weit höhere Bedeutung bei als das kaiserliche Cabinet. Er glaubte, der Kaiser halte noch immer fest an der Zusage, nimmer zu einer neuen Abtretung Tirols seine Ein-willigung geben zu wollen; dagegen räumte ein Artikel des am 14. October 1809 unterzeichneten Wiener Friedenstractats den von Napoleon hartnäckig ge-forderten Verzicht auf Tirol wirklich ein. Gleichzeitig rückten größere Heeres-massen denn je auf drei Linien zugleich durch Inn-, Puster- und Etschthal vor. Obwol ein Schreiben Erzherzogs Johann von diesen Vorgängen unterrichtete und davor warnte, sich ferner zwecklos aufzuopfern, wollten Haspinger und andere Brauseköpfe nichts von Unterwerfung und Waffenstreckung hören, und es gelang ihnen, auch H. nochmals zur Aufnahme des Kampfes zu bewegen, möge das Ende sein, was da wolle. Am 1. November wurden aber am Berg Isel

die Reihen der Landesvertheidiger durch das Geschützfeuer der Feinde so furchtbar gelichtet, daß an wirksamen Widerstand nicht mehr zu denken war. H. konnte sich dieser Ueberzeugung in Augenblicken ruhiger Ueberlegung nicht verschließen. Als ihm General Baraguay-d'Hilliers Verzeihung zusicherte und auch der baierische Kronprinz Ludwig mit freundlichen Worten zu Nachgiebigkeit mahnte, unterzeichnete er eine vom Priester Donay aufgesetzte Unterwerfungserklärung und fügte seinem Namen die Worte: „Oberkommandant gewöster" bei. Allein bald darauf wurde er durch allerlei falsche Nachrichten über Wiederausbruch des Kriegs mit Frankreich, Anmarsch von schweizer Hülfstruppen &c. getäuscht und, wie der Tiroler Rapp erklärt, „von dem verworfensten Gesindel, dem der Friedenszustand verhaßt, der Krieg aber die willkommene Gelegenheit zu Raub und Plünderung war", zu neuem Sturmaufgebot gedrängt. Die Eintracht war jedoch aus seinem Kriegsrath gewichen und damit die Kraft der Landesvertheidiger gebrochen. Wenn auch mit schweren Verlusten, unterdrückten die Franzosen und Baiern die letzten Regungen des Aufstands, die Drohungen und Verheißungen des Sandwirths blieben wirkungslos, in dumpfer Hoffnungslosigkeit fügte sich das Volk allerorten der Uebermacht. Fast alle Rädelsführer der Bewegung konnten noch rechtzeitig entfliehen, nur H., durch die letzten Schicksalsschläge betäubt und verwirrt, weigerte sich, den heimischen Boden zu verlassen. Er glaubte, in einer versteckten Alphütte am Eingang ins Hochland Farteis sicher zu sein, aber ein Passeyrer, Josef Raffl, verrieth seinen Zufluchtsort an General Huard. Daß der Priester Donay nicht, wie Hormayr behauptete, am schmählichen Handel Antheil hatte, bestätigte Baraguay-d'Hilliers selbst, an dessen Wort nicht gemäkelt werden kann. Durch Soldaten eines italienischen Freicorps wurde die Hütte, wo H. schlief, umzingelt. Da an Widerstand oder Flucht nicht zu denken war, ergab sich H. ohne Widerstreben und wurde gefesselt nach St. Martin, dann nach Bozen abgeführt, endlich auf höheren Befehl nach Mantua transportirt. Ein Kriegsgericht sollte über sein Loos Entscheidung treffen. Als sich jedoch einige Richter mit Rücksicht auf den dem Rebellenführer von seinen eigenen Leuten auferlegten Zwang zu seiner Verurtheilung nicht entschließen konnten, kam aus Mailand die Weisung, H. sei binnen 24 Stunden durch Pulver und Blei hinzurichten. Er vernahm das Urtheil mit seltenem Gleichmuth. Wenige Stunden vor seinem Tode schrieb er an seinen Freund Pühler in Neumarkt einen Brief, der mit den Worten schließt: „Ade, mein schnöde Welt, so leicht kommt mir das Sterben an, daß mir nicht die Augen naß werden. Um 9 Uhr reis ich mit der Hilfe aller Heiligen zu Gott." Dem Propst Manifesti, der ihm in den letzten Stunden geistlichen Beistand leistete, versicherte er, sein Blut fließe nicht umsonst, Tirol werde wieder österreichisch werden, so gewiß, als auf jeden Winter wieder ein Sommer folge. Am 20. Februar 1810 Vormittags 11 Uhr wurde er auf der breiten Bastei unfern der Porta Ceresa erschossen. 1822 wurden seine Gebeine ausgegraben und in der Hofkirche zu Innsbruck bestattet; 1834 erhob sich über seinem Grabe ein würdiges Denkmal.

Andreas H. und die Tiroler Insurrektion (München 1810). — (Hormayr), Geschichte A. Hofer's (1817). In neuer Bearbeitung unter dem Titel: Das Land Tyrol und der Tyrolerkrieg von 1809 (1845). — Beda Weber, Das Thal Passeier und seine Bewohner (1852). — Peternader, Tirols Landesvertheidiger, I, S. 51 (1853). — Rapp, Tirol im Jahr 1809, in der Zeitschrift des Ferdinandeums, 3. Folge, 1. Band (1853). — Streiter, A. H., in „Blätter aus Tirol", S. 56 (1868). Heigel.

Hofer: Joseph Anton H., geb. zu Kastelruth am 19. Mai 1742, gest. 1820, studirte am Gymnasium zu Brixen und Innsbruck, hier Philologie

und Jurisprudenz, Dr. phil., 1765 zu Brixen Priester, 1772 daselbst Gymnasialprofessor und Domherr, nach 4 Jahren Professor des Kirchenrechts und Consistorialrath, 1779 Canonicus bei U. L. F., 1782 k. k. Gubernialrath und Referent in geistlichen Sachen zu Innsbruck, kehrte 1786 zu seinem Canonicat und der Professur am Lyceum in Brixen zurück, trat nach dessen Aufhebung 1807 in Pension als fürstbischöfl. geistl. Rath. — Er schrieb außer einigen Reden u. dgl. „Conspectus juris ecclesiastici; Zegeri Bern. Van-Espen Jus eccles. univ. ad usum auditorum in compendium redactum“, Brix. 1781. 4 T.

Felder, Gel. Lex. III. 228 ff. v. Schulte.

Hofer: Wilhelm H., von Landshut, Karthäusermönch zu Gaming in Nieder-Oesterreich, wo er 1446 eintrat und am 19. März 1483 starb. Von ihm besitzen wir ein Verzeichniß der Prioren von Gaming, eine Aufzählung der Klosterbrüder seit 1432 und der Conversen aus den Jahren 1446—1486, endlich eine Uebersicht der Anniversarien des Klosters. Gedruckt ist diese Aufzeichnung im Archiv für österreichische Geschichte, Bd. LX. 1880.

Zeißberg.

Hoff: Karl Ernst Adolf v. H., geb. am 1. November 1771 zu Gotha, † ebendaselbst am 24. Mai 1837. Besuchte die Schulen in Gotha, die Universität in Jena und Göttingen, wurde 1791 Legationssecretär, dann Hofrath, Geheimer Assistenzrath, 1826 Geheimer Conferenzrath und Curator der Sternwarte, 1817 Regierungsbevollmächtigter für die Universität Jena und 182. Director des Ober-Consistoriums zu Gotha. H. eröffnete seine fruchtbare litterarische Thätigkeit 1801 mit der Herausgabe eines Magazins für die gesammte Mineralogie, Geognosie rc., von welchem 4 Hefte erschienen. Darauf veröffentlichte er außer zahlreichen Aufsätzen in Voigt's Magazin, Zach's Correspondenz, Leonhard's Taschenbuch u. a., geologischen, geographischen und meteorologischen Inhalts: „Der Thüringer Wald“ (1807 u. 1812 mit Jacobs, Karte von H.); „Geognostische Bemerkungen über Karlsbad“ (1810); „Gemälde der physischen Beschaffenheit von Thüringen“ (1812); „Geogr.-Statist. Abriß der Länder des Hauses Sachsen-Ernestinischer Linie“ (1820); „Historische Entwickelung der im herzoglichen Hause Sachsen beobachteten Grundsätze der Erbfolge unter Seitenverwandten“ (1826). Von 1801—1816 gab er den „Gothaischen Hofkalender“ heraus, nachdem er schon seit 1795 den statistischen Abriß für denselben bearbeitet. Seine bedeutendste Leistung ist aber die „Geschichte der durch Ueberlieferung nachgewiesenen natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche. Eine gekrönte Preisschrift“. 3 Bde. (1822, 1826 und 1834), welche dann durch H. K. W. Berghaus (1840—41) noch um 2 Supplementbände vermehrt wurden. In diesem Werke, welches die erfolgreiche Lösung einer 1818 von der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen gestellten Preisaufgabe darstellt, hat H. das reichste Material von Thatsachen und Sagen über natürliche Veränderungen der Erdoberfläche zusammengestellt und diese Arbeit ist nach ihm nie mehr in dieser Ausdehnung auch nur versucht worden, so daß Hoff's Werk noch immer eines der wichtigsten Quellenwerke der Geographie und Geologie genannt werden darf. Dasselbe ist aber viel mehr als nur eine Materialsammlung, es ist eine kritische, von einem tiefen Verständniß der Erderscheinungen getragene, gedankenreiche Arbeit, welche H. die erste Stelle unter den frühesten Verkündigern jener von Vielen fälschlich nur auf Charles Lyell zurückgeführten Ansicht anweist, daß die meisten geologischen Erscheinungen sich aus den heute um uns stattfindenden Vorgängen unter Annahme großer Zeiträume erklären lassen. Hoff's letztes Werk, welches er nicht mehr ganz vollendete, ist „Teutschland nach seiner natürlichen Beschaffenheit“ (1838). H. gehört nach Art und Zahl seiner wissenschaftlichen Leistungen zu den hervorragendsten Geologen und Geographen seiner

Zeit. Er verdankte zwar viel, wie er oft hervorhebt, seinen Lehrern Blumenbach in Göttingen und Jacobs in Gotha und seinem Freunde Stieler am letzteren Orte; aber er war selber zum Naturforscher angelegt und besaß den Fleiß, dessen der Geograph bedarf, in hohem Grade. Ratzel.

Hoffaeus: Paulus H., ein namhafter Jesuit, geb. um 1522 zu Bingen, † am 17. December 1608 zu Ingolstadt. Er wurde schon als junger Mann für den neu gegründeten, mit Erfolg gegen die Ketzer kämpfenden Orden gewonnen. Nach der Tradition soll H., als er, wie durch ein Wunder, unversehrt einen thurmhohen Fall gethan, gelobt haben, in die Gesellschaft Jesu einzutreten. In Emmerich, Köln, Rom machte er seine Studien. Einer der ersten Zöglinge des Collegium Germanicum und von Ignatius selbst hochgepriesen, wurde er 1555 in den Orden aufgenommen. Zu Bologna erwarb er sich den theologischen Doctorgrad und wirkte dann nach einander einige Jahre als Rector der Collegien zu Wien, Prag (1561), Ingolstadt und München, ehe er für 13 Jahre (1568 bis 1581) das Amt eines Provinzials für Oberdeutschland übernahm. Von 1581 an war er ein Decennium hindurch zu Rom als Assistent des Generals für Deutschland thätig und kehrte dann als Visitator hierher zurück, um endlich, hochbetagt, wieder die Leitung des Ingolstädter Collegiums zu übernehmen. — Die Geschichtschreiber des Ordens legen ihm einen hervorragenden Antheil an den in Deutschland errungenen Erfolgen bei und preisen ihn zugleich als ein Muster jesuitischer Frömmigkeit. Uns ist aktenmäßig nur die von ihm in Baiern entwickelte Thätigkeit genauer bekannt. Diese war allerdings eine hochbedeutsame. Denn H. ist es vor allen gewesen, welcher die Jesuiten unter Albrechts IV. Regierung von Sieg zu Sieg führte und ihnen die Gunst des nachfolgenden Herzogs in so überschwänglichem Maße sicherte. Er leitete in den entscheidenden Jahren den Anfangs aussichtslosen und zuletzt doch siegreichen Kampf der Väter um die Herrschaft über die Universität Ingolstadt und verhalf ihnen zugleich zu der mehr und mehr sich ausbreitenden Wirksamkeit in München. Mit unermüdlicher Ruhmredigkeit preist er die Verdienste seiner Gesellschaft, für die er Unabhängigkeit von der Staatsgewalt nicht minder als reiche Geldmittel zu erringen weiß. Hochfahrend und anmaßend gegen die widerstrebenden weltlichen Mächte, schmeichelt er den nachgiebigen und thut sanft gegen die eingeschüchterten. Auch der Kanzel bedient er sich für seine Zwecke und verschmäht es nicht, den verschuldeten Fürsten zu Gefallen in seinen Predigten sogar die Verpflichtung zur Zinszahlung in Frage zu stellen. Aber derselbe Mann, welcher durch maßlose Ausbeutung der Hofgunst soviel zur Bereicherung des Ordens in München beigetragen, sollte im Alter noch Gelegenheit haben, die verderblichen Folgen der Verweltlichung, der Genußsucht und Sittenschlaffheit zur Genüge kennen zu lernen und in der Stille sich in bitteren Klagen darüber zu ergehen. Er selbst hielt sich frei von jeglicher Ueppigkeit, hörte aber, während er das weltliche Treiben so vieler Ordensgenossen beklagte, nicht auf, für die Herrschaft über die Schule unbedingt einzutreten.

Ueber die geringfügige schriftstellerische Wirksamkeit des Hoffäus, welcher anonym den Catechismus Romanus ins Deutsche übersetzte und „De communione sub utraque specie“ im Namen der Theologen Baierns schrieb, s. Kobolt's baierisches Gelehrtenlexicon S. 335 und Backer, Bibliothèque des Ecrivains de la compagnie de Jésus, Liège 1859, S. 319. Ueber sein Leben im Allgemeinen (Adam. Flotto) Hist. Provinciae Soc. Jes. Germ. super. P. III. p. 394. Vergl. Kluckhohn in v. Sybel's histor. Zeitschrift, Bd. 31, S. 374 ff.

Kluckhohn.

Hoffbauer: Clemens Maria H., der erste deutsche Redemtorist, geb. am 26. December 1751 zu Taßwitz in Mähren, † am 15. März 1820 zu Wien.

H. wünschte schon als Knabe Geistlicher zu werden. Da aber die Mittel der früh verwittweten Mutter ihm das Studium nicht erlaubten, erlernte er 1767 in Znaim das Bäckerhandwerk. Als Bäckergeselle kam er in das Prämonstratenserstift Bruck; der Abt ließ ihn, da er von seinem Wunsche, Geistlicher zu werden, Kenntniß erhielt, in der Klosterschule unterrichten. Im J. 1776 wollte er Einsiedler werden; er lebte beinahe zwei Jahre in einer von ihm selbst gezimmerten Holzhütte bei dem Wallfahrtsorte Mühlfrauen in der Nähe von Znaim. Da er von der Regierung nicht die Erlaubniß erhielt, sein Einsiedlerleben fortzusetzen, ging er nach Wien und arbeitete dort wieder als Bäcker. Mit einem anderen Bäckergesellen, Emmanuel Kunzmann, pilgerte er zweimal nach Rom. Das zweite Mal erhielten sie von dem Bischof von Tivoli, Cardinal Chiaramonti (der 1800 als Pius VII. Papst wurde), die Erlaubniß, in einem Walde bei Tivoli als Einsiedler zu leben. Nach einem halben Jahre kehrte aber H. nach Wien zurück und setzte, von einer frommen Wittwe unterstützt, seine Studien fort. Nach Beendigung der philosophischen Studien pilgerte er mit einem anderen armen Studenten aus Böhmen, Thaddäus Hübl, 1784 wieder nach Rom. Beide traten dort in die von dem damals noch lebenden Alphons Liguori gestiftete „Congregation des allerheiligsten Erlösers“ (Redemtoristen), legten 1785 die Gelübde ab und machten zu Frosinone die theologischen Studien. Nachdem sie 1787 die Priesterweihe empfangen, wurden sie nach Warschau gesandt, um von dem dortigen Nuntius Saluzzo als Missionare in Kurland verwendet zu werden (Kunzmann schloß sich ihnen in Wien als Laienbruder an). Der Nuntius behielt sie in Warschau, wo ihnen die Kirche des heiligen Benno angewiesen wurde, weshalb sie in Warschau gewöhnlich Bennoniten genannt wurden. Die Zahl der Mitglieder der Redemtoristen-Congregation nahm in Polen allmählich zu. 1792 wurde H. zum Generalvicar der Congregation jenseit der Alpen ernannt. In den Jahren 1803—6 gründete er Niederlassungen in Süddeutschland und der Schweiz, die indeß keinen Bestand hatten. Im Juni 1808 wurden unter der französisch-sächsischen Herrschaft die Redemtoristen aus Polen ausgewiesen. H. (Hübl war 1807 gestorben) kam nach Wien und blieb dort, wiederholte Reisen nach Rom abgerechnet, bis zu seinem Tode. Der Erzbischof Sigismund von Hohenwart ernannte ihn 1809 provisorisch zum Director der italienischen Kirche, 1813 zum Beichtvater der Ursulinerinnen und Director ihrer Klosterkirche. Es wurde auch für die Redemtoristen ein Haus angekauft, in welchem H. mit dem Convertiten F. A. v. Klinkowström eine Erziehungsanstalt eröffnete. Nach einigen Jahren wurde H. in Untersuchung gezogen, weil er nicht nur einer in Oesterreich nicht anerkannten Congregation angehöre, sondern auch deren Generalvicar sei; man stellte ihm die Alternative, aus der Congregation auszutreten oder Wien zu verlassen. Der Erzbischof verwendete sich aber für ihn bei dem Kaiser Franz, der ihm denn auch gestattete, in Wien zu bleiben. Sein im October 1819 eingereichtes Gesuch um förmliche Genehmigung der Gründung von Collegien der Redemtoristen in Oesterreich wurde erst unter dem 22. April 1820, kurz nach seinem Tode, bewilligt. — H. wirkte in Wien eifrig als Prediger und Beichtvater; er übte einen großen Einfluß auch auf eine Reihe von hervorragenden Männern, Clemens Brentano, Friedrich v. Schlegel, Adam Müller, Zacharias Werner (dieser dichtete 1820 „zwei Gesänge auf den ersten deutschen Redemtoristen“), Philipp Veit, F. A. v. Klinkowström, Karl Ernst Jarcke, Joh. Emmanuel Veith, Anton Günther, Joh. Friedr. Heinr. Schlosser, den er 1815 in die katholische Kirche aufnahm. Werner und Veith traten nach seinem Tode in die Congregation der Redemtoristen (Veith trat später wieder aus). — Friedrich Perthes, der H. im September 1816 besuchte, theilt von ihm die merkwürdige Aeußerung mit: „Seitdem ich in Polen die religiösen Zustände der Katholiken

und in Deutschland die der Protestanten habe vergleichen können, ist es mir gewiß geworden, daß der Abfall von der Kirche eingetreten ist, weil die Deutschen das Bedürfniß hatten und haben, fromm zu sein. Nicht durch Ketzer und Philosophen, sondern durch Menschen, die wirklich nach einer Religion für das Herz verlangten, ist die Reformation verbreitet und erhalten. Ich habe das in Rom dem Papste und den Cardinälen gesagt, aber sie haben mir nicht geglaubt und halten fest daran, daß Feindschaft gegen die Religion es war, was die Reformation bewirkt habe" (Leben II. 124). Im J. 1864 wurde in Rom die Seligsprechung Hoffbauer's beantragt und 1867 der Beatificationsproceß eingeleitet der noch nicht beendigt ist.

Wurzbach, Biogr. Lex., IX. 154. Fr. Pösl, Cl. M. Hoffbauer, der erste deutsche Redemtorist in seinem Leben u. Wirken, 1844. Seb. Brunner, Cl. M. H. u. seine Zeit, 1850. Katholik, 1876, II. 288. Reusch.

Hoffbauer: Johann Christoph H., geb. am 19. Mai 1766 in Bielefeld, † am 4. Aug. 1827 in Halle, hatte seine erste Bildung in seiner Vaterstadt empfangen und bezog 1785 die Universität Halle, wo besonders die Vorlesungen des Antikantianers Eberhard eine Einwirkung auf ihn ausübten. Seine Promotion, behufs deren er „Tentamina semiologica seu quaedam generalem theoriam signorum spectantia" schrieb, war zugleich mit der Habilitation verbunden (1789), und nach nicht langer Zeit wurde er (1794) zum außerordentlichen und hierauf (1799) zum ordentlichen Professor der Philosophie befördert, als welcher er in den ersten Jahren sich eines großen Lehrerfolges erfreute. In Folge zunehmender Schwerhörigkeit mußte er großentheils auf Verkehr verzichten und wurde hierdurch allmählich ein Sonderling, welcher einem reichlichen Genusse des Weines, jedoch mit einem gewissen Raffinement, huldigte und sich mit einer großen Anzahl von Hunden umgab, an welchen er thier-psychologische Studien machte. In seinen zahlreichen litterarischen Leistungen gehört er zu den hervorragenderen Theilnehmern an der durch Kant hervorgerufenen Bewegung. Abgesehen von einer kleinen pädagogischen Schrift „Ueber die Perioden der Erziehung" (1800) und einer recht brauchbaren „Geschichte der Universität Halle bis 1805" gehören zunächst dem Gebiete der Logik an: „Analytik der Urtheile und Schlüsse" (1792); „Anfangsgründe der Logik" (1794, 2. Aufl. 1810); „Uebersicht des Vorzüglichsten, was seit 1781 für die Logik geleistet ist" (1795 in Niethammer's Journal); sodann veranlaßt durch eine Preisaufgabe der Berliner Akademie „Ueber die Analysis in der Philosophie" (1810) und „Versuch über die sicherste und leichteste Anwendung der Analysis in den philosophischen Wissenschaften" (1810). Er nahm hierbei eine völlig selbständige Stellung zu Kant ein und knüpfte mehr an die nächsten Vorläufer desselben, nämlich an Baumgarten und Lambert, an; seine Erörterungen über analytische und synthetische Methode, bei welchen er sich auch als gut geschulter Mathematiker zeigt, sind ebenso scharfsinnig als anregend. Aehnliches gilt von dem Umkreise der Psychologie, in welcher wir wol Berührungspunkte mit Kant's „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht" (aber nicht mit dem betreffenden Abschnitte der Kritik der reinen Vernunft) finden, jedoch einen weit größeren Einfluß der dem Kantianismus vorhergegangenen empirischen Richtung erkennen. Er hatte schon 1796 eine „Naturlehre der Seele in Briefen" veröffentlicht und ließ dann zwei für die damalige Zeit höchst bedeutende Werke folgen. Nämlich einerseits „Untersuchungen über die Krankheiten der Seele" (3 Bde., 1802—7, der dritte Band hat den besonderen Titel „Psychologische Untersuchungen über den Wahnsinn"), worin er unter kritischer Begründung des Begriffes „Krankheit" die pathologischen Seelenzustände, je nachdem sie in den einzelnen Seelenvermögen (nach wolffischer Eintheilung) oder in den gegenseitigen Wechselbeziehungen derselben oder endlich in der Gemein-

schaft zwischen Seele und Leib beruhen, einer durch seine Beobachtung gestützten Untersuchung unterzieht und sowol pädagogische Verhütungsmaßregeln als auch das eigentliche Heilverfahren erörtert. Andererseits füllte er durch die Schrift „Die Psychologie in ihren Hauptanwendungen auf die Rechtspflege“ (1808) eine in der damaligen Litteratur noch fühlbare Lücke in einer Weise aus, daß man auch seinem juristischen Wissen Anerkennung zollen muß. Außer diesen psychologischen Hauptwerken gab er auch einen „Grundriß der Erfahrungs-Seelenlehre“ (1810) und bezüglich einer vielbesprochenen Persönlichkeit „Joh. Adam Müller, der Prophet und sein Vater, eine Parallele von Hans Engelbrecht, einem Propheten des 17. Jahrhunderts“ (1817), worin er die Wurzeln und Verzweigungen solch schwärmerischer Verrückung darlegte. Auch auf die mehr medicinischen Seiten dieses Gebietes richtete er seinen Blick sowol in den gemeinschaftlich mit dem berühmten Reil verfaßten „Beyträgen zur Beförderung einer Kurmethode auf psychischem Wege“ (2 Bde. 1808) als auch in einer Monographie „Ueber die Gelüste der Schwangeren und ihren Einfluß auf rechtliche Zurechnung“ (1817 im Neuen Magazin des Criminalrechts), sowie durch Uebersetzung von Alex. Crichton's Untersuchungen über die Geisteszerrüttung (1810) und von Th. Trotter's Schrift über die Trunkenheit (1820). Als einen wirklichen Anhänger Kant's zeigt er sich in der Ethik, wohin seine „Anfangsgründe der Moralphilosophie“ (1798) und „Untersuchungen über die wichtigsten Gegenstände der Moralphilosophie“ (1799) gehören; bezüglich der Rechtsphilosophie aber nahm er wieder eine Modification mit Kant's Auffassung vor, insofern er den Begriff des Rechts näher an jenen der Befugniß rückte. Sein „Naturrecht aus dem Begriffe des Rechts entwickelt“ (1793) wurde ein sehr beliebtes Compendium, so daß noch eine 4. Auflage desselben erschien (1824); als einen Commentar dazu gab er seine „Untersuchungen über die wichtigsten Gegenstände des Naturrechts“ (1795), während die nicht weiter fortgesetzte Schrift „Allgemeines Staatsrecht, erster Theil“ (1797) eine kritische Erläuterung der kantischen Rechtslehre enthält; endlich veranlaßt durch eine Drontheimer Preisaufgabe schrieb er „Das allgemeine oder Naturrecht und die Moral in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit und Unabhängigkeit“ (1816), worin er nunmehr hauptsächlich den formalen Charakter des Rechtes hervorhob. In all seinen Schriften machen die Klarheit und die Bündigkeit des Stiles, sowie die Ruhe der fortschreitenden Entwicklung einen durchaus günstigen Eindruck.

Ersch-Gruber, Allg. Encyklopädie, Section II, Bd. 9, S. 246 ff.

Prantl.

Höffert: Emilie H., geb. Devrient, Schauspielerin, geb. 1808 zu Dessau, † am 25. Novbr. 1857 in Siebenbürgen. Die einzige Tochter des unvergeßlichen Ludwig Devrient und dessen erster Gattin, der Tochter des seiner Zeit berühmten Decorationsmalers Neefe, wurde, da die Mutter bei Emiliens Geburt starb, in einer Pension erzogen. 1821 brachte sie der Vater zu Klingemann in Braunschweig, der sie für die Bühne ausbildete und 1824 daselbst als Emilie von Linden („Wunderschrank“) und Toni in Körner's gleichnamigem Drama debutiren ließ. Der Erfolg war groß und hatte ein sofortiges dreijähriges Engagement zur Folge. Weniger glücklich war Emilie in Berlin, wo ihr 1827 absolvirtes Gastspiel nicht derart aufgenommen wurde, um ihr neben ihrem Vater eine dauernde Stellung zu erwerben. So ging sie denn nach Danzig und von hier nach Königsberg, wo sie den Schauspieler Höffert heirathete. Nach Gastspielen in Berlin, Breslau, Wien, Leipzig, Hamburg und Dresden wirkte sie an der Seite ihres Gatten von 1832—38 in Stettin als Vertreterin chargirter Rollen und wurde, nachdem sie abermals in Berlin gastirt hatte, am 1. October 1838 für das Fach der Charakterrollen und komischen Alten an dem Schweriner

wieder allgemein zugänglich werden und obiges Urtheil seine Bestätigung finden. (Im Mozarteum in Salzburg soll sich handschriftlich eine von A. Schmidt, Custos der Wiener Hofbibliothek, verfaßte Biographie Hoffheymer's befinden.)

Rob. Eitner.

Hoffischer: Matthes H., Ulmischer Buchdrucker in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Neben den Nachrichten über gleichzeitige Berufsgenossen der Stadt Ulm gehören die über diesen Drucker zu den weniger ergiebigeren. Daß er aber nach Joh. Zayner zu den ältesten Druckern der Reichsstadt gehörte, geht aus den Aufzeichnungen hervor, die über einen anderen seines Standes, Hans Grüner (s. Bd. X S. 48) in den städtischen Urkunden und Archiven überliefert sind. Aus diesen erhellt zwar sein Geburtsjahr nicht, auch die Zeit seines Todes ist nicht angemerkt, wol aber, daß er 1522, Mittwoch nach Ostern, zum Bürger aufgenommen wurde und als „Buchführer“ bezeichnet wird, auch daß damals seine Wohnung und Officin in „Höslinsgäßlin hinter den (alten) Reben“ sich befand. Er trat zuerst mit dem genannten Hans Grüner in Gemeinschaft, doch trennten sie sich bereits 1527 wieder. So wie Grüner in Hader und vielfachen Streitigkeiten mit Hans Zayner lebte, so auch H. mit Grüner. Aber auch mit der Obrigkeit und zwar theils wegen Schuldklagen, theils und insbesondere wegen der um der lutherischen und zwinglischen Händel willen immer strenger werdenden Censur gerieth H. in schwere Conflicte. So wurde er bereits 1528, als einer der Zinsleute und Schuldner der Dominicaner in Ulm, durch ein gedrucktes Kammergerichtsurtheil zur Zahlung seiner Schulden aufgefordert. Und in einer Urkunde vom J. 1527 Montag nach dem Neujahr ist zu lesen „Matthes Hoffischer soll mit Druckung Erkens Büchlein stille stehen, einem E. Rath hab dieses Ansuchens gar kein Gefallen“, dagegen findet sich wieder ein Jahr später, Montag nach Nicolay, aufgezeichnet „zwischen der ehrbaren Leuten den Malern und Mattheis Hoffischer, Buchdrucker, ist entschlossen, daß meine Herren die Arbeit, darin ihm Verkündig beschehen wollen, wohl machen und ausstreichen dürfen.“ Eine schwerere Strafe traf ihn im J. 1536, wo er wegen unzüchtiger Handlungen seines Weibes, um die er gewußt zu haben scheint, durch Rathsbeschluß aus der Stadt verwiesen wurde. Dieser Beschluß wurde jedoch zwei Jahre später auf Fürbitte der Räthe Sachsens, Hessens und Nürnbergs dahin reformirt, daß sowol ihm als auch seinem Weibe die Stadt wieder eröffnet werden solle, wenn sie beide das Versprechen gäben, sich in Zukunft redlich und wohl zu halten. Uebrigens scheint die Thätigkeit seiner Presse eine nicht sehr bedeutende gewesen zu sein, da bis jetzt nur etwa sechs Produkte derselben, die meistens von kleinem Umfange und ohne Jahresbezeichnung erschienen, nachzuweisen sind, doch mögen andere noch auf Bibliotheken verborgen sein. Um das J. 1522 etwa erschien in zwei Auflagen „Ein nützliche vnderweisung ... wie Gott das höchst gut sey“ und 1524 ein Folioblatt, enthaltend „Ein hipsch Lied von der grosse wesserung ... In Schillers melodey Kleglich zu hören“.

Weyermann, Nachrichten v. Ulmischen Gelehrten, II. 184. Haßler, Ulmische Buchdruckergesch., S. 145—46. Weller, Repertor., Nr. 2289—90, 2948.

J. Franck.

Hoffmann: Andreas Gottlieb H., evangelischer Theologe und Orientalist, geb. am 13. April 1796 zu Welpsleben in der Grafschaft Mansfeld, wo sein Vater Müller war, † am 16. März 1864. Den ersten Unterricht erhielt er in der Schule zu Egeln, dem Geburtsort seiner Mutter. Später kam er auf das Domgymnasium zu Magdeburg. Von hier aus zog er 1813 als freiwilliger Jäger in den Krieg gegen Frankreich. Nach seiner Rückkehr aus dem Feldzuge gedachte er anfangs, da es ihm an Mitteln zur Fortsetzung seiner Studien fehlte, in das Lehrerseminar zu Magdeburg einzutreten, aber da sich einige seiner Lehrer,

namentlich Wiggert, mit Rath und That seiner annahmen, ward es ihm trotz mancher Hindernisse ermöglicht, das Gymnasium zu absolviren und die Universität Halle zu besuchen. Hier lag er vorzugsweise unter Knapp, Niemeyer, Wegscheider dem Studium der Theologie ob, während er unter Gesenius und Wahl Neigung für die morgenländischen Sprachen faßte. Namentlich zu Gesenius fühlte er sich hingezogen und dessen Unterricht wirkte bestimmend auf die ganze Richtung seiner Studien ein. Von den semitischen Sprachen war es besonders die syrische, welcher er seinen Fleiß zuwandte und deren Kenntniß er wesentlich förderte. Er promovirte 1820 zum Doctor der Philosophie und habilitirte sich 1822 zu Halle, worauf er über morgenländische Sprachen Vorlesungen hielt. 1822 nahm er eine Berufung nach Jena als außerordentlicher Professor der Theologie an Chr. Aug. Kestner's Stelle an, unter Ablehnung eines gleichzeitigen Rufes nach Königsberg. 1826 wurde er zum ordentlichen Honorarprofessor und Beisitzer der theologischen Facultät, noch in demselben Jahre zum ordentlichen Professor der Theologie befördert, 1843 vom Herzog von Sachsen-Altenburg zum Geheimen Kirchenrath ernannt. In Jena las er über Kirchengeschichte, alte und neutestamentliche Einleitung, alttestamentliche Exegese, Geschichte des jüdischen Volks, ferner privatissime über verschiedene morgenländische Sprachen. In der Theologie war er einer freien und versöhnlichen Richtung zugethan, übrigens ein gründlicher und vielseitiger Gelehrter und in akademischen Angelegenheiten ein umsichtiger und gewissenhafter Geschäftsmann. Er starb am 16. März 1864 nach langem, schweren Leiden. Seine Hauptleistungen liegen auf dem Gebiet der alttestamentlichen Exegese, des Hebräischen und des Syrischen. Sein verdienstlichstes Werk, welches er schon in seinen jüngeren Jahren zu Stande brachte, sind die „Grammaticae Syriacae libri 3", 1827, ein Werk, das zwar noch an manchen Unvollkommenheiten leidet (H. wünschte es selbst in späteren Jahren noch umzuarbeiten, kam jedoch nicht mehr dazu), aber doch einen bedeutenden Fortschritt gegen die früheren Bearbeitungen der syrischen Grammatik bezeichnet und auch noch der neuesten syrischen Grammatik von Merx als Grundlage dient. Es ist auch zweimal ins Englische übersetzt. Seine weiteren Schriften sind „Commentarius philologico-criticus in Mosis benedictionem, Deut. 33", P. 1—2, 1822 ss.; „Entwurf der hebräischen Alterthümer", 1832; „Das Buch Henoch, Einleitung, Uebersetzung (aus dem Aethiopischen) und Commentar", Abth. 1. 2 (als 1. Bd. der „Apokalyptiker der älteren Zeit unter Juden und Christen") 1833—38. Er gab auch die von dem Verfasser selbst schon vorbereitete zweite Auflage von Gesenius' „Lexicon manuale Hebraicum et Chaldaicum in Veteris Testamenti libros" 1847 durchgesehen heraus und nahm regen Antheil an der Förderung der Ersch-Gruber'schen Encyclopädie, deren zweite Abtheilung er redigirte und die er selbst mit vielen gediegenen, in sein Fach einschlagenden Artikeln ausstattete.

Vgl. Zimmermann's Allgemeine Kirchenzeitung 1864, I. 206. Protestantische Kirchenzeitung 1864, Nr. 13 (Nekrolog von G. Frank). Günther, Professoren der Universität Jena, 32. Redslob.

Hoffmann: August H., Kupferstecher, geb. in Elberfeld 1810, † in Berlin am 15. October 1872. Er bezog 1823 die Düsseldorfer Akademie, wo er unter Theloit, später aber mit erhöhtem Erfolg unter Keller seine Studien machte. Nach Vollendung der drei für den Rheinisch-Westfälischen Kunstverein ausgeführten Stiche „Kirchgeherin" nach L. Blanc (1835), „Entführung" nach Lessing (1836) und „Christus im Schoß der Maria" nach W. Schadow, und einer Platte, die „Hussitenpredigt" nach Lessing für Raczynski's Kunstgeschichte, ging er 1838 nach München, später nach Berlin und Paris, und siedelte sich zuletzt in Berlin an. Von der halb ausgeführten Zeichnungsmanier hatte er

sich der völlig ausgeführten Stechweise zugewandt und seine „Madonna mit dem Kinde und der heiligen Anna“ nach G. Romano (1851) zeichnete sich bereits durch meisterhafte Führung des Stichels, große Klarheit der Töne und kräftige Gesammtwirkung aus, welche Eigenschaften seine späteren Arbeiten „Blumenmädchen“ nach Magnus (1852), „Madonna mit dem heiligen Hieronymus und Franziscus“ nach Raphael, „Madonna mit den Locken“ nach G. Romano in noch glänzenderer Weise veranschaulichen. Auch seine Stiche zur Shakespeare-Galerie nach Zeichnungen Kaulbach's, sein „Josef und seine Brüder“ nach Cornelius und „Karl der Große“ nach Kaulbach's Karton sind rühmenswerthe Arbeiten.

Wiegmann, Die königl. Kunstakademie zu Düsseldorf (Düsseldorf 1856).

M. Blanckarts.

Hoffmann: Benjamin Gottlob H., Buchhändler in Hamburg; geb. zu Steinau in Schlesien am 4. Mai 1748, † am 5. Februar 1818. Um 1775 nach Hamburg gekommen, etablirte er daselbst bald darauf eine Buchhandlung, die sich durch den Verlag bedeutender Werke, z. B. vieler Schriften des Prof. Büsch (s. Bd. III. 642) sowie der Geschichte der neueren Land- und Seereisen (20 Bde.) rühmlich auszeichnete und unter ihrer späteren Firma noch heute besteht. Durch seinen ehrenwerthen und biederen Charakter, durch seine Redlichkeit und strenge Sittlichkeit stand H. bei seinen Mitbürgern in hoher Achtung. Wie als Buchhändler und Freimaurer in engeren Kreisen, so war er auch im öffentlichen Leben Hamburgs für das Wohl seiner Mitmenschen unermüdlich thätig. In Folge der Bedrückungen des deutschen Buchhandels durch die französische Herrschaft und besonders in Folge der Schwierigkeiten, welche die französische Polizei in der occupirten Stadt Hamburg auch seinem Geschäft bereitete, beschränkte H. seine Thätigkeit. Nachdem er nun auch in persönliche Gefahr gerathen war durch eine unbesonnene Aeußerung in der von ihm verlegten französischen Grammatik Debonale's, associirte er sich mit seinem Schwiegersohn, dem Hamburger Buchhändler August Campe, und übergab diesem die Leitung des Ganzen. So entstand im J. 1810 die bekannte Firma Hoffmann & Campe. Franz August Gottlob Campe, welcher in dem seine Gattin Elise Campe betreffenden Artikel (s. Bd. III. 732) bereits genannt ist, war ein älterer Sohn des Justiziars Friedr. Heinr. Campe zu Deesen bei Holzminden im Braunschweigischen, eines älteren Bruders des bekannten Schriftstellers, Pädagogen und Buchhändlers Joach. Heinr. Campe (s. Bd. III. 733 ff.). Geboren am gedachten Orte am 28. Februar 1773, hatte er seine auf den Gelehrtenstand gerichteten Wünsche unterdrückt und sich dem Buchhandel gewidmet. Zu weiterer Ausbildung reisend kam er 1799 nach Hamburg, wo er von seines Oheims Freunden, Hoffmann, Klopstock, Reimarus, Sieveking, bestens aufgenommen wurde. Dann ging er auf ein Jahr nach Paris, von wo er 1800 heimkehrte, unterwegs Goethe besuchend und ihn durch Ueberreichung des ersten Exemplars der Bitaubé'schen Uebersetzung seiner Dichtung „Hermann und Dorothea“ erfreuend. In Hamburg etablirte er darauf seine Buchhandlung, deren erster Verlagsartikel Bonaparte's Tagebuch aus Egypten war. Nachdem er sodann 1806 Hoffmann's einzige Tochter, die oben erwähnte Elise, geheirathet und 1810, als Associé seines Schwiegervaters, alleiniger Leiter und seit 1818 alleiniger Inhaber der Firma Hoffmann & Campe geworden war, nahm dieses Geschäft, zumal nach Wiederkehr der Friedensjahre, einen so großen Aufschwung, daß er sich im J. 1823 veranlaßt sah, das Sortimentsgeschäft und die Firma seinem jüngeren Halbbruder, Johann Julius Wilhelm Campe, zu überlassen und sich selbst nur mit dem Verlag einiger ausgewählter Verlagsartikel zu befassen, welche insgesammt seinen Namen August Campe tragen, während die von seinem Bruder Julius

verlegten Werke die alte Firma Hoffmann & Campe aufweisen. Aug. Campe starb 1836. Beneke.

Julius Campe, 1792 zu Deesen geboren, wandte die Verlagsthätigkeit der Firma hauptsächlich den Werken des „jungen Deutschland“, Heinrich Heine's, Gutzkow's u. A. zu. Dafür traf ihn der bekannte Bundestagsbeschluß vom 10. December 1835 (vgl. Bd. XI. S. 844), der auch seinen ganzen gegenwärtigen und künftigen Verlag als staatsgefährlich in ganz Deutschland verbot. Er brachte gleichwol das Geschäft zu immer größerer Bedeutung und hinterließ es bei seinem am 14. November 1867 erfolgten Tode in blühendem Stande seinem Sohne, der es noch gegenwärtig führt.

N. Nekrol. d. D. f. 1836 II. 628 ff. — Börsenblatt für den deutsch. Buchhandel, 1851, S. 220. — Mönckeberg in d. Zeitschr. des Vereins f. Hamb. Gesch., Neue Folge, Bd. III. S. 428 ff. Kelchner.

Hoffmann: Christian Gottfried H., Staatsrechtslehrer, geb. am 8. Nov. 1692 zu Lauban in der oberen Lausitz, wo sein Vater Gottfried H. damals Rector war (s. u. S. 591). Er hatte seinen Sohn für die Theologie bestimmt, letzterer verspürte jedoch hierzu keine Neigung, machte sich vielmehr durch Selbststudium mit den juristischen Anfangsgründen schon auf dem Gymnasium vertraut, bezog 1711 die Universität Leipzig, vertheidigte dort bereits im ersten Semester eine von ihm verfaßte Streitschrift „De senio eruditorum“, wurde Hofmeister der beiden in Leipzig studirenden Fürsten Galliczin, erwarb sich 1716 zu Halle (nach Anderen irrig in Leipzig) den Grad eines Doctors beider Rechte und eröffnete 1718 als Professor des Natur- und Völkerrechts seine Lehrthätigkeit in Leipzig. 1723 folgte er einem Rufe nach Frankfurt a. O., übernahm an Stelle des Heinrich Coccejus mit dem Titel eines preußischen geheimen Rathes die Professur für Staatsrecht, wurde später auch Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften und starb unverheirathet am 1. September 1735. H. hat nahezu in allen Theilen der Rechtswissenschaft gearbeitet, mit Vorliebe im Staatsrechte und in der Rechtsgeschichte. Seine zahlreichen Schriften finden sich bei Götten, „Das jetzt lebende gelehrte Europa“ (1738) aufgezählt; unter denselben waren besonders die staatsrechtlichen geschätzt, trotzdem entbehren sie gleich den übrigen eines bleibenden Werthes und hat der Reichthum der Production der Gründlichkeit bisweilen Eintrag gethan. Einen Beweis für die überraschende Vielseitigkeit der Arbeiten Hoffmann's mögen nachstehende seiner Werke liefern: „Historia juris Romani-Justinianei“, Vol. I, Lps. 1718, ed. 2. auct. 1734, Vol. II. 1726; „Die Ehre des Hauses Mansfeld in dem Alter seiner Abkunft ꝛc.“, Leipz. 2. Aufl. 1720; „Novum volumen scriptorum Germ. imprimis ad Lusatiam et vicinas regiones spectantium“, Lps. 1719, IV Thl.; „Gegenwärtiger Zustand der Finanzen Frankreichs“, 1720; „Praenotationes de origine, progressu et natura jurisprudentiae crimin. german.“, Lps. 1722; „Gründliche Vorstellung derer im heiligen römischen Reiche deutscher Nation obschwebenden Religionsbeschwerden“ 1722, 2. Abthl. — Nebstdem war er bei der „Europäischen Fama“ betheiligt (Thl. 199—251 sind aus seiner Feder) und beschäftigte sich mit verbesserten Ausgaben älterer Werke; so edirte er 1720 Conring's „Tractatus de fontibus imp. Rom. Germ.“ und 1721 „Panziroli de claris legum interpretibus“. — Seine „Einleitung in das jus publicum des heiligen römischen Reichs“ ꝛc. ist wegen des frühen Todes des Verfassers unfertig geblieben, hat aber wegen des dort enthaltenen Verzeichnisses von mehr als 3000 meist staatsrechtlicher Schriften noch jetzt litterargeschichtliches Interesse. Professor Joh. Wilh. H. (s. d. Art.) hat in dem Panegyricus manibus Christ. Gottof. Hoffmanni J.Cti., Francof. 1735 das Andenken seines Halbbruders Christ. Gottfr. in würdiger Weise gefeiert.

Jöcher, Gel. Lex., II. 1653. — Hirsching, Histor.-litt. Handb., III. 196. — Pütter, Litter. des Staatsrechts, I. 402. — Hugo, Lehrb. der Gesch. d. röm. Rechts, 55, 250, 816. E.—t.

Hoffmann: Christ. Aug. Siegfried H., Mineraloge, Edelstein-Inspector und Administrator der akademischen Mineralienniederlage in Freiberg, geb. am 3. Juli 1760 zu Freiberg, † daselbst am 15. März 1813. H. machte seine Studien in Freiberg und widmete sich unter Werner vorzüglich dem Studium der Mineralogie; nach dessen Vorträgen er das „Handbuch der Mineralogie“ in den zwei ersten Bänden 1811—13 (im III. und IV. Bande fortgesetzt und beendet von Breithaupt, 1816—18) ausarbeitete und publicirte. Mit Köhler besorgte H. die Herausgabe des „Bergmännischen Journals“, Bd. V und VI, und übernahm dann von 1800—1804 allein die Fortsetzung desselben. Mit Karsten gemeinschaftlich gab H. 1792 heraus: „Nachrichten von dem Mineralien-Cabinet des Propsts von Ohaim nach dem Werner'schen System“, welches durch zahlreiche Beispiele erläutert wird.

Vgl. Meusel, G. T. Gümbel.

Hoffmann: Christoph Ludwig H., Arzt, 1721 in Rhede (Westfalen) geboren, hatte in Jena Medicin studirt und daselbst 1746 den Doctorgrad erlangt. Er prakticirte zuerst in Münster, wo er zum Director des medicinischen Collegiums ernannt wurde, 1787 siedelte er nach Mainz über, war hier kurfürstl. Geheimrath, zog, nachdem Mainz zum zweiten Male den Franzosen in die Hände gefallen war, mit dem Kurfürsten nach Aschaffenburg und ging zuletzt nach Eltville, wo er philosophischen und historischen Studien oblag, aber schon nach kurzer Zeit, am 28. Juli 1807, gestorben ist. — H., als Arzt und Gelehrter von seinen Coëtanen hochgeschätzt, ist besonders als Begründer eines humoralpathologischen Systems bekannt, das trotz seiner Einseitigkeit durch die scheinbar consequente Ableitung der in demselben niedergelegten Grundsätze nicht ohne Einfluß auf die Zeitgenossen des Verfassers geblieben ist. — Das System ist in mehreren meist kleineren Schriften zur Kenntniß des Publicums gebracht worden; eine vortreffliche kritische Darstellung desselben findet sich im Journal der Erfindungen, Theorien und Widersprüche in der Natur- und Arzneiwissenschaft, 1798, I. Heft 3, 4 und II. Heft 1. — In einem sehr losen Zusammenhange mit diesen Arbeiten steht eine andere Schrift des Verfassers „Von der Empfindlichkeit und Reizbarkeit der Theile“ (1779, 1792), in welcher er die Lebensbewegungen von der Sensibilität und Irritabilität der festen Theile ableitet. — Ein Verzeichniß der litterarischen Arbeiten des Verfassers, welche gesammelt in 4 Bden. Münster 1790—93 erschienen sind, findet sich in Biogr. méd. V. 237.

A. Hirsch.

Hoffmann: Ernst Theodor Wilhelm H., der sich selbst in nacheifernder Verehrung Mozart's E. T. Amadeus nannte, mit gleichmäßig reichen Anlagen für Poesie, Musik und Malerei ausgestattet, wurde am 24. Januar 1776 zu Königsberg in Preußen geboren. Sein Vater, der 1782 als Criminalrath und Justizcommissär an das Oberlandesgericht in Insterburg kam († 1796 oder 97), ein Mann von vielem Geist, aber von unordentlichen Neigungen, trennte sich schon im dritten Lebensjahre des Sohnes von seiner durch strengere Grundsätze geleiteten Gattin. H. blieb bei der Mutter, die, von Kummer gebeugt, ihr krankhaftes Dasein am 15. März 1796 endigte; auf seine Erziehung hatte neben ihr besonders ihre Schwester († 1803, als „Tante Füßchen“ im ersten Bande des „Kater Murr“ verewigt), ihr Oheim, der im October 1795 gestorbene Justizrath Vöthöry, dem H. im „Majorat“ (in den „Nachtstücken“) ein Denkmal setzte, und ihr Bruder, der Justizrath Otto Dörffert († 1811), Einfluß. Während die Tante und der Großonkel dem ungewöhnlichen Geiste des Kindes volles

Verständniß und treueste Liebe entgegenbrachten, hielt ihn der an die größte Regelmäßigkeit und äußere Schicklichkeit gewöhnte Oheim zu Ordnung und Fleiß an. Er übernahm seinen ersten Unterricht und brachte ihm die Anfangsgründe der Musik bei; seine weitere Ausbildung hierin wurde dem Componisten und Organisten Podbielsky übertragen. Frühzeitig wurde der lebhafte Knabe, der sich daheim in der Entfaltung seines Naturells fast immer gebunden fühlte, der deutsch-reformirten gelehrten Schule übergeben, unter deren ausgezeichnetem Rector, dem Prediger Dr. Stephan Wannowski, er anfangs langsam, später, als im innigsten Verkehr mit seinem gleichaltrigen, lebenslänglichen Freunde Theodor Gottlieb v. Hippel († 1843, s. o. S. 466), sein Sinn für die Classiker erwachte, auffallend rasch fortschritt. Schon früher hatte sich sein musikalisches und malerisches Talent geregt, letzteres von einem entschiedenen Hang, Caricaturen zu zeichnen, begleitet. Am 27. März 1792 wurde H. an der Universität Königsberg immatriculirt. Von den berühmten Lehrern der Hochschule trat keiner dem Jüngling näher, der ohne innere Neigung, aber mit gewissenhaftem Fleiße Jurisprudenz studirte. Nachdem er am 22. Juli 1795 die erste Prüfung bestanden hatte, arbeitete er als Auscultator bei der Regierung seiner Vaterstadt. Bei der Menge gleichstrebender junger Leute fand er weniger zu thun, als er wünschte; so konnte er sich ganz der Kunst hingeben. Er malte Porträts für den Freund, der Königsberg nunmehr verlassen hatte, studirte mit freudigem Eifer die Meisterwerke der Musik, namentlich Mozart's Don Juan, den er zeitlebens aufs höchste bewunderte und 1813 in der allgemeinen musikalischen Zeitung in einem tief greifenden Aufsatz geistreich interpretirte, und versuchte sich in eigenen Compositionen sowie in schriftstellerischen Arbeiten. Kaum hatte er 1795 einen dreibändigen Roman „Cornaro" vollendet, für den er, weil noch namenlos, keinen Verleger fand, als er einen zweiten („Der Geheimnißvolle") begann. Eine heftige, von der Freundin erwiderte, durch äußere Verhältnisse aber hoffnungslose Liebesleidenschaft verzehrte ihn auch noch, als er sich ihrem unmittelbaren lähmenden Einfluß auf sein Denken und Thun durch die Entfernung entzogen hatte. Am 15. Juni 1796 traf er in Groß-Glogau ein, um bei der dortigen Oberamtsregierung, wo sein zweiter Oheim († in Berlin im September 1803) als Rath angestellt war, seine Laufbahn fortzusetzen. Der Eifer, mit dem er sich seinem Berufe hingab, setzte ihn in den Stand, im Juni 1798 sein zweites Examen zu machen; aber auch für sein Studium der Künste fand er hier manche Anregung. Gleichwol wirkte die Erinnerung an das, was er in Königsberg verlassen, neu geweckt durch eine Reise dorthin im Frühjahr 1797, zu schmerzlich, als daß ihm nicht Glogau unerträglich hätte scheinen sollen, obwol sich hier schon das Verhältniß zu Maria Thekla Michaelina Rorer, die im Frühling 1802 seine Gattin wurde, anknüpfte. Gern folgte er darum, eben noch durch eine Reise in das schlesische Gebirge und nach Dresden heiterer gestimmt, dem Oheim, welcher zum geheimen Obertribunalsrath ernannt worden war, im August 1798 nach Berlin als Referendar beim Kammergericht. In dem Genuß, den die Kunstausstellungen und Musikaufführungen der Hauptstadt reichlich boten, begann für H. ein neues Dasein des hoffnungsfreudigsten Strebens. Mit frischer Liebe gab er sich auch der juristischen Thätigkeit hin, so daß er sich im Sommer 1799 dem letzten, „rigorosen" Examen mit dem besten Erfolg unterziehen konnte. Schon am 27. März 1800 wurde er zum Assessor der Regierung in Posen mit uneingeschränkter Stimme ernannt. Die kecke Ausgelassenheit des dortigen Lebens, durch ihre Neuheit für H. doppelt verführerisch, riß ihn zu Ausschweifungen und übermüthig-tollen Einfällen hin, die nicht ohne bittere Folgen blieben. Eine Verspottung des Generals v. Zastrow und anderer hochstehender Personen durch caricaturenhafte Zeichnungen gab Anlaß, den zum

Rath in Posen Designirten im Frühling 1802 als Regierungsrath nach dem einsamen Plock im damaligen Neuostpreußen zu versetzen. Hier sammelte er sich bald im eben begründeten eigenen Familienleben zu ernster, juristischer und künstlerischer Arbeit jeder Art. Der Musik widmete er sich zumeist. Schon in Posen hatte er Goethe's Singspiel „Scherz, List und Rache" componirt und mit Beifall auf die Bühne gebracht; jetzt folgten mehrere Messen und Vespern für Klöster, eine Phantasie und verschiedene Sonaten für das Clavier. Er entwarf (seit dem August 1803) Grundzüge zu einem Aufsatz über Sonaten, übersetzte italienische Canzonetten, begann zwei Singspiele („Der Renegat" und „Faustine") zu dichten und bewarb sich um den von Kotzebue 1803 ausgesetzten Preis für das beste Lustspiel, indem er sich diesen selbst als Thema wählte: sein Stück „Der Preis" wurde 1804 als das zweitbeste unter allen mitbewerbenden von den Preisrichtern gelobt. Gedruckt wurde (im „Freimüthigen" vom 9. Septbr. 1803) von allen diesen Arbeiten nur ein kleiner, in ironischem Ton gehaltener Aufsatz über die Einführung des griechischen Chores in Schiller's „Braut von Messina". Als H. auf die Verwendung seiner Freunde in Berlin im Anfang des J. 1804 als Rath an die Regierung in Warschau versetzt wurde, eröffnete sich seinem künstlerischen Treiben ein weiteres Feld durch neue, litterarisch und musikalisch gebildete Amtsgenossen, von denen er namentlich den damaligen Regierungsassessor Julius Eduard Hitzig (1780—1849) zum Lebensfreunde gewann. Die Begründung einer „musikalischen Ressource" (1806) gab ihm Gelegenheit zur Ausübung seines mannichfachen Talentes. Er entwarf die Pläne zum Aufbau und zur Ausschmückung des neuen Musikpalastes, er malte selbst in seinen Mußestunden einzelne Zimmer nach seinen originell humoristischen Einfällen aus, er dirigirte die Musikaufführungen, er componirte für Concert, Theater und Kirche. Im December 1804 schrieb er die Musik zu Clemens Brentano's „Lustigen Musikanten", die er im folgenden April auf die Bühne brachte, darnach zu dem Trauerspiel „Das Kreuz an der Ostsee" von Zacharias Werner (1768—1823), dessen näheren Umgang er in Warschau genoß. 1805—6 componirte er eine komische Oper „Die ungeladenen Gäste oder der Canonicus von Mailand", 1807—8 eine romantische Oper „Liebe und Eifersucht"; die Texte dazu schrieb und ordnete er selbst, für den „Canonicus" nach einem französischen Muster, für die zweite Oper nach Calderon's „Schärpe und Blume". Das politische Geschick Deutschlands wurde über diesem Treiben nahezu vergessen, bis die Folgen der Schlacht von Jena entscheidend auch in Hoffmann's Leben eingriffen. Ende 1806 rückte Murat's Armeecorps in Warschau ein; schon nach wenigen Tagen wurde im Namen des Kaisers die preußische Regierung aufgelöst, ein aus Polen gebildetes Obergericht trat an ihre Stelle. H., der sonst unter der französischen Occupation verhältnißmäßig weniger litt, verlor dadurch sein Amt und Einkommen. Seine Familie, die sich im Juli 1805 durch eine (schon im August 1807 gestorbene) Tochter Cäcilia vermehrt hatte, sandte er mit der ersten sicheren Gelegenheit nach Posen; er selbst folgte, nachdem er ein hitziges Nervenfieber überstanden, im Sommer 1807. Den Gedanken, als Componist in Wien ein Künstlerleben zu beginnen, konnte er aus Mangel an Geld nicht ausführen; unter den trübsten Umständen verbrachte er ein Jahr in Berlin. Endlich wurde er auf ein Inserat im „Reichsanzeiger" von dem Reichsgrafen Fr. Julius Heinr. v. Soden (1754—1831) mit der Stelle eines Musikdirectors bei dem unter Soden's Auspicien stehenden Theater in Bamberg (vom 1. Sept. 1808 an) betraut. Er vollendete noch im Februar die Composition einer (später in Bamberg aufgeführten) Oper des Grafen „Der Trank der Unsterblichkeit" und begab sich dann mit seiner Gattin nach seinem neuen Bestimmungsorte, wo er am 1. Septbr. 1808 eintraf. Hier sah er sich bitter enttäuscht. Graf

Gehalt vom 1. Juli an angestellt; am 1. Mai 1816 rückte er als Rath in eine vacante Stelle am Kammergericht ein. Andere Ehren warteten des Künstlers H., als am 3. August 1816 seine „Undine“ mit großer Pracht und bestem Erfolg auf die Berliner Bühne gebracht wurde. So getheilt die Stimmen über das Textbuch waren, das Fouqué geliefert, so allgemein und uneingeschränkt lobte man die Musik: Karl Maria v. Weber, der H. am 5. März 1811 in Bamberg kennen gelernt hatte, rühmte 1817 in der „Allgemeinen musikalischen Zeitung“ die Oper als eine der geistvollsten aus der neuesten Zeit, als ein Werk aus einem Gusse, mit dem er durchaus einverstanden sei. H. wußte das Glück nicht so gut zu ertragen, als zuvor das Unglück. Mit unermüdetem Eifer erfüllte er zwar die Pflichten seines Berufes und widmete sich der Pflege der Künste; die Nächte aber brachte er im an- und aufregenden Verkehr mit übermüthigen Genossen beim Weine zu, wobei er seine körperlichen wie geistigen Kräfte allmählich aufrieb. So gelangten von seinen Werken gerade die, welche am großartigsten angelegt waren, nicht zur Vollendung, neben einer 1817 begonnenen Oper nach Calderon's El galan fantasma vor anderen die „Lichten Stunden eines wahnsinnigen Musikers“. Ein Theil der 1816—17 verfaßten Erzählungen wurde zusammen mit dem völlig umgearbeiteten „Ignaz Denner“ 1817 zu den beiden Bänden der „Nachtstücke“ vereinigt, während gleichzeitig „Das fremde Kind“ im zweiten Bande der „Kindermährchen“, die H. mit Karl Wilh. Salice-Contessa und Fouqué herausgab, erschien. Im folgenden Jahre entwarf er, in der Form sich an „Rameau's Neffen“ anlehnend, wie ihn Goethe nach Diderot bearbeitet hatte, den Dialog „Seltsame Leiden eines Theaterdirectors“ (Berlin 1819), das Mährchen „Klein Zaches, genannt Zinnober“ (Berlin 1819) und — ebenso auch in den nächsten Jahren — mehrere Erzählungen für das von Stephan Schütze zu Frankfurt a. M. herausgegebene „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet“ (so für 1819 „Doge und Dogaressa“, für 1820 „Das Fräulein v. Scuderi“), für das Leipziger „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen“ („Meister Martin der Küfner und seine Gesellen“ 1819, „Signor Formica“ 1820 ꝛc.), für die „Urania“, den „Berlinischen Taschenkalender“ ꝛc. Diese Novellen sammelte er nebst früheren Aufsätzen 1819—21 in den vier Bänden der „Serapionsbrüder“, vermehrte sie mit neuen und verband sie durch einen fortlaufenden Dialog einiger Freunde, worin er die von Hitzig gestifteten wöchentlichen Zusammenkünfte mit wenigen edleren Genossen in Berlin getreu schilderte, äußerlich zu einem Ganzen. Zur selben Zeit wurde, während H. im Sommer 1819 das schlesische Bad Warmbrunn besuchte, bereits an dem erst 1820 erschienenen ersten Band der „Lebensansichten des Katers Murr“ gedruckt, dem 1822 ein zweiter folgte; von dem dritten, großartig entworfenen Theile, an den sich unmittelbar die „Lichten Stunden eines wahnsinnigen Musikers“ anschließen sollten, erschien nach des Verfassers Tode 1826 nur ein Bruchstück. Obwol die Ernennung zum Mitgliede der Immediatuntersuchungs-Commission zur Ermittelung geheimer staatsgefährlicher Verbindungen (1819) und gewisse Nebenarbeiten, wie die Uebersetzung des französischen Textes der „Olympia“ von Spontini, die H. auf den Wunsch des Königs und des im Sommer 1820 nach Berlin berufenen Componisten unternahm, seine Muße sehr beschränkten, behielt er noch Zeit zu neuen schriftstellerischen Arbeiten. Er plante eine Fortsetzung von Tieck's „Merkwürdiger Lebensgeschichte des Abraham Tonelli“ im achten Bande der „Straußfedern“; 1820 verfaßte er, durch echte Zeichnungen von Callot's Hand, die ein Freund ihm geschenkt, angeregt, das im folgenden Jahr zu Breslau erschienene Mährchen „Prinzessin Brambilla“, 1821 auf Andringen der Frankfurter Buchhandlung von Frd. Wilmans den „Meister Floh“, bei dessen Druck 1822 jedoch eine

Episode wegfiel, welche lächerliche Verhältnisse, theilweise von localem Interesse, die dem Verfasser auf amtlichem Wege bekannt geworden waren, persiflirte. Im Herbst 1821 rückte H., dessen Gehalt sich kurz vorher beträchtlich vermehrt hatte, in den Oberappellationssenat des Kammergerichts als Mitglied ein. Nur wenige Monate genoß er die bequemere und freiere Lage, welche ihm diese Beförderung ermöglichte. Nachdem er im folgenden Winter noch einmal fast alle seine näheren Freunde um sich versammelt hatte — auch Hippel weilte vom Herbst 1821 bis zum April 1822 in Berlin —, erlag er am 25. Juni 1822 einer langwierigen Krankheit, der Rückenmarksdarre, deren entsetzliche Schmerzen, mit stets zunehmender Lähmung des Körpers verknüpft, ihn jedoch nicht abhielten, noch in den letzten Wochen eine Reihe der nach seinem Tod herausgegebenen Erzählungen zu dictiren, „Meister Wacht", „Des Vetters Eckfenster", „Die Genesung" und das Fragment „Der Feind", die theilweise ein völlig neues, aus der phantastischen Richtung der unmittelbar vorausgehenden Mährchen in das reale Leben zurückführendes Streben bekundeten. —

H. war körperlich wie geistig ungemein beweglich, von Natur aus gut, aber leidenschaftlich angelegt, pünktlich im Beruf, unordentlich im Privatleben, nicht ohne Eitelkeit und Egoismus, der sich bis zum momentanen Haß einer ihn störenden Individualität steigern konnte, überhaupt von der stets wechselnden Laune beherrscht. Die fratzenhaften Verzerrungen und die verborgenen Tiefen der menschlichen Natur zogen ihn am meisten an; seine exaltirt-humoristische Stimmung trieb ihn bald zu den ausgelassensten Sprüngen des tollen Scherzes, bald zu den krankhaften Ideen des Wahnsinns, so daß er beständig geheime Schrecknisse ahnte und Gespenster sah; fast zum fixen Gedanken wurde ihm der Glaube an „die tiefe Ironie, die die Natur in alles menschliche Treiben gelegt", die Ueberzeugung, „daß der Teufel auf alles seinen Schwanz lege". Seine eigenen verworrenen Geschicke, die er, der verfehlten Bestimmung seines Lebens sich bewußt, in seiner zu düsterer Färbung neigenden Phantasie vollends wüste und unlösbar verwickelte, bekräftigten ihn in dieser Anschauung; in seinen Dichtungen, die mit seinem Leben identisch waren, lieh er ihr den mannichfachsten Ausdruck. Das autobiographische Element waltet in allen seinen Erzählungen vor. Nicht nur weitaus die meisten seiner Novellen und Romane knüpfte er an einen Vorgang aus seiner eigenen Erfahrung an, sondern in vielen schilderte er im poetischen Gewande geradezu sich selbst und seine Umgebung überhaupt oder in bestimmten Perioden seines Lebens. Namentlich enthalten die „Kreisleriana", sowol die ersten unter diesem Namen den „Phantasiestücken" einverleibten Aufsätze als die dem „Kater Murr" beigegebene fragmentarische Biographie Kreisler's, die eigene Geschichte Hoffmann's, seines musikalisch-künstlerischen Treibens, seines menschlichen Seins und Empfindens namentlich unter dem Einfluß der Bamberger „Marterjahre", die zugleich als „Lehrjahre" den Charakter seines gesammten Dichtens bestimmten. Sie spiegeln sich vornehmlich in den „Phantasiestücken" wieder; aber bei aller schmerzlich-ingrimmigen Ironie, die sich besonders in den Cervantes nachgebildeten „Neuesten Schicksalen des Hundes Berganza" kundgiebt, läßt die kräftig-muntere Darstellung auch ein so sonnig-heiteres Gebilde wie das Mährchen „Der goldene Topf" zu, nach Hoffmann's eigenem Urtheil sein poetisches Meisterwerk. In düstre, schreckhafte Regionen führen dagegen schon die Stoffe der meisten „Nachtstücke", in denen der Dichter Eindrücke verwerthete, die er theilweise in der Jugend zu Königsberg und Glogau, theilweise erst in Bamberg und Berlin empfangen hatte. Alle Schauer eines dämonisch über der Freiheit des Menschenlebens waltenden und sie vernichtenden Zufalles, die „geheimnißvollen Verknüpfungen des menschlichen Geistes mit diesen höheren Principien" enthüllt Hoffmann's einziger vollendeter Roman, „Die

Elixiere des Teufels", incongruent in seinen beiden Hälften, gleichwol nach einem auf das kunstvollste verwickelten Plane in beständig spannenden Scenen mit sicherer Klarheit und üppiger Kraft dargestellt. Auch zu diesem Werke wie zu den didaktisch-satirischen „Leiden eines Theaterdirectors" erhielt H. durch Bamberger Erinnerungen den ersten Anstoß. Aeußere Zufälle und innere Stimmungen regten ihn zu seinen Mährchen an, und hier begab er sich, wenn gleich sein Thema meist dasselbe blieb, die Verherrlichung des Lebens in der Poesie, immer mehr in eine phantastische Welt, deren Personen und Gegenstände sich jedoch mit denen der wirklichen vermengen und darum in nebelhafte Schemen zerfließen; der reine Humor, der sich, wie „Prinzessin Brambilla" allegorisch darstellt, auf den Flügeln der Phantasie aufschwingt, macht immer mehr einer aus Rührung, Skepsis und toller Lust gemischten ironischen Empfindung Platz, in der die grellsten Contraste unvermittelt neben und durch einander wirken. Aehnliches begegnet bei den novellenhaften Erzählungen der „Serapionsbrüder", die H. theilweise wieder an Erinnerungen aus früherer Zeit anknüpfte, theilweise aber die Stoffe nach den Andeutungen alter Chroniken und Sagenwerke sich bildete. Nicht selten sind es Bruchstücke ohne erklärenden Abschluß, fast immer ohne befriedigende Lösung; die „Nachtseite der Naturwissenschaft", das Verhältniß des physischen und psychischen Princips in der Natur und im Menschenleben, die Welt der Ahnungen und Träume, die wundervollen Erscheinungen des Magnetismus bilden den Inhalt der meisten dieser Erzählungen, die nicht minder durch diese krankhaft aufregenden Stoffe als durch die H. eigenthümliche Kunst der pikanten Darstellung und den Zauber einer bei aller idealen Phantastik mit sinnlicher Kraft und Klarheit begabten Sprache fesseln. Am stärksten tritt diese äußerste subjective Art der Hoffmannischen Dichtung im „Kater Murr" hervor, in dem sich alle Eigenarten des Verfassers zusammenfinden, der Hang zur fragmentarischen Darstellung, die Kunst des Contrastes, hier schon äußerlich wirkend durch die Gegenüberstellung der Erfahrungen des philisterhaft gebildeten Katers und der Ereignisse, die das Leben des wahrhaft genialen Kreisler erschüttern und zerstören, die wirre Verschlingung der Fäden der Erzählung, die Lust am Scurrilen, an absonderlichen, schauervollen Abenteuern, die tiefe Ironie, mit welcher die Betrachtung der Welt den Geist des Edlen erfüllt, der unverstanden aus ihr entflohen ist, dem reinen höchsten Genuß der Kunst sich hinzugeben. Von den letzten Erzählungen Hoffmann's gehören einzelne allerdings auch noch ganz diesem Kreise an; in andern aber bezwang der Dichter die wilde Kraft seiner ausschweifenden Phantasie und seines ungezügelten Humors und schilderte objectiv mit ruhiger Kunst natürliche Vorgänge der wirklichen Welt. Wiederholt faßte H. in seinen Schriften die Musik als Vertreterin der Kunst überhaupt; in ihr, zu der er von früher Jugend auf einen natürlichen Beruf erkannte, gelangte er auch öfter und eher zu heiterer Klarheit als in der Poesie und in der bildenden Kunst, deren Studium ihn freilich zunächst zur Porträtmalerei, schließlich aber — und erst hier verrieth sich sein originelles Talent — zur Caricaturzeichnung führte. Mozart und Beethoven waren die Meister, die H. grenzenlos verehrte, für die er durch Wort und That überall zu wirken suchte, daneben Haydn in der Kammermusik, Händel und Bach im Oratorium, in Kirchensachen die alten Italiener, in der Oper Gluck, Cherubini und Spontini. An seinen eigenen Compositionen rühmte die gleichzeitige Kritik die leicht fließenden, aber innig gedachten und sorgfältig verschlungenen Melodien, die effectvolle, technisch vollendete Begleitung, überhaupt die charakteristische und bedeutende Ausführung der einzelnen, namentlich der breiter und voller angelegten Nummern; die künstlerische Abrundung zu einem in allen Theilen mit gleicher Liebe und gleichem Glück behandelten Ganzen sowie die dramatische Haltung

wurde von einzelnen Recensenten vermißt, während Weber gerade den einheitlichen Guß der Musik zur „Undine“ lobte, deren Componist ohne Rücksicht auf den momentanen Beifall stets den Blick auf das Ganze gerichtet habe. Hoffmann's Recensionen und Aufsätze über Musik zeigen nicht blos den mit allen Mitteln und Geheimnissen seiner Kunst vertrauten Musikgelehrten, sondern mehr noch den Dichter, der als poetischer Seher das Wesen der Musik in wunderbarer Tiefe erfaßt und deutet. — Von Hoffmann's Compositionen und Zeichnungen wurden nur unbedeutende, kleinere Stücke durch den Druck und Stich allgemein bekannt; seine dichterischen Schriften erschienen 1827 zu Berlin in einer Auswahl in 10 Bänden, 1827—31 zu Stuttgart in 18 Bändchen, gesammelt in 12 Bänden zu Berlin 1844—45 und 1856—57.

Aus Hoffmann's Leben und Nachlaß (von Hitzig), 2 Theile, Berlin 1823. Neu aufgelegt 1827 und 1839 mit einigen Nachträgen in „E. T. A. Hoffmann's Erzählungen aus seinen letzten Lebensjahren, sein Leben und Nachlaß“, herausgegeben von Micheline Hoffmann, Band 3—5. — Z. Funck (C. F. Kunz), Erinnerungen aus meinem Leben, Band 1, Leipzig 1836. — Mittheilung aus den Acten der Königsberger Universität durch die Güte des Herrn Professors Dr. Friedländer. Franz Muncker.

Hoffmann: Ernst Emil H. — einer der eifrigsten Beförderer des Zollvereins — am 17. Januar 1785 zu Darmstadt als Sohn des Geh. Kriegsraths H. geboren, erlernte die Kaufmannschaft, errichtete 1806 in Darmstadt ein gewöhnliches Spezereigeschäft, gab dasselbe aber bald wieder auf und begann nun Handel mit den verschiedenartigsten Dingen im größten Stil zu treiben, infolge dessen er sich rasch ein bedeutendes Vermögen erwarb. Von da an begann das öffentliche politische Leben Hoffmann's, welches durchaus dem Interesse der Volksfreiheit und der Volkswohlfahrt nach allen Richtungen hin angehörte und welches sich dabei durch eine ganz ungewöhnliche Opferwilligkeit charakterisirte. Im J. 1813 rüstete er in Darmstadt die ersten 6 freiwilligen Jäger auf eigene Kosten aus, besorgte die Ausrüstung eines Theiles des ganzen darmstädtischen Corps und wurde Chef des ersten darmstädtischen Landwehrregiments. Bei der Erhebung der Griechen brachte er wieder sehr bedeutende Opfer. Als Bevollmächtigter sämmtlicher Philhellenenvereinen Deutschlands reiste er 1822 nach Marseille und besorgte dort die Einschiffung der nach Griechenland gehenden Freiwilligen. Um 1823 schuf er eine Militärvertretungs-Gesellschaft. 1826 wurde er zum Landtagsabgeordneten gewählt. Eine von ihm in zahlreichen Exemplaren verbreitete Aufforderung an das Volk, nur unabhängige Männer von liberaler Gesinnung in den Landtag zu wählen, zog ihm jedoch seitens des Ministers Grolmann eine Anklage wegen indirecter Majestätsbeleidigung zu. Am 29. August 1829 völlig freigesprochen, trat er nunmehr in die Ständeversammlung ein, wo sich ihm jetzt sein bedeutendster Wirkungskreis aufthat und wo er als Antragsteller, als Theilnehmer an der Discussion und als Mitglied von Ausschüssen eine ganz ungewöhnliche, in jeder Beziehung schwer wiegende Thätigkeit entfaltete. In seiner Persönlichkeit zeigte sich etwas Titanenhaftes. Zum Landtag von 1832 wurde er gleichzeitig von 6 Bezirken gewählt. Bei dem Volke in Darmstadt galt er als der Vater aller Armen, Wittwen und Waisen, als der Helfer und Berather aller Bedrängten; aber den Männern der Regierung war er mit seinem Liberalismus und mit seinem rastlosen Streben und Schaffen längst verhaßt geworden. Als sich daher 1835 das Gerücht verbreitete, H. habe bei der neuen Wahl zum Landtag durch einen Diener mit gedruckten Wahlzetteln 17 Kreuzer (!) an vier Wähler vertheilen lassen, wurde er wegen angeblicher Bestechung in Anklagestand versetzt. 1836 wurde er nur ab instantia entbunden und trotz aller Bemühungen seines Anwaltes, ein definitives

freisprechendes Erkenntniß zu erwirken, wurde vom Hofgericht zu Darmstadt der Proceß als einfürallemal erledigt angesehen. Mit Hoffmann's parlamentarischer Thätigkeit war es daher aus. Als Gemeinderath gab er sich jetzt vorzugsweise städtischen Interessen hin. Er starb am 22. Mai 1847. Fast die ganze erwachsene Bevölkerung Darmstadts folgte seinem Sarge. Heppe.

Hoffmann: Friedrich H., Arzt, ist den 19. Febr. 1660 in Halle geb., wo sein Vater als geschätzter Arzt lebte. — Den ersten Unterricht erhielt H. in seinem elterlichen Hause, erst von seinem 13. Lebensjahre an besuchte er das Gymnasium und zeigte hier eine besondere Neigung zum Studium der Mathematik, worin er von seinem Vater gefördert wurde, auch betheiligte er sich mit Vorliebe an den chemischen und anatomischen Untersuchungen desselben. Im J. 1675 hatte er das Unglück, die Eltern und eine Schwester innerhalb weniger Tage durch den Tod zu verlieren; die Hinterlassenschaft, die ihm blieb, war gering, ein großer Theil derselben ging noch durch eine Feuersbrunst verloren und so sah sich der an ein behagliches Leben gewöhnte junge Mann in sehr beschränkte Verhältnisse versetzt. Nach Absolvirung des Gymnasiums bezog er im J. 1678 die Universität zu Jena, wo er sich dem Studium der Medicin widmete und namentlich seitens des Prof. Wedel, an den er sich anschloß, eine freundliche Aufnahme fand; eben hier wurde er mit seinem späteren Facultätscollegen und Rivalen Stahl bekannt und befreundet. — Im J. 1680 ging H. nach Erfurt, um des Unterrichtes von Kaspar Cramer in der Chemie theilhaftig zu werden, gegen Ende des Jahres kehrte er nach Jena zurück und erlangte hier nach Vertheidigung seiner Dissertation „De autochiria" die Doctorwürde. — Wenige Monate nach erfolgter Promotion kündigte er Vorlesungen über Chemie und allgemeine Medicin an und errang mit denselben bei den Studirenden solchen Beifall, daß die Eifersucht der Professoren auf ihn rege wurde, so daß er sich veranlaßt sah, Jena zu verlassen; übrigens trug zu diesem Entschlusse wol der Umstand wesentlich bei, daß seine Gesundheit in Folge anstrengender Arbeiten zu leiden angefangen hatte. — Auf Einladung eines Verwandten ging H. nach Minden, wo er zwei Jahre verweilte und als praktischer Arzt thätig war; dann machte er eine wissenschaftliche Reise nach den Niederlanden und nach England, wo er mit zahlreichen hervorragenden Gelehrten verkehrte und namentlich zu Robert Boyle in nähere freundschaftliche Beziehung trat. Im Herbste 1684 nach Minden zurückgekehrt, wurde er im folgenden Jahre zum Garnisons-Arzt und 1686 zum Physicus des Fürstenthums Minden und zum Hofrathe ernannt; 1688 siedelte er, auf Aufforderung, nach Halberstadt über, wo ihm das Landphysicat übertragen war und hier verweilte er bis zum J. 1693, in welchem er einem Rufe als erster Professor der Medicin an die vom Kurfürsten Friedrich III. (dem späteren Könige Friedrich I.) neu begründete Universität in Halle folgte. Auf seinen Wunsch und Vorschlag wurde Stahl, der damals eine Professur in Jena bekleidete, neben ihm als zweiter Professor der Medicin nach Halle berufen. — Eine Zeit lang waren diese beiden Gelehrten die einzigen Repräsentanten des medicinischen Unterrichtes an der Universität; H. las über Physik, Chemie, Anatomie, Chirurgie und praktische Medicin, Stahl über Botanik, Institutiones medicae, Physiologie, Pathologie und Arzneimittellehre. — So kümmerlich sich anfangs die Facultätsverhältnisse in Bezug auf die Frequenz der Studirenden gestaltet hatten, so schnell verbreitete sich der Ruf Hoffmann's als Lehrer und Arzt über ganz Deutschland, sodaß nicht blos zahlreiche Studirende, sondern auch Aerzte nach Halle kamen, um seines Unterrichtes theilhaftig zu werden und sein ärztlicher Rath von allen Seiten her eingeholt wurde. — In Anerkennung seiner akademischen und praktischen Leistungen wurde er im J. 1703 vom Könige Friedrich zum Hofrathe ernannt und 1709 wurde er als

Leibarzt des erkrankten Königs nach Berlin berufen. H. folgte diesem Rufe gehorsam, „quamquam bene intelligens“, wie sein Schüler und Biograph Schulze erzählt, „quam sit lubrica aulicorum virorum fortuna atque vita, omnis libertatis et quietis ratione animi et corporis expers“, er hielt sich jedoch bei der Uebersiedelung nach Berlin seine akademische Stellung offen, und kehrte dann auch, der Hofintriguen, die besonders von Seiten seines Collegen Gundelsheimer, eines unwissenden Schleichers, gegen ihn geschmiedet wurden, überdrüssig, bereits drei Jahre später in dieselbe zurück. „In aulis est splendida miseria“, hatte er erklärt, „imo omnis aularum ratio liberalibus ingeniis est inimicissima“. — Noch ein Mal wurde H., im J. 1734, bei der schweren Erkrankung des Königs Friedrich Wilhelm I., und zwar auf Rath von Boerhaave, der consultirt worden war und auf H. als den befähigtesten Arzt hingewiesen hatte, nach Berlin berufen; er verweilte hier vier Monate und kehrte nach Genesung des Königs, mit Schätzen und Ehren überhäuft, nach Halle zurück, wo er mit Jubel empfangen wurde. — Drei Jahre später traf ihn der schwere Schlag, daß ihm seine Gattin, mit welcher er 48 glückliche Jahre verlebt hatte, durch den Tod entrissen wurde. Im Sommer des folgenden Jahres (1738) erkrankte der hochbetagte Mann selbst an einem schweren fieberhaften Leiden, von dem er jedoch genas, sodaß er seine Amtsgeschäfte wieder übernehmen konnte und dieser strengen Pflichterfüllung ist er bis zu seinem Tode treu geblieben. Im October 1742 befiel ihn ein Lungenleiden, das seine Kräfte schnell erschöpfte, er fühlte sein Ende nahen und verschied, von seinen Freunden und Verwandten umgeben, am Abend des 12. November, in einem Alter von 82 Jahren. — H. bildet mit Boerhaave und Stahl die Trias der großen Aerzte, welche, im Anfange des 18. Jahrhunderts fast gleichzeitig auftretend, in ihren Bestrebungen eine Reform der praktischen Heilkunde herbeizuführen, das Zeitalter der Aufklärung in dieser Wissenschaft angebahnt haben. — Während Boerhaave, der nüchternste unter ihnen, sich damit begnügte, den Werth der bis dahin geltenden Anschauungen in der Medicin an den Resultaten unbefangener Naturbeobachtung zu prüfen und dieselben eben auf diesem Wege der Forschung zu berichtigen und zu erweitern, ohne übrigens einen neuen, principiellen Standpunkt zu gewinnen, waren Stahl und H. bemüht, in der Entwickelung einer allgemeinen Theorie der Heilkunde eine neue, systematische Basis zu geben. — Stahl's Theoria medica vera liegt die Voraussetzung zu Grunde, daß der menschliche Körper eine zum Dienste der „Seele“ bestimmte und daher den Bedürfnissen dieser angepaßte Maschine ist; von diesem teleologischen Standpunkte untersuchte er, mit Hintansetzung jedes tieferen Eingehens auf die Struktur und Mechanik dieser „Maschine“ und der physikalischen und chemischen Vorgänge, nach welchen dieselbe thätig ist, lediglich die an ihr im normalen und abnormen Zustande (d. h. am gesunden und kranken menschlichen Körper) zu Tage tretenden Erscheinungen und den Zusammenhang derselben. — Auch H. nennt in seiner „Medicina rationalis systematica“ den menschlichen Körper eine Maschine, aber — im Gegensatze zu Stahl — geht sein Bestreben dahin, die Gesetze, nach welchen die Vorgänge in dieser Maschine erfolgen, und zwar vom mathematisch-physikalischen Standpunkte zu entwickeln, während er darauf verzichtet, bis auf den letzten Grund aller dieser Bewegungen vorzudringen. — Die Theorie Stahl's lief somit auf eine mit vielem Scharfsinne bearbeitete, aber des wissenschaftlichen Princips entbehrende Phänomenologie, die Hoffmann's auf ein geistvoll durchgeführtes, aber an Einseitigkeiten und Willkürlichkeiten reiches, mechanisch-dogmatisches System hinaus; die Schwierigkeiten, welche sich ihm in der Durchführung desselben entgegenstellten, wußte H. leichter zu umgehen, als zu beseitigen, er wurde daher oberflächlich, aber er fesselte die große Masse, welche geistige Anstrengung nicht liebt, durch

die scheinbare Einfachheit der Principien, die Klarheit und Eleganz der Darstellung, die Leichtigkeit des Verständnisses, vor allem durch die Ueberzeugungstreue, mit welcher er in seiner Theorie an dem Principe festhielt. — Wenn man Stahl einen Vorwurf daraus machen muß, daß er seiner Theorie einen zu weit gehenden Einfluß auf seine praktische Thätigkeit eingeräumt hat, so wird man andererseits H. davon nicht frei sprechen können, daß er seinem Systeme in der Praxis so wenig treu geblieben ist, daß beide bei ihm durch eine große Kluft getrennt erscheinen: gerade darin liegt der Beweis ebenso der Schwäche seines Systems, wie der Unbefangenheit seines Urtheils am Krankenbette, und eben dies hat ihn zum großen Arzte und zum verdienten Lehrer gemacht. — Eine Darstellung seiner Theorie hat H. zuerst in mehreren kleineren Schriften („Medicinae mechanicae idea universalis“, 1693, „Theoremata physica, convellentia novae hypotheseos etc.“, 1694, „Fundamenta medicinae ex principiis mechanicis et practicis“, 1694 (1703), besonders in „Idea fundamentalis universae medicinae ex sanguinis mechanismo etc.“, 1707), demnächst vollständig in seiner „Medicina rationalis systematica“ niedergelegt. H. hatte sich eine umfassende und gründliche Gelehrsamkeit zu eigen gemacht; trotz seiner reformatorischen Bestrebungen war er ein Verehrer der besten Aerzte des Alterthums und der neueren Zeit geblieben und die von ihm in der kleinen Schrift: „De praeparatione ad lectionem veterum medicinae auctorum“, 1719, und in der Einleitung zur Med. ration. system. (Praef. Opp. I. 4) zum Studium empfohlenen Schriften eines Hippokrates, Celsus, Aretaeus, Caelius, Alexander, Baillou, Willis, Sydenham, Wepfer u. A. zeugen für seinen guten Geschmack und sein gesundes Urtheil. Uebrigens läßt sich nicht verkennen, daß er mit seinem physiatrischen System in der Vergangenheit, in der atomistischen Schule der Methodiker wurzelt und daß er wiederum, besonders in seiner Lehre von der Bedeutung der Erkrankungen der Magen-Darmschleimhaut für die ganze Pathologie den Vorläufer von Broussais abgegeben hat. — Die Verdienste Hoffmann's um die Förderung der Heilkunde sind sehr bedeutende. Zu seinen vorzüglichsten Leistungen gehören die aetiologischen Arbeiten, die zahlreichen epidemiologischen Mittheilungen, die vortrefflichen Schilderungen einer großen Zahl von Krankheiten, die zum Theil von ihm zuerst beschrieben worden sind, und die daran geknüpften Aufschlüsse über die pathologisch-anatomischen Veränderungen der Organe bei Erkrankungen derselben, seine Untersuchungen über die Zusammensetzung, Wirkungs- und Anwendungsweise der Mineralwässer und seine Verdienste um die Therapie und Pharmakologie. Der Arzneischatz, dessen er sich bediente, umfaßte eine nur kleine Zahl, aber meist kräftig wirkender Arzneimittel, mit Entschiedenheit und mit Erfolg trat er gegen Stahl für die von diesem verdächtigte Wirksamkeit der Chinarinde in geeigneten Fällen ein (so namentlich in seinen Schriften „Observat. pract. febr. tertianar. hoc anno grassantium“, 1701, und „De recto corticis chinae usu in febribus intermittentibus“, 1728) und manche der von ihm erfundenen und mit Vorliebe angewendeten, zum Theil nach ihm benannten pharmaceutischen Präparate (meistens besprochen in seinen „Observ. physico-chemicarum select. libri III“, 1722), so namentlich der „Liquor anodynus Hoffmanni“ („Hoffmanns-Tropfen“), das „Elixir viscerale Hoffmanni“, das „Balsamum vitae Hoffmanni“ u. a. haben bis heute ihren Platz in den Officinen und im Vertrauen der Aerzte behauptet. — Unter den Chemikern seiner Zeit nimmt H. eine beachtenswerthe Stellung ein. In der Schule der Chemiatrie groß gezogen (eine seiner ersten Schriften „De cinnabari antimonii“, 1681, ist noch vollständig im Geiste derselben geschrieben), erkannte er sehr bald die ganze Leerheit dieses Systems und seine Bekämpfung desselben wurde um so entschiedener, je reichere Kenntniß er sich in der Chemie aneignete; in einer kleinen Schrift „Exercitationes de acidi et vi-

cidi pro stabiliendis omnium morborum causis“, 1689, die besonders gegen den Chemiatriker Bontekoe gerichtet ist, legte er einen Absagebrief an diese Schule nieder und benutzte sein chemisches Wissen für die Heilkunde nur noch in der Bearbeitung der Pharmakologie und Balneologie. Er theilte die Mineralwässer nach ihrem chemischen Gehalte in alkalische, eisenhaltige, Bitterwässer und (Koch-) Salzwässer (vgl. hierzu „Methodus ad examinandas aquas salubres“, 1703) und hat von einer großen Zahl derselben (besonders von den böhmischen Heilquellen) chemische Analysen gegeben. — In der Theorie der Chemie schloß sich H., wenn auch nicht rückhaltlos, der Stahl'schen Lehre vom Phlogiston an, in dem empirischen Theile verdankt ihm diese Wissenschaft manche wichtige Erweiterungen und Bereicherungen; er ist u. A. der Erste gewesen, der den Nachweis führte, daß Bitter- und Alaunerde, welche man bis dahin als mit Kalk identische Stoffe angesehen hatte, eigenthümliche Körper darstellen. — Die wichtigsten chemischen Arbeiten Hoffmann's sind in der oben genannten Sammlung „Observat. physico-chemicae“ zusammengestellt, das von ihm verfaßte Lehrbuch der Chemie „Chymia rationalis et experimentalis“ ist erst nach seinem Tode (1784) veröffentlicht worden. Die litterarische Thätigkeit Hoffmann's ist eine immense gewesen (vgl. das vollständige Verzeichniß seiner medicinischen Schriften in Haller, Bibl. méd.-pract., III. 536—574); die meisten seiner Schriften nehmen einen nur geringen Umfang ein und sind als akademische Programme ꝛc. erschienen; die umfangreichen stammen sämmtlich aus einer späteren Periode seines Lebens. Von denselben sind namentlich hervorzuheben seine „Medicina rationalis systematica“, ein vollständiges Compendium der speciellen Pathologie und Therapie mit einer physiologischen und allgemein-pathologischen Einleitung (IX Voll. 1718—1740) und „Medicina consultatoria“, XII Voll. 1721—1739, eine Sammlung zum Theil werthvoller klinischer Beobachtungen, auch für die ärztliche Geschichte jener Zeit nicht ohne Interesse. — Außer mehreren kleineren Sammlungen der Gelegenheitsschriften, welche schon zu Lebzeiten Hoffmann's erschienen, ist eine Gesammtausgabe seiner Werke in 4 Bänden und 5 Supplementbänden in Genf 1748—53 Fol. veröffentlicht worden. — Die Erfolge, welche H. in der Wissenschaft, in der Lehre und im praktischen Leben erzielt hat, gründen sich, abgesehen von seinen wissenschaftlichen und ärztlichen Leistungen, auf eine Reihe persönlicher Vorzüge, mit welchen das Geschick ihn reichlich ausgestattet hatte. Mit einem imponirenden Aeußeren verband er Freundlichkeit, Wohlwollen gegen alle, die mit ihm in Berührung kamen, und ein versöhnliches Gemüth; nichts spricht mehr für den Adel seiner Gesinnung, als die Hochherzigkeit, mit welcher er die Berufung Stahl's veranlaßte, wiewohl er wußte, daß er sich in demselben einen hochverdienten und heftigen Rivalen schuf. — In seiner religiösen Ueberzeugung war er streng gläubig, wenn auch nicht der Orthodoxie zugeneigt. Eine seiner kleinen Schriften „Medicus politicus“ (Opp. Suppl. I. Pars I. 389) beginnt mit den Worten: „Medicus sit Christianus. Christianus est ille, qui non tantum intelligit historiam fidei Christianae, circa credenda pariter et agenda, sed qui vita sua etiam ostendit, quid et quomodo credat, qui non solum ore profitetur Christum, sed etiam operibus suis illum imitatur“ und bei Eröffnung der Universität benutzte er die Gelegenheit, in seiner Antrittsrede „De Atheo ex artificiosissima corporis humani fabrica convincendo“ den Atheismus zu bekämpfen. — Von seinen Schülern wurde er hochgeehrt, von seinen Clienten, deren unbedingtes Vertrauen er genoß, vergöttert; der König Friedrich Wilhelm küßte ihn bei seiner Entlassung und hat ihm auch später noch zahlreiche Beweise seiner Gunst gegeben; die Königin hatte ihm, als er Potsdam verließ, ihr künstlerisch ausgeführtes Porträt geschenkt und veranlaßt, daß von demselben Künstler sein Porträt angefertigt wurde, welches sie in einem Saale des Schlosses

von Monbijou aufhängen ließ. — Glücksgüter flossen ihm aufs reichlichste zu, sodaß man, wie Blumenbach sagte, nicht leicht einen größeren, mehr umfassenden Wunsch gegen Jemand aussprechen kann, als mit den Worten: „Sei so verdient und so glücklich wie Friedrich H.“ — Sein Einfluß auf die Entwickelung der Heilkunde im 18. Jahrhunderte ist ein fruchtbarer gewesen; er spricht sich in zahlreichen späteren medicinischen Systemen und Schulen jener Zeit aus, und wenn die Wissenschaft über seine Theorie auch längst den Stab gebrochen hat, so wird sie seine positiven Leistungen doch stets dankbar anerkennen: H. hat in hohem Grade aufklärend gewirkt und man dürfte, nach Blumenbach's treffendem Ausspruche, in seinen Schriften schwerlich eine Seite finden, die nicht ihren großen bleibenden Werth hätte.

Ueber Hoffmann's Leben vgl. vorzugsweise Schulze, Comment. de vita Hoffmanni in Opp. 1748 I. Nachrichten vom ruhmwürdigen Leben Friedrich Hoffmann's, Halle 1743. A. Hirsch.

Hoffmann: Friedrich H., ein sehr geschätzter Geologe, war am 6. Juni 1797 auf einer Mühle der Pinnau bei Melau in Ostpreußen geboren und kam mit seinen Eltern erst nach Königsberg und 1809 nach Berlin, wo sein Vater 1810 als Director des statistischen Büreaus angestellt wurde. In Berlin besuchte er das Gymnasium, ohne aber glänzende Fortschritte zu machen, weil H. einem bereits eingewurzelten Hang zum Sammeln von Thieren und Pflanzen allzu viel Zeit widmete. Die Drangsale des französischen Krieges riefen den erst 16jährigen Jüngling vom Studium ab und 1813 in die Reihen der freiwilligen Jäger, bei welchen sein älterer Bruder bereits eingetreten war. So kam H. über Dresden, Leipzig, Frankfurt, Freiburg, Brienne mit dem Heere der Verbündeten nach Paris, wo er aber behufs Fortsetzung seiner Studien wieder aus dem Heere entlassen wurde. Nach Berlin zurückgekehrt, erwarb sich H. durch Privatstudien das Zeugniß der Reife zum Uebertritt auf eine Universität und ließ sich im Herbst 1814 in Berlin in die medicinische Facultät aufnehmen. Doch schon 1815 rief ihn der erneuerte Krieg wieder zu den Waffen, ohne daß er jedoch auf den Kriegsschauplatz selbst gelangte, vielmehr rasch wieder zu seinen Studien zurückkehren konnte, die er bis 1818 in Berlin und 1819 in Göttingen fortsetzte. In Göttingen nun waren es Hausmann's Vorträge, welche Hoffmann's ohnehin der Naturbeobachtung zugewendeten Geist vorzugsweise zur Mineralogie und Geologie hinzogen und über seine zukünftige Lebensaufgabe entschieden. Nach Berlin zurückgekehrt, widmete er sich nun unter Weiß fast ausschließlich dem Studium der Mineralogie und begann seine ersten geologischen Ausflüge im Sommer 1820 in die Harzgegend. Hierbei erkannte sein scharfblickender Geist sogleich das Wesen und die Bedeutung des Parallelismus der Streichungslinien der so mannichfach wechselnden Gebirgsschichten und es entstand sofort in ihm der Entschluß, zunächst die geographische Verbreitung dieser jüngeren Schichtenreihen in NW.Deutschland und ihren Zusammenhang mit den gleichen Gebilden in England zum Gegenstand seiner Forschungen zu machen. In diesem Sinne erschien auch seine erste Publication 1821: „Versuch einer systematischen Anordnung der Gebirgsarten nach ihrem natürlichen Verhältniß untereinander“ in Oken's Isis, Heft VIII. 710. Die folgenden Jahre widmete er zu dem angedeuteten Zwecke der geologischen Durchforschung der Weser- und Harzgegend und dehnte seine Untersuchungen bis nach Thüringen, das Riegelsdorfer Kupferschiefergebirge, die Umgegend des Meißners und selbst bis Helgoland aus. Durch diese Arbeiten, deren Ergebnisse er in der Schrift: „Beiträge zur geognostischen Kenntniß von Nord-Deutschland“, Berlin 1823, zusammenfaßte, wurde die Aufmerksamkeit L. v. Buch's und Al. v. Humboldt's auf den jungen Gelehrten gerichtet, der wol in Folge ihrer Empfehlung sich 1823 in

Halle als Privatdocent mit der Dissertation: „De vallium in Germania boreali principalium directione memorabili congrua“, habilitiren konnte und bald (1824) daselbst als außerordentlicher Professor angestellt wurde. Trotz seiner Lehrthätigkeit setzte H. die begonnene geologische Durchforschung in den Jahren 1824—27 fort und dehnte sie nach und nach über das ganze nordwestliche Deutschland (über 650 Quadratmeilen) aus. Die hierbei entworfenen Karten dienten nur als Grundlage seines ersten großen Werkes: „Uebersicht der orographischen und geognostischen Verhältnisse vom nordwestlichen Deutschland“ Leipzig 1830. Gleichzeitig erschien ein dazu gehöriger Atlas, Berlin, zu dessen Ausarbeitung ihm von dem Ministerium die Jahre 1827—29 zur Verfügung gestellt worden waren. Diese Schilderung gilt als Muster einer umfassenden lichtvollen und die geognostische Wissenschaft fördernden Darstellung, welche das System der Werner'schen Flötzschichten wesentlich vervollständigte und erweiterte. Es sollte noch ein weiterer Band folgen. Aber H. sehnte sich nach weitergreifenden Forschungen. Dazu bot der damals erst junge Sieg des Vulkanismus in der Untersuchung der vulkanischen Erscheinungen die passendste Gelegenheit, indem H. die Mittel zu einer auf 2 Jahre projectirten Reise nach Italien, namentlich Sicilien, vom Ministerium bewilligt wurden. H. trat Ende October 1829 seine Reise an, von welcher er erst im März 1833 zurückkehrte. Mit reichlichen Empfehlungen versehen, ging H. über Wien, wo er ein Vierteljahr zur Orientirung verweilte, dann über Triest, Venedig, Florenz, von wo er die Insel Elba besuchte, dann über Siena nach Rom, überall beobachtend und forschend. In Rom hatte er das seltene Glück, mit dem berühmter Schweizer Geologen Escher v. d. Linth zufällig zusammenzutreffen, der nun auf einer weiten Strecke hin das gleiche Ziel verfolgend, sein treuer Freund und Berather wurde. Von Rom aus setzte H. seine Forschungen in dem Albanergebirge und in den Abruzzen fort, gelangte dann nach Neapel, wo er nur kurze Zeit dem Studium der vulkanischen Erscheinungen am Vesuv widmete, um nun möglichst rasch den Aetna zu erreichen, den er mehrmals bestieg. Zehn Monate verwendete er dann meistentheils in Gesellschaft von Escher v. d. Linth und Dr. Philippi auf die geognostische Aufnahme der Insel Sicilien in ihrem ganzen Umfange. Während dieser Zeit hatte H. das selten einem Forscher beschiedene Glück, einen Vulkanausbruch mitten im Meere (Juli 1831) zu sehen, den er mit einem leichten Fahrzeuge aus nächster Nähe auf das genaueste untersuchen konnte. Im Winter 1832 wurde diese vulkanische Insel wieder von den Meereswogen zerstört. Der erste wissenschaftliche Bericht über diese höchst merkwürdige Erscheinung wurde von H. in der Schrift: „Intorno al nuovo Vulcano presso la città di Sciacca“, Palermo 1831, geliefert. H. beendigte seine geologischen Aufnahmen im Süden mit dem Besuch der liparischen Inseln und kehrte im Februar 1832 nach Neapel zurück, gerade rechtzeitig, um auch hier, von außergewöhnlichem Glücke begünstigt, einen mäßigen, aber aus der Nähe fast gefahrlos zu beobachtenden Ausbruch des Vesuvs studiren zu können. Endlich mußte er eingedenk seiner Verpflichtungen als akademischer Lehrer mit schwerem Herzen von Neapel im August 1832 Abschied nehmen, brachte aber den ganzen Herbst noch mit geologischen Forschungen bei Livorno, in Norditalien namentlich in den Marmorbrüchen von Carrara zu, sodaß er erst um Neujahr 1833 über den St. Gotthard kam und übermüdet und körperlich schon vor und während seiner Reise leidend vollends durch die Reisestrapazen stark angegriffen, die erste Rast bei seinem schon vorher zurückgekehrten Reisegefährten Escher v. d. Linth in Zürich hielt. Scheinbar neu gekräftigt, erreichte H. im März 1833 Berlin und trieb nun vor allen Dingen seine Versetzung von Halle nach Berlin, die noch 1833 erfolgte, sodaß er im Wintersemester 1833/34 zum ersten Male an der Uni-

versität Berlin Vorlesungen halten konnte, welche sich durch eine seltene Klarheit und Anschaulichkeit, durch innige Wärme und natürliche Beredsamkeit auszeichneten und sich einer ungewöhnlichen Theilnahme zu erfreuen hatten. Vorerst widmete er auch alle seine Kräfte den Vorbereitungen für diese seine Vorlesungen über physikalische Geographie, Hydrographie, Geognosie, Versteinungskunde, Vulkane und Erdbeben, die Ausarbeitungen des reichen während seiner italienischen Reise gesammelten Materials für spätere Zeiten zurücklegend, was ihm um so mehr zulässig erschien, als er bereits eine Anzahl von Einzelschilderungen schon während der Reise selbst verfaßt und publicirt hatte, wie z. B. „Ueber die Beschaffenheit des römischen Bodens nebst einigen allgemeinen Bemerkungen über den geognostischen Charakter Italiens“ (Poggendorff's Annalen XVI. 1); „Ueber das Albanergebirge und den Aetna“ (Karsten's Arch. R. R. III. 361); „Ueber den Serapis-Tempel bei Pozzuoli“ (das. III. 373); „Ueber die tertiären Bildungen an der Küste Siciliens ꝛc.“ (das. III. 383); „Ueber das Kap Passaro und das Val di Noto“ (das. III. 397); „Verhältniß der in den letzten 40 Jahren zu Palermo beobachteten Erdstöße ꝛc.“ (Poggendorff's Ann. XXIV. 49); „Ueber das im mittelländischen Meere entstandene vulkanische Eiland“ (das. XXIV. 65); „Ueber die Knochen führende Grotte von Mardolce bei Palermo“ (Karsten's Arch., R. R. IV. 253); „Ueber die geognostischen Verhältnisse der liparischen Inseln“ (Poggendorff's Ann., XXVI. 1); „Ueber die Gebirgsverhältnisse der Graffschaft Massa Carrara“ (Karsten's Arch., R. R. VI. 229); „Mémoire sur les terrains vulcaniques de Naples, de la Sicile, des îles de Lipari“ (Bull. d. l. soc. geol. d. France, III. 170); „Observations sur les communications de M. Prevost relatives à la Sicile“ (das. III. 175); „Observations sur le marbre de Carrare et quelques fossiles de la Spezia“ (das. III. 179); „Observations faites avec Escher sur les porphyres au bord des Alpes dans le canton de Tessin“ (das. IV. 103 u. 326). Vielfach taucht in diesen Schriften die Theorie der Metamorphose ganzer Gebirgsschichten auf und vielfach hat man sich später auf diese durch H. namentlich in den Apenninen nachgewiesene Umwandlung von Sedimengebilden in krystallinische Gesteine berufen, um diese Theorie zu stützen. Leider war es dem ausgezeichneten Lehrer nur vier Semester lang vergönnt, seine Vorlesungen zu halten. Sein früher leidender Zustand stellte sich in erneuerter Heftigkeit ein und machte einem hoffnungsreichen Leben durch den Tod am 6. Febr. 1836 ein rasches Ende, für die Wissenschaft ein harter Verlust, um so mehr, da viele seiner vorbereiteten Arbeiten nicht zum Abschluß gelangt waren. Von Freundeshand besorgt, erschienen nach seinem Tode seine hinterlassenen Werke in zwei Bänden (Berlin 1837—38), deren erster die physikalische Geographie, der zweite die Geschichte der Geognosie und die Schilderung der vulkanischen Erscheinungen behandelt. Zahlreiche kleinere Abhandlungen von H. finden sich in Karsten's Archiv, Gilbert's und Poggendorff's Annalen, in Leonhard's Zeitschrift (1825, II. 490, 1826, I. 539), in Berghaus' Annalen der Erdkunde (1830, I. 48). Eine für geognostische Excursionen bestimmte Karte des Landes zwischen Magdeburg und Kassel war noch vor seinem Tode, 1835, erschienen. Ein Fragment, „Beobachtungen auf einer Reise durch Italien und Sicilien“ gelangte nachträglich in Karsten's Archiv, R. R. XIII. 1839 (auch selbständig) zur Publication.

Poggendorff, Biogr. Lex. Hoffmann's Biographie im 1. Bd. der hinterl. Werke.

Gümbel.

Hoffmann: Friedrich H., geboren am 24. April 1820 zu Nimptsch in Schlesien, † am 8. April 1863 als Director der Irrenheilanstalt zu Siegburg. Sohn eines Kreisphysikus, bezog er 1838 nach Absolvirung des Friedrichs-Gymnasiums zu Breslau die dortige Universität, um sich dem Studium der

Medicin zu widmen. Angebliche Betheiligung an demagogischen Umtrieben zog ihm Relegation auf die Dauer eines Jahres zu, worauf er im Sommersemester 1841 auf die Berliner Hochschule überging. Dort legte er 1842 das Doctorexamen und im folgenden Jahre die Staatsprüfung ab und trat dann 1844 als Assistenzarzt in Leubus in die psychiatrische Thätigkeit über. Am 1. April 1854 wurde er zum Director der neuerrichteten westpreußischen Irrenheilanstalt in Schwetz ernannt, von wo aus er nach dem Tode Jacobis (1859) als dessen Nachfolger nach Siegburg berufen wurde. Mit gründlichen medicinischen Kenntnissen ausgestattet, auf dem Boden der rationellen, naturwissenschaftlichen Methode der Medicin stehend, war H. einer der tüchtigsten Mitarbeiter an der Entwickelung der neueren Psychiatrie, um die er sich große Verdienste erworben hat. Die allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie (Bd. XX. S. 312) klagte bei der Meldung seines Todes, daß mit ihm manche Hoffnung für die Psychiatrie verloren gegangen sei. Seine wissenschaftlichen Arbeiten sind in Zeitschriften niedergelegt. In der Günsburger Zeitschrift für klinische Medicin erschienen von ihm eine Reihe von Aufsätzen, worunter besonders der über die Ursachen der paralytischen Seelenstörung und dann vor allem die unter dem Titel: „Organische Gehirnerkrankung“ erschienene größere Monographie hervorgehoben zu werden verdient. Die allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie enthält in einem kurzen Berichte über die ersten 2¾ Jahre seiner Thätigkeit in Schwetz ein reiches kritisch gesichtetes Beobachtungsmaterial. Ebendort erschien auch ein Nekrolog über Bergmann und ein kurzer Artikel „Ueber die Eintheilung der Geisteskrankheiten“ (speciell in Siegburg). Durch die Gründung des psychiatrischen Vereins in Siegburg gab er den ersten Anstoß zu den so anregend wirkenden, nun fast über ganz Deutschland verbreiteten Provinzialvereinen der Irrenärzte.

Bandorf.

Hoffmann: Gottfried H., einer der gediegensten Schulmänner der Uebergangszeit vom 17. zum 18. Jahrhundert, geb. zu Plagwitz bei Löwenberg in Schlesien den 5. December 1658, † in Zittau den 1. October 1712. Die Bedrängnisse, welche die Protestanten Schlesiens nach dem westfälischen Friedensschlusse trafen, nöthigten mit vielen auch seine Eltern, in der Oberlausitz eine Zufluchtsstätte zu suchen. Dort war er nun, in äußerlich sehr gedrückten Verhältnissen, 10 Jahre lang (1671—81) Schüler des Lyceums in Lauban, wandte sich dann aber noch an das Gymnasium zu Zittau, welches damals der berühmte Christian Weise leitete. Er glich in dieser Zeit (nach dem Ausdrucke eines mit ihm wohlbekannten Mannes) „einem durstigen Acker, auf welchen ein gelinder Regen fällt, der tief eindringt und schöne Früchte in die Höhe treibt“. Als Amanuensis mit Weise in engste Verbindung getreten, arbeitete er mit ihm Tag und Nacht und lernte ihm dabei die Kunst des Lehrens und Dirigirens ab. Erst 1685 bezog er, schon ein gereifter Mann, die Universität Leipzig. Hier studirte er nun mit großem Fleiße Philosophie (nach Cartesius), Sprachen, Geschichte und Theologie, bewährte sich bald auch in Predigten und Disputationen, wie als Informator in vornehmen Familien; aber von den pietistischen Bewegungen, die in jenen Jahren die Universitäten so stark beschäftigten, hielt er sich fern, obwol der Exulantensohn eine tiefe und lebendige Frömmigkeit in sich entwickelte. Schon wollte er als akademischer Lehrer auftreten, als ihn Lauban, das damals durch den Rector Wende seine Schule umgestalten ließ, als Conrector an diese Anstalt rief. Er bewährte sich aber in dieser Stellung so, daß er 1695, nach Wende's Abgange, dessen Amt erhielt. Was ihn besonders auszeichnete, das war sein Dringen auf praktische Behandlung des Unterrichts, wie auch seine in jenen Jahren erschienenen Schriften dies erkennen lassen: „Der gute Schulmann“ (1695), „Ausführlicher Bericht von der Methode bei den

Lectionibus im Laubanischen Lyceo“ (in demselben Jahre), „Einleitung in die lateinische Sprache“ (1696), „Guter Pädagogus“ (für den häuslichen Unterricht, in demselben Jahre), „Ordentlicher und gründlicher Weg zur Composition der lateinischen Sprache“ (1702), „Wohlmeinende Vorschläge, wie christliche Aeltern, die ihre Kinder in die Schule schicken, denen Praeceptoribus beistehen können“ (in demselben Jahre), „Laubanische Kirchen- und Schulgebete“ (1704), „Auserlesene Kernsprüche Heiliger Schrift“ (1705), „Aerarium biblicum oder tausend Bibelsprüche aufs kürzeste erklärt“ (1706). Es ist im Grunde doch schon eine freiere, aus den Fesseln der Pedanterie aufstrebende Pädagogik, welche in diesen Schriften sich ankündigt und eine immerhin beachtenswerthe Parallele zu dem pietistischen Unterrichtswesen jener Zeit darbietet. Bedeutsam war deshalb auch sein 1707 gemachter Vorschlag, in seinem Lyceum eine Classis selecta einzurichten, in welcher solche, die nicht studiren, sondern in das bürgerliche Leben übergehen sollten, zu unterrichten wären. Er gab in demselben Jahre auch die „Lebensgeschichte aller evangelischen Pastorum, die in Lauban gelehrt haben“ heraus. Aber gleich nachher (1708) wurde er Weise's Nachfolger in Zittau. Durch ihn kam neues Leben auch in diese Schule. Seine 1709 erschienene Schrift: „Das Zittauische Dic cur hic et hoc age“ faßte die gewonnenen pädagogischen Grundsätze in wirksamster Weise zusammen und dürfte den besten pädagogischen Werken jener Zeit beizuzählen sein. Auch nahm die Frequenz des Gymnasiums wunderbar zu: aus den Lausitzen, aus Schlesien und Böhmen, aus den Marken und aus weiterer Entfernung strömten Schüler herbei, denen er vielfach väterliche Fürsorge widmete, wie er auch besonders im Interesse derselben die Aufstellung der Rathsbibliothek in neuen Räumen leitete und in die scenischen Darstellungen, die unter Weise so anhaltend betrieben worden waren, neues Leben brachte. Aber schon nach vier Jahren raffte den scheinbar kräftigen Mann der Tod dahin. Ein Kreis dankbarer Schüler stiftete ihm zu Ehren eine Gedächtnißfeier, die jährlich wiederkehren sollte. Hauptquelle Didascophilus (Christ. Altmann), Hoffmann's Lebensbeschreibung (Budissin 1721, 8); vgl. H. Kämmel, Erinnerungen an Gottfried H. (Zittau 1860). Von seinen drei Söhnen haben zwei als gelehrte Juristen seinem Namen besonders Ehre gemacht: Christian Gottfried H., geb. 1692, † 1735 als Ordinarius der Juristenfacultät zu Frankfurt a/O. (s. o. S. 574) und Johann Wilhelm H., geb. im Todesjahre seines Vaters, † 1739 zu Wittenberg, ein besonders um das deutsche Staatsrecht hochverdienter Mann (s. u. S. 597). Auch über sie vgl. Otto, Lexikon der Oberlaus. Schriftsteller, II, wo über die litterarische Thätigkeit des Vaters specieller Bericht gegeben ist.

H. Kämmel.

Hoffmann: Gottfried Daniel H., Jurist, geb. am 19. Februar 1719 zu Tübingen, gest. daselbst am 31. August 1780, stammt aus Hirschberg in Schlesien; sein Urgroßvater Daniel H. verließ wegen religiöser Verfolgungen die Heimath und kam nach Stuttgart, sein Vater, der gleichfalls Daniel H. hieß, lebte als Arzt und Professor in Tübingen (geb. am 25. Novbr. 1695, gest. am 3. April 1752). H. erhielt seine classische Bildung von seinem Großvater mütterlicher Seite, Dr. med. Elias Kammerer, erwarb; erst 14 Jahre alt — am 8. Mai 1732 in Tübingen das akademische Bürgerrecht, und wurde schon im 20. Lebensjahre (31. Januar 1739) vom dortigen Hofgerichte in die Zahl von dessen Advokaten aufgenommen. Am 4. März des folgenden Jahres vertheidigte er zur Erlangung der Licentiatenwürde die Inauguraldissertation: „De independentia juris circa sacra statuum ordinumque imperii germanici Evangelicorum intuitu Imperatoris et Imperii“ (Tub. 4.), und ging dann auf Reisen; verweilte wegen des Reichskammergerichtes in Wetzlar, wegen der Vorträge Senkenbergs in Gießen, besuchte die sächsischen Universitäten, hierauf Westfalen

und Holland, und kehrte durch den Taunus nach Hause. Am 3. November 1741 wurde er in Tübingen außerordentlicher Professor der Rechte, 1743 Professor am dortigen Fürstencollegium, am 9. April 1747 ordentlicher Universitäts-Professor des Staats- und Lehnrechtes (aus welchem Anlasse er „De hodierno jurisprudentiae genio“ sprach), 1751 Pfalzgraf, 1767 Hofgerichtsassessor auf der gelehrten Bank, endlich 1773 württembergischer geheimer Rath. Kaiser Franz I. beschenkte ihn mit einem güldenen Gnadenpfennige; die Tübinger Juristenfacultät verlieh ihm am 15. Mai 1745 den Doctorhut, und mehrere gelehrte Gesellschaften nahmen ihn als Mitglied auf. 1764 wohnte er der Krönung Josephs II. zum römischen Könige an, und bei der 300. Stiftungsfeier der Karl-Eberhards-Universität hielt er am 13. October 1777 als Prorector eine lateinische Festrede über die Denkwürdigkeiten dieser hohen Schule im verflossenen Jahrhundert. — H. war als Lehrer sehr vielseitig, als Schriftsteller ungemein fruchtbar. Seine Vorlesungen umfaßten: Institutionen und Völkerrecht, Reichs- und Rechtsgeschichte, Staats- und Lehen-Recht, Diplomatik und Wappenkunde. Seine meist publicistischen Schriften behandeln vorwiegend staatswissenschaftliche Tagesfragen; sie wurden deshalb mit Interesse gelesen, und verschafften dem Verfasser großes Ansehen. Reichsstände und Reichsstädte erholten bei ihm häufig responsa und Rechtsgutachten, in welchen nicht immer ein streng objectiver Standpunkt eingenommen ist. Im Besitze sehr ausgebreiteter Kenntnisse, trug er sie gerne in seinen Gelegenheitsschriften zur Schau. Auf diese Weise erfuhren untergeordnete Fragen und Nebendinge gegenüber der Hauptsache nicht selten eine unnöthig breite Ausarbeitung, wodurch das Ebenmaß des Ganzen leidet und der Leser den raschen Ueberblick verliert. H. war dreimal verheirathet. Aus seiner ersten Ehe mit Tabitha, einer Schwester des Professor Christian Ferd. Harpprecht (s. d.) ging Johann Daniel H. hervor; geb. am 7. Mai 1740, gest. am 10. Juni 1814. Er machte seine akademischen Studien in Tübingen, promovirte dortselbst 1765 und war von 1767—1790 an der Universität Tübingen sowie dem Fürstencollegium ein sehr beliebter Lehrer des Staatsrechtes und der Reichsgeschichte. Wegen seines trefflichen Charakters allgemein verehrt, wurde seine 1790 erfolgte Versetzung zum geheimen Rath nach Stuttgart von der Universität als schwerer Verlust beklagt. — Ein jüngerer Sohn Hoffmann's, Christian Gottfried H., geb. am 12. August 1756, studirte gleichfalls in seiner Vaterstadt, erlangte dortselbst am 14. October 1777 den juristischen Doctorgrad, 1778 die außerordentliche Professur der Rechte, und starb in dieser Stellung am 4. Juni 1784. Beide Brüder haben mehrere akademische Abhandlungen aus dem Gebiete des deutschen Rechtes hinterlassen. Von Gottfr. Dan. H. sind gegen 150 Responsa, Dissertationen und Gelegenheitsschriften vorhanden, welche am Erschöpfendsten in Meusel's Lex. VI. 30—37 zusammengestellt sind. — Sein Porträt findet sich in der neuen Sammlung von Bildnissen gelehrter noch lebender Männer von Haid, Fol. 14 und von J. A. Friedrich gestochen als Titelkupfer im 2. Bande der Faber'schen neuen europäischen Staatskanzlei.

Ueber Gottfr. Dan. H. Weidlich, Nachrichten von den jetzt lebenden Rechtsgelehrten, Thl. III. 322 ff. — Meusel a. a. O. und die dort Genannten. — Klüpfel, Gesch. d. Univ. Tübingen 194. 206. 259. — Ueber Joh. Dan. H. Böck, Gesch. d. Univ. Tübingen 242. — Klüpfel a. a. O. 250. 274. 500. — Ueber Christ. Gottfr. H. Meusel a. a. O. S. 24 und die daselbst genannten Quellen. Eisenhart.

Hoffmann: Gottlieb Wilhelm H., schwäbischer Pietist und Gründer der Gemeinde Kornthal, geb. zu Ostelsheim bei Calw den 19. Decbr. 1771, gest. zu Kornthal bei Stuttgart den 29. Januar 1846. — Sein Geschlecht leitete er ab von einem evangelischen Prediger Georg oder Matthäus H., der zur

Zeit des dreißigjährigen Krieges zu Hirschberg oder Liegnitz in Schlesien um seines evangelischen Bekenntnisses willen hingerichtet wurde, und dessen Wittwe mit ihren Kindern nach Straßburg und Württemberg flüchtete. Von seinem Vater, Pfarrer M. Christian Ludwig H., einem orthodox-lutherischen amtseifrigen Landprediger, mit pedantischer Strenge erzogen, widmete er sich dem Schreiberstand, machte bei einem tüchtigen Geschäftsmann in Calw eine strenge Lehrzeit durch, wurde durch eine besondere, nicht näher bekannte Lebenserfahrung „erweckt“ und schloß sich zunächst den damals in seiner Heimath verbreiteten Pregizerianern, den Anhängern des 1824 in Haiterbach verstorbenen Stadtpfarrers Pregizer, an. Besonderen Einfluß auf ihn übten dann die beiden geistesverwandten Pfarrer, Machtolf in Möttlingen und Flattich in Münchingen, zu dem er durch seine erste Frau auch in ein verwandtschaftliches Verhältniß trat. Das Studium der Schriften Luther's, Arnold's, Tersteegen's, J. Böhme's, Bengel's, Zinzendorf's, Oetinger's 2c., der Verkehr mit Michael Hahn, Dann, Flatt, Hartmann, K. H. Rieger, Jung Stilling, Lavater 2c. bestärkte und förderte ihn in seiner frommen Stimmung und Richtung, der er auch in einer 1810 zu Leonberg herausgegebenen Liedersammlung, dem „Leonberger Liederbüchlein“, einen Ausdruck gab. — Kurz vor dem Untergang des heil. römischen Reichs zum kaiserlichen Notarius ernannt und von der Stadt Leonberg zum Amtsbürgermeister gewählt, auch sonst mit verschiedenen Aemtern und Vertrauensposten betraut (z. B. dem eines Landtagsabgeordneten 1815—19, wo er zu den Vertheidigern der altwürttembergischen Volksrechte gehörte), hatte er reiche Gelegenheit, sein organisatorisches Talent zu üben und die praktischen Erfahrungen zu sammeln, die ihn zu seinem späteren Wirken befähigten und zu einem Rathgeber für Tausende machten. — Unterdessen hatte unter einem Theil des evangelischen Landvolkes in Württemberg aus verschiedenen Gründen und Anlässen (theils wegen Einführung einer neuen Liturgie, theils wegen schwärmerischer Erwartung einer nahen Vollendung des Gottesreichs auf Erden) eine religiöse Bewegung um sich gegriffen, welche theils auf Austritt aus der Landeskirche theils auf Auswanderung nach Amerika oder Rußland abzielte. Um Beides, Separation [illegible] Massenauswanderung, zu verhüten und viele tüchtige und arbeitsame [illegible] Familien der Heimath zu erhalten, erbat H. für sich und eine Anzahl [illegible] sinnungsgenossen von der württembergischen Landesregierung die [illegible] Gründung einer neuen, auf dem Grund des evangelisch-lutherischen [illegible] stehenden, aber von den landeskirchlichen Ordnungen unabhängigen [illegible] Vorbild der evangelischen Brüdergemeinde geordneten christlichen [illegible] Gesuch wurde nach längeren Berathungen 1819 genehmigt und [illegible] einem zu diesem Zwecke angekauften, in der Nähe von Stuttgart [illegible] gelegenen Rittergut die Gründung der Gemeinde Kornthal, de[illegible] sation und nachherige Leitung bis an sein Lebensende wesentl[illegible] Hand lag. Er war zugleich Bürgermeister, Notar, Gemeinde[illegible] Katechet, Leiter religiöser Privatversammlungen und zahl[illegible] Schooß der Gemeinde entstandener Anstalten und Einrichtun[illegible] und Patriarch seiner Gemeinde nicht nur, sondern auch [illegible] und weltliche Berather von vielen Anderen, die sich ver[illegible] erfahrenen, ebenso weltklugen und energischen wie gl[illegible] seiner Frömmigkeit nichts weniger als kopfhängerischen [illegible] religiösen Standpunkt innerhalb der vielgestaltigen [illegible] seiner Umgebung charakterisirt er selbst, wenn er ein[illegible] als Pregizerianer erweckt worden (d. h. mit ein[illegible] göttlichen Gnade), ich möchte als Michelianer wa[illegible] der Heiligung) und als Herrnhuter sterben (d [illegible]

1715 wurde er zum Wardein ernannt, welche Stelle er aber auf seinen Neffen Rudolf Benedict H. (geb. zu Wien 1672, gest. daselbst am 24. October 1720, als eine um die Hebung des Münzwesens in Oesterreich hochverdiente Persönlichkeit) übertrug. H. war zweimal verehelicht mit Christina († 1707) und mit Susanna. Die Arbeiten des H. sind technisch sehr schätzenswerth, wenn ihnen auch eine zu große zeitgenössische Stilistik anhaftet. Von seinen Medaillen sind zu nennen: jene auf die Befreiung Wiens im J. 1683, der Auswurfpfennig bei Gelegenheit der Thronbesteigung Karls VI., der Salvatorpfennig der Stadt Wien. — Unter seinen Siegeln ist das große Diplomats-Siegel für das kaiserliche Kammergericht von Bedeutung.

S. Käbdebo, Geschichte der Wiener Graveur-Akademie, Wien 1880. S. 11.

Käbdebo.

Hoffmann: Johann Wilhelm H., Professor der Geschichte und des öffentlichen Rechtes, geb. am 19. Nov. 1710 in Zittau; verlor seinen Vater, den Rector Gottfried H. (s. o. S. 591) in zartester Kindheit (September 1712). Die Leitung der Erziehung ging an die Mutter, eine Tochter des Predigers Schönfelder, später an den Stiefbruder Christian Gottfried H. (s. d.) über, dessen liebevoller Sorgfalt H. in der 1735 auf jenen gehaltenen Trauerrede mit rührenden Worten gedenkt. Die geistige Ausbildung des Knaben war aber auch in hohem Grade lohnend, schon in der Schule zog er die Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf sich, und überboten seine Leistungen namentlich in der alten Geschichte und den Sprachen mit Einschluß des Hebräischen weit das Maß des Gewöhnlichen. H. wollte Theologie studiren, bei einem Ferienbesuche 1727 beredete ihn jedoch sein Stiefbruder Christian Gottfried, damals Professor zu Frankfurt a/O., Jurist zu werden, wovor „er anfangs einen nicht geringen Abscheu zeigte“. Im Herbst 1728 übersiedelte er indessen von Zittau nach Frankfurt, hörte bei Heineccius römisches Recht, bei seinem Bruder Staatsrecht, auch Rechtsgeschichte, und gewann im fördernden Umgange mit diesem besondere Neigung zum Studium des öffentlichen Rechtes. Mit glänzenden Verstandesgaben ausgerüstet gelangte er rasch zu voller wissenschaftlicher Reife. Kaum 21 Jahre alt habilitirte er sich am 8. December 1731 in der philosophischen Facultät, und hielt im März 1732 gelegentlich der Durchreise des Herzogs von Lothringen, des nachmaligen deutschen Kaisers Franz I. in dessen Gegenwart die akademische Festrede, welche in fließenden Hexametern die Thaten des Hauses Lothringen und dessen Verdienste um das Reich schildert. Sie führt den Titel „Publicae laetitiae monumentum quod ... Francisci Stephani regiae Celsitudini consecravit J. G. Hoffmanus“. Aber auch auswärts blieben die Leistungen nicht unbeachtet. Nachdem er am 15. November 1732 die juristische Doctorwürde erlangt hatte, schlug ihn die juristische Facultät von Greifswalde 1734 als Professor vor, und mit Beginn des Jahres 1737 wurde er als Historiker nach Wittenberg berufen, wo er im Mai eintraf, nachdem er auf wiederholte Gesuche von Preußen die Erlaubniß erhalten hatte, die im Erbgange auf ihn gekommene berühmte Bibliothek seines Bruders Chr. Gottfried abgabenfrei mitzunehmen. Dort hielt er von Feuereifer für seinen Beruf durchdrungen über römische Literär-, Kirchen- und Rechtsgeschichte, über öffentliches Recht und den Zustand der europäischen Staaten täglich sechs, ja acht Vorträge und seine dankbaren Zuhörer brachten ihm durch ein feierliches Ständchen ihre Huldigung. Nebenbei blieb H. auch schriftstellerisch thätig, und das Ansehen seines Namens wuchs immer mehr. 1738 wollten fast gleichzeitig Göttingen und Upsala ihn gewinnen, und Frankfurt traf Anstalten zu seiner Zurückberufung. Da erhielt er im Mai 1739 eine ebenso ehrenvolle als vortheilhafte Einladung als Lehrer des öffentlichen und Naturrechts nach Utrecht. H. war gewillt, zuzusagen; allein der damalige König von Polen und Kur-

fürst von Sachsen Friedrich August trug im Interesse Wittenbergs laut Resolution vom 13. Juli 1739 Bedenken, H. (welcher kurz darauf an Krause's Stelle auch Professor der Rechte wurde) die Entlassung zu ertheilen, erhöhte jedoch etwas später seinen Gehalt und ernannte ihn zum königlichen Hof- und Justizrath. Letztere Nachricht drang nicht mehr an sein Ohr. Hoffmann's schwächlicher Körper war den langen Nachtwachen, den hochgespannten Geistesanstrengungen auf die Dauer nicht gewachsen. Im Sommer 1739 stellte sich Bluthusten ein; er wußte, daß keine Besserung zu erhoffen, doch er arbeitete fort in gewohnter Frische, da starb er plötzlich am Mittag des 12. Novbr. 1739 in den Armen seines Famulus, und wurde unter großem Geleite an dem Tage zur Erde bestattet, an dem er sein 30. Lebensjahr vollendet hätte. — H. war eine seltene Erscheinung; sein früher Tod ein schwerer Verlust für die Wissenschaft. Der gründlichste Kenner der staatsrechtlichen Litteratur des 18. Jahrhunderts Pütter urtheilt in seiner Litteratur des deutschen Staatsrechtes (I. 403) über ihn: „In unserer ganzen Litteratur ist mir kein Rechtsgelehrter bekannt, der in so wenigen Jahren in so vielerlei verschiedenen Theilen der Rechte so mancherlei Materien mit solcher Geschicklichkeit bearbeitet hätte als H. — — H. hinterließ doch so viele Schriften als er Jahre gelebt; — — lauter wahre Meisterstücke — — sowol in Ansehung ihrer Schreibart als ihres innern Gehaltes.“ Sein Landsmann Gottlieb Friedrich Gude hat in eingehender Weise unter Benützung reichen Quellenmaterials Hoffmann's Leben beschrieben und dessen sämmtliche Werke kurz besprochen. Der Biographie ist das von Bernigeroth gestochene Brustbild beigegeben. Die von der Universität Wittenberg veranlaßte Gedächtnißrede hat den damaligen Rector Hofrath J. H. v. Heucher zum Verfasser.

Allerneuste Nachr. von jurist. Büchern, 1739. Th. I. 346. Vita Jo. Guil. Hoffmanni recensuit Gott. Fried. Gudius, Lips. 1742. — Oberlausitzische Beiträge zur Gelahrtheit II. 521. Eisenhart.

Hoffmann: Johann Gottfried H., Staatsmann, Statistiker und Nationalökonom, war geboren zu Breslau am 19. Juli 1765, widmete sich den humanistischen Studien am Elisabethgymnasium daselbst und bezog im J. 1784 die Universität Halle, um die Rechte zu studiren; in der Folge wandte er sich nach Leipzig, wo eine eigens für Schlesier bestehende Universitätsstiftung dem unbemittelten Studenten das Fortkommen erleichterte und ihm erlaubte, neben der Jurisprudenz besonderen wissenschaftlichen Neigungen nachzugehen, die sich im Studium der Mathematik und Naturwissenschaften, der Länder- und Völkerkunde äußerten. Hier knüpfte er auch enge freundschaftliche Beziehungen mit seinem Landsmann Dr. S. G. Wald an, dem er dann 1787 nach Königsberg folgte, als dieser als ordentlicher Professor der griechischen Sprache dorthin berufen wurde. Nach absolvirten Universitätsstudien nahm H. 1788 eine Hauslehrerstelle in Memel an, um sich zugleich für das akademische Lehramt vorzubereiten, wozu er von Professor Wald die erste Anregung erhalten hatte. Seine beschränkten Vermögensverhältnisse aber zwangen ihn, sich zunächst um eine sichere Stelle umzusehen, und so nahm er 1792 einen Antrag an, als Disponent in die Administration der Pinnauer Fabriken, einer Anlage verschiedenartiger Mühlenwerke, einzutreten. Die Stellung war materiell günstig, befriedigte aber keineswegs seinen Drang nach wissenschaftlicher Arbeit, und so gab er sie 1798 wieder auf, um in Königsberg zuerst am Collegium Fridericianum, dann an der 1801 errichteten Kunstschule für Bauhandwerker als Lehrer zu wirken. Zugleich bekam er in Folge seiner Sachkenntnisse und praktischen Erfahrungen von der ostpreußischen Regierung Aufträge in Mühlenbauangelegenheiten und wurde 1803 auf Betrieb des Präsidenten von Auerswald, der den klaren und kenntnißreichen jungen Mann mit seiner unermüdlichen Arbeitskraft schon bald

schätzen gelernt hatte, als Bauassessor bei der ostpreußischen Kriegs- und Domänenkammer angestellt. In dieser Stellung erwarb er sich durch seine hervorragenden Eigenschaften, wie durch die in seiner Erstlingsschrift „Das Interesse des Menschen und Bürgers an der bestehenden Zunftverfassung“ (1803) ausgesprochenen freisinnigen und doch staatsmännisch überlegten Ansichten über die Reform der Gewerbeordnung so sehr das Vertrauen seines Präsidenten, daß dieser ihn als Referenten in besonders schwierigen Verwaltungsfragen wählte und ihm speciell die Bearbeitung des Gutachtens übertrug, welches Freiherr von Stein im J. 1806 von den Präsidenten mehrerer Provinzen über die projectirte neue Einrichtung der statistischen Tabellen und über das Verfahren bei der Aufnahme des statistischen Materials erbeten hatte. Die in diesem Gutachten bekundete Klarheit seiner wissenschaftlichen Einsicht in die Bedürfnisse und Aufgaben der Statistik, sowie ein kurz darauf vorgelegter Aufsatz, in welchem er der Regierung seine Ideen vortrug, wie die Verwaltung des Staates nach wiederhergestelltem Frieden zu verbessern sei, verschafften ihm unerwartet eine Berufung an die Universität Königsberg (1807), wo er als Nachfolger von Kraus die Kanzel der praktischen Philosophie und Kameralwissenschaft übernahm. Aber schon am Ende des folgenden Jahres, nachdem er noch eine Schrift über die Abschaffung der Patrimonialgerichtsbarkeit der Regierung vorgelegt hatte, wurde ihm bei der neuen Organisation die Stelle eines Staatsrathes in der von dem geh. Staatsrathe v. Schön geleiteten Ministerialsection für gewerbliche Angelegenheiten übertragen. Als dann im J. 1810 die Universität Berlin gegründet und zugleich das statistische Büreau wieder ins Leben gerufen wurde, ward H. unter Beibehaltung seiner Stellung im Ministerium des Innern zum Professor der Staatswissenschaften und zugleich, wie selbstverständlich, zum Director des statistischen Bureau ernannt, dessen neue Organisation ja ohnehin wesentlich auf seinen Vorschlägen beruhte. In dieser letzteren Stellung trat er mit Hardenberg in nähere Beziehungen, seit dieser das statistische Büreau unter seine unmittelbare Oberleitung genommen hatte und wurde in der Folge (1812) auch als Mitglied der Immediat- und Finanzcommission beigezogen, welche unter der persönlichen Leitung des Staatskanzlers die Staatsgeldinstitute verwalten sollte. Auch hier wußte H. sich wieder das ganz besondere Vertrauen des Staatskanzlers zu erwerben, der ihn dann 1813 auch zu seinem vortragenden Rathe machte, ihn in das Hauptquartier der Verbündeten, später wieder nach Paris zu den Friedensverhandlungen und 1815 zum Congreß nach Wien als Beirath besonders in den statistischen Fragen der neuen Gebietsveränderungen nahm. Seine Professur legte er in Folge dieser vermehrten, praktischen Thätigkeit nieder und auch die Leitung des statistischen Büreau mußte eine Zeit lang in die Hände der daselbst angestellten Räthe gelegt werden. Als dann nach Beendigung der Friedensverhandlungen die Verhältnisse der inneren Verwaltung des preußischen Staates wieder neu geordnet wurden, ward H. im Jahr 1816 mit dem Charakter eines geh. Legationsrathes in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten versetzt, 1817 wirklicher geh. Oberregierungsrath und Mitglied des Staatsraths, und stand in der 2. Abtheilung desselben als vortragender Rath, dann als stellvertretender Director. Daneben übernahm er aber sofort wieder die Direction des statistischen Büreau, während er die Professur vorläufig noch nicht wieder antrat. Im J. 1821 aber folgte er doch wieder seinen alten Neigungen zum Lehramte und übernahm die Professur an der Universität Berlin, welche seit seinem Abgange unbesetzt geblieben war, wogegen er aus dem Ministerium ausschied, seine Stellung im Staatsrathe aber beibehielt.

Von da an erst gehörten seine Leistungen vorwiegend der wissenschaftlichen Durchbildung der Statistik, der Staats- und Volkswirthschaftlehre,

wenn er auch in der Folge den praktischen Arbeiten der Staatsverwaltung nicht ferne blieb. Im J. 1832 ernannte ihn die königl. Akademie der Wissenschaften zu ihrem wirklichen Mitgliede, 1834 aber mußte er die Professur wegen Abnahme seines Sehvermögens niederlegen. Die Stellung als Director des statistischen Büreau aber behielt er ununterbrochen bis 1844 bei und war bei demselben fortwährend in umfassendster Weise thätig; nur die zeitweilige Unterstellung des Büreau unter das Ministerium des Innern, wodurch es seine Selbständigkeit einbüßte, veranlaßte ihn, sich während dieser Zeit von den laufenden Geschäften des Büreau zurückzuziehen; als aber 1834 dasselbe wieder dem gesammten Staatsministerium untergeordnet wurde, nahm H. auch die ganze Direction wieder in seine Hände. H. selbst bezeichnete als seinen würdigsten Nachfolger seinen Lieblingsschüler, den damaligen geheimen Oberregierungsrath Dieterici, der denn auch im December 1834 die Professur und nach Hoffmann's Pensionirung im J. 1844 auch die Stelle des Directors am statistischen Büreau erhielt. Seine letzten Lebensjahre verwendete H. auf Sammlung seiner vielfach zerstreuten Aufsätze und Abhandlungen, an welche er noch die letzte bessernde Hand anlegte, übergab sie als sein geistiges Vermächtniß der Oeffentlichkeit und starb am 12. November 1847, ein Mann, dem wie wenigen, das Glück beschieden war, in einer großen Zeit zu leben, dieselbe mit vollem Verständniß zu erfassen und für sie in den einflußreichsten Stellen zu wirken, seine Fähigkeiten in der umfassendsten Weise auszubilden, und ein langes Leben bis zur Neige in geistiger Frische auszuleben. Sein politisches Wirken war, obschon er niemals an leitender Stelle stand, doch ebenso mannigfaltig wie einflußreich. Er nahm an allen Vorbereitungen zur großen Reformgesetzgebung des J. 1808 Antheil, wie er auch als besonderer Vertrauensmann Hardenberg's bei allen Gesetzesvorschlägen für die innere Verwaltung in den Jahren 1811 und 1812 thätig war. Auf die Gestaltung der Territorialverhältnisse, wie sie theils durch den Pariser Frieden, theils durch den Wiener Congreß bestimmt wurden, nahm H., der als Statistiker der unentbehrliche Begleiter Hardenbergs in Paris, London und Wien war, bestimmenden Einfluß. Seine erste Arbeit auf diesem Gebiete dürfte die Vorlage sein, welche er im October 1813 über die Verhältnisse der im Frieden von Tilsit abgetretenen Theile von Westpreußen erstattete. Auch über die künftige Begrenzung des preußischen Staates gingen ihm von der Regierung Gutachten und Vorschläge zu, sowie er über die statistischen Aufstellungen einvernommen wurde, welche die an andre deutsche Staaten auszutauschenden Landestheile betrafen. Und auch bei den aus den letzten Abtretungen jener Periode hervorgegangenen Liquidationsverhandlungen war er thätig. Nicht minder wurde er noch später, als er seine Stellung im Ministerium des Auswärtigen bereits aufgegeben hatte (1821), doch noch vielfach von Seiten dieses Ministeriums zu ähnlichen gutachtlichen Berichten aufgefordert, so z. B. bei der Theilung des Königreichs der Niederlande und in der luxemburgischen Theilungssache. Einen Hauptantheil hatte er seit 1817 an den Berathungen des Staatsraths über Steuern, Staatsschulden, Münze und gewerbliche Verhältnisse bis zum J. 1826. Mehre umfassende Gesetzentwürfe sind hier von ihm ausgearbeitet worden, wie z. B. über die neue Ordnung des preußischen Münzwesens (Münzgesetz vom 30. Sept. 1821), über eine neue Stempelordnung (1821); in einem Gutachten vom J. 1820 sprach er sich über die Beschäftigung der Kinder in den Fabriken aus, und gab darin Zeugniß von seiner beständigen Aufmerksamkeit für die bereits damals beginnenden Schäden der Fabriksarbeit und von seinem lebhaften Bestreben, den Staat zur wirksamen socialen Hülfe heranzuziehen; in einem andern ausführlichen Promemoria unterwarf er das ganze Abgabensystem unter specieller Berücksichtigung der indirecten Besteuerung einer eingehenden Kritik und 1831 nahm er Theil an den Vorarbeiten

zu einem allgemeinen Maß-, Gewichts- und Münzsystem. Seit 1812 hatte er als Mitglied des Finanzcollegiums auch Einfluß auf die Verwaltung der Staatsgeldinstitute und war Mitglied des Curatoriums der Seehandelsgesellschaft. Die auf Grund des Edikts vom 30. Juli 1812 durchgeführte neue Organisation der Kreise und Gemeinden beruhte im Wesentlichen auf den von H. aufgestellten Grundsätzen zur Eintheilung des Staates in Kreise für die Polizei und zur Eintheilung der Kreise in Gemeinden, in welchen er unter möglichster Schonung der überkommenen Einrichtungen doch das Prinzip der Ausschließlichkeit der Gemeindebezirke als unterste Theile der territorialen Ordnung vertrat. „Es muß kein Fleck im ganzen Lande sein, von welchem nicht unstreitig bekannt ist, zu welcher Gemeinde er gehört.“ Im Ganzen trägt sein vielseitiges praktisches Wirken den echten Stempel jenes geistesfrischen und kenntnißreichen, hingebenden und pflichtbewußten preußischen Beamtenthums, wie es in gleicher Gediegenheit vielleicht zu keiner Zeit und in keinem Staate wieder bestand, und zu den großartigsten Erfolgen der Neubegründung und inneren Stärkung des preußischen Staatswesens beigetragen hat. Wo immer von jener großen Zeit und ihren politischen Schöpfungen geredet wird, darf der Name Hoffmann nicht ungenannt bleiben. Kein großartig angelegter Geist, kein schöpferischer Staatsmann, ist er doch als eine jener unentbehrlichen geistigen Kräfte zu bezeichnen, ohne deren hervorragende Mitwirkung es auch den genialsten Staatsmännern nicht gelingen kann, Großes erfolgreich zu vollbringen und dauernd zu begründen.

Als Statistiker hat H. geradezu eine neue Aera der administrativen Statistik begründet. Ihm verdankt Preußen sein vorzüglich eingerichtetes statistisches Büreau, das für ganz Europa eine Musteranstalt geworden ist. Dasselbe war zwar schon 1805 durch den schöpferischen Geist des Freiherrn von Stein ins Leben gerufen worden; seine Arbeiten wurden aber durch die französische Occupation des Jahres 1806 unterbrochen; das Büreau hörte thatsächlich auf zu existiren. In demselben Jahre aber trat H. mit einem umfassenden Gutachten über die künftige Einrichtung der Statistik und mit einem Schema zu einer statistischen Tabelle des preußischen Staates auf, in welchem er nicht blos an der bisherigen Praxis der Statistik scharfe Kritik übte, sondern zugleich eine solche Fülle neuer und bedeutsamer Vorschläge machte, daß dieses Document, die erste statistische Arbeit Hoffmann's, das bedeutendste genannt werden kann, was in einer langen Periode der preußischen Statistik geschaffen wurde. Als daher nach der neuen Organisation der obersten Staatsbehörden im J. 1808 auch die Vorbereitungen zur Wiedererrichtung des statistischen Büreau getroffen wurden, war es begreiflich, daß H. ganz besonders zur Abgabe eines Gutachtens über die Einrichtung desselben aufgefordert wurde. In dem eingehenden, bis auf die einzelnen Tabellenentwürfe ganz durchgearbeiteten Promemoria hatte H. neben untergeordneten Beamten den Kriegsrath Engelhart für den geographischen Theil, den schon am alten Büreau beschäftigten Kriegsrath Krug (den bekannten Nationalökonomen) und als Vorstand den Mathematikprofessor Hobert vorgeschlagen, für sich selbst aber an dem neuen Institut eine Stellung nicht ins Auge gefaßt. Dennoch wurde, nachdem die Einrichtung des Büreau im August 1810 erfolgt war, H. am 4. October zum Director desselben ernannt und ihm die beiden von ihm vorgeschlagenen Räthe untergeordnet. Ein volles Menschenalter hindurch hat er von da an seine Arbeitskraft der Ausbildung der Statistik in dieser seiner eigensten Schöpfung gewidmet, und, wo er fast alles neu begründen mußte, hat er für alles feste Ordnung und eine wohlbegründete Tradition hinterlassen. Schon die Art und Weise, wie er den Zweck und Wirkungskreis des Büreau bezeichnete, spricht von den großen Aufgaben, die er demselben setzte. „Das Büreau hat den Zweck, Materialien zur Kenntniß

der Kräfte des preußischen Staates mit möglichster Vollständigkeit zu sammeln und dergestalt zu ordnen, daß sämmtliche Oberbehörden daraus jederzeit mit Leichtigkeit eine Uebersicht der gegenwärtigen Staatskräfte und der Wirkungen, welche einzelne Begebenheiten und Anordnungen auf die Vermehrung oder Verminderung derselben äußern, erhalten können.“ Zugleich spricht sich darin aber auch die vorwiegend ja ausschließlich praktische Beziehung des Büreau auf die Zwecke und Bedürfnisse der preußischen Administration aus, wie sie der ganzen Geistesrichtung Hoffmann's zu eigen war und selbst in seinen volkswirthschaftlich-theoretischen Schriften immer wieder Ausdruck gefunden hat. Diesem an sich schon äußerst weitgesteckten Ziele, das überdies noch beständig neue Aufgaben hervorrief, konnte nur durch eine möglichste Beschränkung in den statistischen Erhebungen einigermaßen entsprochen werden. Und darauf war Hoffmann's Streben auch mindestens eben so sehr gerichtet, wie auf ganze Vollständigkeit der statistischen Uebersicht über alle Grundkräfte und Grundverhältnisse des Staatslebens. Gerade aber die stoffliche Beherrschung und vielseitige Kenntniß der Lebensverhältnisse, welche H. auszeichnete, gab ihm auch die Möglichkeit, die Erhebungen durch die äußeren Aemter und Behörden auf das äußerste Maß des Unentbehrlichen zu beschränken, alles Unerhebbare aber oder nicht zuverlässig zu Erhebende auszuscheiden. Ja er scheint aus Rücksicht vor dem Beamtenthum und aus Achtung vor dem Urtheile der Oberbehörden, wo diese statistische Arbeiten von sich abwälzen wollten, sogar allzu nachgiebig und bereit, seine eigenen weitergehenden Postulate einzuschränken. Nur auf dem Gebiete der Agrar-, besonders Productionsstatistik ist er aus eigener Ueberzeugung so gut wie gar nicht thätig gewesen, da er alle Versuche der Art für werthlos hielt; und darin fand er sich wie in so manchen andern Fragen, selbst mit Freiherrn von Stein in Uebereinstimmung, der sich gleichfalls, selbst durch den Hinweis auf gelungene Versuche einer Ernte- und Productenstatistik, nicht von ihrer praktischen Ausführbarkeit überzeugen lassen wollte. Und in ähnlicher Weise verhielt sich H. der Meteorologie gegenüber gleichgültig. Es ist begreiflich, daß bei solchem Umfange der statistischen Arbeiten nicht alles von gleichem Werthe sein konnte, wenngleich H. bis in seine späten Lebensjahre überall persönlich thätig war, die Listen selbst bearbeitete und die Berichte über die Aufnahmen dem Könige vorlegte. Seine speciellsten Verdienste liegen jedenfalls auf dem Gebiete der Bevölkerungsstatistik, wo er insbesondere die Grundsätze der Volkszählung wesentlich verbesserte und den Berechnungen der mittleren Lebensdauer durch eine ganz neue bisher unbekannte Ermittelung der Sterblichkeitsverhältnisse in den einzelnen Lebensjahren (Absterbeordnung) seit 1811 eine neue fruchtbare Richtung gab. Daneben hat er hervorragendes für die Preisstatistik durch laufende Erhebung der monatlichen Marktpreise von Lebensbedürfnissen in 38, später 60 Städten, für die Statistik des Waarenverkehrs durch Ordnung der zollamtlichen Anschreibungen geleistet. Und ganz besonders gilt es auch als ein Verdienst Hoffmann's, durch sorgsame Pflege der Finanz- speciell der Steuerstatistik die Grundlagen für eine exacte Beurtheilung der Einkommens- und Wohlstandsverhältnisse geschaffen und den Weg der Ausbeutung dieser statistischen Erhebungen für socialpolitische Probleme gezeigt zu haben. Dem gegenüber, was H. für das praktische Staatsleben und für die Durchbildung der Statistik geleistet hat, fallen seine Verdienste um die wissenschaftliche Förderung der Nationalökonomie nicht so schwer ins Gewicht. Zwar hat er in der akademischen Abhandlung über die wahre Natur und Bestimmung der Renten aus Boden- und Kapitaleigenthum, ungefähr gleichzeitig mit F. B. W. Hermann, und wohl unabhängig von ihm der Rentenlehre in ihren Grundzügen schon jene erweiterte Anwendung zugewiesen, wie sie die neuere Nationalökonomie fast allgemein angenommen hat.

und er ist zu diesen Anschauungen durch eine richtige Beurtheilung der in Grund und Boden thätigen Productionsfactoren gekommen; aber er ist hier doch mehr nur bei der Aufstellung der Thesen stehen geblieben, ohne sie durch eine sorgsame, in das Wesen der Güterquellen tief eindringende Analyse zu stützen und zu beweisen. Aehnlich aber ist sein Versuch, die Malthus'sche Bevölkerungslehre durch den Nachweis eines gleichmäßig möglichen Wachsthums der Bevölkerungszahl und der Unterhaltungsmittel zu verbessern, so richtig die darin ausgesprochene Ansicht und der zu ihrer Verfechtung angedeutete Weg ist, doch auch mehr geeignet, von den gesunden Ideen als von der Kraft des Mannes zur Durchbildung einer wissenschaftlich haltbaren Lehre zu zeugen. Auch mit seiner Lehre vom Gelde, welche in dem Vorschlag der allgemeinen Einführung der Goldwährung gipfelt, nicht so fast eine Theorie des Geldes als eine Fülle praktischer Beobachtungen über den Geldgebrauch und praktische Winke über die Modalitäten des Währungswechsels enthält, hat er keine neue Bahn der Erkenntniß des Wesens und der Funktionen des Geldes gebrochen, wenn auch nicht verkannt werden darf, daß die theoretischen Ausführungen über Wesen und Zweck des Geldes, mit welchen er seine Schrift beginnt und über die staatswirthschaftliche Wirksamkeit des Metallgeldes, womit er sie schließt, zu dem besten gehören, was zu seiner Zeit über das Geld gelehrt worden ist; und auch in seiner Vertheidigung der Goldwährung hat er wieder das Richtige mehr getroffen, als streng erwiesen. Auch in seinen finanzwissenschaftlichen Schriften, in denen er die Einkommensteuer aus überwiegend praktischen, die Grundsteuer aus theoretischen Bedenken verwirft und letztere als ablösbare Reallast betrachtet wissen will, die volkswirthschaftlich schädlichen Regalien zu beseitigen, die einträglichen indirecten Steuern und Zölle aber zu pflegen empfiehlt, spiegelt sich wieder die gleiche Mischung der hervorragenden praktischen Beobachtung und scharfsinnigen Gedanken mit der Unsicherheit einer wissenschaftlich durchgebildeten Beweisführung, gewiß ein Hauptgrund, warum seine Ideen über die Unrichtigkeit der Grundsteuer, ja, wegen der unkontrolirbaren Ueberwälzungsvorgänge, aller directen Steuern vom Ertrag besonderer Vermögenstheile so wenig nachhaltig in der Finanzwissenschaft gewirkt haben, obschon sie unbestreitbar einem zutreffenden Urtheile über ihre volkswirthschaftliche Wirkung entsprungen sind. In Fragen der volkswirthschaftlichen Politik endlich war H. ebenso radical, wenn es sich um Beseitigung älterer corporativer Einrichtungen besonders der Zünfte handelte („der Corporationsgeist strebt ewig dem Gemeingeist entgegen"), wie er doch in Befürwortung der Gewerbefreiheit bedächtig die möglichen Gefahren vom Standpunkte der absolutistischen Wohlfahrtspolizei erwog. Die in einer späteren Schrift empfohlene Einführung freier gewerblicher Innungen, nachdem er doch in seiner Jugend so entschieden gegen die Zünfte aufgetreten war, ist nicht so fast als ein Umkehren, denn als Aeußerung des großen Unterschieds anzusehen, den eine absolute Regierung zwischen der Bedeutung althergebrachter festgeschlossener Korporationen und neuer von ihr selbst geschaffener oder gehaltener „freier" Vereinigungen gemacht hat. So zeigt das Bild, das wir von H. als Nationalökonomen haben, doch gleichfalls die Züge eines bedeutenden Mannes, der zur Klärung und Erweiterung der volkswirthschaftlichen Anschauungen vieles beigetragen hat, ohne doch auf irgend einem Gebiete der Wissenschaft bahnbrechend geworden zu sein. Daß er die Methode der Erforschung volkswirthschaftlicher Thatsachen und Vorgänge in seinen statistischen Arbeiten so wesentlich gefördert hat, wird ihm die Nachwelt gewiß nicht in letzter Reihe zum großen Verdienste anzurechnen immer Anlaß haben.

An selbständigen Schriften Hoffmann's sind hervorzuheben: „Uebersichten der Bodenfläche und der Bevölkerung des preußischen Staates", 1817; „Beiträge zur

Statistik des preußischen Staates", 1821; „Neueste Uebersicht der Bodenfläche, der Bevölkerung und des Viehstandes", 1833; „Die Lehre vom Gelde", 1838; „Die Bevölkerung des preußischen Staates nach den Ergebnissen der zu Ende des Jahres 1837 aufgenommenen Nachrichten in staatswirthschaftlicher ꝛc. Beziehung dargestellt", 1839; „Uebersicht der Geburten, neuen Ehen und Todesfälle in den Jahren 1816—1841, nach den für die Stadt Berlin aufgenommenen Tabellen", 1843; „Die Lehre von den Steuern", 1840; „Die Befugniß zum Gewerbebetriebe", 1841; „Das Verhältniß der Staatsgewalt zu den Vorstellungen ihrer Untergebenen", 1841; „Sammlung kleiner Schriften staatswirthschaftlichen Inhalts", 1843; „Nachlaß kleiner Schriften", 1846. Außerdem sind in dem „Preußischen Archiv", herausgegeben von der deutschen Gesellschaft in Königsberg 1789—91, in den Annalen des Königreichs Preußen von Schmalz und Baczko 1792—93, in der preußischen Staatszeitung seit 1828 und in der von dem Verein für Heilkunde herausgegebenen medicinischen Zeitschrift seit 183. viele Aufsätze von H. statistischen, staatswirthschaftlichen, auch technologischen Inhalts, meist mit H. gezeichnet; einzelnes auch in der historisch-politischen Zeitschrift von 1832 (Zollwesen), im allgemeinen Anzeiger der Deutschen 184. und in den „Zeitinteressen", 1842 (Münzwesen). Seit 1832 enthalten auch die Schriften der Berliner Akademie zahlreiche Beiträge von H., von denen die meisten in seine kleinen Schriften aufgenommen sind, die Abhandlung über die Wirkungen der asiatischen Cholera im preußischen Staate während des Jahres 1831 aber besonders herausgegeben wurde.

Sehr ausführliche Angaben über sein Wirken und alle seine Schriften und Aufsätze in R. Böckh, Die geschichtliche Entwickelung der amtlichen Statistik des preußischen Staates, 1863. Biographisches auch im Conversationslexikon der Gegenwart, 1839. Nowack, Schles. Schriftstellerlex. 6. Heft. Neuer Nekr. 1847. Roscher, Gesch. d. Nationalökonomik, S. 732—743.

Inama.

Hoffmann: Johann Josef Ignaz von H., Mathematiker, geb. am 17. März 1777 zu Mainz, gest. am 30. Januar 1866 zu Aschaffenburg. Er hatte in seiner Vaterstadt philosophische und juridische Studien bereits vollendet, als die Besitznahme durch die Franzosen erfolgte. Ungleich anderen Jünglingen seines Alters, welche den neuen Verhältnissen sich vielfach leicht und gern eingewöhnten, begab sich H. am 24. November 1800 nach Aschaffenburg, dem damaligen Zufluchtsort des kurmainzischen Hofes, dort wo möglich eine Lehrthätigkeit zu entwickeln, zu welcher er den entschiedenen Beruf fühlte. Seit 18.. wurde er Supplent, später Nachfolger des Physikus Jos. Bergmann, seit 18.. Professor der reinen und angewandten Mathematik an der Karls-Universität in Aschaffenburg. Von da an trat er nach und nach in engste Beziehung zu den verschiedenartigen Anstalten, welche in seiner neuen Heimath entstanden. An dem Forstlehrinstitute war er von 1807—1832 als Lehrer und Director betheiligt. Seit 1812 war er Director des philosophischen Lehrinstitutes, eines Hauptbestandtheiles der oben genannten Universität. Von 1818—1822 richtete er als Rector das großherzogliche Gymnasium nach neueren Grundsätzen ein. Am 3. Juli 1858 trat er nach 56jähriger Dienstzeit als Professor, geschmückt mit Titel und Orden in den Ruhestand. Das Hauptgewicht ist auf Hoffmann's Thätigkeit als Studiendirector zu legen, aber auch einige seiner Schriften haben bleibenden Werth für die freilich sehr elementaren Theile der Mathematik, welche sie betreffen. Eine Zusammenstellung von 32 Beweisen des pythagoräischen Lehrsatzes (Mainz 1809) wird geschätzt. Abhandlungen zur Parallelentheorie sind in Klügel's Mathematischem Wörterbuche Bd. III, S. 728 und S. 739 er-

wähnt. Hoffmann's Uebersetzung von Delambre's Abhandlung über die Arithmetik der Griechen ist ziemlich verbreitet.

Vgl. Nekrolog in Grunert's Archiv der Mathematik und Physik, Bd. XLIX, Literarischer Bericht Nr. CLXXXXVI, S. 1—4. Cantor.

Hoffmann: Johann H., Schauspieldirector und Sänger, geb. am 22. Mai 1802 (nach Andern 1805) zu Wien, gest. daselbst am 13. Septbr. 1865. Beamtensohn, schlug H. nach dem Besuch der Universität die Beamtencarrière ein und trat 1820 in städtische Dienste. 1826 verließ er sein Amt um einer Aufforderung des Hofoperndirectors L. Duport folgend, sich der Bühne zu widmen. Im Besitz einer schönen Stimme hatte er schon vorher Elsler's musikalischen Unterricht genossen, machte aber doch vor seinem ersten Auftreten, das am 28. November 1826 als Klausner in Caraffa's „Klausner am wüsten Berg“ auf dem k. k. Hofoperntheater erfolgte, Gesangsstudien bei Simoni, musikalische überhaupt bei Weigl, deklamatorische bei Anschütz und pantomimistische bei Reiberger. 1828 gastirte H. in Pesth und ging darauf im März nach Aachen, da die Wiener Hofoper aufgelöst worden war. Neben Tamino, Max, Othello, Cortez rc. gefiel besonders sein Licinius, der ihm eine Empfehlung der Milder-Hauptmann und dadurch einen Ruf nach Berlin verschaffte. Hier gehörte er der Hofoper von 1829 bis 1835 an und gastirte während dieser Zeit auch in Wien, Hamburg, Prag und Aachen. 1835 an die deutsche Oper nach Petersburg berufen, übernahm H. daselbst 1836 auch die Regie, 1838 verließ er Petersburg, wandte sich nach Riga zu Holtei, der ihm im Februar 1839 interimistisch die Direction übertrug, die H. im September 1839 auf eigene Rechnung übernahm und bis zum Jahre 1844 fortführte. Jetzt kehrte H. nach Deutschland zurück, gastirte an verschiedenen Orten und leitete von 1847 das Prager und von 1852 an mit L. Meck das Frankfurter Theater. 1855 kehrte H. in seine Vaterstadt zurück, erwarb dort das privilegirte Theater in der Josephstadt und erbaute 1856 das Thaliatheater hinter der Lerchenfelder Linie. Nicht vom Glück bei diesen letzten Unternehmungen begünstigt, verlor er dabei sein Vermögen. H. war im Uebrigen ein gewandter Director und ein ganz vortrefflicher, brauchbarer Tenorist. Besonders wird sein Vortrag Schubert'scher Lieder gerühmt. — Seit dem 30. Jan. 1830 war H. mit der tüchtigen Sängerin Katharina Krainz, gen. Greis vermählt, die geboren am 24. Februar 1809 zu Graz, erst im Theaterchor daselbst sang, dann von Cicimara ausgebildet, am 17. November 1826 mit der Titelrolle von Herold's „Marie oder verborgene Liebe“ in Wien debütirte. 1828 in Aachen engagirt, kam sie 1829 an das Königstädtische Theater in Berlin und nach ihrer Verheirathung mit H., dem sie in der Folge sowohl zu Gastspielen wie in Engagements folgte, 1830 an die Berliner Hofoper. Sie starb am 4. Decbr. 1857 zu Frankfurt a. M. In Prag vermählte sich H. zum zweiten Male mit der Schauspielerin Marie Baumeister, die gegenwärtig der Bühne fern lebt.

Joseph Kürschner.

Hoffmann: Joseph H., Maler, geb. am 28. October 1764 zu Köln, gest. daselbst am 6. März 1812, Sohn des Malers Joh. Valent. H. aus Mainz, der bei der Kölner Malerzunft das Meisterrecht erlangt hatte und sich frühzeitig der Beihülfe seines Sohnes, an dem er gute Anlagen zum Künstler wahrnahm, bediente. Ziemlich spät erst schickte der Vater denselben zur höheren Ausbildung auf die Düsseldorfer Malerakademie, wo er 2 Jahre unter der Leitung des Directors Krahe und des Professors Langer zubrachte und sich hauptsächlich auf das Decorationsfach verlegte, worin er einen der jährlich ausgestellten Preise errang. Aber erst nach seiner Rückkehr trat in Köln sein Talent entschieden hervor. Vor allem suchte er jetzt seinen Geist mit gründlichen, den künstlerischen Geschmack bildenden Kenntnissen zu bereichern; Mythologie, Dichtkunst und Ge-

schichte waren die Quellen, woraus er schöpfte. In der Zeichnung bemühte er sich um strenge Schönheit der Formen und suchte sich eine zweckmäßige Anordnung in historischen Darstellungen anzueignen. In dieser Gattung zeigte er sich zuerst in den Jahren 1793—1794 durch die Plafondmalereien im Chor der ehemaligen Abtei-, nunmehrigen Pfarrkirche St. Martin vor dem Publikum. Wohlthätig wirkte auf die Läuterung seines Geschmacks auch eine Reise nach Paris, die er 1797 ausführte. Im J. 1800 begann sein Ruhm sich weithin auszubreiten, nachdem er als Mitbewerber um die von Goethe in Weimar ausgesetzten Preise aufgetreten war. Aus den beiden zur Wahl überlassenen Gegenständen wählte er die Tödtung des Königs Rhesus und seiner Gefährten und den Raub seiner Rosse durch Ulysses und Diomedes. Er und Professor August Nahl in Cassel, der sich für die andere Aufgabe entschieden hatte, theilten den Preis, indem Beider Leistungen als ausgezeichnet anerkannt wurden. Die ersten Künstler Deutschlands waren an dem Wettkampfe betheiligt gewesen. Bei der Preisausstellung von 1801 fiel Hoffmann's Wahl auf die Darstellung, wie Achill am Hofe des Königs Lykomedes, in Weiberkleider versteckt, von Ulysses und Diomedes erkannt wird. 23 Künstler erschienen als Bewerber um den Sieg — H. und Nahl hatten abermals den Preis zu theilen. Goethe (Jen. Lit. Zeitg., 1802) schildert die Arbeit Hoffmann's als ein Meisterwerk sowohl hinsichtlich der Composition wie des Ausdrucks und des effectvollen Helldunkels. Für 1804 lautete die Aufgabe: Das Menschengeschlecht vom Elemente des Wassers bedrängt. Keine der Einsendungen erhielt den Preis, aber Hoffmann's Darstellung einer Ueberschwemmung fand eine auszeichnende Erwähnung. 1805 war es den Concurrenten um den Preis freigestellt, eine der sogenannten 12 Thaten des Herkules zu verbildlichen. H. blieb unter 16 der einzige Sieger und empfing den Preis von 60 Ducaten. Er hatte Herkules, wie er die Ställe des Augias reinigt, gewählt — ohne Zweifel eine der schwierigsten Aufgaben, wenn sie mit Würde aufgefaßt werden soll. Goethe urtheilte, daß diese Leistung Hoffmann's selbst Rubens würde Ehre gemacht haben, und auf seine Empfehlung erhielt H. den Auftrag, in einem der Säle des Weimarer Schlosses ein Plafondgemälde auszuführen: die von tanzenden Nymphen und ihrem Jagdgefolge umgebene Diana. Die in Oel gemalte Skizze dazu besitzt das städtische Museum zu Köln. Auch als Mensch besaß H. die trefflichsten Eigenschaften und sein Tod erregte die allgemeine Theilnahme in seiner Vaterstadt. Wallraf hielt bei der Leichenbestattung eine Rede voll Kraft und Gefühl über den Werth des Verstorbenen und ehrte ihn durch ein sinnvolles Gedicht. Unbillig wäre es, hier nicht des großen Verdienstes zu erwähnen, welches sich der edle Wallraf um H. erworben hat. Sein dichterischer, vielseitig reichbewanderter Geist wirkte mächtig anregend und nährend auf den jüngern Künstler, und namentlich mag zu dem sieghaften Erscheinen Hoffmann's bei den Weimarischen Preisbewerbungen Wallraf's Einfluß nicht unwesentlich beigetragen haben. Einiges ist nach H. in Kupfer gestochen worden, darunter 8 Blättchen zu Wallraf's Biographie der Agrippina, der Gründerin Köln's. Auch lieferte er die Zeichnung für ein Blatt zu dem Boisserée'schen Prachtwerke über den Kölner Dom.

Mercure du Département de la Roër, 1812. Merlo, Nachrichten von Köln. Künstlern. J. J. Merlo.

Hoffmann: Karl Friedrich Vollrath H., geographischer Schriftsteller und Kartenzeichner. Geboren am 15. Juni 1796 zu Stargard, gest. am 20. August 1842 zu Stuttgart. Nach Besuch der Schulen seiner Vaterstadt bezog H. die Universität Berlin, folgte dann einem Rufe Fellenberg's nach Hofwyl und einem solchen Cotta's nach Stuttgart, wo er an die Spitze eines geographischen Institutes trat, mit welchem er nach München übersiedelte. 1829 habilitirte er sich an der Universität München, gab aber diese Stelle wieder auf, um nach

Stuttgart zurückzukehren, wo er bis zu seinem Tode einer regen schriftstellerischen Thätigkeit lebte. Seine Hauptwerke sind: „Die Erde und ihre Bewohner", 1825; „Deutschland und seine Bewohner", 1833; „Das Vaterland der Deutschen", 1839; „Hertha: Hand- und Hausbuch der Länder-, Völker- und Staatenkunde", 1840; „Die Völker der Erde", 1840; außerdem mehrere Schulatlanten und Einzelkarten, auf welchen er eine von der Lehmann'schen etwas abweichende Zeichnung der Hochgebirge durchführte. H. gehört zu den verdienstvollen Popularisirern der Erdkunde, denen diese Wissenschaft nicht zum geringsten Theile die Ausbreitung dankt, welche sie seit Beginn dieses Jahrhunderts in Schule und Haus gefunden. Er ging von der Anschauung aus: „der todte Zahlen- und Namenkram nützt nichts. Namen sind leere Worte, wenn sich nichts an sie knüpft, und Zahlen erhalten nur durch Zusammenstellung Bedeutung und Sinn. Anschauungswissenschaft ist die Erdkunde". Er gehört nicht zu den Anhängern Ritters, dessen „große Ideen nicht für die Schule passen", sondern suchte mehr durch anschauliche, lebhafte Darstellung als durch gedankliche Vertiefung zu wirken. Manchen guten Gedanken wirft er abgerissen hin. Er war eine energisch-thätige Pädagogennatur mit polemischem Zug, keine Forschernatur. Ratzel.

Hoffmann: Karl August Julius H., geb. zu Clausthal am Harze am 30. November 1812, † am 24. März 1869 am Schlagflusse als Director des Johanneum (Gymnasium und Realschule) zu Lüneburg, war einer der tüchtigsten und einflußreichsten Schulmänner des früheren Königreichs Hannover. Gebildet auf dem Gymnasium zu Clausthal, studirte er seit 1829 Philologie in Göttingen unter Otfried Müller, Dahlmann und Jacob Grimm und wirkte von 1833 bis Ende 1848 als Gymnasiallehrer in Celle, seit Januar 1849 bis zu seinem Tode als Director in Lüneburg. Den hohen Ruf dieser Anstalt, den Hage und Schmalfuß geschaffen, hat H. in vollem Maße aufrecht erhalten. Der Unterricht im Deutschen und in der Geschichte gaben ihm wesentlich die bedeutende erzieherische Gewalt über seine Schüler. Als das Oberschulcollegium 1848 die für die Entwickelung des Schulwesens so bedeutend gewordene Lehrerconferenz nach Hannover berief, hat H. dieser schon in der freien Vorversammlung, die ihn zu ihrem Vorsitzenden wählte, die bestimmende Richtung gegeben. Er designirte Schmalfuß zum Präsidenten und dadurch zum Schulrath, während er selbst zum zweiten Präsidenten der Versammlung gewählt wurde. Seinem Einflusse mit erlag das von den osnabrückischen und ostfriesischen Schulen angestrebte sogenannte Gesammtgymnasium. Er vorzugsweise betrieb die Vereinfachung der deutschen Orthographie, wenn auch mehr der historischen als der phonetischen Richtung anhängend; und er war der Hauptarbeiter in der vom Oberschulcolleg berufenen Commission zur Aufstellung orthographischer Regeln und eines dazu gehörenden Wörterverzeichnisses für die hannoverschen Schulen, eine Unternehmung, welche erst in neuester Zeit weitere Folgen haben sollte. Seine treffliche neuhochdeutsche Elementargrammatik hat viele Auflagen erlebt; ebenfalls für Schulzwecke ist der „Abriß der Logik" und die „Rhetorik" geschrieben; seine ältere neuhochdeutsche Schulgrammatik hat er selbst durch die jüngere vorgenannte Arbeit verdrängt. Hoffmann's peinlich genauen Homer-Forschungen gehören zu den tüchtigsten und sichersten Leistungen auf diesem Gebiete; seine gediegenen Schulreden sind in zwei Sammlungen erschienen.

Alb. Schuster in Ztschr. f. d. Gymn.-Wesen 1869, S. 411 ff. Krause.

Hoffmann: Karl Ernst Emil H., als jüngster Sohn des E. E. H. (s. o.) zu Darmstadt geboren, studirte Anfangs in Gießen und Jena Naturwissenschaften und absolvirte im Januar 1850 die Staatsprüfung als Apotheker. Da ihm indessen dieser ursprünglich erwählte Beruf nicht genügte, so besuchte er das Gymnasium zu Darmstadt, studirte dann in Gießen und Würzburg Medicin,

ließ sich, nachdem er 1856 die medicinische Staatsprüfung bestanden, in Gießen als praktischer Arzt nieder, habilitirte sich aber zugleich und wurde Prosector, erst in Gießen, hernach in Basel, an welchem letzterem Orte ihm 1872 die ordentliche Professur der Anatomie und Entwickelungsgeschichte übertragen ward. In dieser Stellung verblieb er, nebenbei noch mit dem Präsidium der medicinischen Gesellschaft und mit der Stelle eines Universitäts-Archivars betraut, bis zu seinem Tode, der ihn am 15. December 1877 ganz plötzlich (am Sectionstisch) ereilte. Hoffmann's Untersuchungen bewegten sich namentlich auf dem Gebiete der Physiologie, vergleichenden Anatomie und pathologischen Anatomie, — dem auch seine bedeutenderen Schriften („Grundriß der Anatomie des Menschen", 1865; „Lage der Eingeweide", 1863, 2. Aufl. 1872; „Pathologisch-anatomische Veränderungen beim Abdominaltyphus", 1867; „Lehrbuch der Anatomie des Menschen", 1870 bis 1872, 2. Aufl. 1878) angehören. — H. war ein Mann von ungemeiner Thatkraft und praktischer Geschicklichkeit, rastlos arbeitend, ein Deutscher durch und durch und dabei seinem neuen schweizerischen Heimathlande mit größter Treue ergeben. Seine Fakultätscollegen und seine zahlreichen Zuhörer erkennen es rühmend an, daß durch ihn das pathologisch-anatomische Studium in Basel auf eine vordem noch nie erreichte Höhe gebracht worden ist. Heppe.

Hoffmann: August Heinrich H. von Fallersleben wurde am 2. April 1798 zu Fallersleben an der Südostgrenze des Kurfürstenthums Hannover geboren. Seine Kinderjahre waren meist heiter, obwol die aufregenden Wirrnisse der Zeit gerade ihm nicht verborgen und nicht ohne nachhaltige Eindrücke auf ihn blieben. Sein Vater, der Kaufmann und Bürgermeister Heinrich Wilhelm H., war, obgleich deutsch gesinnt, doch wegen seiner strengen Redlichkeit auch von den Feinden geachtet und wurde am 1. October 1810 bei Bildung des Königreichs Westphalen zum canton-maire ernannt. Den ersten Unterricht genoß H. in der Bürgerschule zu Fallersleben; am 7. April 1812 kam er in das Gymnasium nach Helmstedt und blieb dort, fleißigem und erfolgreichem Studium hingegeben, das jedoch 1813 durch einen sechsmonatlichen Aufenthalt im Elternhaus unterbrochen wurde, bis zum 19. April 1814. Wenige Tage darnach (am 25. April) wurde er in die erste Classe des Catharineums zu Braunschweig aufgenommen. Schon in Helmstedt hatte sich poetisches Streben in dem Knaben gerührt; mit der fleißigen Lectüre der deutschen Dichter verbanden sich eigne Versuche in der Poesie, welche durch die mißgünstige Aufnahme einzelner Lehrer eher gemehrt wurden. Jetzt führte die patriotische Bewegung der Freiheitskriege zur Lectüre Körner's und zum vaterländischen Dichten; daneben erwachte, als nach der Niederlage Napoleons die früheren, vielfach verrotteten Zustände wieder eindrangen, die Neigung zur Satire. Vier „deutsche Lieder" wurden im Mai 1815 zu Braunschweig gedruckt. Mehrere Gelegenheitsgedichte folgten; massenhafte poetische Versuche, bei denen verschiedene Muster, namentlich Kosegarten, vorschwebten, blieben unveröffentlicht. Im Frühling 1816 verließ H. Braunschweig und bezog die Universität Göttingen, wo er am 29. April immatriculirt wurde. Nach dem Wunsche seines Vaters hatte er das Studium der Theologie erwählt, wenn er auch, eben jetzt aus seiner bisherigen „leichtsinnartigen Unbekümmertheit" zum Bewußtsein erwachend, sich selbst bekennen mußte, daß ihm jede Neigung für diesen Beruf fehle. Sein eigner Sinn trieb ihn vielmehr zur Philologie. Ein Besuch bei seinem Oheim und Pathen, dem Pastor Heinrich August Hoffmann zu Mühlhausen im Waldeckischen (im September und October 1816) bestärkte ihn in diesem Hange, der Vater willigte in die Aenderung des Studienplanes und mit neuem Eifer gab sich H. seit dem Wintersemester 1816/17 den philologischen und litterarhistorischen Disciplinen hin. Größere Ausflüge während der Ferien, der Erholung und der wissenschaftlichen Forschung gleichmäßig dienend

„Buches der Liebe" macht sich eher ein kunstvolles Schaffen geltend, worauf auch der Reichthum an Bildern und Gleichnissen deutet; in den übrigen, heiterer angelegten Gedichten, den originellen Trinkliedern, Soldaten- und Landsknechtsgesängen und den seit 1827 in verschiedenen Sammlungen herausgegebenen anmuthigen Kinderliedern, waltet das volksmäßige Element vor; diese Lieder sind für den Gesang gedichtet und zum Theil mit großem Geschick, wie sich einige denn auch bis jetzt im Volksmund erhalten haben. Mit dem kunstmäßigen Charakter der Spruchdichtung verbindet sich das volksthümliche Element in der gesellschaftlichen Poesie Hoffmann's, die harmlos-witzig oder mit satirischen Ausfällen gegen politisches und sociales Philisterthum bald in plauderhafter Breite, Rückert's Reimspiele und Reimprosa nachahmend, bald in epigrammatisch kürzerer Form im Anschluß an Goethe's zahme Xenien bei jedem Anlaß üppig wuchernd aufschoß. Ebenso überreich begegnen die in den Sitzungen der „zwecklosen Gesellschaft" vorgetragenen Sprüche in Prosa, welche mit ihrer Fülle von Bildern und Gleichnissen, hier und da auch mit ihren gekünstelten Wortspielen und ihrem ganzen Haschen nach Geistreichthum an Jean Paul's Sprüche erinnern. Mannichfache gelehrte Arbeiten gingen neben diesen „poetischen Spielereien" einher. Verschiedene Recensionen und sonstige Beiträge lieferte H. zu deutschen und holländischen Zeitschriften; in zahlreichen Publicationen theilte er das auf seinen Reisen Gesammelte kritisch mit. So erschienen 1826 „Althochdeutsche Glossen, erste Sammlung" mit einer einleitenden Uebersicht der dem Herausgeber bekannten althochdeutschen und altsächsischen Glossen, 1827 „Williram's Uebersetzung und Auslegung des hohen Liedes in doppelten Texten aus der Breslauer und Leydener Handschrift", mit vollständigem Wörterbuch, 1834 „Reineke Vos nach der Lübecker Ausgabe vom Jahr 1498, mit Einleitung, Glossar und Anmerkungen" (1852 wieder aufgelegt), ebenso 1834 „Merigarto", ferner eine neue Sammlung mittelhochdeutscher Glossen aus der Wiener Bibliothek („Sumerlaten") und die mit Dr. Stephan Endlicher in Wien gemeinsam besorgte Ausgabe der „Fragmenta Theotisca", 1837 „Elnonensia" (Gesang auf die heilige Eulalia und Ludwigslied) u. a. Auch in den größeren Sammelwerken, die H. in jenen Jahren allein oder mit litterarischen Freunden verbündet unternahm, hatte er es zuerst auf möglichst sorgfältige Herausgabe unbekannter mittelalterlicher Texte, oft nur auf genauen Abdruck neu entdeckter Handschriften mit litterarhistorischer Einleitung, Noten und Wörterbuch abgesehen. In diesem Sinn sammelte er in den beiden Theilen seiner „Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Litteratur" (Breslau 1830 und 1837) die Früchte seines eifrigen Suchens namentlich in den österreichischen Bibliotheken, seiner gemeinschaftlichen Bemühungen mit Wilh. Wackernagel um Anfertigung eines Glossars für das 12.—14. Jahrhundert. Kleinere poetische und prosaische Denkmäler der mittelalterlichen Litteratur wurden in den mit Moriz Haupt zugleich herausgegebenen „altdeutschen Blättern" (2 Bde. in je 4 Heften, Leipzig 1835—40) abgedruckt. Noch verdienter machte sich H. durch die viele Jahre erfordernde Herausgabe der „Horae Belgicae" (12 Theile; Breslau, später Leipzig, dann Göttingen, endlich Hannover 1830—1862; Theil 1, 2 und 7 später bedeutend vermehrt und völlig umgearbeitet). Hier erschloß er die in früher Jugend ihm lieb gewordene altniederländische Sprache und Litteratur für die wissenschaftliche Arbeit und den künstlerischen Genuß, in Deutschland von keinem Gelehrten in diesen Studien erreicht, aber auch für die Holländer überall der Begründer derselben. Aus Handschriften und überaus seltenen Drucken theilte er bald mit, bald ohne kritische Anmerkungen und Wörterbuch bedeutsame Denkmäler aller Gattungen der altniederländischen Poesie mit, epische Stücke, dramatische Spiele, Sprichwörter, Uebersetzungen und Paraphrasen der Bibel, namentlich geistliche und weltliche Volkslieder. Die

innigste und kräftigste Theilnahme brachte er der durch die Kunstdichtung verdrängten und von den Holländern selbst verachteten Volkspoesie entgegen. So ganz gab er sich ihrem Einfluß hin, daß er selbst (seit 1821) eine ziemliche Anzahl altniederländischer Gedichte, „Loverkens“, verfaßte, fast durchweg Liebeslieder, bald heiter, bald schwermüthig, stets aber innig und zum Herzen sprechend, wahre Poesie, im Ton der schönsten alten Volkslieder gehalten, ähnlichen Charakters die lustigen, nie aber ins Bänkelsängerische ausartenden Trinklieder. Eingeleitet wurde die ganze Sammlung der „Horae Belgicae“ durch die dreimal (zuletzt 1857) überarbeitete und vermehrte Uebersicht der mittelniederländischen Dichtung, anfänglich chronologisch, später nach den Dichtungsarten und alphabetisch geordnet, zuerst von ausführlicheren Notizen über den Dichter und die Entstehung der einzelnen Werke begleitet, 1857, nachdem unter Anderem besonders Jonckbloet's Geschichte der mittelniederländischen Dichtkunst erschienen war, fast nur mit bibliographischen, in dieser Hinsicht aber erschöpfenden Bemerkungen versehen. Während H. so die Liebe zur altholländischen Poesie mit glücklichem Eifer neu zu erwecken suchte, lag ihm, dem Breslauer Bibliothekar, zugleich daran, in der nächsten Nähe den Sinn für einheimische Geschichte, Cultur und Litteratur nach Kräften anzuregen. So gründete er 1829 die „Monatschrift von und für Schlesien“, deren erster und einziger Jahrgang nicht nur zahlreiche Beiträge zur Kenntniß der schlesischen Litteratur und Mundart, sondern auch zur politischen, zur Kunst- und Culturgeschichte Schlesiens aus der Feder des für seine Mühe schlecht belohnten Herausgebers brachte. Doch behielten die litterarhistorischen Arbeiten immer das Uebergewicht. Theilweise dienten sie dem ausgesprochenen Zweck, als Leitfaden bei den Vorlesungen benutzt zu werden, so die treffliche, 1831 gedruckte Skizze „Handschriftenkunde für Deutschland“ und das dem geheimen Rath Schulze gewidmete Werk „Die deutsche Philologie im Grundriß“ (Breslau 1836), wie es H. bezeichnet, „ein bibliographischer Umriß“ des gesammten germanistischen Studiums, ein halb stofflich, halb chronologisch, freilich nicht immer übersichtlich geordnetes Verzeichniß aller Sammelwerke und Schriften zur deutschen Litteratur und Sprache, damals eine höchst verdienstliche Leistung, noch jetzt ein wohl zu brauchendes Buch. Mit den Studien über schlesische Geschichte und Kunst hingen aufs engste die Biographien schlesischer Dichter des 16., 17. und 18. Jahrhunderts zusammen (Martin Opitz bis zu seinem 22. Jahr, Joh. Chrn. Günther, Daniel Stoppe, Barthol. Ringwaldt, Benjamin Schmolck u. a., 1844 im zweiten Bändchen der „Spenden zur deutschen Litteraturgeschichte“ — das erste enthielt Aphorismen und Sprichwörter aus dem 16. und 17. Jahrhundert, meist politischen Inhalts — gesammelt). Die Mehrzahl dieser gründlichen, durch umfangreiche Beispiele aus den Werken illustrirten Biographien behandelte Vertreter der durch Luther angeregten geistlichen Liederdichtung. Gleichzeitig (Breslau 1832) gab H. nun auch seine nach einer Vorlesung im Sommersemester 1830 ausgearbeitete „Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit“ heraus, einen auf sorgfältiges Studium der vielfach zerstreuten und entlegenen Quellen gegründeten, übersichtlich geordneten und klar geschriebenen Nachweis der ältesten Entwicklung des deutschen Kirchengesanges aus dem lateinischen Gottesdienst unter dem Einfluß der mittelalterlichen Kunstpoesie, namentlich aber des wieder erwachenden Volksgesanges und des tieferen und strengeren religiösen Sinnes, der in der allgemeinen Trübsal des 14. Jahrhunderts hervorbrach. Vollständig umgearbeitet erschien das Buch zu Hannover 1854 in zweiter Auflage. Die schon der ersten Ausgabe eingefügten Beispiele von alten Liedern, aus noch unbenützten Handschriften oder seltenen Drucken genommen, wurden jetzt um mehr als das Dreifache vermehrt und mit ausgiebigen bibliographischen Nachweisen versehen, der Text überall auf Grund

neuerer Forschungen erweitert, bereichert und gebessert, so daß das Werk in seiner neuen Gestalt eine gründliche und erschöpfende Geschichte des deutschen vorlutherischen Kirchenliedes darbot, einen höchst bedeutenden Beitrag nicht blos zur Litterarhistorie, sondern zur Culturgeschichte Deutschlands überhaupt.

Eine größere Reise nach Oesterreich, der Schweiz und Frankreich im Frühling und Sommer 1839 lenkte Hoffmann's Aufmerksamkeit mehr als bisher auf das politische Leben. Eine Reihe von Gedichten entstand, die sich rücksichtslos gegen die verrotteten Zustände im Staat und in der Gesellschaft aussprachen, revolutionär gegen Fürsten und Adel gerichtet, ohne deshalb aber demagogisch zu sein. Unter dem täuschenden Namen „Unpolitische Lieder" sandte sie H. 1840 aus dem Hamburger Verlag von Hoffmann & Campe in die Welt, sieben Sitzungen mit je 20 Gedichten und eine „vertrauliche Sitzung" als Anhang. Auf der Rückkehr von einer Reise nach Helgoland schloß er (am 26. September 1840) in Hamburg mit dem Verleger den Vertrag über eine sofort zu druckende zweite Auflage der „Unpolitischen Lieder" und über einen zweiten, bereits wacker vorbereiteten Theil derselben, der im folgenden Sommer erschien, gleichfalls in sieben Gruppen von je 22 Liedern gegliedert, mit einem Anhang. Die revolutionäre Tendenz trat hier noch deutlicher als bei dem ersten Theil zu Tage. Dem preußischen Cultusministerium, an dessen Spitze statt Altensteins seit 1840 Eichhorn stand, erschienen diese Gedichte staatsgefährlich; es verbot in Preußen den gesammten Verlag Campe's und leitete gegen H. gerichtliche Untersuchung ein, welche am 9. April 1842 seine Suspension vom Amte und am 20. December seine Entlassung ohne Gehalt zur Folge hatte. Am 25. Februar 1843 schied er aus Breslau. Hatte das Reisen schon bisher einen unwiderstehlichen Reiz auf H. ausgeübt, so sah sich der Heimathlose, dem wenigstens in Hannover und zeitweise auch in einigen Orten Preußens der Aufenthalt polizeilich verwehrt wurde, jetzt auch durch die äußeren Verhältnisse zu einem wechselvollen Wanderleben durch das ganze westliche und nördliche Deutschland veranlaßt. Am längsten und öftesten verweilte der durch zahllose Ovationen von den politischen Freunden gefeierte Dichter in Mecklenburg, wo er 1845 das Heimathsrecht auf dem Gut Buchholz in Schwerin erhielt, und am Rhein. Die Jahre dieses Wanderns gehören fast ganz der politischen Poesie. Zwar lieferte H. noch manche wissenschaftlichen Beiträge, namentlich zu den „Horae Belgicae" und zu Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum; 1842 gab er zusammen mit Ernst Richter „Schlesische Volkslieder mit Melodien", 1843 „Politische Gedichte aus der deutschen Vorzeit", 1844 „Die deutschen Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts" (1860 wieder aufgelegt) heraus; hauptsächlich wirkte er aber durch verschiedene Sammlungen volksmäßiger Zeitgedichte, die, alle mit revolutionärer Tendenz, meist in dem von Julius Fröbel geleiteten litterarischen Comptoir in Zürich und Winterthur rasch hinter einander erschienen und großentheils bald mehrere Auflagen erlebten: 1843 „Deutsche Lieder aus der Schweiz" und „Deutsche Gassenlieder", 1844 „Deutsche Salonlieder" und „Maitrank", 1845 „Hoffmann'sche Tropfen" und „Diavolini", 1847 „Schwefeläther". Während die Zeit unaufhaltsam fortschritt, tragen alle diese Gedichte noch den gleichen Charakter wie die „Unpolitischen Lieder". Es sind volksmäßige Lieder, für den Gesang geschrieben und ohne die Melodie, die schon durch ihren scheinbaren Contrast zu dem Text epigrammatisch wirkt, oft formal höchst unbedeutend, trocken, nüchtern, alltäglich-niedrig in Sprache und Ausdruck, theils vortrefflich volksthümlich gerathen, theils zum Bänkelsängerton herabgesunken, trotz des auch ihnen eigenen epigrammatischen Schlußrefrains mit Herwegh's formvollendeten „Gedichten eines Lebendigen" dem poetischen Werthe nach nicht zu vergleichen. Dagegen waren in ihnen zuerst, bereits drei Jahre vor Herwegh's Auftreten, die

politischen und socialen Zustände der Gegenwart mit ihren vielen veralteten und drückenden Einrichtungen einer bald schalkhaft-witzigen, bald scharf einschneidenden satirischen Besprechung unterzogen, nicht im großen Stil, wie es Herwegh hernach unternahm, sondern mehr nach ihrem Zusammenhang mit dem gemeinen Leben. Unerquickliche Prosa tönt oft genug aus allen diesen Liedersammlungen, nicht zum wenigsten aus den „Diavolini“, die ihren Ursprung einer im Herbst 1844 unternommenen Reise nach Italien verdankten. Während H. in den auf der Reise nach Frankreich (1839) entstandenen Gedichten seiner Sehnsucht nach dem Vaterland einen wahren und innigen lyrischen Ausdruck zu verleihen gewußt hatte, führte ihn jetzt der beständige parteiische Vergleich deutscher und italienischer Zustände zu kleinsinnig nergelnden Spottversen über das „Land der Esel“; dem poetischen Zauber italienischer Natur und Kunst vermochte er sich nicht hinzugeben vor Widerwillen gegen die socialen Verhältnisse und gegen die übertriebene Bewunderung alles Römischen durch kritiklose Ausländer, zu denen er freilich auch Goethe zu rechnen sich nicht scheute.

Indessen begann es im politischen Leben Frankreichs und Deutschlands immer heftiger zu gähren. H. schürte auch durch prosaische Schriften die Bewegung. 1847 veröffentlichte er Auszüge aus Kant's Werken: „Immanuel Kant über die religiösen und politischen Fragen der Gegenwart“; im Anfange des verhängnißvollen Jahres 1848 erschien, von der gleichen Tendenz politischer Opposition durchdrungen, seine Biographie Adam v. Itzstein's im fünften Bande des von Eduard Duller herausgegebenen Sammelwerkes „Die Männer des Volks dargestellt von Freunden des Volks“. Als die Revolution im März 1848 in Deutschland losbrach, betheiligte sich H. wenig an derselben, fast nur, indem er „Die zwanzig Forderungen des mecklenburgischen Volkes“ abfaßte. Auf die Nachricht von dem preußischen Amnestieerlaß vom 20. März kam er sogleich (am 15. April) um Wiedereinsetzung in seine Professur ein. Nachdem er das Gesuch am 6. September wiederholt hatte, wurde ihm am 20. October 1848 ein Wartegeld von 375 Thalern zugesichert. Gleichwol aus Berlin ausgewiesen, ließ sich H., der sich eben (am 28. October 1849) zu Braunschweig mit seiner Nichte Ida zum Berge (geb. am 11. April 1831 zu Bothfeld bei Hannover) verheirathet hatte, dauernd am Rhein nieder, zuerst (seit dem 30. Novbr. 1849) in Bingerbrück, dann (30. April 1851 — 22. April 1854) in Neuwied. Hoffmann's politische Dichtung erstarb allmählich in diesen Jahren der Reaction, über die er sich 1849 namentlich in drei Dutzenden von „Zeitliedern“ und in den „Spitzkugeln, Zeitdistichen“ klagend und spottend aussprach. Erst nach einem vollen Jahrzehnt gab er wieder „zeitgemäße Lieder“, doch ohne erhebliche Wirkung, heraus: „Deutschland über alles“ (1859), „Schleswig-Holstein“ (1864) ꝛc. Jetzt widmete er die ersten Jahre des glücklichsten Familienlebens, das freilich durch den baldigen Tod eines Töchterleins herb gestört wurde, wieder der reinen Lyrik und der wissenschaftlichen Arbeit. So erschienen 1851 „Liebeslieder“, „Rheinleben“, „Heimathklänge“ und „Soldatenleben“, unter letzterem Titel ein zweites Liederbuch 1852. Kinderlieder hatte fast jedes Jahr gebracht, namentlich 1848 („37 Lieder für das junge Deutschland“, „100 Schullieder“); eine neue Sammlung („Die Kinderwelt in Liedern“) erschien 1853, 1855 folgte „Kinderleben“, 1859 „Fränzchens Lieder“, 1860 „Die vier Jahreszeiten“, 1868 und 65 frische Sammlungen, endlich 1873 „Alte und neue Kinderlieder“. Eine vollständige Ausgabe sämmtlicher Kinderlieder besorgte nach Hoffmann's Tode 1877 Dr. Lionel v. Donop. Eine Fülle meist harmloser Witze und humoristischer Anecdoten vereinigte H. 1850 in dem „Parlament zu Schnappel“ einer dialogisirten Darstellung der alltäglichen Zusammenkünfte einer heiteren Abendgesellschaft. In den ersten Monaten 1852 dichtete er die erst 1868 ge-

ruckten Opern „In beiden Welten“ und „Der Graf im Pfluge“, dramatisch nbedeutend mit leicht geschürzter Handlung, aber in einer edlen und anmuthigen Form dargestellt, reich an bunt wechselnden äußeren Bildern und an den verschiedenartigsten Gesängen für den (nie gefundenen) Componisten. Schon 1843 atte H. durch sein „Breslauer Namensbüchlein“ die Specialforschung über deutsche Familiennamen zu fördern gesucht, indem er die Namen der Einwohner einer Stadt nach ihrer Bedeutung ordnete und sprachlich erläuterte; dieselben Grundätze leiteten ihn 1852 bei der Herausgabe eines „Hannoverschen Namensbüchleins“, em er 1863 eines für Cassel und 1867 für Braunschweig folgen ließ. Mehr och als diese Arbeiten führte ihn die neue Auflage des „Reineke Vos“ (1852) nd die Herausgabe des Schauspiels „Theophilus“ (1853) und seiner zwei Fortetzungen (1854) auf das niederdeutsche Sprachgebiet. Die Vorstudien zur zweiten Auflage der „Geschichte des deutschen Kirchenliedes“ (1854) gaben Anlaß zu der Herausgabe des ältesten katholischen Gesangbuchs aus dem J. 1537 von Michael Vehe (1853) und zu einer nunmehr von der Geschichte des Kirchenliedes losgetrennten und bedeutend erweiterten selbständigen Abhandlung über die lateinisch-deutsche Mischpoesie („In dulci iubilo, nun singet und seid froh“ 1854), während gleichzeitig die niederländischen geistlichen Lieder des 15. Jahrhunderts in den „Horae Belgicae“ (1854) erschienen. Neu angeregt wurde diese wissenschaftliche, namentlich die litterarhistorische Thätigkeit Hoffmann's, als er (im Mai 1854) nach Weimar übersiedelte, um dort mit Unterstützung des Großherzogs zusammen mit Oscar Schade das „Weimarische Jahrbuch für deutsche Sprache, Litteratur und Kunst“ zu begründen (6 Bde., Hannover 1854—57). Zahlreiche Aufsätze über deutsche Sprache und Litteratur spendete H. zu diesem Werk, in denen er viel handschriftliches, oft aber auch nur an entlegenen Orten gedrucktes Material veröffentlichte, schätzenswerthe Arbeiten zur Lexikographie (über das Rothwälsch) und Bibliographie („Unsere volksthümlichen Lieder“) lieferte und verschiedene Schriftsteller der letzten drei Jahrhunderte (August Buchner, Angelus Silesius, Leibniz im Verhältniß zur deutschen Sprache und Litteratur, Erduin Julius Koch 2c.) nach ihrem Leben und Wirken einer eingehenden und gründlichen Betrachtung unterzog. Kleinere Beiträge zu Franz Pfeiffer's „Germania“ und zu G. K. Frommann's Zeitschrift „Die deutschen Mundarten“, neue Auflagen mehrerer früheren gelehrten Arbeiten, das 1858 als Vorläufer und Probe einer „Bücherkunde der deutschen Dichtung bis zum Jahr 1700“ erschienene Verzeichniß sämmtlicher Drucke von Opitz'schen Gedichten und der stattliche Sammelband „Findlinge. Zur Geschichte deutscher Sprache und Dichtung“ (Leipzig 1860), reich an litterarhistorischen Beiträgen aller Art, besonders an vielen zum ersten Mal gedruckten Briefen, zeugen von dem rastlosen Fleiße Hoffmann's in diesen Jahren, die, verschönt durch die theilnehmende Achtung des Großherzogs und durch Franz Liszt's Freundschaft, zu den zufriedensten des am 19. Mai 1855 durch die Geburt eines Sohnes Franz Friedrich Hermann beglückten Dichters gehörten. Diese innere Befriedigung sprachen die lieblichen, auch in der Form aufmerksam behandelten „Lieder aus Weimar“ aus, die H. 1854 Liszt widmete (1856 vermehrt in dritter Auflage). Häufige Besuche auswärtiger Freunde und die wöchentlichen Zusammenkünfte der einheimischen in dem (im November 1854 gestifteten) Neu-Weimar-Verein erhöhten die Geselligkeit, während mannichfache Reisen zu wissenschaftlichen Zwecken (1855 und 56 nach Belgien und Holland) den Verkehr mit den entfernten Freunden und Arbeitsgenossen immer rege erhielten. Als aber 1857 die großherzogliche Unterstützung für das Jahrbuch und damit das Jahrbuch selbst aufhörte, störten wieder pecuniäre Sorgen die heitere Ruhe des Familienlebens, bis nach einigen vergeblichen Versuchen, wieder vom preußischen Ministerium angestellt zu werden,

eine Empfehlung der Prinzessin Maria von Wittgenstein-Sayn, der Tochter von Liszt's Freundin, dem Dichter ein letztes Asyl verschaffte. Am 5. März 1860 ernannte ihn Herzog Victor von Ratibor zu seinem Bibliothekar auf Schloß Corvey bei Höxter an der Weser; am 1. Mai trat H. die Stelle an, in der er bis zu seinem Tode am 29. Januar 1874 verblieb. Schmerzlich getrübt wurden ihm die ersten Jahre in der neuen Heimath durch den Tod seiner Gattin (am 28. Octbr. 1860), der er 1861 den Nachruf „Meiner Ida" widmete. Wissenschaftliche Arbeit und dichterische Versuche gingen auch hier neben einander her. Erstere galt wieder vornehmlich dem Niederdeutschen. So gab der bis zum letzten Augenblick Unermüdliche außer einigen Beiträgen zu den germanistischen Zeitschriften 1870 zwanzig Fabeln und Erzählungen aus einer Wolfenbütteler Handschrift als „Niederdeutschen Aesopus", sowie die älteste niederdeutsche Sprichwörtersammlung des Antonius Tunnicius heraus, letztere mit hochdeutscher Uebersetzung, Anmerkungen und Wörterbuch; 1872 folgte ein Abdruck des Volksliedes „Henneke Knecht" mit der alten lateinischen Uebersetzung und erklärenden Noten Hoffmann's. Zwei Reisen nach Rauden bei Ratibor, der schlesischen Residenz des Herzogs, im Frühjahr 1861 und 64 führten zur Bekanntschaft mit Julius Roger, dem Sammler polnischer Volkslieder in Oberschlesien, von denen H. unter dem Titel „Ruda" 1865 mehrere glücklich in deutsche Verse übertrug. 1868 gab er 40 „Lieder der Landsknechte unter Georg und Kaspar v. Frundsberg" heraus, und 1872 wagte er sich noch ein Mal auf das Gebiet der politischen und socialen Satire mit den „Streiflichtern". Mißvergnügt klagte er hier über die veralteten Anschauungen, die aus früherer Zeit sich erhalten, und über viele neue Erfindungen und Einrichtungen der letzten Jahre; die allergewöhnlichsten Mißstände des häuslichen und öffentlichen Lebens wählte er sich zum Thema. Es war der alte Kampf gegen das philisterhafte und undeutsche Wesen in der Familie und in der Gesellschaft in Schule und Staat; aber H. wurde in diesem Kampfe hier selbst philiströs. Prosaische Gedanken drückte er prosaisch aus, ohne das Feuer der Begeisterung und ohne Witz, geradehin moralisirend, aber auch ohne alle Melodie; an die Stelle des früheren Liedes zum Singen sind eintönige und unbeholfene reimlose Jamben ohne rhythmischen Schwung getreten. Hoffmann's größtes Werk aus dieser letzten Periode seines Lebens ist seine Autobiographie: „Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen" (6 Bde., Hannover 1868). Auch ihr fehlt die künstlerische Form. Massenhaftes Material ist kritiklos zusammengetragen und lose an einander gereiht: alle Vorgänge aus Hoffmann's Leben, auch die gleichgültigeren werden wahrheitsgetreu und auf das ausführlichste, aber blos äußerlich besprochen; ihre innere Bedeutung für H. und seine Zeit wird kaum angedeutet So giebt die Autobiographie trotz ihres übermäßigen Umfanges und ihres namentlich für die vormärzliche Periode im einzelnen oft werthvollen Inhaltes fast nur von dem menschlichen Charakter Hoffmann's und etwa noch von seinem politischen Treiben ein anschauliches Bild, weniger von seiner Poesie und kaum von seiner gelehrten Thätigkeit.

Hoffmann von Fallersleben 1818—1868. Fünfzig Jahre dichterischen und gelehrten Wirkens, bibliographisch dargestellt von J. M. Wagner, Wien 1869. Dazu ein Nachtrag im neuen Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekwissenschaft vom April 1870. — Rudolf Gottschall, Porträts und Studien, Bd. V, S. 131—170, Leipzig 1876. Zuvor schon 1874 gedruckt in „Unsere Zeit". Neue Folge. Bd. X, 1, S. 369 ff. — Rudolf von Raumer, Geschichte der germanischen Philologie, vorzugsweise in Deutschland, S. 585 ff. München 1870.

Franz Muncker.

Hoffmeister: Johann H., ein Elsässer, geb. ca. 1508, † am 21. August 1547, gehörte dem Orden der Augustiner-Eremiten an und hat sich, ohne auf den Namen eines Gelehrten Anspruch zu haben, unter den sogenannten vortridentinischen Theologen des Reformationszeitalters als einer der achtbarsten Vertreter der alten Kirche hervorgethan. Er begann seine öffentliche Wirksamkeit als Prediger in Colmar. Die auf den Tagen zu Hagenau und Worms (a. 1541) gepflogenen Verhandlungen zwischen katholischen und protestantischen Theologen veranlaßten ihn, auch seinerseits in das dazumal begonnene Werk der Verständigung durch schriftstellerische Thätigkeit einzugreifen, nachdem er sich bereits früher in einer populär gehaltenen Widerlegung des lutherischen Bekenntnisses versucht hatte. In der unmittelbar darauf folgenden Zeit war seine Thätigkeit durch die Sorge um die Angelegenheiten seiner Ordensgenossenschaft in Anspruch genommen, da ihm, dem kaum 34jährigen Manne, durch die Wahl seiner Ordensgenossen die Leitung der westdeutschen rheinischen Provinz seines Ordens übertragen wurde (a. 1542). In seiner Eigenschaft als Provinzial trat er in näheren brieflichen Verkehr mit Seripando, dem Generaloberen der Augustiner-Eremiten; die Briefe, welche er an Seripando richtete, sind neuerlichst als schätzbare Beiträge zur Kenntniß der kirchlichen Verhältnisse im damaligen katholischen Deutschland veröffentlicht worden. (Vgl. A. v. Druffel, Der Elsässer Augustinermönch Johannes Hoffmeister und seine Correspondenz mit dem Ordensgeneral Hieronymus Seripando. Abgedr. in den Abhandl. d. histor. Cl. der k. bair. Akademie d. Wissenschaften, XIV. Bd., 1. Abth. S. 135 ff.; Hoffmeister's Briefe an Seripando S. 171—190). Durch den Cardinalbischof von Augsburg, Otto Truchseß von Waldburg, wurde H. während des Reichstages zu Worms (1545) als Prediger dahin berufen; auch in seinen Wormser Predigten, welchen König Ferdinand fast regelmäßig beiwohnte, setzte er seine conciliatorische Thätigkeit fort und nahm das Jahr darauf in gleichem Sinne zu sammt dem Carmelitenprovincial Billick als Collocutor am Regensburger Religionsgespräch Theil. Unmittelbar darauf betraute ihn Seripando mit dem Vicariate sämmtlicher Ordensprovinzen Deutschlands, während er nebstbei auf Wunsch des Herzogs Wilhelm von Baiern in München und auf Weisung des Kaisers Karl V. in Ulm predigte. An letzterem Orte wurde er von einer Krankheit befallen, welcher er, nach Günzburg gebracht, erlag. Ueber die Entstehung der Sage, daß Vergiftung die Ursache seines Todes gewesen wäre, vgl. Druffel S. 169. Von seinen Schriften, welche außer seinen Predigten und Controversschriften auch mehrere exegetische Arbeiten enthalten, erschien nur ein Theil zu seinen Lebzeiten; das Verzeichniß der nachgelassenen Schriften Hoffmeister's bei Druffel S. 169 f.; Angabe seiner sämmtlichen Schriften nach der Reihenfolge ihres Erscheinens vor und nach seinem Tode: Druffel S. 192—196.

Ueber Hoffmeister siehe außerdem Ossinger, Bibliotheca Augustiniana hist., crit. et chronologica, S. 445—450. Werner.

Hoffmeister: Karl H., Philolog und Litterarhistoriker, wurde als der Sohn eines Pfarrers, der 1842 zu Hunspach bei Weißenburg im Elsaß starb, den 15. August 1796 zu Billigheim bei Landau in der bairischen Pfalz geboren, wo damals sein Vater als Prediger stand. Nachdem er den ersten Schulunterricht in Brummat und Bergzabern empfangen, dann auf dem Gymnasium zu Karlsruhe, wo unter Anderem Hebel sein Lehrer war, beendigt hatte, bezog er 1813 als 17jähriger Jüngling die Universität Straßburg, dann Heidelberg, wo er neben Theologie auch Philologie und Philosophie studirte, sodann Jena, wohin er seinem Lehrer Fries folgte und woselbst er sich auch die philosophische Doctorwürde erwarb. Das Wartburgsfest, an welchem H. mit aller Begeisterung eines zwanzigjährigen Herzens Theil nahm, wurde ihm Veranlassung zur Herausgabe

seiner ersten anonym erschienenen Schrift „Beschreibung des Festes auf der Wartburg 1818“. Kurz darauf bekleidete er vier Jahre lang eine Hauslehrerstelle zu Crefeld, ward dann 1821 Rector des Progymnasiums zu Mörs, 1832 Oberlehrer des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums zu Cöln, 1834 Director des Gymnasiums zu Kreuznach und endlich 1841 solcher des Gymnasiums zu Cöln, als welcher er daselbst in den Jahren der besten Manneskraft, den 14. Juli 1844, starb. Unter Hoffmeister's philologischen Schriften verdienen besondere Erwähnung seine „Weltanschauung des Tacitus“ (1831) sowie die „Sittlich-religiöse Lebensansicht des Herodot“ (1832). Einen Ehrenplatz in der deutschen Litteratur aber hat sich H. gesichert durch das als Muster der Erfassung eines litterarischen Charakters, seines geistigen Wachsthums und seiner allmähligen Entfaltung dastehende Werk „Schiller's Leben, Geistesentwickelung und Werke im Zusammenhange“ (1838—1842, 5 Thle.), das, als die erste größere Biographie Schiller's aus den Quellen und weil H. auch seine ganze Aesthetik eingeflochten hatte, schon nach dem Erscheinen des ersten Theiles die höchste Aufmerksamkeit erregte. Hieran schlossen sich an „Supplemente zu Schiller's Werken. Erste Abtheilung“ (1840—1841, 4 Bde.), sowie eine zweite kürzere Biographie Schiller's, die jedoch durch Hoffmeister's Tod unterbrochen und unter dem Titel „Schiller's Leben für den weiteren Kreis seiner Leser“ (1846, 3 Bdchen., 3. Ausg. 1856, neu bearbeitet 1876) durch H. Viehoff besorgt wurde.

Heindl, Biographien der Pädagogen u. Schulmänner, S. 211—214 (mit Verzeichniß der sämmtlichen Schriften). J. Franck.

Hoffstadt: Friedrich H., geb. 1802 zu Mannheim. Nach dem Tode seines Vaters (fürstl. Leining. Regierungsrath zu Amorbach) kam H. 1815 nach München, wo sein Oheim, der Staatsminister v. Zentner, den Knaben im Voraus zum Juristen bestimmte, obwol seine künstlerische Laufbahn frühzeitig hervortrat. H. studirte in Erlangen und Landshut, practicirte in München und Anspach, wurde Stadtgerichts-Assessor zu Memmingen, dann in München, dann als Stadtgerichtsrath 1833—1842 dem baierischen Abgeordneten zur Bundes-Centralcommission in Frankfurt a. M. beigegeben und 1844 zum Appellationsgerichtsrath zu Aschaffenburg befördert, wo er jedoch schon am 7. September 1846 starb. Ungleich bedeutender ist die Stellung, welche H. als Künstler, insbesondere als Erforscher und gründlichster Kenner des Spitzbogenstiles, beanspruchen darf. Schon auf der Hochschule füllte er seine Mappen mit originellen Zeichnungen nach Burgtrümmern, Thoren, Rathhäusern und Kirchen; die mondbeglänzte Zaubernacht der Romantik begeisterte auch ihn zu einem Bildercyclus zu Fouqué's „Zauberring“ und zu anderen Schöpfungen. Alsbald aber wendete er sich mit ganzer Kraft dem Studium der mittelalterlichen Architectur zu, sammelte und copirte alte Dombaurisse, Grabsteine, Miniaturen und Handschriften, welche auf die Technik der alten Meister Bezug hatten, machte Gypsabgüsse und Zeichnungen von Ornamenten, Waffen, Geräthen, Münzen, Siegeln, Sculpturen und brachte dadurch auf lehrreiche und anregende Art den Gesammtcharakter der altdeutschen Kunst zur Anschauung und zum Verständniß. Von großem Einflusse wurde er auf Keim und Karl Ballenberger, welchen er aus einem gewöhnlichen Steinmetz zu einem tüchtigen Meister und Maler machte und mit welchem er gleichzeitig im Gebiete der Glasmalerei gelungene Versuche anstellte. In München stiftete H. mit gleichgesinnten Freunden, wie Franz Graf Pocci, Ludw. Schwanthaler, Frhr. v. Bernhard, Fr. v. Aufseß u. A., die „Gesellschaft für deutsche Alterthumskunde zu den drei Schilden“, welche zum Mittel- und Stützpunkt seiner Sammlungen diente und eine Art altdeutscher „Fabrika“ (Bauhütte) darstellen sollte. Für diese Gesellschaft entwarf H. eine Reihe von geistvollen Zeichnungen auf Stein, welche, als Neujahrsgaben an die Mitglieder vertheilt, heute

schon sehr selten geworden. In der poesievollen Verbindung von Architectur und Malerei sind diese Blätter der beredte Ausdruck seiner edlen, großen Seele, seines begeisterten Strebens und seines tüchtigen Könnens. Leider löste diese Gesellschaft nach Hoffstadt's Uebersiedelung nach Frankfurt sich auf; ihre Sammlungen gingen über in den „Historischen Verein von Oberbaiern", welcher diese Tendenzen im engeren Sinne der Provinzialforschung weiter bildete, während Freiherr v. Aufseß die daselbst empfangene Anregung später durch die Gründung des Germanischen Museums bethätigte. Die Resultate seines Forschens legte H. in seinem „Gothischen A B C-Buch" oder „Grundregeln des gothischen Stils für Künstler und Werkleute" nieder, welches 1840 bei H. Keller in Frankfurt a. M. begann und nach Hoffstadt's Tode von Joh. Claudius v. Lasaulx fortgesetzt und durch Professor Dr. J. F. Lange (in Marburg) beschlossen wurde. (Eine französische Ausgabe besorgte der Architect Aufschlager in Straßburg.) Diese Grundregeln sollten jeden Künstler und Werkmann befähigen, selbständige Compositionen nach eigener Erfindung in allen Kunstzweigen dieses Stiles zu entwerfen und ausführen zu können, indem dieses Grundbuch oder dieser architectonische Generalbaß auf eine populäre Art zeigt, wie alle Formen aus der descriptiven Geometrie entwickelt werden und zugleich aus alten Steinmetzmeisterstücken und anderen älteren Quellen den Beweis liefert, daß auf diese Art die alten Meister verfahren sind. Das mit einem prachtvollen von H. componirten Titelblatt ausgestattete Werk enthält eine Reihe von Vorlegeblättern, auf denen die Constructionen mit erklärendem Text nachgewiesen werden, eine Abhandlung über Geschichte und Restauration der deutschen Baukunst und ein Wortverzeichniß über die Kunst- und Handwerksausdrücke der damals noch mit besonderer Vorliebe als „gothisch" bezeichneten Spitzbogen-Architectur. Ihre Gesetze hatte keiner vor ihm tiefer erforscht und erkannt. Leider blieb ihm die praktische Ausübung seines Wissens und der kühnste Wunsch seines Herzens, selbst einen Dom zu bauen, verwehrt; er mußte sich mit der Theorie begnügen, deren Früchte freilich viele Andere, z. B. Daniel Jos. Ohlmüller (der Erbauer der gothischen Kirche in der Au bei München) in ausgedehnter Weise genossen. — H. war ein Autodidakt im strengsten Sinne des Wortes; er hat nie eine Kunstschule besucht und gründliche Anweisung erfahren. Deßungeachtet lieferte er viele Zeichnungen und Risse für Geräthe, Glasfenster, Grabmonumente, zur Restaurirung von Kirchen und Burgen; auch entwarf er einen wahren Schatz von landschaftlichen Compositionen, welchen mit dem gesammten Nachlaß die königliche Akademie der Künste zu München erwarb. Sein Einfluß auf Frhrn. v. Aufseß war ebenso mächtig, wie auf J. H. v. Hefner-Alteneck, welchen er zur Herausgabe der „Trachten des christlichen Mittelalters" und der „Kunstwerke und Geräthschaften" ermuthigte und unterstützte. Schwer lastete auf ihm der Conflict mit seiner juridischen Thätigkeit; als durch König Ludwig's I. Vermittelung derselbe gelöst und H. in den Stand gesetzt werden sollte, sich ganz der Kunst zu widmen, nahte ihm der Tod. H. war seit 1837 mit einer Tochter des Inspectors K. F. Wendelstadt vermählt, sein aus dieser Ehe stammender Sohn Ludwig H. (geb. 1843), welcher sich in Paris bildete und neuestens an der Bergstraße und in Reichenhall (Neue protestantische Kirche) viele Bauten ausführte, berechtigt zu den schönsten Erwartungen.

Vgl. Nekr. von Fr. Beck in Nr. 243—246 der Münchener Polit. Ztg., 1846, abgedruckt im IX. Jahresbericht des Histor. Ver. von Oberbaiern, 1846, S. 82—92, und in Gwinner, Nachträge zu den Frankfurter Künstlern, 1867, S. 34 ff.

Hyac. Holland.

Hoffstetter: Gustav v. H., eidgenössischer Oberst, geb. am 6. April 1818 in Aschaffenburg (Baiern), † am 9. Febr. 1874 in Thun (Schweiz). — Die ursprüngliche Heimath des Geschlechtes v. H. ist Tirol, von wo dasselbe im

vorigen Jahrhundert nach Baiern einwanderte. Hoffstetter's Vater war bairischer Officier (zuletzt Major) und diente mit Auszeichnung in den Feldzügen des ersten Napoleon; von seinen beiden Brüdern, die sich gleichfalls dem Soldatenstande gewidmet hatten, starb der eine als Hauptmann in der Schlacht bei Wörth (6. Aug. 1870) den Heldentod. Seine erste Ausbildung erhielt H. in der Münchener Kadettenschule, in welche er 1829 eintrat. Die strenge, ja harte Zucht dieser Anstalt widerstrebte seinem schon damals stark entwickelten Unabhängigkeitssinn und veranlaßte wiederholte Conflicte zwischen ihm und dem beaufsichtigenden General. Nachdem er die sechs Klassen der Schule durchlaufen hatte, wurde er als Unterofficier in ein zu Würzburg garnisonirendes Artillerieregiment eingereiht. Wenn er sich hier auch durch vorzüglichen Lerneifer auszeichnete, so bot doch die stille Friedenszeit keine Aussicht auf baldige Beförderung, weshalb er 1841 mit Freuden die Gelegenheit ergriff, als Officier in das Contingent von Hohenzollern-Sigmaringen einzutreten und sich an der Neugestaltung des dortigen Wehrwesens zu betheiligen. Seine Absicht, darauf nach Algier zu gehen, wurde durch die Verweigerung des Urlaubs vereitelt; dagegen erhielt er die Erlaubniß, dem schweizerischen Sonderbundskriege von 1847 beizuwohnen. Weil aber der eidgenössische Oberbefehlshaber, General Dufour, in der Erwägung, daß es sich hier nicht um einen Krieg, sondern nur um eine Execution handele, alle fremden Officiere von der Theilnahme am Feldzuge ausschloß, so wußte sich H. dieselbe dadurch zu verschaffen, daß er als Oberlieutenant in ein Berner Bataillon eintrat. Er wohnte mehreren Gefechten bei und zeichnete sich namentlich in demjenigen von Gislikon (23. Nov.) durch Tapferkeit aus. 1848 übernahm er mit Zustimmung der fürstlichen Landesregierung den Befehl über die Bürgerwehr in Sigmaringen. Im folgenden Jahre, als der Aufstand in Baden durch preußische Truppen unterdrückt worden war, sah sich der demokratisch gesinnte H. mit Gefangennahme bedroht und entzog sich derselben durch die Flucht nach der Schweiz. Da sich seine Hoffnung, hier eine militärische Anstellung zu finden, nicht sobald erfüllte, ging er Ende April 1849 nach Rom, um der nach der Flucht Pius' IX. entstandenen jungen „römischen Republik“ seine Dienste anzubieten; betheiligte sich am 9. Mai 1849 unter Garibaldi an dem siegreichen Gefecht bei Palestrina gegen die Neapolitaner und erhielt gleich darauf eine Anstellung als Hauptmann im Generalstabe Garibaldi's. Als solcher machte er am 19. Mai das Gefecht bei Velletri gegen die Neapolitaner mit und war ebenso am 3. Mai in dem blutigen Kampfe vor der Porta S. Pancrazio gegen die Franzosen. Am 26. Juni zum Major und am 30., dem Tage der Capitulation von Rom, zum Chef des Stabes an des gefallenen Obersten Manara Stelle ernannt, übernahm er eine hervorragende Rolle bei dem am 2. Juli Abends 10 Uhr erfolgenden Rückzuge Garibaldi's. Er traf die Vorkehrungen zum Abmarsch und sorgte für die Deckung der Nachhut. Das kleine Garibaldische Heer, welches 2500 Mann Fußvolk, 400 Pferde und eine einzige vierpfündige Kanone zählte, nahm seinen Weg ostwärts nach Tivoli und hierauf nordwärts über Mentana, Terni, Orvieto, unweit des trasimenischen Sees und am Chianakanal vorüber nach Arezzo, um von da nordöstlich über den Monte Luna und Macerata nach dem Gebiete der Republik S. Marino zu gelangen, wo die Ankunft am 31. Juli erfolgte. Bis dahin den nachfolgenden Franzosen glücklich entgangen, sah man sich hier von einer österreichischen Uebermacht bedroht, so daß Garibaldi, um unnützes Blutvergießen zu vermeiden, mit dem feindlichen Befehlshaber eine Uebereinkunft schloß, infolge deren die nur noch 1800 Mann starke Colonne am 1. August die Waffen streckte. Wie Garibaldi, so hielt es auch H. für gerathen, sich der ihm drohenden Gefangennahme zu entziehen. Mit Hülfe italienischer Patrioten gelangte er durch das von den Oesterreichern besetzte Land

der Bologna und Mailand nach Chiasso, wo er mit erleichterter Seele die schweizerische Grenze überschritt. Diesen kurzen, aber ereignißvollen Abschnitt eines Lebens hat H. in dem „Tagebuch aus Italien 1849", 1851 (2. Aufl. auch u. d. T.: „Garibaldi in Rom 1849", 1860) in anziehender Weise geschildert. Nachdem er in der Schweiz durch die Bemühung von Freunden das Bürgerrecht von Eggenwyl (Aargau) erlangt hatte, hielt er 1851 zunächst eine Anzahl kriegswissenschaftlicher Vorträge in den Kantonen Zürich und Aargau, welche mit dazu beitrugen, daß ihm im folgenden Jahre die Stelle eines Oberinstructors des Kantons St. Gallen verliehen wurde. Die Wirksamkeit, welche er nun entfaltete, war eine so erfolgreiche, daß die ihm untergebenen Truppen sich bald als die bestgeschulten der Schweiz erwiesen. 1859 wurde er kantonaler und 1860 eidgenössischer Oberst. Während er bisher schon mehrfach zur Leitung der Instructorenschule in Thun beigezogen worden war, trat er 1866 als Oberinstructor der Infanterie und Adjunct des Militärdepartements völlig in den Dienst der Eidgenossenschaft. Auch auf diesem schwierigeren Posten war seine Thätigkeit eine tief eingreifende. Kenntnißreich und energisch, dabei offen und gerade, bereitete er die erst in neuester Zeit vollzogene Centralisation des eidgenössischen Milizwesens wirksam vor. Mit pädagogischem Geschick ertheilte er den Unterricht im Generalstabsdienst, und wie er schon in St. Gallen an Beispielen aus dem französisch-preußischen Feldzuge von 1806 Taktik gelehrt hatte, so that er es in Thun nach dem von ihm gesammelten Material über die Kriege von 1859 und 1866. Die Schlachtfelder in Böhmen nahm er zu diesem Zwecke persönlich in Augenschein. An einer ähnlichen Behandlung des Krieges von 1870/71 verhinderte ihn der Tod. Sodann wendete er dem Kartenlesen eine besondere Aufmerksamkeit zu, wobei zugleich das theoretisch Gelernte auf Recognoscirungen geübt und verwerthet wurde. In nicht geringerem Maße sorgte er für die Ausbildung der Infanterie und rief hier namentlich durch die Gründung einer Corporalschule eine einheitliche Lehrmethode für die gesammte Schweiz ins Leben. Auch das Turnen wurde durch ihn in die Soldatenschule eingeführt. Als Schriftsteller seines Faches hat er außer dem oben erwähnten „Tagebuch" noch Folgendes veröffentlicht: „Die Obliegenheiten der einzelnen Grade nebst dem Wach- und Sicherheitsdienst nach dem eidgenössischen Dienstreglement. Mit einem Plan und mehreren in den Text gedruckten Figuren", 1853; „Das Exercierreglement für die eidgenössischen Truppen mit taktischen Erläuterungen und Begründungen", 1855; „Der Bedeckungsdienst bei Geschützen", 1856. Außerdem lieferte er eine Reihe fachwissenschaftlicher Aufsätze in die „Allgemeine Schweizerische Militär-Zeitung". — H. erlag nach kurzem Krankenlager einem Unterleibsleiden, das ihn seit 1871 mit öfteren Rückfällen heimgesucht hatte. Seine Leiche wurde von Thun nach Bern übergeführt und mit militärischen Ehren am 12. Februar 1874 auf dem dortigen Friedhofe beigesetzt.

Der Bund (Bern), Nr. 40 vom 10. Februar 1874. — Neue Zürcher Zeitung Nr. 80 u. 82 vom 13. u. 14. Febr. 1874. — Le Lien Fédéral nr. 14, 17. Février 1874. — Schweizer Grenzpost (Basel), Nr. 46 u. 47 vom 24. u. 25. Febr. 1874. — Allgemeine Schweizerische Militär-Zeitung (Basel) Nr. 11 vom 21. März 1874, S. 85—89. Familiennachrichten.

Schumann.

Hofhaimer: s. **Hoffheymer** o. S. 569.

Hofkirchen: Wilhelm Freiherr v. H., Kammerherr, österreichischer Feldmarschall, der erste Hofkriegsraths-Präsident des österreichischen Heeres. Einem angesehenen adeligen baierischen Geschlechte entstammend, erblickte er zu Dressiol in Unterösterreich 1511 das Licht der Welt und legte seine ersten Proben von Muth und Willenskraft unter Salm's Befehlen bei der Belagerung Wiens 1529

ab. Später zog er mit Roggendorf nach Ungarn und wohnte hier der unglücklichen Schlacht von Ofen (1541) bei. Im J. 1556 kämpfte H. unter dem tapferen Erzherzog Ferdinand von Tirol vor Korothna und erwarb sich großen Ruhm bei Vertreibung der Türken aus Babocza sowie beim Entsatze von Szigeth. Von 1559—1562 war er Verordneter des niederösterreichischen Herrenstandes, hierauf 1565 General-Landoberster u. d. E., in welcher Eigenschaft er auch die Truppen der unter- und oberösterreichischen Landschaft befehligte. Fünf Jahre später erhob ihn Kaiser Maximilian II. in gerechter Würdigung seiner vielfachen Verdienste um den Staat zum Feldmarschall und geheimen Rath. Dessen Nachfolger Rudolf II. übertrug ihm 1580 das wichtige Amt des Hofkriegsrath-Präsidenten, in welcher Stellung er bis an sein Ende 1586 verblieb. Aus seiner Ehe mit Eva Freiin v. Pögl zu Reiffenstein hinterließ er eine Nachkommenschaft von 14 Kindern.

Laurenz III., Graf v. H., österreichischer Feldzeugmeister, derselben Familie entsprossen und 1649 geboren, erwarb sich besonderen Ruhm in den Türkenkriegen von 1683 an. Er war es, der 1684 Esseg eroberte und die Türken bei Brod und Jagodina besiegte. 1688 zum Feld-, Land- und Hauszeugmeister ernannt, nahm er 1691 rühmlichen Antheil an der Schlacht von Szlankemen und schlug 1693 eine feindliche Heeresabtheilung bis zur Vernichtung bei Martonos an der Theiß. Ein hitziges Fieber raffte den tapferen Krieger schon im nächsten Jahre zu Debrezin hinweg. Vor seinem Ende soll sich H. einen Spiegel haben reichen lassen, damit er sehe, mit welcher Fassung er mit dem Tode ringe. — Das Geschlecht der H. ist nach Angabe bewährter Genealogen in der Mitte des verflossenen Jahrhunderts erloschen.

Gauhen, Helden-Lexicon, Leipzig 1716. von Janko.

Höfler: Augustin H., geb. zu München, † 1713, Augustiner-Eremit, der bairischen Provinz dieses Ordens angehörig und zweimal zum Vorsteher dieser Provinz gewählt. Schriften: „Microcosmus seu quaestiones de causis hominum" 1684. — „Controversiae ex universa theologia scholastica", 1688. — „De bonis religiosorum", 1700. Werner.

Höfling: Johann Wilh. Friedrich H., Doctor der Philosophie, der Theologie und des canonischen Rechtes, wurde am 30. December 1802 zu Neudrossenfeld bei Bayreuth geboren, wo sein Vater, der nachmalige Pfarrer und Senior zu Betzenstein, als Cantor diente. Gaben die kleinen Verhältnisse und die strenge häusliche Zucht dem Knaben frühzeitig die rechte Geistesrichtung, so bot das Bayreuther Gymnasium dem Jüngling, was er zu seiner wissenschaftlichen Vorbildung nöthig hatte. Schon im 17. Lebensjahre bezog er die Universität Erlangen, wo er zwar rationalistische Lehrer der Theologie vorfand, aber durch des Philosophen Schelling Vorlesungen in der Hochachtung vor der Tiefe des historischen Christenthums bestärkt wurde. Bei dem theologischen Aufnahmsexamen (1823) that er sich so hervor, daß er sofort zum Stadtvicar in Würzburg ernannt wurde. Im J. 1827 wurde er auf die Pfarrstelle St. Jobst bei Nürnberg berufen. Seine gediegenen Predigten, von welchen einige im „Homilet.-liturg. Correspondenzblatte" sich abgedruckt finden, zogen bald Männer, wie den Gymnasialrector Roth von Nürnberg, in seine Gottesdienste, und seine „Beleuchtung des Daumer'schen Sendschreibens an Pfarrer Kindler" (Nürnberg 1832) erregte die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Kreise, so daß er schon 1833 als Professor der praktischen Theologie und als Ephorus des theologischen Studiums an die Universität Erlangen berufen wurde. Der damalige Oberconsistorialpräsident v. Roth, ein geborener Würtemberger, vermißte nämlich an der baierischen Landesfacultät eine dem Tübinger Stifte ähnliche Einrichtung zur Leitung und Beaufsichtigung des theologischen Studiums, welche in der Gestalt des an H.

übertragenen Ephorates getroffen wurde, mit den Bewegungen des J. 1848 aber wieder dahinfiel. H. wußte diese heikle Stelle in eben so tactvoller als wirksamer Weise auszufüllen. War er als Lehrer wegen seines trockenen Vortrags und seiner etwas breiten Redeweise weniger gesucht, so wirkte er durch seine Schriften um so tiefgreifender. Seine Abhandlung „De symbolorum natura, necessitate, autoritate et usu", 1835, welche 1842 eine zweite Auflage erlebte, hat bleibenden Werth; den christlichen Kultus brachte vornehmlich er zum wissenschaftlichen Verständniß durch seine Schrift „Von der Composition der christlichen Gemeindegottesdienste", 1837. Sein umfassendstes Werk, von wahrhaft erschöpfender Zusammenstellung des einschlägigen Materials ist das Buch: „Das Sakrament der Taufe nebst den übrigen damit zusammenhängenden Akten der Initiation, dogmatisch, historisch, liturgisch dargestellt", 1. Band 1846, welchem der 2. Band, die Darstellung und Beurtheilung der kirchlichen Praxis hinsichtlich der Taufe und des Katechumenats der Christenkinder enthaltend, 1848, nachfolgte. Er hatte vor, ein gleiches Werk über das heilige Abendmahl zu schreiben, welchem seine Programme über des Justinus, Irenäus, Origenes, Clemens Alex., Tertullian Lehre vom Opfer (1839—43) zu Vorarbeiten dienen sollten. Seinen bedeutendsten wissenschaftlichen Einfluß aber hat er geübt durch seine von den Bewegungen des J. 1848 veranlaßte Schrift: „Grundsätze evangelisch-lutherischer Kirchenverfassung, eine dogmatisch-kirchenrechtliche Abhandlung", 1850, welche bereits 1852 in dritter Auflage erschien. Im engsten Anschluß an die lutherischen Symbole trat er in derselben einer Ueberspannung des Kirchen- und Amtsbegriffes entgegen, rief aber auch zugleich vielen und heftigen Widerspruch hervor; sein Hauptgegner war Münchmeyer. Nachdem der Streit sich mehr und mehr geklärt hatte, blieb als wesentlicher Gegensatz die Frage: ob das Amt auch in seiner wirklichen Uebertragung unmittelbar von Christo gegeben oder menschlich-kirchlich vermittelt sei; H. behauptete das letztere, seine Gegner, darunter in Baiern namentlich Löhe und seine Freunde, das erstere. Schließlich muß noch auf seine zahlreichen Aufsätze in der Erlanger „Zeitschrift für Protestantismus und Kirche", deren Mitbegründer er war, hingewiesen werden. Im J. 1849 war er auch als Vertreter der Universität Mitglied der Generalsynode. Als durch Harleß' Berufung an die Spitze des protestantischen Oberconsistoriums in München das letztere eine positive Umgestaltung erfuhr, wurde H. (1852) zum Oberconsistorialrathe ernannt; aber kaum ein halbes Jahr füllte er diese Stellung aus; schon am 5. April 1853 raffte ihn ein Herzschlag hinweg, als er eben seine Zimmeruhr aufzuziehen im Begriff stand. Er hinterließ eine Wittwe, Johanna geb. Döhlemann, und fünf Kinder, sieben waren ihm im Tode vorangegangen. Vor seinem Abgange von Erlangen ehrte ihn die juristische Facultät mit dem Titel eines Doctor juris canonici und nach seinem Tode gaben aus seinem Nachlasse seine Freunde und Collegen Thomasius und Harnack ein „Liturgisches Urkundenbuch, enthaltend die Acte der Communion, der Ordination und Introduction, der Trauung", 1854, heraus. Wie durch Scharfsinn und Gelehrsamkeit, so zeichnete er sich durch Herzensgüte und eine tiefe Anspruchlosigkeit aus.

Vgl. Burger, Rede b. d. Beerdig. des 2c., München 1853; Nägelsbach u. Thomasius, Zum Gedächtniß Höfling's; Herzog in seiner theol. Realencyklop. 1856 unter „Höfling."
Buchrucker.

Hofmaier: Meister Ulrich der H., ein vielbeschäftigter, durch Gewandtheit und Kenntnisse hervorragender Staatsmann Ludwig des Baiern, einer der zahlreichen Augsburger, die im Dienste dieses Kaisers wirkten. Doch wohl dieselbe Persönlichkeit ist jener Meister Ulrich H., der 1314 als bischöflich augsburgischer Archivar, das Jahr darauf als Vorstand des bischöflichen geistlichen Gerichtes und 1318 als Kanoniker von Feuchtwangen genannt wird. Dagegen muß ein

verheiratheter Augsburger Bürger, Meister Ulrich, den der Bischof 1338 als seinen „Hofmaier", d. i. als Oberverwalter der bischöflichen Maierhöfe bezeichnet, von ihm unterschieden werden. Hofmaier's Magistertitel wird von der Universität Paris rühren, wo er nach glaubwürdiger Angabe gelehrt und die Würde eines Procurators der englischen Nation bekleidet hat. 1329 hob er zu Nürnberg Ulmann Stromer, der sich später als Verfasser einer Nürnberger Chronik einen Namen machte, aus der Taufe. Im Dienste des Kaisers ist H. erst nach dessen Rückkehr aus Italien mit Sicherheit nachzuweisen. 1331 wird er als kaiserlicher Secretär, seit 1335 als Protonotar bezeichnet und in den Jahren von 1331 bis 1343 scheinen wenige andere dem Kaiser so nahe gestanden, in Ziele und Wege seiner auswärtigen Politik so tief eingeweiht gewesen zu sein. Neun- oder zehnmal ist H. während dieses Zeitraums in Ludwigs Auftrag nach Avignon, Paris, Venedig, vielleicht auch Antwerpen gewandert. Seine Anstellung im kaiserlichen Dienste mag er dem Bischofe Ulrich von Augsburg verdankt haben, sein rasches Emporkommen erklärt sich leicht durch seine Rechtskenntnisse und seinen früheren Aufenthalt in Frankreich, der ihn besonders zu Unterhandlungen mit den Höfen von Paris und Avignon empfahl. Als ausgezeichneten Decretisten rühmt ihn der zeitgenössische Abt Johann von Victring. 1331, 1335 und 1336 fiel H. gegenüber den Päpsten Johann XXII. und Benedict XII. die unerquickliche Aufgabe eines Sühneversuches zu; jedesmal mußte derselbe scheitern, da die Curie von Frankreich völlig beherrscht war und in Deutschlands Zerrissenheit ihren Vortheil sah. Zur Entschädigung für die Reisekosten ward H. 1336 die jährliche Steuer der Stadt Augsburg für die nächsten drei Jahre im Gesammtbetrage von 400 Pfund Augsburger Pfennigen angewiesen. Ende Januar 1338 ging H. nach Venedig, um mit dem Dogen Francesco Dandolo Verträge abzuschließen. In diesem und dem folgenden Jahre war er auch bei den Verhandlungen mit England thätig. Durch reiche Geschenke suchte König Eduard III. sowol von vornherein den guten Willen des einflußreichen kaiserlichen Raths sich zu sichern, als nach den Unterhandlungen seine Mühe und Sorgfalt zu belohnen. Freilich konnte er dadurch nicht hindern, daß H., allen Wandlungen der kaiserlichen Politik getreulich folgend, 1339 oder 1340 auch zu den Unterhandlungen mit Frankreich sich verwenden ließ. Noch dreimal mußte H. dann den schweren Weg nach Avignon wandern, im Herbst 1341 zu Benedict XII., im November 1342 und October 1343 zu Clemens VI. Bei der letzten Gesandtschaft war er einer der Specialbevollmächtigten, welche im Namen des Kaisers die weitgehenden und dennoch ihren Zweck nicht erreichenden Gelöbnisse abzulegen hatten. Nach einem so bewegten Leben im Dienste einer schwächlichen, wankelmüthigen und erfolglosen Politik mag der kaiserliche Diplomat leichten Herzens zur Ruhe gegangen sein. Als er 1346 zu Augsburg auf dem Sterbebette lag, ließ er sich aus Rücksicht auf die päpstlichen Sentenzen nur heimlich mit der Wegzehrung versehen und ordnete an, daß man ihn ohne Gepränge nicht in der Kirche, wie seinem Range gebührte, sondern auf dem Kirchhofe begrabe. Sein Bischof aber kehrte sich nicht daran und ließ die Leiche feierlich bestatten. Man hat in H. den Verfasser eines allegorischen Lobgedichtes auf Kaiser Ludwig gesucht; doch sind die Gründe, die dafür geltend gemacht wurden, nicht schwerwiegend. Von späteren Historikern ist H. vielfach mit seinem Amtsvorgänger, dem kaiserlichen Protonotar Meister Ulrich dem Wilden, verwechselt worden.

Riezler, Kaiser Ludwig der Baier, Meister Ulrich der Wilde und Meister Ulrich der Hofmaier von Augsburg (Forschungen z. deutschen Geschichte, XIV. S. 1—17).

Riezler.

Hofmann: Andreas Joseph H., Führer in der Mainzer revolutionären Bewegung der Jahre 1792 und 1793, war geboren zu Würzburg im J. 1753, gest. zu Winkel am Rhein im September 1849. Nach beendigten Studien war er in mehreren adligen Familien Hauslehrer, darunter auch in der Wambolt'schen in Mainz, ging dann nach Wien, von wo er aber wegen seiner politischen Schriftstellerei ausgewiesen wurde. Er stand darauf eine Zeit lang in Diensten des Fürsten von Hohenzollern-Hechingen. Auf die Empfehlung der Gönner, die er in Mainz besaß, ernannte ihn der dortige Kurfürst 1784 zum Professor der philosophischen Geschichte an der Mainzer Universität mit einer Besoldung von 750 Gulden; 1791 wurde ihm auch die Professur des Naturrechts übertragen und sein Gehalt um 400 Gulden erhöht. Seine Vorlesungen zeichneten sich durch große Freisinnigkeit aus; namentlich nach dem Ausbruch der französischen Revolution verleugnete er nicht die lebhafte Sympathie, die er für dieselbe hegte und auch durch eine Reise nach Paris bethätigte. Als die Franzosen im October 1792 in Mainz einrückten, trat er mit aller Entschiedenheit auf ihre Seite und suchte durch Rath und That ihre Interessen zu unterstützen. Alsbald schloß er sich auch dem revolutionären Club an und blieb stets eines der thätigsten Mitglieder desselben. So hielt er Mitte November einen auch im Druck erschienenen Vortrag „über Fürstenregiment und Landstände", worin er den Vorzug der Republik vor der constitutionellen Monarchie nachzuweisen unternahm und die Mißbräuche unter der Herrschaft des verjagten Kurfürsten in den grellsten Farben ausmalte. Auch mit der Festrede bei der Pflanzung des Freiheitsbaumes am 13. Januar 1793 wurde er durch den Club betraut. Daneben hielt er regelmäßig belehrende Vorträge für das Volk, machte Reisen auf das Land und diente als Uebersetzer bei der Correspondenz mit den französischen Schwestergesellschaften. Gerade bei den eingeborenen Anhängern der Bewegung war sein Ansehen das größte, da man seine Energie und seinen offenen Charakter schätzte und an der populären, drastischen Art seiner Beredtsamkeit Gefallen fand. Dagegen gerieth er bald in Zwiespalt mit General Custine und mit einigen hervorragenden Clubisten, die in besonderer Gunst bei dem französischen Anführer standen. Er ließ sich sogar in einer Clubrede hinreißen, jene ganze Partei eines gemeinschädlichen Handelns und eigennütziger Motive zu beschuldigen. Die Verhältnisse zwangen dann freilich, derartige Mißhelligkeiten unausgetragen zu lassen und sogar rasch zu vergessen, und H. wurde, als die Einwohner des eroberten Gebietes durch gewählte Vertreter über ihr Schicksal bestimmten, unter den letzteren die einflußreichste Persönlichkeit. Zum rheinisch-deutschen Nationalconvent war er durch die Stadt Mainz selbst deputirt und von den Abgeordneten wurde er zum Präsidenten der Versammlung erwählt. Soweit den Beschlüssen des Convents eine Meinungsverschiedenheit der Wortführer vorherging, waren es seine Vorschläge, denen die Mehrheit der Mitglieder zustimmte. Namentlich die drakonischen Strafen, welche der Convent ganz im Geiste der französischen Sicherheitsgesetze gegen die eidweigernden und die ausgewanderten Bürger festsetzte, sind auf die von H. gegebenen Anregungen zurückzuführen. In der Regierungsbehörde, an welche die Abgeordneten bei ihrem Auseinandergehen ihre eigene souveräne Gewalt übergaben, war H. der Präsident. Die Maßnahmen dieser Körperschaft konnten sich, da Mainz belagert war, nur auf die Stadt selbst beziehen, und sie beschränkten sich überdies im Ganzen auf die Durchführung der gegen die Eidweigerer erlassenen Dekrete. So ist denn Hofmann's Name hauptsächlich mit den grausamen Exportationen verbunden, wodurch ein großer Theil der Mainzer Bürgerschaft aus der Sicherheit des häuslichen Herdes in ein ungewisses Schicksal hinausgestoßen und schweren Entbehrungen preisgegeben wurde. Bei der Eroberung der Stadt durch die Deutschen im Juli 1793 gelang es H. mit der abziehenden

französischen Armee zu entkommen; in Paris wurde er durch eine Stelle als Chef des bureau des étrangers für seine Dienste belohnt. Im J. 1795 betheiligte er sich an der Bewegung, die darauf abzielte, Frankreich zur Einverleibung des linken Rheinufers zu bestimmen, mit der Schrift „Sur les nouvelles limites de la république française". Nach der Uebergabe von Mainz an die Franzosen Ende 1797 wurde er Generaleinnehmer des neugebildeten Departement Donnersberg, welche Stelle er mehrere Jahre bekleidete. Dann zog er sich auf eine Besitzung, die er in Winkel im Rheingau hatte, zurück und verbrachte hier seine übrige Lebenszeit. Er starb hochbetagt im September 1849, bis an sein Ende treu den politischen Anschauungen, die seine frühen Mannesjahre beherrscht hatten, und ohne Reue wegen der Handlungen, zu denen er dadurch bestimmt worden war.

Meusel, Gelehrtes Teutschland. — Darstellung der Mainzer Revolution, S. 19 ff. — Klein, Geschichte der Stadt Mainz während der ersten französischen Occupation. — Scriba, Die Schriftsteller des Großherzogthums Hessen.

Leser.

Hofmann: Augustin H., Fürstabt von Einsiedeln, geb. zu Baden in der Schweiz 1556, trat schon 1572 ins Kloster, wurde 1579 Priester, 1585 Decan und am 15. October 1600 zum Abte erwählt, † am 2. März 1629. Er „regiert vast löblich" sagt die Chronik; den materiellen Wohlstand, der durch den Klosterbrand von 1577 sehr gelitten hatte, hob er und kaufte noch die Herrschaften Freudenfels und Gachnang; die innere Disciplin, welche durch die Entzweiungen unter seinen Vorgängern, den Aebten Adam und Ulrich, gefährdet worden war, stellte er her, brachte bedeutende Verschönerungen an der Kirche an. Selbst Musiker, hob er auch die Kirchenmusik. Auch das Frauenkloster Au bei Einsiedeln ließ er neu aufbauen. Als Freund der Bücher und Wissenschaften sandte er seine Capitularen zur Ausbildung auf auswärtige Universitäten, sorgte für Vermehrung der Bibliothek, namentlich auch an Handschriften, ließ das Bibliothekgebäude neu herstellen und beauftragte den P. Christoph Hartmann (Bd. X. S. 681) mit der Abfassung der Annalen des Klosters. Er war auch der hauptsächliche Begründer der schweizerischen Benedictiner-Congregation, einer Verbindung der Klöster, welche 1602 zu Einsiedeln ihren Anfang nahm. Persönlich tugendhaft, besonders freigebig gegen die Armen, genoß er nach Außen großes Ansehen. Der Papst hatte ihm und seinen Nachfolgern die Bischofswürde zugedacht, wogegen sich aber der Bischof von Constanz erklärte. Man hat ihn den zweiten Gründer des Klosters genannt. Er verfaßte: „Speculum poenitentiae oder Bußspiegel, d. i. Das Leben Mariä Magdalenä". Constanz 1597 und öfter. Andere theologische Werke von ihm sind noch in Handschriften vorhanden.

Ueber ihn die Einsiedl. Chroniken. Meyer v. Knonau, D. Kant. Schwyz.

P. G. M.

Hofmann: Caspar H., Abt von Melk, aus einem angesehenen fränkischen Geschlechte zu Ochsenfurt am Main geboren, seit dem 2. November 1571 Profeß, schon 1575 Prior zu Melk, brachte einige Zeit im österreichischen Stifte Maria-Zell zu, dessen kränkelnder Abt Jacob I. die ihn drückende Inful diesem von ihm selbst der Regierung vorgeschlagenen Gaste überließ (1578), mit welchem für das sehr herabgekommene Kloster eine bessere Zukunft anbrach. 1587 wurde H. durch freie Wahl der Capitularen Abt von Melk, die päpstliche Bestätigung erfolgte aber erst am 11. September 1590. Nichtsdestoweniger wurde H. später zufolge eines von dem Erzherzog Statthalter Ernst an den Prälatenstand erlassenen Befehls erst noch zur Beweisführung verhalten, daß die Besetzung der Prälatur zu Melk ohne Zuthun des Landesfürsten oder irgend einer anderen geistlichen oder weltlichen Autorität vermittelst freier Wahl zu geschehen habe

die Bestätigung aber dem Papste zustehe, was den vorsichtigen Abt bewog, sich (1612) durch Papst Paul V. die Bestätigung aller von Päpsten und Landesfürsten ertheilten Privilegien des Klosters zu erwirken. Schon 1587 nahm er als ständischer Stadtrath (Rechnungsrath) an den öffentlichen Geschäften Theil. 1588 befand er sich unter jenen Commissären, welche Klesl als Bisthumsverweser von Neustadt feierlich installirten. Im Februar des nächsten Jahres visitirte er im Auftrage des Erzherzogs Ernst das Kloster Baumgartenberg. Zu sehr großem Einflusse auf die geistlichen Angelegenheiten gelangte er indeß dadurch, daß ihn der Kaiser (1589) zum Präsidenten des Klosterrathes ernannte. Diese Stellung trug nicht wenig dazu bei, daß Melk unter ihm als eine Pflanzschule von Aebten, als „das Prälatenhaus“ angesehen wurde. Wir treffen zu jener Zeit Melker Conventualen als Vorsteher der Klöster Maria-Zell, Pulgarn, Altenburg, Seitenstetten, Garsten und des Schottenstiftes zu Wien. H. selbst mußte 1597 die Verwaltung von Seisenstein und des Frauenklosters zu Ips übernehmen. Da H. selbst als Präsident des Klosterrathes meistens in Wien oder auf Geschäftsreisen weilte, übertrug er die Einführung einer strengeren Lebensordnung in Melk zweien aus Tegernsee berufenen Benedictinern, was freilich zu großer Unzufriedenheit den Anlaß gab. Auch sonst hatte das Kloster Melk während seiner Leitung manch harte Prüfungen zu bestehen. Der Bauernaufstand, der 1594 im Lande ob der Enns ausbrach, breitete sich auch über die Viertel ober dem Manhardsberge und ober dem Wiener Walde aus. Ein großer Theil der Unterthanen des Stiftes Melk schloß sich freiwillig oder gezwungen den Rebellen an. Die lutherisch gesinnte Bürgerschaft des Marktes Melk verrieth große Neigung gemeinsame Sache mit den Bauern zu machen. Das Stift selbst war ohne Besatzung und vor Verrath nicht sicher. Die Umgegend sowie die Donaupässe befanden sich in den Händen der Aufrührer, welche das Schloß Persenbeug besetzt hielten, die Stadt Ips ihrem Bündnisse beizutreten nöthigten, den Strom bei Pechlarn mittelst einer ungeheuren Kette sperrten und mit dem Vorhaben umgingen, sich des Klosters zu bemächtigen. Abt H. war neben Reichard, Freiherrn v. Streun und Hans Wilhelm von Losenstein von der niederösterreichischen Regierung als landesfürstlicher „Principalcommissär“ beauftragt, mit den Rebellen zu unterhandeln. Und so groß war das persönliche Ansehen des Abtes selbst bei den Rebellen, daß, als diese endlich von der Bürgerschaft von Melk eingelassen wurden, sie seinen Befehl, nur mit eingerollten Fahnen, gesenkten Wehren und ohne allen Unfug durch den Markt zu ziehen, genau befolgten, sogar ihr Oberst sein Feldzeichen und die Feder vom Hute nahm, seine Schaaren in guter Ordnung ihren Weg durch den Ort nahmen, den Wein, den ihnen der Prälat, um allen Uebermuth von seinen Unterthanen abzuwenden, auf das Feld hinausführen ließ, mit Danksagung genossen und die Nacht wieder ihr Lager bezogen. Obgleich in derselben Nacht endlich die sehnlich erwartete Besatzung eintraf, bestand die Gefahr dennoch wochenlang fort. Verhandlungen mit den Bauern zu Melk und Schallaburg zerschlugen sich, weil die Rebellen auf dem Abzuge der kaiserlichen Truppen aus den aufrührerischen Gegenden bestanden, ihrerseits aber die ihnen gestellten Bedingungen nicht erfüllen wollten. Erst nachdem die Bauernschaaren, welche St. Pölten belagerten, von den kaiserlichen Truppen auf dem Steinfelde aufgerieben worden waren, leisteten auch die Unterthanen des Stiftes Melk von neuem Gehorsam. Die Gewandtheit, Festigkeit und Klugheit, welche H. bei dieser Gelegenheit bewiesen hatte, hatten zur Folge, daß er auch bei dem im Sommer 1601 im Salzkammergute wegen der Wiedereinführung der katholischen Religion entstandenen und erst zu Ende des Februar 1602 gewaltsam unterdrückten Aufstande im genannten und in den folgenden Monaten sich unter den kaiserlichen Commissären befand, welche zur Untersuchung und Dämpfung der Unruhen abgeschickt wurden.

1608 treffen wir H. als einen der Vertreter des österreichischen Prälatenstandes in jenem ständischen Ausschusse, der dem von Erzherzog Mathias ausgeschriebenen Preßburger Reichstage beiwohnte. Auch an den Verhandlungen in Böhmen zwischen dem Kaiser und Mathias soll H. als Abgeordneter der österreichischen Stände in vermittelndem Sinne theilgenommen haben (1608). — Dem Abte H. gelang, was sein Vorgänger Urban und er selbst bisher fruchtlos versucht: die Zurückführung des Marktes Melk zum Katholicismus, indem er um 16.. den öfter erneuerten landesfürstlichen Befehlen Folge leistend, den akatholischen Bewohnern von Melk nur zwischen dem Rücktritte zur alten Kirche und der Abstiftung und Auswanderung die Wahl ließ. Er selbst erlebte noch die gänzliche Umwandlung in den Gesinnungen der Bürgerschaft, welche während des Jahres 1619 deutlich zu Tage trat. H. nämlich, welcher die vorzüglichste Ursache des Verfalles der Klosterzucht und der Ordenspriester in der Vereinzelung der Benedictiner-Stifte und in der gänzlichen Unabhängigkeit ihrer Vorsteher von einander gefunden zu haben glaubte, ergriff mit großem Eifer die Idee, eine Congregation der österreichischen Benedictiner zu bewirken, und berief in dieser Absicht eine Versammlung mehrerer Aebte, welche im October 1618 im Stifte Melk stattfand. Obgleich indessen der Plan scheiterte, da die versammelten Aebte nur geringes Interesse für denselben hegten, so erweckte doch die zu Melk stattgefundene Versammlung den Verdacht der protestantischen Stände, welche meinten, daß auf derselben über gegen sie zu ergreifende Maßregeln verhandelt worden sei. Besonders der Stiftsnachbar Herr Ludwig von Starhemberg auf Bielach, Albrechtsberg, Sitzenthal und Wolfstein soll seine Glaubensgenossen in diesem Argwohn bestärkt und zu einem Angriffe auf die Landesfestung Melk ermuntert haben. Thatsache ist, daß, nachdem Graf Thurn bei seinem Einfall in Oesterreich 161. und 1619 vergeblich gegen Melk vorzudringen gesucht, der General-Landesoberst ob der Enns, Gotthard von Starhemberg, Ludwigs Bruder (Novbr. 1619), mit ständischem Kriegsvolk vor Melk erschien und die Abschaffung der kaiserlichen und Aufnahme einer ständischen Besatzung in Markt und Kloster forderte und da diese Zumuthung zurückgewiesen wurde, den Markt belagerte. Nur mit Mühe gelang es der aufopfernden Treue eines muthvollen Melkener Bürgers den in Wien weilenden Abt H. von dem gefahrvollen Zustande des Klosters und Marktes in Kenntniß zu setzen. Auf Bitten des Abtes beauftragte der Kaiser den Grafen Bucquoy, Melk eiligst zu entsetzen. In der That bewog außer dem tapferen Widerstand der schwachen Besatzung die Kunde von Bucquoy's Annäherung, die Feinde nach fünfwöchentlicher Belagerung von den Mauern Melk's abzuziehen. H. erlebte noch die Wendung des großen Krieges durch die Schlacht am weißen Berge und hatte die Genugthuung, daß sein Widersacher Ludwig von Starhemberg, der sich nunmehr unter den in die Acht Verfallenen befand, seiner Güter verlustig erklärt wurde. Von letzteren gelangte damals die Herrschaft Bielach durch Kauf an das Stift Melk. H. starb zu Wien am 2. März 1623.

Zeißberg.

Hofmann: Daniel H., 1538 zu Halle geboren, wurde nach Vollendung seiner theologischen und philosophischen Studien frühzeitig nach Helmstädt berufen, wo er anfangs als Professor der Dialektik und Ethik, hernach als Professor der Theologie und als Superintendent fungirte.. Ein entschiedener Anhänger Melanchthons wies er die Concordienformel und deren neue Christologie auf das Entschiedenste zurück, — worüber er mit Jacob Andreä und den anderen Vätern des Lutherthums in den bittersten Hader kam. Aber auch mit den Reformirten, mit Beza und Christoph Pezel gerieth er in Fehde. H. konnte sich eben einer einseitig antithetischen confessionalistischen Richtung von seinem streng Melanchthonischen Standpunkt aus nicht hingeben. Von allen Seiten verkannt und ver-

stoßen entschloß sich daher H. endlich von Helmstädt nach Wolfenbüttel zu seiner Schwester überzusiedeln, wo er 1621 starb. — H., eine durchaus unabhängige theologische Persönlichkeit, hat den Biographen, den er verdient, noch nicht gefunden.

Heppe.

Hofmann: Georg Wilhelm v. H., in Hessen geboren, war 1806 Secondelieutenant im preußischen Generalstabe, nahm dann seinen Abschied und trat 1812 in die russisch-deutsche Legion, wurde in russischen Diensten Oberst, trat nach dem Frieden 1814 wieder als Oberst in preußischen Dienst und führte 1815 eine Brigade im 1. Armeecorps, 1820 wurde er Generalmajor und Brigade-Commandeur, 1833 Generallieutenant und Divisions-Commandeur und nahm 1838 seinen Abschied. 1850 erhielt er den Charakter als General der Infanterie und starb 1860. Er ist der Verfasser des interessanten unvollendeten Tagebuchs des zweiten russischen Corps in den Feldzügen von 1812, 1813, 1814, herausgegeben von v. Hofmann, Generalmajor, Münster 1830.

v. Meerheimb.

Hofmann: Hans H., ein Nürnberger Maler, welcher sich durch seine sehr sorgfältig und fein ausgeführten Arbeiten, besonders auch Miniaturgemälde (in Gummifarben) auszeichnete. Er stellte gern Thiere, Blumen und Kräuter dar (im berühmten Praun'schen Cabinet zu Nürnberg waren davon 159 Blatt), malte aber auch Porträts und copirte die Gemälde von A. Dürer so vortrefflich, daß viele seiner Arbeiten noch heute für Originale von der Hand Dürer's gehalten werden. Er war seiner Zeit hoch geschätzt, erhielt u. A. im J. 1575 für „einen mit Oelfarb gemachten Hasen" 200 fl. und wurde 1584 von Kaiser Rudolf II. in dessen Dienst als „Hofmaler" nach Wien berufen, woselbst er um 1600, einige sagen 1592, starb.

Doppelmayr, Nachricht von Nürnbergischen Künstlern.

R. Bergau.

Hofmann: Johann H., Freih. zu Grünbüchel und Strechau, Sohn Friedr. H. des Jüngeren und der Margarethe Püchlerin, welche diesem die Herrschaft Grünbüchel bei Rottenmann zubrachte. Um 1492 geb., reiste H. nach dem Tode Kaiser Maximilians I. 1519 als einer der Abgeordneten Steiermarks mit Sigmund v. Herberstein nach Spanien zu dem neuen Landesherrn Karl (V.), fungirte als erzherzoglicher Commissar 1522 bei der Erbhuldigung in Krain, und erscheint seit 1527 als Hauptmann zu Wiener Neustadt und Schatzmeister König Ferdinands, der ihm 1541 zum Lohn für seine Dienste die Veste Strechau an der Ausmündung des Palten und des Ennsthales verlieh. Von ihm schreibt sich größtentheils die heutige äußere Gestalt der imposanten Felsenburg Strechau her. Auf dem Reichstage zu Augsburg 1530, desgleichen auf den Reichstagen von 1547—1548 treffen wir neben anderen Räthen König Ferdinands auch unseren H., von welchem der venetianische Botschafter am Hofe des römischen Königs Bernardo Navigiero (1547), indem er ihn neben Gienger stellt, bemerkt, daß er „Alles in Allem" und der „tüchtigste Mann" sei, den der König habe. Als Burggraf von Steier (seit 1532) suchte er die Verbreitung der evangelischen Lehre wachsam zu verhindern; später bekannte er sich selbst zum neuen Glauben. Anfangs wenig begütert, erwarb er sich mit der Zeit ein fürstliches Vermögen, das er gleich vielen anderen Capitalisten jener Zeit im Bergbau fruchtbringend zu machen suchte. So entdeckte und baute er am Arzberg bei Losenstein im Lande ob der Enns auf Eisen, zu Gonnowitz und Tüffer bei Cilli in Steiermark auf Silber und Blei. König Ferdinand erhob ihn und sein Geschlecht am 22. März 1540 mit dem Titel: Freiherr zu Grünbüchel und Strechau in den Herrenstand und belehnte ihn und seine Nachkommen (1540) mit dem Erblandhofmeisteramte in Steiermark und 1559 mit dem durch das Aussterben der Grafen von Schaumberg erledigten

Erbmarschallamte in Oesterreich und Steiermark. H. starb am 18. Juli 1564 auf dem Schlosse zu Steier. Seine erste Gemahlin war Potentiana, Tochter Wolfgangs v. Oberburg, seine zweite Clara, Tochter Wolfgangs Freiherrn v. Rogendorf. H. hinterließ drei Söhne, die Stifter der österreichischen, der steiermärkischen und der mährisch-schlesischen Linie seines nunmehr erloschenen Hauses. Seine Enkel aus der steirischen Linie waren eifrige Protestanten, mußten aber später nach Franken auswandern, wohin sich auch seine an Septimius, Freiherrn v. Jörger vermählte Urenkelin Anna Potentia begab, nachdem sie Strechau an das Stift Admont verkauft hatte.

Bergmann, J., Medaillen auf berühmte und ausgezeichnete Männer des österr. Kaiserstaates, I. 203 ff. Zeißberg.

Hofmann: Johann Jacob H. (Hoffmann), Historiker, geb. in Basel den 11. September 1635, † ebendaselbst den 10. Mai 1706. — H. studirte auf der Universität seiner Vaterstadt, erwarb 1650 die Würde eines Doctors der Philosophie, widmete sich dann dem Studium der Theologie und wurde 1655 nach bestandenem Examen in die baslerische Geistlichkeit aufgenommen. Da ihm seine Gesundheit die Annahme einer Pfarrstelle nicht erlaubte, gab er sich mit Ertheilung von Privatunterricht ab, bis er 1667 die Professur der griechischen Sprache an der Universität erhielt, die er 1683 mit derjenigen der Geschichte vertauschte. Bald darauf (1685) erwarb er bei Gelegenheit der Bewerbung um eine theologische Lehrstelle, die ihm indessen nicht zu Theil wurde, den Doctorgrad in der Theologie. Aus seiner Vaterstadt soll er nie herausgekommen sein. — H. hat verschiedene philosophische und staatswissenschaftliche, sowie einige theologische Abhandlungen veröffentlicht, auch lateinische Gedichte, in deren Anfertigung er eine große Gewandtheit besaß, herausgegeben, seine Hauptthätigkeit als Schriftsteller hat er aber darauf gerichtet, den Stoff des historischen Wissens in übersichtlicher Weise zusammenzufassen und zugänglich zu machen. Vor allem hat er sich bekannt gemacht durch sein „Lexicon universale historico-geographico-chronologico-poetico-philologicum", das zuerst in Basel im J. 1677 in zwei starken Foliobänden erschien. Diesen ließ er ebendaselbst im J. 1683 eine dreibändige „Continuatio" folgen, später arbeitete er das Ganze zu einer neuen Ausgabe um, die im J. 1698 in vier Folianten in Leyden erschien. Daneben verdienen die beiden Handbücher der allgemeinen Geschichte und der Papstgeschichte („Epitome metrica historiae universalis civilis et sacrae .. cum enarratione historico-chronologica ..", Basel 1686, und „Historia paparum .. brevi metro comprehensa cum enarratione historico-chronologica ..", Basel 1687) genannt zu werden, in denen nach Art der Bibliotheca poëtica des Joh. Petrus Lotichius der Inhalt jedes Kapitels in einem vorangestellten Tetrastichon kurz zusammengefaßt wird. Eigenthümlich für einen Protestanten ist der Plan, den er in der Papstgeschichte durchgeführt hat, diese zu einem Rahmen zu machen, innerhalb dessen über das Wichtigste, was sich seit Christi Geburt in der Weltgeschichte überhaupt zugetragen hat, berichtet wird.

Vgl. Leu, Historisches Lexicon; (Herzog), Athenae Rauricae, die jedoch beide in Betreff der Ausgaben des Lexicons Unrichtigkeiten enthalten.

W. Vischer.

Hofmann: Johann Christian H., Geistlicher und Reisebeschreiber, geb. 1650 zu Bischhausen bei Waldkappel (Hessen), faßte früh den Entschluß, fremde Länder und Völker zu sehen, widmete sich zu diesem Zwecke der Gottesgelehrsamkeit und ward 1671 auf sein Ersuchen als Prediger von der Ostindischen Compagnie zu Amsterdam nach Mauritius gesandt. Hier blieb er bis 1675, ging dann nach Batavia und kehrte von dort als Schiffsprediger 1676 nach Europa zurück. Er verehelichte sich nun in seiner Heimath, und Landgraf Karl, dem er

ausführlichen Bericht seiner Reisen gegeben, verlieh ihm 1678 die Predigerstelle zu Heckershausen bei Cassel, wo er 1682 starb. — H. schrieb: „Ost-Indianische Voyage, oder eigentliches Verzeichnüs, worin nicht nur einige merkwürdige Vorfälle, die sich Theils auf einer Indischen See-Reise, Theils in India selbst begeben und zugetragen; Sondern auch unterschiedliche Länder, frembde Völcker, seltzame Thiere und arthige Gewächse rc. der Oerter kurz und deutlich angewiesen werden." Cassel 1680. Das Büchlein ist die Arbeit eines Mannes, der mit naiver Neugier und Freude alles Neue beobachtet, das sich ihm bietet, und der das Gesehene in ungezierter thatsächlicher Darstellung wahrheitsgetreu mittheilt.

Strieder, Hess. Gelehrtengesch., Bd. II. Ratzel.

Hofmann: Johann Moritz H., Sohn von Moritz H., Arzt (s. u. S. 637), den 6. Oct. 1653 in Altorf geboren, hatte in seiner Vaterstadt und in Frankfurt a/O., später während zweier Jahre in Padua Medicin studirt, sodann eine wissenschaftliche Reise durch Italien gemacht, und war im Jahre 1674 in seine Heimath zurückgekehrt, wo er im Jahre darauf die Doctorwürde erlangte. Im Jahr 1677 wurde er daselbst zum Professor extraordinarius der Anatomie, bald darnach zum Professor ordinarius ernannt, fünf Jahre später wurde ihm der Lehrstuhl der Chemie und, nach dem Tode seines Vaters, auch der der Botanik übertragen. Im J. 1709 legte er sein Amt als Lehrer der Anatomie nieder und übernahm die Professur der praktischen Medicin, welche er vier Jahre lang verwaltete. Im J. 1713 siedelte er nach Ansbach an den Hof des Markgrafen als Leibarzt desselben über und hier ist er in einem Alter von 74 Jahren am 31. Oct. 1727 gestorben. — Von seinen zahlreichen, meist als Gelegenheitsschriften veröffentlichten litterarischen Arbeiten (vgl. das Verzeichniß derselben in Haller, Bibl. anat., I. 637 und Bibl. med.-pract., III. 372) verdienen besonders die von Frank vertheidigte Dissertation „De gustu", 1689, welche eine gute Schilderung der anatomischen Verhältnisse des Mundes und Rachens gibt, und die „Disquisitiones corporis humani anatomico-pathologicae". 1713, eine Art pathologisch-anatomischen Handbuches, nach fremden und eigenen Beobachtungen bearbeitet, namentlich hervorgehoben zu werden.

Ueber sein Leben rc. vergl. Niceron, Mémoires, XVI. S. 350.

A. Hirsch.

Hofmann: Johann Christian Konrad v. H., berühmter Theologe, war am 21. December 1810 zu Nürnberg geboren als der Sohn geringer, auf ihren kärglichen Verdienst angewiesener Gewerbsleute und wuchs deshalb in sehr beschränkten Verhältnissen auf, zugleich aber auch in strenger Zucht und engstem Zusammenhange mit der Kirche. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, welches unter dem Rectorate des berühmten Schulmannes K. L. Roth seine Blüthe erreicht hatte, und bezog 1827 die Universität Erlangen, um Theologie und vor allem Geschichte zu studiren, wo er sich der Burschenschaft anschloß. Hier wurden ihm, wie so vielen Jünglingen, zwei Männer zum Segen, welche im Gegensatze zu dem noch herrschenden Rationalismus mit Entschiedenheit das positive Christenthum vertraten: der reformirte Pfarrer und Professor Krafft und Karl v. Raumer. Führte ihn jener in die hl. Schrift, so dieser in die Tiefe bußfertiger Selbsterkenntniß ein. 1829 siedelte er nach Berlin über, wo ihm eine Hauslehrerstelle im gräfl. Bülow-Dennewitz'schen Hause ermöglichte, seinen Aufenthalt bis zum J. 1832 auszudehnen. Als Lehrer glänzten dort Hegel in der Philosophie, Neander und Hengstenberg in der Theologie, in beiden Schleiermacher: aber H., von Hengstenberg durch die Ungeschichtlichkeit seiner exegetischen Methode, von Schleiermacher durch die „Leichtfertigkeit" seiner neutestamentlichen Kritik abgestoßen, ging frühzeitig seine eigenen Wege. Leopold v. Ranke zog ihn in einer Weise an, daß er den Entschluß faßte, sich ausschließlich dem Studium der Geschichte hinzugeben. Er be-

schäftigte sich eingehend mit den Quellen für eine Darstellung des Sevennenkriegs und vertiefte sich gleichzeitig in unsere größten Dichter, vorab in Shakespeare. — Nachdem er sich 1832 in Ansbach der theologischen Aufnahmsprüfung für die Candidaten des Predigtamtes unterzogen hatte, wurde er sofort Lehrer für Religion, Geschichte und hebräische Sprache am Gymnasium zu Erlangen, 1835 Doctor der Philosophie und Repetent der Theologie. Als Frucht seiner historischen Studien veröffentlichte er 1837 die Erstlingsschrift, eine „Geschichte des Aufruhrs in den Sevennen unter Ludwig XIV."; zwei Jahre darauf sein „Lehrbuch der Weltgeschichte für Gymnasien", welches 1842 eine zweite Auflage erlebte, aber um seiner pragmatischen Prägnanz willen ohne lebensvolle eingehende Ergänzungen im mündlichen Vortrag nicht zum Ziele führte und deshalb außer Gebrauch gesetzt wurde. Für die Kenner der Geschichte bleibt es ein höchst werthvoller Führer durch ihr reiches Gebiet. Erst 1838 habilitirte sich H. als Privatdocent an der theologischen Facultät und warf sich nun mit der ganzen Energie seines Denkens und Wollens auf die Erforschung der hl. Schrift nach Entstehungsgeschichte und Inhalt. Im Gegensatze zu Hengstenberg, welcher die alttestamentliche Weissagung lediglich als Vorhersagung und ohne nächsten Zusammenhang mit dem geschichtlichen Verlaufe auffaßte, führte er, 1841 zum außerordentlichen Professor ernannt, in seinem grundlegenden theologischen Werke „Weissagung und Erfüllung" die organische Verbindung zwischen jener und dieser durch, indem er die Prophetie als inspirirtes Schauen der innersten Bedeutung der heilsgeschichtlichen Vorgänge darstellte, welche im neuen Testamente selber in geschichtlichen Vorgängen zu Tage tritt und so die Deutung des Vorausgegangenen gibt. Somit stellt er sich in Behandlung der hl. Schrift entschieden auf den Boden der Geschichte, auf welche ihm das Wort der Weissagung das rechte Licht wirft, in welchem sie selbst wieder zur Weissagung wird. So wird die ganze Heilsgeschichte im organischen Fortschreiten ein der Vollendung entgegengehendes Ganzes, dessen Mittelpunkt die Erscheinung und Verklärung Christi, dessen Anfang die Vorausdarstellung Christi im Leben unserer Natur und dessen Ende die Verklärung seiner Gemeinde ist. Damit folgt er der exegetischen Richtung, welche Bengel und Crusius angebahnt haben. Den zweiten Theil dieses Werkes schrieb er in Rostock, wohin er 1842 berufen worden war.

Im J. 1845 wurde Harleß, welcher bis dahin in Erlangen als Professor der Theologie eine glänzende Wirksamkeit entfaltet hatte, weil er durch sein freimüthiges Auftreten im Landtage dem Abel'schen Ministerium mißliebig geworden war, als Consistorialrath nach Bayreuth versetzt; H. wurde in die Lücke gerufen; er blieb bis zu seinem Tode dem heimathlichen Lehrstuhle treu, so ehrenvolle Berufungen auch an ihn ergangen sind. Mit ihm begann ein neuer Aufschwung der Facultät: seiner Zuhörer waren oft so viele, daß die gewöhnlichen Hörsäle nicht ausreichten, sondern ein Raum in dem alten markgräflichen Schlosse adaptirt werden mußte; seine exegetischen Vorlesungen, seine Hermeneutik, seine Ethik, seine Encyklopädie zogen Zuhörer aus der weitesten Ferne an. „Wegen Thomasius kommen wir, wegen H. bleiben wir", pflegten die Norddeutschen zu sagen. In den Jahren 1852—56 erschien sein zweites, drei Bände umfassendes Werk „Der Schriftbeweis", mit welchem er in Gegensatz trat gegen die bisherige Art aus der hl. Schrift den Beweis für die Glaubenswahrheiten zu führen, indem man immer nur Einzelnes mit Einzelnem zu beweisen suchte, während er die Aufgabe so stellte und zu lösen suchte, daß das Ganze des Systems mit dem Ganzen der Schrift sich decke. Er schickte deswegen dem eigentlichen Beweise ein geschlossenes Lehrsystem voraus, welches bewiesen werden sollte und welches ihm nichts anderes war, als Entfaltung des einfachen Thatbestandes, welcher den Christen zum Christen macht. Dieser einfache, gegenwärtige Thatbestand aber ist die in

Christo Jesu vermittelte persönliche Gemeinschaft Gottes und der Menschheit, welche einerseits Vollzug eines ewigen Verhältnisses, andererseits Anfang und Weissagung einer schließlichen Vollendung ist. So ist ihm das Ewige (Trinität, Prädestination) Voraussetzung des Geschichtlichen, das Geschichtliche aber zerfällt in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Vollzugs jenes ewigen Liebenswillens des Dreieinigen. Man hat ihn vielfach mit Schleiermacher zusammengestellt: es erhellt, wie er ihm nur in der Methode ähnlich war. Schleiermacher ging von der inneren Thatsache des subjectiven Frömmigkeitsgefühls, H. von dem objectiven Thatbestande der Gottesgemeinschaft aus; Schleiermacher legte als Maßstab die philosophische Kritik an, für H. war das Prinzip zugleich Maßstab der Kritik. Das hervorragende, in sich geschlossene Werk erregte allenthalben Aufsehen, in vielen Kreisen aber Anstoß und heftigen Widerspruch; einerseits nämlich hatte er einen streng kyriologischen und knappen Stil, andererseits vermied er die termini technici, endlich wich er in der Versöhnungslehre wirklich von der herkömmlichen Dogmatik ab, indem er das stellvertretende Strafleiden Christi leugnete. Philippi, Ebrard, selbst seine nächsten Collegen Thomasius und Harnack schrieben gegen ihn, aber er blieb bei seiner Darlegung und verlangte nach derselben Methode den Gegenbeweis aus der Schrift, wie er den Beweis geliefert hatte. Allein auf den Hauptzweck seines Buches, auf Wesen und Gesetz des Schriftbeweises, ging man überhaupt nicht ein. Während er nun (1856—59) vier „Schutzschriften für eine neue Weise, alte Wahrheit zu lehren", ausgehen ließ, besorgte er (1857—60) eine zweite Auflage seines Werkes, in welcher er sich auch mit seinen Gegnern auseinandersetzte. Statt aber den Streit weiter zu verfolgen, wendete er sich einer neuen Aufgabe zu, wie sie ihm als Schlußstein aus seiner heilsgeschichtlichen Gesammtanschauung erwuchs: einer Untersuchung der ganzen hl. Schrift neuen Testamentes in Bezug auf den Inhalt und die Entstehungsgeschichte der einzelnen Bücher desselben zum Zweck des Beweises ihrer Inspiration, welcher gleichfalls geschichtlich zu liefern sei; als Ausgangspunkt nahm er die Uebereinstimmung der Stelle Gal. 1, 11 — 2, 14, mit den betreffenden Stellen der Apostelgeschichte und bearbeitete mit einer seltenen Sorgfalt und einer staunenswerthen Energie einheitlichen Denkens die sämmtlichen paulinischen Briefe, zu welchen er auch den Hebräerbrief rechnete, die Briefe des Petrus, Judas und Jacobus; von da ging er zu dem zweitheiligen Werke des Lucas über; aber als er in dessen Evangelium zu 22, 66 gekommen war, nahm ihm der Tod die Feder aus der Hand.

So wissenschaftlich H. in der Methode war, so entschieden stand er auf der alten Anschauung: theologia est scientia eminens practica. Mit allem, was er schrieb, wollte er lediglich der Kirche dienen. „Ich kenne", äußert er sich in einem Briefe, „das Abstractum Wissenschaft nicht; ich kenne nur Bemühungen, welche der Ehre Gottes, und andere, welche der eigenen Ehre gewidmet sind." Die größte Freude machte es ihm, wenn seine Resultate von praktischen Geistlichen verwendet wurden; „glauben Sie", schrieb er an einen solchen, „daß ich es für etwas größeres achten würde, wenn ich einen Katechismus, als wenn ich eine Dogmatik verfassen könnte." Er betheiligte sich deshalb auch in Mecklenburg wie in Bayern an den Vereinen und Anstalten für äußere und innere Mission, ja er war sogar im Ausschuß für das Rettungshaus in Puckenhof. Ein wahrer Schatz sind seine zahlreichen Aufsätze in der Erlanger „Zeitschrift für Prot. und Kirche" (wie schon 1845 im Mecklenburger Kirchenblatt) historischen, polemischen, isagogischen, exegetischen, praktischen Inhalts, von welchen einen großen Theil Schmid gesammelt und unter dem Titel „Vermischte Aufsätze von Prof. v. Hofmann", Erl. 1878 herausgegeben hat. Bei seiner weit und reich angelegten Natur war er frei von aller pietistischen Einseitigkeit und Engherzigkeit und

hatte er Sinn für alles Schöne und natürlich Berechtigte. Vor allem beseelte ihn eine innige Vaterlandsliebe, welche namentlich durch den Umgang mit K. v. Raumer, dem ehemaligen Adjutanten Gneisenau's in den Freiheitskriegen Nahrung gefunden hatte. So nahm er denn an den politischen Bewegungen der Zeit den regsten Antheil, acceptirte sogar das Mandat eines Landtagsabgeordneten des Wahlkreises Erlangen-Fürth und trat, da es nur zwei Parteien gab, auf die Seite derjenigen, welche die Einheit Deutschlands auf ihr Programm geschrieben hatte, auf die Seite der Fortschrittspartei. Daß er dadurch in Collisionen kam, konnte nicht ausbleiben, auch hatte seine längere Entfernung von Erlangen und die monatelange Unterbrechung seiner Lehrthätigkeit nachtheilige Folgen für die Frequenz der Universität; daß man ihn jedoch gegnerischerseits als einen auf der Bahn der Abtrünnigen befindlichen hinstellte, war ein großes Unrecht. Allein er war nicht von der Art, welche sich von dem, was er als Pflicht ansah, durch die Kritik abwendig machen ließ. „Sie wird vorübergehen", schrieb er an einen jüngeren Freund, „wie so vieles Andere. Mag man aus meiner Person machen was man will, wenn nur meine Arbeit nicht vergeblich ist." H. war ein lauterer, unbestechlicher Charakter, wie sie immer seltener werden; wo er Einem persönlich nahe trat, ging eine versöhnende, Vertrauen erweckende Wirkung auch auf diejenigen aus, welche seine besonderen Anschauungen nicht theilten. Das zeigte sich besonders in der Stellung, welche er auf den Generalsynoden 1873 und 1877 als Abgeordneter der Universität einnahm. Fast einzig steht er da in der Liberalität, mit welcher er die Resultate seiner Forschungen jedem bot, der ihn, sei es zu wissenschaftlichen, sei es zu praktischen Zwecken darum anging, auch wenn er nicht auf dankbare Angabe der Quelle von Seite des Belehrten rechnen konnte: ihm war es durchweg nur um die Sache, nie um den eigenen Ruhm zu thun. Am 20. December 1877 raffte ihn der Tod in Folge einer Lungenentzündung nach kurzem Krankenlager hinweg; seinen 67. Geburtstag, welcher am andern Morgen anbrach, feierte er inmitten der vollendeten Gerechten. Er war vermählt mit Charlotte geb. Lamadé, hinterließ aber keine Kinder. Von seinen Vorlesungen wurden herausgegeben „Theologische Ethik", Nördl. 1878; nach seinem Tode „Encyklopädie der Theologie" 1879 von Bestmann; „Biblische Hermeneutik", 1880 von Volck.

Biographische Notizen und Ausführungen: Schmid, Vermischte Aufsätze von Prof. v. Hofmann, Erl. 1878. S. V—XXIII; Hannöversche Zeitschr. f. Volkskirche, 1878; Volck, Zur Erinnerung an Hofmann, Erl. 1878. Grau, Desgl. 1878; Hauck in Herzog's und Plitt's Realencyklopädie unt. d. Art. Hofmann.

Buchrucker.

Hofmann: Joseph Anton Vincenz H., katholischer Theologe, geboren am 22. Januar 1800 zu Innsbruck, † am 26. April 1863 zu Brixen. Er machte seine Studien zu Innsbruck und Brixen und als Alumnus des höheren Priester-Bildungsinstituts zum hl. Augustin (Frintianeum) zu Wien, wurde 1823 zu Brixen zum Priester geweiht und als Hülfsgeistlicher zu Obernberg in Tirol angestellt. 1828 wurde er Studienpräfect im fürstbischöflichen Seminar zu Brixen, 1832 ebendaselbst Professor der Hermeneutik des neuen Bundes und der griechischen Sprache, 1846 Consistorialrath und Professor der Moral und Erziehungskunde, 1854 Domcapitular. — H. gab 1846 die (umgearbeitete) dritte Auflage der Hermeneutica biblica von A. Arigler heraus (s. Biogr. I. 52; die erste Auflage war 1813, die zweite, von C. Unterkircher umgearbeitet, 18.. erschienen). In ähnlicher Weise besorgte er neue Ausgaben von Schriften seines Vorgängers auf dem Lehrstuhl der Moral und Erziehungskunde, Joseph Ambros Stapf, 1848—50 die zweite Auflage der (1841 erschienenen) „Christlichen

Sittenlehre", 1854 die fünfte Auflage der „Erziehungslehre", 1863 den ersten Band der dritten Auflage der Epitome theologiae moralis (der zweite Band wurde nach seinem Tode von S. Aichner herausgegeben). Für das Kirchenlexikon von Wetzer und Welte hat H. eine Reihe von guten Artikeln über einzelne Punkte der biblischen Hermeneutik geschrieben, für das „Archiv für katholisches Kirchenrecht" zwei kleine Aufsätze über Eherecht: über Domicil in Rücksicht auf Verkündigung der Ehe und Trauung (Bd. II [1857], S. 546) und über den Ort des Eheaufgebots (Bd. IV. [1859], S. 391). Reusch.

Hofmann: Kaspar H., Arzt, den 9. November 1572 in Gotha in ärmlichen Verhältnissen geboren, hatte zuerst in Leipzig, später in Straßburg, zuletzt in Altorf Medicin studirt. Mit einem Stipendium unterstützt, ging er nach Padua, wo er drei Jahre lang unter Hercules Saxonia, Fabrizio und Casserio seine Studien fortsetzte und sodann nach Basel, wo er sich des Unterrichtes von Felix Plater und Kaspar Bauhin erfreute und 1605 nach Vertheidigung seiner Dissertation „De lumbricis" promovirt wurde. Im folgenden Jahre kehrte er nach Nürnberg, wo eben die Pest wüthete, zurück; hier wurde er an Stelle des der Seuche erlegenen Prof. Taurellus zum „Pestarzte" ernannt, und darnach mit der durch den Tod des Genannten erledigten Professur der Medicin in Altorf betraut, wo er, mit Noth und Nahrungssorgen kämpfend, 40 Jahre lang docirte, bis eine mehrere Jahre bestehende Lähmung am 3. Nov. 1648 seiner rastlosen Thätigkeit und seinem Leben ein Ende machte. — H. war einer der gelehrtesten Aerzte seiner Zeit, aber ein Repräsentant jener sterilen Buch-Gelehrten des 17. Jahrhunderts, welche sich mit ihren Studien so tief in die alte griechische Medicin versenkten, daß ihnen für eine Bekanntschaft mit den Leistungen ihrer Zeitgenossen und mit den Fortschritten, welche die Wissenschaft machte, weder Zeit noch Lust blieb. — Er hatte es sich zur Lebensaufgabe gemacht, eine neue mit Verbesserungen, Varianten, Commentarien und Zusätzen versehene Ausgabe der Schriften Galen's zu besorgen und diesem Ziele mit allen Kräften, mit einer Selbstverleugnung, die eines höheren, fruchtbareren Zieles würdig gewesen wäre, aber auch mit einer Verbissenheit zugestrebt, welche ihn mit vielen seiner aufgeklärten Zeitgenossen, welche seine Gelehrsamkeit bewunderten, ohne derselben jedoch Geschmack abgewinnen zu können, und gegen welche er eine heftige Sprache führte und eine mit gehässigen, brutalen Ausfällen gewürzte Kritik übte, in die unangenehmsten Conflikte gebracht hatte. — Es ist ihm nicht vergönnt gewesen, das Ziel, welchem er zustrebte, zu erreichen, da ihn, bevor er einen Verleger für sein Werk gefunden, der Tod ereilte. So ist sein mühevolles Leben ein freud- und resultatloses geblieben; die Folianten von Sammlungen, welche er für die Ausführung seines wissenschaftlichen Planes angelegt hatte, sind in alle Winde zerstreut und seine zahlreichen anderweitigen litterarischen Producte, welche durch den Druck veröffentlicht waren (vergl. das Verzeichniß derselben in Haller, Bibl. anat. I. 328), sind einer frühzeitigen Vergessenheit anheimgefallen. — Der Versuch, das Andenken an H., als einen „deutschen Kämpfer für den Humanismus in der Medicin" aufzufrischen, ist als ein verfehlter zu bezeichnen.

Ueber sein Leben vgl. Bruno, Oratio de vita, moribus et scriptis C. H., Curiae Variscae 1661. — Volckamer, Oratio in laudem C. H., Francft. 1668 (1680). — Gerlach, Epistola de vita C. H., Mulhusii 1736. — Gruner, Natales et vita C. H., Jen. 1780. — Marx, Kasp. Hofmann, ein deutscher Kämpfer für den Humanismus in der Medicin, in Abhandl. der königl. Akademie d. Wissenschaften zu Göttingen (Göttingen 1873).

A. Hirsch.

Hofmann: Melchior H., reformatorischer Schwärmer und Prophet, geb. zu Schwäbisch Hall wol vor 1500, † in Straßburg 1543 oder 1544. Seines Gewerbes ein Kürschner, ohne jede wissenschaftliche Bildung und zeitlebens den Eingebungen einer bis zu Visionen sich steigernden Phantasie preisgegeben, dabei aber aufgeweckt und redebegabt, überzeugt und unerschrocken, reiste er mit seinem Handwerks- und Gesinnungsgenossen Melchior Rinck 1524 nach Schweden und predigte darauf die bilderstürmende und radicale Reformation mit Erfolg 152[5] und 26 in Dorpat. Der Aufenthalt in dieser Stadt war durch eine Reise nach Wittenberg unterbrochen gewesen, wohin er auch wieder zurückkehrte. Wie er sich aber schon auf der Reise mit Amsdorf verzankt hatte, so wurde er jetzt auch von Luther kalt empfangen. Was ihn den Reformatoren lästig werden ließ, tritt schon in seiner 1527 gedruckten Auslegung des 12. Capitels im Daniel deutlichst zu Tage: eine theils theosophisch, theils spiritualistisch angelegte Abendmahlslehre, schwärmerische Erwartung des auf 1533 angesetzten Weltendes, absolut demokratische Grundsätze in Bezug auf Kirchenverfassung, wie Forderung der freien Predigerwahl, Laienpredigt etc. Gleichwol wurde er noch im selben Jahr von Friedrich I. von Dänemark in Kiel angestellt und fühlte sich nicht wenig als „königlicher Würden gesetzter Prediger". Während aber seine eigenen Predigten bald einen bizarren und injuriösen Charakter annahmen, verwickelte ihn sein alter Feind Amsdorf, unterstützt durch den Schleswiger Pfarrer Marquard Schuldorp, mit dem Hofprediger des Kronprinzen Christian, Eberhard Weidensee in eine Reihe gefährlicher Controversen, zuletzt über das Sacrament des Altars. Nachdem er über diesen Gegenstand am 8. April 1529 zu Flensburg in Gegenwart des Kronprinzen und Bugenhagen's disputirt und dabei die reale Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl geleugnet hatte, wurde er mit Weib und Kind aus dem Lande gejagt und sein Haus geplündert. Der Verbannte wandte sich nach der, damals wegen ihrer Toleranz gegen die Sekten bekannten, Reichsstadt Straßburg, wo er von nun ab sein ständiges Quartier aufschlug, als Conventikelprediger und Prophet einen zahlreichen Anhang, besonders in den unteren Volksklassen, fand und im Verlauf von drei Jahren eine Reihe von Schriften veröffentlichte, wie „Auslegung der himmlischen Offenbarung Johannis", „Weissagung aus heiliger göttlicher Schrift von ... der Zukunft des türkischen Tyrannen", „Prophezeiung oder Weissagung aus der h. Schrift von allen Wundern und Zeichen bis zur Zukunft Christi", „Der Leuchter des alten Testaments ausgelegt", „Von der Menschwerdung", „Das freudenreiche Zeugniß vom wahren, friedereichen, ewigen Evangelium". Unterbrochen war dieser Straßburger Aufenthalt durch eine zweimalige, wahrscheinlich dreimalige Anwesenheit in den Niederlanden, wo H. namentlich in Emden einen Haufen von begeisterten Anhängern um sich sammelte und in die für ihn verhängnißvolle Verbindung mit den Wiedertäufern trat. Der Prophezeiung eines dieser Gemeinde angehörigen alten Mannes trauend, kehrte er 1533 nach Straßburg zurück, wo er zwar, wie ihm geweissagt worden war, bald gefangen gesetzt, keineswegs aber, wie er weiter gehofft hatte, nach einem halben Jahre wieder befreit wurde, um den Erdkreis zu seiner Lehre zu bekehren. Zunächst mußte er sich am 11. Mai vor einer, gegen die Wiedertäufer gehaltenen, Synode, auf welcher Butzer das Wort führte, wegen vier ihm zur Last gelegten „erschröcklichen irrthümer" verantworten: er sollte nämlich im Punkt der Menschwerdung gnostisch und monophysitisch, über die Erlösung pelagianisch, über die Sündenvergebung novatianisch gelehrt und endlich die Kindertaufe verworfen haben. Unschwer ist übrigens zu erkennen, daß, was in Straßburg den nachhaltigsten Widerwillen gegen ihn hervorgerufen hatte, seine, auch nachher noch beharrlich wiederholte Weissagung war, daß diese Stadt dazu bestimmt sei, nach blutigen Katastrophen

zum himmlischen Jerusalem zu werden, daraus 144 000 Sendboten hervorgehen und alle Welt bekehren würden. Nicht ohne Grund befürchtete der Rath, die Anhänger Hofmann's möchten der Stadt etwa ein Geschick bereiten, wie es wenige Jahre nachher über das westfälische Münster hereingebrochen ist. Da überdies einige seiner Anhänger außer der Kindertaufe und dem äußeren Gottesdienste, auch die Ehe verwarfen, wurde H. noch im Sommer 1533 in das Gefängniß gebracht, wo er etwa zehn Jahre später gestorben ist. In vieler Beziehung war er mittlerweile in Folge von Unterredungen mit Butzer und Hedio zu milderen Ansichten gelangt, aber die gefährlichen Prophezeiungen konnte er nicht lassen. Vergebens ließ ihm der Magistrat das Papier wegnehmen. Er vertraute die Ausgeburten seines Gehirns nunmehr den Decken und Blättern der Bücher an, die man ihm gab, und schrieb, als man ihm auch diese nahm, zuletzt auf Tücher. Nach seinem Tode kam die Wiedertäuferei in Straßburg in schnelles Abnehmen; seine Anhänger in Emden waren schon lange vorher vertrieben und die hervorragendsten derselben im Haag hingerichtet worden.

Krohn, Melchior Hofmann und die Secte der Hofmannianer, Leipzig 1758. T. W. Röhrich, Geschichte der Reformation im Elsaß, Straßburg 1830—32. Zur Geschichte der straßburgischen Wiedertäufer: Zeitschrift für historische Theologie, 1860, S. 3 ff. G. Herrmann, Essai sur la vie et les écrits de M. Hofmann, Straßburg 1852. L. Hauth, Les anabaptistes à Strasbourg en temps de la réformation, Straßburg 1860.

H. Holtzmann.

Hofmann: Moritz H., Arzt, ist den 20. Septbr. 1622 in Fürstenwalde (Mark Brandenburg) geboren. Nach dem Tode seiner Eltern von seinem Onkel, Prof. Rößler in Altorf, erzogen, hatte er sich hier und später (seit 1641) in Padua dem Studium der Medicin gewidmet, seine Thätigkeit aber vorzugsweise der Anatomie und Botanik zugewendet. Im J. 1644 kehrte er nach Altorf zurück, erlangte hier den medicinischen Doctorgrad, wurde 1648 zum Professor extraordinarius der Anatomie und Chirurgie und 1649, nach Kaspar Hofmann's Tode, zum Professor ordinarius der Medicin ernannt, nach Jungermann's Hinscheiden (1653) auch mit dem Lehrstuhle der Botanik betraut und in diesen Aemtern ist er bis zu seinem am 20. April 1698 erfolgten Tode verblieben. — Mit seiner wissenschaftlich-litterarischen Thätigkeit hat er sich ausschließlich auf den Gebieten der Anatomie und Botanik bewegt und die Resultate seiner Arbeiten (vgl. das Verzeichniß derselben in Haller, Bibl. anat. I. 416 und in Biogr. méd. V. 264) zumeist in akademischen Gelegenheitsschriften und Programmen niedergelegt. — Am bekanntesten ist H. als der Entdecker des Ausführungsganges der Bauchspeicheldrüse, den er 1641 zur Zeit seiner Studien in Padua unter Vesling bei der zootomischen Untersuchung eines Truthahns gefunden hatte (er erwähnt dieser Entdeckung auch in einer den Gegenstand vollständig behandelnden Dissertation „De nutritione", 1648), und der nach Wirsung, der diesen Ausführungsgang eben dort etwas später auch am Menschen nachgewiesen hatte, als „ductus Wirsungianus" bezeichnet worden ist.

Ueber Hofmann's Leben vgl. Memoria M. H., Altorfii 1699. Mit Bildniß. — Kornhardt, Nachricht von M. Hofmann, Berlin 1737.

A. Hirsch.

Hofmann: Samuel H., Maler, geb. 1591 oder 92 in Zürich, † 1648 in Frankfurt a. M. Er war der Sohn eines reformirten Pfarrers, der früh des Knaben Talente erkannte und ihn von Gotthard Ringgli, einem in Zürich und Bern geschätzten Maler in die künstlerische Laufbahn einführen ließ. Nach vollendeter Lehrzeit begab sich H. nach Antwerpen; der Ruf von Rubens' Schule hatte ihn dorthin gezogen und es glückte ihm auch, in dieselbe aufgenommen zu

werden. An Rubens' Lehren und durch Abmerken seiner Kunstgriffe — wie Houbraken sich ausdrückt — bildete sich H. bald zu einem guten Maler aus. Später ließ er sich in Amsterdam nieder. Schon damals scheint er sich einen Namen erworben zu haben. 1624 (nach Sandrart und Houbraken 1628) kehrte H. nach Zürich zurück und hier eröffnete sich dem Meister ein Wirkungskreis wie ihn wenige seiner Landsleute in der Heimath gefunden haben. Seinen Leistungen im Porträtfache besonders wurde die Anerkennung in hohen und weiten Kreisen zu Theil. Houbraken nennt als Hofmann's Auftraggeber den Herzog von Mailand, auch für den Herzog von Rohan hatte er mehrere Bilder zu malen; andere hohe Besteller führt Sandrart an. Dann wurde H. auch außer Landes berufen, nach Lindau, wo er 1631 das jetzt im Museum zu Freiburg im Uechtland befindliche lebensgroße Reiterbildniß des Commandanten Peter König malte und wahrscheinlich 1639 nach Breisach, wo sich Herzog Bernhard von Weimar und andere vornehme Persönlichkeiten von ihm porträtiren ließen. 1640 im Sommer muß H. wieder in Zürich gewesen sein, dann zog er nach Frankfurt a/M., wo er auch einige Historienbilder malte: ein „großes Stück im (am sagt Houbraken) Rathhause und den „Einzug Gustav Adolfs in Frankfurt", welch letzteres Bild sich noch zu Füßli's Zeit (Allg. Künstlerlex., II. Th. 1806) in einem dortigen Privatcabinete befand. H. ist 1648 (nach Houbraken's wol irrthümlicher Angabe schon 1640) zu Frankfurt am Podagra gestorben.

H. ist unter den Schweizer Künstlern des 17. Jahrhunderts unstreitig der bedeutendste und er dürfte als Vertreter des Porträtfaches auch in weiteren Kreisen unter den deutschen Zeitgenossen überhaupt, eine hervorragende Stellung zu beanspruchen haben. Mit großer Unmittelbarkeit der Auffassung verbindet er eine einfache, ungesuchte, immer treffende Charakteristik. Seine Bildnisse geben nicht blos die äußeren Erscheinungen wieder, sondern es spricht sich in denselben die ganze Tiefe des Seelenlebens aus. Einzelne Werke zeigen, daß er auch den großen Porträtstil in hohem Grade sich angeeignet hatte. Sein Vortrag ist energisch, H. scheint mit einer frischen Routine gemalt zu haben, die ihn alles Miniaturmäßige vermeiden und doch eine treffende Specialisirung der Stoffe erreichen ließ. Manche seiner Porträte charakterisiren sich durch etwas schwere schwarze Schatten, was ohne Zweifel mit seiner raschen Praxis zusammenhängt und sich daraus erklärt, daß er die weiße und schwarze Untermalung, da wo sie die kalten Töne produciren mußte, nicht zu decken pflegte. Im übrigen ist seine Palette warm, zuweilen sogar von einer leuchtenden Kraft. Die meisten seiner Arbeiten dürften in Zürich und Umgebung zu finden sein, so das vornehme 1629 datirte Bildniß einer Dame in ganzer Figur im Landgute zur Schipf bei Herrliberg, von welchem Gemälde der alte Füßli sagt, „daß es ein Vandyk nicht besser hätte mahlen können". Andere Bilder (die Porträte des Antistes Breitinger und des Professors Thommann, 1640) besitzen die Stadtbibliothek und die Künstlergesellschaft in Zürich. In der Sammlung der letzteren befinden sich zwei Stillleben und der „Zinsgroschen". Das letztere Bild bestätigt durch seinen fast nüchternen Realismus das Urtheil älterer Berichterstatter, die an Hofmann's Werken die große Naturtreue bewundern, im übrigen die Eigenschaften des Componisten und ein schöpferisches Genie ihm absprechen. Eine Tochter Hofmann's Magdalena, kehrte 1671 als verwittwete Stüwart von Amsterdam nach Zürich zurück, wo sie als Blumenmalerin zu Ansehen gelangte. Ein tüchtiger Schüler Hofmann's war der Züricher Joh. Konrad Fries.

Sandrart, Teutsche Akademie, Bd. II. 1679, 2. Haupttheil, III. Th. S. 72. A. Houbraken's Große Shouburgh der niederl. Maler und Malerinnen. Uebers. v. A. v. Wurzbach, Bd. I. S. 39 (Quellenschr. für Kunstgeschichte, hsgeb. von R. Eitelberger v. Edelberg). Jakob Campo Weyer

mann, De Levens-Beschryvingen der nederlandsche Konst-Schilders, I. 's Gravenhage 1729. Leu, Allg. Schweizer. Lexikon, Bd. X. und Supplement III. Thl. J. C. Füßli, Gesch. der besten Mahler in der Schweiz, I. Thl., Zürich 1755. Ders., Geschichte der besten Künstler in der Schweiz, I. Bd., Zürich 1769. H. H. Füßli, Allg. Künstlerlexikon, II. Thl., Zürich 1806. C. W. Hardmeyer, Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft in Zürich für 1845, S. 9. Wilhelm Füßli, Zürich und die wichtigsten Städte am Rhein, Bd. I, Leipzig 1846, S. 98 u. 163. J. R. Rahn.

Hofmann von Hofmannswaldau: Christian H. v. H. (Haupt der zweiten schlesischen Dichterschule), wurde geb. am 25. Decbr. 1617 (nicht 1618) zu Breslau als Sohn des schlesischen Kammerrathes Johann H., der 1612 von Kaiser Matthias mit dem Zusatze zu seinem Namen „von Hofmannswaldau" geadelt worden war. Dieses Zusatzes bediente sich der Sohn selten; er zeichnete sich meist Christian H., achtete also ähnlich wie M. Opitz den in seiner Zeit so leicht erreichbaren Briefadel gering. Seine wissenschaftliche Bildung erhielt er in seiner Vaterstadt auf dem Gymnasium zu St. Elisabeth unter Elias Major und Christoph Colerus, später zu Danzig unter Mochinger. Hier verkehrte er auch täglich mit dem seit August 1636 dorthin übergesiedelten M. Opitz, dessen Dacia antiqua er versichert, vielfach in der Hand gehabt zu haben. Ein noch vorhandenes, von Opitz nach Leyden an H. gerichtetes Schreiben (Januar 1638) bestätigt dessen Werthschätzung des Jünglings. Dorthin war dieser nach zweijährigem Aufenthalte in Danzig 1637 gegangen, und dort studirte er 13 Monate lang unter Salmasius, Voß und Boxhorn. Von hier begleitete er einen Fürsten Fremonville über Amsterdam nach England und erlernte dessen Sprache, dann nach Frankreich, wo er in Paris mit den bedeutendsten Gelehrten, als Grotius, de Thou, Petavius u. a. in Verkehr trat. In Italien hielt er sich längere Zeit in Genua, Pisa und Siena auf, besuchte dann Rom, knüpfte auch dort Beziehungen zu Naudeus, Holstein u. a. an und kehrte dann nach sechsjähriger Abwesenheit über Florenz, Bologna, Venedig und Wien in seine Vaterstadt zurück. Hier fesselte man ihn 1643 durch eine Heirath und gab ihm drei Jahre später noch vor dem gesetzmäßigen Alter von 33 Jahren eine der ersten Stellen im Rathe der Stadt. Sendungen an den Regensburger Reichstag (1653) und wiederholte (1657, 1660 und 1669) nach Wien verschafften ihm mit der Gunst des Hofes 1657 den Titel eines kaiserlichen Rathes, und als 1677 der Rathspräses Johann Götz von Schwanenflies starb, wurde H. einstimmig zu dessen Nachfolger erwählt. Jedoch bekleidete er dies Amt nur zwei Jahre; hochgeachtet um seiner Rechtschaffenheit und Pflichttreue und allgemein verehrt um seiner Wohlthätigkeit und Humanität willen starb er mit Hinterlassung zweier Söhne am 18. April 1679. Sein College, der Rathssyndicus Daniel Kaspar v. Lohenstein hielt ihm am 30. April die Gedächtnißrede, die später gedruckt, die Hauptquelle für seine Lebensverhältnisse geworden ist, während über seinen inneren Bildungsgang die Vorrede zur Ausgabe seiner Uebersetzungen und Gedichte die beste Auskunft gibt. Darnach hatte er schon als neunjähriger Knabe seine Freude am Theuerdank und lernte an ihm die Silben zählen; später bildete er sich an Opitzens „reiner Schreibart" und weiter an den alten lateinischen Dichtern und den neueren Frankreichs, der Niederlande, Englands und vornehmlich Italiens. Seine Kenntniß der fremdländischen Litteratur thut er in oben genannter Vorrede dar durch eine Darstellung ihrer Geschichte und eine Charakteristik ihrer bedeutendsten Dichter. Aber auch in der älteren deutschen Litteratur zeigt er sich, vielleicht infolge der Anregung eines M. Opitz, unterrichteter als seine Zeitgenossen, wie seine Citate aus Ottfried, Konrad von Würzburg, Wolfram von Eschenbach, ja Walter von der Vogelweide u. a. beweisen, deren Werke er zum Theil nur aus den Handschriften kennen und würdigen gelernt haben konnte.

Auch Hans Sachs schätzt er höher als sein Zeitalter that; durch Opitz sieht er die deutsche Poesie jeder ausländischen gleichgestellt, höchstens von der italienischen noch übertroffen; namentlich gilt ihm Marini als Vorbild. Frühzeitig hat er selbst Hand ans Dichten gelegt. Aus seiner Jugend stammt offenbar die große Menge jener lyrischen Lieder, die erst nach seinem Tode gedruckt wurden. „So bunte Gedanken", erklärt er 1679 selbst, „schickten sich besser für 26 als 62 Jahre." Als Jugendarbeit bezeichnet er ferner die Uebersetzung des „Sterbenden Socrates" aus dem Französischen von Theophile, der den Phädon Platos übertragen und mit eigenen Versen reichlich ausgestattet hatte. Da H. ferner in der Vorrede zu den Heldenbriefen es verschmäht, wie „vormals" das Werk eines berühmten Ausländers zu übersetzen, so hat er offenbar auch den Pastor fido von Guarini schon in jüngeren Jahren übersetzt, und die Hinweisung auf zwei schon vorhandene Bearbeitungen wird nicht auf die des jüngeren v. Abschatz (geb. 1646) zu beziehen sein. Es ist nach aller Kenner Urtheil eine sehr schwache Arbeit. Das bedeutendste Werk eigener Erfindung in der mit seiner Bewilligung und vor seinem Tode herausgegebenen Sammlung seiner Gedichte sind „Die Heldenbriefe", eine Nachahmung der Heroiden von Ovid. Zur Wahl dieser Dichtungsgattung hatte ihn die knappe Form derselben bewogen, in der sich mehr als in irgend einer anderen „allerlei artige Lieblichkeiten" zusammenfassen ließen. Dazu kam, daß in Deutschland noch Niemand diese Form nachgebildet hatte, und der Umstand, daß die Poesie vor allem im Lande der Liebe zu Hause sei. Es sind 28 Briefe, die mit vorausgehender Einleitung in Prosa 14 historischen theils offen genannten Liebespaaren (wie Eginhard und Emma, Abälard und Heloise), theils durch falsche Namen verdeckten (z. B. Siegreich d. i. Kaiser Karl V. und Rosamunde d. i. Barbara von Blomberg oder Graf Heldenreich d. i. Ludwig von Hessen, der Springer genannt und Adelinde d. i. Adelheid von Stade) untergelegt werden. Alles andere in jener Sammlung befindliche ist unbedeutend. Davon wurden schon im J. 1663 „Christian Hofmann's von Breßlau Spiel- u. erinnerliche Sterbens-Gedancken" von einem Anderen, wie es scheint, herausgegeben. Es sind die in der Gesammtausgabe „Grabgedichte" genannten und mit mäßigem Witz auf die verschiedenartigsten Verstorbenen, als Huren, alte Jungfern, Kuppler, aber auch historische Personen verfaßten 100 Epigramme. Außerdem enthalten die Gesammtausgaben unter besonderer Paginirung, daher auch in verschiedenen Exemplaren in verschiedener Folge gebunden: Poetische Geschichtsreden, z. B. der erleuchteten Maria Magdalena, Thränen der Tochter Jephta rc., Hochzeit-Gedichte, Begräbniß-Gedichte, Geistliche Oden und vermischte Gedichte. Ein größeres, ja „das vornehmste" Werk, was H. sich vorgenommen ans Licht zu bringen, dann aber in seinen Anfängen selbst verbrannt hatte, war nach Neumeister's Specimen de poetis saec. XVII ein episches Gedicht „De bello Germanico". Erst 16 Jahre nach Hofmann's Tode begann Benjamin Neukirch in seiner unter dem Titel „Herrn v. Hoffmannswaldau und anderer Deutschen auserlesene und bisher ungedruckte Gedichte", Leipzig 1695, herausgegebenen Sammlung, die von anderen fortgesetzt, zuletzt auf sieben Bände anschwoll, die vom Dichter „mit Fleiß zurückgehaltenen Lustgedichte", d. h. lyrischen Lieder, zu veröffentlichen. Nicht alle darin unter Hofmann's Chiffre abgedruckten Gedichte sind echt und unverändert, wie Neukirch zugibt, aber doch die meisten. Da Abschriften davon nach des Dichters eigenem Zeugniß schon bei dessen Lebzeiten vielfach verbreitet waren, so dürfen wir in ihnen mit Recht die Vorbilder der am Schlusse des 17. Jahrhunderts wenigstens in Schlesien vorherrschenden Lyrik sehen, den Typus der Dichtung der sogenannten zweiten schlesischen Dichterschule. H. hatte sich zwar auch „die Sprachreinlichkeit" eines Opitz zur Richtschnur gewählt, bestrebte sich jedoch über diese hinaus, seiner Schreibweise größere Leichtigkeit, Glätte und

Fluß zu geben; er gedachte den majestätischen Stil in einen lieblichen überzuführen, und darum wurden Ovid und Marini seine Vorbilder. Er wollte nichts wissen von der Menge der Gelehrsamkeit, mit welcher seine Vorgänger und Zeitgenossen ihre Dichtungen belasteten, von den schwerfälligen Satzbildungen, in denen z. B. Gryphius die Alten nachbildete; er legte nur Werth auf treffenden Ausdruck des Gedankens, geistreiche Erfindungen, „kräftige Beiwörter und andere mit Verstand angewendete Kleinigkeiten", d. h. wol künstliche Bilder und Vergleiche und schlagende Antithesen. Nun ist freilich nicht zu leugnen, daß er zuweilen auch recht unedle und häßliche Bilder braucht, oft Mißgriffe mit geschmacklosen Ausdrücken thut, statt kräftiger süßliche Beiwörter wählt, im allgemeinen aber ist seine Sprache blühend und gefällig und bahnt von dem überstiegenen Pathos des Gryphius den Weg zu der Geschmeidigkeit Günther's und Hagedorn's, den zunächst freilich noch die Uebertreibungen thörichter Nachahmer mit widerwärtigem Schwulst und Unnatur verdeckten. Auch seine metrische Gewandtheit zeigt der oft recht zierliche und gefällige Bau seiner leichten Lieder. Aber dies formelle Verdienst Hofmann's wird freilich stark beeinträchtigt durch den Charakter des Inhalts seiner Dichtungen. Zwar hat er von der Poesie einen höheren Begriff als viele seiner Zeitgenossen; bloße Reimerei weist er den Pritschmeistern zu; dichten und erfinden ist ihm die Seele der Poesie; ein Gedicht soll ein anmuthiger Gedanke sein; aber als Zweck kennt er doch nichts Höheres als die eigene und anderer Belustigung. Er entschuldigt sich, daß der Trieb, zu dichten nicht mit seiner Jugend verraucht sei. Tiefere Ideen darzustellen, ethische Wirkungen zu erzielen, daran liegt ihm nichts, nur artige Spiele des Witzes und der Phantasie hat er im Sinne, und da diese sich eben auf dem Boden der Liebe am lieblichsten aufführen lassen, betritt er diesen allein, indem er seine Phantasie jedes Zügels entledigt. Die allerunzweideutigsten Schilderungen sinnlicher Liebe, ihre Erregungen und Genüsse werden ohne Scheu und oft kaum verhüllt dargestellt. Reine, edle und wahre Herzensneigung kennt er gar nicht, alles läuft zuletzt auf gemeine Wollust hinaus, wofür ihm die üppigsten Bilder und grellsten Farben zu Gebote stehen. Sind die Heldenbriefe der Mehrzahl nach zwar noch freier von solchen Darstellungen schlimmster Art, so ergeht er sich doch in mehreren derselben auch schon mit großer Schamlosigkeit, und es entschuldigt ihn, wie er glaubt, nicht, daß sich neben solchen schlüpfrigen Worten ja auch genug Warnungen vor Ausschreitungen der Liebe vorfänden, oder daß, wer sein Gemüth kenne, nichts Ungleiches aus solchen Aeußerungen werde schließen können. Daß er im höheren Alter gleichwol das richtige Gefühl hatte, seine Lustgedichte dürften ungleiche, d. h. üble Urtheile erwecken, zeigte er durch die Weigerung ihrer Veröffentlichung. So fällt es ihm hauptsächlich zur Last, unserer Poesie ein fremdes Reis eingeimpft zu haben, das ihr stets zur Schmach gereichen wird, zumal dasselbe durch den Unverstand und die Schamlosigkeit eines Theils der Gebildeteren unserer Nation, wenn auch nur kurze Zeit zu Erzeugnissen der frechesten Unsittlichkeit getrieben wurde. Allerdings erhob sich schon beim Erscheinen von Hofmann's Gedichten hier und da Widerspruch gegen diese Richtung, aber doch nur gegen die zuweilen vorkommenden Profanationen religiöser, namentlich biblischer Motive; noch aber war der Eindruck seiner ehrbaren und würdigen Persönlichkeit so stark, daß alles von ihm Herkommende wenigstens in seinem Vaterlande Schlesien für unanstößig, ja mustergiltig angesehen wurde; erst die Schweizer fällten ein richtigeres Urtheil über Hofmann's Poesie. — Bei der Unwahrheit der Empfindung derselben erscheint auch der Werth seiner wenigen geistlichen Oden und ernsteren vermischten Gedichte sehr gering. Sie lösen gleichsam nur sein Versprechen in der Vorrede der Heldenbriefe: „Wer Geistliches von mir zu haben begehrt, soll es auch haben" und erheben sich in keiner Weise

über die Menge derartiger Leistungen in seiner Zeit. Daß H. auch als Gelegenheitsredner zu seiner Zeit glänzte, beweisen nicht nur seine von dem Rector Christian Gryphius herausgegebenen Reden, sondern auch das Lob, welches ihm Andreas Gryphius (2, 57) ertheilt: „Bis Hoffmann's Mund die Sinnen mir entzücket, der nichts denn Wunder spricht". Ganz besonderes Interesse für Erziehungs- und Schulwesen seiner Vaterstadt rühmen ihm alle Grabreden nach und bezeugt u. a. auch eine unten anzuführende lateinische Epistel über die rechte Art des Studirens.

Die gedruckten dichterischen Werke sind im obigen genannt worden. Eine Ausgabe der deutschen Uebersetzungen und Gedichte vom J. 1673, die Goedeke im Grundrisse S. 515 nennt, scheint ein Irrthum zu sein; in den Breslauer Bibliotheken findet sich kein Exemplar davon, und innere Gründe machen ihre Existenz unwahrscheinlich. Die erste Ausgabe erschien nach der Vorrede im 62. Lebensjahre des Dichters, 1679, mit dessen Bewilligung; von der Menge der späteren mit kaiserlichem und kursächsischem Privilegium gedruckten sind viele nur Titel-Ausgaben; viele sind ausgestattet mit Kupferstichen von Melchior Küsell; Goedeke führt Drucke an aus den J. 1680, 1684, 1686, 1691, 1696, 1700, 1710, 1717, 1730, doch ist zu bemerken, daß davon nicht alle auch allen Theilen zu Theil wurden. Die Uebersetzung des Pastor fido ist in der zweiten Ausgabe eingeleitet durch eine Uebersetzung des „Vorredenden Alpheus" von H. D. C. v. Lohenstein. — Die von B. Neukirch (später von anderen) besorgte Sammlung „Herrn v. Hoffmannswaldau und anderer Deutschen auserlesene und bißher ungedruckte Gedichte" erschien in ihrem ersten Theile zuerst 1695 Leipzig bei Fritsch, dann 1697, 1704 und 1734 in neuen Auflagen, II. Theil 1697, 1730, III. Theil 1703, 1710, 1737; IV. Theil ohne Jahr, und 1736; V. Theil 1710 und 1734; VI. Theil 1709; VII. Theil 1727. — Die Heldenbriefe erfuhren eine schwedische, dem Könige Karl XII. gewidmete Uebersetzung unter dem Titel: „Hielte Bref och Någre Andre Sinrike Poetiske Dicter, På Tyska sammanskrefne af Christian von Hofmanswaldau etc. Och nu mera för swenskade. Stockholm 1700. — Ferner erschien: „Hoffmann a Hoffmannswaldau: De curriculo studiorum vitae civili profuturorum ad generosum juvenem, commentatio epistolica", Görlicii 1700. Endlich: „Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau deutsche Rede-Uebungen, ein Werk, darinnen allerhand Abdankungs-, Hochzeit-, Glückwünsch-, Bewillkommnungs- und andere vermischte Reden enthalten sind. Nebst beygefügten Lob-Schriften von Christian Gryphio". Leipzig 1702.

D. C. v. Lohenstein, Lob Rede bei Hofmannswaldaus Leichenbegängnisse. Bresl. 1679. Ohne biographisches Interesse sind die meist beigebundenen Lobreden von Christian Gryphius und Mühlpfort. Wichtig dagegen ist von Paulus Pater eine Inscriptio sepulcralis, Brigae 1679, sowie die handschriftliche Sammlung schlesischer Genealogien v. Ezechiel auf der Stadtbibliothek zu Breslau. Palm.

Hofmeister: Friedrich H., Begründer des bekannten Musikverlaggeschäftes in Leipzig, war den 24. Januar 1782 in Strehla geboren und trat im Jahre 1797 in das Geschäft von Breitkopf & Härtel in Leipzig als Lehrling, später in das neu errichtete „Bureau de Musique" als Geschäftsführer ein und errichtete am 19. März 1807 eine eigene Musikalienhandlung, die damals überhaupt die dritte (selbständige) in Leipzig war. Hier rief er auch das erste Musikalienleih-Institut ins Leben. H. wurde vermöge seiner liebenswürdigen persönlichen Eigenschaften von vielen jungen Künstlern als Freund gesucht und in Ehren gehalten, so seiner Zeit von Heinrich Marschner, Friedrich Schneider, Albert Methfessel, August Pohlenz u. a. Sein Haus wurde später ein Sammelplatz

für Musiker, Schriftsteller und Gelehrte. Am 19. März 1857 feierte er das 50jährige Bestehen seines Geschäftes und beschloß am 30. Sept. 1864 sein der Kunst und den Mitmenschen geweihtes Leben. R. Eitner.

Hofmeister: Sebastian H., evangelischer Theolog, nach dem Brauche seiner Zeit auch Oeconomus, im gewöhnlichen Leben „Doctor Bastian, Baschion oder Baschi" genannt, geb. 1476 in Schaffhausen, † am 26. Septbr. 1533 in Zofingen. — Der Sohn eines Wagners, erscheint er als Mönch im Barfüßerkloster seiner Vaterstadt. Als solcher studirte er fünf Jahre in Paris und erwarb sich eine gründliche Bildung, besonders im Hebräischen und in den klassischen Sprachen. Mit dem Titel eines Doctors der hl. Schrift kehrte er 1520 in die Heimath zurück und erhielt noch im gleichen Jahre die Stelle eines Lesemeisters (Lehrer der Theologie) bei seinen Ordensbrüdern in Zürich. Hier schloß er sich eng an Zwingli an, mit dem er auch in der Folge freundschaftlich verbunden blieb. Noch in demselben Jahre, wiederum als Lesemeister, nach Constanz und 1523 nach Luzern versetzt, begann er an letzterem Orte bereits die scholastische Predigtweise aufzugeben, einfach biblische Vorträge zu halten und die Ceremonien der Kirche anzugreifen. Dies zog ihm eine Anklage beim Bischof von Constanz zu, in Folge deren er Luzern verlassen mußte. Er kehrte in sein heimathliches Kloster zurück und trat nun mit Entschiedenheit gegen die kirchlichen Mißbräuche auf, namentlich seit er öffentliche Lehrvorträge an der Hauptkirche zu St. Johann zu halten hatte. Trotz des Beifalls, den er beim Volke fand, waren doch die Regierung, der Adel und ein großer Theil der Geistlichkeit seinen Neuerungen abgeneigt und vereinigten sich, denselben Einhalt zu thun. Da man Hofmeister's Einfluß nicht mit scharfen Maßregeln zu brechen wagte, so berief man einen gewandten Vertheidiger des alten Glaubens in der Person des Dr. Erasmus Ritter aus Baiern. Um seinen Gegner mit gleichen Waffen bekämpfen zu können, studirte dieser eifrig die Bibel, wurde aber unvermerkt von der Wahrheit der bis jetzt bestrittenen Lehre überzeugt und schloß sich bald offen an die Freunde des Evangeliums an. Gleichwol gelang es 1525 den Anhängern des alten Glaubens, den verhaßten H. zu verdrängen. Er sollte von der Universität Basel eine schriftliche Rechtfertigung seiner Lehre einholen, und als während seiner Abwesenheit ein Tumult in Schaffhausen ausbrach, benutzte man diesen Anlaß und verwies ihn des Landes. Er begab sich nach Zürich, wo er sogleich als Pfarrer am Frauenmünster angestellt wurde. Zu Anfang Januar 1528 reiste er mit Zwingli zur Disputation nach Bern, blieb dann dort zurück und übernahm noch vor Ostern die Professur der hebräischen Sprache und der Katechetik an der neugegründeten theologischen Lehranstalt. Aber schon am 6. Mai 1528 (nicht 1530) sandte ihn die Berner Regierung als Pfarrer nach Zofingen, damit er hier den schwankenden religiösen Verhältnissen ein Ende mache und der neuen Lehre zum Siege verhelfe. Er unterzog sich dieser Aufgabe voll Eifer und mit dem glücklichsten Erfolge, namentlich seit er (1531) in Georg Stähelin (s. d.) einen trefflichen Amtsgenossen erhalten hatte. Als er den 24. Sept. 1533 auf der Kanzel stand, traf ihn ein Schlagfluß, an dessen Folgen er zwei Tage später aus dem Leben schied. — H. war nach einer Aeußerung Zwingli's von feuriger Gemüthsart; er besaß großen Scharfsinn, gründliche Gelehrsamkeit und außerordentliche Gewandtheit im Disputiren. Der letzteren Eigenschaft hatte er es vornehmlich zu danken, daß er zu einer ganzen Reihe von Religionsgesprächen zugezogen wurde. Er nahm Theil an der ersten Zürcher Disputation (Zwingli gegen Joh. Faber) den 29. Januar 1523, an der zweiten vom 26. bis 28. October des gleichen Jahres und zwar als einer der vier Präsidenten, an dem Zürcher Gespräche mit den Wiedertäufern — gleichfalls als Präsident — vom 6—8. Novbr. 1525, am Religionsgespräche zu Ilanz in Graubünden den

13. Januar 1526, ferner, wie schon erwähnt, an demjenigen in Bern (6. bis 26. Januar 1528), ebenda an einem solchen mit den Wiedertäufern (19. April 1531) und endlich an einem gleichen in Zofingen (1.—9. Juli 1532). Auch einer Disputation in Appenzell sollte er 1524 beiwohnen; doch kam dieselbe nicht zur Ausführung, weil sie schon im Beginne von der katholischen Partei vereitelt wurde. — H. ist auch als Schriftsteller aufgetreten. Als solcher zeigt er eine nicht gewöhnliche Belesenheit in der hl. Schrift und eine Gewandtheit im Gebrauche der deutschen Sprache, wie sie wenigen seiner theologischen Zeitgenossen eigen war. Es sind von ihm übrig: „Ein treüwe ermanung an die Strengen, Edlen, Festen, Frommen vnd weißen Eidgnossen, das sy nit durch ire falsché propheten verfürt, sich wider die lere Christi setzend", 4° (erschienen 1523 in zwei Ausgaben, die eine bei A. Petri in Basel, die andere o. O. u. J. Da der Verfasser sich nicht genannt hat, so wurde diese Schrift früher Zwingli zugeschrieben). — „Antwurt vff die ableinung doctor Eckens von Ingoldstatt, gethan vff die widergeschrifft Huldrychs Zuinglis, vff sin Missiuen an ein lobliche Eydgnoschafft", 4°. (Ort und Jahr sind nicht genannt. Einige setzen die „Antwurt" in das Jahr 1526; doch wurde sie ohne Zweifel Ende 1524 gedruckt.) — „Acta vnd handlung des Gesprächs, so von allen Priesteren der Tryen Pündten im M.D.XXVI. jar, vff Mentag vn Zynstag nach der heyligen III. Künigen tag zu Inlantz im Grawen Pundt ... geschehen", 4°. O. O. u. J. (Zürich, Chr. Froschower, 1526). Außerdem sind von H. noch vier lateinische Briefe an Zwingli vorhanden. In Zofingen arbeitete er an einem Commentar über den Propheten Jesaias und an seiner eigenen Lebensbeschreibung. Beide Schriften sind verloren gegangen. — Fälschlich wurde H. früher auch „Wagner" genannt. Erst in neuester Zeit ist dieser Irrthum beseitigt worden. Der Beruf seines Vaters hat dazu Anlaß gegeben.

Hauptquelle ist Melch. Kirchhofer, Sebastian Wagner, genannt Hofmeister, Zürich 1808. Außerdem vgl. C. M(ägis), Die Schaffhauser Schriftsteller von der Reformation bis zur Gegenwart, Schaffhausen 1869, S. 22—23, wo auch die älteren Quellen angegeben sind; K. R. Hagenbach in Herzog's Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, VI. Bd., Stuttgart u. Hamburg 1856, S. 197, und C. Brunner, Das alte Zofingen und sein Chorherrenstift, Aarau 1877, S. 58—59. — Ueber die drei oben genannten Schriften Hofmeister's vgl. außer Kirchhofer und Mägis: E. Weller, Repertorium typographicum, Nördlingen 1864, Nr. 2455, 2456, 3816, 3817 und A. Kuczynski, Thesaurus libellor. historiam reformationis illustrantium, Leipzig 1870, Nr. 1042 bis 1045. — Die vier Briefe an Zwingli sind abgedruckt in Huldr. Zuinglii opera, curantib. Melch. Schulero et Jo. Schulthessio, Vol. VII, Turici 1830 p. 146—147, 289—290 und Vol. VIII, ibid. 1842, p. 166—168, 348—349. — Ueber seinen Todestag, als welchen G. E. v. Haller, Bibliothek der Schweizer-Geschichte, 2. Thl., Bern 1785, Nr. 1570 und nach ihm Mägis a. a. O. unrichtig den 26. Juni angeben, sehe man des obengenannten Georg Stähelin Selbstbiographie in den Miscellanea Tigurina (hrsg. von J. J. Ulrich), 2. Thl., Zürich 1723, S. 690. A. Schumann.

Hofmeister: Wilhelm Friedrich Benedict H., einer der bedeutendsten Botaniker seiner Zeit; geb. am 18. Mai 1824 zu Leipzig, † am 12. Januar 1877 zu Lindenau bei Leipzig. Auf der Realschule seiner Vaterstadt vorgebildet, widmete sich H., den Traditionen seiner Familie folgend, dem Kaufmannsstande, der indeß seinem Drange nach wissenschaftlicher Thätigkeit nicht genügte und seinem rastlosen Geiste noch die nöthige Muße zu sehr bedeutenden botanischen Forschungen liefern mußte. Er war Musikalienhändler, als er 1863 einen Ruf an die Universität Heidelberg erhielt, von wo er 1872, als Nachfolger Hugo

v. Mohls, nach Tübingen übersiedelte. Hier wirkte er überaus erfolgreich bis zu seinem Tode, wenn auch schon längere Zeit vorher durch schwere Krankheit genöthigt, seine Vorlesungen zeitweise zu unterbrechen.

H. ist nicht nur für die Entwickelung der modernen Botanik von epochemachender Bedeutung gewesen; die Ergebnisse seiner morphologisch-physiologischen Untersuchungen liefern auch das werthvollste Material zur Beantwortung der wichtigsten naturwissenschaftlichen Fragen überhaupt. Gleich die ersten größeren Arbeiten Hofmeister's, die 1847 veröffentlichte: „Ueber den Vorgang der geschlechtlichen Befruchtung der Phanerogamen", zumal aber sein zwei Jahre darauf erschienenes Werk: „Die Entstehung des Embryos der Phanerogamen" waren von prinzipieller Bedeutung für die endgültige Lösung der Frage nach der Sexualität der Pflanzen, welche, namentlich angeregt durch Schleiden's Befruchtungstheorie, in der Mitte der vierziger Jahre das Interesse der Botaniker lebhaft beschäftigte. Zwar lagen bereits vor 1848 zahlreiche Beobachtungen tüchtiger Botaniker über die sexuellen Vorgänge bei einzelnen Kryptogamen und Phanerogamen vor, aber unverstandene und zusammenhangslose Bruchstücke, wie sie waren, besaßen sie einstweilen nur geringen wissenschaftlichen Werth, abgesehen etwa von der Thatsache, daß bei den Kryptogamen die Befruchtung, ähnlich wie bei den Thieren, durch Spermatozoiden vermittelt wird. Auch Schleiden's 1837 über die Befruchtung der Phanerogamen aufgestellte Theorie, nach welcher der Pollenschlauch selbst, in den Embryosack der Samenknospe eingedrungen, durch freie Zellbildung in seinem untern Ende zum Embryo auswachsen sollte, ließ die Samenknospe eigentlich nur als Brutstätte für den im Grunde ungeschlechtlich entstandenen Embryo erscheinen. Uebrigens hatte bereits 1842 und 1846 Amici das Irrthümliche der Ansicht Schleiden's nachgewiesen. Da war es H. vorbehalten, durch seine oben genannte Schrift Licht in das Dunkel zu bringen. Hier und in einer Reihe späterer Abhandlungen („Neue Beiträge zur Kenntniß der Embryobildung der Phanerogamen" in den Abhandlungen der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissensch., VI. u. VII. und „Neuere Beobachtungen" in Pringsheims Jahrb. f. wiss. Bot., Bd. I) zeigte er an einer großen Anzahl von Pflanzen aus den verschiedensten Familien, daß im Embryosack schon vor dem Anlangen des Pollenschlauches die Keimbläschen vorhanden sind, von denen gewöhnlich eins durch den Pollenschlauch zur weiteren Entwickelung, zur Bildung des Embryos angeregt, d. h. befruchtet wird. Die Organisation der Samenknospe, die Natur des Embryosackes und des Pollenkornes, sowie die Entstehung des Embryos aus der befruchteten Eizelle verfolgte H. Schritt für Schritt, Zelle für Zelle, mit einer Klarheit, daß für jeden Unbefangenen nunmehr alle Zweifel gelöst waren. Dieselbe entwickelungsgeschichtliche Methode, das Zurückführen aller Entwickelungsprozesse auf die Zellbildungsvorgänge selbst, welche zuerst Nägeli in seiner Zellentheorie durchgeführt, führte H. nun auch sofort in die Embryologie der Moose und Gefäßkryptogamen ein. Nachdem bereits Vaucher, Bischoff, Unger, Nägeli, Mettenius und andere Botaniker höchst bedeutsame Thatsachen über die Sexualorgane in verschiedenen Ordnungen der Kryptogamen aufgefunden und nachdem besonders im J. 1848 der Graf Lesczyc-Suminsky die weiblichen Organe der Farnkräuter entdeckt hatte, da gab 1849 bereits H. eine zusammenhängende Beschreibung der Keimung und des Befruchtungsaktes bei den Rhizokarpeengattungen Pilularia und Salvinia und gleichzeitig bei der von den Rhizokarpeen und Farnen verschiedenen Gattung Selaginella aus der Familie der Lycopodiaceen, wo, wie bei den ersteren, große und kleine Sporen auftreten, aus denen beziehungsweise weibliche Organe (Archegonien) und männliche (Spermatozoiden) entstehen, die sich gegenseitig befruchten. Indem nun H. die Keimungsvorgänge dieser Pflanzen mit denen der Farne und

Moose verglich, wurde ein ganz neues Licht auf die gesammte morphologische Gliederung dieser Pflanzenklassen geworfen, wodurch nun erst eine Vergleichung derselben unter sich und mit den Phanerogamen möglich wurde und erst jetzt gelang es, den Sexualakt der Moose und Gefäßkryptogamen in seiner Bedeutung für die Entwickelungsgeschichte dieser Pflanzen richtig zu würdigen.

Durch diese bedeutsamen Arbeiten bereitete H. die botanische Welt vor auf das im J. 1851 in Leipzig erschienene Hauptwerk seines Lebens: „Vergleichende Untersuchungen der Keimung, Entfaltung und Fruchtbildung höherer Kryptogamen (Moose, Farne, Equiseten, Rhizokarpeen und Lycopodiaceen) und der Samenbildung der Coniferen“, auf ein Werk, dessen Ergebniß ein so großartiges war, wie es — um mit Sachs (Gesch. d. Bot., S. 215) zu reden — „auf dem Gebiete der botanischen Morphologie und Systematik nicht zum zweiten Male vorgekommen ist“. Indem H. hier die bereits früher gefundenen Thatsachen der embryologischen Vorgänge bei den höheren Kryptogamen mit denjenigen der Coniferen und, durch diese vermittelt, mit denen der Angiospermen vergleichend zusammenstellte, entrollte er vor dem Leser ein Bild des Entwickelungsprozesses der verschiedensten Pflanzenklassen, wie es in solchem Zusammenhange bisher nicht im entferntesten geahnt worden war. Kurz zusammengefaßt ist das Endergebniß der „Vergleichenden Untersuchungen“ wesentlich folgendes: Den Entwickelungsprozeß einer großen Reihe im übrigen höchst verschiedener pflanzlicher Organismen, die, bei den Leber- und Laubmoosen beginnend, durch die Farne, Equiseten, Rhizokarpeen und Lycopodiaceen hindurch, durch Vermittelung der Coniferen hineinreicht bis in die Monocotyledonen und Dicotyledonen beherrscht ein gemeinsames Grundgesetz: das des Generationswechsels. Ueberall sehen wir zwei durchaus verschiedene Generationen, eine ungeschlechtliche und eine geschlechtliche, im Wechsel mit einander auftreten, während doch zugleich, trotz aller Analogien unter einander, eine Verschiedenheit der Ausbildung sich hierbei offenbart, welche die oben genannten Formenkreise von Gewächsen als ebensoviele individuelle Typen von einander scheidet.

Bei den Muscineen (Leber- und Laubmoosen) entwickelt sich aus der innerhalb der sogen. Moosfrucht ungeschlechtlich erzeugten Spore eine gewöhnlich langlebige, vielfach gegliederte, beblätterte Pflanze — die erste, geschlechtliche Generation —, welche erst spät zur Bildung von Geschlechtsorganen (Archegonien und Antheridien) schreitet, als deren Funktion die zweite, ungeschlechtliche Generation, die vorhin erwähnte Moosfrucht entsteht.

Bei den Farnen und Equiseten entsteht aus der keimenden Spore, die selbst ungeschlechtlich entstanden ist, als erste geschlechtliche Generation ein kleines, unscheinbares Pflänzchen, das Prothallium — das Analogon der beblätterten Moospflanze —, welches, im Gegensatz zu den Moosen, nur von kurzer Dauer ist und sehr bald die Geschlechtsorgane bildet, durch deren Wechselwirkung der bewurzelte und blättertragende Stamm des Farnkrauts — das Aequivalent der Moosfrucht (Sporogonium) — als zweite ungeschlechtliche Generation entsteht. Dasselbe Schema der Entwickelung gilt auch für die Rhizokarpeen und Lycopodiaceen, wo die Differenzirung der Geschlechter, deutlicher wie bei Farnen und Equiseten, durch Ausbildung von zweierlei Sporen ausgeprägt ist. Die weibliche große Spore erzeugt ein dieselbe nicht mehr verlassendes Prothallium, das Archegonien ausbildet, die männliche kleine Spore erzeugt Spermatozoiden. Ihre gegenseitige sexuelle Vereinigung läßt die vegetative Pflanze, die ungeschlechtliche Generation, entstehen. Endlich finden wir bei Coniferen und Angiospermen denselben Vorgang mit entsprechenden Modificationen wieder. Hier entspricht der Embryosack der großen Spore der vollkommensten Kryptogamen, während das Prothallium sich als das nunmehr ganz verborgene, auf einen kleinen Zellkörper reducirte Endosperm darstellt, sowie das Pollenkorn die Mikrospore repräsentirt

Demnach sind einerseits die beblätterte Moospflanze, das Prothallium der Gefäßkryptogamen, das Endosperm im Embryosack der Coniferen und Angiospermen, andererseits die Moosfrucht, das beblätterte Farnkraut, das entwickelte Nadelholz und die complicirteste Blüthenpflanze physiologisch äquivalente Glieder. Außerdem tritt hierbei die eigenthümliche Erscheinung zu Tage, daß in der Stufenfolge der hier genannten Pflanzenklassen eine stetig fortschreitende Ausbildung der ungeschlechtlichen Generation auf Kosten der geschlechtlichen stattfindet.

Dies ist im Großen und Ganzen das Resultat von Hofmeister's „Vergleichenden Untersuchungen", welches, in seinen Grundzügen festgestellt, durch später erschienene Schriften vielfach ergänzt und vertieft wurde, wozu freilich auch wichtige Arbeiten anderer Forscher wesentlich beitrugen. Zum Theil in den Abhandlungen der Königl. sächs. Gesellsch. der Wissenschaften, zum Theil in Pringsheims Jahrbüchern für wissenschaftliche Botanik, veröffentlicht, verdienen namentlich folgende Abhandlungen Hofmeister's erwähnt zu werden: „Entwickelungsgeschichte von Isoëtes lacustris" (1855), „Ueber Keimung der Equiseten" (1855), „Ueber Entwickelung und Bau der Vegetationsorgane der Farne" (1857), „Ueber die Keimung der Salvinia natans" (1857), „Neue Beiträge zur Kenntniß der Embryobildung der Phanerogamen" (1859 und 1861), „Zusätze und Berichtigungen zu den 1851 veröffentlichten Untersuchungen der Entwickelung höherer Kryptogamen" (Pringsheim's Jahrbücher für wissenschaftliche Botanik Bd. III. 1863).

Es leuchtet ein, daß so großartige Resultate, wie sie Hofmeister's „Vergleichende Untersuchungen" aufzuweisen hatten, auch für andere Kapitel der botanischen Forschung fruchtbringend sein müßten. So zog zunächst die besonders durch Nägeli damals ausgebaute Lehre von der Zellbildung mannigfachen Vortheil aus den zahlreichen Mittheilungen Hofmeister's über Zellbildungsvorgänge, insofern über das Verhalten des Zellkerns bei der Zellbildung und über die Entstehung der Theilungswände vielfach neue Aufschlüsse gegeben wurden.

Das seit 1865 in Verbindung mit A. de Bary und J. Sachs herausgegebene „Handbuch der physiologischen Botanik" gab Hofmeister's, für die Behandlung morphologischer Fragen so hervorragendem Talente Gelegenheit, sich eingehend über alle Kapitel der Pflanzenmorphologie zu verbreiten. Leider sollte er den Abschluß dieses bedeutenden Werkes nicht mehr erleben. Indessen entstammen die beiden Abtheilungen des ersten Bandes: „Die Lehre von der Pflanzenzelle" (1867) und „Allgemeine Morphologie der Gewächse" (1868) Hofmeisters Feder. Namentlich in letzterer Schrift offenbart sich seine scharfsinnige Beobachtungsgabe und streng inductive Forschungsmethode aufs glänzendste in der Beurtheilung der bis dahin im wesentlichen unangefochten gebliebenen Schimper-Braun'schen Blattstellungslehre. An die Stelle des von den Gründern der Spiraltendenz des Pflanzenwachsthums postulirten rein formalen Prinzips der Blattstellungsverhältnisse, suchte H., ganz im Sinne der modernen Naturforschung, eine genetisch-mechanische Erklärung zu setzen. Er zeigte, daß die ausschließlich aus der fertigen Pflanze abgeleiteten Schlüsse zur Erklärung der Stellungsverhältnisse der Blätter und seitlichen Sprossungen, trotz ihrer bestechenden mathematischen Einkleidungen, zu manchen Irrthümern führten, daß man vielmehr den Schwerpunkt der Erklärung in die Mechanik des Wachsthums des Vegetationspunktes, beziehentlich des unmittelbar unter diesem gelegenen Zellengürtels legen müsse, wenn er freilich auch seine eigene Erklärung (vgl. das Nähere in der Allg. Morphol. S. 482 und 483) selbst nur als Hypothese aufgefaßt

wissen wollte. Ueberhaupt ist es nicht das geringste Verdienst Hofmeister's, b allen seinen Untersuchungen stets den Nachdruck auf die entwickelungsgeschicht lichen Momente gelegt zu haben. Er zeigte sich darin voll und ganz als Natu forscher der neueren Schule. Daher kann es nicht Wunder nehmen, daß er au den Fragen in der Naturwissenschaft, welche besonders in der Neuzeit dur Darwin's bahnbrechende Schriften angeregt worden sind, nicht nur volles Ve ständniß, sondern auch warme Sympathien entgegenbrachte und darin, daß ei Mann der exacten Forschung, wie H. war, diese Ideen schon acht Jahre v dem Erscheinen von Darwin's Descendenzlehre, wenn auch nicht ausgesproch so doch thatsächlich begründet hat, darin liegt ein Verdienst Hofmeister's, d seine Bedeutung weit über die von ihm vertretene Fachwissenschaft emporhe In der That springt aus den Resultaten von Hofmeister's „Vergleichenden Unte suchungen" bereits die greifbare Thatsache hervor, daß, im Hinblick auf d verwandtschaftlichen genetischen Zusammenhang der Kryptogamen und Phaner gamen, der Glaube an eine Constanz der Arten nicht mehr zu rechtfertigen i Mit der Annahme, daß jede natürliche Gruppe des Pflanzenreichs eine „Ide im platonischen Sinne repräsentire, war nichts mehr zu machen, als H. zeig daß ein entwickelungsgeschichtliches Band die allerverschiedensten Organism die einfachsten Moose mit den Palmen, Coniferen und Laubhölzern eng ve knüpfe. — Schließlich bleibt noch zu erwähnen, daß H. auch in rein physi logischen Fragen nicht Unbedeutendes geleistet hat. Seine Abhandlungen: „Ue das Steigen des Saftes der Pflanzen", „Ueber die Beugungen saftreicher Pflanze theile nach Erschütterung" (1860), „Ueber die durch die Schwerkraft bestimmte Richtungen von Pflanzentheilen" (Jahrb. f. wissensch. Botanik, 1863), ferne die über „Gewebespannung", über „Beeinflussung der Gestaltung der Pflanz durch in der Richtung der Lothlinie wirkende Kräfte" handelnden Kapitel seine Handbuchs gehören mit zum Besten, was über diese Punkte in der botanisch Litteratur existirt. Nicht durch glänzenden Stil, durch fesselnde Darstellung weise, sind Hofmeister's Arbeiten ausgezeichnet; wol aber tragen sie alle d Stempel tiefer Gelehrsamkeit und scharfer Beobachtungsgabe. Jede Zeile erwe in dem Leser das Gefühl: so und nicht anders muß es sein. Er war ein echte Naturforscher. Sein Verlust für die Wissenschaft ist schwer zu ersetzen.

Eine kurze Biographie und Charakteristik seiner Werke liefert der in de Oesterreichischen botanischen Zeitung 1877 veröffentlichte Aufsatz von Dr. Habe landt: W. Hofmeister.

Vgl. ferner: Sachs, Geschichte der Botanik. **Wunschmann.**

Hoffstätter: Heinrich H., Bischof von Passau, geb. den 16. Febr. 18 zu Aindling in Oberbaiern, † den 12. Mai 1875 zu Passau. H. war d einzige Sohn wohlhabender Eltern. Der Vater war kurze Zeit Beamter, leb dann als Rentner in München. Dort absolvirte H. das Gymnasium un studirte dann Jura. 1829 promovirte er, machte dann seine Praktikantenjah durch und wurde zum Assessor ernannt. Da entschloß er sich, Priester zu werde Nach Absolvirung der theologischen Studien wurde er am 5. August 18 ordinirt. Nachdem er ein halbes Jahr in der Nähe von München Kaplan ge wesen, wurde er im Februar 1834 zum Assessor am erzbischöflichen Ehegerich 1836 zum Domcapitular in München ernannt. In den Jahren, die er dort als Priester verlebte, übte er einen bedeutenden Einfluß auf manche Theologie Studirende aus, die zum Theil später zu höheren kirchlichen Stellungen ge langten, wie der Erzbischof Melchers von Köln. — Am 1. Juli 1839 ernannte der König Ludwig H. zum Bischof von Passau. Er nahm nur widerstrebend namentlich auf das Zureden des päpstlichen Nuntius, die Ernennung an. Am 25. Febr. 1840 wurde er in München consecrirt, am 17. März in Passau in

thronisirt. Im J. 1844 reiste er nach Rom und wurde vom Papste zum Thronassistenten ernannt. Im J. 1853 war er zum zweiten Male in Rom. — H. war in seinem bischöflichen Amte sehr thätig; namentlich predigte er sehr fleißig. (Vgl. Hist.-pol. Blätter, X. 745. Berliner Allg. Kirchen-Ztg., 1841, Nr. 84. Kath. Kirchen-Ztg. von Hoeninghaus, 1841, S. 758.) Wiederholt hielt er selbst für seine Geistlichen Exercitien. In Passau errichtete er mit königlicher Genehmigung ein Knabenseminar. Nach dem Wallfahrtsorte Alt-Oetting wurden 1841 auf sein Betreiben die Redemtoristen berufen; diese erhielten 1843 vom König Ludwig die Erlaubniß, Volksmissionen zu halten, und sie hielten solcher 1843—73 in der Diöcese Passau allein 264. In der Stadt Passau wurden unter H., zum Theil auf seine Kosten, mehrere Kirchen und Kapellen restaurirt. Im J. 1848 wollte man H. in Passau, wo er in einer Wahlversammlung eine mit Beifall aufgenommene Rede hielt, in das Frankfurter Parlament wählen; er lehnte aber ab. Später lehnte er auch die Ernennung zum baierischen Reichsrathe ab. Neujahr 1850 verlieh ihm König Max II. den Kronenorden und damit den persönlichen Adel. — H. nimmt unter den deutschen Bischöfen der letzten Jahrzehnte eine eigenthümliche Stellung ein. Er pflegte seine oft sonderthümlichen Ansichten offen und lebhaft zu vertreten und seinen Willen, soweit es irgend anging, energisch und rücksichtslos durchzuführen. Seiner Geistlichkeit und überhaupt seinen Diöcesanen gegenüber gerirte er sich als absoluter Selbstherrscher, mit den anderen Bischöfen war er vielfach nicht einverstanden, selbst der römischen Curie gegenüber behauptete er mitunter eine gewisse Unabhängigkeit. Schon bei den Berathungen der deutschen Bischöfe in Würzburg im October und November 1848 nahm er eine sehr selbständige Haltung an. Er sprach sich entschieden für die Abhaltung von Diöcesansynoden aus, und zwar „in einer neuen, zeitgemäßen Form“, — er dachte sie sich freilich nur als „Pastoralconferenzen in höherem Sinne“, — ferner für volle, unbedingte Religionsfreiheit, für eine maßvolle Haltung den Regierungen gegenüber, für Aufrechthaltung des baierischen Concordates und gegen „Hinauswerfung eines Fehdehandschuhs“ durch die Veröffentlichung der Beschlußnahmen der Versammlung in Form eines Manifestes (s. die Protocolle in Vering's Archiv für Kirchenrecht, XXI. u. XXII. Bd., 1869, und im V. Bde. der Laacher Conciliensammlung, 1878; vgl. Deutscher Merkur, 1879, Nr. 17—21, 29). In einem Erlaß vom 10. Sept. 1869 warnte er seine Geistlichkeit vor Diöcesanversammlungen und vor der Theilnahme an einer damals projectirten Generalversammlung des baierischen Klerus in Betreff des Schulwesens und forderte sie auf, die Beschlüsse des Episcopats abzuwarten, und am 12. Oct. 1869 sprach er sich sehr scharf gegen das Gebahren und die „Anmaßungen“ der allgemeinen Katholikenversammlungen aus (Schultheß, Geschichtskalender, 1869, 206). Auch über die Weise, wie von Geistlichen und Laien in der Presse die katholischen Interessen vertreten würden, äußerte er sein Mißfallen, und im December 1869 predigte er im Passauer Dome direct gegen die Donauzeitung, die Artikel gegen ihn brachte (der Redacteur Bucher erhielt einen päpstlichen Orden). Auch in anderen ultramontanen Blättern wurde er angefeindet. Diese Zänkereien kamen anfangs 1870 auch in den Münchener Kammerverhandlungen zur Sprache (s. Allg. Ztg., 1870, Nr. 32. Rheinischer Merkur, 1870, Nr. 1). — An dem vaticanischen Concil nahm H., angeblich wegen Kränklichkeit, nicht theil. Er unterzeichnete auch nicht den ersten nach dem Concil im August 1870 veröffentlichten Hirtenbrief deutscher Bischöfe. In ultramontanen Blättern wurde damals angedeutet, er leide an Gehirnerweichung, später aber erklärt, diese Vermuthung werde „durch die Energie, mit der er gegen die Altkatholiken auftrete, widerlegt“ (Archiv für kath. Kirchenrecht, XXIV. Bd. S. CXXXVII; XXVI. Bd.

S. XXIX). Er soll über die vaticanischen Decrete unzufrieden gewesen sein, publicirte aber dieselben und unterzeichnete die späteren gemeinsamen Hirtenbriefe deutscher Bischöfe. Von den Kundgebungen zu Gunsten Döllinger's von Seiten eines Theiles der Passauer Bevölkerung nahm er Anlaß zu leidenschaftlichen Predigten und Erklärungen und zu wunderlichen Demonstrationen (er nahm mit seinem Domcapitel an der Frohnleichnamsprocession nicht theil und ließ während derselben aus seinem Hause schwarze Fahnen aushängen, verbot am 23. Juni in den schärfsten Ausdrücken das Lesen der Passauer Zeitung etc.). Schließlich führte er dem Regierungspräsidenten gegenüber Scenen auf, welche doch die Vermuthung einer Geistesstörung nahe legen. (Vgl. Schultheß, Geschichtskalender 1871, 165, 181, 195. Allg. Ztg., 1871, Nr. 257. Deutscher Merkur, 1871 Nr. 26, 38, 39.)

J. W. Hauptmann, Heinrich, Bischof von Passau, 1875. Die Biographie ist einseitig und unvollständig; namentlich sind die Punkte, für welche oben Schultheß und Zeitungsberichte citirt werden, mit Stillschweigen übergangen. Reusch.

Högen: Joseph Edler v. H., geb. am 2. December 1767 als der Sohn eines hochgestellten Justizbeamten zu Graz in Steiermark, starb wahrscheinlich im zweiten Decennium des laufenden Jahrhunderts, genaueres über das Todesdatum konnte nicht ermittelt werden. Nachdem er seine juristischen Studien zu Graz und Wien zu Ende geführt, wurde er beim Appellationskriminalgericht in Klagenfurt angestellt, er kam von dort nach Venedig und hierauf im J. 1[illegible] als Landrechtsrath nach Linz, in welcher Stellung er auch wegen seiner zerrütteten Gesundheit bald darauf in den Ruhestand versetzt wurde. — Im Jahre 1793 erschienen 2 Bändchen „Gedichte“ aus seiner Feder, welche insofern beachtenswerth sind, als sie zu den wenigen besseren Poesien gehören, die Steiermark damals aufzuweisen hatte. Sinniges Gemüth, warme Empfindungsgabe für die Schönheiten der Natur und eine universelle Bildung des Verfassers zeigen sich in Högen's Versen, auf die übrigens ohne Frage Blumauer's und der übrigen gleichzeitigen Wiener Dichter Poesien großen Einfluß ausgeübt haben, auch in Betreff der hier und da durchbrechenden Frivolität. Zu den besten Stücken gehören einige Dichtungen, welche H. schon im 16. Jahre verfaßt hatte. Auch einige epigrammatische Dichtungen verdienen Beachtung. Das zweite Bändchen der Gedichte beschließt ein längeres Lehrgedicht in Alexandrinern „Ueber die Regierungsformen“, abgefaßt 1792, welches ein gewisses historisches Interesse beansprucht. Ich habe in meinem „Innerösterreichischen Stadtleben vor hundert Jahren“ (Wien 1877) unter anderen Dichtern der Steiermark auch auf H., den unverdienter Weise vergessenen wieder aufmerksam gemacht.

Vgl. Joh. B. v. Winklern, Biogr. und litterär. Nachrichten von den Schriftstellern und Künstlern ... in dem Herzogthume Steyermark .. Grätz 1810. Anton Schlossar.

Hogenberg: Franz H., Kupferstecher, geb. zu Mecheln, † zu Köln 1590(?), wie sein Zeitgenosse Matth. Quad mit dem Bemerken berichtet, daß er „in Velt auff den Acker der Protestanten begraben worden“. Er soll sich mit seinem Bruder Remigius um 1560 in England aufgehalten und für dortige Buchhändler gearbeitet haben. Dann kam er nach Köln, wo ihn L. Thurneisser, nachdem er in Berlin eine Buchdruckerei angelegt, um 1577 aufsuchen ließ, doch ist nicht bekannt, daß H. für einige Zeit in dessen Dienst gestanden habe. In Köln hat er viele Jahre die Kupferstecherkunst ausgeübt, sowol mit der Radirnadel, als mit dem Grabstichel, und Bildnisse, historische Darstellungen, Kriegsscenen, Städteprospecte, Landkarten u. a. geliefert. Eine Hauptarbeit Hogenberg's sind seine zahlreichen Blätter zu dem Städtebuche von Georg Braun

dessen Mitherausgeber er war. Vollständig besteht dasselbe aus 6 Folianten, wobei der Titel jedesmal verschieden lautet. Beim ersten Bande: „Civitates orbis terrarum“, ist die Dedication an Kaiser Maximilian II. unterzeichnet: „Georgius Bruin, Simon Novellanus, Franciscus Hogenbergius“. Derselbe erschien 1572 und in zweiter Ausgabe 1612; die übrigen Bände folgten von 1575—1618 und erhielten, mit Ausnahme des letzten, den Anton Hierat und Abraham Hogenberg herausgaben, ebenfalls jeder eine zweite Ausgabe. Von 1574 datirt eine deutsche und eine französische Uebersetzung des ersten Bandes. Die Zeichnungen wurden nach der Natur aufgenommen und von Georg Hoefnagel und dessen Söhnen besorgt. Dieses Städtebuch war ein Unternehmen, das der deutschen Nation zur Ehre gereicht und unter den älteren topographischen Werken die erste Stelle einnimmt. Matth. Merian hat eine Menge Blätter daraus für seine Topographien copirt. Von nicht geringerem Interesse ist die Bilderfolge ohne Titel, welche sich hauptsächlich mit den Kriegsbegebenheiten im Erzstift Köln und den benachbarten Niederlanden während des sogen. truchsessischen Krieges befaßt. Ursprünglich waren es mehrere getrennte Serien, deren eine die Begebenheiten aus den Religions- und Bürgerkriegen in Frankreich, England ꝛc. von 1559—73 betrifft. Ganz vollständige Exemplare mit den bis nach 1620 reichenden Fortsetzungen zählen 429 nummerirte Blätter, während die erste Ausgabe von 1583 nur 112 enthält. Jedem Blatte sind unten deutsche Reime beigegeben, und nur wenige der frühesten tragen die Bezeichnung: „Colon. exc. F. Hogenberg 1583“. In Herm. v. Weinsberg's Denkwürdigkeiten kommt mehrmals die Rede auf diese Kriegsbilder; so sagt er: „Anno 1585 den 7. Januarii hab ich lassen kaufen 21 figuren von des Erzstifts Köln Krieg und wie der Prinz von Oranien umgekommen, dafür 32 alb. current bezahlt, welche figuren Franciscus Hoichberger gar artig in Kupfer gestochen, sind verwahrens werth um der nachkommen willen“. Die Kupfer zu Aitsinger's Werk De leone Belgico sind dieser großen Folge entnommen, die unten beigestochenen Nummern und Reime wurden jedoch durch Verdeckung des betreffenden Plattentheiles in Wegfall gebracht. Man hat Ausgaben von 1583, 85 und 96 mit jedesmal bedeutend vermehrter Bilderzahl. Nach der Vorrede Aitsinger's läßt „Franciscus Hogenbergius Bibliopola“ eine Ansprache an den Leser folgen. Zu der 1587 von Graminäus herausgegebenen Beschreibung der in Düsseldorf am 16. Juni 1585 stattgehabten Hochzeitsfeier Johann Wilhelms, des Herzogssohnes von Jülich, mit der Markgräfin Jacoba von Baden hat H. 37 Kupfertafeln gestochen. Sie sind besonders wegen ihres heraldischen Interesses geschätzt. Zu nennen sind ferner: die zahlreichen Karten zu des Abrah. Ortelius Theatrum orbis terrarum. Antverpiae 1572 — „Der Kriegszug Kaiser Karls V. zur Wiedererhebung Mulei Hassans auf den Thron von Tunis“, 8 Blätter — „Der Leichenzug König Friedrichs II. von Dänemark 1588“, 21 Blätter, an denen Simon Novellanus betheiligt ist — „Res gestae Friderici II. Daniae regis“, 1589, 16 Blätter, ebenfalls mit Betheiligung des Simon Novellanus — „Die Kriegsthaten der Schweden vor dem J. 1589“, 11 Blätter, von Hartzheim angeführt — 25 Blätter zu M. Aitsinger's (diesmal „Eyzinger“) Belgici leonis chorographia, 1587 — 31 Blätter: „Die Mythe der Psyche“, copirt nach A. Veneziano und M. di Ravenna, 1575. Fast unzählig sind die Einzelblätter des fleißigen Künstlers. Ein satirisches Blatt auf verschiedene Stände ist dadurch besonders interessant, weil es auch den Künstler selbst, bei seinen Arbeitswerkzeugen sitzend, darstellt mit der Ueberschrift: „Tota dies miseretur“ und unten mit dem Spruche:

„Myn dingen maeck ick recht ende slecht
Daer om blyf ick een arm knecht“.

Das von M. Quad angegebene Todesjahr Hogenberg's (1590) erscheint um deßwillen nicht ganz zuverlässig, weil 1593 und 1594 in der ersten Ausgabe des 3. und 4. Bandes des Braun'schen Städtebuches die Dedicationen die Mitunterschrift Hogenberg's tragen. Zwei etwas jüngere kölner Kupferstecher, Abraham und Johann H., stehen sicher in genealogischer Verbindung mit Franz H., vielleicht waren sie seine Söhne.

M. Quad, Teutscher Nation Herligkeitt, S. 431. Moehsen, Gesch. d. Wissensch. in d. Mark Brandenb., S. 105. Fred. Müller, Hogenberg's en Perissin's Historieprenten, in d. Zeitschr. De Navorscher, 1860. Hartzheim, Biblioth. colon. Merlo, Nachrichten v. köln. Künstl.

J. J. Merlo.

Hogerbeets: Rombout H., niederländischer Staatsmann, geb. 1561 zu Hoorn aus einer Regierungsfamilie, studirte zu Leiden unter dem berühmten Donellus Rechtswissenschaft und trat dann bald in das öffentliche Leben, wie das einem fähigen jungen Manne aus angesehener Familie in der Republik nicht schwer war. Schon 1590 erwählte ihn die Stadtregierung von Leyden zu ihrem Pensionär. Als solcher nahm er an den Berathungen der Staaten von Holland Theil und kam in nähere Beziehungen zu Oldenbarnevelt, dem er, wol ebensoviel wie seinem Rufe als Rechtsgelehrter, seine Erhebung zum Mitgliede des Hohen Rathes von Holland und Seeland verdankte. Auch als solcher blieb er den Staatsgeschäften nicht fern. 1611 nahm er Theil an der Gesandtschaft zur Vermittlung des Friedens zwischen Schweden und Dänemark, an die nordischen Höfe abgefertigt. Indessen hatten die Religionswirren angefangen, die Republik zu erschüttern. H. stand auf der Seite der Remonstranten und der holländischen Regenten. Er war ein eifriger Vorkämpfer der Staatensouveränität und des Jus in Sacra der Obrigkeit, zugleich auch ein bestimmter Remonstrant. Mit sechs seiner Collegen schied er also, einer Entscheidung eines politischen Recesses wegen, aus dem Hohen Rathe und nahm von neuem die Stelle eines Pensionärs von Leyden an. Sie sollte ihm wenig Erfreuliches bringen. Als eine der festesten Stützen Oldenbarnevelt's ward er am 29. Aug. 1618 am selben Tage mit jenem und den Pensionären von Rotterdam und Haarlem, Hugo de Groot und de Haan, verhaftet und wie diese dem außerordentlichen Gericht der 24 Deligierten übergeben, welche ihn zum ewigen Gefängniß verurtheilten. Sein Benehmen während des langen Processes und seine Vertheidigung würden zwar in gewöhnlichen Zeiten Eindruck gemacht haben, allein man wollte ihn verurtheilen und drohte ihm seiner Unfügsamkeit wegen mit dem Schicksal Oldenbarnevelt's. Es war ein rein politischer Proceß. Nach Loevenstein abgeführt, wie de Groot und wie dieser von seiner Frau begleitet, welche auf dem Schlosse starb, blieb er bis 1625 daselbst in enger Haft, mit juristischen Studien beschäftigt. Dann vom milderen Regiment des Friedrich Heinrich zu einem leichten Gefängniß auf einem Schlosse in der Nähe von Haag begnadigt, konnte seine stark angegriffene Gesundheit sich doch nicht wiederherstellen. Er starb schon am 7. September desselben Jahres, ein guter Jurist und Staatsmann, der jedenfalls ein besseres Schicksal verdient hatte, der jedoch zu sehr mit seiner Partei verbunden war, um dem Angriffe seiner Gegner zu entgehen. Es gibt keine größere wissenschaftlich gehaltene Monographie über ihn, außer einer von Siegenbeek, die als Quelle kaum zu brauchen ist. Wie gewöhnlich muß man die zahlreichen Quellen über die Geschichte der Republik in jenem Zeitraum herbeiziehen um sein Leben zu studieren.

P. L. Müller.

Hoguet: Michael François H., bedeutender Choreograph, Balletttänzer und Pantomimist, geb. 1793 in Paris, gest. am 5. April 1871 in Berlin. Obgleich Franzose von Geburt und in Frankreich gebildet gehört H. doch zu

den einflußreichsten Persönlichkeiten in der Entwicklungsgeschichte des modernen Ballets in Deutschland, speciell in Berlin. Als Pantomimist seiner Zeit unübertroffen, gab er als Verfasser des Ballets „Aline“ dem Berliner Ballet einen vollständigen Umschwung und brach dauernd die Herrschaft des mythologischen Ballets. L. Schneider behauptet von seinen pantomimistischen Leistungen „daß Vollkommeneres und wahrhaft Künstlerisches in der Pantomimik bis dahin in Berlin nicht geleistet worden ist.“ Für seine Ballete verwandte H. mit wenigen Ausnahmen verhältnißmäßig nur kleine Mittel, daß er trotzdem damit dauernde Erfolge errang, spricht für ihre Wirksamkeit. Einzelne dieser Schöpfungen sind noch heute unvergessen. Wie schon bemerkt Pariser, war H. bereits 1802 in die Tanzschule des Théâtre de la république des arts (die grande opéra der Republik) gekommen. Der Tod des Vaters zwang ihn sich am Theater des jeunes artistes als Tänzer und Schauspieler zu engagiren, dessen Director Robillon ihn nach dem Schluß seiner Pariser Bühne mit nach Versailles nahm, wo H. besonders als komischer Schauspieler wirkte. Um ausschließlich Tänzer zu sein, entzog sich H. seinen Verpflichtungen gegen Robillon durch die Flucht, wurde aber zwangsweise zurückgebracht. 1811 nahm er ein Engagement als erster Solotänzer in Mainz an, kehrte dann aber nach Paris und in die Tanzschule zurück. Der Zufall brachte ihn zu einem Auftreten im Théâtre de la porte St. Martin, das zu einem Engagement führte, nach dessen Lösung er sich dem Théâtre de la Gaité verpflichtete und von hier aus durch den Grafen v. d. Goltz für das Berliner Hoftheater engagirt wurde. Als Zephyr in „Zephyr et Flore“ erschien er am 24. April neben Dlle. Lemière zum ersten Mal vor dem Berliner Publikum, das sich in immer steigendem Maße für den zarten und graciösen Tänzer erklärte. Anfang der zwanziger Jahre setzte er dann das erwähnte Ballet „Aline“, tanzte 1828 in Hamburg und Doberan, entsagte aber 1830 der Bühme gänzlich, um nach Frankreich zurückzukehren. Nur kurze Zeit war seines Bleibens dort, er kam wieder nach Berlin und begann eine erneuerte Thätigkeit als Pantomimist und Balletmeister (Ernennung von 1837). Zuerst setzte er jetzt das komische Zauberballet „Arlequin in Berlin“, dem nachstehende Werke folgten: „Die Pflanzer“, „Der Geburtstag“, „Vestrissinos vor Gericht“, „Der Polterabend“, „Robinson“, „Der gestiefelte Kater“, „Der Soldat aus Liebe“, „Die Feen“, „Der Mutter Namenstag“, „Das Jubiläum“, „Robert und Bertrand“, „Die Danaiden“, „Die Tänzerin auf Reisen“, „Der türkische Arzt“, „Die unterbrochene Hochzeit“ und „Aladin, oder die Wunderlampe“. Am 1. April 1856 zog sich H. ins Privatleben zurück. Vermählt war H. seit 1821 mit Emilie Karoline Wilhelmine, geb. Vestris, geb. am 16. Febr. 1801 zu Rheinsberg, ausgebildet in Paris, von 1818—1830 Mitglied des Hoftheaters zu Berlin, gest. am 19. August 1869 zu Berlin. Beider Sohn Louis Michel H.-V. geb. am 4. Januar 1825 zu Berlin, war von 1846—1862 ebenfalls am Berliner Hoftheater engagirt und wurde dann pensionirt.

Vgl. M. F. Hoguet von Louis Schneider in Heinrichs deutschem Bühnen-Almanach 1857, S. 130—139. Joseph Kürschner.

Hohberg: Wolfgang Helmhard Freiherr von H. (auch Hochberg), landwirthschaftlicher Schriftsteller, Grundherr zu Ober-Thumritz und Süßenbach in Ober-Oesterreich und Mitglied der österreichischen ständischen „Fruchtbringenden Gesellschaft“, gest. 1688 zu Regensburg. Er gehörte einer Speciallinie des Gutsmannsdorf'schen Zweiges von dem ursprünglich zu Konradswalde in Schlesien angesessen gewesenen gräflichen Hause an, wurde den 20. October 1612 zu Ober-Thumritz geboren und war der Enkel des Stifters der mit dieser Grundherrschaft abgezweigten Speciallinie Friedrichs von H., dessen Vater als kaiserlicher Rath zu dem Erwerbe von Grundbesitz in Ober-Oesterreich im sogenannten

Hausruckviertel, gekommen war. Obschon H. als Protestant sich weder für einen Beruf im höheren Staatsdienste, noch für die militärische Laufbahn unter Oesterreichs Fahnen bestimmt sehen mochte, so muß seine Erziehung eine vorzügliche gewesen sein, denn er hat später durch seine vielseitige litterärische Thätigkeit nicht nur eine umfassende Schulbildung, bereichert durch viele historische Studien, sondern auch hohes Verständniß für die Aufgaben der politischen Oekonomie wie des Landbaues bekundet. In seinen 20er Jahren hat er indessen auch als kaiserlicher Kriegsmann dienen müssen, nach seiner eigenen Aussage (Georgica curiosa VIII, 4) war er an einer Campagne unter dem kaiserlichen General-Feldmarschall Holk 1633 betheiligt. Doch rühmt er sich nicht großer Kriegsthaten. Ihm, dem protestantischen Grundherrn in Oesterreich, mochte theils während der Wirren des 30jährigen Krieges, theils unmittelbar nachher dringende Veranlassung gegeben sein, durch ein umsichtiges und gemeinnütziges Wirken auf dem Gebiete des Landbaues seinem Hause und dem Vaterlande nach Möglichkeit zu dienen. Als in den ersten Decennien nach dem Ende jenes Krieges die Lage der Protestanten Oesterreichs immer bedenklicher wurde, indem die ihnen gewährte Nachsicht mehr und mehr abnahm, entschloß H. sich, seine sämmtlichen Güter zu verkaufen. Nachdem dies im J. 1664 bewirkt war, ließ er sich in Regensburg nieder, um dort nur noch seinen Studien leben zu können. Neben einigen Dichtungen „Lust- und Arzneigarten“ und dem Heldengedicht „Der Habsburgische Ottobert“, verfaßte er in seiner Zurückgezogenheit ein im großartigen Stile angelegtes kameralistisch-ökonomisch und landwirthschaftlich-technisch wie historisch-politisch bedeutsames Werk: seine „Georgica curiosa“, oder „Unterricht für den Landbau fürs adelige Land- und Feldleben &c.“, welches er den Ständen der beiden Erzherzogthümer Unter- und Ober der Enns gewidmet sein ließ. Dies Werk, welches zuerst in Nürnberg 1682 in 2 großen Foliobänden erschienen und nicht nur in den ständischen Kreisen Oesterreichs, sondern fast allgemein bei dem adeligen und Domanialgrundbesitz Deutschlands mit größtem Beifall aufgenommen war, galt lange für ein Hauptwerk auf dem betreffenden Gebiete der Litteratur; es erlebte eine Reihe von Auflagen und trug nicht wenig dazu bei, in den von Drangsalen des Krieges schwer heimgesuchten Kreisen des gedachten Grundbesitzes den Sinn für das Landleben wieder zu erwecken und die Thatkraft zu Wiederherstellung der vielfach verwüsteten Landgüter von Neuem zu schaffen. Während im I. Theile der Georgica die Einrichtung der Landgüter, die Verwaltung der damit verbundenen Realitäten, Regalien und Gefälle wie der technischen Nebengewerbe, die ganze Hauswirthschaft, der Weingarten und die Rebcultur sowie der Gartenbau nach seiner wirthschaftlichen und ästhetischen Seite ausführlich behandelt wurden, so fanden im II. Theile der Feldbau, die Wiesen- und Weidencultur, die Viehzucht, Bienenzucht, Fischzucht und Jagd, sowie die Holzanzucht und allgemeinere Aufgaben fürs Landleben ihre eingehende Erörterung. Dabei war das Werk reich mit historischen Momenten durchflochten und mit Schilderungen specialer Verhältnisse ausgestattet; so enthielt der Abschnitt, welcher von den Aufgaben des Grundherrn in Kriegszeiten handelt, eine Darstellung der verschiedenen Umstände, welche zum 30jährigen Kriege führten, wie sie etwa der Aufgabe eines größeren Geschichtswerkes nicht besser hätten entsprechen können. Besonders wichtig wurde es auch durch seine vielseitigen Schilderungen und Betrachtungen als eine reiche Quelle für die Geschichte der Landwirthschaft Oesterreichs. H. war als Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft Oesterreichs unter dem Namen des „Sinnreichen“ im Kreise seiner Berufs- und Standesgenossen sehr geschätzt. Als ein Freund genealogischer Studien fand er in späteren Lebensjahren mehrfach Gelegenheit mit dem Hofprediger Phil. Jacob Spener in Dresden in Verkehr zu

reten, und letzterer hat offen ausgesprochen, wie sehr er von diesem seinem Gönner ei seinen heraldischen Studien durch Mittheilungen über die Verhältnisse österreichischer adeliger Häuser gefördert worden sei. Wahrscheinlich erlosch mit seinem 688 erfolgten Ableben die Gutmannsdorf'sche Linie des Hohberg'schen Geschlechtes, denn aus seiner Familie überlebte ihn nur eine Tochter, die ihm bis u seinem Ende zur Seite gestanden hatte.

Ersch und Gruber, Encyklopädie, Bd. IX, 1832. (v. Stramberg). Desgl. Georgica curiosa, Einleitung ꝛc. — C. Fraas, Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft, München 1865. Leisewitz.

Hohburg: Christian H., mystischer Theolog, 1607 zu Lüneburg geboren ınd frühzeitig verwaist, bezog, nachdem er sich unter den allergrößten (aus seiner Armuth herrührenden) Hindernissen die nöthigste Schulbildung angeeignet, die Universität Königsberg, wo er sich nur einen kurzen Aufenthalt zu ermöglichen vermochte. Daher verließ er die Universität bald, ohne daß er sich in das Studium der Theologie wirklich hatte vertiefen können. Er übernahm zu Lauenburg die Stelle eines Cantors, mit welcher auch eine Hülfspredigerstelle verbunden war. Hier wurde für ihn sein Studium der Schriften Arndt's und Caspar Schwenckfeld's entscheidend. Schon jetzt befestigte sich in ihm der Gedanke, daß das äußere kirchliche Leben nichts tauge und daß der Geist Gottes in den einzelnen Kirchengliedern unmittelbar ein ganz neues Leben erwecken müsse, wenn der verderbten Kirche geholfen werden sollte. Im J. 1640 als Subconrector und Hülfsprediger nach Uelzen berufen, arbeitete er ein ganz auf diesem Gedanken beruhendes Gebet aus, welches er — zum größten Aergerniß aller orthodoxen Lutheraner — nach jeder Predigt vorzulesen pflegte. Endlich wurde ihm diese liturgische Willkür untersagt. H. gebrauchte jedoch sein Gebet nach wie vor und wurde daher seines Dienstes entlassen. Er lebte nun eine Zeit lang mit seiner Familie erst als Informator in Hamburg, dann als Corrector in der berühmten Sterner Druckerei zu Lüneburg. Ebendamals veröffentlichte er (pseudonym) zwei seiner bedeutendsten Werke, den „Spiegel der Mißbräuche" (unter dem Namen Prätorius) und das „Aergerliche Christenthum" (unter dem Namen Bernhard Baumann). Der Herzog August von Wolfenbüttel, der auf ihn aufmerksam geworden, und von einer Probepredigt Hohburg's mächtig erfaßt war, offerirte ihm drei Pfarreien, unter denen er die geringste, im Dorfe Borne, erwählte. Bald aber erhob sich hier von allen Seiten her die lebhafteste Polemik gegen ihn und seine mystische Ketzerei. Auch das Consistorium wollte ihn schließlich nicht länger dulden, so daß ihn der Herzog endlich fallen lassen mußte. Mit großer Rohheit von seinem Amte und aus seinem Hause entfernt, zog er unter sehr zerrütteten Vermögensverhältnissen (die er sich durch seine große Mildthätigkeit zugezogen) aus dem braunschweiger Lande hinweg, fand dann zwar bald bei einem Landedelmann in Geldern Aufnahme, der ihn unter der Bedingung, daß er nur Christum und die Nachfolge Christi predige und sich aller Polemik enthalte, als seinen Schloßprediger anstellte. Doch mußte er, weil er sich nun einmal des Eiferns gegen das äußere Kirchenthum und dessen Gebrechen nicht enthalten konnte, auch diese Stelle bald wieder verlassen, worauf er einem Rufe der reformirten Gemeinde in dem Flecken Latum auf die dasige Predigerstelle folgte. Sechzehn Jahre war er nun reformirter Prediger; allein seine Mystik und seine seltsamen Reformpläne brachten ihn schließlich auch hier mit der Gemeinde in Conflikt. Vom Amte suspendirt, legte er seine Stelle nieder und wurde, nach einem kurzen Aufenthalt in Amsterdam Prediger der Mennonitengemeinde in Hamburg, als welcher er am 24. October 1675 starb. — Neben den beiden bereits genannten Schriften wollen wir unter den anderen Werken, die H. hinterließ, nur zwei hervorheben, nämlich seine „Theologia mystica" und seine „Postilla mystica"

(Amsterdam 1665). — H. war ein mystischer Theolog, ohne daß seine Mei... einen bestimmten positiven Charakter gehabt hätte, der ihm in der Gesch... eine bestimmte eigenthümliche Stelle zuweisen könnte. Er sprach von dem v... derbten äußeren Kirchenthum und von der Nothwendigkeit einer inneren unmitt... baren Erleuchtung und Heiligung des Menschen ganz ebenso wie zahllose and... Mystiker jener Zeit, verwarf die orthodoxe Lehre von der Rechtfertigung, v... der Wiedergeburt, von der Wirksamkeit der Sacramente, vom Predigtamt u... von der pastoralen Sündenvergebung, bekämpfte auch das akademische Promotion... wesen und die ganze gelehrte Theologie der Zeit und verfocht die Lehre v... tausendjährigen Reiche. Dabei war aber sein ganzes inneres Leben in einer fort... laufenden Gährung und in einem Kampfe einander widerstrebender Elemente, wobei es niemals zur Ausgestaltung einer klaren festen Mystik kommen konnte.

Vgl. Arnold's Kirchen- und Ketzerhistorie, Bd. III, S. 130—136.

Heppe.

Hohe: Friedrich H., Maler und Lithograph, geb. 1801 zu Bayreuth, besuchte das Gymnasium daselbst, leistete bei dem in Bayreuth garnisonirenden Regimente zwei Jahre Fouriersdienste und erhielt schließlich von seinem Va... Unterricht in der Malerei; 1820 kam H. nach München, wo er durch De... corations- und Porträtmalen seinen Unterhalt erwarb und im Antikensaale der Akademie zeichnete. Nach einem vorübergehenden Aufenthalte in Erlangen, w... er Zeichnungen nach der Natur zu einer Anatomie und bald darauf wieder i... München zu Martius' Prachtwerke über die Palmen fertigte, lud ihn F. Pil... ein für dessen „Münchener Gallerie“ ein Blatt nach Wouwermann zu lith... graphiren. Damit war sein Weg gebahnt. Andere ähnliche Aufträge kam... darunter auch die Herstellung des ersten vom Münchener Kunstvereine seine... Mitgliedern gegebenen Nietenblattes (Pferdestall nach Heideck, 1825). Au... machte H. eine halbjährige Reise nach Italien mit Karl Rottmann, übernah... aber dann die Leitung der von Cotta 1828—33 veranstalteten lithographisch... Herausgabe der herzogl. Leuchtenberg'schen Gallerie. In der Folge betheilig... sich H. mit einigen Blättern an Hanfstängl's Herausgabe der Dresdener Galler... kehrte aber bald nach München zurück um das den Einzug König Otto's i... Nauplia darstellende Bild (von Peter Heß) meisterhaft auf Stein zu zeichn... (vgl. Nr. 102 Stuttg. Kunstblatt 1836). Dann übernahm er auf eigene Firm... eine „Auswahl von Gemälden in München lebender Künstler aller Fäch..., welche gleichsam als Ergänzung und Fortsetzung der sogenannten Gallerienw... betrachtet werden kann. Später trat H. als Maler auf, sowol in Landschafts... skizzen (Partenkirchen vom Zugspitz, Hintersee bei Berchtesgaden, Ansichten v... Starnbergersee, Schwarzbachfall bei Jettenberg, 1848) wie im Thierstück (Ha... im Feld, lithographirt von Rothmüller) und mit Jagdbildern (vieles dav... auch als Holzschnitte in „Herrn Petermann's Jagdbuch, Verlag von Braun u... Schneider); auch als Porträtzeichner versuchte er sich mit Erfolg (z. B. Kaiserin Elisabeth von Oesterreich [noch als Herzogin von Baiern], Kniestück, sitzend 1853 auf Stein gezeichnet), immerhin aber war es doch die Lithographie, welch... H. seinen Namen verdankt: in dieser Kunst leistete er, sowohl was ihren tech... nischen Theil betrifft, als auch in Bezug auf das Eindringen in den Geist des nachzubildenden Originals wie durch geschmackvolle Zeichnung ganz Vorzüglich... H. starb am 7. Juni 1870 in München. Zu seinen besten Blättern gehör... außer den vorgenannten: „Porträt des Optiker G. v. Reichenbach“ (nach Stieler); „Kühe am Wasser“ (nach Wagenbauer); „Angriff eines fran... zösischen Kuirassierregiments“ und „Spanische Guerilla in den Ruinen eines alt... Schlosses“ (nach Heideck); „Scene aus dem Freischütz“, „Kosaken überfall... einen französischen Vorposten“, „Wallachischer Pferdefang“ (1825); „Die Plünde...

rung", „Morgen in Partenkirchen" (1826); „Der Ueberfall" (1827); „Die Osteria", „Jäger mit dem Schweißhunde", sämmtlich nach Peter Heß; „Der wandernde Mönch", nach Weller (1829); G. Metzu: „Die kranke Frau"; Wouwermann: „Rückkehr von der Falkenjagd" und „Landschaft mit ruhenden Landleuten"; Monten: „Schill's Tod in Stralsund", „Artillerie-Manövre" (1832) und „Feld-Manövre bei Friedberg" (1838); Granet: „Der Maler Stella im Gefängniß"; W. Lindenschmit: „Schlacht bei Sendling"; Ph. Foltz: „Gemsjäger"; Chr. Ruben: „Karthäuser"; Heinrich Heß: „Abschied des heil. Bonifazius"; Chr. Morgenstern: „Rheinfall bei Schaffhausen"; A. Bayer: „Mönch auf einer Terrasse"; Fr. L. Storch: „Elfentanz"; J. B. Kirner: „Spielende Kinder römischer Hirten"; Th. Horschelt: „Gemsjagd", 6 Blatt 2c. Hohe's Porträt ist von D. Haiz lithographirt (1844).

Vinc. Müller, Universal-Handbuch für München, 1845. S. 145. Kunst-Vereins-Bericht für 1870. S. 54. Hyac. Holland.

Hohenbaum: Joseph Anton Franz H. van der Meer, mit dem Klosternamen Moriz, gelehrter Benedictinermönch zu Rheinau, geb. am 25. Juni 1718, gest. am 18. December 1795. Aus der ursprünglich niederländischen Familie van der Meer stammend, aus einer Seitenlinie, deren Prädicat „Hohenbaum" von dem 1512 durch Maximilian I. unter Verleihung des Adels ertheilten Lehengute des Namens herrührt, war H. schon als Knabe nach Rheinau gebracht und in den Noviciat eingetreten. Er hatte vorher eine sehr bewegte Jugend verlebt. Der Sohn eines Auditors bei einem neu errichteten kaiserlichen Regimente — der Großvater war unter Wechsel der Confession von Nürnberg hinweg in kurbaierischen Dienst getreten —, war er kurz vor dem Passarowitzer Frieden im Kriegslager unweit Belgrad geboren, dann mit den Eltern nach Oberitalien gezogen, wo der Vater zum kaiserlichen Statthalter in dem heimgefallenen Gonzaga'schen Castiglione (bei Brescia) ernannt worden war. 1730 verlor der Knabe beide Eltern in Mailand und kam nun eben durch die Fürsorge eines mütterlichen Oheims nach Rheinau. Es gefiel H. in dem so schön zwischen Hügeln auf einer Insel des vielgewundenen rasch fließenden Stromes liegenden Gotteshause. 1734 legte er die Ordensgelübde ab, wurde 1741 Priester, 1743 Lehrer an der Klosterschule, 1758 Prior, dann Archivar, nachdem er schon 1752 die Professur hatte ablegen und in die Verwaltungsgeschäfte eintreten können. Rechtshändel des Klosters mit dem Domstifte Constanz, mit den Unterthanen, vorzüglich den Einwohnern des auf einer Halbinsel des Rheines dem Kloster gegenüber liegenden gleichnamigen Städtchens, waren für H. schon vorher der Anlaß geworden, behufs Abfassung von Vertheidigungsschriften oder Theilnahme an Conferenzen mit den einschlägigen Fragen sich eingehender zu befassen. Allein erst die in seinem 40. Lebensjahre ihm übergebene Besorgung des Archives führte ihn, neben von St. Blasien ausgehenden förderlichen Anregungen, ganz auf dasjenige Feld der Thätigkeit, wo er bleibende Verdienste sich erwerben konnte. 1774 dann durfte er das Amt des Priors niederlegen, so daß er noch mehr den Studien leben konnte; dagegen behielt er das Archiv bei. Durch eine ausgebreitete Correspondenz mit dem Zuger Sammler, General Zurlauben, mit dem Berner Gottlieb Emanuel Haller (vgl. Bd. X, S. 430 und 431), besonders aber mit gelehrten Genossen des Benedictinerordens, voran dem erlauchten Kreise von St. Blasien, durch die Verbindung mit dem aus der in Italien verlebten Jugendzeit ihm als Altersgenosse wohl bekannten Nuntius des Papstes Valenti-Gonzaga (in Luzern 1764—1773), durch seine der Congregation der schweizerischen Benedictiner-Prälaten seit 1776 als Secretär geleisteten trefflichen Dienste war er jedoch auch außerhalb der Mauern seines Klosters zu einem solchem Namen gekommen, daß er von Rom einen Bischofssitz, von der

nach dem im J. 1253 erfolgten Tode seines Vaters 1258 zuerst in der urkundlichen Geschichte seines Hauses auf und hatte seinen Sitz meist auf dem Schlosse Rotenburg in der Nähe der darnach benannten K. W. O. A. Stadt a. N., sonst hie und und da auch auf den obgenannten Burgen Hohenberg und Haigerloch. Nach allen diesen drei Burgsitzen wird er in Urkunden und sonstigen zuverlässigen gleichzeitigen Aufzeichnungen genannt. Als Graf von Haigerloch führen ihn besonders österreichische Geschichtsquellen auf; so auch die in Paris befindliche manessische deutsche Liederhandschrift. Bald nach seinem ersten Auftreten führte er den Titel „von Gottes Gnaden Graf von Hohenberg", welcher ihm auch in von Lehensmannen seines Hauses ausgestellten Urkunden beigelegt wird. Es spiegelt sich hierin die Stellung ab, welche nicht blos die Herzoge sondern auch die Grafen damals bereits gegenüber dem Reiche und dessen Oberhaupt, welchem fast nichts mehr als die herkömmliche Belehnung übrig geblieben, eingenommen haben. So erscheint auch unser Graf A. als Regent eines mittelalterlichen Kleinstaates, in welchem er zugleich der reichste Grundbesitzer war. Darin stand ihm als Landesherrn über die ganze Bevölkerung – Edel- und Gemeinfreie, Hörige und Leibeigene — die hohe Gerichtsbarkeit zu, und auch die in seiner Grafschaft seßhaften Leute anderer Herrschaften, geistlicher wie weltlicher, hatten in ihm ihren obersten Schutzherrn, landesherrlichen Vogt zu erkennen und dafür gewisse Abgaben in Geld oder Naturalien zu entrichten. Die Vasallen und Dienstmannen, welche Burgen, Dörfer, Höfe, Vogteien u. a. m., beziehungsweise Einkünfte von solchen von ihm zu Lehen hatten, bildeten seine bewaffnete Macht, welche vor allem zu seinem und seines Landes Schutz verpflichtet waren, nach Umständen auch mit ihm in's Feld ziehen mußten. So tritt uns A. aus einer großen Anzahl Urkunden entgegen in seinem Walten als Grund-, Landes- und Lehensherr, wobei er bald auf dieser bald jener seiner Burgen seinen Sitz nahm und von seinen Hofbeamten, Vasallen oder Dienstmannen als unständigen Räthen umgeben war und sein Notar die nöthigen schriftlichen Ausfertigungen machte. Wenn sein Regiment so meist ein persönliches war, geschah doch auch manches in seinem Namen durch seine Vögte, Ammane, Schultheißen, Maier und Keller (Verwaltungsbeamte). Und aus den ersten zwei Jahrzehnten seines Auftretens als Graf ist uns außer diesem seinem Wirken im engeren Kreis seiner Grafschaft fast nichts von ihm überliefert. Sonst wird in der ganzen Zeit bis 1273 A. nur einmal genannt, nämlich 1262, da mehrere schwäbische Grafen, darunter auch er, Konradin, dem letzten legitimen männlichen Sprossen des hohenstaufischen Hauses, ihre Huldigung darbrachten, als derselbe unter der Aegide seiner Vormünder, des Herzogs Ludwig von Baiern, des Strengen, seines mütterlichen Oheims, und des Bischofs Eberhard von Constanz vom Geschlechte der Truchsesse von Waldburg, in seinem zehnten Lebensjahre in sein angestammtes Herzogthum Schwaben eingeführt wurde und im Sommer des obengenannten Jahres längere Zeit zu Constanz am Bodensee Hof hielt. Mit den Königen des sogenannten Zwischenreichs, Wilhelm von Holland († 1256) und Richard von Cornwallis († 1272), kam unser Graf in gar keine Berührung, wenigstens ist uns nichts davon überliefert, während andere schwäbische Grafen, insbesondere die von Wirtemberg, sich das Bestreben der obgenannten Könige, einen Anhang zu gewinnen, in der Weise zu Nutzen machen, daß sie sich von denselben Reichslehen und Pfandschaften zu verschaffen suchen. Graf Albert's ausgedehnter Wirkungskreis und hervorragende politische Rolle beginnen erst mit dem J. 1273, da Rudolf von Habsburg den deutschen Thron bestieg und unseren Grafen vor allen anderen Schwabens auszeichnete und mit seinem besonderen Vertrauen beehrte. Der nächste Anlaß hiezu ist allerdings in der nahen verwandtschaftlichen Verbindung zu suchen, welche Rudolf schon als Graf mit Alberts Hause angeknüpft hatte.

Derselbe vermählte sich nämlich um das J. 1250 mit unseres Grafen Schwester Gertrud, welche aber bald nach ihrer und ihres Gemahls Krönung am 24. Oct. 1273 den Namen Anna angenommen hat. Dieselbe ist die Mutter aller Kinder Rudolfs, also insbesondere auch Albrechts des Erstgeborenen und der „sechs lieblichen Töchter" desselben, welche Schiller in seinem „Grafen von Habsburg" besungen, somit die hohe Ahnfrau des Kaiserhauses Oesterreich. Und da Mechtilde, die älteste, der hohenbergischen Großmutter nachbenannte Tochter von Rudolf und Gertrud, just an den Krönungstagen mit Herzog Ludwig von Baiern, dem Strengen, vermählt worden und diesem u. a. einen Sohn Ludwig, den nachmaligen Kaiser, geboren hat, so rollt in den Adern des baierischen Königshauses auch hohenbergisches Blut. Man darf indeß nicht glauben, Rudolf habe unseren Grafen aus dem einfachen Grunde und vornehmlich deshalb begünstigt und gehoben, weil er sein Schwager war. Weiß man doch nichts von einer besonderen Bevorzugung von Alberts Bruder Burkard Seitens des Königs. Rudolf, welcher, als er die Regierung des deutschen Reichs angetreten, bereits an der Schwelle des Greisenalters stand und unzweifelhaft ein Mann von hoher, geistiger Begabung, großer Klugheit und reicher praktischer Lebenserfahrung gewesen, hat auch in der Wahl anderer Männer seines besonderen Vertrauens gezeigt, daß er die geeigneten Persönlichkeiten herauszufinden wußte. Und wenn er solche, wie neben unserem Grafen den Burggrafen Friedrich III. von Nürnberg (Bd. 7, S. 570 ff.) vom Grafenstamme Zollern und den Grafen Heinrich von Fürstenberg (Bd. 8, S. 220 ff.), seine leiblichen Vettern, unter seinen Verwandten gefunden, so mußte ihn dies in seiner Wahl nur bestärken. In der That schildern zeitgenössische wie spätere und neueste Geschichtsschreiber von allgemein anerkannter Autorität unsern Grafen als einen Mann „wie in Schwaben keiner mehr werde geboren werden", als „vir mirificus et famosus", als „eine in jeder Beziehung ausgezeichnete Persönlichkeit" (so Stälin); geben ihm das Prädicat „comes excellentissimus" und vergleichen ihn mit den vielbesungenen zwölf Recken der alten Heldensage. Dabei leuchtete er inmitten des allgemeinen sittlichen Zerfalls der damaligen höheren und höchsten Kreise noch durch schöne Tugenden eines Privatmannes: hohe Moralität bei großer Verehrung der Frauen, Gerechtigkeitsliebe, Menschenfreundlichkeit u. a. hervor; glänzte als edler Sänger in zwiefachem Sinne und wird in Dichtungen anderer verherrlicht. Und wenn König Rudolf, welcher sich in früheren, sehr kritischen Lagen seines Lebens als entschlossener, thatkräftiger Charakter, als ein ebenso tapferer als kluger und erfahrener Kriegsmann bewährt, beim Ausbruch des zweiten Kriegs mit König Ottokar von Böhmen im Anfang des Sommers 1278 vor Allen unseren Grafen, seinen Schwager, auf's dringendste, ja flehentlich aufgefordert hat, ihm schleunigst zu Hilfe zu kommen, so liegt darin das vollgiltigste Zeugniß, wie Großes er auf ihn gehalten. — Bei den besonderen Beziehungen, in welche unser Graf durch seinen königlichen Schwager zu Schwaben gesetzt worden, müssen wir einiges über dieses Reichsland vorausschicken. Schwaben, früher eines der ansehnlichsten Herzogthümer des Reichs, hatte, nachdem Konradin 1268 sein junges Leben unter dem Beile des Henkers geendet, auch nicht einmal dem Namen nach einen Herzog. Zur Zeit, da König Rudolf den deutschen Thron bestieg, bestand es aus einer namhaften Anzahl von Grafschaften, deren Inhaber sich nahezu als souveräne Herren betrachteten. Manches Reichsgut und Recht darin war von König Konrad IV., den Königen des Zwischenreichs und Konradins Vormundschaft an Grafen des Landes, insbesondere die vom Stamme der Wirtemberger hingegeben worden, um dieselben zu gewinnen. Unter dem zahlreichen höheren und insbesondere niederen (ritterschaftlichen) Adel des Landes war Beraubung von Klöstern, Gewaltthat gegen Schwache, Selbsthilfe, das Faustrecht an der Tagesordnung. Unter diesen Umständen hielt König Rudolf

als kluger, umsichtiger Herrscher die Schwierigkeiten wol erwägend, nicht für rathsam, das Herzogthum Schwaben wieder aufzurichten, wenn auch je und je die Versuchung an ihn herangetreten sein mochte, solches zu Gunsten einer seiner Söhne oder seines Schwagers Albert auszuführen. Dagegen schuf er bald nach seiner Krönung daraus drei Landvogteien: Niederschwaben, Oberschwaben und den Bezirk von Augsburg, von denen er erstere, die bedeutendste, seinem Schwager A. übertrug, und diesen noch besonders mit der Schirmvogtei einer Anzahl Klöster betraute. Da war es nun zunächst Albert's Aufgabe, die in seinem Bezirk dem Reiche zustehenden Rechte zu wahren, den so manigfach gestörten Landfrieden wieder herzustellen und zu handhaben, Klöster und Kirchen, deren Güter und Leute sowie andere Schwache und Wehrlose vor Gewaltthat zu schützen, der Selbsthilfe der Herren und Ritter untereinander ein Ende zu machen, indem er sie aufforderte, vor seinem Richterstuhl zu erscheinen und ihre Händel nach Minne oder Recht schlichten zu lassen, den Widerspenstigen aber mit Waffengewalt zwang dem gefällten Spruch nachzukommen. Dazu sollte er insbesondere die Abschiede der Reichstage in Nürnberg vom November 1274 und August 1281 in seiner Landvogtei zum Vollzug bringen. Denselben zu Folge war Kaiser Friedrich II. der letzte rechtmäßige Vorgänger König Rudolfs gewesen, und letzterer sollte alle Güter und Rechte des Reichs, welche jener bevor (1245) der Papst Bann und Entsetzung über ihn ausgesprochen, im Besitz gehabt, auch was sonst inzwischen dem Reiche heimgefallen, gewaltsam vorenthalten oder ohne Zustimmung der Kurfürsten veräußert worden, wieder zu seinen Handen nehmen. In Schwaben aber hatten u. a. vornehmlich Markgraf Rudolf von Baden, die Grafen Ulrich von Wirtemberg und Hartmann von Grüningen-Landau theils widerrechtlich, theils in Folge von Belehnungen Seitens der Könige des Zwischenreichs Rechte und Güter des Reichs, so namentlich die Reichsburg Achalm, die Reichsstadt und Burg (Mark-)Gröningen an sich gebracht. Da gab König Rudolf, nachdem er gegen das Ende des J. 1276 den Böhmenkönig Ottokar zur Herausgabe der Herzogthümer Oesterreich, Steier &c. gezwungen hatte, unserem Grafen A. von Wien aus gemessenen Befehl, alles was in den Grenzen seiner Landvogtei während des Zwischenreichs auf obige Weise dem Reiche entfremdet worden, wenn nöthig unter Anwendung von Waffengewalt, zurückzufordern und wieder zu gewinnen. Das verwickelte diesen mit dem bereits genannten Grafen Hartmann von Grüningen (unweit der Donau), welcher nach dem schon im J. 1265 erfolgten Tode seines Vetters Ulrich als Vormund von dessen minderjährigen Söhnen deren Sache vertrat, und einen ebenso tapferen als hartnäckigen Widerstand leistete, in einen blutigen, mehrere Jahre andauernden Kampf, bis Hartmann im J. 1280 endlich in Albert's Gewalt gerieth und sein vielbewegtes Leben auf der Burg Asperg in ritterlicher Haft schloß. Darauf übergab Rudolf Burg und Stadt (Mark-)Gröningen, wo Hartmann seinen Sitz genommen hatte, sowie die Reichsburg Achalm seinem Schwager zur Obhut und Nutznießung. Als aber Eberhard (s. Bd. 5, S. 554 ff.), der zweite Sohn des obgenannten Grafen Ulrich von Wirtemberg, nach dem frühen Tode seines älteren Bruders kaum das Mannesalter erlangt und die Grafschaft seines Hauses angetreten hatte, da nahm er, ein überaus fehdelustiger Herr, den Kampf gegen den Reichslandvogt und die zu diesem haltende königliche Partei wieder auf und man fügte sich in den Jahren 1285 und 1286 nach damaliger Kriegsführungsweise durch Raub, Verwüstung und Brand gegenseitig großen Schaden zu. Neben dem Kampf zwischen Graf A. als Reichslandvogt und dem Grafen Eberhard von Wirtemberg liefen andere Fehden her, bei welchen die meisten Grafen des Landes betheiligt waren, und dieses sich in zwei Lager theilte, in denen da A. und das Reich, dort Wirtemberg und Schwaben die Losung war. Endlich schritt König Rudolf selbst, nachdem er wiederholt aber ohne nachhaltigen Erfolg

zwischen den Führern der beiden Parteien und deren Genossen vermittelt hatte, in den Jahren 1286 und 1287 mit Waffengewalt gegen den jungen Grafen von Wirtemberg ein, über welchen nicht nur von andern Seiten Klagen erhoben worden, sondern der sich schließlich der Unbotmäßigkeit gegen das Reichsoberhaupt schuldig gemacht hatte. In beiden Kriegen sieht man unsern Grafen an der Seite seines königlichen Schwagers, welchem indeß erst im October 1287 eine nachhaltige Unterwerfung Eberhards gelang. In der That ruhten, so lange König Rudolf lebte, nun die Feindseligkeiten zwischen Wirtemberg und Hohenberg. Bald nachdem der Habsburger am 15. Juli 1291 aber das Zeitliche gesegnet, fiel Eberhard, Albert's Landesabwesenheit benützend, unterstützt von anderen schwäbischen Grafen, mit ansehnlicher Streitmacht in das hohenbergische Gebiet ein, gewann aber keine der festen Burgen, sondern mußte sich mit Verwüstung und Brandschatzung des platten Landes begnügen, dagegen brach Graf A., eiligst in die Heimat zurückgekehrt, in das Herz des wirtemberger Landes ein, eroberte und zerstörte darin drei Burgen. Da fand der von Wirtemberg für gut, eine ehliche Verbindung zwischen seinem Hause und dem Albert's einzuleiten, die auch Ende des J. 1291 geschlossen wurde und den Frieden auf viele Jahre hin sicherte.

Wiewol Graf A. durch die Regierung seiner ausgebreiteten Grafschaft, insbesondere seine Landvogtei in seiner schwäbischen Heimat viel und manigfaltig in Anspruch genommen war, so begegnet man ihm doch bei König Rudolfs Wanderungen durch das Reich und auf dessen Heerfahrten neben seinem Stammesvetter, dem hohenzollern'schen Burggrafen Friedrich von Nürnberg und seinem nachmaligen Schwiegervater, dem Grafen Heinrich von Fürstenberg, fast immer in dessen Umgebung. Da nahm er lebhaften, wichtigen Antheil an den Berathungen über mancherhand Angelegenheiten des Reichs und königlichen Hauses, den Verhandlungen über Krieg und Frieden, an den zur Sicherung des Landfriedens ergriffenen Maßregeln, den Erörterungen über staatsrechtliche Fragen, den Verfügungen des Königs über Reichsgut und Recht, der Schlichtung von Streitigkeiten der Reichsfürsten, der Erledigung von mancherlei Bitten und Klagen der Reichsangehörigen 2c. So trifft man ihn schon bei Rudolfs Krönung zu Aachen (October 1273), darnach im December desselben Jahres zu Speier, vom Februar bis April 1274 auf den Hoftagen, welche der König an verschiedenen Orten hielt. So wohnte er denn auch der pompösen Zusammenkunft seines Schwagers mit dem Papste Gregor X. (October 1275) bei. Lebhaften Antheil nahm A. an den Verhandlungen, welche auf den Reichstagen zu Augsburg (Mai und Juni 1275) und Ulm (Juli 1276) gegen den reichsrebellischen König Ottokar von Böhmen gepflogen wurden. Und als es noch in letzterem Jahre zwischen diesem und König Rudolf erstmals zum Kriege gekommen, machten A. und sein Bruder Burkard an der Spitze eines zahlreichen Aufgebots von Rittern und Knechten die erste Heerfahrt gegen den Böhmenkönig mit und waren noch im Anfang des nächsten Jahres bei Rudolf zu Wien. Um diese Zeit rief unsern Grafen sein Amt als Reichslandvogt in die Heimat, doch begegnet man ihm nach der Mitte des Juli 1277 abermals bei dem Könige zu Wien; im Januar des nächsten Jahres dagegen war er wiederum in Schwaben, wo er in seiner Stellung als Landvogt durch die höchst bedrohlichen Zustände bis Herbst 1278 zurückgehalten und trotz der dringendsten Aufforderung seines königlichen Schwagers zum Zuzug verhindert wurde, dessen zweite Heerfahrt gegen den abermals zum Rebellen gewordenen Böhmenkönig mitzumachen. Als aber Rudolfs glänzender Sieg auf dem Marchfelde (26. Aug. 1278) die Reichsfeinde in Schwaben eingeschüchtert hatte und bald darnach ein Krieg zwischen dem Könige und dem Markgrafen von Brandenburg drohte, rückte A. mit einer starken Streiterschaar nach Wien, wo man ihn noch im De-

cember bei seinem Schwager trifft. Das J. 1279 brachte A. wieder in Schwaben zu. Als es aber im Spätsommer des nächsten Jahres allen Anschein gewann, der Krieg mit dem brandenburger Markgrafen werde wirklich zum Ausbruch kommen, rückten er und sein Bruder Burkard mit ihren Mannen nach Oesterreich, wo man beide im August und um die Mitte Octobers in des Königs Lager bei Deutschbrod trifft. Im J. 1281 wohnten A. und sein Bruder dem langen Reichstag zu Nürnberg (Anfangs Juli bis Ende August) bei, auf welchem die um den König versammelten Fürsten und Grafen des Reichs den oben erwähnten, von weittragenden Folgen begleiteten Rechtsspruch thaten, welcher insbesondere für Schwaben praktische Folgen hatte und, wie wir oben bereits gezeigt, unserem Grafen als Reichslandvogt eine schwere Verpflichtung auferlegte. In dem nächsten Jahre sieht man beide Brüder bei dem Könige an verschiedenen Orten, insbesondere zu Augsburg, als Rudolf seine beiden ältesten Söhne mit den dem Reiche heimgefallenen Herzogthümern Oesterreich, Steiermark u. belehnte. Am 1. Juni 1283 treffen wir A. bei Rudolf in Rheinfelden, wo er und andere angesehene treue Anhänger desselben, die Grafen Heinrich von Fürstenberg und Ludwig von Oettingen sowie der Burggraf Friedrich von Nürnberg zu Pflegern („procuratores“) der jüngeren Söhne des Königs bestellt wurden, nachdem dieser seinem ältesten Sohne allein die genannten Herzogthümer übertragen hatte. Von Rheinfelden zog A. wenige Tage darnach mit dem Könige zur Belagerung von Peterlingen im Waadtlande, welches mit anderen Städten Graf Philipp von Savoyen sich weigerte, dem Reiche herauszugeben. Und noch am Ende des August vom angegebenen Jahr trifft man, als mit Savoyen Unterhandlungen angeknüpft worden, die aber zu keinem Frieden führten, ihn bei Rudolf zu Freiburg im Oechtlande, am 25. August 1284 mit seinem Bruder Burkard bei dem König zu Germersheim. Bald darauf (Mitte Septembers) zogen der König und A. mit anderen Grafen, darunter zwei von Zollern, Vater und Sohn, von der kleinen Reichsstadt Weil aus vor die Burg Waldeck im Nagoldthal, deren Inhaber seit geraumer Zeit mit unserem Grafen in Händeln gelegen waren und den Landfrieden gestört hatten. Aber erst um Martini fiel das sehr feste Bergschloß in des Königs Hände. Im Anfang des nächsten Jahres wohnte A. Rudolfs Hoftag zu Augsburg an, da der mächtige Graf Meinhard von Tirol, welcher mit dem königlichen Hause nahe verwandt und mit dessen Sohn (Albert) unseres Helden älteste Tochter verlobt (vermählt) war, mit dem Herzogthum Kärnthen belehnt, er aber auf's Neue mit der Aufrechterhaltung des Landfriedens in Schwaben beauftragt wurde. In den Jahren 1286 und 1287 war A. theils in eigener Sache, theils in seiner Stellung als schwäbischer Reichslandvogt in heftige Fehden mit Graf Eberhard von Wirtemberg und dessen Anhang verwickelt, in Folge deren der König selbst zwei Mal gegen diesen einschritt (s. oben). Im Februar 1288 trifft man unsern Grafen bei dem Könige zu Mainz, wo er mit anderen einen Rechtsspruch zu Gunsten des Bischofs von Worms in Betreff dessen Ansprüche auf den Odenwald fällte. Im J. 1289 bei Rudolf auf der Burg Achalm, wo u. a. die durch Erbstreitigkeiten entzweiten Häuser Zollern und Hohenberg durch eine von Rudolf zwischen beiden eingeleitete Heirath ausgesöhnt wurden, und im April darauf zu Heilbronn, da der König durch einen Rechtsspruch dem Sohne Graf Hartmanns von Grüningen die „villa“ Cannstatt ab- und seinem Schwager A. zusprach. Auch auf dem Reichstag zu Erfurt, welcher fast das ganze Jahr 1290 ausfüllte, war A. zeitweise in des Königs Umgebung, sowie das Jahr darnach zu Hagenau, als über die reichsrebellische Stadt Valenciennes eine schwere Strafe verhängt wurde. Wenige Tage darauf zog der König nach Germersheim, von wo er, sich bedenklich krank fühlend, um die Mitte des Juli seinen Grabesritt nach Speier antrat. Auf dieser letzten schweren Fahrt gaben A. und

sein Bruder dem Könige das Geleite, waren ohne Zweifel auch Zeugen, als derselbe schon den Tag nach seiner Ankunft in Speier, am 15. Juli 1291, das Zeitliche segnete und den Tag darauf in der dortigen Kaisergruft feierlich beigesetzt wurde. — Aber erst 10 Monate später bekam das Reich in der Person des Grafen Adolf von Nassau wieder ein Oberhaupt. Es war in der langen Zeit, da der Thron unbesetzt gewesen, unter den Kurfürsten viel hin und her ge- und verhandelt worden und die Diplomaten der damaligen Zeit hatten vollauf zu thun. Unter diesen finden wir auch unsern Grafen thätig. Wiederholt trifft man ihn während dieser Zeit bei seinem Neffen, dem Herzog Albrecht von Oesterreich, welcher, wie alle Welt wußte, entschiedener Thron-Candidat war; so mit anderen warmen Anhängern des dahingegangenen Königs im März 1292 zu Friesach in Kärnthen, wo sicherlich über die Wahl verhandelt wurde. Insbesondere aber betraute ihn der Herzog mit der Mission, den König Wenzel von Böhmen für seine Wahl zum König zu gewinnen. Wol war derselbe Gemahl von Albrechts Schwester Gutta, also des letzteren Schwager. König Rudolf hatte aber bei seinem Abscheiden sehr wichtige Fragen zwischen seinem und dem böhmischen Königshause zunächst seinem ältesten Sohne, eben Albrecht, unerledigt zurückgelassen und von diesem war in Betreff derselben dazumal noch nichts geschehen. Dabei waren die Charaktere der beiden Fürsten so verschieden, daß das Bestehen guter persönlicher Beziehungen dadurch sehr erschwert wurde oder leicht wieder gestört werden konnte. Und mit dem stolzen, ebenso mißtrauischen und launigen als reizbaren Wenzel war schwer zu unterhandeln. So war der Auftrag, welchen A. in Prag ausführen sollte, an sich schon sehr schwierig, wurde dies aber um so mehr, als der Böhmenkönig für seine Stimme zu Gunsten seines Schwagers nichts Geringeres verlangte als den Wiederanfall der Herzogthümer Oesterreich, Steiermark und Kärnthen an sein Haus. Solche Forderung, durch deren Erfüllung Herzog Albrecht als Thronbewerber seine Hausmacht hätte zum Opfer bringen müssen, mußte unser Graf natürlich entschieden von der Hand weisen. Wir dürfen ihm, dessen Weisheit die Zeitgenossen so sehr rühmen, aber so viel diplomatischen Takt und Klugheit zutrauen, daß er auch Angesichts der Unmöglichkeit auf des Böhmenkönigs hochgespannte Forderungen eingehen zu können, gegen denselben sicherlich nicht die drohende Sprache geführt haben wird, welche ihm ein gleichzeitiger Berichterstatter in den Mund legt. — Am 5. Mai 1292 wurde unter dem überwiegenden Einflusse der Erzbischöfe von Köln und Mainz, sowie des Böhmenkönigs Wenzel Adolf von Nassau, ein minder mächtiger Graf zum deutschen („römischen") König gewählt. Bis kurz vor der Wahl hatte Herzog Albrecht gehofft, er werde wenigstens die Stimmen von Baiern, Sachsen und Brandenburg erhalten. Darum war er, um noch in letzter Stunde achtunggebietend und für alle Fälle gerüstet auftreten zu können, an der Spitze einer für jene Zeiten sehr ansehnlichen Streitmacht durch Schwaben an den Rhein gerückt und hatte auf seinem Zuge im April 1292 unsern Grafen, seinen Oheim, zu Markgröningen besucht. Da aber schließlich selbst Herzog Ludwig von Baiern, Albrechts Schwager, für den Nassauer gestimmt hatte, die Wahl somit einstimmig ausgefallen war, so fügte sich der kluge Herzog in's Unvermeidliche, unterwarf sich dem neuen Reichsoberhaupte und nahm von diesem seine Herzogthümer zu Lehen. Wiewol es nun eine der ersten Regierungshandlungen König Adolfs gewesen, daß er unserem Grafen A., dem nahen Anverwandten seines Nebenbuhlers um den deutschen Thron, die Reichslandvogtei von Niederschwaben abgenommen und Heinrich von Isenburg, einem Vetter seiner Gemahlin, übertragen, so besaß A. doch so viel Klugheit, daß er, als das neue Reichsoberhaupt im J. 1293 in einigen schwäbischen Reichsstädten sowie in Speier Hoftage hielt, mit anderen Grafen des Landes sich auch auf denselben einstellte und den von dem Könige gebotenen Landfrieden beschwor. Andererseits fehlt es auch

nicht an Beweisen davon, daß König Adolf eben schon im ersten Jahre seiner Regierung unseren Grafen, den treuen Anhänger des habsburgischen Hauses und auch in weiteren Kreisen geachteten Herrn, durch Gunstbezeugungen für sich zu gewinnen suchte, und so vor der Hand wenigstens ein leidliches Verhältniß zwischen beiden geschaffen wurde. Dabei blieb aber A. nach wie vor treuer Berather und kräftiger Beistand seines Neffen, des Herzogs Albrecht von Oesterreich. So wandte sich denn letzterer, als im J. 1295 der österreichische Adel sich gegen ihn erhoben, mit der Bitte um Beistand vor allen an A., seinen Oheim, und dieser beschränkte sich nicht darauf, daß er für seine Person mit einer ansehnlichen Streiterzahl seinem Neffen zu Hilfe kam, sondern gewann auch noch mehrere andere schwäbische Grafen zum Zuzug. Bei diesem Aufstand, welcher übrigens im Ganzen und Großen in Kurzem unterdrückt worden, hatte allem Anschein nach König Adolf im Geheimen die Hand im Spiel gehabt, wohl um Gelegenheit zu bekommen, sich in die Angelegenheiten des Herzogs mischen zu können. Dadurch machte er sich aber Albrecht vollends zum entschiedensten Gegner, und sicherlich wurde über die aus dieser neuen Verwicklung sich ergebenden Eventualitäten damals zwischen Oheim und Neffen im Geheimen verhandelt. Um dieselbe Zeit hatte sich König Adolf bereits zwei andere mächtige Gegner, den Erzbischof Gerhard von Mainz und König Wenzel von Böhmen, auf den Hals geladen. Um die Stimmen dieser beiden zum König für sich zu gewinnen, hatte er wie zuvor dem Erzbischof von Köln auch denselben zu großem Nachtheil des Reichs und erheblicher Schädigung der Autorität von dessen Oberhaupt eine Reihe sehr weitgehender Versprechungen gemacht und deren Erfüllung beschworen, ja schließlich sämmtlichen Kurfürsten das unerhörte, schmähliche Zugeständniß verbrieft, er werde, wenn er den gegen sie eingegangenen Verpflichtungen nicht nachkommen würde, des durch ihre Wahl erlangten Rechtes auf die Krone verlustig und wolle keinen Widerspruch erheben, wenn sie an seiner Statt alsdann einen andern Fürsten auf den deutschen Thron setzen. Noch im J. 1296 hatte aber König Adolf die meisten seiner Zusagen nicht nur nicht erfüllt, sondern vielen davon und just den wichtigsten geradezu entgegengehandelt. Als ... Böhmen und Mainz, von Köln nicht zu reden, welches zu Adolfs Wahl den Anstoß gegeben, aber bei dem ganzen Handel am schlechtesten weggekommen, allen Grund hatten, sich von dem Nassauer ganz abzuwenden, ersteres auch Sachsen und Brandenburg, die es seiner Zeit für denselben gewonnen, von ihm abgezogen, es inzwischen auch der Königin von Böhmen gelungen war, zwischen ihrem Gemahl und Bruder Albrecht von Oesterreich ein gutes Verhältniß herzustellen, kam es auf der gegen König Adolf offenbar ostensibler Weise in Scene gesetzten, überaus pompösen Krönung Wenzels durch den Mainzer zwischen diesen beiden und den anwesenden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg im Juni 1297 in Prag zu einer förmlichen Coalition, welche sich die Aufgabe stellte den Nassauer abzusetzen und an dessen Stelle Albrecht von Oesterreich auf den deutschen Thron zu erheben. Dieser wohnte mit seinem Oheim, unserem Hohenberger Grafen, dem großen Feste auch an und that sich durch Entfaltung außerordentlicher Pracht und glänzender Gastfreundschaft hervor. Bei dieser Zusammenkunft erhielt A. den Auftrag, die Reichsstädte und den Adel in Schwaben, Franken und am Rhein für seinen zur Krone auserseheneu Neffen Albrecht zu gewinnen, denn man mußte darauf gefaßt sein, König Adolf werde seinem schmählichen Zugeständniß allerdings entgegen, sich mit Waffengewalt im Besitz der Krone zu behaupten suchen. Unser Graf übernahm auch die Mission, da sich nach seiner Ueberzeugung Adolf von Nassau des Thrones unwürdig gemacht und das Reich ein Oberhaupt nöthig hatte, welchem eine ansehnliche Hausmacht zu Gebote stand und das sich bereits als tüchtiger Regent erprobt

llbert's Ansehen und Unterhandlungskunst gelang es auch, gefördert von len reichen Gaben, welche er aus der Kasse seines mächtigen Neffen spenden, ind den glänzenden Versprechungen, die er in dessen Namen machen konnte, lemselben unter dem Adel jener Gegend des Reichs manchen Anhänger zu geoinnen. Hartnäckig aber weigerten sich ihm gegenüber die schwäbischen Reichstädte, sich für den habsburgischen Throncandidaten zu erklären, und als er sie chließlich mit Waffengewalt dazu zwingen wollte, da unterlag er ihrer vereinten Kriegsmacht, welche ihm fünf Burgen zerstörte und ihn sogar aus seiner Grafchaft vertrieb.

Auch von Seiten der obgenannten vier Kurfürsten und ihres Candidaten ür den zu besetzenden Thron sowie von diesem selbst erfolgten nun entschiedene Schritte, um den neu beschlossenen Plan durchzuführen. Jene setzten den Papst in Kenntniß von dem beschlossenen Vorhaben und baten um dessen Zustimmung, Herzog Abrecht aber sandte seinen Oheim A. nach Rom. Da sollte er, unterstützt von namhaften Spenden in Gold und Silber, welche ihm sein reicher Neffe eingehändigt, den heiligen Vater und die Kardinäle für denselben günstig stimmen. Von seiner Mission im Februar 1298 nach Wien zurückgekehrt, half A. seinem Neffen die Vorbereitungen treffen zu der Heerfahrt gegen König Adolf, welcher die Absicht kundgegeben hatte, seinen Rivalen in Oesterreich anzugreifen. Da mußte nun vor allem Albrechts Heer der Weg durch die Lande der Herzoge Otto und Rudolf von Nieder- und Ober-Baiern geöffnet werden, denn beide standen auf König Adolfs Seite, wiewol ersterer Albrechts Schwager, letzterer aber durch seine Mutter Mechtilde dessen Neffe war. Auf inständige Bitte der letzteren gestattete Herzog Rudolf seinem Oheim den Durchzug durch sein Land. Und A. brachte bei einer Zusammenkunft der Herzoge Albrecht und Otto zu Passau Ende des Februar zwischen beiden einen Vertrag zu Stande, der seinem Neffen den Marsch seines Heeres durch Nieder-Baiern sicherte.

Um den 20. April 1298 standen König Adolf und Herzog Albrecht von Oesterreich bereits bei Kenzingen im Breisgau einander gegenüber. Mittlerweile hatte sich Herzog Otto von Niederbaiern mit einer ansehnlichen Streitmacht aufgemacht, um zu dem Könige zu ziehen. Sein Marsch an den Rhein erfolgte auf der alten Straße, welche von Ulm zunächst im Donauthal, dann über die Alb nach Oberndorf am Neckar und von da nach Schiltach und durch das Kinzigthal in die Rheinebene führte. Auf dem Marsche von Oberndorf nach Schiltach kam der Baiernherzog in die Nähe von Albert's Grafschaft und Besitzungen, zu welchen unter anderen Burg und Dorf Leinstetten im engen Glattthale gehörte, über welches in dieser Gegend die von Hochmössingen her führende Römerstraße Ifflingen zu führte. Er bezog höchst wahrscheinlich auf der Hochebene zwischen Oberndorf und Fluorn, in der Nähe der Straße nach Schiltach, ein Zeltlager und das Gerücht lief um, er und seine Ritter führten „reiche Habe" mit sich. Als Graf A. die Kunde erhalten hatte, daß die Baiern den Neckar überschritten, beschloß er sie anzugreifen und ihnen den Marsch an den Rhein zu wehren. Eiligst bot er die Vasallen und Dienstmannen sowie gegen sechshundert mit Spießen u. dergl. bewaffnete Bauern seiner Grafschaft auf. Wie groß die Zahl seiner ritterlichen Streiter war, weiß man nicht. Nach unserem Dafürhalten können es weitaus nicht hundert gewesen sein. Da diese seine Streitmacht quantitativ und qualitativ weit geringer war als die des Herzogs von Baiern, so konnte er als erfahrener Kriegsmann sich nur von einem Ueberfall des baierischen Lagers einen Erfolg versprechen. Darum wurde allererst ein „Spähe" (Spion) ausgesandt, um die Stärke der Baiern, insbesondere ihre Kampfbereitschaft auszukundschaften. Derselbe kehrte mit der Botschaft zurück, die Feinde stünden ganz sorglos in ihrem Lager. Darauf zog A., von manchen

seiner Ritter, welche an die reiche Habe der Feinde dachten, in seinem Vorhaben bestärkt, mit seinen Mannschaften Nachts gegen dieselben aus in der Meinung, er könne sie noch in ihren Zelten liegend überfallen. Als er aber mit Tagesgrauen dem feindlichen Lager näher gekommen war, sah er zu seiner größten Ueberraschung die Baiern kampffertig auf ihn und die Seinigen anrennen. Bald entspann sich von beiden Seiten ein beispiellos hitziger, hartnäckiger Kampf, der auch eine Zeit unentschieden blieb. Nicht lange aber hielt der tapfere Widerstand bei den meisten hohenbergischen Rittern an. Ein Theil derselben verließ sogar nach kurzem Kampf die Walstatt, um das baierische Lager zu plündern; andere jagten, als die Baiern immer ungestümer auf Albert's kleine Ritterschaar eindrangen, in panischem Schrecken davon. Und solcher waren es nach den Angaben eines unparteiischen, zuverlässigen Berichterstatters, welcher selbst dem schwäbischen Adel angehörte, mehr als vierzig. So kam A. am Ende mit seinen wenigen Getreuen, wiewol sie wie Löwen kämpften, in die größte Noth. Als die Kunde hievon zu den hohenbergischen Bauern, welche sich bis dahin mit dem Fußvolk und den Reisigen des Baiernherzogs herumgeschlagen hatten, gedrungen war, jagte ein starker Haufen derselben zum Kampfplatze ihres gräflichen Herren, umringte den Knäuel der feindlichen Ritter und suchte deren Rosse niederzustechen, um ihrem Herrn zu Hilfe zu kommen. Da wandte sich ein Theil der feindlichen Ritter gegen die Bauern und es entspann sich zwischen beiden ein so heftiger Kampf, daß mehrere hundert der letzteren, welche tapfer Stand hielten, getödtet wurden.

Inzwischen gewann A. in so weit Luft, daß er mit den wenigen, die bei ihm ausgehalten, sich durch die baierischen Ritter, welche ihn umzingelt hatten, durchschlug und auf der alten, an vielen Stellen noch erhaltenen, gepflasterten Straße, welche nordwärts zum Glattthal führte, seine Burg Leinstetten zu erreichen suchte. Wiewol von zahlreichen Feinden verfolgt, gelang es ihm auch nach manch' hitzigem Scharmützel mit den Verfolgern doch das genannte tief eingeschnittene enge Thal zwischen Bettenhausen und Leinstetten zu erreichen. Da kam es nun im Angesicht der genannten Burg zum letzten Kampf zwischen dem Grafen und seinen wenigen Getreuen einer- und den Verfolgern andererseits. Und nach verzweifelter Gegenwehr stürzte A. aus mehreren Wunden blutend, nachdem gegen Ritterbrauch auch sein Streitroß verwundet worden und einer der Gegner einen tödtlichen Streich gegen ihn geführt hatte, zu Boden. Mit ihm deckten noch viele andere, darunter von baierischer Seite ein Graf von Landau, die blutige Walstatt. Es war am 17. April 1298. Und noch jetzt weiß man die Stätte, auf welcher der Sänger und Held seinen starken Geist ausgehaucht. Sie war noch am Ende des 16. Jahrhunderts durch viele steinerne Kreuze bezeichnet, welche auf in dem Wiesengrund liegenden Steinen ruhten und meist mit den Wappen und Namen der Gefallenen, darunter insbesondere auch Albert's wie auch der Jahreszahl (1298) versehen waren. Daher heißen die dortigen Wiesen noch heute im Volksmunde und auf der Flurkarte von Leinstetten die „Kreuzwiesen"; von den daselbst ehedem gestandenen Steindenkmalen aber weiß man nichts mehr. Doch hat sich in dem genannten Dorfe die Sage erhalten, in uralten Zeiten sei in der Nähe eine Schlacht gewesen, in welcher die Rosse tief im Blute gestanden. Und noch ist Albert's und seiner Gemahlin Margaretha († 1296) Grabstein im Chor der Kirche des vormaligen Klosters Kirchberg bei Haigerloch ziemlich gut erhalten. So ist denn Graf A. für seine Ueberzeugung, nur ein deutscher Fürst von ansehnlicher Hausmacht und erprobten Regenten-Tugenden sei fähig und würdig, die deutsche Krone zu tragen, beziehungsweise für die Sicherung der Nachfolge des habsburgischen Hauses auf dem deutschen Throne den Heldentod gestorben. Und innige Theilnahme

and bei seinen Zeitgenossen in weiten Kreisen Albert's tragisches Ende. Nicht minder bitter und strenge aber rügte die öffentliche Meinung seiner Zeit das Gebahren derjenigen hohenbergischen Ritter, welche aus Feigheit oder Beute-gier ihren Herrn so schmählich im Stiche gelassen.

Graf A. war drei Mal vermählt, Tauf- und Geschlechtsname ist aber nur von seiner zweiten Gemahlin, mit welcher er sich im Jahre 1282 verband, urkundlich überliefert: es war dies Margaretha, die Tochter des berühmten Grafen Heinrich von Fürstenberg, des Ahnherrn von dem jetzigen fürstlichen Hause (s. oben).

A. ist aber nicht nur einer der wenigen Herren von Adel seiner Zeit, welche noch Gönner der Dichter und Sänger waren, sondern er glänzte selbst unter denselben. Und in „dem Herrn von Heinburc" (ehedem hohenbergisches Schloß bei Haigerloch), welchem der schwäbische Dichter Marner nachrühmt, es seien ihm „rede, wort und rîme in sprüchen kunt", kann man aus Gründen, die hier nicht weiter zu erörtern sind, füglich unseren Hohenberger erkennen. Leider ist nur ein Gedicht von ihm auf uns gekommen, welches aber von um so größerem Werth ist, weil er sich hierin als sittlich reinen Charakter kundgiebt in einer Zeit, da nach dem Sprichwort: „verboten wazer bezzer sint denn offen win" zumal unter höheren Ständen Verletzung der ehlichen Treue an der Tagesordnung war. Darum mögen hier wenigstens einige Verse der ersten Strophe Platz finden, welche lauten:

„Ist ie man in der welte baz
denn einem der sîn staetez liep
mit armen hat alumb und umb beslozzen?
Treit sie im Triuwe an allen haz
dast bezzer, dan ein minnen diep" 2c.

Und daß an Albert's Hofe Dichtung und Sang in Ehren stand und gepflegt worden, beweist auch der Umstand, daß einer seiner Hofbeamten, der Küchenmeister, bekannt unter dem Namen Heinzelin von Constanz, Dichter gewesen. Dabei war unser Graf ein Freund von Scherz und heiterer Geselligkeit, denn einer seiner Notare, genannt der Kappadozier, war ein lustiger und witziger Geselle, mit dem sich auch König Rudolf gerne unterhielt und der, wie es scheint, gewissermaßen die Rolle des Hofnarren spielte, während Heinzelin der Hofpoet war. Mit Albert's Sohne und Nachfolger Rudolf I., welcher in dem Kronenstreit zwischen Ludwig dem Baier und Friedrich dem Schönen von Oesterreich eine hervorragende Rolle gespielt, endete die von dessen berühmtem Vater geschaffene Blüte des hohenbergischen Grafenhauses. Am Ende des 14. Jahrhunderts war der ganze, einst so ansehnliche Besitzstand desselben in fremden Händen, denen des Erzhauses Oesterreich und der Grafen von Wirtemberg, und im J. 1486 starb das Geschlecht im Mannsstamme aus.

L. Schmid's Monumenta Hohenbergica und Geschichte der Grafen von Zollern-Hohenberg (Stuttgart, Gebrüder Scheitlin, 1862), worin sich an Ort und Stelle die Quellen und Hilfsmitel im Einzelnen verzeichnet finden. — Desselben Verfassers Schrift: Die Wahl des Grafen Adolf von Nassau zum römischen König 1292. Herausgegeben v. d. Verein für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung, Wiesbaden 1870. L. Schmid.

Hohenburg: Konrad v. H., genannt Puller, Minnesänger in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Die jetzt in Ruinen liegende Stammburg des ritterlichen Geschlechts H. findet sich im unteren Elsaß, hart an der ehemaligen französisch-pfälzischen Grenze und zwei Stunden von Weißenburg entfernt. Die meisten Glieder der Familie von der Mitte des 13. Jahrhunderts an, um welche Zeit dieses Dynastengeschlecht zuerst urkundlich in der Geschichte auftritt, bis fast zu dessen Aussterben, führten den Beinamen „Puller", „Püller", „Pullere" oder auch „Buller", vielleicht so viel als Polterer wegen des heftigen

aufbrausenden Gemüthes der ersten Familienglieder als mannhafter Ritter. Der erste Hohenburger, der jedoch erst seit 1276 mit diesem Beinamen erscheint (in einer bischöflich-speierschen Urkunde vom J. 1262 für das Nonnenkloster Heilsbrücke bei Edenkoben in der Pfalz führte er denselben noch nicht), ist der Minnesänger Konrad v. H., über welchen Hagen (Minnesänger, II. 69—71 und IV. 411) keine Auskunft zu geben wußte und seine Heimath lieber in das Ausland verlegte, obgleich Puller in einem seiner Lieder seine Heimath ausdrücklich als eine deutsche bezeichnete. Allein schon Adelung in seinem Magazin (Leipzig 1789, II. 3, 69) bezweifelt die gewöhnliche Annahme einer ausländischen Abkunft und fügt dann bei, „er war auch mit vor Wien, hatte aber eine Schöne im Elsaß"; ein weiteres wußte aber auch er über ihn nicht zu sagen. Ich vervollständige deshalb auf Grund der allerdings wenigen uns erhaltenen urkundlichen Belege die Lebensgeschichte Hohenburg's durch nachfolgende Mittheilungen. Als Rudolf von Habsburg 1276 gegen Ottokar von Böhmen zog, schloß sich ihm vorzugsweise die zahlreiche elsässische, oberrheinische und schwäbische Ritterschaft an, und unter der ersteren auch H., obgleich er, wie aus seinen Liedern erhellt, in seiner Heimath durch die Liebe zu einer edlen Jungfrau, deren Namen und Geschlecht uns jedoch nicht überliefert ist, gebunden war. Ohne Zweifel hegte H. bei seinem Abschied von der Geliebten die Hoffnung, daß der Krieg wol in Jahresfrist werde beendigt sein, allein derselbe zog sich, wie bekannt, bis zum 26. August 1278 in die Länge, wo Ottokar in der Schlacht auf dem Marchfelde Krone und Leben verlor. In diese Zeit fallen seine fünf Minnelieder, in denen er seine Gefühle auf eine sinnige Weise kund gibt und seiner rheinischen Heimath, des Elsasses, und seiner fernen Freunde sich erinnert. Zugleich scheint er während dieser Feldzüge seiner mannhaften Heldenthaten wegen von dem ihm schon früher befreundeten Rudolf die Benennung „Puller" erhalten zu haben, den dann seine Nachkommen Jahrhunderte lang als Ehrennamen fortführten. Für seine späteren Lebensjahre erscheint er 1283 als „Püller" (Widder, Geogr.-histor. Beschreibung der Kurpfalz, I. 65) durch König Rudolf und Pfalzgraf Ludwig in einem Rechtsstreit als Richter ernannt; als „Her Conrat der Buller von Hohenburg" kommt er mit Friedrich v. Wasichenstein, der mit ihm den Feldzug gegen Ottokar mitgemacht hatte, 1288 in einer Urkunde der Markgrafen Hermann, Hasso und Rudolf von Baden vor und zuletzt in einer anderen vom J. 1301 (Mone Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrh., VIII. 177) als „Conrat der Pullere". Und mit diesem Jahre verschwindet sein Name. Ein Bruder unseres Konrad v. H., Heinrich v. H., der zugleich mit dem ersteren in der oben erwähnten Urkunde vom J. 1262 als „Frater Henricus de Hohenburg" erscheint, adoptirte noch nicht seines Bruders Namen „Puller", war zu dieser Zeit schon hochbejahrt und Mitglied einer straßburgischen religiösen Genossenschaft. Seine religiöse Gesinnung bethätigte er u. a. 1309 durch Ankauf mehrerer Häuser und Bauplätze vor der Spitalpforte zu Straßburg behufs Aufnahme fahrender Weiber, „die sich aber wieder zu gutem sittlichen Leben bekehrt hatten". Aus diesen Liegenschaften, die er 1315 dem Straßburger Magistrate zum Geschenk machte, wurde noch zu seinen Lebzeiten das neue Spital erbaut und er selbst wurde der erste Verwalter und Rechner dieser Anstalt, die später eines so guten Fortgangs sich erfreute, daß laut einer Straßburger Chronik „dieser Spital also zugenommen hat, vnd seind von der Statt ettliche gesell darzu verordnet worden, das Järlichen auff 20 oder 30000 frembde Menschen darinnen vber nacht gespeiset werden mögen". Einem späteren Konrad Puller wurden durch Ruprecht von der Pfalz 1401—7 zu seiner Veste Hohenburg noch sieben umliegende Dörfer als Lehen verliehen, wie denn die Besitzungen des Geschlechts mehrere Jahrhunderte lang in stetem Zunehmen begriffen waren, bis mit Wirich Puller, der zwischen 1450—83 starb, der so glänzende Stern des alten und ruhmvollen

Stammes unterging. Sein einziger Sohn nämlich, Richart (Trithemius nennt ihn „vir bellicosus et inquietus“, Chron. Hirs. II. 420) entzweite sich nicht nur mit seinem Lehensherrn, dem tüchtigen und einsichtsvollen pfälzischen Kurfürsten Friedrich I., dem Siegreichen, so daß ihm dieser 1455 seiner Widersetzlichkeit wegen die Stammveste Hohenburg entzog, sondern diesem letzten Sprößlinge des Geschlechtes war auch ein schreckliches Loos und Ende bereitet. Seiner väterlichen Güter entsetzt, war er zu Straßburg in einen geistlichen Orden getreten, wurde 1482 der Sodomiterei angeklagt und flüchtete deshalb aus dem Elsaß nach Zürich. Hier erhielt er das Bürgerrecht und gelangte zu so hohem Ansehen, daß es, als die Züricher den Straßburgern wegen durch Richart bei den letzteren verübten Frevels keine Genugthuung geben wollten, fast zu einem Kriege zwischen beiden Städten kam. Allein nicht lange darauf wurde er auch in Zürich dieses unnatürlichen Verbrechens überführt und daselbst vor dem Stadtthore lebendig verbrannt (Leu, Helvet. Lexikon voce Hohenburg; Schöpflin, Alsat. illustr., II. 146). Mit ihm erlosch das Geschlecht der Puller und die Veste „Hohenburgk“ gelangte in den Besitz der Sickinger Familie, als welche sie zuerst 1504 dem Schweikart v. Sickingen, dem Vater des Franz, durch Heirath mit Margaretha v. H. durch Erbschaft zufiel und erscheint sowol nach einer in J. G. Lehmann's Burgen der Pfalz, I. 16, angeführten Urkunde „Geschehen zu Hohenburgk vff Zinstagk den IX. Nouembris 1546“, um diese Zeit als auch noch 1673 (das. S. 21) als deren Eigenthum. Eine „Elisabet v. H.“ war (nach J. P. Foppens' Biblioth. belgica, II. 737) die dritte Frau des in der Geschichte der Pädagogik so ausgezeichneten Straßburger Schulmanns und Rectors Johannes Sturm, † 1586, die ihn überlebte. Die Burg selbst aber wurde zuerst durch die verbündeten Fürsten in der Fehde mit Franz erobert (12. Mai 1523) und dann nach dem Abschluß des Nymwegener Friedens 1679 durch den berüchtigten französischen General Montclair vollends zerstört. Das Wappen der Puller war nach dem Bilde der alten handschriftlichen Minnelieder ein getheilter Schild, rechts golden oder gelb, links blau. In einer Urkunde vom J. 1288 führt die Familie noch ihr altes Wappen, in einer anderen von 1337 hat es sechs abgehauene rechte Hände. Der Einfluß der Heldensage auf diese Aenderung ist also ziemlich spät erfolgt und es scheint beinahe, als habe die Familie davon früher nichts gewußt.

Nach handschriftlichen und gedruckten Quellen. Vergl. meinen Aufsatz: „Zur Geschichte des Minnesängers Puller von Hohenburg und der Burg Wasichenstein im Elsaß“ in Bartsch's Germania, XXV. 3. S. 329—335.

J. Franck.

Hohenegger: Ludwig H., praktischer Hüttenmann und Geologe, zuletzt erzherzogl. Gewerksdirector zu Teschen, geboren im J. 1807 zu Memmingen in Baiern, † am 25. August 1864 in Teschen, widmete sich, nachdem er das Gymnasium zu Kempten und die Universiät München, wo er Rechts- und Cameralstudien betrieb, besucht hatte, in Freiberg dem Berg- und Hüttenfache und begann seine praktische Laufbahn zuerst im J. 1831 auf den fürstl. Salmschen Eisenwerken zu Blansko in Mähren, suchte sich dann aber in dem Betrieb der Puddlings- und Walzwerke in Westfalen tiefere Einsicht zu verschaffen, weßhalb er 1833 in Welten an der Ruhr in Dienst trat. 1835 übernahm H. die Betriebsleitung der Eisen- und Messingwerke zu Nachrodt in Westfalen, kehrte jedoch 1837 als Gewerksdirector für Wolfsberg in Kärnten nach Oesterreich zurück, um endlich einem Rufe zur Oberleitung der erzherzogl. Eisenwerke nach Teschen 1839 zu folgen, wo er bis zu seinem Tode als Hüttenmann thätig war, und sich durch die ökonomische Verarbeitung der sehr armen Eisenerze der Karpathen, durch Herstellung von Spiegeleisen, Einführung einer neuen Frischmethode und die Errichtung eines Mahlwerks in Lipina große Verdienste erwarb.

Auch betrieb H. mit glänzendem Erfolge geologische Studien, die er hauptsächlich in den Karpathen behufs Auffinden der schwer erkennbaren Eisenerzlagerstätte praktisch gut zu verwerthen verstand. Auch für die Wissenschaft sind diese geologischen Untersuchungen Hohenegger's von bleibendem Werthe. Er publicirte 1861 die „Geognostische Karte der Nord-Karpathen in Schlesien und der angrenzenden Theile Mährens und Galiziens nebst begleitenden Erläuterungen über die geognostischen Verhältnisse der Nord-Karpathen" (Just. Perthes). Nach seinem Tode erschien, von Fallaux besorgt: „Geognostische Karte des ehem. Gebietes von Krakau ꝛc." mit Text, Wien 1866. Das Hauptverdienst dieser Arbeiten besteht in dem Nachweis, daß der sogen. Karpathen- oder Wienersandstein aus ganz verschiedenen Formationen, von den untersten Kreideschichten bis zu den Obeneocängebilden gehörigen Schichtencomplexen zusammengesetzt sei und daß sich dies durch Lagerung und Versteinerung nachweisen lasse. Außerdem stellte er darin die Thatsache fest, daß in den Karpathen die zwei großen Gebirgssysteme der Alpen und des mitteldeutschen Gebirgs fast unmittelbar sich verbinden, wodurch die Doppelnatur der dort beobachteten Gebirgsverhältnisse ihre Erklärung findet. H. brachte eine sehr ansehnliche Sammlung von Versteinerungen in seinen Besitz, welche jetzt eine Zierde des Münchener paläontologischen Museums bildet. Er publicirte außer den oben genannten Werken noch mehrere kleinere Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften, wie z. B. über die Sphärosiderite der Karpathen, über Schlesien, über neuere Erfahrungen aus den Nord-Karpathen. Hervorzuheben ist noch besonders, daß H. zuerst die Eigenartigkeit gewisser Diorit-artiger Eruptivgesteine der Nord-Karpathen erkannte, welche er unter der Bezeichnung „Teschenit" vereinigt beschrieben hat. Ganz kurz vor seinem Tode erhielt H. in Anerkennung seiner Verdienste um die Förderung der Montanindustrie in Oesterreich das Ritterkreuz des Franz-Josephs-Ordens.

v. Hingenau, Nekrolog in Jahrb. der geol. Reichsanst., XVI. 134.

Gümbel.

Hohenfeld: Christoph Philipp Willibald Freiherr v. H., ein Sohn des Folgenden, Domdechant zu Speier, Domherr zu Bamberg und Worms, Capitular zu Wimpfen, Generalvicar des Fürstbischofs von Speier, zwischen 1777—80 auch Conferenzminister und wirklicher geheimer Staatsrath des Kurfürsten Clemens Wenzeslaus von Trier, war ein gelehrter, aber auch kluger gewandter und liebenswürdiger Herr, welcher die diplomatischen Geschäfte seiner beiden geistlichen Herren in Paris besorgte und dort durch seinen Verkehr mit dem Hofe, der eleganten Gesellschaft und auch mit Cagliostro bekannt geworden ist. Er erlebte die französische Revolution mit allen ihren Folgen und Schrecknissen zu Speier und ist 1822 in hohem Alter gestorben.

v. Stramberg, Rhein. Antiquarius, II. 2. S. 773 ff.

v. Eltester.

Hohenfeld: Wilhelm Ludwig v. H., geb. am 23. Mai 1703, war der Sohn des kaiserlichen Raths und Reichspfennigmeisters, sowie kurtrierischen Geheimraths Wilhelm Lothar Frhrn. v. H. Er starb zu Coblenz am 20. Mai 1763 als kurtrierischer Feldmarschall-Lieutenant, Hof-Kriegsraths-Präsident und Gouverneur der Festungen Coblenz und Ehrenbreitstein. Einen guten militärischen Namen hat sich H. durch seine tapfere Vertheidigung des Schlosses Gräfenburg über dem Städtchen Trarbach an der Mosel erworben. Obgleich die von allen Seiten beherrschte kleine Feste nur eine Besatzung von 250 Mann und wenige brauchbare Geschütze besaß, so hielt sie doch der junge kurtrierische Oberstlieutenant v. H. gegen die gewaltige Uebermacht der Franzosen volle drei Wochen. Der Marschall de Belleisle hatte Trarbach am 9. April 1734 mit 40 Compagnien Grenadieren, 10 Regimentern Infanterie und 3 Dragoner-

regimentern angegriffen und im ersten Anlaufe genommen. H. warf sich mit seiner kleinen Schaar in das Schloß, welches nun von den Franzosen, nachdem zwei Stürme abgeschlagen, aus 6 Batterien mit 50 schweren Geschützen neun Tage und Nächte unaufhörlich beschossen und durch 2634 Stück hineingeworfener Bomben (bis zu 500 Pfund Schwere) derartig demolirt wurde, daß die Besatzung sich eine ganze Woche lang in ein Gewölbe zusammendrängen mußte, um Schutz vor den Kugeln zu finden; und capitulirte erst, nachdem sein letztes Geschütz demolirt und der einzige Brunnen durch eine eingeschlagene Bombe unbrauchbar geworden war, am 2. Mai 1734. Von dem Marschall Belleisle lebhaft beglückwünscht, zog H. unter allen Kriegsehren mit dem Reste seines Häufleins am 4. Mai 1734 nach Ehrenbreitstein ab, worauf die Franzosen das gänzlich zusammengeschossene Schloß vollständig rasirten.

Relation des Oberstlieutenants v. Hohenfeld über diese Belagerung im Staatsarchive zu Coblenz. Diethelm, Antiquarius des Moselstromes, S. 691. v. Stramberg, Rhein. Antiquarius, II. 2. S. 773 ff. v. Eltester.

Hohenfels: Burkart v. H., Minnesänger. Die Trümmer der Stammburg dieses schwäbischen Adelsgeschlechtes stehen noch bei Ueberlingen am Bodensee. H. gehört zu dem Kreise ritterlicher Sänger, die wir in Beziehung zu dem jungen König Heinrich, Friedrich II. Sohne, sehen; in einer Urkunde des Königs begegnet er zuerst 1226. Die meisten seiner Lieder gehören dem Minnedienste an, in einigen schlägt er den moderneren Ton der Neidhartschen Poesie an. Seine Dichtung ist nicht uninteressant; an Heinrich von Morungen erinnert er durch die sinnliche Darstellung; er braucht ausgeführte und eigenthümliche Bilder, namentlich aus dem Jägerleben; im Versbau zeichnet er sich vor gleichzeitigen Dichtern durch die Mißachtung des sprachlichen Accentes aus.

Von der Hagen, Minnesänger, 4. 145—147. Bartsch, Liederdichter, 2. Ausgabe, XLVIII., wo auch andere Litteratur verzeichnet ist.

Wilmanns.

Hohenhausen: Elise Philippine Amalie Freifrau v. H., Schriftstellerin, war die Tochter des Generals Adam Ludwig v. Ochs, der als Divisionsgeneral mit den westfälischen Truppen in Spanien und Rußland kämpfte, dann Chef des kurhessischen Generalstabes wurde, sowie auch als Militärschriftsteller einen Namen von gutem Klang hatte. Er starb am 21. Octbr. 1823. Sie wurde am 4. Novbr. 1789 zu Waldau, einem Dorfe bei Kassel, geboren. Hier verbrachte sie ihre früheste Kinderzeit mit ihrer Mutter, während ihr Vater im Felde war, bei ihren Großeltern. Durch diese Einsamkeit und Entfernung vom Umgang mit Kindern gleichen Alters, bildete sich ein wehmüthiger und ernster Sinn, sowie innige Freude an der Natur und großer Hang zum Bücherlesen aus. Ihre Mutter, deren Sinn mehr dem Praktischen zuneigte, suchte diese Neigung zu unterdrücken, indem sie ihrer Tochter alle Bücher wegnahm und ihr nur die Bibel ließ, welche sie dann mit großer Freude las. Glücklich war sie, wenn ihr gestattet wurde, in das Bibliothekszimmer ihres Großvaters zu gehen, wo sie sich dann für das Versäumte gründlich entschädigte. Die Balladen Stolberg's und Bürger's lernte sie fast alle auswendig, wie denn überhaupt Gedichte ihr über alles Andere gingen. Als der Großvater starb, zog sie mit ihren Eltern nach Kassel, an welchem Orte ihre Erziehung rasch fortschritt. Schon im zehnten Lebensjahre schrieb sie ihr erstes Gedicht. Als sie in ihrem fünfzehnten Jahre bei einem fürstlichen Maskenfeste die Venus Urania darzustellen hatte und sich in griechischer Kleidung im Spiegel beschaute, erwachte aufs neue ihre Phantasie und ihr Genius. Aber eine starke Erkältung, die sie sich bei diesem Feste zuzog, bereitete ihr dreijährige Leiden; doch dichtete sie in besseren

Stunden zu ihrer Erheiterung. Freilich blieben diese poetischen Versuche für jetzt noch in ihrer Brieftasche verborgen, bis später ihr Gatte sie hervorzog. Im J. 1809 vermählte sich Elise mit dem Freiherrn Leopold von Hohenhausen, damaligem westfälischen Unterpräfecten zu Eschwege und selbst Schriftsteller von einiger Bedeutung; lebte zuerst in Kassel, dann nach Aufhebung des Königreichs Westfalen zu Münster und seit 1817 zu Preußisch-Minden, wohin ihr Gatte als preußischer Regierungsrath versetzt wurde. Im J. 1820 finden wir das Ehepaar in Berlin, wo sie sich bald in die litterarischen Kreise der Hauptstadt einbürgerten und namentlich Elise Ansehen genoß. Sie gehörte zu den Ersten, welche das Talent des jungen Heinrich Heine erkannten und stand im engen Verkehr mit Varnhagen von Ense, Rahel, Uechtritz ꝛc. Nachdem ihr Gatte vergeblich bei dem Ministerium um eine Anstellung in Berlin petitionirt hatte, begab er sich auf seinen Posten nach Minden zurück. Hier hatte er mit Nicolaus Meyer das „Mindener Sonntagsblatt“ (1817—34) gegründet, an dem außer seiner Gattin und anderen heimischen Talenten auch Heine, Immermann und Freiligrath sich betheiligten. Elise H. widmete sich in Minden hauptsächlich der Erziehung ihrer Kinder, mußte aber den Schmerz erleben, daß ihr Sohn Karl, der in Bonn studirte, sich 1834 in seinem 18. Jahre aus Weltschmerz und innerer Zerrüttung durch einen Pistolenschuß das Leben nahm. Ihre Tochter Sophie starb als Frau v. Düring im Jahre 1841. Bei ihrer zweiten Tochter Elise, welche den Oberregierungsrath Ritter v. Rüdiger geheirathet hatte, lebte sie seit dem Tode ihres Gatten (1848) erst in Minden, dann in Frankfurt a/O., wo sie auch am 2. Decbr. 1857 starb. Nach dem Tode ihres Sohnes wandte sie sich immer mehr einer religiösen Richtung zu, welche in der Schrift: „Rousseau, Goethe und Byron, ein kritisch-litterarischer Umriß aus ethisch-christlichem Standpunkte“, 1847, und Anderem deutlich zu Tage trat. Großes Aufsehen machte die unter Benutzung der Tagebücher ihres Sohnes verfaßte Schrift: „Karl v. H., Untergang eines Jünglings von 18 Jahren. Zur Beherzigung für Eltern, Erzieher, Lehrer und Aerzte“, 1837. Auch die Schriften: „Die Jungfrau und ihre Zukunft in unserer Zeit“, 1854, und „Lies mich in deinen Leiden und ich werde dich trösten“, 1855, lassen ihre krankhaft religiöse Richtung stark hervortreten. Außer einer ganzen Reihe von Schriften verschiedener Art, hat sie Beiträge geliefert zu vielen Zeitschriften, in das „Morgenblatt“, „Zeitung für die elegante Welt“, „Gubitz' Gesellschafter“, „Abendzeitung“, „Westfälischer Anzeiger“, „Grote's münsterisches Taschenbuch“ ꝛc. Es sei noch erwähnt, daß Jacobsen's treffliche „Briefe an eine deutsche Edelfrau über die neuesten englischen Dichter“, 1820, an Elise v. H. gerichtet waren. Von ihren zahlreichen Schriften seien hier hervorgehoben „Frühlingsblumen. Gedichte“, 1817, „Natur, Kunst und Leben. Reiseerinnerungen“, 1820, „Novellen“, 1829, 2 Bde., „Bilder aus dem Leben“, 18.., „Johann und Cornelius de Witt. Historisches Schauspiel“, 1847, „Die Marquesasinseln“ (Jugendschrift), 1853, ferner eine ganze Reihe von Uebersetzungen aus dem Englischen von Byron, Young ꝛc.

Vgl. Raßmann, Nachrichten von münsterländischen Schriftstellern (Münster 1866), S. 153 u. 154. Schindel, Deutsche Schriftstellerinnen, I. S. 216 ff. u. III. S. 167 ff. Brümmer, Deutsches Dichterlexikon, I. S. 378. Unsere Zeit, 1857, I. S. 787. Meusel, Das gelehrte Teutschland, Bd. XVIII. S. 196. Strieder's Hessische Gelehrten- u. Schriftsteller-Gesch., Bd. XVIII. S. 424. Friedr. Raßmann, Pantheon, S. 146 u. 404. Friedr. Raßmann, Münsterländisches Schriftstellerlexikon, 2. Nachtrag, S. 57, 3. Nachtrag, S. 33 u. 156, 4. Nachtrag, S. 127. Goedeke, Grundriß, III. S. 1045.

Kelchner.

Hohenheim: Philipp Theophrast von H., genannt Aureolus Bombastus Paracelsus oder nach des berühmten Erasmus Vorgang Helvetius Eremita, ward geboren zu Maria-Einsiedeln in der Schweiz 1493 und starb zu Salzburg den 24. Septbr. 1541. Sein Vater, Wilhelm v. H., stammte aus der alten und berühmten schwäbischen Adelsfamilie der Bombaste, die sich von dem adlichen Schloß Hohenheim (nachmaligem Eßlinger Hof) bei dem Dorfe Pfänningen nahe Stuttgart Bombaste von Hohenheim nannten, und war nahe verwandt mit dem Großmeister des Johanniterordens, Georg Bombast von Hohenheim. Er verheirathete sich 1492 mit der Aufseherin des Krankenhauses zu Maria-Einsiedeln. Unser Theophrast H. war einziges Kind dieser Ehe. Der Vater zog 1502 nach Villach in Kärnten, wo er 1534 verstarb. Theophrast H. erhielt eine sorgfältige und gelehrte Erziehung; außer seinem Vater werden als Lehrer genannt der Bischof Eberhard Paumgartner, der Suffragan zu Freisingen Matthias Schacht und Matthias Scheid von Suckach. Schon mit dem 16. Jahre bezog er die Universität zu Basel, legte sich mit allem Fleiß auf die traditionelle Physik und Medicin und machte sich durch sein hervorragendes Genie bemerkbar. Da ihn jedoch die alte aristotelisch-galenische Schablone unbefriedigt ließ, suchte er neue Wege zunächst in der experimentirenden Chemie, worin der Abt Tritheim von Sponheim und der reiche Sigismund Fugger zu Schwatz seine Lehrer wurden, und ging danach auf Reisen. Er durchzog Frankreich, Spanien, Italien, die Niederlande, England, Ungarn und Deutschland — 1519 finden wir ihn in Kopenhagen, wo er der Armee, die 1520 nach Schweden zog, als Feldscherer folgte, — von Stockholm aus sehen wir ihn, nach einer wissenschaftlichen Explorationsreise in die schwedischen Bergwerke, in Begleitung eines „tartarischen" Fürsten nach Moskau, von da nach Constantinopel reisen, — doch hat er Europa nicht verlassen. Bei diesem ruhelosen und bedrängten Leben verlor er doch nie den Zweck aus dem Auge, die Erforschung der lebendigen Natur, die Verbesserung der Heilkunde. Das Volk, der Naturinstinct des uncivilisirten Menschen ward sein Lehrer; von Bauern, Barbieren, selbst Henkern hat er manchen willkommenen Unterricht gewonnen. Die Aerzte der Schule und die Pfaffen haben schon damals ihm nachgestellt. Nach zehnjähriger Wanderung heimgekehrt, ward er 1527, wahrscheinlich auf Oecolampad's Empfehlung, als ordentlicher Stadtarzt und Professor der Medicin in Basel angestellt. Sofort begannen die Aerzte der alten Schule gegen ihn ihre Intriguen; es erhob sich ein Geschrei wegen unbefugter Medicinalpfuscherei. H. sah sich gezwungen, den Magistrat um Abhilfe anzugehen, wobei er zugleich den Antrag anschloß, ihm als Stadtarzt den Auftrag zur Revision der Apotheken zu ertheilen, damit durch strenge Controlle dringende Uebelstände entfernt würden — Unwissenheit, überhohe Preise, Pactirung mit den Aerzten. Diesem Ansinnen scheint keine Folge gegeben zu sein, was unsern H. schon nothwendig verstimmen mußte. Dazu kam nun der ungerechte Schiedsspruch des Gerichtes, das ihm von einem renitenten Schuldner, dem Canonicus Cornelius von Lichtenfels, den er als bereits Aufgegebenen geheilt, und von dem er, als einem begüterten Mann, 100 Gulden verlangt und zugestanden erhalten hatte, nur die gemeine Taxe zusprach. Ihn, der sich außerordentlicher Leistungen bewußt war, mußte unter das gewöhnliche Maß gestellt und freier Verfügung beraubt zu werden, vor allem erbittern. Kurz, er ließ Pasquille ausgehen und ward genöthigt, um der drohenden Verfolgung zu entgehen, nach dem Elsaß zu entweichen, wo wir ihn schon 1528 mit seinem Schüler Oporin, dem nachmaligen Buchdrucker, in Colmar finden. Nachdem er hier dem Schöffen Wickram sein Werk über die französischen Blattern gewidmet, finden wir ihn 1529 in Eßlingen und Nürnberg, wo er dem Rathsmeister Lazarus Stengler die Schriften von den „Franzosen" widmete, dann in München, Regensburg, Am-

berg, von da nach Innsbruck, wo er als Vagabund ausgewiesen wurde, nach Sterzingen, wo er in Kerner und Max Poschinger werthe Freunde gewann, mit Poschinger nach Meran, dann nach der Schweiz zurück und zwar 1531 in St. Gallen, 1535 in Pfeffers, 1536 (in welchem Jahre er Ferdinand I. den zweiten Theil seiner großen Chirurgie dedicirte) wieder in Baiern, 1537 bei dem Obermarschall von Böhmen, Johann von der Leipnick, 1538 in Kärnten. Endlich schien ihm eine bleibende Statt und stetige glückliche Wirksamkeit beschieden zu sein. Der Erzbischof von Salzburg, Ernst, Pfalzgraf zu Rhein und Herzog in Baiern, berief ihn in seine Residenz. Doch nicht lange, so ward er von einem höheren Herrn abgerufen. Der Tradition nach erlag er, von einem Gastmahl zurückkehrend, dem Haß seiner Zunftgenossen, deren Diener ihn von einer Höhe herabstürzten, zum Opfer. Besinnungslos ward er in das nahe Wirthshaus zum weißen Roß getragen, wo er, zum Bewußtsein zurückgekehrt, noch sein Testament, ein Document seiner Uneigennützigkeit, Schlichtheit und Frömmigkeit, dictirte. Drei Tage nach der Katastrophe starb er, nach Sömmerings am Schädel angestellter Diagnose in Folge einer fissura partis squamosae ossis temporum sinistri et baseos cranii. Die Sage wollte, er sitze schlafend in seinem Grabe, die Auferstehung erwartend in der von ihm geweissagten Zukunft. Seine Werthsachen hatte er den Armen, seine Bücher und Schriften dem Bürger und Barbier Andreas Wendel hinterlassen. An gedruckten Büchern fanden sich: eine biblische Concordanz, ein Auszug aus der Bibel, ein neues Testament, die Commentare des hl. Hieronymus zu den Evangelien.

Seine Schriften erschienen zumeist erst nach seinem Tode. Fast nur von der „großen Wundarznei" weiß man, daß sie während seines Lebens edirt wurde. Die meisten wurden handschriftlich colportirt. Zudem gingen sie nur aus Dictaten hervor. Man begreift, daß nicht nur falsche Auffassung und willkürliche Paraphrasen des Copisten, sondern auch Unterschiebung ganzer Libellen naheliegt. Manche Scherzschrift, ernsthaft genommen, brachte ihn in den Verruf des Aberglaubens, dem andere seiner Zeit vorausschreitende höchst aufgeklärte Erklärungen widersprechen. In den von Huser edirten Werken bezeichnen sich als Hauptschriften: „Paramirum de quinque entibus morborum omnium" — „Paragranum de quatuor columnis medicinae" — „Labyrinthus medicorum" — „Philosophia ad Athenienses" (richtiger wol Athesienses, d. h. Etschländer, Trienter) — „Philosophia sagax" — „libri Archidoxis" und die 3 Bücher der „Großen Wundarznei". Uebrigens schrieb er deutsch, wie er auch, der Erste an der Universität, seine Vorträge in deutscher Sprache statt der üblichen lateinischen hielt.

Unverstand und der Haß der Parteien haben das Bild des Mannes getrübt und beschmutzt. Feinde hatte er ringsum, und selbst denen er wohlthat, seine Schüler (z. B. der genannte Oporin) verriethen ihn oder ärgerten sich an ihm, wie sie ihn ärgerten durch bornirten Mißverstand. Die Apotheker waren gegen ihn, sei es wegen Vereinfachung der Heilmittel und in Folge dessen Preisreduction derselben, sei es vielleicht auch wegen Selbstdispensation; die Aerzte aus Brodneid und wegen Antastung liebgewordener Erblehren; nicht minder die „Pharisäer" und „Leviten", denen gegenüber er ebensowenig mit derben Wahrheiten zurückhielt. Die Aerzte schalten ihn einen Prahlhans, Trunkenbold, Ignoranten — die Priester einen Heiden und Unchristen. Denn er glaubte, es sei besser, „Wunden verbinden als in der Messe stehen und plärren", und der „Samariter" war ihm mehr als der „Levit". Aus denselben unreinen Quellen stammt auch wol das Märchen, daß er Castrat gewesen, als solches bezeichnet nicht nur durch seine psychologische Unwahrscheinlichkeit, durch den Widerspruch ferner der Quellen, sondern auch durch eigene Aussprüche Hohenheims. Wenn er z. B. in der Vor-

rede zum Buche Paragranum sagt, sein Bart habe mehr erfahren, als alle hohe Schulen, so wäre doch das nicht ohne größte Gefahr der Lächerlichkeit gesagt worden, wenn er nicht wenigstens die physische Möglichkeit der Barterzeugung gehabt, und vielleicht in jüngeren Jahren (denn das aus seinen letzten Lebensjahren stammende authentische Porträt ist allerdings bartlos) auf seinen Fahrten und Reisen den üblichen und bequemeren Bartschmuck getragen hätte. Auch die angebliche Weiberfeindschaft, die für jene Fiction angeführt wurde, erklärt sich ganz natürlich aus der Nothwendigkeit eines herumziehenden Lebens, die bindende Verhältnisse dieser Art nicht zuließ, und aus einem Geist, der groß genug ist, nur die Muse als seine Geliebte zu hegen. Seine ihm noch bis in die neueste Zeit zum Vorwurf gemachte Prahlerei ferner gehört einer Reihe von Erscheinungen an, die sich zu jeder Zeit im Leben großer Männer und entschiedener Charaktere wiederholt, welche von ihrer Zeit sich nicht verstanden, und verkannt sahen. Der gemeine und bornirte Widerstand entbindet hier eine berechtigte Größe von den Gesetzen der Selbstverläugnung und Bescheidenheit. Das zurückgetriebene Recht der Persönlichkeit reagirt, und schlägt die Gegner mit der Tiefe seiner inneren Gewißheit — ein oft unverstandener Vorgang, auf dem z. B. auch die psychologische Wahrheit des Johannes-Evangeliums beruht. Jedoch H., wenn auch der Masse beschränkter Köpfe gegenüber sich erhebend, nicht überhebend, fand am eigenen Maß, am eigenen Ideal gemessen seine Wissenschaft und Kunst keineswegs vollkommen. Es lernt der Mensch, so lange er lebt, ohne auszulernen. Das Ganze ist nur das Product nicht einer Zeit, eines Menschen, sondern aller. Das wußte H. und sprach es auch aus. Daß er gerne in heiterer Gesellschaft verkehrte, den Wein liebte, und wenn auch selbst mitunter von den Geistern des Weins sich überwältigen ließ, verdient zumal bei ihm, dem fahrenden Scholasten, der keine Häuslichkeit kannte, wol so herben Tadel nicht. Die urkräftige Natur vielmehr, weder zum Asceten, noch zum Stubenhocker gemacht, macht einen erfrischenden Eindruck. Uebersprudelnde Heiterkeit, Exceß naturwüchsiger Laune macht hier verzeihlich, auch was anderswo tadelnswerth wäre. Ueberhaupt war H. ein launiger Geselle, der gerne namentlich mit der Bornirtheit sich einen Spaß machte. So setzte er seinen Famulus Georg Vetter mitunter in nicht geringe Furcht, indem er drohte, auf der Stelle eine Legion Teufel herbei citiren zu wollen. Natürlich brachte ein solcher Mensch diese Behauptung für baare Münze in Umlauf. Welcher Art seine Famuli und Schüler waren, zeigt auch der mehrfach genannte Oporin, der nachdem H. einst im Colleg die galenische Harnguckerei verspottend sich scherzhaft vermessen, einem Menschen, der drei mal 24 Stunden gefastet, aus seinem Harn seine Constitution anzusagen, unter großen Aengsten und Nöthen die Zeit und Stunde innehaltend, dem Meister die wahrsagende Phiole vorlegte. H. lachte ihn aus und zerschmetterte die Phiole an der Wand. Eben derselbe schalkhafte und satirische Zug seiner Natur war es auch, der ihm jene berühmten Schriften über Pygmäen, Giganten, Nymphen, über die Erzeugung des Homunculus durch Digestion männlichen Samens in ventro equino u. a. m. eingab, wenn nicht hier symbolisch sich das Dogma von allgemeiner Belebtheit der Natur verbarg. Seine Uneigennützigkeit ist erhaben über allen Zweifel, von seiner tiefen und lebendigen Frömmigkeit, im Besondern von dem frommen Ernst, in dem er seinen Beruf auffaßte, als eine Kunst, nicht als ein Handwerk, als eine sittliche Aufgabe, nicht als ein Mittel zu Reichthum und Ehre — geben seine Schriften Kunde. Von einer Trennung seiner Wissenschaft und Kunst von den religiösen und sittlichen Postulaten war ihm nichts bewußt. Ihren Adel zwar haben sie an sich, nicht in ihrem Zweck für andere und anderes, aber damit adeln sie sich selbst, daß sie nicht die lebenden und leidenden Menschen zum Mittel für sich, sondern in freiwilliger Herab-

lassung sich zu Dienern für sie machen. Seine stolze Selbständigkeit sprach sich in dem Wahlspruch aus: „Alterius non sit, qui sui esse potest“. Doch war er weichen Gefühlen nicht verschlossen, und seinem Vater hat er in einer seiner Schriften ein schönes Denkmal kindlicher Pietät gesetzt. Achtzehn Fürsten, von anderen Aerzten aufgegeben, hat er geheilt; durch seine selbstbereiteten Arzneien heilte er Syphilis, Aussatz, Wassersucht, Epilepsie, Krebs &c. Berühmt wurde seine Cur an dem Buchdrucker Frobenius, Erasmus' Freund. Derselbe litt an Podagra in der großen Zehe mit einer Vehemenz, daß ihn die Aerzte nur durch eine Amputation retten zu können glaubten. H. heilte ihn durch sein Laudanum. Frobenium, schrieb Erasmus deswegen an ihn, ab inferis resuscitasti, id est dimidium mei.

Die Naturphilosophie Hohenheim's gehört jener großen Erbfolge an, die sich von Plato aus wie ein rother Faden durch die Geschichte der Philosophie verbreitet. Die Grundzüge finden sich bereits bei Plato selbst und bei Plotin. Nichts ist todt in der Natur, alles belebt und lebendig, und alle Theile des großen All greifen in reger Sympathie in einander. Denn nichts ist, das nicht ein geistiges, dynamisches Prinzip in sich habe, in dem alle Kraft und Qualität des Körpers urwesentlich inbegriffen ist, so daß alles, was körperlich hervorgeht, sich von innen wie aus einem Quell innerer Selbstbewegung bestimmt. Andererseits ist Alles aus Einem, daher auch ist actû zwar Jedes nur ein Besonderes, der Potenz nach aber ist in jedem Alles. Daher die Wechselbeziehung. Im Besonderen ist dasselbe, was im Himmel ist, auch auf der Erde, doch in verschiedener Form und Art; so wirken sie ineinander, der Himmel agirt immer die Erde, regt sie zur Production an, und leitet dieselbe.

Gott ist Eins und Alles. Indem Er schaffen wollte, faßte er durch sein Wort Alles in ein Chaos zusammen, in eine Indifferenz — das bekannte Weltei der Alten. Durch Scheidung, d. h. Entwickelung, ging aus diesem alles Besondere hervor. Vermittelnd verhielten sich dabei die drei wesentlichen Bildungsrichtungen und Grundkräfte der Natur, die contractive, expansive und beider Einheit. Die letzteren erhalten bei H. chemische Namen (Sal — Sulphur — Mercurius) und nehmen den Schein an, Grundstoffe zu sein, was sie doch keineswegs sein sollen. In ihnen nämlich ist jedes besondere Fürsichsein in der Natur constituirt. Jedes besondere Dasein in der Natur ist nur eine specielle äußere Repräsentation und Production derselben.

Zuerst gehen in der Scheidung die Elemente auseinander, das Feuer geht nach oben und bildet den Himmel (Aether), Luft, Wasser, Erde nach unten, d. h. nach dem Centrum. Jedes bringt nun seine Früchte hervor, d. h. evolvirt und individualisirt sich. So der Himmel die Gestirne. Feuer ist auch in der Erde, von ihm kommt das Wachsen. Die Luft verzehrt, d. h. regt den Proceß an, das Wasser alimentirt, die Erde figirt. Sowie der einzelne Organismus im Austausch mit der Atmosphäre steht, um seinen Proceß immer neu anzufachen, so auch die Erde als Ganzes. Der Planet athmet. Ueberhaupt nichts steht still in der Natur, alles ist thätig und im Proceß, oben im Himmel und unten auf der Erde. Die Ascension des Einen ist die Descension des Anderen, das Leben des Einen ist des Anderen Tod. Wasser ist nicht nur an der Oberfläche, sondern der eigentliche Bronn des Wassers ist im Schoß der Erde, von wo aus es wie in Adern bis an die Oberfläche dringt und sich verbreitet. Auf chemischen Wegen bilden sich unter Mitwirkung dieser Wasseradern oder aus und in ihnen Edelsteine und Metalle und andererseits die Mineralwasser und die Thermen, deren natürliche Wärme aus dem Gegeneinanderwirken der Stoffe entsteht. Auf chemische Ursachen wird überhaupt gern recurrirt. So bei der Erklärung der Winde, der Gewitter, der Meteore. Das Einzelne ist dann wol

mitunter noch sehr roh, doch nicht ohne ahnungsvolle Züge. Ist ein geistiges Prinzip das Wesen in einem jeden natürlichen körperlichen Ding, das sich somit nur als Erscheinung von jenem bestimmt, so folgt, daß die äußere Signatur: Gestalt, Farbe, Geruch Anzeige des inneren Wesens ist. Daß Alles mit einander correspondire, ist ebenfalls Consequenz der Voraussetzungen. Die Erde athmet. Die Rinde ist die Haut der Pflanze, die Blätter oder Nadeln ihre Haare, die Wurzel ihr Mund und Magen, Stamm und Aeste sind Rumpf und Glieder, Harz und Gummi Excremente. Die Lunge ist der (Planet) Jupiter des Thiers, das Herz seine Sonne, Nieren Venus, Milz Saturn ꝛc. Das alles erinnert an Oken. In der Physiologie meint er, daß jedes Organ seinen eigenen Magen habe, seine Assimilation und Excretion. Erste Bedingung der Verdauung ist Putrefaction, Tödtung des Eigenlebens der Natur. Nach ihr folgt die Hineinbildung der eigenen Natur des sich Alimentirenden, die Assimilation. Aus Brod wird im Hunde Hundefleisch, im Menschen Menschenfleisch. Der Mensch athmet nicht nur durch die Lunge, sondern auch durch die Haut, durch die er auch Flüssigkeit einsaugt. Dies wird als organischer, nicht physikalischer (diosmotischer) Vorgang beschrieben. Von der Zeugung sagt er, der Mann habe den halben Samen, das Weib den andern halben. Gott hat überhaupt nichts geschaffen, was nicht doppelt sei; und nichts ist vollkommen oder hat vollkommene Wirkung ohne sein Anderes. Systematische Anordnung und Vollständigkeit darf man natürlich nicht erwarten; überall disjecta membra, einzelne Genieblitze.

Auch in der Theologie und Anthropologie erkennt man den Platoniker; im Besonderen merkt man H. die Schule der deutschen Mystik an. So spricht er in deutlichen Worten und mit entschiedener Sympathie von der mystischen Ekstase, die in jener eine so bedeutende Rolle spielt. Da nun jene Mystik durchaus katholisch ist, läßt sich nicht annehmen, daß seine Parteinahme für Luther ein Mehreres besagte, als eben ein Rechtgeben in einzelnen Punkten. In der That findet sich in seinen Schriften ein Ausspruch, wo er, Luther und den Papst zusammenstellend, diese beide mit Huren vergleicht, die sich schelten und jede will die frömmste sein, und sind doch beide Huren und in gleicher Verdammniß. Dasselbe Bild wiederholt später der Schüler seiner Schriften, Valentin Weigel.

So kann man denn überhaupt nicht sagen, daß seine Ansichten wenigstens in diesem Gebiete neu seien. Daß der Mensch aus Leib, Naturseele oder Astralseele (demselben Princip, das die Thiere belebt) und unsterblicher Seele, diese letzte wieder aus der eigentlich individuellen und aus derjenigen bestehe, nach der sie nur innerer Theil in Gott, Einheit der höchsten Einheit ist, ist allgemeine theologische Meinung des Mittelalters und findet sich besonders in der Mystik ausgeprägt. Den göttlichen Theil verlor der Mensch im Sündenfall, und es ward statt dessen das thierische Bildniß, der obengenannte Astralgeist das Bestimmende in seiner Natur. Daher bedarf es der Wiedergeburt, einer gänzlichen Umkehr der einzelnen Bestandtheile des Menschen. In dieser erhält der Mensch auch einen neuen himmlischen Leib, den eigentlichen Auferstehungsleib, den der irdische nur als Bauhütte umgiebt. Vielleicht entstand diese Ansicht in Folge einiger dahin zielender Gedanken des Scotus Erigena. Schon Philo nennt den Menschen Mikrokosmos. Dasselbe wiederholt sich hier. Der Mensch ist Quintessenz der großen Welt. H. fügt hinzu, er sei auch das potenzirte und Universalthier. Was in den Thieren zerstreut ist, ist in ihm nach Weise einer Quintessenz gesammelt. Daher sind die Thiere des Menschen Spiegel. Jedes ißt, was es ist, jedes nährt sich aus dem, woraus es ist; der Leib von den Elementen, die Astralseele von dem Gestirn und Aether, der Geist von Gott. Sowie die Gestirne nicht den Menschen oder sein Leben und Thun machen, sondern

ausgezogen ist, und aus eben dieser, da er her ist, auch sich nährt, so muß ihm eben daher auch die Hülfe kommen.

Für Alles, was im Menschen ist und sich entwickelt, ist in der großen Welt ein Analogon. Die im Menschen entzündete Potenz muß nun von ihrem Analogon aus der großen Welt zurechtgesetzt werden. Das Princip contraria contrariis, das den Gegensatz setzt zwischen Heilmittel und Krankheit oder vielmehr deren Erscheinung und Wirkung, taugt nichts; der einzige Gegensatz ist zwischen Gesundheit und Krankheit, Heilmittel und Krankheit aber müssen analog oder ähnlich sein. Ferner muß das Heilmittel in einem solchen Zustande sein, daß es assimilirt werden kann, nicht nur durch das Blut hindurchgeführt wird, es äußerlich berührt, sondern sich mit ihm vereinigt, in seine Mischung eingeht. Endlich muß es in einem Zustand höchster Concentration, höchster Potenzirung sein. Wie ein Funke einen ganzen Wald anzündet, so soll eine geringe Quantität der Medicin dem ganzen körperlichen Proceß eine neue Wendung geben. Das Heilmittel soll Ferment sein, und wie ein solches wirken.

Man kann die Krankheit nicht aus der Krankheit, sondern nur aus der großen Welt und ihren Correspondenzen mit dem Mikrokosmos erkennen. Jenes wäre eine Sisyphusarbeit, die nie zum Schluß käme. Der Arzt soll unabhängig von den Angaben des Kranken sein; die Galeniker dagegen, wenn sie nicht von den Kranken hin und wieder etwas aufgebracht hätten, wüßten gar nichts. Die Kranken aber sind trügerische Zeugen. Dem Arzt ist leitendes Licht die Naturwissenschaft. Denn das Heilmittel bestimmt die Krankheit. Daher ist bei H. die Haupteintheilung nach den Heilmitteln; er zählt auf einen Morbus Melissae, Hellebori, Ferri &c. Aber wie erkennt denn der Arzt die „Concordanzen"? Antwort: das Aeußere, Form, Farbe, Geruch, ist eine Bezeichnung des Innern, daraus wird die innere Qualität erkannt. Wie nun H. in diesem Sinne Specifica in die Medicin einführte, so schalt er andererseits den Mißbrauch der Composita, Sirupe &c. und drang auf Anwendung der Simplicia. Endlich auch tadelte er den Gebrauch theurer ausländischer Arzneien, zu denen nur gänzliche Hülflosigkeit und Unwissenheit flüchte; jedes Land habe wie seine Krankheiten so auch seine Arzneien für die Krankheiten. Unter den Arzneien hob er metallische Mittel als besonders wirksam hervor. Bekannt ist seine Anwendung des Quecksilbers als Specificum für die Syphilis, und seine Bemerkung, daß es am kräftigsten in der Form von Einreibungen wirke. In der Chirurgie wurde er epochemachend, indem er mit Entschiedenheit auf ihre Vereinigung mit der Medicin drang.

Um noch etwas über die Bereitung der Arzneien zu sagen, so ist es gewiß, daß entschieden dagegen protestirt wird, Auflösungen von Mineralien oder Extrakten giftiger Pflanzen in rohem Zustande, wenn auch in kleinen Dosen, zu appliciren. Sowie der Koch die Speisen erst genießbar und verdaulich macht durch seine Bereitung mit Feuer und Salz, so soll auch der Alchymist und chymische Arzt erst die Arzneistoffe präpariren. Calcination, Vitrifaction, Digestion in feuchter Wärme, Destillation und Reverberation wecken die Kräfte des Stoffes und kehren seine Qualitäten um, so daß aus einem Gift ein Heilmittel wird. Es soll eigentlich nur der Geist ausgezogen werden, das wirksame Princip des Körpers; zugleich soll er an ein Mittel gebunden werden, das dem Organischen homogen ist. Ein solches ist Essig und Weingeist. Daher spielten essigsaure Salze, Auflösungen in Essigsäure eine große Rolle. Chr. Aug. Becker in seiner Schrift: „Das Aceton — der geheime Weingeist der Adepten" glaubt, daß die Quintessenzien des Paracelsus und seiner Nachfolger nur das Aceton der neueren Chemie seien, das übrigens dort auf eine ungleich complicirtere Art bereitet werde, und bemerkt: „Der Weingeist ist sich immer gleich, aber technisch und

Hier trat nun H. entgegen. Seine erste Forderung war, es dürfe der Mensch als Heilobject nicht isolirt betrachtet und behandelt werden von dem Ganzen der Natur; der Mensch sei nur ein Glied des Ganzen oder das letzte höchste Product der Natur, habe hier seine organischen Voraussetzungen und Bezüge, die einerseits die Krankheit, andererseits die Heilung bestimmten, diese also müßten vor allem erforscht werden. Der Mensch sollte erkannt werden aus dem Ganzen, die Heilwissenschaft hervorgehen aus der Naturwissenschaft, so seien drei Säulen der Medicin: (Natur-)Philosophie, Astrologie und Alchymie. Dagegen hielt er nicht viel von der Anatomie des todten Körpers; es handle sich, sagte er, um den lebendigen Leib, der lebendige Leib erfordere eine lebendige Anatomie, in der todten spiele der Sophist, indem er nämlich „was die Natur so auswendig begreife“ zu dem Maß und der Regel des inneren lebendigen Processes mache. Sodann verlangte er, daß der Arzt nicht nach der Speculation, sondern nach der Erfahrung handeln solle, nicht nach dem Schema einer abstracten und aus oberflächlicher Anschauung fließenden Theorie. Die Krankheit erklärte er als einen Parasiten, der sich von den Säften des Körpers nährt, und in diesen verbreitet; die Reaktion des Lebensprocesses ergibt die Heilkraft der Natur. Dieselbe erregt Symptome, die fälschlich für Krankheitsäußerungen gehalten, in der That Heilwirkungen sind. An sie muß der Arzt anknüpfen. Aber er muß auch sie beherrschen, nicht blos den Beobachter und gleichsam die Polizei über ihren langwierigen beschwerlichen und gefährlichen Gang machen, sondern durch seine Kunst in denselben positiv hineinwirken, seine Länge abkürzen, seinen gefahrvollen Uebergängen vorbeugen. Von der Krankheit unterschied er die krankmachende Ursache. Solche sind Vererbung, Miasmen aus der Luft, Fehler der Verdauung und der Assimilation, psychische Motoren. Danach hat sich die Behandlung einzurichten. Ferner ist zu unterscheiden das Wesen der Krankheit von den Symptomen und den Accidentien, und von den krankmachenden Ursachen endlich die Krankheitsproducte. Z. B. ein Koth im Gedärme könne Ursache sein, aber auch Product; nur im erstern Falle seien Purganzen indicirt, im andern Falle aber habe man die Verdauungskraft zu heilen oder zu stärken, worauf dann der Koth durch Excretion oder Absorption von selber beseitigt werde. Einen Eintheilungsgrund der Krankheiten gaben ihm zuerst die krankmachenden Ursachen; ein zweiter war der Unterschied von Universal- und Organkrankheiten, den später Rademacher cultivirte; von einem dritten reden wir unten. Auch hob er die Modificationen hervor, denen die Krankheit in verschiedenen Individualitäten unterliege; sowie den specifischen Unterschied der Männer- und Frauenkrankheiten. Der Uterus sei die dritte und kleinste Welt; aus ihm bestimme sich der ganze Lebensproceß des Weibes, und somit auch dessen Störungen, die Krankheiten. Das Blut des Weibes und des Mannes ist nicht dasselbe Blut; sie sind zwar beide roth, aber was geht das den Arzt an. Die Bauern sehens für Ein Blut an, der Arzt aber nicht. Fälschlich nennen die Galenisten das Menstrualblut die Blüthe des Weibes; es ist vielmehr Excrement. Der Frau Blüthe ist, wenn sie empfängt; in derselben Stunde ist die Blüthe da, und nach aller Blüthe folgt die Frucht, nämlich das Kind. Das ist die sommerliche Lust der Matrix, und daher stehen alle Excremente still. Von einzelnen Krankheiten hat er besonders die Syphilis in ihren hauptsächlichen Formen durch eine noch jetzt getreue Diagnose erläutert.

Fragen wir nach dem Heilprincip Hohenheim's, so zeigt sich, daß es das entgegengesetzte von dem der Galeniker war: Similia similibus. Der Mensch ist die Quintessenz der großen Welt; alle Qualitäten derselben sind in ihm wie in einem Convolut. Wie er nun also aus der ganzen Fülle und Breite gleichsam

in Würzburg, Bamberg und Brückenau (hier erklärte der Kronprinz Ludwig von Baiern, er sei durch H. von seiner Harthörigkeit geheilt worden; s. Katholik 1821, II. 111). Die Vorgänge riefen eine Reihe von Broschüren hervor (Scharold verzeichnet aus den J. 1821 und 22 21 für, 17 gegen H. erschienene: für ihn u. a. von Fr. Nik. Baur, Graf C. v. Arco, den Professoren Onymus und Chr. A. Fischer zu Würzburg und G. Riegler zu Bamberg, gegen ihn von den Professoren Fr. Brenner zu Bamberg und Cl. A. Gratz zu Ellwangen, Justizrath v. Hornthal, Fr. v. Spaur, Chr. Fr. Ammon; vgl. Schwab, Franz Berg, S. 507. Feuerbach a. a. O. II. 169, 171). Unter dem 28. Juli 1821 veröffentlichte H. von Brückenau aus eine Erklärung; gleichzeitig bat er den Papst um eine Weisung, „wie und wiefern er von der durch Gott den Allmächtigen ihm verliehenen Gabe Gebrauch machen solle“ (beide Actenstücke abgedruckt im Katholik 1821, II. 197, 318, das erstere auch bei Scharold, Beilagen, S. 27). Die baierischen Behörden befahlen H., alle öffentlichen Heilungsversuche zu unterlassen und sonst solche Versuche nur unter polizeilicher Aufsicht vorzunehmen; wegen Uebertretung der letzteren Verordnung wurde H. in eine Geldstrafe genommen. Auch Papst Pius VII. untersagte H. alle öffentlichen Heilungsversuche (er äußerte einmal kopfschüttelnd zu Niebuhr: Questo far miracoli!), und H. änderte nun sein Verfahren dahin, daß er den Hülfesuchenden brieflich — in gedruckten Formularen — Tag und Stunde bestimmte, wann er mit ihnen gleichzeitig beten wolle (ein charakteristischer Brief von ihm vom J. 1834 steht in Rheinwald's Repertorium, XII. 83). Für diese Gebete veröffentlichte er 1822 ein Heftchen (gewöhnlich als das „Mirakelbüchlein“ bezeichnet) mit dem Titel: „Andacht, welche in allerlei Leiden, Drangsalen, Krankheiten und Nöthen der Seele und des Leibes nach abgelegter würdiger Beicht und empfangener h. Communion in dem festen Vertrauen auf die Kraft des Namens Jesu, in dessen Namen einzig unser Heil zu finden ist, heilsamst gebetet werden kann“ (vgl. Darmstädter Allg. K.-Z. 1822, 667). — Außer den oben erwähnten Schriften erschien von H. im J. 1836 „Lichtblicke und Erlebnisse aus der Welt und dem Priesterleben, gesammelt in den J. 1815—33. Vom Verfasser genehmigte Originalübersetzung aus dem Französischen“, und 1845 in den „Historisch-politischen Blättern“ (XV. 561) ein „Rundschreiben an die römisch-katholische Geistlichkeit Deutschlands“.

C. G. Scharold, Lebensgeschichte Alexanders F. v. Hohenlohe bis zum J. 1822, 1822. G. M. Pachtler, Biographische Notizen über den Prinzen Alexander zu Hohenlohe, 1850. Seb. Brunner, Aus dem Nachlasse des Fürsten Alexander von Hohenlohe, 1851. Wurzbach, Biograph. Lex., IX. 197. Reusch.

Hohenlohe-Kirchberg: Friedrich Wilhelm Fürst v. H., österreichischer Feldzeugmeister. Geboren zu Kirchberg den 3. December 1732 begann dieser ausgezeichnete Prinz seine kriegerische Laufbahn im Infanterieregiment Alt-Wolfenbüttel Nr. 29. Als Grenadierhauptmann zog er in den siebenjährigen Krieg und wurde bei Leuthen das erstemal verwundet, das zweitemal bei Landshut, wo er als Major drei Redouten erstürmte und sich das Theresienkreuz erwarb. Seit 1773 Generalmajor machte er unter Laudon den baierischen Erbfolgekrieg und zehn Jahre später als Feldmarschall-Lieutenant den Türkenkrieg mit. Mit der Ernennung zum Feldzeugmeister 1789 erhielt H. auch das Generalcommando in Siebenbürgen und lieferte in der Walachei das siegreiche Treffen bei Porcseny (Vaydenj 7. und 8. October), wofür er mit dem Commandeurkreuze des Theresien-Ordens belohnt wurde. Vor Ausbruch der französischen Revolutionskriege wurde der Fürst nach Berlin entsendet, um über Plan und Maßregel für einen kommenden Feldzug zu berathen. Er befehligte Anfangs das Armeecorps, welches

1792 gegen Landau rückte, später wußte er bei Trier und Pellingen durch geschickte Manöver alle Absichten des ihm gegenüberstehenden überlegenen Feindes zu vereiteln und rettete dadurch die niederrheinischen Kreise. H. empfing jetzt das Großkreuz des Theresien-Ordens. Hervorragenden Antheil hatte er an dem Siege von Famars (23. und 24. Mai). Die letzten Monate von 1793 bis zum Mai 1794 war er General-Quartiermeister bei der Armee Coburgs und es ist sein Verdienst, daß die Franzosen bei Avesne les sec (12. September) eine totale Niederlage erlitten. Seine letzte Waffenthat war die Einnahme Speiers (17. September), denn er mußte krankheitshalber das Heer verlassen. 1796 sollte er das Commando einer eigenen Armee übernehmen, ein hitziges Fieber aber raffte den Prinzen zu Prag den 10. August plötzlich hinweg. H. zeichnete sich durch einen offenen und biederen Charakter, durch große Kaltblütigkeit, ein ungewöhnlich scharfes Augenmaaß und Fertigkeit im Manövriren besonders aus; in seinen Dispositionen überließ er Nichts dem Zufalle.

Kestner, Thaten u. Charakterzüge berühmter österr. Feldh. Wien 1807.

von Janko.

Hohenlohe: Friedrich Ludwig Fürst von H.-Ingelfingen aus der Waldenburg-Bartenstein'schen, römisch-katholischen Linie, wurde 1746 als ältester Sohn des Fürsten Johann Friedrich, dem er 1796 succedirte, geboren. Im Contingent des fränkischen Kreises machte er bei der Reichsexecutions-Armee die letzten Feldzüge des siebenjährigen Krieges, fast noch als Knabe, mit. 1768 trat er in preußische Dienste, Friedrich der Große stellte ihn, mit Rücksicht auf seine Geburt, als Major im Regiment Tauenzien zu Breslau an, 1775 wurde er zum Oberstlieutenant befördert, zeichnete sich 1778 im baierischen Erbfolgekriege aus und wurde Oberst. Wenige Monate vor dem Tode des Königs erhielt der Erbprinz ein Regiment, das in Neiße seine Garnison hatte, und das Patent als Generalmajor. Friedrich Wilhelm II. verlegte das Regiment nach Breslau, der langjährigen, ihm liebgewordenen Garnison des Prinzen, der 1788 Brigadier wurde, 1790 den schwarzen Adlerorden erhielt und 1791 zum Gouverneur von Berlin ernannt wurde. In den Rheinfeldzügen führte der Prinz ein Armeecorps, nahm an den Treffen bei Oppenheim, Pirmasens, Hornbach, Limbach, besonders am Sturm der Weißenburger Linien Theil, führte oft die Avantgarde und siegte, an der Spitze des Heeres, in der dritten Schlacht bei Kaiserslautern am 20. September 1794. Ueberall war der kühne und ritterliche Prinz durch seine Herzensgüte, seine soldatische Offenheit, seine Freigebigkeit und Gastfreundschaft beliebt. Blücher nennt ihn in seinem Tagebuch aus den Rheinfeldzügen „einen Heerführer, auf den die preußische Armee stolz sein könne". Nach dem Frieden zu Basel kehrte er nach Breslau zurück, wurde Inspecteur der niederschlesischen, der Ansbach-Baireuth'schen Infanterie und 1798 General der Infanterie. Durch seine 1782 erfolgte Vermählung mit Amelie Luise, Tochter des sächsischen Geheimraths Grafen von Hoym, kam er in den Besitz der Güter Slawentzitz, Oppurg &c., während er die Herrschaft Koschentin Lassowitz &c. von seinem Vater ererbt hatte, dem er in der Regierung von Ingelfingen und eines Theils von Oehringen nachgefolgt war. 1805 befehligte er den Theil des preußischen Heeres in Franken, 1806 die Armee des rechten Flügels in Sachsen; Massenbach, der schon in den Rheinfeldzügen in seinem Stabe gewesen, war sein Generalquartiermeister. Prinz Louis Ferdinand führte die Avantgarde, die bei Saalfeld vernichtet wurde. Massenbach's scheinbar wissenschaftliche Auffassung des Krieges und dessen Schulgelehrsamkeit wußten dem gescheiten und tapferen, aber ungelehrten Manne zu imponiren, er stand in Opposition zum Oberfeldherrn Herzog von Braunschweig, die Massenbach zu verschärfen suchte. Die zersplitterte Aufstellung des Heeres am 14. October war höchst ungünstig und trotz

keinen durchschlagenden Erfolg hatte. Als Thurn Ende November 1618 nach Oesterreich rückte, hielt H. den kaiserlichen General Bucquoy bei Budweis fest und brachte ihm einen Verlust von 1000 Mann bei, erhielt aber selbst eine Schlappe bei Krumau. Im Mai 1619 zog Thurn nach dem Tode des Kaisers Matthias vor Wien, um Ferdinand zu überwältigen. Schon stand er in den Vorstädten Wiens. Bucquoy konnte nicht zu Hilfe eilen, denn H. und Graf Mansfeld standen ihm bei Budweis gegenüber. Da wurde Mansfeld bei Zablat geschlagen, ohne daß H. beim Zustand seiner Truppen ihn hätte unterstützen können. Frauenberg und Rosenberg wurden von den Kaiserlichen genommen, auch Tabor wäre für Böhmen verloren gewesen, hätte es H. nicht noch rechtzeitig geschützt. Die Verhältnisse besserten sich nicht, als die Böhmen am 17. August 1619 den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz zum König wählten. Denn dem jungen Pfalzgrafen fehlte die nöthige Festigkeit, Klarheit und Erfahrung wie die männliche Haltung. H. hielt diese Wahl für voreilig, mochte sich aber jetzt im kritischen Augenblick nicht mehr von der böhmischen Sache trennen. Auch die Ernennung des kriegstüchtigen Fürsten von Anhalt zum Oberstcommandirenden konnte der Sache keine andere Wendung mehr geben. Wol war es H. mit Thurn gelungen, am 24. October 1619 Bucquoy durch das Treffen bei Ulrichskirchen über die Donau nach Wien zu drängen. Wie hoffte man viel von dem Beistand der Ungarn. Im December 1619 ward H. vom König nach Preßburg geschickt. Er sollte mit dem Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, und den ungarischen Ständen wegen eines Bündnisses mit Böhmen verhandeln. So dringend nothwendig seine Anwesenheit bei der Armee war, wurde er doch wochenlang durch die Unterhandlungen in Preßburg festgehalten. Erst fehlte es an genügenden Vollmachten und an rechter Energie. H. mahnte, da Ferdinand schon mit den Türken wegen ihrer Hilfe verhandle. Da er Bethlen und den Ungarn nur Versprechungen von Seiten der Prager Regierung zu bieten hatte, so war der am 15. Januar 1620 zu Stande gekommene Bündnißvertrag nur ein werthloses Stück Papier. Die Bemühungen Hohenlohe's im Dienste des Winterkönigs erregten den Zorn Ferdinands II. Am 30. April 1620 ließ er ihn feierlich auffordern, sich aus Böhmen zurückzuziehen. Die Brüder Hohenlohe's wurden besorgt. Sie baten ihn, von der Grafschaft das drohende Verderben abzuwenden. H. hoffte für seine Herrschaft auf Schutz durch die Union, in deren Dienst sein Bruder Kraft stund, und erklärte, von der böhmischen Sache, die ihm Religions- und Gewissenssache sei, nicht lassen zu können. Nun war für ihn die Katastrophe unabwendbar. Böhmen war wirklich nach dem Ausdruck Papst Pauls V. ein schmutziges Labyrinth, die Zustände trostlos, die Regierung kopflos. Die kaiserlichen und ligistischen Schaaren unter Maximilian von Baiern rückten siegreich in Böhmen ein. Am 8. November 1620 kam es zur Schlacht am weißen Berg. Der böhmische Obercommandant Fürst Anhalt theilte sich mit H. in den Oberbefehl. H. führte den linken Flügel. In einer Stunde war die Schlacht entschieden. Tilly's Umsicht und die stürmische Tapferkeit Verdugo's auf der einen und die Unzuverlässigkeit der ungarischen Hilfstruppen auf der anderen Seite hatten den Ausschlag gegeben. An Hohenlohe's Seite waren fast alle seine Adjutanten gefallen. Den Vorwürfen gegenüber, welchen H. so wenig als andere Generale nach verlorenen Schlachten entgehen konnte, hatte er das Bewußtsein als „ehrlicher Cavalier“ seine Schuldigkeit gethan zu haben, aber freilich als schlechter Taktiker. Die Zustände in Prag nach der Schlacht waren trostlos, die Disciplin aufgelöst; H. mußte erleben, daß das eigene Heer ihm seine Sachen plünderte. Die Krone des Winterkönigs war verloren. Aber H. verschmähte es, den König in der Noth zu verlassen und durch Abfall wie Andere sich die Verzeihung des Kaisers zu erkaufen. Er übernahm

Heinrich IV. bleibend in seine Dienste gezogen, allein H. lehnte ab. Nach einem Aufenthalt in England, den Niederlanden, wie am Ansbacher Hofe sehen wir ihn 1595 als Oberst an der Spitze des fränkischen Kreisregiments von 1000 Reitern nach Ungarn gegen die Türken ziehen. Er half Gran erobern. Auch in den Feldzügen gegen die Türken 1597, 1598 und 1600 nahm er mit Auszeichnung Theil. 1599 hatte er an der Spitze der fränkischen Kreistruppen geholfen, die spanischen Freibeuter unter Mendoza aus Westfalen zu vertreiben. 1603 wurde er vom Wiener Hofe zum Hofkriegsrath, 1604 zum Generalwachtmeister ernannt und 1605 nach Ungarn gesandt, um in kaiserlichem Dienst den Aufstand Stephan Botskai's niederzuwerfen. Seine Verdienste wurden von Kaiser Rudolf II. wie von Matthias, der ihn 1612 zum Ritter schlug und ihm eine goldene Gnadenkette schenkte, anerkannt, aber meist mit leeren Versprechungen belohnt. 1607 hatte er sich mit Eva Freiin von Waldstein verehelicht und war dadurch in den Besitz der Herrschaften Jungbunzlau, Cosmanos und Grulich in Böhmen gekommen und Mitglied der böhmischen Stände geworden. In der Heimath fiel ihm nach dem Tode des Vaters 1610 die Herrschaft Weikersheim zu, die seiner Sorgfalt und Treue vieles verdankte. Sein Verhältniß als böhmischer Standesherr war die Veranlassung, daß er in die böhmischen Händel hineingezogen wurde, als die Böhmen 1618 gegen das Wiener Regiment sich erhoben. Da er in den Türkenkriegen sich einen Namen als tüchtiger Kriegsmann erworben hatte, suchten ihn die böhmischen Stände für ihr Heer zu gewinnen. Man bot ihm die Stelle eines Generaloberstlieutenants und Kriegsraths an. Aber H. hatte ernste Bedenken. Auf der einen Seite konnte er die Auszeichnung, welche er vom Kaiserhause erhalten, nicht vergessen. Auf der anderen Seite blieb ihm die Zerfahrenheit der böhmischen Sache nicht verborgen. Von Anfang schien die Theilung des Commandos mit dem Grafen Thurn bedenklich. Er erkannte klar die Nothwendigkeit eines einheitlichen Obercommando's. Sodann fehlte es an allen Vorbereitungen zum Kriege. Das Material, besonders die Artillerie, war vollständig ungenügend. Im Juli 1618 gelang es dem Grafen Solms, die Bedenken Hohenlohe's zu überwinden. Er sollte als eine Art Kriegsminister seinen Sitz in Prag nehmen und die Beschaffung des Kriegsmaterials besorgen. Das vielköpfige Directorium versprach die Mittel dazu zu beschaffen. Ueber das Bedenken wegen seines Verhältnisses zum Kaiser mochte er hinwegkommen, da die Spitze der Bewegung nicht sowol gegen den altersschwachen Matthias, als gegen den Prätendenten Ferdinand, der als Jesuitenzögling dem eifrig evangelischen H. unsympathisch war, gerichtet schien. Mit ganzer Energie ging H. an seine Aufgabe. Bald waren 10—12,000 Mann angeworben. Am 17. September führte er frische Truppen und einen stattlichen Artilleriepark ins Feld, so daß der kaiserliche Feldherr Bucquoy sich zurückziehen mußte. Allein sehr hinderlich war, daß H. auf der einen Seite als Kriegsminister für das Kriegsmaterial sorgen, auf der anderen neben Thurn und dem Grafen Mansfeld im Feld commandiren sollte. Die Zersplitterung konnte auf die militärischen Operationen nur schädlich einwirken, zumal sie eine Quelle steter Eifersucht wurde, welche eine kräftige gegenseitige Unterstützung der Generale hinderte, ja den Verdacht aufkommen ließ, daß ein General dem anderen eine Niederlage gönne. Das Directorium war gar nicht im Stande, die nöthigen Geldmittel zu schaffen. Die schlechte Zahlung von Seiten des Volkes wie die mangelhafte Bekleidung und Ernährung des Heeres trieb die Soldaten in einer Zeit, die unbedingte Hingebung erforderte, nur zu oft zu Meutereien und zu Bedrückung des Volkes, das sie schützen sollten. In solchen kritischen Augenblicken war es der persönliche Einfluß Hohenlohe's, der die Soldaten, z. B. das Regiment Thurn, wieder zum Gehorsam brachte. (Gindely 2, 120.) Diese Umstände erklären es, daß die Thätigkeit Hohenlohe's

Volk als der alte Herr Oberst verehrt, und starb daselbst am 7. Juli 164
Seine erste Gemahlin, Eva von Waldstein, war am 24. Mai 1631 kinder
zu Weikersheim gestorben. Am 17. August 1633 hatte er sich zum zweiten
verehelicht mit Marie Magdalene Gräfin von Oettingen, Wittwe des Gra
Heinr. Wilh. v. Solms. Diese Gattin starb ihm schon am 29. Mai 1636
Straßburg und hinterließ ihrem Gatten eine einzige Tochter Eleonore Magdal
welche sich später mit ihrem Vetter Graf Heinr. Friedrich v. H.-Langenbu
verehelichte, aber schon am 12. November 1657 starb. H. war eine edle, stra
militärische Erscheinung noch in seinen alten Tagen, wie denn auch seine Brü
Kraft und der Niederländer Philipp Ernst tüchtige Militärs waren. In schwe
Tagen hatte er sich einen standhaften Muth, als Soldat einen tief religiö
Sinn bewahrt und von seinem Vater Wolfgang etwas von dessen evangelisch
Eifer geerbt; er war ein treu besorgter Regent, ein liebevoller Vater, ein
schwerer Noth bewährter Freund seines Herrn.

Wibel, Hohenlohe'sche Kirchen- und Reformationsgeschichte. Fisc
Geschichte des Hauses Hohenlohe II, 188 ff. Gindely, Geschichte des böh
Aufstandes, 3 Bde. Jul. Krebs, Graf G. Fr. v. Hohenlohe u. die Schlach
am weißen Berge (Forsch. z. D. Gesch. Bd. XIX. S. 477 ff.).

Bossert.

Hohenlohe: Gottfried v. H., ältester Sohn Heinrichs v. H. und Stamm
vater des noch jetzt blühenden fürstlichen Hauses Hohenlohe, einer der treueste
Anhänger der späteren Staufer, † 1254 oder 1255. Er erscheint bei Kais
Friedrich II., vorzugsweise wiederholt in Italien (1225 ff.), dann zeitweise
Deutschland bei dessen Sohn, König Heinrich (VII.). Jedoch mit letzterem zerfi
er, ohne Zweifel weil er als Anhänger Friedrichs auf Heinrichs aufrühreri
Umtriebe nicht eingehen wollte. Unter dem Vorwande, es sei von den hohe
loheschen Schlössern aus der Landfriede gebrochen worden, ließ Heinrich dieselbe
durch seine Anhänger zerstören, hatte aber dafür nach seines Vaters Gebo
Schadenersatz zu leisten. Zur Belohnung für seine Verdienste um den Kais
wurde G. von Friedrich neben seinem jüngeren Bruder Konrad (s. u.) mit de
Grafschaft Romaniola, dem nordöstlichsten Theil des Kirchenstaats, belehnt.
solcher Graf genannt kommt er in den Jahren 1235 und 1236 urkundlich vo
weilte aber auch später meistens in Deutschland bei Kaiser Friedrichs zweite
Sohne, Kaiser Konrad IV., welcher von ihm rühmt, daß er ihm von zarte
Kindheit an wie ein Nährvater zur Seite gestanden sei. Er wurde Mitglied
Konrads geheimem Rathe und kämpfte für ihn am 5. August 1246 in de
Schlacht bei Frankfurt, welche in Folge von Verrath zum Nachtheil Konrad
ausschlug und G. beträchtlichen Verlust an Habe und Mannschaft verursacht
Gottfried war auch Dichter und behandelte als solcher in einem übrigens verlor
gegangenen Gedichte den bretonischen Fabelkreis von Artus und seiner Tafelrund
nach seinem ganzen Umfange.

Konrad v. H., sein jüngerer Bruder, war gleich ihm ein treuer Anhänge
der Staufer. Er wurde auf die Veste Brauneck seines Hauses abgetheilt, na
der er sowol als die von ihm ausgehende Linie des Hauses Hohenlohe (erlosche
im J. 1390) sich nannte. Gleich seinem älteren Bruder war er für Kai
Friedrich II. besonders in Italien thätig, begleitete denselben aber auch au
seinem Kreuzzug (1228/9), bei welchem Anlaß er vom Kaiser für 6000 Byzantine
jährlich aus den Einkünften von Accon zum Lehensmann des Königreichs Jeru
salem angenommen wurde. Nach Europa zurückgekehrt erhielt er von Friedri
im December 1229 für sich und seine Erben die Belehnung mit der Grafschaf
Moldise am Volturno. Er behielt dieselbe jedoch nur kurz, ohne Zweifel we
die Aussöhnung des Kaisers mit dem Papste die Rückgabe an ihren frühere

Inhaber zur Folge hatte, und wurde dafür mit der Grafschaft Romaniola belehnt, nach welcher er von 1230—36 Graf der Romaniola heißt. Nach dem J. 1249 wird er nicht mehr erwähnt. Vielleicht ist er „der von Braunecke“, dessen Namen unter den Dichtern des 13. Jahrhunderts glänzt, ohne daß jedoch von seinen Dichtungen sich etwas erhalten hätte. — Drei jüngere Brüder, Andreas, Heinrich und Friedrich, traten in den Deutschorden und legten durch ihre bedeutenden Vergabungen den Grund zu dessen Kommende in Mergentheim; Heinrich insbesondere († 1249 oder 1250) wurde Deutschmeister, im J. 1244 Hochmeister des Ordens, erhielt als solcher im J. 1245 von Kaiser Friedrich die Länder Kurland, Litthauen und Semgallen mit aller Landeshoheit verliehen und war im Sommer dieses Jahres einer der kaiserlichen Gesandten zum Lyoner Concil.

Vgl. Chr. Fr. Stälin, Wirtemb. Geschichte 2, 542 ff. A. Fischer, Geschichte des Hauses Hohenlohe, Th. I. (1866) S. 41—48. Archiv f. Hohenloh. Gesch., Bd. 2 (1870) S. 215—238 und 363—366. P. Stälin.

Hohenlohe: Johann v. H., Sohn des Grafen Gottfried v. H. von der Linie Speckfeld und der Gräfin Anna v. Henneberg (nicht des Grafen Gerlach, wie Stälin will, vgl. Wrt. Franken 4, 214) verdient einen Platz an dieser Stelle, weil er mit seinem Blute half, die Herrschaft der Hohenzollern in der Mark Brandenburg fest zu gründen. Geboren um 1370 in einer für das Haus Hohenlohe kritischen Zeit, da Schulden, Fehden mit dem benachbarten Adel, Verschwendung durch einzelne Glieder der Familie zum Verkauf alter Hausgüter drängten, fand H. die heimathlichen Zustände wenig befriedigend. Das vielgespaltene Franken mit seinen zahlreichen Reichsstädtchen und seiner fehdelustigen Ritterschaft bot für einen unternehmenden Mann ein ungünstiges Feld. Zu selbständigerer größerer Thätigkeit fehlten H. die materiellen Mittel. Darum schloß er sich früh an den Burggrafen Friedrich von Nürnberg an. Seit 1398 sind seine Beziehungen zu den Zollern urkundlich. 1406 ist er Zeuge bei der Hochzeit Graf Eberhards von Württemberg mit der Burggräfin Elisabeth. Als Friedrich 1412 nach der Mark zog, um als Verweser den dortigen Wirren ein Ende zu machen, zog H. mit ihm. Am 12. Juni befindet er sich auf der Reise nach dem Norden mit dem Burggrafen in Leipzig. Am 21. oder 22. Juni zog er mit ihm in Brandenburg ein und blieb an seiner Seite, um ihn in seinen Bemühungen um die Beruhigung des zerrütteten Landes zu unterstützen. Das wachsende Ansehen und die Macht des Burggrafen, welche den Herzogen Otto und Casimir von Pommern immer bedrohlicher wurden, veranlaßte dieselben mit dem widerspenstigen märkischen Adel, Caspar Gans v. Putlitz und die Quitzow an der Spitze, sich zu verbünden. Sie fielen in die Mark ein. Bei Kremmen stieß Friedrich und an seiner Seite H. am 24. October auf die Feinde. Ein schmaler Erddamm, der als Straße diente, führte durch das Kremmer Luch, einen großen Sumpf. Dort stellte sich Friedrich, unterstützt von H. und den fränkischen Rittern Kraft v. Lentersheim (nicht Leutersheim) und Philipp v. Uttenhofen, dem Feind entgegen. Es war ein heißer Kampf, in welchem H. fiel, Philipp v. Uttenhofen schwer verwundet wurde und Kraft v. Lentersheim in dem Sumpf versank. Der Sage nach soll H. durch meuchlerische Hand treuloser Begleiter getödtet worden sein. Dafür spricht das Sühnekreuz auf dem Kremmer Damm, das vom großen Kurfürsten 1660 und 1845 von Friedrich Wilhelm IV. in dankbarer Erinnerung an die Hingebung Hohenlohe's erneuert wurde. Weitere urkundliche Nachrichten über Hohenlohe's Tod fehlen. Die Schilderung, wie sie Klöden und nach ihm Fischer geben, ist freie Composition. Die Sage von einer „Schlacht“ bei Kremmen, in welcher H. als Oberbefehlshaber gefallen sei, ist nicht geschichtlich. Es handelte sich um ein Gefecht, bei welchem der Burggraf selbst an-

wesend war, das aber für seine Sache ohne nachtheilige Folgen blieb. Der Markgraf empfand den Verlust des vertrauten und hingebenden Freundes tief. In seinem Schmerz zog er sich in die Karthause bei Frankfurt a. O. zurück und errichtete H., der mit dem seinen Wunden erlegenen Philipp v. Uttenhofen vor dem Chor der Kirche des grauen Klosters in Berlin begraben wurde, ein Grabdenkmal, welches heute noch das Mittelschiff beim Austritt zum Chor ziert. H. erscheint als junger Mann in schwarzem Kleid und Harnisch und weißem Mantel auf den Knieen liegend. Vor ihm steht der Herr, Geißel und Ruthe in den Händen, darüber der Zollern'sche Adler und die Hohenlohe'schen Leoparden. Die Umschrift lautet: Nach Cristus geburt virzehenhundert jar und in dem czwelften jar an sant columbanus tage verschied der hochgeborne graff herren Johans von Hohenlohe. Dem got genade.

Riedel, Zehn Jahre der Geschichte der Ahnherrn des pr. Königshauses S. 106 f. Klöden, Die Mark Brandenburg, III. 178 f. Klöden, Vossische Zeitung, Jahrg. 1838. Fischer, Geschichte des Hauses Hohenlohe, I. 90 f.

Bossert.

Hohenlohe: Kraft II. v. H. († am 3. Mai 1344), Sohn Kraft I. v. H. des Gründers der heute allein noch blühenden Linie H.-Weickersheim, deren ganzen Besitz nach dem Ableben der Brüder H. vereinigte, und der Margarethe von Truhendingen. Seine Gemahlin Adelheid († 1342) war eine Tochter des Grafen Eberhard von Wirtemberg und dieses seines Schwiegervaters Beispiel war es wol, was ihn im Streite zwischen Habsburg und Wittelsbach um die deutsche Krone auf Friedrichs Seite zog, während der größere Theil der Hohenlohe für Ludwig focht. Zum Entgelt für seine Dienste ward H. von Friedrich im December 1314 mit Besitzungen des geächteten Grafen Konrad von Oettingen, seines Schwagers belehnt; auf sein Versprechen, dem Könige im Kriege mit Ludwig innerhalb Frankenlandes mit 100 und überall mit 50 Helmen zu dienen, erhielt er überdieß Rothenburg an der Tauber als Pfand und das Jahr darauf im Lager zu Breitenbronn zur neuen Belohnung seiner Dienste eine Anweisung von 200 Mark Silber auf die Reichsmünze zu Hall. Wahrscheinlich im April 1315 überfiel H. mit anderen Habsburgischgesinnten den vom Rheine heimkehrenden Ludwig und steckte nächtlicherweile das Haus, in dem dieser schlief, in Brand, so daß der Baier kaum das Leben rettete. Schon vorher aber waren bei Ludwig heftige Klagen gegen H. erhoben worden, da derselbe die von seiner Schwester Adelheid, der Wittwe Konrads von Oettingen, beanspruchten Besitzungen Wahrberg und Herrieden nicht an den Bischof Philipp von Eichstädt ausliefern wollte, dem sie 1313 durch einen Schiedsspruch zuerkannt worden waren. Im Frühjahr 1316 zog deshalb Ludwig mit überlegenen Streitkräften gegen H. zu Felde, eroberte Herrieden, das in Trümmer sank, Wahrberg und das für unüberwindlich geltende Schillingsfürst und zwang H. seine Lande zu räumen. Trotz alledem trat H. nach der Schlacht bei Mühldorf auf Ludwigs Seite über und es zeugt von dem Ansehen, das er als tüchtiger Kriegsmann genoß, daß Ludwig seinen früheren Gegner in einer zu Amberg am 5. Jan. 1323 ausgestellten Urkunde völlige Indemnität, ja später (1332) die Würde seines Marschalls und Rathes gewährte. Schon im Februar 1323 versetzte er ihm auch um seiner Dienste willen die Stadt Crailsheim, Burg Lohr, Dorf Honart und im August desselben Jahres verlieh er ihm Burg und Stadt Forchtenberg, ein Reichslehen weiland des Grafen Ruprecht von Durne, worüber sein Vater mit diesem einen Erbvertrag abgeschlossen hatte. Die Habsburger waren über Hohenlohe's Uebertritt so erbittert, daß Herzog Leopold bei seinem Vertrage in Bar sur Aube mit König Karl IV. von Frankreich diesen versprechen ließ, falls er römischer König würde, H. nie zu Gnaden aufzunehmen. Dieser aber verdankte Ludwigs Gunst auch in den

olgenden Jahren reiche Erwerbungen und Auszeichnungen. In dem Dienstgelöbnisse, das er am 13. Juli 1326 dem Baiern leistete, nahm er Niemanden aus als seine Verwandten. Am 28. Januar 1332 ward er mit einigen Verwandten und anderen Herren vom Kaiser zum Schirmer des St. Victorstiftes in Mainz bestellt. Um diese Zeit war er auch als Schiedsrichter zwischen den Rheinpfalzgrafen Rudolf und Ruprecht und Eberhard von Wirtemberg thätig. Im Juli 1332 half er dem Kaiser im Kriege gegen Heinrich II. von Niederbaiern Straubing belagern; für den dabei erlittenen Schaden wies ihm Ludwig Geld und Zolleinkünfte an. 1339 belehnte ihn der Kaiser mit der Reichsveste Schüpf. Am 1. Juli 1340 trat H. mit anderen fränkischen Herren dem durch den Kaiser vermittelten Schirm- und Friedensbündnisse mit den Söhnen des letzteren bei. Der Hausbesitz ward durch ihn in außerordentlicher Weise vergrößert; auch die Grafschaft Flügelau, würzburgisches Lehen, war seine Erwerbung. Er ist der erste seines Hauses, dem, jedoch nur vereinzelt, der Grafentitel beigelegt wird.

Chr. Fr. v. Stälin, Wirtemberg. Gesch. III. u. die daselbst S. 673 verzeichnete Hohenlohe'sche Litteratur. Lochner, Geschichtliche Studien, S. 1—48. Forschungen z. D. Gesch. XX. 268. Riezler.

Hohenlohe: Philipp Graf v. H., Freiherr zu Langenburg, niederländischer General, geb. am 17. Februar 1550, ein jüngerer Bruder des Grafen Wolfgang, der eine Schwester Wilhelms von Oranien geheirathet hatte und zu dessen Freunden und Rathgebern in Deutschland gehörte, auch mehrmals als Vermittler in die niederländischen Wirren eingriff, kam 1575 nach Holland, um seinen Degen dem Prinzen und dem Protestantismus zu widmen, der erste deutsche Fürst, der sich in holländischen Dienst begab. Von Oranien freudig aufgenommen, ward er wol des Mangels an erfahrenen Obersten wegen sogleich mit der Vertheidigung der Südgrenze betraut, gegen Brabant hin. Hierbei gelangen ihm mehrere Unternehmungen gegen die Spanier, namentlich die Eroberung Geertruidenbergs; 1577 wußte er auch das wichtige Herzogenbusch durch Capitulation auf der Staaten Seite zu bringen. Von Oranien als sein Generallieutenant in Holland angestellt, blieb er der Höchstcommandirende in dem nördlichen Theile der Niederlande und spielte als solcher eine Rolle im kleinen Kriege, welcher sich seit dem Verrath des Grafen Renneberg, des Statthalters von Friesland und Gröningen, daselbst entspann. Ein kühner Reiterführer, aber ohne Kenntnisse, ohne wirkliche militärische Befähigung, dabei dem Trunk wie so viele seiner damaligen Standesgenossen stark ergeben, nur ausgezeichnet durch seine Treue und seinen Eifer, kämpfte H. meistens unglücklich. Zwar gelang es ihm den Bauernaufstand in Drenthe zu besiegen und auch Zwolle an der staatischen Seite zu erhalten. Doch gleich nachher, 17. Juni 1580, ward sein kleines Heer vollständig vom Obersten Schenck bei Hardenberg geschlagen, was die Aufhebung der Belagerung Gröningens von Seiten der Niederländer zur Folge hatte. Nicht besser erging es ihm später bei Bourtange gegen Renneberg, dem er im August eine Schlappe beigebracht. Doch raffte er seine Truppen wieder zusammen und führte bis zum J. 1584 in den Nord- und Ostprovinzen mit wechselndem Glücke und endlosen Zänkereien mit den Behörden das Commando. Als Oranien gefallen war und die Staaten dem 17jährigen Moritz einen militärischen Mentor beizugeben wünschten, übernahm er wieder den Befehl. Als Generallieutenant nahm er Theil an den Versuchen zum Entsatze Antwerpens, blieb auch mit dem Befehl unter Leicester betraut, mit dem er jedoch schon früh, im J. 1586, in erbitterten Streit gerieth. Der hochfahrende Generalgouverneur haßte fast Niemand in Holland so tief und aufrichtig als den „Hollock", wie die Engländer H. nannten, so wie die Franzosen d'Olack sagten. So gering seine militärischen Talente eigentlich geschätzt zu werden verdienen — er war nur ein Parteigänger und Haudegen — so war seine Stütze doch den Staaten nicht ohne Nutzen.

Um ihn sammelten sich alle Leicester feindlichen Obersten, alle die alten oranischen Parteigenossen. Nach Leicester's Abreise fuhr er fort unter Moritz seine alte Stelle zu versehen, doch an dessen wissenschaftlicher Kriegführung nahm er nur selten Theil, 1599 zum letzten Male. Zwei Jahre zuvor hatte er sich mit dem Prinzen verschwägert und dessen einzige Schwester, die Tochter Anna's von Sachsen, Marie, heimgeführt, als deren Ehemann er die Grafschaft Büren verwaltete. H. starb kinderlos 1606.

Vgl. Motley, History of the United Netherlands. Wagenaer, Vaderlandsche Historie und die gewöhnlichen Quellen. Auch die Archives de la Maison d'Orange. P. L. Müller.

Hohenlohe: Sigismund v. H., das sechste unter den 17 Kindern des Grafen Kraft v. H., eines tüchtigen Regenten, und seiner Gemahlin Helene von Württemberg, war am 9. August 1485 geboren. Er empfing eine sorgfältige Erziehung durch Dr. Thomas v. Thierstein, späteren Domherrn zu Mainz. Mit 10 Jahren wurde er auf französische Schulen geschickt; er studirte zu Paris und später mit seinen beiden jüngeren Brüdern Ludwig und Georg zu Pavia und 1500 zu Bologna (vgl. Württemb. Vierteljahrshefte für Landesgeschichte I, 154). In Bologna genoß er den Unterricht des Humanisten Beroaldus, welcher ihm später seine Ausgabe von Gellius' Noctes Atticae widmete, und befreundete sich mit Sebastian v. Rotenhan, dem nachher einflußreichen Staatsmann. 1503 in den geistlichen Stand getreten, wurde H. 1506 Domherr in Straßburg und bekam dazu ein Canonicat in Augsburg. Um das J. 1518 zum Domdechanten erhoben, wirkte er für die Sache der Reformation in Straßburg. Seinem Einfluß verdankte erst Mathias Zell, dann Hedio seine Berufung an das Münster in Straßburg, wie er denn auch beide in ihrer evangelischen Wirksamkeit unterstützte. Mit Ernst ließ er sich die Reformation des Domcapitels, dessen Vorstand er war, angelegen sein. Das Capitel bestand aus lauter vornehmen Mitgliedern, welche reiche Pfründen besaßen. Waren auch etliche wohlgesinnte, ernste Männer im Capitel, so war doch die Aufgabe keine leichte. Schon 1522 hatte H. an die Capitularen eine Mahnung zu christlichem Leben ergehen lassen und wiederholte sie 1523 und 1524. Im J. 1525 ließ er statt der Fastenmahnung das sogenannte Kreuzbüchlein drucken, so genannt nach dem Titelbild, welches ein von drei Händen gehaltenes Kreuz, drüber die Welt und drunter die Bibel zeigt und so klar seine evangelische Anschauung über das Heilsprincip des Christenthums und die Heilsmittel kundgab. Seine Absicht spricht er selbst aus: „Ich sage und Gott weiß, daß ich wahr sage, sofern mir immer möglich, wollte ich gerne helfen und rathen, daß unser Stift in Allem dem göttlichen Wort gemäß auf das Beste reformirt würde und ein wahrer Gottesdienst aufgerichtet." Er hielt dem Capitel die Gebrechen des geistlichen Standes, die Habsucht, das ärgerliche Leben, die Veräußerlichung des Gottesdienstes in den Ceremonien, Wallfahrten und Fasten vor. Die Messe, welche zu einem Gelderwerb mißbraucht werde, sollte wieder zur Abendmahlsfeier der Gemeinde, der Cölibat aufgehoben werden. Als einzige Richtschnur christlichen Glaubens und Lebens erkennt er Gottes Wort an, welches den Menschen allein vollkommen und zu allem Guten geschickt mache, was weder des Papstes Decretalen noch des Stiftes Statuten vermögen. Wie in diesem Büchlein, so bewies er sich auch in seinem Leben als treuer Anhänger der Reformation. Er verkehrte mit Zell, Butzer, Capito und Hedio, ohne sich um den Bann zu kümmern, der auf ihnen lag, und lud sie oft zu Gast. Nicht umsonst nannte ihn Franz Lambert, der ihm 1525 seinen Commentar zu Joel widmete, den treuesten Beförderer des Reiches Gottes. Ebenso widmete ihm Hiob Gast das von ihm übersetzte Büchlein De administranda pie re publica von Brenz 1526. Im J. 1525 nach der Schlacht von Pavia war H. auch mit der

hochbegabten, evangelisch gesinnten Margaretha v. Valois und ihrer Mutter, der Königin Wittwe von Frankreich, in brieflichen Verkehr getreten. Luther's Schriften ließ er durch französische Verbannte übersetzen und schickte sie an Margaretha. 1527 Ende März bat Gerbel Luther in Hohenlohe's Namen, Luther möchte Margaretha selbst zu evangelischer Wirksamkeit ermuntern. Inzwischen regte sich innerhalb des Domcapitels ernstlicher Widerstand gegen den Domdechanten. Schon 1524 hatten zwei Mitglieder erklärt, sie erkennen H. nicht mehr an. Ende desselben Jahres gab das Capitel einen Protest ab. Mühsam gelang es dem vermittelnden Bischof, Wilhelm von Hohenstein, den Domdechanten zu schützen. Allein das Capitel wandte sich nach Rom. Von dort wurde er 1527 seiner Würde entsetzt. H. sah sich genöthigt, sich in der Stadt Straßburg Schirm zu begeben, und ließ sich nun von Franz I. von Frankreich, der die Beziehungen des Grafen zu seiner Schwester wohl zu benützen verstand, gewinnen, um ihm 3000 Kriegsknechte anzuwerben, welche er ihm zuführte. H. wurde von Franz in St. Germain en Laye freundlich aufgenommen, aber nach dem unglücklichen Feldzug vergaß König Franz beim Frieden von Cambrai für H., der vom Reichskammergericht in die Acht erklärt worden war, Amnestie zu erwirken. Erst am 6. Mai 1530 gelang es H. von Karl V. Befreiung aus der Acht zu erwirken. Nach den bitteren Erfahrungen, die er im Domcapitel, wie mit französischer Treue gemacht, zog er sich jetzt in die Stille zurück und lebte in Straßburg, seiner evangelischen Richtung getreu. Beweis dafür ist ein Brief von Butzer an Sturm vom 11. Mai 1532, wornach der evangelisch gesinnte Graf Georg von Württemberg in seinem Hause zu Straßburg krank lag. Er starb am 8. August 1534 und liegt in Straßburg (nach Rathgeber in Augsburg) begraben. Hiob Gast, später Pfarrer in Cadolzburg, den H. gastlich 1526 bei sich aufgenommen hatte, — Gast war von Künzelsau in der Herrschaft Hohenlohe — schildert den Grafen als eine stattliche, imponirende Erscheinung, aber ohne Stolz. Seine geistige Bildung ging tiefer und weiter, als sonst bei den adeligen Mitgliedern der Domcapitel. Sein angenehmes Wesen, seine feinen Umgangsformen, seine Leutseligkeit gewannen ihm die Herzen. Allgemein anerkannt war seine Redlichkeit und Sittenreinheit. Seine theologische Richtung war die mystische, welche ihn zu Luther mehr hinzog als zu den Schweizern.

Wibel, Lebensgeschichte des Grafen Sigismund von Hohenlohe sammt dem Kreuzbüchlein, Frankfurt und Leipzig 1748. Wibel's hohenlohische Kirchen- u. Reform.-Geschichte, 4 Bde., I. 285—295, II. 417, 423, III. 254, 295, IV. 162. Fischer, Geschichte des Hauses Hohenlohe, I. 125. Rathgeber, Straßburg im 16. Jahrh., S. 30, 88 ff. Bossert.

v. Hohenthal, ein in Sachsen reich begütertes und im sächsischen Staatsdienste zu hohen Aemtern gelangtes Geschlecht. Stammvater desselben ist der als Sohn armer Handwerksleute zu Cönnern im Saalkreise am 26. Juli 1663 geborene Peter Hohmann, der sich durch eigene Tüchtigkeit zum reichen Leipziger Kaufherrn und Besitzer von sechs Rittergütern aufschwang und am 2. März 1717 in den Reichsadelsstand erhoben wurde, wovon er jedoch für seine Person nie Gebrauch machte. Er starb am 2. Januar 1732. Unter seinen seit 1733 in den Freiherrn-, seit 1791 in den Grafenstand erhobenen und nach der Zahl seiner Söhne ursprünglich sieben Hauptlinien bildenden Nachkommen sind besonders hervorzuheben:

Peter, Graf v. H.-Königsbrück, geb. am 2. September 1726, durch seine Mutter ein Enkel Joh. Burkh. Menke's, 1764 Vicepräsident des Oberconsistoriums, auch Vicedirector der Landesökonomie-Deputation, als welcher er sich besonders um die Straf- und Versorgungsanstalten Verdienste erwarb, trat 1778 aus dem Staatsdienste und starb am 14. August 1794.

Peter Karl Wilhelm, Graf v. H.-Königsbrück, des vorigen Sohn, geb. am 20. April 1754, trat 1775 in den sächsischen Staatsdienst, wurde 17-- Geh. Kriegs- und Bergrath, im folgenden Jahre Geh. Finanzrath, 1800 Appellationsgerichtspräsident, 1807 Conferenzminister, führte als solcher bis 1815 die Oberleitung der neuerrichteten Landescommission, von 1809—20 die der Oberrechnungsdeputation, nahm 1815 Theil an den zu Preßburg gepflogenen Verhandlungen über die dem verkleinerten Lande zu gebende Organisation, trat 1817 freimüthig, aber ohne Erfolg gegen die Errichtung des Geheimen Raths auf, wurde 1820 Obersteuerdirector und starb am 15. Januar 1825. Ein eifriger Förderer gemeinnütziger Bestrebungen, machte er sich auch als Schriftsteller auf dem juristischen und verschiedenen anderen Gebieten bekannt. In zweiter Ehe war er mit der Wittwe des Oberhofpredigers Reinhard, geb. v. Charpentier, vermählt. (Vgl. über ihn Neuer Nekrolog der Teutschen, 3. Jahrg. 1825.)

Peter Friedrich v. H.-Dölkau, geb. am 26. Aug. 1735, † am 10. Nov. 1819, kurfürstlich sächsischer Conferenzminister und wirklicher Geheimerath, 17-- bis 1799 kursächsischer Comitialgesandter zu Regensburg, vertrat auch Sachsen auf dem Rastatter Congreß und war noch kurz vor seinem Tode Präsident der Nothstandcommission.

Karl Adolf, Graf v. H.-Knauthain, geb. am 28. November 1811, betrat 1835 die diplomatische Laufbahn, wurde 1846 sächsischer Geschäftsträger in München, unterzeichnete als solcher am 27. Februar 1850 mit v. d. Pfordten und v. Degenfeld den sogenannten Münchener Verfassungsvertrag, welcher das föderative Princip für Deutschland erhalten und den Ausschluß Oesterreichs bekämpfen sollte, und bekleidete hierauf den sächsischen Gesandtschaftsposten, erst in Paris, dann bis zum Ausbruch des Krieges von 1866 in Berlin. Nach Abschluß der Nikolsburger Präliminarien zum Friedensunterhändler mit Preußen ausersehen und deshalb von König Johann nach Wien berufen, widerfuhr es ihm, daß er auf der Durchreise durch Baiern für einen preußischen Spion angesehen und angehalten wurde. Zu Berlin unterzeichnete er nebst v. Friesen den Frieden zwischen Preußen und Sachsen, worauf er aus dem Staatsdienste schied. Als Mitglied der ersten Kammer zeigte er bei verschiedenen Fragen freisinnigere Ansichten als die meisten seiner Standesgenossen. Im J. 1851 vermählte er sich mit Gräfin Karoline v. Bergen, geb. v. Berlepsch, Wittwe des Kurfürsten Wilhelms II. von Hessen. Flathe.

Hohenwang: Ludwig H., Ulmischer Buchdrucker zwischen den Jahren 1477—1501. Sowol die Zeit seiner Geburt als seines Todes sind ungewiß. Aus dem Dorfe Elchingen (Thal Elchingen, zwei Stunden von Ulm) gebürtig und wahrscheinlich von adeliger Abkunft, kann er als der erste Buchdrucker der Stadt Ulm betrachtet werden, die sehr bald nach Mainz, Straßburg, Bamberg, Augsburg, Nürnberg und Speyer in Ausübung der neuen Kunst wetteiferte. Er war ein eifriger Freund der humanistischen Geistesrichtung und einer der äußersten und keckten Vorposten im beginnenden Kampfe der Reformation und fast vierzig Jahre lang in seiner Vaterstadt als Formschneider, Künstler, Drucker, Uebersetzer sowie als Maler (Spielkartenmaler) thätig; als letzterer wird er als „Ludwig ze vlm" für die Jahre 1449—1484 nachgewiesen (vgl. auch Serapeum II, Taf. 23). Sein erster Druck war die geistliches und weltliches Recht umfassende Summa hostiensis, seit 1477 in fünf Foliobänden, ihm folgte „Die deütsch guldin Bibel", um 1479, eine Uebersetzung der im J. 1475 zu Ulm bei Joh. Zainer gedruckten Aurea Biblia und eine Art bibl. Collectaneen und religiös-moralischer Materien, von welcher H. wahrscheinlich selbst der Uebersetzer war. Zweifellos ist er dieser von des Vegetius Kriegswesen (um 1472), ein Buch doppelt merkwürdig in sprachlicher und historischer Beziehung, in ersterer, weil er als Uebersetzer sich be-

des schwäbischen Dialektes und zwar mit specifisch ulmischer Färbung bedient, in Letzterer, weil es uns anschaulich zeigt, wie das damalige deutsche Ritterthum das Bedürfniß fühlte, sich nicht mehr blos auf seine gute Klinge zu verlassen, sondern die Kriegskunst systematisch zu erlernen und zu betreiben. Ein weiteres Druckwerk ist der „Vocabularius latino-germanicus“, dessen Druckzeit zwar noch nicht sicher festgestellt, die Autorschaft aber H. wiederum und zwar deshalb nicht abzusprechen ist, weil der Dialect des Buches durchgängig auch hier als der schwäbische und zwar der in Ulm und dem ehemaligen Gebiete der Reichsstadt und ihrer nächsten Umgebung herrschende sich ausweist. Aus seiner Officin gingen ferner u. a. die Werke hervor: „Jac. Monachi Carthusiani Sermones“, die „Ars moriendi“, die „Scripta Alberti Magni“, sowie mehrere lateinische Autoren. Sein letztes und zwar kleinstes Werk, aber dennoch erstes und größtes Verdienst, ja die Krone seines Wirkens ist der Druck der zwei 1501 erschienenen quodlibetarischen Scherzschriften des Jakob Hartliep und des Paul Olearius (vgl. beide Art.); „De fide meretricum in suos amatores“ und „De fide concubinarum in sacerdotes“. Außerdem, daß er den Druck dieser beiden Schriften übernahm, was an sich schon bei Werken solchen Inhalts in jener Zeit viel wagen hieß, ist auch sein geistiger Antheil daran ein doppelter, weil er die Originalhandschriften bald durch Ueberschriften und Motto's, die zwar den unmittelbaren Zusammenhang der einzelnen Abschnitte unterbrechen aber doch immer in Beziehung und oft in recht sinnreicher zu denselben stehen, bald durch sehr anzügliche Verse gegen die Clerisei, die den Endschriften angehängt sind, ausgestattet und vermehrt hat. Diese sind theils aus den Classikern genommen, theils sind es Verse und mitunter längere Stellen aus Gedichten von Zeitgenossen, z. B. des Joh. Gallinarius, Hermann Busch u. a., theils sind es eingeschobene oder angehängte, oft in sehr ungenirtem Tone gehaltene deutsche Witz- und Scherzgedichte sowie naturwüchsige Sprüchwörter, und es ist offenbar, daß ihm für den Druck und die Bearbeitung des Buches ein ziemlicher Spielraum gelassen war oder daß er sich ihn selbst gewählt hat. Zu demjenigen, was H. ferner sich erlaubte, gehört ohne Zweifel auch die Schreibung der vorkommenden, später in die Manier der Epistolae obsc. vir. nicht selten verflochtenen deutschen Stellen nach der schwäbischen und zwar speciell ulmischen Aussprache, eine Schreibung, welche wir in den späteren nicht ulmischen Ausgaben dieser Scherzreden durchaus verlassen finden. Das meiste aber wagte offenbar H. nicht sowohl durch den Druck und die eigenen litterarischen Zuthaten, sondern vielmehr durch die künstlerische Ausstattung und Illustrirung des Buches. Diese Holzschnitte sind von wahrhaft Hogarth'scher Erfindung und für jene Zeit trefflicher Ausführung und lassen, obgleich sie meist in unmittelbarer Beziehung zum Texte stehen, doch öfters noch gar vieles sehen, was man aus irgend einem Grunde nicht aussprechen wollte.

Haßler, Buchdruckergesch. Ulms, S. 9 ff. Haller, Gesch. d. Holzschneidekunst, S. 374. Weyermann, Nachrichten von Ulm. Gelehrten II, 184—85. Heinecken, Neue Nachrichten I, 248. II, 216. Braun, Notitia hist. liber. I, 36. Panzer, Ann. III, 533. IV, 210. Ebert, Bibliogr. Lexikon (Vegetius). Weller, Repertor. S. 449—51. J. Franck.

Hohenwart: Franz Josef Hannibal Graf v. H., geb. zu Laibach am 24. Mai 1771, gest. daselbst am 2. August 1844. Dem uralten baierischen Geschlechte der Herrn von Hohenwart, das bereits um 994 in einem Zweige nach Krain verpflanzt ward, und von hier zu immer größerem Ruhme, zu immer höherer Bedeutung im Staatsleben Oesterreichs, beziehungsweise Deutschlands gedieh entstammend erblickte Franz Josef Hannibal als zweitgeborner Sohn des Grafen Georg Jacob H., Landrechtspräsidenten in Krain zu Laibach das Licht der

Welt. Schon als Knabe im Hause seiner Eltern erhielt H., der Neigung seines Vaters entsprechend, die auch er sofort theilte, einen gediegenen Unterricht in der Geschichte und in den Naturwissenschaften sowie in der namentlich für das Land Krain so wichtigen Disciplin der Landwirthschaft. Die Kaiserin Maria Theresia hatte auch in Krain eine Gesellschaft des Ackerbaus und der nützlichen Künste ins Leben gerufen (1767) und als deren Director fungirte Hohenwart's Vater, der sich auch auf das lebhafteste für die Erforschung der Landesgeschichte Krains interessirte, wie aus der kräftigen Unterstützung hervorgeht, die er dem Verfasser der noch heute unübertroffenen „Geschichte Krains“ Anton Linhart angedeihen ließ. Mit Beginn des J. 1782 kam H. zur Erziehung nach Florenz und zwar zu seinem Oheim, dem nachherigen Fürsterzbischof von Wien Sigismund Anton Grafen H. und ward so der „Mitschüler“ des damaligen Erzherzogs und späteren Kaisers Franz, denn Sigismund Anton Graf H. leitete bekanntlich die Erziehung der Prinzen am Hofe von Toskana. Aus den Tagen dieses gemeinsam mit seinem späteren Monarchen genossenen Unterrichtes bewahrte Graf H. noch im Greisenalter eine von seinem Oheim herrührende Handschrift „über die Methode des Geschichtsunterrichtes“, die eben den Vorträgen desselben bei dem Prinzen zu Grunde lag und die der Neffe bei der in den 40er Jahren erfolgten Gründung des Laibacher historischen Vereins für Krain (seit 18.. sistirt) dem Archive dieses schön begonnenen wissenschaftlichen Instituts widmete. Aus Florenz kam H. zur schließlichen Ausbildung nach Wien, wo zwischen ihm und seinem Collegen Karl von Schreibers, dem nachmaligen Director des kaiserl. königl. Naturaliencabinetes bald der innigste Freundschaftsbund entstand. Vereint mit diesem jungen Manne zu gemeinschaftlichem Streben auf den verschiedenen Gebieten des Naturstudiums trieb H. Naturgeschichte, Anatomie, Medicin und Montanistik mit gleich regem Eifer. Nach Vollendung der theoretischen Studien in der Residenz unternahm H. zu praktischer Belehrung — und insbesondere angeregt durch die Wanderungen des in der Heimath Krain damals thätigen Ethnographen und Culturhistorikers Balth. Hacquet — (s. Bd. X, S. 30.) eine Reise nach Dalmatien, die ihm eine Fülle des Neuen in ethnographischer und naturgeschichtlicher Beziehung bot und seinen Blick auf die südslavischen Verhältnisse lenkte. Von diesem Exkurse in Laibach wieder angelangt, widmete sich H. den Traditionen der Familie entsprechend dem Staatsdienste und trat in die politische Laufbahn, da er ja als eigentliches Fachstudium in Wien die juridisch-politischen Curse durchgemacht hatte.

Neben dem öffentlichen Dienste bei der krainischen Landesstelle trieb aber H. seine Lieblingsstudien, die Naturwissenschaften, Montanistik fort, und Geschichte und zählte mit zu den täglichen Besuchern jenes anregenden geistigen Kreises, den der ausgezeichnete Mäcen, der gelehrte Freiherr Sigmund Zois in seinem „Musehofe“ auf dem Rann (in Laibach) versammelt sah, aus welchem Kreise u. a. der berühmte Slavist Kopitar hervorging und wo jeder Fremde von Namen und Rang, der Krains Hauptstadt berührte, Einkehr hielt. Hier traf H. auch den vielgereisten Kunstfreund Freiherrn von Erberg, den nachherigen Erzieher des Kronprinzen Ferdinand von Oesterreich, den Schöpfer eines eigenen sehr reichhaltigen und ausgewählten Kunst- und Kunstindustrie-Museums auf Schloß Lusthal bei Laibach, das jedoch heute — nach dem Tode der letzten Frau von Erberg, vermählte Gräfin Attems — in alle Winde zerstreut erscheint. Freiherr von Erberg ward nachher auch des Grafen H. Schwager, indem er dieser 1797 mit dessen Schwester Margaretha Freiin von Erberg vermählte. Zwei Jahre vor seiner Vermählung 1795 bei Beginn der Feindseligkeiten Oesterreichs mit Frankreich war H. zum Kreiscommissär beim Laibacher Gubernium ernannt worden, in welcher Stellung er seinem Monarchen mit aller Hingebung

diente und in mancherlei schwierigen Verhältnissen verwendet wurde. Das Jahr 1803 fand ihn als Vice-Capitän in Capo d'Istria bei Triest; seine Mußestunden und kleineren Urlaube benutzte er zu Seefahrten um sich in seinen Lieblingsfächern, den Naturwissenschaften noch weiter praktisch auszubilden. Doch alsbald kamen wieder die kriegerischen Ereignisse und im December 1804 wurde H. wegen seiner Anhänglichkeit und Treue gegen Kaiser Franz vom französischen General Seres, dem Commandanten von Triest festgenommen und unter Eskorte zum General Massena nach Görz abgeführt; nur die Bemühung seines „Freundes“, des Generals Charpentier rettete ihn und er ward nach 14tägiger Haft auf freien Fuß gestellt. 1809 ward H. Kreishauptmann in Rudolfswert (Neustadtl) und organisirte als solcher mit allem Feuereifer des Patrioten den Landsturm „gegen den Franzmann“. „Da er — schreibt seine Gattin, die ihm bei seinem 1844 erfolgten Tode den Nekrolog verfaßt hat, damals über 250 Menschen theils Gotschauern, theils Reifnitzern, sowie mehreren Bürgern des Neustädter Kreises das Leben rettete, sollte er in Folge eines Befehles des (Generalgouverneurs von Illyrien) Marschall Marmont zum Tode durch Erschießen verurtheilt werden; nur die Dazwischenkunft des Friedens (1813) rettete ihn.“ Als nach dem Abzuge der Franzosen aus Krain und der Rückkehr der Oesterreicher die Stände des Herzogthums Krain die unter der Franzosenherrschaft abolirte Verfassung des Landes wieder herzustellen bemüht waren und die Restitution derselben von Kaiser Franz erbaten, da wurden durch Jahre Promemorias und Petitionen an den Allerh. Hof nach Wien abgefaßt und wie aus den in den Archiven vorliegenden Handschriften hervorleuchtet, war es in erster Linie H., der für die herkömmlichen Rechte und Freiheiten der Heimath wacker eintrat. Im J. 1818 erschien die neue Verfassung für das Herzogthum Krain; zwei Jahre vorher (1816) war Graf H. als Gubernialrath nach Venedig versetzt worden, doch blieb er nicht lange auf diesem Posten, schon 1820 nahm er — da er zu kränkeln begann — seine Pension und kehrte für den Ruhestand nach Krain zurück.

Jetzt konnte sich H. ganz seinen Lieblingsneigungen, den Studien der Natur und den Plänen für die Förderung von Kunst und Wissen im Lande mit aller Muße hingeben. Den Sommer auf seinem lieblichen Schlosse Raunach bei St. Peter (Eisenbahnstation der Südbahn via Laibach-Triest), den Winter in der Hauptstadt zubringend widmete H. seine Zeit ausschließlich dem Dienste der engeren Heimath Krain. Die Landwirthschaftsgesellschaft wählte ihn zu ihrem Präsidenten und hatte ihren sofortigen Aufschwung vorzüglich ihm zu danken. — Die „Adelsberger Grotten“ — die bekanntlich ausgedehntesten Tropfsteinhöhlen des Karstgebietes — wenngleich bereits im Mittelalter gekannt und besucht, wie dies in der Grotte selbst erhaltene alte Inschriften von 1213, 1323, 1343 ꝛc. bezeugen, wurden doch eigentlich erst um 1816 wieder entdeckt und zu weiterem Vordringen praktikabel gemacht. Ein Hauptverdienst hiezu anregend und ermuthigend gewirkt zu haben, fällt dem benachbarten Gutsherrn von Raunach zu, dem Grafen H., der denn auch die seither ziemlich reichhaltige Litteratur der Adelsberger Grotten mit einem 1830 bei Sollinger in Wien erschienenen mit 19 Kupfern (Ansichten aus der Grotte) versehenen „Wegweiser“ eröffnete. Ein Jahr später 1831 feierte der um das Wol Krains unermüdlich besorgte Graf den Triumph, daß seine vorzüglichste Lieblingsidee, die Einrichtung eines Landesmuseums für Krain, mit naturhistorischen, historischen, ethnographischen und kunstindustriellen wie gewerbtechnischen Abtheilungen realisirt war und die schon gleich bei ihrem Inslebentreten reichen Sammlungen am 4. October als dem Namensfeste des Kaisers eröffnet werden konnten. Kaiser Franz hatte auf die Anregung Metternich's, der zur Zeit des Laibacher Con-

gresses die Sammlungen des Baron Zois kennen gelernt hatte, und auf die Bitte seines einstigen „Mitschülers H." dem neuen Museum die Mineraliensammlung aus dem Nachlasse des Baron Zois für 6000 fl. erkauft; die Stände Krains, deren „Mitlandmann" H. war, widmeten die Localiäten und einen Fond die Privaten wetteiferten in Gaben an Geld und Musealstücken, die vielen gelehrten Freunde des Grafen im In- und Auslande, mit denen H. in regem Briefwechsel stand, trugen das Ihrige zur glänzenden Ausstattung bei. — Der 1836 erschienene von Graf H. selbst verfaßte „Leitfaden für die das Landesmuseum in Laibach Besuchenden" weist bereits in die Hunderte von Nummern jeder Abtheilung dieses in seiner ursprünglichen Organisation wohlgegliederten, in wahrem Sinne des Wortes den Namen Landes- oder Nationalmuseum verdienenden herrlichen Institutes. Es ist bedauerlich, daß diese Anstalt, die heute durch die in ihr zur Verwahrung gelangten colossalen Pfahlbauten, überhaupt prähistorischen Funde wieder in den Vordergrund der allgemeinen Beachtung gerückt erscheint, nicht die Zeiten her im Sinne der ursprünglichen Gründung in allen ihren Theilen gleichmäßig fortentwickelt wurde; wäre dies geschehen, so besäße entsprechend dem weitaussehenden Blicke ihres Gründers des Grafen H. das Laibacher Landesmuseum heute eine ebenso reichhaltige Sammlung kunstindustrieller, gewerbtechnischer, ethnographischer, lokalhistorischer Gegenstände, wie es in Betreff der naturgeschichtlichen Sammlungen, insbesondere im Hinblick auf die Fauna wohl versehen erscheint. Dem Custos Karl Deschmann ist die systematische Ordnung der jüngsten prähistorischen Funde Krains in den Räumen des Museums zu danken.

Graf H., der mit allen Fasern seines starken Geistes an dem Museum hing, entschloß sich, obschon in Folge einer schweren Fußwunde immer hinfälliger, erst 1843, ein Jahr vor seinem Tode allen Geschäften zu entsagen, beim Museum, dessen Präsident er war, wie bei der Landwirthschaftsgesellschaft. Ein Jahr später ward der Graf von seinem bösartigen unheilbaren Leiden durch den Tod befreit. Er starb den 2. August 1844 im 72. Lebensjahre, „ein mildthätiger Freund der Armen, von allen seinen Freunden und Angehörigen, von allen, die seine Eigenschaften kannten, besonders aber von seiner Gattin, mit der er durch 47 Jahre in einer glücklichen Ehe lebte, tief betrauert und beweint". Sein Erbe trat der Neffe, der Sohn seines Bruders Andreas Grafen H. (geh. Rathes, Hofrathes &c. &c.) an, Karl Graf H., der gewesene Ministerpräsident und Führer der conservativen Partei im österreichischen Abgeordnetenhause, dem auch Schloß Raunach mit dem interessanten Familienarchive der Grafen zufiel.

Handschr. von Baron Erberg in der kais. Familienbibliothek in Wien. — Handschr. der fürstlich Auersperg'schen Bibliothek in Laibach. — Biogr. Skizze Graf Franz Josef Hannibal Hohenwart von Margaretha Gräfin Hohenwart geb. Baronin Erberg (Mittheilungen des hist. Vereins f. Krain, 1851. S. 3 ff.). — Geschichte der Landwirthschaftsgesellschaft f. Krain, von D. J. Bleiweis, Laibach 1868, S. 4 ff. — Adelsberg und seine Grotten von P. v. Radics, Triest 1861. — Musealschriften. v. Radics.

Hohenwart: Sigismund v. H., Bischof von Linz, Naturforscher, geb. den 7. Juli 1745 zu Cilli, gest. den 22. April 1825 zu Linz. H. absolvirte das Gymnasium in Laibach, studirte Theologie in Graz, trat in das Augustinerstift zu Gurk, wurde 1784 Consistorialrath dieses Bisthums und 1809 Bischof von Linz. Während seines Aufenthaltes in Gurk beschäftigte sich H. eifrig mit naturwissenschaftlichen Studien, verkehrte mit zahlreichen Botanikern, durchforschte Kärnthen und Krain genau, bestieg 5 Mal den Großglockner (zuerst 1799) und legte reiche Sammlungen von Naturalien an. Auch schriftstellerisch war H. thätig; seine wichtigste Publication ist das von ihm und Joseph Rainer

herausgegebene Werk: „Botanische Reisen nach einigen oberkärnthnerischen und benachbarten Alpen" (1792). Dieses Buch enthält eine Alpenflora Kärnthens und lenkte die Aufmerksamkeit der Botaniker auf das so reiche Glocknergebiet. Nach Hohenwart's Tode wurden seine reichen naturhistorischen Sammlungen dem Johanneum in Graz einverleibt.

Regensburger botan. Zeitschrift Flora, VIII (1825). I, S. 367. — Ersch und Gruber, Encyklopädie, 2. Sect. XI. S. 412. — Storch, Skizzen einer naturhist. Topographie Salzburgs S. 28. — Wurzbach, Biogr. Lexikon des österr. Kaiserstaates IX. S. 206. Reichardt.

Hohenzollern: Friedrich Franz Xaver Fürst v. H.-Hechingen, österr. Feldmarschall. Geboren im J. 1757 auf dem Schlosse Gheule bei Mastricht, trat H. 18 Jahre alt in ein holländisches Reiterregiment ein, vertauschte aber schon 1776 dieses mit einem österreichischen und wohnte den Feldzügen von 1778 gegen Preußen und dem Türkenkriege bei. Von 1793—1795 befehligte er fast ununterbrochen die Vorhut und focht mit Auszeichnung in den Schlachten von Neerwinden (18. Juni), Berlaimont und Wattignies (15. und 16. October 1793) und Charleroi (30. Mai 1794). 1797 kam H., mittlerweile zum Generalmajor vorgerückt, nach Italien und zeichnete sich besonders bei Mantua und Caldiero aus. Sein während der unglücklichen Ersatzkämpfe um ersterwähnte Festung bewiesener Heldenmuth erwarb ihm das Theresienkreuz. 1799 befehligte der Prinz eine Armeedivision, er verhütete den Verlust Verona's nahm Pizzighetone und Mailand. Hierauf ward er gegen Modena entsendet um Macdonald aufzuhalten, was ihm auch trotz dessen zehnfacher Uebermacht und nach mit außerordentlicher Bravour geführten Kämpfen gelang. Die Folge hievon war die Vereinigung der Verbündeten und Niederlagen der getrennten Armeen Macdonald's und Moreau's. Zum Feldmarschalllieutenant ernannt, wurde H. nun nach der Bochetta gegen Soult beordert, erstürmte hier die Gebirgspässe und deckte die Belagerung Genua's, später siegte er im Gefechte von Pozzolo. Von 1800 bis 1805 war H. Cavalleriedivisionär, später Militärcommandant von Westgalizien. Im Feldzuge des letzterwähnten Jahres gelang es ihm, trotzdem er bei Ulm gänzlich umringt war, sich durch das französische Lager zum Feldmarschalllieutenant Fürst Schwarzenberg durchzuschlagen, welcher bekanntlich unter fortwährenden Kämpfen nach Böhmen entkam. 1809 focht der Prinz als Commandant des II. Armeecorps; er hielt bei Aspern mit unerschütterlichem Muthe die ganze Wucht des feindlichen Hauptangriffs aus und ihm wurde bei Wagram aus besonderem Vertrauen des Erzherzogs Karl der gefährlichste Punkt, das Centrum angewiesen. H. rechtfertigte dieses Vertrauen in glänzendster Weise durch die tapfere Vertheidigung seiner Stellung, namentlich des Ortes Baumersdorf. Der Prinz, welcher schon beim Beginne des Feldzuges das Commandeurkreuz des Theresienordens erhalten hatte, ward nun General der Cavallerie und Commandirender von Innerösterreich. 1812 befehligte er das Reservecorps in Galizien, 1813 und 1814 kam er im Felde nicht zur Verwendung; 1815 deckte er mit dem II. deutschen Armeecorps Baden, Württemberg und die Schweiz. später commandirte er die Cernirungstruppen von Straßburg, wo er einen Ausfall Rapp's abwies. Bis 1825 war H. wieder auf seinem Posten in Wien, und übernahm im selben Jahre das Präsidium des Hofkriegsrathes, fünf Jahre später wurde der Prinz zum Feldmarschall erhoben; er beschloß sein thatenreiches Leben am 6. April 1844 zu Wien.

Smola, Leben des FM. Prinz z. Hohenzollern-Hechingen, Wien 1845.

von Janko.

Hohenzollern: Johann Karl, Reichsgraf von H.-Hechingen, Fürst-bischof von Ermland, geboren am 25. Juli 1732 zu Freiburg im Breisgau, gest. am 11. August 1803 zu Oliva. Seine Eltern waren der österreichische General Hermann Friedrich von H. und die Gräfin Maria von Oettingen-Wallerstein-Spielberg. Er widmete sich dem Militärdienste, zuerst im französischen Heere, wo er bis zum Oberst avancirte, dann im preußischen. Als er sich zum Eintritt in das preußische Heer meldete, soll Friedrich der Große ihm gesagt haben „Vetter, Ihr taugt nicht zum Soldaten, Ihr müßt Pfaff werden." H. begann in der That, über 40 Jahre alt, Theologie zu studiren, wurde 1776 oder 1777 zum Priester geweiht und zum Domherrn von Breslau ernannt. Bald darauf nahm ihn auf Friedrichs II. Vorschlag der Bischof Baier von Culm als Coadjutor mit dem Rechte der Nachfolge an. Am 20. Juli 1778 wurde er von Pius VI. bestätigt und als Bischof von Dibon in partibus präconisirt, am 27. Septbr. 1778 von dem Fürstbischof Krasicki von Ermland in der Klosterkirche zu Oliva consecrirt. Bald darauf ernannte ihn Friedrich II., um ihm ein ausreichendes Einkommen zu sichern, zum Commendatar-Abt von Pelplin uud von Oliva. Seit 1781 wohnte er zu Oliva und blieb dort auch wohnen, nachdem er nach dem Tode Baier's (31. Januar 1785) Bischof von Culm geworden. Die im J. 1791 eingeleiteten Unterhandlungen, ihn zum Coadjutor des Fürstbischofs Krasicki von Ermland zu machen führten nicht zum Ziele. 1793 wurde ihm aber, um ihm die Erlangung des reicher dotirten Bisthums Ermland zu erleichtern, ein Canonicat zu Frauenburg verliehen. Im J. 1795 wurde er, noch ehe die Beförderung Krasicki's zum Erzbischof von Gnesen vom Papste genehmigt war, von Friedrich Wilhelm II. zum Fürstbischof von Ermland „nominirt und präsentirt", am 16. Juli von dem Capitel gewählt, am 18. December präconisirt und am 10. April 17.. inthronisirt. Er war der erste seit der Einverleibung Ermlands in Preußen ernannte Fürstbischof, der erste Fürstbischof deutscher Herkunft seit dem 16. Jahrhundert. Nach seiner Inthronisation blieb H. nur zwei Monate in seiner Diöcese, besuchte dieselbe auch später nur dann und wann für einige Tage. Seinen Wohnsitz behielt er in Oliva (der dortige „Karlsberg", auf dem er einen Park anlegte, hat von ihm den Namen), hielt sich aber mitunter auch längere Zeit am königlichen Hofe in Berlin auf. Er blieb seiner inneren Neigung nach Soldat und verkehrte lieber mit den Officieren und dem Adel der Provinz als mit seinem Klerus. Trotz der bedeutenden Einkünfte seiner Pfründen — von dem Bisthum Ermland allein bezog er 24 000 Thaler — hinterließ er 42 000 Thaler Schulden. Friedrich Wilhelm III. bestimmte darum, das Bisthum sollte vorläufig administrirt und das Einkommen desselben nach Abzug der Administrationskosten zur Deckung jener Schulden verwendet werden. So erhielt H. erst im J. 1808 seinen Brudersohn Joseph (s. u.) zum Nachfolger.

Zeitschr. für Gesch. u. Alterthumsk. Ermlands IV, 567. VI, 349. 4..

Reusch.

Hohenzollern: Joseph Wilhelm, Prinz von H.-Hechingen, Fürstbischof von Ermland, geboren am 20. Mai 1776 zu Troppau in Oesterreichisch-Schlesien, wo sein Vater, Fürst Friedrich Anton, damals als österreichischer Oberst stand, gest. am 26. Septbr. 1836 zu Oliva bei Danzig. Er erhielt seine erste Erziehung in Wien und auf der Karlsschule in Stuttgart. 1790 nahm ihn sein Oheim, Karl, Reichsgraf von Hohenzollern (s. o.), damals Bischof von Culm und Commendatar-Abt von Oliva, zu sich und er besuchte nun das theologische Gymnasium und die theologische Lehranstalt zu Altschottland bei Danzig. 1800 wurde er von seinem Oheim, der 1795 Fürstbischof

von Ermland geworden, zum Priester geweiht und erhielt nun eine Präbende in Frauenburg, nach dem Tode des Oheims im J. 1803 auch die Abtei Oliva und eine Dompräbende in Breslau. Am 6. Juli 1808 wurde er, von dem Könige „nominirt und präsentirt“, von dem Domcapitel zu Frauenburg zum Fürstbischof von Ermland gewählt. In Folge der politischen Wirren wurde er erst am 14. April 1817 vom Papste präconisirt und am 12. Juli 1818 von dem Weihbischof von Hatten (s. Biogr. XI, 25) zu Frauenburg consecrirt. Als die katholisch-kirchlichen Verhältnisse in Preußen durch die Bulle De salute vom 16. Juli 1821 neu geregelt wurden, wurde H. zum Executor der Bulle ernannt. Mit der Diöcese Ermland wurden damals das frühere Bisthum Samland und ein Theil des früheren Bisthums Pomesanien vereinigt. — H. war ein fein gebildeter Mann, fromm und wohlthätig und ein gewissenhafter und eifriger Bischof. Namentlich machte er sich in seiner Diöcese um das Schulwesen verdient: 1811 wurde das Gymnasium, 1817 die theologische Lehranstalt zu Braunsberg errichtet, letztere 1821 als Lyceum Hosianum organisirt. Am 12. Februar 1835 wurde H. von der Bonner theologischen Facultät als „bonarum literarum et religionis stator“ honoris causa zum Doctor der Theologie ernannt. — Er starb zu Oliva, wo er den größten Theil seines Lebens zugebracht hatte und wurde in der Gruft der dortigen Aebte, deren Reihe er schloß, beigesetzt. Einige Briefe von H. stehen in den „Actenstücken das in Rom verbotene Lehrbuch der christlichen Glaubens- und Sittenlehre von J. H. Achterfeldt betreffend“, 1839, eine Erklärung von seinem Nachfolger v. Hatten und dem Domcapitel gegen Angriffe der „historisch-politischen Blätter“ (3. Bd. S. 776; vgl. 5. Bd. S. 60) ebend. 4. Bd. S. 447.

Bonner Zeitschrift für Philos. und kath. Theol. 20. H. S. 213. Hipler, Bibliotheca Warmiensis, 1872, 1. Bd. S. 243 ff. 300. Zeitschr. für die Gesch. Ermlands (IV, 595. V, 1. VI, 350. Hipler, Joseph von Hohenzollern, Fürstbischof von Ermland. Ein Gedenkblatt, 1876.

Reusch.

Hohermuth: Georg H. (von seinem Gefährten Philipp von Hutten auch Hochermuth, von den Spaniern gewöhnlich einfach Jorge de Espira oder Spira genannt), von Speier, Welser'scher Statthalter und Conquistador in Venezuela, wurde nach dem Tode Johann des Deutschen (Juan Aleman) von den Welsern mit der Würde eines Statthalters von Venezuela betraut, schiffte sich zusammen mit Philipp von Hutten und Nikolaus Federmann am 18. Octbr. 1534 in San Lucar ein und kam nach stürmischer Fahrt am 5. Febr. 1535 in Coro an. Schon am 13. Mai desselben Jahres brach der Statthalter zu einem Zug ins Innere auf, um die Schätze zu suchen, welche gerade in dieser Zeit mehr als je das Ziel der Erforschungen und Eroberungen in der Neuen Welt waren. Er ernannte Nikolaus Federmann zu seinem Stellvertreter und zog mit 300 Fußgängern und 100 Reitern über das Küstengebirge und in bald östlicher, bald südlicher Richtung, vielleicht bis in das Flußgebiet des Amazonenstromes. Am mächtigen Fluß Bermejo, den er nicht zu überschreiten vermochte und in dessen Umgebungen die Pferde vor Wasser und die Leute vor dichtem Wald nicht vorwärts kommen konnten, verlor er seinen besten Gehülfen Stephan Martin und beschloß hier umzukehren, da sich die Pässe über das Gebirge nach dem jenseits liegenden Dorado überall als ungangbar erwiesen. Am 13. August 1537 trat er den Rückzug an und mit nur noch 100 Fußgängern und 40 Reitern erreichte er Ende des Jahres den Apure, wo er Nachricht erhielt, daß Nikolaus Federmann dieselbe Gegend passirt habe, denselben jedoch nicht mehr zu erreichen vermochte.

Endlich am 27. Mai 1538 kehrte er wieder nach Coro zurück. Von seinen 400 Leuten hatte er über die Hälfte eingebüßt. Unterdessen war ihm seine lange Abwesenheit als Nachlässigkeit ausgelegt und seine Stelle an Nikolaus Federmann übertragen worden. Gegen diesen aber verwahrten sich die Einwohner Coro's. Ein Untersuchungsrichter, den die Audiencia von St. Domingo sandte, konnte in Hohermuth's Verhalten kein Unrecht finden und dieser blieb nun Statthalter. Im Begriff einen neuen Zug zur Suche des Goldlandes zu unternehmen, starb er am 12. Decbr. 1540. Seine Ermordung durch Spanier, von der Benzoni spricht, ist unwahrscheinlich. — H. ist nicht im Stande gewesen, durch große Thaten sich auszuzeichnen wie andere Conquistadoren, aber fast einstimmig wird ihm von Zeitgenossen, welche ihn kannten oder ihm nahe standen, das Zeugniß der Tapferkeit und Ausdauer, der Milde und Gerechtigkeit ausgestellt, welches bei einem Conquistador in jener Zeit und unter jenen Umständen ein schwerwiegendes ist, und das vor allem im Munde der Spanier Oviedo und Herrera. Würde er selber einen Bericht von seiner Expedition verfaßt haben, so würde ihm als Entdecker der Westzuflüsse des Orinoko, der Nordwestarme des Amazonenstromes und der Sierra von Pasto eine hervorragende Stelle unter den Helden des Zeitalters der Entdeckungen schon früher haben zuerkannt werden müssen.

G. H. de Oviedo, La Historia General de las Indias, Sevilla 1835. Karl Klunzinger, Antheil der Deutschen an der Entdeckung von Südamerika, Stuttgart 1857. K. v. Klöden in Zeitschr. f. Allg. Erdkunde, 1855. Ph. von Hutten's Briefe in Meusel's Hist.-Litt. Magazin I. (Vgl. u. die Biographie des Ph. von Hutten). Ratzel.

Hohl: Anton Friedrich H., ordentlicher Professor der Geburtshülfe an der Universität Halle a. d. S., wurde am 17. November 1789 zu Lobenstein geboren, und von den Eltern besonders freundlich begrüßt, da von 9 Kindern in regelmäßigem Wechsel immer eines lebend und das folgende todtgeboren, und deshalb diesmal wieder auf ein todtes gerechnet worden war. Schwächlich und gebrechlich bedurfte das Kind besonderer Fürsorge, zeigte dabei schon frühe große Neigung zur Medicin, indem es mit Kreide, Tinte und Farben menschliche Figuren zeichnete, die ihm Kranke vorstellten, und die es regelrecht behandelte. Nach sechsjährigem Aufenthalte auf der Fürstenschule Pforta ging er nach Leipzig, um auf den Wunsch seiner Eltern und gegen seine Neigung, die ihn zur Medicin trieb, Jurisprudenz zu studiren, wobei er ein ziemlich flottes Studentenleben führte. 1813 ließ er sich als Advocat in Lobenstein nieder, wurde aber bald in einen ganz anderen Beruf hineingezogen; dadurch nämlich, daß ihn das Bürgerschützenbataillon in Lobenstein zum Officier erwählte, gewann er Zutritt zu dem kleinen Hofe des reußischen Fürsten, und wußte sich bei diesem durch seine gewandten äußeren Formen, durch seine Bildung und Geschicklichkeit in allen ritterlichen Künsten so unentbehrlich zu machen, daß er im J. 1818 als Stallmeister und Lieutenant in seine Dienste trat, nachdem er sich vorher noch tiefere Kenntniß in der Reit- und Thierarzneikunde erworben hatte. Von nun an war H. das Factotum des kleinen Hofes, er durfte bei der Tafel nicht fehlen, arrangirte Bälle und Festlichkeiten, beschäftigte sich aber daneben vielfach mit Naturwissenschaften, namentlich mit Botanik und Geologie. Nach dem Tode des Fürsten 1824 führte die Wittwe einen von diesem gehegten Wunsch aus, und bewilligte H. die Mittel, sich noch jetzt dem medicinischen Studium zuzuwenden. So fand der 35jährige Mann bei dem Professor der Geburtshülfe Dr. W. Niemeyer in Halle freundliche Aufnahme, und widmete sich mit dem [illegible] Eifer der Heilkunde. In Folge dessen wurde er am 8. April 1827

auf Grund einer Dissertation „De Microcephalia“ zum Doctor promovirt, 1829 absolvirte er das Staatsexamen, ein Jahr später habilitirte er sich als Privatdocent mit der Abhandlung pro venia legendi: „de aneurysmatis eorum medendi manuumque opera sanandi ratione“. Nachdem er sich entschiedener der Geburtshülfe zugewandt hatte, wurde er 1832 außerordentlicher, 1834 ordentlicher Professor, und übernahm 1840 an Stelle Niemeyers die Leitung des geburtshülflich-klinischen Institutes. In dieser Zeit war H. praktisch enorm thätig gewesen, er hatte sich namentlich zur Zeit der Choleraepidemie, welche Halle 1831 sehr stark heimsuchte, von ungewöhnlicher Opferwilligkeit und Berufstreue erwiesen, und nur langsam konnte er seine Thätigkeit einschränken, um sich seiner Lieblingsbeschäftigung, der litterarischen Production zuzuwenden. Auf diesem Gebiete hat er Ausgezeichnetes geleistet, und war es namentlich sein Talent für Kritik, dem wir manche vortreffliche, Extravaganzen und Auswüchse der Litteratur scharf geißelnde Arbeit verdanken, wobei er sich immer von persönlicher Gereiztheit fern hielt; Beweis dieser Richtung seiner Bestrebungen lieferte die Zeitschrift „Medicinischer Argos“, die er mit Dr. Hacker in Leipzig herausgab. Von seinen größeren Arbeiten müssen hervorgehoben werden: „Die geburtshülfliche Exploration“, 2 Theile. 1833 u. 1834. Dieses Werk, das von tiefem Studium und reichem Nachdenken Zeugniß ablegte, fand allgemeine Anerkennung und verdient noch jetzt volle Beachtung. „Vorträge über die Geburt des Menschen“, 1845. In diesem hat der Verfasser gewissermaßen sein geburtshülfliches Glaubensbekenntniß niedergelegt, indem er in 13 Vorträgen die wichtigsten Kapitel der Doctrin erörtert und mit prägnanten der Erfahrung entnommenen Fällen ausstattet. „Die Geburten mißgestalteter, kranker und todter Kinder“, 1850. „Zur Pathologie des Beckens, mit 13 lithographirten Tafeln. 1) Das schräg ovale Becken, seine Entstehung, Erkennung und Einwirkung auf die Geburt. 2) Rhachitis und Osteomalacie, ihre Identität und Einwirkung auf das Becken und die Geburt“, 1852. „Lehrbuch der Geburtshülfe mit Einschluß der geburtshülflichen Operationen und der gerichtlichen Geburtshülfe“, 1855. 2. Auflage 1862. Im Begriff diesem Werke eine Pathologie des Wochenbettes hinzuzufügen, wurde er am 17. Januar 1862 von einer Lungenentzündung befallen, die am 23. desselben Monats seinem Leben ein Ende machte.

Anton Friedrich Hohl von Dr. Göschen. Deutsche Klinik, 1862. Nr. 26.

v. Hecker.

Hohnstein: Elger, geb. Graf zu H., Dominikanerprior zu Erfurt und Eisenach, gest. am 14. October 1242. Seinem gleichnamigen in der Gegend von Nordhausen angesessenen Vater wurde Elger oder Edelger in den letzten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts von Oda — nach den Chronisten des 16. Jahrhunderts einer Edeln von Querfurt — als vierter und jüngster Sohn geboren. Das väterliche Geschlecht bethätigte seinen frommen Sinn durch kirchliche Stiftungen schon im 12. Jahrhundert, und dem jungen E. wird ein ernstes eifriges Streben von früher Jugend an nachgerühmt; daß er aber als Spätgeborener eines edeln Hauses für den geistlichen Stand bestimmt wurde, entsprach ganz dem Brauch der Zeit. Im J. 1217 begegnet er uns zuerst als Kleriker, drei Jahre später als Propst des königlichen Stiftes der Heiligen Simon und Judas zu Goslar. Wahrscheinlich war ihm diese Würde, zu der nur besonders tüchtige Männer befördert zu werden pflegten, im Jahre zuvor von Kaiser Friedrich II., als dieser dem Vater Elger's in Goslar einen Tausch mit dem Kloster Walkenried bestätigte, verliehen worden. Neben dieser Prälatur versah E. auch die eines Domherrn im Hochstift Halberstadt. Die Jahre während welcher E. diese beiden weltgeistlichen Würden verwaltete, waren eine Zeit gewaltiger Bewegung auf

religiös-sittlichem Gebiete im ganzen Abendlande. Die feurigen Predigten des
Franz von Assisi und des Dominikus hatten das Gewissen besonders des ver-
weltlichten geistlichen Standes tief ergriffen. Daneben forderten die vielfach
hervortretenden Abweichungen von der herrschenden Kirchenlehre theils zu un-
nachsichtiger Verfolgung, theils zu eifriger belehrender Predigt auf. Zu Goslar
selbst sammelten sich zu Elger's Zeit die Jünger des Franziskus, nach
Halberstadt kamen wenigstens nicht lange nach dem Jahre 1224 Dominikaner
von Magdeburg, ihrem ältesten Sitze in Ostsachsen. Ein Ketzerprozeß wider den
eine besondere Lehrauffassung vom heiligen Geist entwickelnden Propst zu Neu-
werk, Heinrich Minneke, begann in der nordharzischen Reichsstadt im J. 1222,
der damit endigte, daß durch den Ketzermeister Konrad von Marburg der ge-
nannte Propst im J. 1225 verurtheilt und lebendig verbrannt wurde. Von dem,
was er in unmittelbarer Nähe erlebte tief bewegt schloß E. mit seinem Ur-
theil doch nicht ab, sondern begab sich noch in gereiftem Alter etwa 1226 — bis
zu diesem Jahre erscheint er noch als Inhaber seiner weltgeistlichen Würden —
nach Paris, damals einem der ersten Sitze weltlicher wie besonders kirchlicher
Wissenschaft. Hier, wo nach dem gleichzeitigen Zeugnisse des Jacques v. Vitry
ein ernstes Ringen nach Wahrheit und Heiligung und die furchtbarste sittliche
Versunkenheit sich unmittelbar berührten, gab er sich ganz einem ernsten Studium
hin und schloß sich den Jacobins, dem nach seinem in der Jacobsstraße gelegenen
Hause so benannten berühmten Dominikanerconvent an, dessen Mitglieder Lehrstühle
an der Universität einnahmen. Seine ansehnlichen Würden und Pfründen gab
der Sohn des edeln Grafengeschlechts freudig auf, um nach der strengen Regel
der Bettelmönche zu leben. An der Spitze des Pariser Klosters stand damals
der unmittelbare Nachfolger des Dominikus als Ordensgeneral, Jordan der
Sachse (Westfale). Dieser, der sich eifrig der missionirenden Thätigkeit der
Predigerbrüder annahm, entsandte nach genügender Vorbereitung den Bruder E.
mit ein paar gereiften, tüchtig geschulten edeln Landsleuten Markold Tangel
und Albrecht von Meißen nach Thüringen, wo sie — denn es galt in ausgedehntester
Weise auf das Volk zu wirken — die volkreiche Hauptstadt Erfurt zum Mittel-
punkt ihrer Wirksamkeit erkoren. Sie begannen ihr Werk gegen Ende 1228
oder zu Anfang des nächsten Jahres, in welchem ihnen unterm 24. Juni Erz-
bischof Siegfried von Mainz, als der geistliche Oberhirt Thüringens, einen sehr
ehrenvollen warmen Empfehlungsbrief an die gesammte Geistlichkeit und die
weltliche Obrigkeit der Stadt ausstellte. Aber einer solchen Befürwortung be-
durfte es eigentlich nicht, weil die gesammte Bevölkerung, Geistliche und Welt-
liche, Hoch und Niedrig, ergriffen von der opferfreudigen Hingabe, der un-
geheuchelten Demuth und Anspruchslosigkeit Elger's und seiner Predigerbrüder,
der Begründung ihres geistlich-klösterlichen Lebens nicht nur keinen Widerstand ent-
gegensetzten, sondern ihnen willig alle Förderung angedeihen ließen. Besonders Frauen
und Jungfrauen waren es, welche angezogen von der kräftigen Predigt und dem
reinen Wandel der Jünger des Dominikus, sich bei ihrem erst kleinen, bald aber
bedeutend vergrößerten Gotteshause anbauten und diese Häuser, wie es später
auch zu Eisenach, dann auch zu Halberstadt u. a. Orten geschah, nachher dem
Kloster vermachten. Von Erfurt aus übte H. einen ausgedehnten Einfluß auf
das thüringer Land durch eigenes Terminiren oder durch die Aussendung an-
derer Brüder, besonders nach Eisenach, Nordhausen und Mühlhausen. Die Domini-
kanerklöster der letzteren Städte wurden durch diese Missionsarbeit vorbereitet,
wenn sie auch erst 1286 und bezw. 1290 zum Abschuß gelangten. Besonderen
Einfluß hatten diese Terminarien in Eisenach, der landgräflichen Residenz und
auf den Landgrafen Heinrich selbst gewonnen. Dieser, auf welchen die von ihm
einst hinausgestoßene, im Jahre 1235 heilig gesprochene Schwägerin Elisabeth

mit ihrem heiligen Wandel einen gewaltigen Eindruck gemacht hatte, beschloß zur Sühnung seiner Unbill mit seinem Bruder Konrad, der sich an S. Johannes dem Täufer in Fritzlar schwer vergangen hatte, der heil. Elisabeth und S. Johannes ein Kloster zu bauen. In dieses Kloster berief er den Prior E., dessen Ruf und Predigt zu ihm gedrungen war. Dieser entsprach den Bitten des Landgrafen, wurde auch von dem in Eisenach sich sammelnden Convent zum Prior gewählt, vom Landgrafen aber zum Beichtvater und Rath erkoren, so daß die geistlichen Angelegenheiten Thüringens durch ihn geleitet wurden. Der Eröffnungstag des Dominikanerklosters zu Eisenach war der Sonntag Misericordias Domini (13. April) 1236. In Eisenach kamen dem frommen Prior alle Kreise der Bevölkerung, besonders aber wieder die Frauen, mit dem größten Vertrauen entgegen. Wir hören aber weiter, daß das junge Kloster von den Bewohnern der Stadt und Umgegend zur Schule und Erziehungsanstalt der Jugend gewählt wurde: nirgend glaubten die Eltern ihre Kinder besser aufgehoben als hier. Auch der Erzbischof von Mainz, der sich selbst als Verwandten Elger's bezeichnet, bediente sich seines Rathes. So mancherlei Geschäfte, dazu seine Bußübungen, aber auch die Last der Jahre begannen E. zu drücken und er wollte sich von seiner amtlichen Stellung zurückziehen. Aber weder das Ordenscapitel noch der Landgraf gewährten ihm die gewünschte Ruhe. Letzterem mußte er sogar noch im März oder April des Jahres 1242 nach Frankfurt a. M. folgen, als Kaiser Friedrich dahin einen Fürstentag berief, um den Landgrafen durch Uebertragung der Reichsverweserschaft und sonstige Abmachungen von seinen Gegnern abzuziehen. Bei einer so wichtigen Angelegenheit mochte Heinrich seinen treuen geistlichen Rath nicht missen. Dieser, der natürlich im Frankfurter Dominikanerkloster seinen Aufenthalt nahm, erfuhr die ausgezeichnetsten Aufmerksamkeiten von geistlichen und weltlichen Fürsten, die sein Ruf herbeizog. Aber der ermattende Leib war solchen Aufregungen nicht mehr gewachsen; Mitte August begann er am Fieber zu erkranken und am 14. October verließ der geläuterte Geist seine irdische Hülle. Die vom Erzbischof veranstalteten Leichenfeierlichkeiten waren die eines Bischofs, nicht die eines Bettelmönchs. Auch in Eisenach, wohin Landgraf Heinrich die Leiche geleitete, war die allgemeinste Feier von Geistlichen und Weltlichen, bis die sterblichen Reste in einer besonderen Kapelle zur Ruhe gebettet wurden. Die Bedeutung Elger's ist offenbar nicht in seinen kirchlich-politischen Geschäften als Rath eines Landgrafen und Erzbischofs, sondern unmittelbar in seiner lautern sittlich-religiösen Persönlichkeit zu suchen. Die herzgewinnende Weise, mit der er mit aufrichtiger Demuth und Anspruchslosigkeit und doch in feuriger begeisterter Hingabe an seinen heiligen Missionsberuf die Herzen von Hohen und Niedern gewann, leuchtet aus den Quellen klar hervor. Den Armen theilte er von leiblichem Gut mit, so viel er nur konnte; die unglücklichen Aussätzigen suchte er zu gewinnen, indem er sich nicht scheute, ihre ekeln Wunden zu berühren. Seine Wirksamkeit griff in den Strom der Begeisterung ein, der durch das Leben der heiligen Elisabeth besonders in Hessen und Thüringen emporgeschwollen war. — Wirkte er doch unter ihrem Schlosse, in einem zu ihren Ehren gestifteten Kloster, dem Heinrich Raspe das Lieblingskreuz verehrte, vor welchem die Heilige einst ihre weltliche Krone vom Haupte genommen hatte! Aber eins war doch der Wirksamkeit Elger's und seiner Predigerbrüder eigenthümlich, daß sie nämlich, getreu dem besten Grundsatze und dem Namen des Ordens, mit allem Eifer und Nachdruck das Evangelium verkündigten. Die Legende hebt es einmal über das andere hervor, daß man bevor Elger nach Thüringen kam wenig von Gottes Wort zu hören bekam. An Bildern, bunten Gebräuchen und Ceremonien war mehr als zuviel vorhanden: gerade hierin herrschte bei E. die größte Ein-

sachheit: nur das Bild des Gekreuzigten verehrte er mit Inbrunst. Ein besonders schöner Zug der, obwol nur gelegentlich erwähnt, um so bedeutsamer bei E. hervortritt, ist sein inniges Verhältniß zu leiblichen Brüdern, Familie und engerer Heimath. Seine Gebetsinnigkeit steigerte sich, wie es auch sonst von den Dominikanern berichtet wird, oft zur Ekstase. So fand man die Stellen, wo er im Gotteshause lange Zeit selbstvergessen im Gebete gerungen hatte, von seinen Thränenflüssen naß. Von den wunderbaren Zusätzen der Legende wird der eine mit besonderem Nachdruck hervorgehoben, daß zu wiederholten Malen, wo E. durch sein Gebet oder durch Geschäfte außerhalb des Klosters verhindert war, seinen Pflichten als Prior nachzukommen, der Heiland selbst in eigener Person die Verrichtungen des Priors zu Chor und im Kloster versehen habe. Gegenüber der bekannten Eifersucht zwischen Franziskanern und Dominikanern ist es bei Elger um so mehr hervorzuheben, daß er sich mit eifriger Liebe der zu Erfurt sich sammelnden Minoritenbrüder annahm und ihnen bei ihren Versammlungen und auf dem Kirchhofe predigte. Wohl befolgte E. streng die Satzungen seines Ordens, besonders auch das Gelübde der Armuth. Dennoch geht aus den Quellen hervor, daß sowol in Erfurt als in Eisenach von allen Seiten Gaben und Geschenke freudig hinzugetragen wurden, so daß man des eigentlichen Bettelns überhoben war. Auch fehlte es an beiden Orten nicht an Begabungen der Kirchen mit Häusern und Grundstücken, nur daß diese zunächst zur Wahrung der Form von Anderen verwaltet wurden. Zu den zu seiner Zeit so zahlreichen Ketzerverfolgungen wird Elger's Name nirgend in Beziehung gebracht. Seine Waffe war die demüthige aber muthige Verkündigung des Evangeliums, nicht das Feuer des Scheiterhaufens.

Neben einer beschränkten Zahl von Urkunden ist Hauptquelle die Legenda de ss. patribus conventus Ysenacensis eccl. predicatorum in der Zeitschrift des Vereins für thür. Geschichte und Alterthumskunde 4, S. 367—394; A. Koch, Graf Elger von Hohnstein, der Begründer des Dominikanerordens in Thüringen, Gotha 1865. Jacobs in der Zeitschr. des Harzvereins für Gesch. und Alterthumskunde, Jahrg. XIII. S. 1—30. Jacobs.

Hojer: Andreas H., Historiograph und Rechtsgelehrter, war geboren im Dorfe Karlum, im Herzogthum Schleswig, den 18. Mai 1690, als Sohn des Predigers. Das Pfarramt daselbst war von 1617 an in 130 Jahren in dieser Familie. Ein Vatersbruder unseres H., auch da geboren, war Generalsuperintendent in Schleswig-Holstein. Erst privatim vorbereitet von dem Mutterbruder, dem gelehrten Pastor Fabricius in Loit bei Apenrade, sandte ihn der Vater 1706 nach Halle ins dortige bekannte Pädagogium. Dann studirte er von 1707 an zwei Jahre auf der Universität daselbst Medicin, doch beschäftigte er sich nebenbei mit Moral, Geschichte, Natur- und Völkerrecht. Wegen der Kriegsunruhen mußte er 1709 nach Hause und hat er weiter keine Universität besucht, sondern nur durch Privatfleiß sich mehr ausgebildet. 1713 ward er von dem Geheimrath Johann Georg von Holstein in Kopenhagen († 1730 als königlicher Amtmann in Tondern), als Hofmeister seiner Söhne engagirt, mit denen er 1717—18 auf der Universität Helmstädt verweilte. 1717 concurrirte er mit einer „Disputatio medica de febre petechizante" um eine vacante Professur an der Kopenhagener Universität, die ihm jedoch nicht zu Theil ward. 1719 erschien in Flensburg seine „Kurzgefaßte dänemarkische Geschichte", die länger als ein halbes Jahrhundert als das beste Lehrbuch galt und noch nicht ganz ohne Bedeutung ist. Beim Erscheinen jedoch brachte ihm diese Schrift Verwickelung. Namentlich der bekannte Dichter und nachmalige Geschichtschreiber Ludwig Holberg war sein Gegner und durch eine königl. Commission wurde eine Untersuchung wider den Verfasser eingeleitet. Das Buch ward mit Beschlag belegt

der Verfasser aber freigesprochen und die Schrift kam dann noch in den Buchhandel. 1721 ward H. nun zum königl. Secretär bei der Matrikel-Commission für das Königreich Norwegen ernannt und 1722 zum königl. Historiographen. Als solcher hatte er zunächst die Aufgabe, die von dem Justizrath Amthor eben begonnenen „Jahrbücher der Geschichte der Regierung König Friedrichs IV." fortzuführen, welche Aufgabe er in vorzüglicher Weise gelöst. 13 Quartbände davon sind handschriftlich auf der Kieler Universitätsbibliothek vorhanden. Daraus ist denn auch sein Geschichtswerk: „König Friedrichs IV. glorwürdigstes Leben" erwachsen, das doch erst von Nic. Falck in Druck gegeben, Tondern 1829, 2 Bde., nachdem es 97 Jahre lang Manuscript verblieben. Graf P. A. Bernstorff hatte schon die Herausgabe beabsichtigt. Dieses Werk ist als eine wirkliche Bereicherung der historischen Litteratur seiner Zeit anerkannt. — Eine von unserm Verfasser, Lemgo 1718, veröffentlichte kleine Schrift „Diagramma de Nuptiis Propinquorum jure divino non prohibitis", setzte die theologische Fakultät der Kopenhagener Universität in Bewegung, die auf die Landesverweisung des Verfassers antrug, doch blieb das ohne Erfolg. — 1729 ward H. zugleich Committirter in dem Polizei- und Commerz-Collegium, auch Unterbibliothekar an der königl. Bibliothek. Aber nach dem Tode des Königs Friedrich IV. († 11. October 1730) ward er von seinen sämmtlichen Aemtern entlassen. — Neben seinen historischen und politischen Wissenschaften hatte H. sich mit Vorliebe den Rechtsstudien hingegeben und in diesen es zu einer ganz besonderen Tüchtigkeit gebracht. Er ward nun 1735 neu wieder angestellt als professor juris an der Universität in Kopenhagen, später wurde er auch Dr. jur. In diesem Amte hat er großen Ruf und großes Verdienst sich erworben. Er entwickelte hier eine solche Wirksamkeit, daß er als derjenige anerkannt ist, welcher zuerst durch exegetische, wie systematische Vorträge über König Christian V. dansk Lovbog, das wissenschaftliche Studium des dänischen Rechts in Gang gebracht. Die nachher berühmt gewordenen dänischen Juristen Kofod Ancher, Stampe und J. A. Cold sind seine Schüler. Neben der Professur, die er bis an seinen Tod mit Treue verwaltete, wurden ihm noch mancherlei Aemter anvertraut. So ward er Assessor im höchsten Gericht, Committirter und Secretär im Missionscollegium, Director des Kopenhagener Waisenhauses, Generalprocureur (1737), Mitglied der Generalkircheninspection. Bischof Hersleb hielt ihn für den Urheber dieser neuen Einrichtung, die bis 1791 bestand. 1732 ward ihm der Titel Etatsrath verliehen. Er starb am 28. August 1739 während eines Besuchs in der Stadt Schleswig bei seinem Verwandten, dem Rector Hojer, ohne Nachkommen zu hinterlassen. — Er wird charakterisirt als ein kluger und scharfsinniger Mann. Einige haben ihm ein intriguantes Wesen zugeschrieben, wogegen andere Zeitgenossen ihn wiederum vertheidigt haben. Gelehrt und überaus thätig ist er jedenfalls gewesen.

Vgl. Autobiogr. Nachrichten in e. Br. an Fabricius in Helmstädt, in Falck's Abhandlungen aus den sch.-h. Anz. Bd. III. u. Falck's Vorrede zum Leben Friedrichs IV. J. Worms' Lexikon, S. 457 (unvollständig). Dansk Litteraturlexikon, S. 279. Kbhv. Skilderi, 1829, Nr. 43. Carstens.

Hojer: Konrad H. (Höjer, Hoyer), geboren zu Lüdenhausen in der Grafschaft Lippe, etwa seit dem J. 1600 Bruder in dem seit der Reformation zu einer lutherischen Kirchenstiftung umgewandelten Kloster Möllenbeck, das nur wenige Stunden von seinem Geburtsort entfernt (zwischen Rinteln und Minden) gelegen ist, ward im J. 1611 kaiserlicher gekrönter Poet und kurz vorher oder nachher Subprior in dem genannten Kloster. Weitere Nachrichten über ihn konnte schon Strieder (s. unten) nicht erhalten. Er starb nach 1624. — H. hat unter anderen Schriften, namentlich katechetischen Inhalts, auch lateinische

und deutsche geistliche Gedichte herausgegeben. Seine deutschen geistlichen Lieder erschienen größtentheils in dem Werke: „Die fünf Hauptstücke christlicher Lehre, Abend- und Morgensegen“ u. s. f., Stadthagen (1614); es ist aber nicht deutlich, welche dieser Lieder er selbst ursprünglich gedichtet hat, und bei welchen er nur Herausgeber oder vielleicht Ueberarbeiter ist. Er bezeichnet sein Verhältniß zu einem Theil dieser Lieder mit den Worten: „Von mich in deutsche Reime gesetzet“, in welchem nicht völlig klaren Ausdruck das „mich“ darauf weist, daß er der niederdeutschen Sprache gewohnt war; hernach kommen dann noch Lieder, die als „eiusdem authoris“ bezeichnet sind, was doch wol nur heißen kann, daß H. ihr Verfasser sei. Unter diesen wird das Lied: „Ach Gott, wie manches Herzeleid begegnet mir zu dieser Zeit“, jedenfalls ihm mit größerem Rechte zugeschrieben, als Martin Moller, in dessen Meditationes vom J. 1587 es zuerst gedruckt ist, da dieser es gerade zu den Liedern stellt, die er ausdrücklich als von andern gemacht bezeichnet. Bei andern Liedern, die sich bei H. finden, ist sicher, daß sie ursprünglich nicht von ihm herrühren; vielleicht hat er sie mehr oder weniger überarbeitet. Die Sache ist noch nicht genügend untersucht; Wackernagel ist nahe daran, ihn geradezu für einen Plagiator zu halten.

Strieder, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte, VI. S. 89 ff. Rambach, Anthologie, II. S. 168. Wackernagel, Kirchenlied, I. S. 664 f. V. S. 84 ff. Adelung, II. Sp. 2090. l. u.

Hoinckhusen: Bertram Christian v. H., geboren zu Ratzeburg am 6. Juli 1651, besuchte das Gymnasium zu Lübeck 1665 und seit 1670 die Jesuitenschule zu Hildesheim, studirte alsdann 1673 zu Rostock, 1676 zu Leipzig Rechtswissenschaft und Mathematik. Nachdem er in Leipzig am 6. December 1677 disputirt, ging er 1678 nach Leyden, von hier 1679 nach England und alsdann längere Zeit auf die Universität Bourges. Nach längeren Reisen begab er sich nach Speyer zum Reichskammergericht, kehrte aber 1684 nach Mecklenburg zurück und wurde 1685 Referendar an der Justizkanzlei in Schwerin, 1691 Assessor, 1707 Vicepräsident des Land- und Hofgerichts, welches 1708 von Parchim nach Güstrow verlegt wurde. Am 18. September 1716 nobilitirt, starb er am 14. December 1722 zu Güstrow. — H. trieb mit besonderer Neigung mathematische Studien, und von ihm ist — eine Frucht 35jähriger Arbeit — die erste Landkarte von Mecklenburg verfaßt, welche aus einer General- und 22 Specialkarten (die einzelnen Aemter enthaltend) bestand. Ein statistisch-topographisches Verzeichniß der Herzogthümer war bei seinem Tode nicht ganz vollendet.

Johann Heinrich v. H., sein Sohn, geboren um 1700 zu Schwerin, lebte nach absolvirten Universitätsstudien als Privatmann in Güstrow, wo er sich ausschließlich mit Forschungen in der mecklenburgischen Geschichte, Genealogie und Heraldik beschäftigte. Bei seinem wahrscheinlich im J. 1746 erfolgten Tode hinterließ er 20 Genealogien lebender Familien fertig, 85 in der Ausarbeitung und ungefähr 110 in der Vorbereitung, außerdem das Manuscript einer „Geschichte der Herzoge von Mecklenburg“ und ein „Mecklenburgisches Wappenbuch des alten und angesessenen Adels“.

Lisch, Meckl. Jahrb. XXIX. S. 29, 33. Annal. litter. Meckl. 1722, S. 30. Mecklenb. Gel.-Lex. 1729, S. 55. Fromm.

Holbach: Paul Heinrich Dietrich Freiherr v. H., geb. anfangs 1723 in Heidesheim bei Frankenthal (in der Rheinpfalz), † den 21. Juni 1789 in Paris, woselbst er bereits seine Jugenderziehung empfangen hatte und später, nachdem er Erbe des ungeheuren väterlichen Vermögens geworden, durch sein gastliches Haus (in der Rue royale) zu den Häuptern des damaligen litterarisch-gesellschaftlichen Pariser Lebens zählte. Außer seinem Landsmann und innigem

Freunde Friedrich Melchior Frhr. v. Grimm, fanden sich bei ihm hauptsächlich Diderot, d'Alembert, Condorcet, auch Buffon und Rousseau ein, um Sonntags und Donnerstags bei glänzendsten Mahlzeiten den lebhaftesten Austausch der Meinungen zu pflegen, soweit nicht etwa in den Sommermonaten ein entsprechender Ersatz auf Holbach's Landgute in Grand-Val (im Departement Puy de Dome) eintrat. Die Pariser Salons waren ja in einem gewissen socialen Gegensatze gegen den Versailler Hof der Mittelpunkt einer ausgedehnten und einflußreichen geistigen Bewegung Frankreichs geworden, indem dort (häufig auch unter Leitung geistreicher Frauen) die litterarischen Erscheinungen und insbesondere die philosophischen Tagesfragen eine hingebende Besprechung fanden, welche in Inhalt und Tendenz grundsätzlich mit der schriftstellerischen Veröffentlichung der „Encyclopédie" gleichen Schritt hielt. In diesen Kreisen ragte H. nicht nur durch eine außerordentliche Wohlthätigkeit, sondern auch durch häusliche und gesellige Tugenden, durch Herzensgüte und Anspruchlosigkeit, durch Kenntnißreichthum und Humor hervor; selbst Rousseau, welcher allmählich ein Gegner der Encyklopädisten wurde, nahm ihn in seiner „Nouvelle Héloïse" zum Modelle des Hrn. v. Wolmar. Nachdem H. in seinen Erstlingsschriften „Arrêt rendu à l'amphithéatre contre la musique française" (1752) und „Lettre à une dame sur l'état présent de l'Opéra" (1752), sich mit Theater-Fragen beschäftigt hatte, eröffnete er bald hernach das ihm eigenthümliche litterarische Feld vorläufig mit „Le christianisme dévoilé" (1756 unter dem Pseudonym Boulanger), und nach zehnjähriger Pause erschienen dann in äußerst rascher Abfolge: „Lettres de Thrasybule à Leucippe" (1766 unter dem Pseudonym des im J. 1739 gest. Fréret), „De l'imposture sacerdotale" (1767), „L'esprit du clergé ou le christianisme primitif" (1767), „La contagion sacrée ou l'histoire naturelle de la superstition" (1768), „Les prêtres démasqués" (1768), „Examen des prophéties" (1768), „David ou l'histoire de l'homme selon le coeur de dieu" (1768), „Lettres à Eugénie ou préservatif contre les préjugés" (1768 mit Anmerkungen von Naigeon), „Lettres philosophiques sur l'origine du dogme de l'immortalité" (1768), „Examen des apologistes du christianisme" (1768 unter dem Pseudonym Fréret), „Théologie portative ou dictionnaire abrégé de la réligion chrétienne" (1768 unter dem Pseudonym Bernier, die Auflage von 1776 hat den Titel „Manuel théologique en forme de dictionnaire"), hierzu der letzte Abschnitt der von Naigeon anonym herausgegebenen Schrift „Le militaire philosophe ou difficultés sur la réligion" (1768), „De la cruauté religieuse" (1769), „L'enfer detruit" (1769), „L'intolérance convaincue de crime et de follie" (1769), „Essai sur les préjugés" (1770 unter dem Pseudonym D. M., daher für ein Werk des Du Marsais gehalten), „L'esprit du judaisme" (1770), „Histoire critique de Jésus-Christ" (1770), „Examen critique de la vie et des ouvrages de St. Paul" (1770), „Tableau des Saints ou examen de l'esprit et des personnages que le Christianisme propose pour modèles" (1770), „Système de la nature ou des lois du monde physique et du monde moral" (1770 unter dem Pseudonym des im J. 1760 gest. Mirabeau in zwei verschiedenen Ausgaben, die Auflage von 1780 enthält auch die Widerlegung der Einwürfe Séguier's); in dem im gleichen Jahre (1770) erschienenen „Récueil philosophique" sind von H.: „Reflexions sur les craintes de la mort" und „La réligion est-elle nécessaire à la morale et utile à la politique?" Dann folgten noch: „Le bon sens ou idées naturelles opposées aux idées surnaturelles" (1772), „La politique naturelle" (1773), „Système social ou principes naturels de la morale et de la politique" (1773), „Ethocratie ou le gouvernement fondé sur la morale" (1776), „La morale universelle" (1776). Nach Holbach's Tode gab Naigeon heraus „Eléments de morale universelle" (1790) und noch spät

erschien aus dem Nachlasse „Le bon sens du curé J. Meslier“ (1830). Außerdem hatte H. mehrere chemische, pharmaceutische, physiologische und medicinische Artikel in die „Encyclopédie“ geliefert und auch verschiedene naturwissenschaftliche Arbeiten der Deutschen und der Engländer ins Französische übersetzt (s. Quérard, La France littéraire, Bd. IV. S. 119 f.). Seine Leistungen im Gebiete der sogen. exacten Wissenschaften hatten zur Folge, daß er von den Akademien zu Berlin und zu Petersburg in die Zahl ihrer Mitglieder aufgenommen wurde. Die angeführten dem Materialismus oder dem Kampfe gegen Religion gewidmeten Schriften, welche, soweit nicht pseudonym, sämmtlich anonym erschienen, hatte er seit 1756 schon längst vorbereitet und dann zahlreich gleichzeitig (meistens durch Vermittelung des Buchhändlers Naigeon) auf den Markt geworfen, so daß selbst die Genossen seines Salons häufig in Unkenntniß über den Namen des Verfassers waren. Während die Mehrzahl der übrigen, welche auch vielfach sich in Wiederholungen der gleichen Gedanken bewegen, allmählich in Vergessenheit gerieth, fand das „Système de la nature“ auf eine lange Reihe von Jahren die weiteste Verbreitung (in Frankreich erlebte es noch im jetzigen Jahrhundert 20 Auflagen, eine deutsche Uebersetzung von Schreiter erschien 1783, eine neue von K. Biedermann 1841, und ein Auszug von Alhusen 1851). Während man früher annahm, das Buch sei wol in der nächsten Umgebung Holbach's entstanden, aber eigentlich von Lagrange oder von Diderot oder von diesen beiden gemeinschaftlich verfaßt, wird jetzt im Hinblicke auf Baron Grimm's Veröffentlichungen von Niemanden mehr bezweifelt, daß H. der wirkliche Verfasser sei, und dagegen kann nach den litterarischen Gewohnheiten der Encyklopädisten auch kein Einwand aus dem Umstande entnommen werden, daß in den nachgelassenen Schriften Diderot's (neue Gesammtausgabe von Assezat, 1875) mehrere Stellen wörtlich mit dem „Système de la nature“ übereinstimmen. Uebrigens war dasselbe auch unter allen Schriften Holbach's die einzige, welche in Bälde eine mehrfache Bekämpfung fand; es erschienen nämlich: „Castillon, Refutation du système de la nature“ (1771), sowie Holland (ein Freund Lambert's), „Reflexions philosophiques sur le syst. de la nature“ (1772); bekannt ist, daß auch Friedrich der Große ein Examen critique du système de la nature schrieb. Die Grundanschauungen, auf welchen die ganze schriftstellerische Thätigkeit Holbach's beruhte, dürften als das folgerichtige letzte Ergebniß einer damals in Frankreich verbreiteten Gährung der Geister zu bezeichnen sein. So war H. Materialist aus Humanität, d. h. begeistert für das Wohl der Menschen wollte er dieselben glücklich machen durch Bekämpfung alles desjenigen, was ihm als drückendes Vorurtheil erschien; unglücklich fühle sich der Mensch in Folge von Aberglauben, dieser aber sei aus Furcht und letztere nur aus Unwissenheit entstanden. Darum müsse der Muth geweckt und Achtung vor der Vernunft eingeflößt werden, wozu die größte Förderung in den Naturwissenschaften liege, welche schlicht und verständig sagen, was ist, und demnach von Einbildungen und Vorurtheilen befreien. Indem aber H. hierbei die Thätigkeit des Denkens, durch welches die aufklärende und beruhigende Wissenschaft entsteht, irgend näher zu untersuchen gänzlich verschmähte, verblieb er ausschließlich in der negativen Tendenz der Polemik gegen alle Idealität überhaupt, welche er nahezu mit theologischen Grillen und religiösem Aberglauben identificirte. So wurde er zum fanatischen Vertreter eines einseitigsten Materialismus, welcher ihm allen Ernstes auch für das praktische Leben in jeder Beziehung als wohlthätig und vortheilhaft erschien. Das wesentlichste Hinderniß erblickte er in der Religion, welche nicht nur entbehrlich, sondern geradezu nachtheilig sei, indem sie den Schlechten Verzeihung verheiße und die Guten durch das Maß ihrer Forderungen unterdrücke. In vielen seiner Schriften gab er dem verneinen-

den Standpunkte bald durch Prüfungen, Enthüllungen, Entlarvungen, Befreiungen, bald durch Hinweis auf Betrug, Unduldsamkeit, Grausamkeit der Priester einen lebhaften und eindringlichen Ausdruck. Die Ethik wird völlig auf Physik zurückgeführt und unter Bekämpfung aller teleologischen Annahmen das Princip des Mechanismus auf sittliche Begriffe angewendet, so daß z. B. Selbstliebe, Menschenliebe und Haß grundsätzlich als das nämliche bezeichnet werden, was man in der Materie Trägheit, Attraction und Repulsion nennt. Und so ist es schließlich auch der Begriff des wohlverstandenen Interesses, auf welchen die gesellschaftlichen und politischen Grundsätze zurückgeführt werden.

Correspondance littéraire, philosophique et critique par le Baron de Grimm et Diderot (1813). Mémoires posthumes de Marmontel (1800). Avezac Lavigne, Diderot et la société du baron Holbach (1875). K. Rosenkranz, Diderot's Leben und Werke, Bd. II. S. 78 ff. Fr. Alb. Lange, Geschichte des Materialismus, 2. Aufl. Bd. I. S. 359 ff. Prantl.

Holbein: Hans H. (oder, nach seiner eigenen Schreibart, Holbain), zum Unterschied von seinem berühmtern Sohne der Aeltere genannt, war Sohn des Lederers Michel H., welcher sich 1448 in Augsburg einbürgerte. Das Jahr seiner Geburt ist nicht bekannt; wahrscheinlich fällt es in die 60er Jahre des 15. Jahrhunderts. Ebensowenig weiß man, wer sein Lehrer in der Malerei gewesen. Der Einfluß der flandrischen Schule, den seine früheren Werke zeigen, dürfte vielleicht nur ein indirecter sein, und wenn hierüber eine Vermuthung gestattet ist, so möchte man annehmen, daß er, gleich seinem Mitbürger Hans Burgkmair, einige Zeit in Martin Schongauer's Werkstätte zu Colmar gearbeitet habe, mit welchem Meister er in mancher Beziehung, namentlich in den Typen seiner Köpfe, eine unverkennbare Verwandtschaft zeigt. Die Zahl seiner noch vorhandenen Bilder und Handzeichnungen ist sehr bedeutend. Die frühesten Gemälde, welche man von ihm kennt, Scenen aus dem Leben der Maria darstellend, malte er 1493 für die Reichsabtei Weingarten in Schwaben. In neuerer Zeit wurden sie für den Dom in Augsburg erworben, wo sie nun zwei Seitenaltäre zieren. Seine erste Erwähnung in den Augsburger Steuerbüchern datirt von 1494, was uns wol mit einiger Sicherheit den Zeitpunkt seiner Rückkehr in die Vaterstadt und seine Gründung einer eigenen Werkstätte bezeichnet. Hier malte er in einem Zeitraume von etwas über 20 Jahren eine erstaunliche Menge kirchlicher Bilder, nicht allein für die Gotteshäuser Augsburgs, sondern auch für entferntere Klöster und Kirchen in verschiedenen Gauen Süddeutschlands. Den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts gehören noch an, außer einem Tod der Maria (Basler Museum), dessen Jahrzahl 1490 wol durch mißverstandene Erneuerung der letzten Ziffer etwas verfrüht erscheint, mehrere für das Katharinenkloster in Augsburg ausgeführte Bilder, wovon das eine 1499 datirt, eine Tafel in Spitzbogenformat in 13 Abtheilungen die Krönung Mariä, Scenen aus der Passion Christi und die knieenden Bildnisse der drei Stifterinnen Veronica, Walpurga und Christina Vetter, enthält. Ein anderes, vom gleichen Jahr datirtes, gehört zu der Folge der Basiliken Roms und stellt im Mittelfeld, allerdings auf sehr imaginäre Weise, die Kirche St. Maria Maggiore dar; darüber die „Krönung Mariä", rechts die „Enthauptung der hl. Dorothea", links die „Geburt Christi". Für die Dominicaner in Frankfurt a/M. vollendete er 1501 ein umfangreiches Altarwerk, wovon sich nun der größte Theil (der „Stammbaum Christi", derjenige der Dominicaner, „Christi Eintritt in Jerusalem", „Vertreibung der Wechsler aus dem Tempel", „Fußwaschung", „Gethsemane") in der städtischen Gemäldesammlung im Saalhof daselbst, das „Abendmahl" dagegen in der Leonhardskirche befindet. Dazu gehörten wol auch die sieben Passionsbilder im dortigen Städel'schen Institut, welche, gleich einer an-

deren, der nämlichen Periode angehörenden, Passionsfolge in der fürstlichen Gallerie zu Donaueschingen, der damaligen Gewohnheit huldigen, den Gegensatz zwischen der milden Hoheit Christi und der Gemeinheit seiner Widersacher möglichst grell darzustellen. — Noch bedeutender war ein Altarwerk, welches er im folgenden Jahre für die Reichsabtei Kaisheim bei Donauwörth malte. Die Münchener Pinakothek enthält von demselben nicht weniger als 16 Stücke, welche theils Episoden aus dem Leben der Maria, theils Passionsscenen darstellen. Jene bildeten das Innere des Flügelaltars, diese die Außenseite. Während die Passionsbilder nicht allein eine oberflächlichere Behandlung zeigen, sondern durch die Uebertreibung im Gesichtsausdruck und den Geberden der Peiniger des Heilandes einen abstoßenden Eindruck machen, sind die Bilder aus dem Marienleben mit merklicher Liebe und Sorgfalt behandelt, und zeigen in den weiblichen Figuren ein Streben nach Anmuth und idealer Schönheit, in den männlichen eine feine Charakteristik. — Von 1504 an taucht ein jüngerer Bruder Hans Holbein's d. Ae., Namens Sigmund H., gleichfalls Maler, im Augsburger Steuerregister auf, wo er bis 1510 fortwährend mit jenem zusammen genannt wird. Sowol dieser Umstand, als auch andere Indicien lassen schließen, daß er gemeinschaftlich mit Hans H. und wol auch für diesen, arbeitete. Gerade um diese Zeit macht sich ein überraschender Fortschritt in einzelnen Werken des letzteren bemerkbar. Man wird denselben zuerst gewahr in einem, der Folge der römischen Basiliken angehörenden Bilde, welches Begebenheiten aus dem Leben des Apostels Paulus darstellt (Augsburger Gallerie). Obschon dasselbe nämlich im Allgemeinen den unverkennbaren Stempel von Hans H. d. Ae. Erfindung und Malweise zeigt, finden sich darin einzelne Figuren von so entschieden geistigerer Auffassung, correcterer Zeichnung und feinerer Ausführung, daß dieser Unterschied selbst dem ungeübtesten Auge nicht entgehen kann. Sollte dieser Umstand nicht auf die Mithülfe des jüngeren Bruders schließen lassen? Bestärkt wird diese Vermuthung durch ein reizendes Madonnenbild (Burg zu Nürnberg) mit S. Hollbain bezeichnet, welches ebenso fein ausgeführt, als zart empfunden ist und namentlich auch durch vollkommen correcte Zeichnung der nackten Körpertheile sich von allem unterscheidet, was wir von Hans Holbein's d. Aelt. unbestrittenen Leistungen kennen. Niemand würde wol anstehen, die Signatur dieses Bildes auf Sigmund H. zu deuten, wenn nicht ein zweites, durchaus ebenso feines Madonnenbild in der Sammlung der Moritzcapelle, welches mit Hans H. bezeichnet ist, eine so unverkennbare Verwandtschaft mit jenem zeigte, daß man nicht umhin kann, es derselben Hand zuzuschreiben. Hier liegt ein noch ungelöstes Räthsel. Sicher ist, daß die auffallende Verschiedenheit zwischen den Werken des älteren H. namhafte Kunstkenner zu der Conjectur veranlaßt hat, daß Hans H. d. J. sich an der Ausführung der vorzüglicheren unter denselben betheiligt habe, welchem Irrthum ein bekannter Bilderrestaurator in gewissenloser Weise durch Inschriftenfälschung Vorschub leistete. Unter den in der Augsburger Gallerie befindlichen Bildern eines ehemaligen Flügelaltars aus dem J. 1512, welche namentlich Anlaß dazu boten, ist es besonders die St. Anna mit der hl. Jungfrau auf einer Steinbank sitzend, welches sowol durch die große Anmuth der Gestalten, als auch durch die richtige Zeichnung besonders des von ihnen im Gehen unterstützten nackten Kindes, sowie sämmtlicher Hände, zu Zweifeln an der eigenhändigen Ausführung durch den älteren Hans H. einigermaßen zu berechtigen scheint. In noch höherem Grade ist dies bei dem sogen. Sebastiansaltar und namentlich dessen beiden Flügeln der Fall (Münchener Pinakothek), welche überhaupt zu dem besten gehören, was die deutsche Kunst des 16. Jahrhunderts hervorgebracht hat. Die Vermuthung, daß besonders an diesem Werke beide Brüder thätig waren, findet eine Stütze in der durch d

Augsburger Gerichtsbücher bestätigten Thatsache, daß noch 1516, wo dieses Werk vollendet wurde, Hans H. die Mithülfe seines Bruders bei der Ausführung seiner Bestellungen in Anspruch zu nehmen pflegte. — Um das J. 1516, vielleicht auch schon etwas früher, verließ der alte Hans H. seine Vaterstadt, in welche er nicht mehr zurückgekehrt zu sein scheint. Die wahrscheinliche Veranlassung zu diesem Wegzug war die Bestellung eines Altarwerks für das Antoniterkloster Issenheim im Oberelsaß, von welchem Kunstwerk aber nichts mehr vorhanden ist. Ueberhaupt erlischt von dieser Zeit an seine Spur, obschon er, zufolge dem Augsburger Malerbuch, erst 1524 gestorben sein soll. Sein Bruder Sigmund H., welcher nicht mit ihm nach Issenheim ziehen wollte, blieb noch bis 1519 in Augsburg, worauf er sich nach Bern wandte, in welcher Stadt er erst 1540 starb, nachdem er seinen Neffen Hans H. zu seinem Erben eingesetzt hatte. — Hans H. d. Ae. hat sich neben seiner Thätigkeit als Maler kirchlicher Bilder auch im Porträtfach ausgezeichnet, worin später sein Sohn das höchste leistete. Seine seltene Begabung für die treue Auffassung der Charaktere zeigt sich namentlich in der großen Anzahl von Studienköpfen, welche, meistentheils mit Silberstift auf weiß grundirtes Papier gezeichnet, sich in verschiedenen Sammlungen zerstreut finden. Besonders reich daran sind die Cabinette von Berlin, Kopenhagen und Basel. Letztere Stadt besitzt auch eine Anzahl Skizzen zu seinen kirchlichen Bildern, welche aus dem Nachlaß seines Sohnes direct in den Besitz des Kunstsammlers Amerbach gelangten. Dieselben sind größtentheils schwach in der Zeichnung und geben kaum einen rechten Begriff von seiner Bedeutung als Maler, welche sehr unterschätzt wurde, bevor die deutsche Kunstforschung sich wieder eingehender mit dieser Künstlerfamilie beschäftigte.

Woltmann, Holbein und seine Zeit; Jahrbücher für Kunstwissensch., IV.

Ed. His.

Holbein: Hans H. der Jüngere wurde um 1497 zu Augsburg geboren und empfing daselbst, wie man wol mit Recht annehmen darf, von seinem Vater, Hans H. d. Ae., einem für seine Zeit vorzüglichen Maler, die erste Anleitung in der Kunst. Ob er demselben bei der Ausführung mehrerer Gemälde behülflich war, ist nicht festgestellt; jedenfalls war dies aber nicht in demjenigen Maße der Fall, wie von einigen behauptet worden, wonach verschiedene Hauptwerke des älteren H. den hohen Grad ihrer Vortrefflichkeit der Beihülfe des Sohnes verdanken sollen. Vielmehr war der Standpunkt von dessen künstlerischer Ausbildung zur Zeit, als er im Alter von ungefähr 18 Jahren die Vaterstadt verließ und sich nach der Schweiz wandte, noch ein jugendlich unreifer. — Daß er sich bei Beginn der zweiten Hälfte des J. 1515 bereits in Basel befand, ist durch eine Arbeit nachweisbar, deren Entstehungszeit durch den Tod des Bestellers, des in der Schlacht bei Marignano als Held gefallenen Hans Bär von Basel, bedingt ist. Es ist dies eine mit allerlei launigen Darstellungen bemalte Tischplatte, welche schon Sandrart beschrieben hat, die aber nach langer Verschollenheit erst in jüngster Zeit von Prof. Vögelin, leider in sehr beschädigtem Zustand, in der Bibliothek von Zürich wieder aufgefunden wurde. Zwei undatirte Jugendarbeiten im Museum zu Basel, Studienköpfe eines Jünglings und einer Jungfrau mit Heiligenscheinen, mögen vielleicht noch weiter zurückreichen. — In neuester Zeit gelangte überdies diese Sammlung in Besitz einer mit 1514 datirten unzweifelhaften Arbeit Holbeins, leider gleichfalls im Zustand der Ruine, nämlich einer Madonna mit dem Kind zwischen logenartig durchbrochenen Pfeilern, in welchen Engelchen theils in Posaunen blasen, theils Spruchtäfelchen halten, darüber ein Architrav, worauf sieben andere mit den Marterwerkzeugen Christi stehen. Zu den frühesten Zeugnissen seiner Anwesenheit in Basel gehören auch die Randzeichnungen eines Exemplars des Lobes der Narr-

heit von Erasmus, welche H., zufolge einer darin befindlichen handschriftlichen Anmerkung des Myconius, welchem das Buch später gehörte, im December 1515 fertigte. Auch hier zeigt sich die jugendlich scherzhafte Laune des Künstlers, welche die satirischen Intentionen des Autors mit richtigem Humor aufzufassen und zu illustriren verstand, und man wird gerne der Notiz des Myconius Glauben schenken, daß Erasmus sich an diesen 82 feinen Federzeichnungen sehr ergötzt habe. 1516 malte H. das Doppelporträt des Bürgermeisters Jacob Meyer „zum Hasen“ und seiner Gemahlin, welches sich nebst den in Silberstift gezeichneten Skizzen dazu in der Basler Kunstsammlung befindet. Wiewol diese Arbeit ihn noch nicht auf seiner vollen Höhe als Porträtmaler zeigt, so ist sie doch für einen 19jährigen Künstler sehr beachtungswerth. Aus dem nämlichen Jahre datirt, befindet sich, von seiner Hand gemalt, in einer Privatsammlung zu London das Bildniß Hans Herbsters. Dieser, aus Straßburg gebürtig und Vater des berühmten Buchdruckers Oporinus, war zur Zeit der Ankunft der Brüder H. in Basel der angesehenste Maler daselbst, und es liegt die Vermuthung nahe, daß H. in seiner Werkstätte als Geselle Aufnahme gefunden habe; denn daß er in so jugendlichem Alter als zünftiger Meister einer eigenen Werkstätte vorgestanden habe, ist nicht nur unwahrscheinlich, sondern auch durch thatsächliche Beweise widerlegt. Noch eine Arbeit eigenthümlicher Art ist aus dem J. 1516 erhalten, die ungeachtet ihres handwerklichen Charakters, sich doch durch eine gewisse Sorgfalt der Ausführung als Kunstwerk qualificirt. Es ist ein auf beiden Seiten bemaltes Aushängeschild eines Schulmeisters; auf der einen Seite ist dargestellt, wie derselbe und seine Frau Knaben und Mädchen im Lesen unterrichten; auf der anderen sitzen mehrere junge Männer in einer Schreibstunde. Ueber beiden Bildern steht eine Einladung an Bürger, Handwerksgesellen, Frauen und Jungfrauen, Knaben und Mädchen, die Schule zu besuchen, um deutsch schreiben und lesen zu lernen (Basler Museum). Während die Jahrzahl 1517 auf den als Studien nach der Natur gemalten Brustbildern von Adam und Eva (Basler Museum) es als wahrscheinlich erscheinen lassen, daß H. zu Anfang dieses Jahres noch in Basel weilte, begegnen wir im nämlichen Jahr seiner Spur in Luzern, wo er für den Schultheißen Jacob Hertenstein ein Haus in- und auswendig mit Frescomalereien zierte, welche bis zu dessen Abbruch im J. 1824 sichtbar waren. Die Façade enthielt außer anderen, der Geschichte des Alterthums entnommenen, Darstellungen einen römischen Triumphzug, nach dem damals durch den Kupferstich bekannten Triumphzug des Cäsar von Mantegna. Auch von kirchlichen Bildern, die H. in Luzern gemalt haben soll, berichtet 1676 der berühmte Arzt und Kunstfreund Charles Patin; da aber nichts mehr davon vorhanden, so ist seine Aussage mit Vorsicht aufzunehmen. Nun folgt eine Lücke von ungefähr zwei Jahren in der Kunde von Holbein's Leben, in Betreff welcher man auf Muthmaßungen angewiesen ist. Viele unverwerfliche Merkmale in seinen auf diesen Zeitraum folgenden Bildern deuten auf einen Einfluß der oberitalienischen Kunst hin, so z. B. seine Anwendung der italienischen Renaissanceformen in Architektur und Ornamentik und ein gewisses Nachstreben nach dem Leonardesken Idealtypus in verschiedenen Frauenköpfen. Theilweise wird man aber auch an Mantegna's Kunstrichtung erinnert. Man glaubt daher, daß H. von Luzern aus seinen Weg über die Alpen nahm und in den lombardischen Städten nähere Bekanntschaft mit der oberitalienischen Kunst machte. Gestützt wird diese von keinem Kunsthistoriker mehr ernstlich in Zweifel gezogene Annahme durch die unbestrittene Folgerung, daß er die Vollendung, die sich fortan in seinen Bildern zeigt, nur in Berührung mit hervorragenden Meistern und durch das Studium ausgezeichneter Vorbilder erlangen konnte, welche in der Schweiz unmöglich zu finden waren.

Es mag auf seiner Rückreise aus Italien gewesen sein, daß er 1519 in Brixen das Bildniß eines dortigen Domherrn, Angerer, malte, nach dem Urtheil von J. Burckhardt ein Meisterwerk ersten Ranges (Ferdinandeum zu Innsbruck). Im Herbst 1519 treffen wir H. wieder in Basel und nun denkt er an die Gründung einer eigenen Werkstätte. Er läßt sich den 25. September in die Zunft der Maler „zum Himmel" aufnehmen und schon im folgenden Monat gibt ein herrliches Porträt, dasjenige des Rechtsgelehrten Bonifacius Amerbach, Zeugniß von seinen Fortschritten in der Kunst (Basler Museum). Seine Aufnahme in das Bürgerrecht der Stadt findet sich unter dem 3. Juli 1520 aufgezeichnet, und um diese Zeit scheint er sich auch verehelicht zu haben. Seine Gattin Elsbeth war die Wittwe eines Gerbers, Namens Schmidt, und Mutter eines Sohnes aus dieser Ehe. — Wie bald der junge Künstler bei seinen neuen Mitbürgern die ihm gebührende Würdigung fand, mag man daraus erkennen, daß ihm schon im ersten Jahr nach seiner Bürgeraufnahme der Rath von Basel den Auftrag ertheilte, den neuen Rathssaal mit Wandgemälden zu schmücken. Er malte dem Alterthum entnommene Züge von strenger Rechtspflege und Unbestechlichkeit, so Charondas, welcher sich wegen unbedachter Uebertretung seines eigenen Verbotes entleibt; Zaleukos, der die Strafe seines zur Blendung beider Augen verurtheilten Sohnes zur Hälfte an sich vollziehen läßt; Curius Dentatus, der, mit der Zubereitung eines Rübengerichts beschäftigt, die Geschenke der Samniter zurückweist; außerdem, als abschreckendes Beispiel, die Demüthigung des gefangenen Kaisers Valerian, über dessen Rücken sein Besieger, der Perserkönig Sapor II., zu Pferd steigt. Zwischen den Fenstern brachte er allegorische Figuren an, die Mäßigkeit, die Weisheit, die Gerechtigkeit ꝛc. Die Bemalung der vierten Wand wurde ihm aus unbekannten Gründen erlassen; dessenungeachtet erhielt er die für die ganze Arbeit bedungene Summe von 120 fl. ausbezahlt. — Aus dem J. 1521 ist ferner im Basler Museum ein Werk, welches ungeachtet seines sehr realistischen Charakters doch Holbein's vollendete Meisterschaft namentlich als Colorist bekundet; es ist der Leichnam Christi im Grabe ausgestreckt, ein Bild von erschreckender Wahrheit der Darstellung. Sowol Format als Gegenstand scheinen dafür zu sprechen, daß es für eine Altarstaffel (predella) bestimmt war. In diesem Fall dürfte vielleicht H. für eben diesen Altar sein berühmtes Hauptwerk, die Passion Christi in acht Abtheilungen, als Altartafel gemalt haben (Basler Museum). Dieses maßvoll concipirte und auf das sorgfältigste ausgeführte Bild verräth unverkennbar den Einfluß italienischer Vorbilder, namentlich Mantegna's. H. weicht darin nicht nur von der naiven Praxis ab, die Personen im Costüm seines Zeitalters darzustellen, sondern vermeidet es auch, das ästhetische Gefühl durch übertriebene Häßlichkeit und Rohheit der Peiniger Christi zu beleidigen. Einige der Scenen, wie das Gebet in Gethsemane und die Grablegung sind von ergreifender Wahrheit des Ausdrucks. Eine andere Folge von zehn Passionsscenen, jedoch nur mit der Feder gezeichnet, und getuscht, vielleicht als Skizzen zu Glasgemälden, muß wol ungefähr der nämlichen Epoche angehören, zeigt aber einen gewissen Hang zu realistischer Uebertreibung. Aus dem J. 1522 sind mehrere Kirchenbilder vorhanden, nämlich in der Gallerie zu Karlsruhe zwei kleinere Altarflügel mit St. Georg und St. Ursula, wol für eine Dorfkirche bestimmt und daher etwas handwerksmäßig gemalt. Dagegen wurde ein aus diesem Jahr datirtes Hauptbild erst in neuerer Zeit aufgefunden, nämlich eine Madonna mit dem Kinde, zwischen St. Martin und St. Ursus (Museum zu Solothurn), leider in sehr ruinirtem Zustand und daher sehr eingreifend restaurirt. Im Gesicht der Maria erkennt man die noch jugendlich anmuthigen Züge von Holbein's Gattin; für das Kind scheint er sein eigenes Knäblein als Modell benützt zu haben. Ein noch bedeutenderes Altar-

bild, dessen Entstehungszeit schwer zu bestimmen ist, befindet sich in einer Seiten-
kapelle des Freiburger Münsters; es besteht aus zwei Flügeln mit den Dar-
stellungen der Geburt Christi und der Anbetung der Könige. Darunter die
Bildnisse des Stifters Jacob Oberried von Basel und seiner zahlreichen Familie.
Diese jedoch von einer schwächeren Hand, vielleicht von Ambrosius H. gemalt.
Für die Orgel des Basler Münsters malte H. zwei Flügel braun in braun auf
Leinwand; auf dem einen „Kaiser Heinrich II. und seine Gemahlin", zwischen
ihnen der Bau des Münsters; auf dem anderen die „hl. Jungfrau und Bischof
Pantalus", getrennt durch eine singende Engelgruppe. Leider wurde dieses
schöne Werk durch Vernachlässigung sehr beschädigt und mußte an mehreren
Stellen ergänzt werden, was mit Hülfe der noch vorhandenen getuschten Skizze
geschehen konnte, die von großer Schönheit ist (Basler Museum). Ebendaselbst
braun in braun gemalt ist ferner ein kleines Diptychon; links der dornengekrönte
Christus, sitzend, als Mann der Schmerzen; rechts Maria als Schmerzensmutter;
die Umgebung bildet ein Prachtgebäude in reichem Renaissancestil mit kunstreicher
Perspective, wieder ein Bild, das für italienischen Einfluß zeugt. Dasselbe kann
man von einem Abendmahl sagen, von erstaunlicher Energie des Colorits (Museum
zu Basel). Das berühmteste Werk aus Holbein's erster Baslerzeit ist die Ma-
donna mit der anbetenden Familie des Bürgermeisters Meyer „zum Hasen".
Das in Darmstadt im Besitz der Prinzessin Karl von Hessen befindliche eigent-
liche Original ist durch Restauration stark alterirt, während die früher für
Original gehaltene alte Copie in der Dresdener Gallerie noch gewisse Holbein'sche
Eigenthümlichkeiten aufweist, welche in jenem durch Uebermalung verloren ge-
gangen sind. Ueber dieses Bild existirt eine so ausgedehnte Speciallitteratur,
daß hier von einer eingehenden Besprechung abgesehen werden kann. Die Ent-
stehung dürfte in das J. 1526 oder frühestens 1525 fallen. Holbein's un-
vergleichliche Begabung für das Porträtfach, welche ihm schon bei seinem Auf-
treten in Basel hohe Gönner erworben hatte, wurde von den hervorragendsten
Persönlichkeiten der Stadt in Anspruch genommen. Erasmus ließ sich oft von
ihm malen und sandte diese Bildnisse an seine entfernten Freunde und Gönner;
eines derselben, das der Erzbischof Warham von Canterbury erhielt, befindet sich
in Longford Castle, ein zweites, im Profil aufgenommen, ist in der Louvre-
Gallerie zu Paris und eine Wiederholung davon im Museum zu Basel. Auch
des Erasmus Freund, der berühmte Buchdrucker Froben, wurde von H. gemalt,
sowie der Buchdrucker Oporinus. Seltener sind seine Frauenbildnisse. Doch
besitzt die Basler Sammlung deren zwei von großer Schönheit und eigenthüm-
licher Auffassung. Beide stellen eine und dieselbe Dame aus dem Basler Ge-
schlecht von Offenburg dar; das reiche und elegante Costüm ist auf beiden un-
gefähr dasselbe; auf dem einen Bild ist sie als Venus gedacht, indem sie ein
kleines nacktes Kind, das sich durch einen Pfeil im Händchen als Amor kenn-
zeichnet, bei sich stehen hat; das andere trägt die Unterschrift: „Lais corinthiaca"
1526. Der Charakter der berüchtigten Buhlerin wird durch ihre Handgeberde
angedeutet, welche zu einem Häufchen vor ihr liegender Goldstücke noch mehr zu
begehren scheint. In beiden Bildnissen ist ein Streben nach dem bei Leonardo
da Vinci so beliebten Frauenideal unverkennbar. Daß das Umsichgreifen der
reformatorischen Bewegung den bildenden Künsten, welche bisher größtentheils
der Heiligenverehrung ihr Dasein verdankt hatten, verderblich sein mußte, ist
begreiflich. Auch H. empfand ihren lähmenden Einfluß auf die Ausübung seiner
Kunst, und sah sich durch Nahrungssorgen genöthigt, auf einen Ersatz für den
Ausfall der kirchlichen Bestellungen bedacht zu sein. Erasmus rieth ihm zu
einem Aufenthalt in England, wobei er ohne Zweifel Holbein's eminente Be-
gabung für das Porträtfach im Auge hatte, für welche der Maler bei der reichen

englischen Aristokratie ein einträgliches Arbeitsfeld finden würde. Er versah ihn mit Empfehlungsbriefen an hochgestellte Personen; derjenige an den Kanzler Thomas Morus ist durch den Druck bekannt. Erasmus beruft sich darin auf ein schon früher gemaltes und nach England gesandtes Bildniß. Doch bevor wir dem Maler nach England folgen, müssen wir einen Blick auf einen Theil seiner bisherigen Thätigkeit werfen, welcher wol ebenso sehr als seine Gemälde Zeugniß von seiner Genialität und seiner Geistesrichtung gibt. Es sind dies seine Vorzeichnungen für den Holzschnitt, welcher in dem als Druckort hervorragenden Basel eine besondere Pflege fand, da manche Drucker ihre Verlagswerke mit bildlichen Darstellungen oder wenigstens mit verzierten Titelblättern auszustatten pflegten. Die große Zahl der Holbein'schen Holzschnitte im Einzelnen durchzugehen, ist hier nicht der Ort; doch sind einige seiner Arbeiten auf diesem Felde namhaft zu machen, welche seinen Ruhm damals noch weiter verbreiteten, als seine gemalten Kirchenbilder und Bildnisse. Es sind dies seine Bilder zum Alten Testament, und noch mehr seine Todesbilder, imagines mortis, gewöhnlich auch sein „Todtentanz" genannt, welche er für den unvergleichlichen Formschneider Lützelburger zeichnete, der die Holzschnitte aus Auftrag eines Lyoner Verlegers ausführte. Beide Folgen, besonders aber die Todesbilder, erfuhren eine große Anzahl von Auflagen und Nachahmungen. Eine miniaturartige Folge von Todesbildern zeichnete er für ein Uncialalphabet, welches Lützelburger mit unübertroffener Feinheit in Holzschnitt ausführte. Für Holbein's Standpunkt in Betreff der Reformation sind zwei längliche Holzschnitte bezeichnend. Der eine ist eine Satire auf den Ablaßkram, die linke Seite zeigt Gott Vater, der drei in tiefer Reue zu ihm betenden Sündern erbarmungsvoll die Vaterarme entgegenbreitet; rechts erblickt man den Papst auf seinem Thron, welcher dem Kanzler die Ablaßbulle überreicht, während im Vordergrunde dem herbeieilenden Volk die Indulgenzen um Geld verschachert werden; die Armen, welche keines anzubieten haben, werden schnöde abgewiesen. Das andere Bild zeigt in der Mitte einen brennenden Leuchter, auf welchen Christus als auf das wahre Licht deutet. Ihm nahen von links geringe Leute, Bauern, Fischer 2c., während rechts die Clerisei mit dem Papst an der Spitze, von dem Lichte sich abwendet und blindlings in eine Grube stürzt. — Wie von den Buchdruckern, so wurde Holbein's Erfindungsgabe auch noch von anderen Kunsthandwerkern in Anspruch genommen, z. B. von den Goldschmieden, namentlich aber von den Glasmalern; bilden doch seine Vorzeichnungen zu Glasgemälden einen wesentlichen Theil des Holbein'schen Zeichnungsschatzes des Basler Museums. Sie erforderten in Folge der meistens Porticusähnlichen Umrahmungen eine große Kenntniß architektonischer Renaissance-Ornamentik, worin sich in der That Holbein's schöpferisches Genie auf die mannigfaltigste Weise bewährt. Dasjenige Werk, in welchem er sich hierin vor allem groß zeigte, war die Bemalung einer einfachen Hausfaçade, welcher er durch reiche architektonische Gliederungen, Säulenhallen, Gallerien, Portiken 2c., das Aussehen eines phantastischen Prachtbaues gab. Ueber der Thür brachte er einen Bauerntanz an, weil das Haus die Benennung „Zum Tanz" hatte. Eine Durchzeichnung des Gesammtentwurfs besitzt das Basler Museum; die Originalskizze der linken Seite das Berliner Handzeichnungscabinet. — H. reiste im Herbst 1526, mit Zurücklassung seiner Familie, nach England ab. Er nahm seinen Weg über Antwerpen, wohin ihm Erasmus einen Empfehlungsbrief an seinen Freund Peter Aegidius gab, der die Bitte enthielt, seinen Empfohlenen bei Quentin Messys, dem damals berühmtesten flämischen Maler, einzuführen. In England angelangt, fand H. im Hause des Thomas Morus, Dank der Empfehlung des Erasmus, gastfreundliche Aufnahme und Beschäftigung. Er malte nicht nur verschiedene Male dessen

Porträt, sondern auch ein großes Bild der ganzen Familie, bestehend in zehn Personen, welches zwar leider verschollen ist, aber wovon die Federskizze, die er später selbst dem Erasmus nach Basel brachte, noch im dortigen Museum vorhanden ist. Auch mehrere andere Bildnisse von hochgestellten Personen, welche in jenen zwei Jahren seines ersten Aufenthalts in England entstanden, mochte er den Empfehlungen des Erasmus verdanken, so das mit 1527 bezeichnete des Erzbischofs von Canterbury, Warham, in zwei Exemplaren noch vorhanden (Lambeth House und Louvre) und außerdem in der Skizze in Windsor; ebenso das Bildniß des Bischofs von Rochester, John Fischer, nur noch in zwei Zeichnungen vorhanden, und den Stallmeister des Königs, Sir Henry Guildford (Windsor Castle), auch dieses 1527 datirt. Außerdem besitzt die Louvre-Gallerie das herrliche lebensgroße Bildniß des königlichen Astronomen Nicolaus Kratzer, eines geborenen Münchners, von 1528; die Dresdener Gallerie das Doppelbild Thomas Godsalve und seines Sohnes John. Daß auch noch andere Bildnisse aus dieser Zeit stammen mögen, ist anzunehmen, aber weil solche nicht datirt sind, nicht sicher nachzuweisen. — Im August 1528 finden wir H. wieder bei den Seinigen in Basel. Aus seinen in England gemachten Ersparnissen kaufte er sich am 29. des genannten Monats ein am Rhein gelegenes Haus in der St. Johann-Vorstadt, wofür er 300 fl. bezahlte. Drei Jahre später vergrößerte er diesen Besitz durch den Ankauf eines kleinen Nebenhauses um 70 fl. Er überbrachte damals dem Erasmus jene Federskizze des Moore'schen Familienbildes, über welches Geschenk derselbe sein Entzücken in einem Brief an Moore's Tochter Margaretha Roper, ausdrückt. Auch jetzt scheint wieder Erasmus Holbein's hauptsächlichster Arbeitgeber gewesen zu sein, indem er sich wiederholt von ihm malen ließ. Eines dieser Bildnisse, 1530 datirt, befindet sich in der Gallerie zu Parma, das andere ist die wunderbar feine Oelminiatur im Basler Museum. Außerdem zeichnete er ihn zwei Mal für den Holzschnitt, nämlich das eine Mal in ganzer Figur stehend, unter einem prachtvollen Porticus, die Rechte auf den Kopf des Terminus, seines Sinnbildes, ruhend; das andere Mal in Profil in ein kleines Rundbild, welches in verschiedenen Werken des Erasmus auf der Rückseite angebracht ist. Bald nach seiner Rückkehr entstand auch das berühmte Bild von Holbein's Gattin und zwei Kindern in Lebensgröße, in meisterlichen Zügen mit leichtem Auftrag auf Papier gemalt, und doch von erstaunlicher coloristischer Wirkung (Basler Museum). Die Hauptarbeit Holbein's in dieser Epoche ist die Vollendung der Wandgemälde im Rathssaal. Auf die früher leer gebliebene Wand malte er zwei alttestamentliche Geschichten, Saul, welcher wegen seines Ungehorsams gegen Gottes Befehle von Samuel zur Rede gestellt wird, und Rehabeam, der seinem Volke eine härtere Behandlung androht, als die unter seinem Vater erduldete. Für diese Arbeit findet sich in den Rathsrechnungen die Bezahlung von 60 fl. an H. notirt. Diese Malereien sind mit den übrigen des Rathsaales untergegangen, bis auf wenige Fragmente, welche von der Mauer abgelöst werden konnten und sich im Museum befinden, woselbst auch zu beiden Darstellungen die Originalskizzen vorhanden sind. Im J. 1529, wo in Basel die Reformation vollständig durchgeführt wurde, fand daselbst ein Bildersturm statt, welchem unzählige kirchliche Kunstwerke zum Opfer fielen, worunter wol manches von Holbein's Meisterhand gemalte. Wiewol er selbst sich aus Ueberzeugung der neuen Lehre anschloß, mußte er nun doch deren vernichtenden Einfluß auf die Kunst schwer empfinden; es blieb dem Maler kaum ein anderer Erwerb, als das Porträtfach und untergeordnete Handwerksarbeiten. Als Beispiel von letzterem finden wir in den Rathsrechnungen von 1531 die Aufzeichnung einer Bezahlung an Holbein von 17 tt. 10 ß für das Malen der beiden Uhren am Rheinthor. Daß er sich unter diesen Umständen nach den goldenen

Tagen in England zurücksehnte, ist verzeihlich. In der That reiste er Ende 1531 oder anfangs 1532 wieder nach diesem Lande ab. Dieser abermalige Wegzug war nun aber nicht nach dem Sinne des Basler Raths; er ließ den 22. Sept. 1532 an den Maler ein Schreiben ergehen, worin dieser aufgefordert wurde, sich wieder „anheimsch“ zu verfügen, und ihm, damit er Weib und Kind besser ernähren möge, ein Jahrgeld von 30 fl. zugesichert wurde. Doch H. kam dieser Mahnung nicht nach, da er in England reichliche Beschäftigung fand. Gerade vom J. 1532 sind mehrere in England gemalte Bildnisse datirt, worunter namentlich das lebensgroße des Georg Gyße, eines in London niedergelassenen Kaufmanns von Basel, nun eine Zierde der Berliner Gallerie. Ueberhaupt scheint H. um diese Zeit, wie aus den ihr angehörenden Bildnissen ersichtlich ist, viel mit seinen deutschen und schweizerischen Landsleuten verkehrt zu haben; namentlich existiren eine Anzahl Bildnisse von Kaufleuten des Stahlhofes, einer deutschen Handelsgesellschaft in London. Nicht nur einzeln traten dieselben mit ihm in Berührung, sondern auch die Corporation als solche nahm seine Kunst wiederholt in Anspruch. Bei der Krönung der Königin Anna Boleyn (Mai 1533), wo die Bürgerschaft Londons Alles aufbot, um den königl. Zug nach der Westminsterabtei festlich glänzend auszustatten, thaten die deutschen Kaufherren ebenfalls ihr Bestes, indem sie ein Schaugerüst mit allegorischer Ausschmückung errichteten, dessen Anordnung und malerische Decoration sie H. übertrugen. Eine Skizze dazu von seiner Hand ist noch vorhanden. Längere Dauer, als diese Festdecoration, hatte ein anderes um jene Zeit für den Stahlhof ausgeführtes Werk. Er erhielt nämlich den Auftrag, die Gildehalle desselben mit allegorischen Wandbildern zu zieren, wozu er die gegensätzlichen Darstellungen des Triumphes der Armuth und des Reichthums wählte. Sie waren in Wasserfarbe auf Leinwand gemalt, mit lebensgroßen Figuren. Da sie spurlos verschollen sind, kann uns nur die einzige vorhandene Originalskizze des Triumphes des Reichthums einen Begriff von Holbein's genialer Auffassung des Gedankens geben (Louvre). Das Werk wurde von dem römischen Maler Zucchero, der es 1574 copirte, denjenigen Raphael's gleichgestellt. Es war Holbein's letztes großes Werk auf dem Gebiete der Historienmalerei, wovon wir Kunde haben, da er nun von der Porträtmalerei mehr und mehr in Anspruch genommen wurde. Dies ist sicher zu beklagen; denn wie sehr mit der Reife seiner Jahre sich sein Kunstvermögen steigerte und sein Geschmack läuterte, davon geben uns zahlreiche Skizzen meistens alttestamentlicher Geschichten Zeugniß, die er für Schmuckgegenstände fertigte. Auch Holzschnitte, die seine Zeichnung verrathen, sind aus dieser Zeit bekannt und unter diesen einige, in welchen er die Geistlichkeit zur Zielscheibe seiner satirischen Laune nahm. Diese äußert sich indeß am schärfsten in einer Travestie der Passion Christi, die er in 22 Blättern kleinen Formats zeichnete und worin er das damalige schamlose Treiben der Clerisei geißelte, indem er die Widersacher des Heilands sämmtlich als Mönche und Bischöfe darstellte, ja sogar im Bilde, wo Christus die ersten Eltern aus der Hölle erlöst, den Teufel mit der päpstlichen Tiara krönt. Die Originale sind verloren und man kennt daher diese Compositionen, wie so manches andere von H., nur durch die Stiche von Wenzel Hollar. Wann H. in den Dienst des Königs trat, ist nicht genau ermittelt; wahrscheinlich nicht vor 1536; denn man kennt von ihm kein Bild der Königin Anna Boleyn, noch irgend etwas auf sie bezügliches. Dagegen malte er 1537 ein großes Wandbild im königl. Schlosse Whitehall, Heinrich VIII. und die Königin Jane Seymour, sowie auf einer erhöhten Stufe die Eltern des Königs, nämlich Heinrich VII. und Elisabeth von York darstellend. Durch den Brand des Schlosses 1698 ging dieses seiner Zeit so berühmte Bild zu Grunde, von welchem uns eine Copie aus dem

17. Jahrhundert noch die Composition überliefert; jedoch existirt von der linken Seite der Originalcarton im Besitz des Herzogs von Devonshire. Ein Bildniß der Jane Seymour in kostbarer Kleidung, mit der größten Sorgfalt ausgeführt, befindet sich in der Belvedere-Gallerie zu Wien. Dasselbe dürfte vielleicht aus dem J. 1536 sein, wo die königliche Hochzeit stattfand. Diese Ehe war bekanntlich von kurzer Dauer. Königin Jane starb im ersten Wochenbette den 24. October 1537, und nun mußten die Räthe des Königs sich nach einer neuen Gemahlin für denselben umsehen. Zu diesem Ende wurde H. nach Brüssel an den kaiserlichen Hof gesandt, um das Bildniß einer Nichte Karls V., Christine von Dänemark, Wittwe des Herzogs Sforza von Mailand zu malen, um welche sie für den König warben (das Bild befindet sich im Besitz des Herzogs von Norfolk). Diese Heirath zerschlug sich nach langen Unterhandlungen aus politischen Rücksichten, und da sich in Folge dessen die königlichen Freierabsichten auf die Prinzessin Anna von Cleve richteten, so mußte sich im Juli 1539 H. abermals nach dem Continent begeben, um diese zu porträtiren (Louvre). Zwischen den beiden, zu genanntem Zweck unternommenen Reisen Holbein's wurde er auch, wie aus den königl. Haushaltsrechnungen zu entnehmen ist, im Sommer 1538, „wegen gewisser Geschäfte des Königs“, nach Hochburgund gesandt, wofür er als Extravergütung 10 Livres Sterl. erhielt. Worin diese Geschäfte bestanden, ist nicht ermittelt; indessen bietet diese Reise insofern Interesse, als H. auf derselben nach Basel kam und einige Wochen bei den Seinigen verweilte. Seine Mitbürger ehrten ihren nun zu Berühmtheit und hohem Ansehen gelangten Angehörigen nicht allein durch festliche Mahlzeiten, sondern suchten ihn auch durch Zusicherung eines anständigen Jahrgehalts wieder an die Stadt zu fesseln. Die betreffende Bestallungsurkunde, vom 16. October 1538 datirt, ist in mancher Hinsicht sehr bezeichnend. Bürgermeister und Rath erklären, daß sie aus besonderem geneigten Willen, den sie zu dem ehrbaren ihrem lieben Bürger, Hans H., tragen, der wegen seiner Kunst vor anderen Malern weit berühmt sei, und auch, weil er ihnen in städtischen Bauangelegenheiten, sowie anderem, worauf er sich verstehe, mit gutem Rath beistehen könne, ihm lebenslänglich ein quartalweise zu entrichtendes Wart- und Dienstgeld zusichern, abgesehen von der besonderen Belohnung, die sie ihm für Malerarbeiten so sie deren bedürften, entrichten wollten. Da er aber, nach seiner Aussage, innerhalb der nächsten zwei Jahre nicht wohl in Gnaden vom König von England, in dessen Dienst er sich seit längerer Zeit befinde, seinen Abschied erhalten könne, so sei ihm gestattet, noch fernere zwei Jahre in England zu verbleiben, während welcher Zeit seiner Frau ein jährliches Wartgeld von 40 fl. solle verabfolgt werden. Wenn er aber nach Verlauf der zwei Jahre zurückkehre, so solle er seine ihm zugesagten 50 fl. von Stunde an erhalten; und da seine Kunst und Arbeit, welche mehr werth sei, als daß sie an alte Mauern und Häuser vergeudet werde, in Basel sich nicht als hinlänglich gewinnbringend erweisen möchte, so sei ihm gestattet, mit den Kunstwerken, welche er zu Haus fertige, jährlich zwei oder drei Mal nach Frankreich, England, Mailand und den Niederlanden zu reisen, um sie fremden Herren zuzuführen und zu verkaufen. Diese urkundlich ausgefertigte Uebereinkunft wurde von Seiten des Malers nicht gehalten, wahrscheinlich weil es ihm nie gelang, seine Verbindlichkeiten gegenüber dem König zu lösen. Von diesem bezog er nämlich seit 1538 einen Jahrgehalt von 30 Pfd. Sterl., welcher ihm quartalweise vorausbezahlt zu werden pflegte. Im September 1540, also gerade dem Zeitpunkt, wo er nach seinem gegebenen Versprechen nach Basel hätte zurückkehren sollen, erhielt er sogar den Gehalt eines ganzen Jahres vorausbezahlt, und fuhr merkwürdiger Weise nichtsdestoweniger fort, in den darauf folgenden Quartalterminen seine vierteljährliche

Besoldung von 7 Pfd. 10 β St. zu beziehen. Dazu mochte kommen, daß die Zahl der ihm in England zu Theil werdenden Porträtbestellungen nie ab-, sondern beständig zunahm, und um so einträglicher wurde, als ein großer Theil seiner Auftraggeber den höchsten Hofkreisen angehörte. In der That scheint die Menge der von ihm gemalten Bildnisse sehr bedeutend gewesen zu sein. In Windsor Castle sind nicht weniger als 85 gezeichnete Porträtskizzen und viele andere finden sich theils in England, theils auf dem Continent zerstreut vor; selbst Basel besitzt deren vier, welche Holbein's englischer Periode angehören. Daß nur von einem kleinen Theil dieser Skizzen die gemalten Bildnisse vorhanden sind, mag theils durch die Sorglosigkeit der Besitzer, theils durch die unruhigen Zeiten zu erklären sein, welche England während so langer Zeit durchzumachen hatte. So hat auch Wenzel Hollar 26 Porträte nach H. in Kupfer gestochen, deren Originale zum größten Theil seither verschollen sind. Immerhin ist die Zahl der noch vorhandenen Bildnisse eine beträchtliche. Zu den berühmtesten gehört dasjenige in Lebensgröße des königl. Goldschmieds Morett in der Gallerie zu Dresden, woselbst sich auch die wundervolle Skizze dazu befindet. An der H.-Ausstellung zu Dresden 1871 erregte allgemeine Bewunderung das Bildniß eines Unbekannten in reichem Costüm, im Besitz des Malers Millais in London. Von großer Wahrheit der Auffassung und sorgfältigster Ausführung ist das gleichfalls lebensgroße Bild des Herzogs von Norfolk, damals auch in Dresden ausgestellt, sonst aber in Windsor Castle. Noch mag erwähnt werden das Bild eines 28jährigen Mannes, einen Falken auf der Hand haltend, nach der darauf befindlichen Jahrzahl 1542 der letzten Zeit des Meisters angehörend (Haag). Sein eigenes Bildniß, welches H. 1543 gemalt haben soll, existirt nicht mehr im Original, sondern nur noch in mehreren Copien und in den Stichen von Wenzel Hollar und Lucas Vorstermann. Die angebliche Pastellskizze zu demselben in den Ufficien zu Florenz ist ein geringes Machwerk von fremder Hand. Den fünfvierteljährigen Prinzen von Wales malte er als Neujahrsgeschenk für den König 1539, wofür er als Gegengeschenk einen goldenen Becher mit Deckel im Gewicht von 10 Unzen erhielt. Das Bild befindet sich in der Gallerie zu Hannover. H. scheint sich auch mit gleichem Geschick in der Miniaturmalerei versucht zu haben; fünf solcher Bildchen bewahrt die königl. Bibliothek in Windsor, worunter dasjenige der Königin Catharina Howard. Noch ist ein Zweig von Holbein's Kunstthätigkeit zu erwähnen, welcher, obwol scheinbar untergeordneter Art, nicht weniger Zeugniß von seiner reichen Erfindungsgabe und seinem geläuterten Geschmack gibt, als seine Gemälde. Als Hofmaler lieferte er nämlich den königlichen Goldschmieden die zierlichsten Vorzeichnungen für goldene und silberne Prachtgefäße, Pocale, Tafelaufsätze, ja selbst für Gegenstände des weiblichen Schmucks, wie Medaillons, Agraffen, Ohrgehänge, Spangen, Gürtel 2c., den Waffenschmieden für Dolchscheiden, Dolche, Degengriffe, Pulverhörner 2c. — Alle diese Zeichnungen, von welchen ein Theil noch in England (britt. Museum, Bibliothek zu Oxford), andere noch im Museum zu Basel aufbewahrt werden, sind von so genialer und geschmackvoller Erfindung, daß sie unter allem, was im 16. Jahrhundert die decorative Kunst der Renaissance nicht allein Deutschlands, sondern selbst Italiens aufzuweisen hat, die erste Stelle behaupten. Hervorzuheben sind die Zeichnungen eines Prachtpocals für die Königin Jane Seymour (Bibliothek zu Oxford), einer Dolchscheide mit einem Todtentanz, einer anderen mit Venus und Amor, dem Urtheil des Paris und Pyramus und Thisbe (Basler Museum) sowie einer mit dem Triumph der Bellona; desgleichen einer überaus künstlichen Sanduhr für den König (britt. Museum) und endlich, als Beweis, daß er im architektonischen Fache nicht minder großer Meister war, die Zeichnung zu einem Prachtkamin, dessen monumentaler Aufbau

ebenso reich in seiner Gliederung und seinem ornamentalen Schmuck als classisch maßvoll in seinen Verhältnissen, die ganze Höhe eines Saales einnehmen mußte. — Während die früheren Biographen Holbein's ihn übereinstimmend bis 1554 leben ließen, ist es seit der im J. 1861 durch einen englischen Forscher, M. Black, gemachten Entdeckung von Holbein's letztem Willen und dessen Vollstreckungsurkunde außer allem Zweifel, daß er im October oder November 1543 von der damals herrschenden Pest dahingerafft wurde. In diesem in sichtbarer Hast aufgesetzten Testament ordnet er an, daß sein Pferd und alle seine Habe verkauft und daraus seine Schulden bezahlt werden sollen; auch setzte er ein monatliches Pflegegeld für zwei Kinder aus, welche er in England einem, wie es scheint außerehelichen, Verhältniß verdankte, denn daß seine in Basel zurückgelassene rechtmäßige Gattin ihn um sechs Jahre überlebte, ist gleichfalls urkundlich nachgewiesen. Sie starb 1549, indem sie zwei Söhne und zwei Töchter, sowie einen wohlgeordneten Hausstand hinterließ. Der ältere der Söhne, Philipp, war von H. selbst 1538 zu einem Goldschmied in Paris in die Lehre geführt worden; er ließ sich in der Folge zu Augsburg nieder, wo er eine Diamantschleiferei gründete. Seine Nachkommenschaft wurde in den Adelsstand erhoben. Der zweite Sohn, Jacob, wurde gleichfalls Goldschmied, starb aber schon 1552 zu London. Die Töchter verehelichten sich zu Basel in den Handwerkerstand.

Woltmann, Holbein und seine Zeit. His, Die Basler Archive über H. Holbein d. J. Ed. His.

Holbein: Ambrosius H., der ältere der beiden Söhne des Malers Hans H. des älteren, wurde zu Anfang der neunziger Jahre des 15. Jahrhunderts zu Augsburg geboren, widmete sich, gleich seinem berühmtern Bruder Hans H., der väterlichen Kunst und wanderte, vielleicht gleichzeitig mit diesem, nach der Schweiz aus. Die früheste Kunde von seiner Anwesenheit in Basel gibt ein dortiges Gerichtsbuch, in welchem er bei Anlaß eines Handels als Zeuge genannt wird. Am 24. Februar 1517 läßt er sich in die Zunft der Maler „Zum Himmel“ aufnehmen, welcher Aufnahme am 6. Juni 1518 diejenige ins Bürgerrecht folgte. Die wenigen Erzeugnisse seiner künstlerischen Thätigkeit, welche eine Jahrzahl tragen, beschränken sich auf die Jahre 1517 und 1518, weshalb man vermuthet, daß er diesen Zeitpunkt nicht lange überlebte. Die Basler Kunstsammlung besitzt nur drei beglaubigte Oelgemälde von seiner Hand, nämlich einen dornengekrönten Christus, von Engelchen in Wolken umgeben, etwas schwer im Ton, und zwei Knabenbildnisse in Renaissanceumrahmungen, welche in der feinen Präcision der Umrisse den Arbeiten des Hans H. sehr verwandt sind, ihnen jedoch in der Modellirung und Carnation bedeutend nachstehen. Wahrscheinlich von ihm ist ebendaselbst das Bildniß des Goldschmieds Georg Schweiger, eines geborenen Augsburgers, welcher bei der Bürgeraufnahme des Ambrosius H. diesem seinem jungen Landsmann als Bürge beistand. Mehrere gezeichnete Porträtstudien sind denjenigen des Hans H. fast ebenbürtig; darunter das mit dem Monogramm des Ambrosius H. und der Jahrzahl 1517 versehene eines jungen Mannes, wovon in der Gallerie zu Petersburg das in Oel ausgeführte Bild existirt. Von den Handzeichnungen, welche in Basel und anderswo früher Hans H. zugeschrieben wurden, dürfen manche mit ziemlicher Sicherheit dem Ambrosius H. zugetheilt werden. Seine Hauptthätigkeit entwickelte H. im Dienste der Buchdruckerkunst durch Illustrationen zu Büchern, Titeleinfassungen, Buchdruckerzeichen und Initialen. Unter anderen beschäftigte ihn der auch als Dichter bekannte Buchdrucker Pamphilius Gengenbach. Seine bekanntesten Holzschnitte lieferte er für Froben, so z. B. die große Titeleinfassung mit der Verläumdung des Apelles und der Schlacht des Arminius, sowie diejenige mit

dem Bild des Hoflebens. Vorzüglich sind auch einige Illustrationen zur Utopia des Thomas Morus. Viele seiner Holzschnitte sind erst in neuerer Zeit aus dem Werk seines berühmteren Bruders ausgeschieden und ihm, in Folge genauer Vergleichung, zugetheilt worden. His.

Holbein: Franz Ignaz v. H., Edler von Holbeinsberg, Bühnenkünstler, Theaterdirector und Dramatiker, geb. am 27. August 1779 in Zizzersdorf bei Wien, † am 15. Septbr. 1855 in Wien. Zu den bewegtesten und vielgestaltigen Lebensläufen, welche die Theatergeschichte in ihren Annalen verzeichnet, gehört auch der Holbein's, der wunderbar begabt nur etwas anzufassen brauchte, um sofort auch eine gewisse Fertigkeit darin zu erlangen. Einer Familie entstammend, die den berühmten Maler Hans H. zu ihren Ahnen zählte, verlor H. frühzeitig seinen Vater, den ihm nun sein Großvater, der k. k. Hofrath und Lottodirector Joseph v. H. ersetzte. Er schickte H. in die damals wohlangesehene Erziehungsanstalt im Kloster Lilienfeld,wo der vielwissende Director Alt auf seinen Weltsinn, der als Frater Ladislaus im Kloster lebende L. Pyrker auf sein religiöses Gefühl bedeutenden Einfluß gewannen. Nach dreijährigem Aufenthalt in Lilienfeld kehrte er zurück, machte mit einem Freund seines Hauses eine Reise nach Italien und wurde dann in Lemberg beim Lottoamt, als einer Stätte sicheren Berufs, angestellt. Bald aber der Lottozahlen überdrüssig, zog der 17jährige Jüngling unter dem Namen Fontano heimlich hinaus in die Welt, voll romantischer Ideen im Kopf, die Guitarre an der Seite, mit der er sich nach Rußland hinein und aus dem Zarenreich wieder heraus spielte. Auf der Reise nach Berlin begriffen, traf er auf die Döbbelin'sche Gesellschaft und all die Theaterfreuden, die er in Lilienfeld erlebt hatte, tauchten verlockend in ihm auf und ehe er sich's versah, war er wohlbestalltes, wenn auch wegen seines Dialectes oft ausgelachtes Mitglied der genannten Truppe. Von Frauenstadt, wo er ihr beigetreten war, begleitete er sie nach mehreren Orten, verließ sie dann 1798 in Posen, um von neuem als moderner Troubadour singend und spielend die deutschen Lande zu durchziehen. 1799 band Iffland den Wanderlustigen durch einen Contract an das Berliner Hoftheater, doch einige Zeit darauf und nachdem er in Dessau und Stettin gastirt hatte, griff er abermals nach der Guitarre und kam mit dieser seiner Freundin auch nach Glogau, wo die einstige Maitresse Friedrich Wilhelms II., die Gräfin von Lichtenau (Minchen Enke) an dem schönen jungen Mann lebhaftes Gefallen fand und ihn so bestrickte, daß er, der 21jährige, nachdem er den Namen Fontano wieder abgelegt hatte, sich von der 46jährigen mit den Rosenketten der Ehe fesseln ließ. An die Dornen hatte der Leichtblütige nicht gedacht, aber sie rächten sich dafür und fünf Jahre später verließ H. die Gräfin, mit der er bis dahin in Breslau residirt hatte. In dieser Zeit hatte er Lieder und eine Oper mit einem selbstverfaßten Text componirt, das vielgegebene Schauspiel „Fridolin“ nach Schiller's „Gang nach dem Eisenhammer“ geschrieben und ein ganz neues musikalisches Instrument gebaut, bei dem die Saitenschwingungen der Aeolsharfe mit einer Claviatur hervorgebracht wurden. Auf diesem „Uranicon“, wie Prof. Sibicke es nannte, spielte H. nun (1806) in Wien, Regensburg und München, nahm dann, von Palffy dazu berufen, eine Stelle als Theaterdichter am Theater an der Wien an, und schrieb in dieser Stellung die Operntexte „Ida“ und „Augenarzt“, welche ebenso wie sein schon früher gegebenes Melodrama „Myriana“ von Gyrowetz (s. Bd. X. S. 247 f.) componirt wurden; ferner die Lustspiele „Der Vorsatz“, „Der Verräther“ und „Das Wiedersehen“, das Schauspiel „Uebereilung und Argwohn“, „Der Tyrann von Syrakus“ nach Schiller's „Bürgschaft“, eine Fortsetzung des „Fridolin“, „Der Brautschmuck“ und das Trauerspiel „Leonidas“. Holbein's Stücke haben, wie hier gleich angeführt sein mag, keine größeren Vorzüge, als die geschickt

gemacht zu sein, dem Schauspieler dankbare Vorlagen und dem Publicum Amusement zu geben. Auch seine Bearbeitungen von Kleist's „Käthchen von Heilbronn", „Familie Schroffenstein" und „Prinz von Homburg", wie von Shakespeare's „Bezähmte Widerspenstige" 2c. sind nur nach diesen Gesichtspunkten geleitet und sind in der That arge Verunstaltungen der Originale. Gesammelt sind Holbein's Dramen zum Theil in dem „Theater" (1811, 2 Bde.), „Neuestes Theater" (1820—23, 5 Thle.) und „Dilettantenbühne für 1826" (1826). — Ueberredet von neuem als Darsteller zu wirken, begab sich H. nach Regensburg, spielte hier wie in Stuttgart, dann am Theater an der Wien und an der Wiener Burg. 1809 wurde er Mitglied dieses Theaters und sang auch in der italienischen Oper, ging noch in demselben Jahr abermals nach Süddeutschland auf Gastreisen und übernahm endlich die Direction des Stadttheaters in Bamberg, die er vereint mit der des Theaters zu Würzburg von 1812—13 leitete. Würdigen Zielen nachstrebend, hob er diese Bühnen bedeutend und hatte das Glück, auf ihnen mehrmals bedeutende Künstler (Lebrun, Bader, Frl. Röckel, Frl. Lindner 2c.) zu entdecken. Nach Aufgabe der Direction von neuem gastirend, engagirte er sich 1813 am Hoftheater zu Karlsruhe, wo u. A. sein Lustspiel „Turnier von Kronstein" entstand, griff dann wieder zum Wanderstab und zog durch Süd- und Norddeutschland bis nach Kopenhagen. Von 1816—19 Mitglied des hannoverschen Theaters, spielte er daselbst Helden- und Charakterrollen (Wallenstein, Leonidas, Reinhold in den „Hagestolzen", Peter den Großen im „Mädchen von Marienburg"), sang aber auch, so den Simeon in der Oper „Joseph", ging 1819 nach Prag, wo er das Theater bis 1824, in den letzten Jahren als Unternehmer leitete und Talenten, wie Seydelmann, Henriette Sontag u. A. fördernd den Beginn ihrer Ruhmesbahn erleichterte. 1825 kehrte er nach Hannover zurück, wo er nun als Hoftheaterdirector, geschickt und vom Glück begünstigt, bis 1841 wirkte und neben anderen die Stücke „Liebe kann Alles", „Alpenröschen", „Doppelgänger" und „Maria Petembeck" schrieb. 1841 übernahm er die ihm angebotene Direction des Wiener Burgtheaters und verwaltete seine Geschäfte mit unermüdlichem Fleiß. Vermöge seiner exemplarischen Ordnungsliebe brachte er dem Institut bald die verloren gegangene ökonomische Regelmäßigkeit zurück, verwaltete mit Sparsamkeit und Genauigkeit und wenn ihm auch jetzt die Kraft fehlte, in den artistischen Theil einen großen stilvollen Zug zu bringen, so erwarb er doch der Bühne vortreffliche Kräfte und bereicherte das Repertoir. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich durch die 1844 auf seine Veranlassung geschehene Einführung der Autorentantième. Seit 1849 verwaltete H. nur noch den ökonomischen und technischen Theil der Burgtheaterdirection (Heinrich Laube den artistischen), nachdem ihm 1848 auch die Leitung der Hofoper übertragen worden war. 1853 wurde er pensionirt und ließ im selben Jahre eine Selbstbiographie mit Rechenschaftsbericht über seine directorialen Leistungen und sein dramaturgisches Glaubensbekenntniß, unter dem Titel „Deutsches Bühnenwesen" (erster und einziger Theil) erscheinen. — Vermählt war H. drei Mal, das erste Mal mit der Gräfin Lichtenau, dann mit der Schauspielerin Renner und nach deren Tod mit der Schauspielerin Göhring. Marie Johanne Renner war geboren zu Mainz, † 1824 in Prag, wo sie sich nach dem Tod der Lichtenau (1820) mit H. vermählte, nachdem sie ihn schon seit mehr als einem Jahrzehnt auf seinen Fahrten begleitet und neben ihm, der ein vortrefflicher Wetter v. Strahl war, in liebenswürdigster Weise das Käthchen gegeben hatte. Sie war von Marchand, Leop. Mozart und ihrer Mutter, der trefflichen Sängerin Eva Brochard, für die Bühne ausgebildet worden, hatte diese 1790 am 22. August als Caroline in Jünger's „Wechsel" am Münchener Hoftheater zuerst betreten und war bis 1796, wie auch von 1799—1807 Mit-

glied dieses Instituts. Von 1796—99 gehörte sie dem Mannheimer Theater an. 1792 vermählte sie sich zum ersten Mal mit dem Tänzer Franz Renner, doch wurde die Ehe später getrennt. Die Künstlerin galt ihrer Zeit als eine der vorzüglichsten Darstellerinnen des Naiven. Holbein's dritte Gattin, Jeannette Göhring, ward als Tochter des hannöverschen Schauspielers Göhring 1800 zu Hannover geboren, betrat daselbst 1818 die Bühne und wurde nach dem Abgang der vorerwähnten Mad. Renner deren Nachfolgerin, ehelichte dann den Schauspieler Artour, der sie 1824 verließ und bald darauf starb. Ihr schönes Talent für jugendliche muntere und tragische Liebhaberinnen erprobte sie u. a. auch auf einer umfassenderen Kunstreise, sie kehrte dann nach Hannover zurück und heirathete dort 1828 H. Seitdem spielte sie Heldinnen und tragische Liebhaberinnen und zog sich 1841 gänzlich von der Bühne zurück. Sie starb am 8. März 1863 zu Wien. Eine uneheliche Tochter Holbein's, Marie, seinem Verhältniß mit der Renner entsprungen, debütirte 1819 als Gurli in Hannover und wurde darauf für jugendlich-naive Partien engagirt.

Ueber Holbein's Directionsführungen vgl. u. a. Müller, Chronik des k. Theaters zu Hannover (1876. Vorsichtig zu benutzen!). Wlassak's Chronik des k. k. Hofburgtheaters (1876, ebenso) und Laube, Das Burgtheater (1868). Wesentlich für die Biographie ist vor allem Holbein's „Deutsches Bühnenwesen", für seine Beziehungen zur Lichtenau deren „Apologie" (1808).

Joseph Kürschner.

Holder: Wilhelm H., lutherischer Theologe des 16. Jahrhunderts, geb. zu Marbach im Herzogthum Württemberg 1542, † am 24. Juli 1609. Er durchlief die württembergischen Klosterschulen, studirte in Tübingen 1559 ff. unter J. Andreä, Heerbrand ꝛc., wurde Magister und Repetent daselbst, 1566 Pfarrer in Derendingen, 1567 Stadtpfarrer in Laufen, 1570 Spitalpfarrer und Specialsuperintendent in Stuttgart, 1571 Consistorialrath und Stiftsprediger, 1595 Generalsuperintendent und Abt von Maulbronn, auch Assessor der württembergischen Landschaft. 1608 trat er wegen Verlust seines Gedächtnisses in Ruhestand und starb im folgenden Jahre. — Als eifriger Schüler und Anhänger des Concordienmannes Jakob Andreä betheiligte er sich mit großem Eifer an der Polemik gegen Katholicismus und Calvinismus. Schon der Titel seiner Schriften läßt auf die Art seiner Polemik schließen, die ihm aber auch wieder ebenso leidenschaftliche Erwiderungen und Angriffe von Seiten der Gegner, z. B. des Katholiken Pistorius, des Zürchers Hospinian ꝛc. zuzog. Gegen die römische Kirche sind gerichtet: 1) „Mus exenteratus c. Pistorium", unter dem Pseudonym Wilhelmus de Stuttgardia, eine satirische Abhandlung über die scholastische Frage von der Maus, die eine Hostie gefressen, Tübingen 1593. 2) „Bericht von zweien alten, vor Jahren gut katholischen, jetzo aber in den Jesuiter Kalender verworfenen Heiligen, dem h. Merito S. Congrui und S. Condigni", Tübingen 1590. Dem Kampf gegen die Calvinisten dienen: 1) „Admonitio de Th. Bezae adv. Pappum libello", mit Vorrede der Tübinger theologischen Facultät vom J. 1580. 2) „Candor Calvinianus s. Th. Bezae admonitio altera", 1582. 3) „Cuculus Calvinisticus s. de gratitudine et modestia Calviniana adv. J. J. Grynaei Apologiam". 4) „Labyrinthi Sacramentarii prodromus", 1586 gegen M. Beumler. 5) „Asinus avis s. metamorphosis nova", 1587 gegen denselben. 6) „Ad Hieron. Zanchii virulenta convicia", 1587 u. A.

Fecht, Suppl. hist. eccl., Durlach 1684, S. 145 ff.; Jöcher II. S. 1672; Witte, Diarium; Fischlin, Mem. theol. Wirtemb.; Frank, Gesch. der prot. Th., I. 320.

Wagenmann.

Hölderlin: Johann Christian Friedrich H. wurde am 20. März 1770 in dem württembergischen Städtchen Lauffen am Neckar geboren. Bereits im J. 1773 verlor er seinen Vater, den Klosterhofmeister Heinrich Friedrich H., und die Erziehung des Knaben war zunächst dem Einfluß der Mutter und Großmutter überlassen. Nachdem er die Lateinschule zu Nürtingen absolvirt und das Landexamen bestanden hatte, besuchte er von 1784—88 die Klosterschulen von Denkendorf und Maulbronn, um für das theologische Studium vorgebildet zu werden. Schon in dieser Periode äußerte sich seine poetische Befähigung, welche durch die Dichter des Alterthums, sowie andererseits durch Klopstock und den Macpherson'schen Ossian angeregt wurde.

Im Herbst 1788 bezog H. das theologische Stift zu Tübingen. Obwol bereits in frühen Jahren der Einsamkeit nachhängend und zu grübelnder Melancholie geneigt, gewann der durch Schönheit, Bildung und edle Sinnesart ausgezeichnete Jüngling hier bald einen Kreis von vortrefflichen Freunden, unter denen Neuffer und Magenau seine Liebe zur Dichtung theilten, Hegel und später der 1790 ins Stift gekommene Schelling mit ihm durch gleiche philosophische Bestrebungen verbunden waren. Schon damals wurde H. durch die harmonievollen Schöpfungen des griechischen Geistes mächtig ergriffen; und doch erscheint er in mancher Hinsicht wie ein Nachzügler der Sturm- und Drangperiode, deren Losungsworte „Natur" und „Freiheit" nicht nur seine Jugendpoesien, sondern in gewissem Sinne die Zielpunkte aller seiner Dichtungen bezeichnen.

Die schwärmerische Liebe zur Natur, welche H. seit den träumerischen Tagen seiner Kindheit eigenthümlich gewesen, war durch die Entbehrungen, welche ihm die Disciplin jener klösterlichen Bildungsanstalten auferlegte, sowie durch den verwandten Zug der unter Rousseau's Einfluß stehenden zeitgenössischen Litteratur verstärkt worden. Die poetische Neigung, in der Natur nicht nur den Widerhall des eigenen Gemüthslebens zu vernehmen, sondern mit Berg und Wald, mit Wolken und Gestirnen, wie mit beseelten Wesen zu verkehren, verband sich mit dem Studium antiker Philosophen, Spinoza's und wahrscheinlich auch der philosophischen Briefe Schiller's, um jenen Pantheismus zu erzeugen, welchen Rosenkranz treffend als die dichterische Bevorwortung Schelling's und Hegel's bezeichnet hat.

Auch an Hölderlin's Freiheitsbegeisterung hat die Beschäftigung mit dem classischen Alterthum erheblichen Antheil; doch vermögen wir daneben den Einfluß von Klopstock's Teutonismus und Schubart's Tyrannenhaß, von Rousseau's Contrat social und Schillers Don Carlos zu verfolgen. Solchen Anregungen entsprechend ist Hölderlin's politischer Enthusiasmus bald mehr patriotisch, bald kosmopolitisch gefärbt, bald auf die Vergangenheit, bald auf die Gegenwart und Zukunft gerichtet. Noch ehe H. seine schönsten Weisen zum Ruhme der Heroen von Marathon anstimmte, besang er die „Heldenschatten" der Burg Tübingen und die „heiligen Kämpfer" der Eidgenossenschaft, und mächtiger noch als solche der Vorzeit gewidmete Klänge ertönen die Jubellieder, welche der Beginn der französischen Revolution in ihm hervorrief. Auch H. huldigte, wie Hegel und Schelling, den politischen Tendenzen, welche im Anfang der neunziger Jahre unter den Tübinger Studenten zur Geltung gelangt waren; und wenn gleich die Erzählung, daß er mit jenen Genossen einen auf dem Marktplatz oder an den Ufern des Neckars aufgerichteten Freiheitsbaum umtanzt habe, in den Bereich des Mythus gehört, so ist doch unzweifelhaft, daß er für die politische Wandlung in Frankreich die lebhafteste Sympathie bekundete und in begeisterten Hymnen die Wiederkehr der langentbehrten Freiheit und die beginnende Vollendung der Menschheit feierte.

ladung des Freundes Folge leistend, ihn dahin zu begleiten. Indessen war der Eindruck, welchen er dort von der politischen Erniedrigung Deutschlands empfangen mochte, wol dazu angethan, seine melancholische Gemüthsstimmung noch mehr zu verdüstern. Gegen Ende des Jahres kehrte er nach Homburg zurück, um in unablässiger Beschäftigung mit der Poesie und Philosophie Trost zu suchen.

Bot der Hymnus den entsprechenden dichterischen Ausdruck für die frohe Begeisterung der akademischen Jugendtage Hölderlin's, wie nicht minder für die weihevolle Stimmung seiner Liebe zu Diotima dar, so ist doch der Grundton in der Mehrheit seiner Dichtungen, namentlich aus späterer Zeit, durchaus elegisch. Mit Wehmuth blickte er nicht nur auf das eigene Jugendglück zurück, sondern auch auf das dahingeschwundene Jugendalter der Menschheit. Je mehr die damaligen Zustände Deutschlands mit seinem Humanitätsideal in Widerspruch standen, um so tiefer versenkte er sich in die Welt des Hellenenthums, welche seine Phantasie zu einem verlorenen Paradies der Menschheit umgestaltete. In diesem Sinne, wie in manchen anderen Beziehungen, ist keine andere Dichtung so charakteristisch für H. wie sein Roman Hyperion. Der erste Entwurf desselben stammt aus der Tübinger Zeit. Um die Veröffentlichung des Werks machte sich namentlich Schiller verdient, der ein Fragment im vierten Bande seiner Thalia mittheilte und alsdann Cotta zur Herausgabe des Ganzen veranlaßte. Nach mannichfachen Umarbeitungen, welche nicht zum mindesten durch die eigenen Lebenserfahrungen Hölderlin's hervorgerufen waren, erschien der erste Band des Romans 1797, der zweite 1799. Die Behandlung des Gegenstandes in Briefen erinnert an das Vorbild der neuen Heloïse und des Goethe'schen Werther's, doch sind die Briefe im Hyperion meist nicht der unmittelbare Ausdruck des jüngst Erlebten, sondern sie berichten der Mehrheit nach über Dinge, die sich vor geraumer Zeit zugetragen. Es bewirkt daher die angedeutete Einkleidung, daß, ähnlich wie bei Macpherson's Ossian, die dargestellten Ereignisse — auch Glück und Lust — als längst entschwundene, in melancholische Beleuchtung gerückt werden, und daß um so leichter die Erzählung des Thatsächlichen sich in den lyrischen Ausdruck der Empfindung verflüchtigt. Ergibt sich hieraus schon, daß H. den Erfordernissen eines Romans und speciell eines historischen Romans, der im J. 1770 zur Zeit des von Katharina II. geschürten Griechenaufstandes spielen sollte, nur wenig zu genügen im Stande war; so erscheint seine Dichtung andererseits im höchsten Grade beachtenswerth, wenn wir sie ausschließlich als eine Aneinanderreihung poetischer Selbstbekenntnisse betrachten. Um die Hingebung des Helden an einen verehrten Lehrer, seine ideale Freundschaft und Liebe, sein zartes, erregbares, alles Große mit glühendem Enthusiasmus ergreifendes Gemüth zu schildern, durfte der Dichter nur sein eigenes Seelenleben in Worte fassen. Der Gram des Helden über die Versunkenheit des modernen Griechenlands verkündet Hölderlin's Empfindungen über die Erniedrigung Deutschlands. Ist die Schilderung von Hyperion's thatkräftigem Eingreifen, um die Befreiung seines Vaterlandes und die Wiedergeburt des alten Hellas zu bewirken, ein verklärtes Spiegelbild dessen, was H. ersehnte, so klingt uns andererseits in den wehmüthigen Berichten von des Helden Mißerfolg der Nachhall so mancher schmerzlicher Enttäuschungen des Dichters entgegen. Zum Schluß findet Hyperion Trost und Frieden durch völlige Hingebung an die Natur, in deren Schooße auch H. stets von neuem Genesung suchte. Und nicht nur sein Gefühlsleben, sondern seine gesammte religiös-philosophische Weltanschauung hat H. in seinem Roman niedergelegt, seinen Pantheismus, seine Ideen über Schönheit und Kunst, seine Ansichten über den Entwicklungsgang der Menschheit, welche er hier in den Worten zusammenfaßt: „Von Kinderharmonie sind einst die Völker ausgegangen, die Harmonie der Geister wird der Anfang einer neuen Weltgeschichte sein."

Aufzeichnungen der Charlotte v. Kalb „der schwärmerisch inbrünstige Stil Hölder-
lins“ wiederfindet. Solcher inneren Gemeinschaft ungeachtet vermochte jene
Stellung dem jugendlichen Dichter keine dauernde Befriedigung zu gewähren.
Bereits gegen Ende des J. 1794, da er mit seinem Zögling nach Jena geschickt
worden, war er Schiller sowol wie Fichte näher getreten und hatte reiche An-
regung von ihnen empfangen. So entstand der Beschluß, im Anfang des J. 1795
seine bisherigen Beziehungen zu lösen und im Verkehr mit jenen Männern eine
Zeitlang ausschließlich seiner Selbstbildung zu leben. Schiller bekundete ihm
seinen talentvollen Landsmann das wärmste Interesse, und sein „kolossalischer
Geist“ übte auf den begeisterten Jünger einen mächtigen, diesem fast erdrückend
erscheinenden Einfluß aus. Gleichzeitig ward H. durch die gewaltige Persönlichkeit
Fichte's gefesselt, in dessen Lehre er sich, durch das gründliche Studium der
Kant'schen Philosophie vorbereitet, mit Eifer vertiefte, und dessen feuriger Vortrag
seine Begeisterung entzündete. Der Wunsch, längere Zeit in der Umgebung
von ihm verehrten Männer zu leben und später vielleicht selbst in Jena Vor-
lesungen zu halten, wurde durch die äußeren Verhältnisse vereitelt.

Im Frühjahr 1795 kehrte H. in das Mutterhaus nach Nürtingen zu-
So oft auch in der Fremde ihn Sehnsucht nach den Seinigen ergriffen, je
mochte doch auch daheim die zunehmende Niedergeschlagenheit seines Ge-
keine Heilung zu finden. Es fehlte ihm hier sowol an einem befriedig-
Beruf wie an Nahrung für das eigene Geistesleben; und immer schwerer
es ihm, den Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit in allen klein-
großen Verhältnissen des Lebens zu überwinden, immer mehr wurde er
ling in der ihn umgebenden Welt. Bezeichnend ist die Klage in einem
an seinen Freund Neuffer, daß er die Menschen nie verstehen lerne,
goldene kindische Ahnungen aufzuopfern; und nicht minder trifft au
was er zur Charakteristik seines Romanhelden Hyperion sagen läßt,
lich an einem Tage siebzigmal vom Himmel auf die Erde geworfen
in seinen Briefen, so ist in seinen Gedichten Schwermuth die
aus welcher nur ein rasch vorübergehender Traum ihn zeitweilig

Im Anfang des J. 1796 erhielt H. durch Vermittelung
Sinclair eine Hofmeisterstelle bei dem Kaufmann J. F. Gontard in
Die Gemahlin desselben, Susette geb. Borkenstein aus Ham
Schönheit, Charakter und harmonische Geistesbildung ausgezeich
zugsweise die Sorge für die Erziehung der Kinder oblag, je
ihr näher trat und sich dem Zauber ihres Wesens nicht zu
Sie erschien ihm als das Ideal einer weiblichen Natur.
sie eine Griechin, was für ihn den Inbegriff des Hohen
Sein Leben, das ihm nichts mehr werth gewesen, war
erheitert, und auch seine Poesie floß reicher und
Liedern „an Diotima“ mit so hellem Jubelton be
Natur nach nicht von Dauer sein. Obwol H.
Aeußerung seiner Leidenschaft nie die Grenze des Er
doch das Verhältniß den Keim des tragischen An
inneren Kämpfen, welche H. zu bestehen hatte, kehr
Schließlich war es ein herber Zusammenstoß mit
ihn zum schleunigen Verlassen jener Stellung be

H. begab sich jetzt zu Sinclair nach Homb
Zuspruch des letzteren und der Verkehr mit tre
ruhigung gewährte, aber die unheilvolle Wund
im November 1798 Sinclair von dem Landgr
burg zum Congreß nach Rastadt abgesandt

ladung des Freundes Folge leistend, ihn dahin zu begleiten. Indessen war der Eindruck, welchen er dort von der politischen Erniedrigung Deutschlands empfangen mochte, wol dazu angethan, seine melancholische Gemüthsstimmung noch mehr zu verdüstern. Gegen Ende des Jahres kehrte er nach Homburg zurück, um in unablässiger Beschäftigung mit der Poesie und Philosophie Trost zu suchen.

Bot der Hymnus den entsprechenden dichterischen Ausdruck für die frohe Begeisterung der akademischen Jugendtage Hölderlin's, wie nicht minder für die weihevolle Stimmung seiner Liebe zu Diotima dar, so ist doch der Grundton in der Mehrheit seiner Dichtungen, namentlich aus späterer Zeit, durchaus elegisch. Mit Wehmuth blickte er nicht nur auf das eigene Jugendglück zurück, sondern auch auf das dahingeschwundene Jugendalter der Menschheit. Je mehr die damaligen Zustände Deutschlands mit seinem Humanitätsideal in Widerspruch standen, um so tiefer versenkte er sich in die Welt des Hellenenthums, welche seine Phantasie zu einem verlorenen Paradies der Menschheit umgestaltete. In diesem Sinne, wie in manchen anderen Beziehungen, ist keine andere Dichtung so charakteristisch für H. wie sein Roman Hyperion. Der erste Entwurf desselben stammt aus der Tübinger Zeit. Um die Veröffentlichung des Werks machte sich namentlich Schiller verdient, der ein Fragment im vierten Bande seiner Thalia mittheilte und alsdann Cotta zur Herausgabe des Ganzen veranlaßte. Nach mannichfachen Umarbeitungen, welche nicht zum mindesten durch die eigenen Lebenserfahrungen Hölderlin's hervorgerufen waren, erschien der erste Band des Romans 1797, der zweite 1799. Die Behandlung des Gegenstandes in Briefen erinnert an das Vorbild der neuen Heloïse und des Goethe'schen Werther's, doch sind die Briefe im Hyperion meist nicht der unmittelbare Ausdruck des jüngst Erlebten, sondern sie berichten der Mehrheit nach über Dinge, die sich vor geraumer Zeit zugetragen. Es bewirkt daher die angedeutete Einkleidung, daß, ähnlich wie bei Macpherson's Ossian, die dargestellten Ereignisse — auch Glück und Lust — als längst entschwundene, in melancholische Beleuchtung gerückt werden, und daß um so leichter die Erzählung des Thatsächlichen sich in den lyrischen Ausdruck der Empfindung verflüchtigt. Ergibt sich hieraus schon, daß H. den Erfordernissen eines Romans und speciell eines historischen Romans, der im J. 1770 zur Zeit des von Katharina II. geschürten Griechenaufstandes spielen sollte, nur wenig zu genügen im Stande war; so erscheint seine Dichtung andererseits im höchsten Grade beachtenswerth, wenn wir sie ausschließlich als eine Aneinanderreihung poetischer Selbstbekenntnisse betrachten. Um die Hingebung des Helden an einen verehrten Lehrer, seine ideale Freundschaft und Liebe, sein zartes, erregbares, alles Große mit glühendem Enthusiasmus ergreifendes Gemüth zu schildern, durfte der Dichter nur sein eigenes Seelenleben in Worte fassen. Der Gram des Helden über die Versunkenheit des modernen Griechenlands verkündet Hölderlin's Empfindungen über die Erniedrigung Deutschlands. Ist die Schilderung von Hyperion's thatkräftigem Eingreifen, um die Befreiung seines Vaterlandes und die Wiedergeburt des alten Hellas zu bewirken, ein verklärtes Spiegelbild dessen, was H. ersehnte, so klingt uns andererseits in den wehmüthigen Berichten von des Helden Mißerfolg der Nachhall so mancher schmerzlicher Enttäuschungen des Dichters entgegen. Zum Schluß findet Hyperion Trost und Frieden durch völlige Hingebung an die Natur, in deren Schooße auch H. stets von neuem Genesung suchte. Und nicht nur sein Gefühlsleben, sondern seine gesammte religiös-philosophische Weltanschauung hat H. in seinem Roman niedergelegt, seinen Pantheismus, seine Ideen über Schönheit und Kunst, seine Ansichten über den Entwicklungsgang der Menschheit, welche er hier in den Worten zusammenfaßt: „Von Kinderharmonie sind einst die Völker ausgegangen, die Harmonie der Geister wird der Anfang einer neuen Weltgeschichte sein."

Wol noch weniger als zum Romandichter im gewöhnlichen Sinne des Wo
mochte H. zum Dramatiker geschaffen sein. Dennoch hatte ihn insbesondere das
Studium der griechischen Vorbilder zu Versuchen auch auf dem Gebiete der Tra-
gödie begeistert. Wie er bereits in Waltershausen den Plan zu einem Drama
„Der Tod des Sokrates“ gehegt, so hatte er später den spartanischen König Ag
zum tragischen Helden erwählt und sich mit diesem Thema sowol in Rastatt
wie in Homburg beschäftigt. Die damals vollendeten Bruchtheile der Dichtung
scheinen indessen verloren zu sein. Dagegen besitzen wir sehr ansehnliche Frag-
mente von dem Drama „Der Tod des Empedokles“, zu dessen Ausführung
in Homburg seine Kräfte vorzugsweise concentrirte. Ist Hyperion nur der au
neuhellenischen Boden verpflanzte H., so sollte im Empedokles gleichsam sein er
höhtes und idealisirtes Selbst zum Ausdruck gelangen. Der Held dieser Dichtung
erscheint als Berather und Wohlthäter seines Volks, als Vertrauter der Natu
und Kündiger tiefsinniger Weisheit. Aehnlich, wie es H. früher bei der bea
sichtigten Behandlung von Sokrates' Tod vorgeschwebt haben mochte, galt es
hier, das Leid des hoch über seinem Volke stehenden und schmählich von ihm
verkannten Philosophen zur Darstellung zu bringen. Andererseits scheint es, da
der durchaus im Pantheismus lebende Dichter in diesem seinem großartigst an
gelegten Werke den geheimen Widerspruch, der in der pantheistischen Weltau
fassung begründet ist und die aus demselben hervorgehende Tragik veranschaulichen
wollte. Tritt uns diese Absicht Hölderlin's vor Allem in den Monologen des
Empedokles und in dessen Unterredungen mit seinem Jünger Pausanias entgegen
so bekunden die männlichen und weiblichen Nebenfiguren, daß es dem Dichter a
Talent zur Charakterzeichnung keineswegs völlig gebrach. Auch sind unter den
ausgeführten Scenen einige, welche sich durch vollendete Anmuth und Durch
sichtigkeit der Diction auszeichnen; daneben freilich finden sich solche, in welch
die Rede den zum Licht strebenden Gedankenreichthum nur unvollkommen durch
schimmern läßt.

H. hatte den Wunsch gehegt, wenigstens solange in Homburg unabhäng
zu leben, bis er den „Empedokles“ zu einiger Reife gebracht; doch Kränklichke
durchkreuzte seinen Vorsatz. Auch der Plan, durch die Begründung eines Jour-
nals „Iduna“ auf die ästhetische Bildung der Nation einzuwirken und zuglei
die eigene Existenz zu sichern, scheiterte vollständig, da es ihm an der aus
reichenden Unterstützung geeigneter Mitarbeiter fehlte. Der unter Anderen zu
Betheiligung aufgeforderte Schiller versagte nicht nur diese, sondern bemühte sic
zugleich, auf Grund seiner 16jährigen Erfahrungen, das an sich ziemlich Un
dankbare und in Hölderlin's Lage geradezu Aussichtslose eines solchen Unter-
nehmens unumwunden darzuthun.

Unter solchen Umständen lenkte H. seine Blicke wieder auf das württem-
bergische Heimathland, und der Gedanke tauchte wol einmal in ihm auf, nun
mehr daselbst als Pfarrvicar in die geistliche Carriere einzutreten. War doch
durch den poetischen und philosophischen Pantheismus der fromme Glaube seiner
Kindheit im Herzen Hölderlin's nimmer ausgelöscht worden, vielmehr in dem
Gedichte zum 72. Geburtstag der Großmutter (1799) zu rührendem Ausdruck
gelangt. Dennoch vermochte H. auch jetzt keinen entscheidenden Entschluß in der
angedeuteten Richtung zu fassen. Es wirkte dabei mit, daß er befürchtete, beim
Antritt eines Amts die freie Muße zu schriftstellerischer Thätigkeit einzubüßen.
Trotzdem kehrte er, dem Wunsche der Seinigen folgend, im Sommer 1800 nach
Schwaben zurück, schon damals körperlich herabgekommen und von reizbarster
Gemüthsstimmung. Doch schien es, als ob er auf heimathlichem Boden noch
einmal von frischem Lebensmuth angeweht werden sollte. Zeitweilig wenigstens
erfreute er sich der langentbehrten inneren Ruhe, und die Aussicht auf einen nah

sinn rasch zur Meisterschaft gelangte. Später, als er sich im Umgange mit gebildeten jungen Leuten, die er im Hebräischen unterrichtete und auf den Universitäten zu Prag und Berlin auch humanistisches und philosophisches Wissen in reichlichem Maße angeeignet hatte, trat er als Lehrer des Judenthums auf und bemühte sich zu zeigen, daß dieses bei richtiger Anwendung der talmudisch-rabbinischen Interpretationsweise alle religiösen Wahrheiten entfalte. Im J. 1836 ward ihm, der sich bereits einen bedeutenden Namen gemacht, von der Gemeinde zu Frankfurt a. O. das Amt eines Rabbiners daselbst übertragen, als welcher er noch ganz im Sinne der hergebrachten Ritualgesetze fungirte. Aber theoretisch schritt er schon damals zu einer höheren Auffassung von der Bedeutung der jüdischen Symbole fort, und als das Studium der Schriften von Zunz, Geiger u. A. seinem Nachdenken einen weiteren Horizont eröffnete, fühlte er sich berufen die wissenschaftliche Behandlungsweise jener Schriften auch auf die Lehren und Grundsätze des Talmud anzuwenden und diesen durch seine eignen Consequenzen zu neuen mit den Forderungen der Gegenwart in Einklang stehenden Resultaten zu führen. In diesem Streben sah er sich durch die 1840 übernommene Stellung eines Landrabbiners von Mecklenburg-Schwerin wesentlich gefördert. Die dortige Regierung stand ihm in seinen Bemühungen um die Hebung der synagogalen Andacht und des jüdischen Unterrichtswesens helfend zur Seite und die fanatischen Gegner suchten vergebens die angebahnten Reformen rückgängig zu machen. In die Mecklenburger Periode 1840—1847 fällt auch das Epoche machende Werk Holdheim's über „Die Autonomie der Rabbiner", 1843, worin er zum ersten Male mit aller Schärfe die Scheidung des rein Religiösen vom Nationalen und Politischen verlangt und nach der Auflösung des jüdischen Staates nur das erstere für berechtigt im Judenthum anerkennt, hingegen alles National-Politische, insbesondere die rabbinische Jurisdiction, beseitigt wissen will. Später entwickelte er in anderen Schriften weitere Folgerungen aus diesem Princip, indem er es auf die Beschneidung 1844, auf die Messiasidee 1845, auf den Cultus 1846, auf den Eid 1849 und auf die Ehe 1850 anwendete. Da nun H. auch bei den deutschen Rabbinerversammlungen (1844—46) seine Ueberzeugung mit furchtloser Consequenz und mit großer Energie vertheidigte, so ward er allmählich als Vorkämpfer und rückhaltlosester Verfechter der Umgestaltungen im Judenthum angesehen und im J. 1847 von der jüdischen Reformgemeinde in Berlin als deren Rabbiner und Prediger berufen. Hier hatte er nun Gelegenheit sowol auf der Kanzel als in den Gebetordnungen der Gemeinde, in Lehrbüchern und in geharnischten Streitschriften die ganze Fülle seines fruchtbaren Geistes und seines thatkräftigen Strebens kundzuthun. Die fortgesetzte angestrengte Thätigkeit lähmte aber frühzeitig seine körperliche Kraft und nach kurzer Krankheit verschied er im Sommer 1860, nachdem er eben eine größere Abhandlung über die Streitfragen der Sadducäer und Pharisäer in hebräischer Sprache vollendet hatte und somit zu dem Idiom seiner Jugend zurückgekehrt war.

Eine ausführliche Behandlung der Schriften und Leistungen Holdheim's findet man bei Ritter, Geschichte der jüd. Reformation. Bd. III: Samuel Holdheim, Sein Leben u. seine Werke, Berlin 1865. J. Ritter.

Holk: Heinrich Graf H., königl. dänischer Oberst und kaiserlicher Feldmarschall. Einer der tüchtigsten, zugleich aber bestverleumdeten Heerführer der Zeit des „großen Krieges" in Deutschland. Ein Sohn dieser Zeit im strengsten Sinne des Wortes, will er als solcher beurtheilt werden. Wenn bei irgend Einem, wird unter diesem Gesichtspunkt just bei ihm die Biographie zur Apologie. — Wahrscheinlich auf der Insel Fühnen (nach Anderen auf Alsen) im selben Jahre wie sein späterer Kampfgenosse Octavio Piccolomini (1599) geboren, trat H., der Sohn Detlev Holk's auf Eskildstrup, Befehlshabers von Kronborg,

frühzeitig in dänische Dienste. Schon bei Ausbruch des niedersächsisch-dänischen Krieges erscheint er neben Baudissin, Ranzau u. A. m. als Regimentscommandant und drang er mit den Genannten 1626 bis nach Schlesien vor, woselbst er an der Eroberung der Städte Kosel, Leobschütz, Jägerndorf rc. lebhaften Antheil nahm. Das Erscheinen Wallenstein's in Schlesien im Juni 1627 zwang die Dänen zu allmählichem Rückzuge. Unter dem Oberbefehle Mitzlaff's vereinigt, hatten dieselben aber kaum die Neumark gewonnen, als sie (Juli d. J.) bei Bernstein, hart an der pommer'schen Grenze, von den Kaiserlichen unter Oberst Pechmann zur Nachtzeit überfallen und gänzlich geschlagen und zersprengt wurden. Hierbei war H., wie zuverlässig berichtet wird, der einzige dänische Führer, welcher den Gegnern geordneten Widerstand leistete, so zwar daß die Angreifer bedeutende Verluste erlitten und Pechmann selbst getödtet wurde, während jedoch H., von den Croaten Isolano's vollständig umringt, in Gefangenschaft gerieth. Beinahe ein Jahr lang in Prag internirt, erlangte er gegen eine Ranzion von 4000 Thaler an Isolano seine Freiheit und ging nach Kopenhagen, um von König Christian IV. sofort zu einer neuen, sehr wichtigen Unternehmung verwendet zu werden. Mit mehreren schottischen und deutschen Compagnien dänischer Hilfstruppen traf er am 4. Juni 1628 in dem von Wallenstein hart belagerten Stralsund ein, dessen Vertheidigung er sich aufs Eifrigste und mit dem besten Erfolge nach Innen und Außen angelegen sein ließ. In Wort und Schrift wußte er wiederholt die rathlosen Räthe der Stadt in ihrem Widerstande zu bestärken und zugleich sich und seines Königs Absichten gegen allerhand „schändliche Calumnien und Diffamationen“ der häufig schwankenden Bürgerschaft energisch zu vertreten, sowie er zahlreiche und heftige Stürme der erbitterten Belagerer immer mit glücklicher Waffe zurückschlug. Das hinderte ihn aber nicht, inmitten der Belagerung auf wenige Tage nach Dänemark zu segeln, um daselbst mit Hilleborg, Tochter Christoph Krase's zu Egholm und Dorte Banér's, seine Hochzeit zu feiern, zu welcher die Bürgerschaft Stralsunds ihm einen mit Gold gefüllten Pokal verehrte. Mit neuen ansehnlichen Verstärkungen noch vor Ende Juli's nach Stralsund zurückgekehrt, kam er eben zurecht, um einen von der Mehrheit des Stadtrathes bereits acceptirten Accord mit den Kaiserlichen zu hintertreiben und durch erneuten kräftigen Widerstand, sowie durch öftere wohlgeleitete Ausfälle die Letzteren endlich zur völligen Aufhebung der überlangen Belagerung (3. August) zu zwingen.

Der 22. Mai des J. 1629 machte bekanntlich zu Lübeck Friede zwischen Dänemark und dem Kaiser. Kaum ein Jahr später finden wir H. im Lager seiner bisherigen Gegner. Das kann und darf bei den Eigenthümlichkeiten in den Wandlungen des dreißigjährigen Krieges hinsichtlich der Parteistellung der Einzelnen nicht Wunder nehmen. Man denke an Georg von Braunschweig-Lüneburg, Hans Georg v. Arnim, Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg, Ernst von Anhalt und zahllose Andere, welche meist im Laufe weniger Jahre mehr als einmal den Kriegsherrn wechselten. Am 26. März 1630 erhielt H. von Kaiser Ferdinand II. in Würdigung seiner „besonderen Geschicklichkeit und bekannten Kriegserfahrenheit“ die Bestallung als kaiserlicher Oberst eines 3000 Mann starken Regimentes „hochdeutscher Knechte“ zu Fuß. Als solcher besetzte er im Sommer d. J. die Stadt Halle und operirte er alsdann mit mehreren Regimentern von Aschersleben, später von Gardelegen und Stendal und wieder von Aschersleben aus gegen das wichtige Magdeburg, zunächst mit wechselndem Glück; ein größeres Gefecht bei Germersleben (September) blieb ohne Entscheidung.

Damals war Wallenstein vom Oberbefehl der kaiserlichen Armee zurückgetreten — nicht freiwillig, wie man weiß. Wie jeder tüchtige Officier dieses Heeres empfand auch H. die ganze Bedeutung des ärgsten und verhängnißvollsten Mißgriffes der gänzlich unselbständigen Politik eines Ferdinand II. Die Zer-

fahrenheit in der Kriegsleitung der Kaiserlichen, die Gehässigkeit und die Scheelsucht der vielen Befehlshaber unter einander war H. unerträglich. In dieser und anderer Richtung höchst charakteristisch ist ein Schreiben Holk's an Wallenstein aus dem Ende Octobers 1630, worin es u. A. heißt: „Mir schwant, es seyen Etliche, die gerne meine Regimenter hätten, aber sie werden sich sehr betrügen; denn ob ich zwar mir für die höchste Gnade halte, Ihrer kaiserl. Majestät geringster Diener zu seyn, so kann ich doch wol auch, Gott sey gelobt, sonder Regimenter meinen Stand führen. Die Herren gebrauchen das Interregnum und segnen sich mit dem Kreuze, weil sie es haben. Ich besorge, daß ich sonder Unglück schwerlich aus dieser Gesellschaft gerathe; die Leute sind so plump eigennützig. Ich habe die Hardiesse genommen, meine Noth zu klagen! Ihrer fürstl. Gn. von Eggenberg; denn daß Jeder mich soll commandiren und auch daneben nichts verstehen, ist mir ungelegen.“ . . .

Sein Unstern unterstellte H. zu Beginn des J. 1631 unmittelbar den Befehlen des total unfähigen kaiserlichen Generals Savelli, mit dem er (25. Febr.) nach kurzem Widerstande das feste Demmin an Gustav Adolf übergeben mußte. Zwei Monate später lag er bereits wieder vor Magdeburg, an dessen Erstürmung und gräulicher Zerstörung er persönlich Theil nahm. — Nach langem, vergeblichem Hin- und Herziehen Tilly's von diesem gegen Gustav Adolfs feste Stellung bei Werben detachirt, erlitt H. mit seinen Gefährten bei Wollmirstedt eine empfindliche Schlappe. In der Nacht zum 28. Juli von den Schweden plötzlich überfallen, ergriffen die meisten ligistisch-kaiserlichen Führer die eiligste Flucht, während H. im Dorfe Angern, wie früher bei Bernstein, den Feind in Schlachtordnung erwartete und nur nach langem, hartnäckigem, ja „fast unglaublichem“ Widerstande sich vor der Uebermacht zurückzog. So zeichnete sich H. bei jeder Gelegenheit, in Glück und Unglück, durch die größte persönliche Tapferkeit aus.

Er stand mit Tilly im Lager von Angermünde, von wo er durch wiederholte Ausfälle und Streifzüge den Gegnern vielfachen Abbruch that. Mit dem größten Theil des ligistisch-kaiserlichen Heeres kam er im September nach Sachsen. Hier bethätigte er zum ersten Male seine Belagerungskunst an den Wällen von Leipzig, das diese Kunst in kurzer Zeit noch zweimal erproben sollte. An der Breitenfelder Schlacht nahm er keinen Theil; während derselben stand er bei Naumburg, um den im Anmarsch begriffenen Generalen Aldringen und Fugger die Hand zu reichen. Wir finden ihn erst im November, und zwar in Mittelfranken, wieder, wo er, den Befehlen Aldringen's unterstellt, sich der Städte Altdorf, Lauf, Hersbruck u. A. m. bemächtigte. Durch Aldringen's Verwendung unter Gallas im December nach Böhmen beordert, fand er gegen die sächsischen Truppen, welche einen großen Theil des Landes besetzt hielten, ein ausgedehntes Feld unermüdlicher Thätigkeit. Durch die mit vieler Bravour ausgeführte Eroberung von Rakonitz verschaffte er sich eine feste Stellung, die er alsbald bedeutend erweiterte. Seine außergewöhnliche Verwendbarkeit zog in Kürze die besondere Aufmerksamkeit des neuen kaiserlichen Generalissimus, Wallenstein's, auf ihn. Auf dessen Empfehlung erhob ihn Ferdinand II. am 21. Februar 1632 zum Generalwachtmeister. Im Laufe eines und desselben Jahres sollte er fast alle weiteren Grade des Generalranges durchlaufen. Noch im März erhielt er den Auftrag zur Errichtung eines zweiten, und zwar eines Kürassier-Regimentes, das er in wenigen Tagen zusammenbrachte. Diese „Holk'schen Reiter“ kamen zu rascher Berühmtheit. Er besetzte die Städte Saaz, Kralowitz und Jechnitz, während sich Gallas in Pilsen festsetzte. Die Verhandlungen Wallenstein's mit Arnim brachten eine Art Waffenstillstand, der jedoch H. nicht abhielt, die sächsischen Besatzungen in Elbogen und Eger aufs Aeußerste zu bedrängen. Aber erst im Juni konnte er die regelrechte Belagerung dieser beiden wichtigen Waffen-

plätze beginnen. Am 20. d. M. fiel Eger, vier Tage später Elbogen in seine Hände. Die Chronisten rühmen die „strenge Mannszucht“, welche H. bei dieser Gelegenheit bewährte, sowie die „seltene Gewissenhaftigkeit“, mit welcher die von ihm eingegangenen Accorde thatsächlich auch gehalten wurden. Ueber Elbogen und Eger aber bewerkstelligte Wallenstein seine Vereinigung mit Maximilian von Baiern, um Gustav Adolf vor Nürnberg entgegen zu marschiren.

Im Lager von Altenberg und der „Alten Veste“, unter den Augen Wallenstein's, verstand es H. in so hohem Grade, sich auf jede Weise hervorzuthun, daß er von nun an im kaiserlichen Heere als der ausgesprochene Günstling des Höchstcommandirenden betrachtet wurde. Er bewahrte sich diese Gunst bis zum Tode. Sein ganzes Leben ist nunmehr ein Stück Geschichte seines Herrn und Meisters. In den ersten Tagen des Augusts betraute ihn Wallenstein mit der Mission, bei Forchheim, in der Flanke der schwedischen Aufstellung, ein eigenes festes Lager zu beziehen, um einerseits den Bewegungen der Seinen entsprechend zu secundiren, andererseits den Weg gegen Böhmen offen zu halten. Ein sächsisches Heer unter Arnim war nach der Lausitz aufgebrochen, in der offenbaren Absicht, neuerdings entweder in Böhmen einzufallen, für welches Land der schwache Marradas nur sehr geringe Garantien bot, oder nach Schlesien zu gehen, für dessen Sicherheit Wallenstein schon um seiner eigenen schlesischen Besitzungen willen, der Fürstenthümer Sagan und Großglogau, die größte Sorge trug. Besonders Glogau, das erst wenige Monate zuvor dem Herzog-General zugesprochen worden war, schien demselben am Herzen zu liegen. Wiederholt empfahl er dem dortigen Commandanten Götz die möglichste Schonung der Bewohner, „weil dieselben sowol der lang ausgestandenen Kriegspressuren als des erlittenen Brandschadens halber fast ganz ruinirt.“ Landesverweser und Bürgermeister erhielten zahlreiche Befehle, dem Wiederaufbau der Stadt, der Herstellung von Wasserleitungen ꝛc. alle Sorgfalt zuzuwenden. Inmitten seiner vielen Entwürfe zum Wohle des Fürstenthums erhielt Wallenstein die Nachricht, daß Arnim sowol Sagan als Großglogau mit der Gewalt der Waffen erobert und förmlich in Besitz genommen habe. Man muß dies Factum in Erwägung ziehen, um die folgenden Maßnahmen des kaiserlichen Oberfeldherrn ganz zu verstehen. Am 10. August, dem Tage, an welchem Wallenstein den Fall Großglogau's vernahm, empfing H. in Person den Befehl zu einem Verheerungszuge gegen Sachsen mit den Worten, „eine Diversion zu machen, das Land mit Plündern, Brennen, Viehwegtreiben und sonsten zu ruiniren und dadurch den Kurfürsten zur Raison zu bringen, weil Ihrer kaiserlichen Majestät er in der Güte sich nit bequemen, sondern dieselbe vielmehr durch falsche Tractate hintergehen wolle.“ Es ist in der Folge eine stereotype Ordonnanz an H., „dem Kurfürsten ohne einiges Nachlassen solche Exercitia zu machen und ihn dergestalt zu bedrängen, daß er Ihrer kaiserlichen Majestät Lande zu vergessen und sich der Seinigen anzunehmen unumgänglich Ursach haben möge“. — Man hat die Vollstreckung dieses Befehls dem Vollstrecker als schwere Sünde, gleichsam als unauslöschliche Schmach angerechnet; nach gewissenhafter Forschung mit vielem Unrecht.

H. mußte den Auftrag, den er von Wallenstein empfing, als einen neuen deutlichen Beweis ganz besonderen Vertrauens, als eine der höchsten Auszeichnungen betrachten, die ihm überhaupt vom Generalissimus zugedacht werden konnte, um so mehr, als mit der betreffenden Ordonnanz die Beförderung Holk's zum Feldmarschall-Lieutenant verbunden war; der Kaiser bestätigte diese Rangerhöhung am 25. August. Er könne, erklärte H. gegen Wallenstein, die empfangene große Gnade nicht anders als mit seinem Blute verschulden, obgleich er wisse, daß ihm dadurch „nur noch mehr Neider verursacht“ werden; sollte er aber seiner Aufgabe nicht gewachsen sein, fügte er bescheiden hinzu, so habe er „keine

gründliche Zuversicht“ als eben seinen Auftraggeber. Kennzeichnend wie diese Worte ist ein Regimentsbefehl an die ihm unterstellten kaiserlichen Obersten am Abend seines Ausmarsches von Forchheim. Mit scharfen Drohungen verbot er „samentlicher Soldatesca“ alles „unnöthige Ausreiten, Auslaufen, Streifen und Plündern“, sowie jedweden, wie immer gearteten Exceß und machte er wiederholt „für Erhaltung Kriegsdisciplin und guter Ordre“ die Regimentsinhaber verantwortlich; bei der erschreckenden Zügellosigkeit des aus aller Herren Ländern zusammengewürfelten Volkes allerdings eine schwierige, kaum ausführbare Verantwortung. Den größten Theil des Holk'schen Corps bildeten irreguläre croatische Reiter unter der Führung von Männern, wie Marcus Corpus, Batthyanyi u. A. m., nach deren Praxis Rauben, Plündern und Morden nicht unter den Begriff „Excesse“ gehörten. Die gesammte Expedition wurde keineswegs in einer einzelnen geschlossenen Colonne, sondern gleichzeitig von mehreren Seiten, unter verschiedenen Commandanten, durchgeführt; die Entartung Einzelner aber wurde dem Einen zur Last gelegt; und doch war es selbst diesem Einen schon deshalb unendlich schwer, wenn nicht unmöglich, Disciplin zu halten, weil die Verpflegung des ganzen Corps, zunächst von Böhmen her dem Commissär Wrtby anvertraut, Alles zu wünschen übrig ließ. „Graf Wrtby ist in Allem sehr nachlässig“, klagt H. Dazu kam, daß der Feind, der gegenüber stand, die ärgsten Excesse zweifellos geradezu provocirte. Voigtland und Meißen waren von regulären Truppen beinahe ganz entblößt; mit beispielloser Nachlässigkeit ward das arme Land von dem berufenen Schutzherrn seinem Schicksal überlassen: allem Wehgeschrei der bedrängten Bevölkerung zum Trotz, blieb Arnim mit seiner Armee in Schlesien, um die dortigen wohlfeilen Eroberungen zu behaupten. In der Angst des Herzens griff der Bürger und Bauer zur Selbsthilfe und reizte dadurch doch wieder nur den Angreifer zu desto rücksichtsloserem Gebahren. „Sonst ist fast kein so geringes Dorf“, schrieb H. an Wallenstein, „das nicht, wiewol mit schlechtem Vortheil, zumal sehr viele Bauern darüber niedergehauen werden, sich zu wehren unterstünde.“ . .

Am 15. August von Forchheim aufgebrochen, nahm H. im Laufe kaum einer Woche die Städte Schneeberg, Annaberg, Marienberg, Zschopau, Wolkenstein und Stolberg fast ohne Widerstand. Oberst Corpus streifte gleichzeitig sengend und brennend bis in die Vorstädte von Dresden. Ein anderes Streifcorps überfiel die schöne Augustusburg, des Kurfürsten Johann Georg „irdisches Paradies“, das H. vergeblich zu retten suchte. Es wurde, als er sich eben anschickte persönlich eine „Salva Guardia“ dahin zu führen, „von den Dragonern und Croaten liederlich einbekommen“ und nach seinen eigenen Worten „barbarisch darauf gehaust.“ Die Bewohner von Oelsnitz wagten verzweifelte Gegenwehr. Die Stadt ward im Sturm genommen und furchtbar gezüchtigt (23. August). „Die Stadt Oelsnitz“, klagt Johann Georg, „hat der Feind ganz in die Asche gelegt und darin viel hundert Menschen, Edle und Bürger, jung und alt, Manns- und Weibspersonen, durch Schwert und Feuer erbärmlicher und tyrannischer Weise um's Leben gebracht und ärger als zu Magdeburg gehaust.“ Am selben Tage fiel Plauen, dann Reichenbach und (28. August) Zwickau. Alles Land ringsum unterwarf sich; nur Freiberg hielt Stand. „Wenn ich die Wahrheit soll schreiben“, berichtet H. an Wallenstein aus dem Lager vor Freiberg (5. September), „wird Eurer fürstl. Gnaden Befehl oft mit Grausamkeit, Brand, Mord und Raub überschritten; dannenhero wir auch keine Menschen als Alte und Krüppel, die nicht entweichen können, antreffen, ausgenommen, die sich in Devotion ergeben haben.“ Und dieser „Mord, Brand und Raub“ war allerdings demjenigen ein Gräuel, unter dessen Namen gebrannt, gemordet und geraubt

wurde. .. „Ich halte inne mit Brennen“, so schreibt nunmehr H., „befürchtend desgleichen um Sagan und andere Oerter.“ .. „Gott wolle“, so fügt er hinzu, „ich hätte die Gnade gehabt, in der guten Gesellschaft bei Nürnberg, wär's auch nur für mein Regiment allein gewest, eher aufzuwarten als hier unter diesem irresolvirten Volke .. meine Zeit zu verlieren!“ — Der eigentliche Zweck der Expedition aber wurde, wie bemerkt, nicht erreicht; Arnim blieb unbeweglich in Schlesien. Dagegen sah sich Wallenstein selbst genöthigt, eine Anzahl Regimenter von H. abzuberufen, der dadurch seinerseits auf die Defensive angewiesen war und über das Gebirge nach Leitmeritz und Teplitz ging, um von hier aus sogar auch an den sehr bedrängten Marrades in Schlesien Hilfstruppen abzusenden und erst am 10. October bei Chemnitz sich mit Gallas zu verbinden, den Wallenstein, im Begriffe, nun selbst nach Sachsen aufzubrechen, dahin vorausgesendet hatte, nicht ohne vorher H. um Rath zu fragen, welchen Weg er mit seiner Armee zu gehen habe, und diesen Rath auch Schritt für Schritt zu befolgen. Noch am 28. September hatte Wallenstein's Ordonnanz gelautet: „Jetzunder müssen die Herren den Kurfürsten (von Sachsen) mit Ernst angreifen und seines Landes sich auf alle Weise bemächtigen“; zwei Tage später erging an Gallas der höchst merkwürdige Befehl des kaiserlichen Generalissimus: da dessen Intention „nicht mehr auf eine bloße Diversion“ gegen Kursachsen, sondern „auf Occupirung seines Landes“ gerichtet, dieser „jetzigen Intention zufolge in gedachtes Kurfürsten Land einen beständigen Fuß zu setzen, dasselbe zu conserviren, die vorhin angestellten Diversionsmittel mit Plündern, Brennen, Viehwegtreiben und anderem zufügenden Schaden gänzlich abzustellen und es in Ihrer kaiserlichen Majestät Devotion zu nehmen und zu erhalten.“

Es wurde schon anderwärts gezeigt (vgl. A. d. B. VIII. 324), wie Gallas diesem Befehle nachkam; seine unerhörten Grausamkeiten schrieb man nur wieder auf Rechnung der Holk'schen Reiter. Zum größten Nachtheile für die kaiserlichen Waffen ging Gallas nicht mit gehörigem Nachdruck auf die weiteren Pläne Holk's ein, die in der Hauptsache dahin gingen, Dresden und Königstein zu blockiren und sich der Stadt Meißen und der dortigen Elbebrücke zu bemächtigen. Nach gemeinschaftlicher Einnahme Freibergs (14. October) erging sich Gallas in fortgesetzten zwecklosen Plünderungen und Zerstörungen, während H., dessen sehnlichste Bitte an Wallenstein es war, „bei einer Feldschlacht nicht vergessen zu werden“, zur Conjunction mit dem Oberfeldherrn nach dem Voigtlande zurückmarschirte, woselbst er denn auch am 22. October (in Brunn bei Reichenbach) zu Wallenstein stieß. Er geleitete diesen über Zwickau, Altenburg, Borna und Grimma in das Herz von Sachsen. Vor Wurzen erkrankte der Generalissimus und detachirte deshalb H. (29. October) zur Unterwerfung der Städte im westlichen Sachsen. Nach zweimal 24 Stunden konnte dieser unter den Mauern Leipzigs bereits melden: „Naumburg, Weißenfels, Zeitz, Merseburg und Eilenburg haben sich ergeben itzo; hier wehren sie sich zu Leipzig.“ Und einen Tag später: „Die Stadt hat sich ergeben. .. Unser Volk ist gegen Tag in den Graben kommen, was sie eilen gemacht hat zum Accord — wie nicht weniger die Feuerkugeln.“ Alsbald capitulirte auch die Pleißenburg. So war mit Ausnahme kaum dreier fester Plätze ganz Kursachsen in Wallenstein's Hand, und er durfte daran denken seine Winterquartiere daselbst aufzuschlagen. Gustav Adolf aber war sich der Tragweite dessen wohlbewußt; der schwankende Bundesgenosse mußte um jeden Preis gehalten, die kaiserliche Armee aus Sachsen geworfen werden. Mit dem Blick des Genies ersah er den geeigneten Moment zum Angriff. Aldringen stand in Baiern, dessen Kurfürst nicht zu bewegen war, ihn von seiner Seite zu lassen; Gallas, nach Schlesien entsendet, war auf dem Wege dahin bereits in Böhmen eingetroffen; und soeben war auch Pappenheim, von der Weser her über Erfurt

zu Wallenstein gelangt, von diesem wieder zur Eroberung Halle's ausgesendet worden: als sich der König mit gesammter Heeresmacht von Weißenfels gegen das Feld von Lützen in Bewegung setzte (15. November). — Die Feldschlacht, die H. so sehnlich gewünscht hatte, war angeboten; allerdings unter den denkbar ungünstigsten Bedingungen. Desto größer war eben für H. die Gelegenheit, sich zu bewähren. Da keiner der Feldmarschälle Wallenstein's zur Hand war, mußte H. eines solchen Stelle vertreten. Ihm vertraute Wallenstein die Ordnung der Schlachthaufen, die inmitten der Nacht bei Fackelschein vollzogen wurde. Die Führung des rechten Flügels übernahm der Herzog-Generalissimus, die des linken wurde H. angewiesen; es war die bei Weitem schwächere Seite der kaiserlichen Schlachtreihe. Hier sollte Pappenheim, an welchen gleichzeitig Wallenstein und H. dringende Forderungen sofortiger Umkehr ergehen ließen — beide Papiere, von Blut durchtränkt, sind noch vorhanden — in der Stunde der Entscheidung secundiren. Man kennt den Verlauf der Schlacht. Es konnte sich H. keinen größeren Gegner wünschen, als er ihn wirklich fand. Den schwedischen rechten Flügel commandirte Gustav Adolf selbst. Der König fiel. Holk's Regiment nahm die Ehre in Anspruch, ihn gefällt zu haben. H. ward verwundet; die Seinen wankten. Piccolomini, Breuner und Rudolf Colloredo wurden als todt von der Wahlstatt getragen; Berthold v. Waldstein, Pallant v. Moriamez, Schönberg und nicht weniger als acht andere Oberste und Oberstlieutenants blieben. Pappenheim erschien mit vier Reiterregimentern und stellte die Schlacht wieder her. Auch Pappenheim fiel. Bis zur Entkräftung focht H., der Wunden ungeachtet, an der Spitze seiner Truppen und behauptete das Feld. Wallenstein's eigener Bericht an den Kaiser sagt von ihm u. A.: „Der Feldmarschall-Lieutenant Holk unterließ nicht, mit dem gewöhnlichen Valor und Wachsamkeit alle Mängel zu ersetzen und allerorten zu Hilf zu kommen, zu erkennen gebend, mit was Eifer er Ihrer kaiserl. Majestät begehrte zu dienen, und trachtete nach größeren Ehren." Erst die Nacht machte dem Blutbad ein Ende. Beide Theile vindicirten sich den Sieg. Mangel an Proviant, sowie das Erscheinen der sächsischen Armee in Wallenstein's Rücken nöthigte diesen zum Rückzug nach Leipzig und endlich nach Böhmen. Wieder war es H., der hierbei das wichtigste Commando führte. Ihm dankte das Patent eines kaiserlichen Feldmarschalls, datirt vom 31. December 1632. Schon vorher war ihm die Würde eines kaiserlichen Kämmerers verliehen worden. In den meisten feindlichen Berichten über den Tag von Lützen ausdrücklich zu den Todten gezählt, lebte er sehr bald in seiner Weise wieder auf.

Der Winter 1632—33 war für Wallenstein eine Zeit der Sammlung, der Rüstung zu neuen großen Kämpfen auf militärischem wie diplomatischem Felde. In seinen königlichen Prager Palast zurückgezogen, war er persönlich durch Monate unnahbar fast für alle Welt, bis auf H., der allein zu jeder Zeit in seiner Nähe verweilen durfte, zum nicht geringen Verdrusse einer Menge antichambrirender Agenten und Gesandten der verschiedensten Potentaten. „Der Holk ist Factotum", klagte der Eine; „er ist der Mann, der Alles und Alles mit ihm thun darf", beschwerte sich der Andere. Er leitete unmittelbar die ausgedehnten Arsenale, die der Feldherr nun für den bevorstehenden Feldzug in Prag etablirte; er war das „Capo der Reiterjustiz" und präsidirte als solches dem Kriegsgericht, nach dessen Spruche die Feldflüchtigen der jüngsten Schlacht auf dem Altstädter Markte zu Prag den Henkertod erlitten. Durch seine Hand gingen gleichzeitig die Intercessionsschreiben seines Königs Christian IV. an Wallenstein und den Kaiser zum Zwecke eines friedlichen Ausgleiches der kriegführenden Parteien. Auch sonst bediente sich Christian nach wie vor zur Erledigung privater Angelegenheiten der Vermittlung „seines Obersten" H. Die eminente Verwendbarkeit des tüchtigen

Mannes fand auch an allerhöchster Stelle gebührende Würdigung. Mit Diplom vom 6. April 1633 erhob ihn Kaiser Ferdinand II. in den Grafenstand mit dem Titel „Hoch- und Wohlgeboren“ und der bemerkenswerthen Motivirung — das sind die kaiserlichen Worte des „Grafenbriefes“ — daß „Wir uns nicht allein gutermaßen wohl zu erinnern, sondern solches auch in Werken und in der That selbst in viel Wege erfahren und in kaiserlichen Gnaden angesehen und erkennet haben die fürtrefflichen ritterlichen Tugenden, darunter verspürte, gleichsam angeborne hohe Vernunft und Verstand, insonderheit aber in Kriegssachen erlangte große Erfahrenheit, damit der Wohlgeborne Unser besonders lieber Heinrich H., Herr zu Eskildstrup, in Egholm und Ravnhold, Unser Kämmerer, Feldmarschall und bestellter Oberster, von Gott, dem Allmächtigen, vor vielen anderen, auch tapferen Helden begabt; dazu das uralte, edel- und ritterliche Herkommen und Stand, darin erstgedachter von H. und seine Voreltern von vielen hundert Jahren hero begriffen gewest und noch seyn; sonderlich aber die Uns als Römischem Kaiser und höchstem Haupt der Christenheit geleistete angenehme, tapfere, allgemein nützliche, getreueste Dienste, welche von ihm Uns, dem Heil. Röm. Reiche, auch Unserm höchstgeehrten Erzhause Oesterreich, zumal bei gegenwärtigen schweren Kriegszeiten, geleistet und erwiesen worden ... mit Auf- und Zusammenbringung zweier, meistentheils auf seine eigenen Unkosten geworbenen, wohl ausgerüsteten Regimenter“, als Generalwachtmeister und selbständiger Commandant „über ein absonderliches Corpo Unserer kaiserl. Armada“, endlich als Feldmarschall, als der er sich „unsterblichen Ruhm“ erworben, wie „aller Welt kundig“ 2c. — Kein Wunder, wenn dem noch jungen Manne bei so vielem Erfolge unter seinen eigenen Kriegsgefährten mehr als ein Neider erstand, wie denn notorisch die älteren Feldmarschälle Aldringen und Gallas, die nichts so sehr besorgten, als daß der „dänische Günstling“ ihnen als Generallieutenant werde vorgesetzt werden, ihm ebenso eifersüchtig und gehässig gegenüberstanden, wie seine nunmehrigen Untergebenen und Altersgenossen Piccolomini und Rudolf Colloredo. Ohne Zweifel hätte H. das höchste Ziel seiner Wünsche erreicht — wäre ihm selbst und seinem geheimnißvollen Protector ein längeres Lebensziel gesteckt gewesen.

Während Wallenstein im Frühjahr 1633 nach Schlesien gegen Arnim und Thurn marschirte, um dort entweder mit Waffengewalt oder durch Unterhandlungen den Krieg zu entscheiden, wurde H. die Aufgabe zu Theil, mit einem Corps von 25,000 Mann bei Eger Stellung zu nehmen, um so den meistbedrohten Westen der kaiserlichen Erblande zu decken und andererseits dem in Baiern operirenden Aldringen im Falle der Noth Beistand zu leisten, endlich eventuell den Sachsen und Schweden in Schlesien den Rückzug abzuschneiden, unter allen Umständen aber „nichts zu hazardiren“ und ohne ausdrückliche Ordonnanz des Generalissimus nicht vom Platze zu weichen. Die Mission hatte nach zwei Seiten ihre Schwierigkeiten. Wol verstand es H., den wiederholten Angriffen der verschiedensten Feinde gegen seine Stellung erfolgreich die Stirn zu bieten; den unaufhörlichen, vom Kaiser selbst unterstützten Aufforderungen und Verlockungen von Seite des Kurfürsten von Baiern, der ihn sehr gern für seine Sonderabsichten benutzt hätte, konnte er nicht in gleichem Maße widerstehen. Er ließ sich verleiten, zur Deckung einer Diversion der Aldringen'schen Armee bis gegen Amberg vorzurücken, was er mit einer strengen, empfindlichen Verwarnung büßte, die er, im Gegensatz zu Aldringen, ohne nachträglichen Groll entschuldigend hinnahm, um künftig keinen Augenblick zu wanken, trotz „Ihrer kurfürstl. Durchlaucht in Baiern Disgusto und übler Nachred am kaiserl. Hofe.“ Das ungestörte intime Einvernehmen mit Wallenstein wird dadurch documentirt, daß dieser ihn nach wie vor in seine geheimsten Verhandlungen, und zwar nun

nicht mehr allein mit Dänemark, sondern auch mit Sachsen und Schweden, zum Vertrauten machte. Der Inhalt dieser Relationen liegt selbstverständlich außerhalb des Rahmens vorliegender Skizze. Aber auch der Kriegsmann H. sollte, wie gesagt, bald wieder Verwendung finden. Wallenstein's Friedensanträge gegen Sachsen bedurften eines ausgiebigen Nachdruckes; ihn mußte H. in schon gewohnter kräftiger Weise geben. Am 11. August empfing er Befehl, neuerlich in Voigtland und Meißen einzubrechen. Drei Tage später führte er von Joachimsthal auf drei verschiedenen Punkten 20,000 Mann über die sächsische Grenze. Nach kaum acht Tagen hatte er Hof, Oelsnitz, Plauen, Reichenbach, Schneeberg, Annaberg, Marienberg, Zwickau, Ronneburg, Gera, Altenburg und viele andere offene und feste Plätze abermals genommen, nachdem sie erst kurz vorher wieder verloren worden waren. Bis Eilenburg und Wurzen auf der einen, bis Halle und Merseburg, ja bis Naumburg auf der anderen Seite von Leipzig streiften seine Parteien und trieben ungeheuere Contributionen ein. Am 22. August hielt H. seine letzte „Leipziger Messe"; zum dritten Male mußte sich ihm Leipzig ergeben und löste sich mit 70,000 Thaler von allgemeiner Plünderung. Der Abschluß eines Waffenstillstandes zwischen Wallenstein und Arnim vom Tage des Falles von Leipzig zwang H. zur Rückkehr nach Böhmen.

Er sah es nicht wieder. Auf seinem Marsche bis Greiz gekommen, begab er sich auf Wallenstein's Weisung nach Gera, um dort mit Arnim und dessen Genossen der Friedensbedingungen wegen zu conferiren. „Ich habe mit großer Gefahr dies Gespräch gehalten", schrieb er von dort aus an Hatzfeld; „es seyn ungesunde Leute". In Gera grassirte die Pest. H. erkrankte; er glaubte nicht anders, als Arnim oder Bernhard von Weimar habe ihm Gift reichen lassen — gewiß eine schlagende Widerlegung mehrseitiger Behauptung, als hätte H. in sträflichem, hochverrätherischem Einvernehmen mit jenen Feinden des Kaisers gestanden; zugleich die vollständige Beseitigung der Fabel, er hätte sich den Tod „bei seiner Dame" geholt. Mit geringer Begleitung — fast seine ganze Dienerschaft starb unterwegs — in einem Wagen bis in die Nähe von Plauen gebracht, übergab er dem Feldmarschall-Lieutenant Hatzfeld die Führung seiner Truppen. „Der Herr ziehe nur fort — ich bin gar krank", waren seine Worte. Am 9. September 1633, zwei Uhr nach Mitternacht, starb er zu Troschenreuth bei Adorf im Voigtland, kaum 34 Jahre alt. „Incertum", sagt von ihm bedeutsam genug ein Zeitgenosse, „si supervixisset, Caesari an Waldsteinio magis fidus". — Wallenstein empfing die Nachricht vom Tode Holk's, wie er versichert, „mit höchsten Schmerzen" — „zumal", so fügt er bei, „Ihre kaiserl. Majestät einen hochverständigen, tapferen und um dero Erzhaus und das gemeine Wesen wohlverdienten Soldaten an ihm verloren." — Unwillkürlich wirft sich die Frage auf, ob nicht in dem großen Conflicte Wallenstein's mit den ihm widerstreitenden Gewalten, deren Unermüdlichkeit nunmehr bereits zur Krise drängte, nächst dem offenen, geraden Pappenheim und dem biederen, versöhnlichen Ernest Montecuculi († am 3. August 1633) der ebenso wohlberechnende, wie energische und zielbewußte H. geeignet gewesen wäre eine Katastrophe hintanzuhalten. Männer wie Ilow, Terzka und Kinsky waren allerdings nicht vermögend, den schweren Verlust jener drei intimsten Freunde Wallenstein's in dessen eigenem Heere zu ersetzen. Wie nach dem Tode jedes verdienten Officiers erwies nun aber eben Wallenstein neuerlich eine seiner schönsten Tugenden: die herzlichste, werkthätige Dankbarkeit. Mit geradezu rührender, unermüdlicher Sorgfalt nahm er sich der Hinterbliebenen seines Lieblings, wie der Habe desselben gegen allerhand räuberische Eingriffe von Hoch und Niedrig an und rettete, was zu retten war. Sein eigener tragischer Sturz konnte nicht hindern, daß der Familie die liegenden Besitzungen in Böhmen bald wieder verloren gingen. König Christian IV. von Dänemark

Augsburg Fuß gefaßt — in Folge deren auch der evangelische H., als er nicht übertreten wollte, seiner Dienste am 30. Januar 1631 entlassen wurde. Von seinem gesammten bei der Stadt deponirten Vermögen im Betrage von 12,000 Guld. konnte er nur nach langem Verhandeln ungefähr die Hälfte erlangen, während ihm sein Gesuch um Erlaubniß zur Auswanderung abgeschlagen wurde. Im folgenden Jahre zogen die Schweden in Augsburg ein; sie riefen H. wieder in sein früheres Amt zurück, der nun in ihrem Interesse viel an den Befestigungen der Stadt arbeiten mußte. Als letztere 1635 dann wieder in die Hände der Kaiserlichen kam, mußte H. so schwere Strafeinquartierungen über sich ergehen lassen, „daß es einen Stein hätte erbarmen können“, wie er selbst schreibt. Hiermit schließen seine eignen Aufzeichnungen, und so ziemlich die Nachrichten über sein Leben. — Außer jenen Familienaufzeichnungen hat er noch einen Band gr. Fol., handschriftliche Aufzeichnungen aus dem Gebiet der angewandten Mathematik, namentlich allerlei Recepte zu Constructions-Hülfsmitteln, dann überhaupt fachmännische Notizen aller Art enthaltend, hinterlassen. Die Notizen wurden begonnen in der Zeit unmittelbar nach Vollendung des Rathhausbaues; sie befinden sich heute ebenfalls auf dem städtischen Archiv in Augsburg. Ferner ist erhalten sein „Häuserschätzungsbuch“, amtliche Baubeschreibungen, die er in Gemeinschaft mit anderen Stadtbaubeamten in den J. 1602—16.. vorgenommen. Verloren dagegen scheint ein Buch mit Aufzeichnungen über „Sachen, die Stadt Augsburg betreffend“, in der er u. A. ausführlich über die Grundsteinlegung zum Rathhausbau berichtet hatte. — H. hat in seiner mehr als dreißigjährigen Dienstzeit eine außerordentliche Thätigkeit entfaltet; er ist es, der dem heutigen Augsburg seinen architektonischen Charakter aufgeprägt hat, wie denn sein Name noch heute in der Stadt durchaus populär ist. Der Charakter seiner Kunst ist eine verständige, ja selbst nüchterne Uebertragung der einfachen italienischen Hochrenaissanceformen auf die veränderten deutschen Verhältnisse. Selbst die Säulenordnungen wendet er als Fassadenmotiv nur selten an (Beckerhaus, einzelne ihm zugeschriebene Erker); das altdeutsche Giebeldach überträgt er auch auf seine ganz unter italienischem Einfluß stehenden Fassaden, gelegentlich, wie am Rathhaus, in eigenartiger Verbindung mit dem flachen italienischen Dach. Wie es im Charakter der italienischen Spätrenaissance liegt, verzichtet er auf jeden ornamentalen Schmuck, die architektonischen Mittel auf die Wirkung der Verhältnisse und Profilirungen beschränkend; und auch letztere sind bei ihm meist sehr einfach. Gerade aber die monumentale Einfachheit und Klarheit seiner Bauten war es, die dem Geschmack der Zeit zusagte und, wie sie ihm eine Fülle von Aufträgen verschaffte, so auch seinem Namen im Gegensatz zu den Vertretern der älteren mehr spielend decorativen Richtung den noch heut wachen Ruhm in seiner Vaterstadt zeitigte.

Acten des Augsburger Stadtarchives. Dohme.

Holl: Franz Xaver H., geb. am 22. November 1720 zu Schwandorf in der oberen Pfalz, gest. am 6. März 1784, war Jesuit bis zur Aufhebung des Ordens, seit 1779 Professor des canonischen Rechts an der Universität Heidelberg, welche er auch in seinem Testamente bedachte. — Seine „Statistica ecclesiae Germanicae. Edid. in usum auditorum suorum“, von der nur T. I 1779 (Heidelb. lit. Jo. B. Wiesen univ. typograph., mit neuem Titelblatt 1780 bei Pfäler, 1788 Mannheim bei Löffler) erschien, soll für die katholische Kirche Deutschlands, deren Geographie, Geschichte, Quellen, Verfassung, Liturgie ꝛc. darstellen. Nach der vorliegenden Leistung ist zu bedauern, daß sie unvollendet blieb; H. zeigt bereits jenen wissenschaftlichen Sinn, der ein allseitiges Erfassen der Verhältnisse zur Bildung für nöthig erachtet. „Harmo...

gelernt haben müsse. — 1602 wird er zum Stadtbaumeister ernannt. In demselben Jahre errichtet er das „Beckenhaus“ (Innungshaus der Bäcker) und gibt dem Kirchthum von St. Anna ein geschweiftes Dach an Stelle des bisherigen gothischen spitzen. Es ist dies der erste jener zahlreichen Zwiebelkuppel-Thürme, die H. in Augsburg aufführte. Das erste Beispiel dieser Deutschland eigenthümlichen Form sind wahrscheinlich die Münchener Frauenthürme vom Ende des 16. Jahrhunderts. Es folgt nun eine ungemein reiche Thätigkeit, die sich auf alle Theile der Baukunst erstreckt. Eine kurze Aufzeichnung seiner sämmtlichen Arbeiten findet sich in seinem obenerwähnten Gedenkbuch, heute im städtischen Archiv zu Augsburg (herausgeg. von Chr. Meyer in den Schriften des hist. Vereins f. Schwaben u. Neuburg 1871/72). 1609 vollendet er das Schlachthaus, 1614 wird zuerst der Plan zum Neubau des Rathhauses, des Werkes, welchem er hauptsächlich seinen Ruhm verdankt, gefaßt. Es scheint, daß Holl's Baulust von wesentlichem Einfluß auf den Entschluß des Magistrates war. Zunächst überträgt er ein auf dem alten Rathhause angebrachtes „Schlagwerk“ auf den benachbarten von ihm zu diesem Zweck ausgebauten und erhöhten Perlachthurm. Noch während dieser Bau im Gange ist, wird am 25. August 1615 der Grundstein zum neuen Rathhause gelegt; fünf Jahre später ist das ganze Werk fertig. Nach Art der ähnlichen großen Anlagen in Norditalien (Basilika zu Vicenza, Palazzo della ragione zu Padua) hat H. den Hauptaccent bei diesem Bau auf den großen Festsaal gelegt. Zwei noch erhaltene, vermuthlich von seiner eigenen Hand herrührende erste Modelle (bei einer anderen Gelegenheit berichtet er ausdrücklich, daß er selbst das Modell aus Birnbaumholz gefertigt) zeigen jedesmal eine zweigeschossige Anlage, die unten nur große offene Hallen und darüber den Festsaal hat. Die Treppe ist jedesmal in einem besonderen Anbau dem großen Rechteck des Saalbaues angefügt; die Faſſadenbildungen sind reicher als sonst irgendwo bei H., rein italienisch gedacht und stehen völlig unter dem Einfluß Serlio's. Nach Verwerfung beider Projecte fertigte er ein drittes, welches in zwei unteren Geschossen Räume für die Verwaltung und dann erst darüber den großen Festsaal mit vier sich anschließenden sogenannten Fürstenzimmern enthielt. Die äußere Durchbildung des auf allen Seiten freistehenden Baues ist ein Charakteristikum des Holl'schen Stiles überhaupt. In drei und einem halben Geschoß steigt der Bau auf, im Mittelkörper aber auf allen vier Seiten noch um zwei weitere Halbgeschosse mehr, die an der Hauptfront ein Giebel, an der Schmalseite ein höher hinaufsteigender achteckiger, mit Zwiebelhaube gedeckter Thurm abschließt. Die Fensterumrahmungen sind äußerst einfach, fast nüchtern, die Ecken werden durch Quaderung betont. Ein einziges Gurtgesims gliedert über dem Erdgeschoß die Putzflächen: nirgends findet sich eine Spur von Ornament. Die Portale sind durch dorische Säulen geschmückt. — Einfach, nüchtern, aber groß gedacht und in ihrer ruhigen Klarheit imponirend sind überhaupt die sich vielfach ähnlich sehenden Holl'schen Bauten. Im großen Saal dagegen hat H. gezeigt, was er als Decorateur zu leisten vermochte. Dieser Saal ist bekanntlich die reichste derartige Anlage in Deutschland. — Auswärtige Fürsten nehmen den vielbeschäftigten Augsburger Stadtbaumeister gleichfalls mannichfach in Anspruch. Mehrfach berufen ihn die Pfalzgrafen bei Rhein nach Neuburg, um sein Gutachten zu hören; dem Grafen von Schwarzenberg erbaut er das Schloß Scheinfeld in Mittelfranken, gleichfalls ein Schloß dem Fürstbischof v. Eichstädt (1609), während die für diesen Fürsten außerdem geplante Heilige Grabeskirche nicht zur Ausführung gelangt; Kaiser Rudolf II. ließ sich von ihm die Zeichnungen von vier seiner Bauten in Augsburg (Zeughaus, Siegelhaus, Beckenhaus, Schlachthaus) nach Prag senden. — Sein letztes großes Werk im Dienste der Stadt war der Bau des Spitales seit 1630. Kurz vorher hatte die Gegenreformation in

Vgl. Gräffe, Lehrbuch der Literärgeschichte III, 1. S. 163. Haßler Buchdruckergeschichte von Ulm, Spalte 115—117. Zapf, Buchdruckergeschichte Schwabens S. 7 ꝛc. Geßner, Buchdruckerkunst III, 362. Falkenstein, Buchdruckerkunst 171 ꝛc.

Kelchner.

Holland: Benedict v. H., geb. am 16. December 1775 zu Obermedlingen (bei Gundelfingen), studirte im dortigen Dominicanerkloster, dann zu Regensburg und auf der Reichsabtei Neresheim, wo er 1792 in den Benedictinerorden trat, 1799 Priester, 1800 Professor der Theologie, Bibliothekar und Director der studirenden Kleriker wurde. Nach Säcularisirung der Reichsabtei ging er als Professor der Physik und Logik nach Salzburg, kehrte aber 1803 wieder nach Neresheim zurück und organisirte das fürstlich Thurn- und Taxis'sche Lyceum Carolinum, trat dann 1806 als Professor der Philosophie und Director des Seminars zu Neuburg (an der Donau) in bairische Dienste, organisirte 1811 die heute noch im Volksmunde nach ihm benannte königliche Erziehungsanstalt zu München, welcher derselbe als Director (auch Erzieher des Herzogs Maximilian von Baiern) bis 1824 vorstand; dann Oberstudienrath, 1826 in den Ruhestand getreten; starb am 18. Juni 1853. Ein seiner Zeit berühmter Pädagog und Humanist, ausgezeichnet durch sein organisatorisches Talent, auch Musiker und Dichter. Von zahlreichen Reden sind nur wenige gedruckt, z. B. „Was fordert der Geist der Zeit von den höheren Lehranstalten? Rede bey Eröffnung des Thurn- und Taxis'schen Lycei Carolini zu Neresheim“ 1804 (s. l. 1805) und „Trauer-Rede zum Gedächtniß des Fürsten Karl Anselm von Thurn und Taxis ꝛc. gehalten 1805“ (Dillingen 1806). Holland's ganzer Nachlaß mit einer Geschichte des Lyceums zu Neresheim, des Münchener Erziehungsinstituts, über sein Wirken zu Neuburg, nebst vielen biographischen Studien, Skizzen, Reden, Gedichten, Tagebüchern und eigenem Lebensabriß sind ungedruckt im Besitze seiner Neffen M. Riegg und des Unterzeichneten.

Vgl. Nekr. in Beil. 151 der Neuen Münchner Ztg. 28. Juni [illegible]. B. Stubenvoll, Gesch. des königl. Erziehungs-Instituts, München 1[illegible] derf. Das Holland'sche Institut in München. Geschichtlicher Vortrag. Porträts: Lithogr. mit Tondruck aus Zeller's Verlag, München 1[illegible] bilder von Stieler, 1818 und Kreling 1845, gezeichnet von Eimm[illegible] (Lichtdruck von J. Albert 1874). Büste von Halbig, 1853.

Hyac. Holland.

Holland: Georg Jonathan v. H., Mathematiker und Ph[illegible] den 6. August 1742 zu Rosenfeld in Württemberg, gest. im [illegible] Stuttgart. Bürgerlicher Abkunft, studirte er neben den Gegen[illegible] wissenschaftlichen Neigung als Fach Theologie. Nachdem er [illegible] Tübingen vollendet und sich 1763 die Magisterwürde erworben [illegible] 1765 Untererzieher der Söhne des Herzogs Friedrich Eug[illegible] berg. Als solcher erhielt er zwar den Titel eines außer[illegible] fessors der Philosophie an der Universität Tübingen, trat ab[illegible] nicht an, sondern begleitete seine Zöglinge auf Reisen nach [illegible] Güter in Pommern und Schlesien. Auch seine Ernennung [illegible] Hauptmann durch Katharina II. war vermuthlich nur eine [illegible] zu gewähren. Er kehrte 1783 mit der Auszehrung be[illegible] zurück, wo er trotz mancher Heilungsversuche im folgend[illegible] seinen Schriften machte während seines Lebens eine [illegible] das materialistische Système de la nature, welche 1772 [illegible] lagen erschien, großes Aufsehen. Eben dieselbe Schrift [illegible] Wezel ins Deutsche übersetzt, während das Buch seines [illegible] noch nicht gefunden hatte. Mathematisch interessant [illegible]

halt des Kästnerischen Vortrags vom Newtonischen Parallelogramm, aufgesetzt von M. G. J. Holland", Tübingen 1765. Sehr lesenswerth ist noch heute sein Briefwechsel mit Lambert insbesondere über die Begründung der Differentialrechnung und über eine mathematische Darstellung der Philosophie in Anlehnung an Ploucquet's und Lambert's eigene Versuche in dieser Richtung. Dieser Briefwechsel ist im I. Bande des durch Johann Bernoulli III. herausgegebenen deutschen gelehrten Briefwechsels Lambert's enthalten.

Vgl. Meusel, Lexikon. — Adelung, Fortsetzung zu Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Cantor.

Hollant: Johann H. von Eggenfelden, Dichter, lebte zur Zeit Herzog Ludwigs von Baiern, Grafen zu Martani (d. h. Ludwigs des Bärtigen von Ingolstadt, 1365—1441, seit 1413 mit der Erbgräfin von Mortagne vermählt) und verfaßte auf Veranlassung von Kaspar Schlick ein Spruchgedicht von den adelichen Geschlechtern in Baiern.

Vgl. Docen im Altdeutschen Museum 1, 1776. K. Bartsch.

Hollander: Albert Woldemar H., verdienter livländischer Schulmann, geb. am 10. (22.) September 1796 zu Riga, gest. im März 1868 zu Birkenruhe in Livland. Aus einer Riga'schen Patrizierfamilie geboren, begann er seine Schulstudien am Grauen Kloster zu Berlin, kehrte von dem Eintritt in das Lützow'sche Freicorps seines jugendlichen Alters wegen zurückgewiesen, in seine Heimath zurück, absolvirte das Rigaer Gymnasium und studirte 1815 bis 1819 zu Dorpat, Jena und Berlin Theologie und Philologie. Warmer Anhänger der Burschenschaft und der Schleiermacher'schen Theologie, nahm er am Wartburgfeste Theil, besuchte das Pestalozzi'sche Institut zu Yverdun und begründete nach seiner Rückkehr im J. 1825 zu Birkenruhe in Livland eine große Schul- und Erziehungsanstalt, welche er 43 Jahre lang leitete und zu hoher Blüthe brachte. H. zählte während der 40er und 50er Jahre zu den energischsten und einflußreichsten Vertretern deutsch-protestantischer Bildung und Gesinnung in den baltischen Provinzen Rußlands, um deren Erhaltung er sich große Verdienste erworben hat; als Schulmann und Patriot unter seinen Landsleuten hochangesehen, von der Universität Jena im Jahre 1850 zum Doctor h. c. promovirt, erlag H. 1868 den Folgen einer Erkältung, die er sich bei Rettung einer erfroren gefundenen Bauersfrau zugezogen hatte.

Vgl. Eckardt, Baltische und russische Charakterbilder (Leipzig bei Duncker und Humblot, 1874). Eckardt.

Hollander: Christian H., nach alten Actenstücken hieß er Christian Janssone oder Janzone, Janssens, gheseyd oder gezeid de Hollandere oder H. Van der Straeten glaubt, daß sein Geburtsort Dordrecht ist (siehe La musique aux Pays-Bas, Bruxelles 1872, t. 2. p. 51 ff.). Um 1549 bekleidete er den Kapellmeisterposten (Sanghmeester) an der Kirche St. Walburge in Audenarde; das betreffende Aktenstück (v. Straeten l. c. pag. 56) trägt das Datum des 1. Juni 1549. Mehrere andere vorhandene Rechnungen lassen H. bis ins J. 1556 daselbst verfolgen, doch die letzte, worin sein Abgang erwähnt wird, trägt kein Datum. Dagegen tritt er 1559—1564 in den Rechnungen des kaiserlichen Hofes von Deutschland auf und muß daher seine Uebersiedelung bald nach 1556 erfolgt sein. Hier trägt er officiell nur die einfache Bezeichnung „Capellsinger", während er auf den von seinem Freunde Pühler nach seinem Tode herausgegebenen Werken um 1570 bezeichnet wird „Weiland der aller Durchleuchtigisten Großmecht. Fürsten und Herren 2c. Ferdinand des ersten erwölten Röm. Kaisers, 2c. Componisten" und auf einer Handschrift der k. k. Hofbibliothek in Wien heißt es „Kaiser Ferdinand I. Magister Musices". Die allgemeine Annahme, daß H. auch in München Capellmeister war, beruht lediglich auf Erfindung und ist eine Verwechslung mit seinem Herausgeber Johann

Pühler, der mit H. zusammen in Wien Capellsänger war (1557—1564) un
dann „bairischer Capell Sänger“ in Landshut wurde, von wo aus er die Werk
Hollander's edirte. In der Dedication des ersten Werkes: Neue teutsche geis
liche und weltliche Liedlein (München 1570) schreibt Pühler an den Ab
Joannes in Weingarten: Dieweil dann E. fürstl. Gn. Christiano Holland
(seligister Gedächtniß) sonderlichen geneigt und seine Gesänge in großem Wer
gehalten, derowegen er, wenn ihm Gott der Herr die Tage seines Lebens ien
erstreckt, vorhabens gewest, E. F. G. Ehw. Namen und Titel ans Licht
geben, nicht unterlassen wollen“. H. muß demnach vor 1570 und bald na
1564, wo er den kaiserlichen Dienst verließ, gestorben sein. Pühler gab 1573 no
eine Sammlung lateinische Motetten zu drei Stimmen heraus und 1575 erschie
das erstere Werk in neuer Auflage. Ganz besonders aber spricht der Umstan
für Hollander's Beliebtheit als Componist, daß er sich in den Musik-Sammelwerke
von 1555—1568 zahlreich vertreten findet, so in dem Thesaurus von Joanelli
(1568) in dem sich 25 Motetten befinden, die Franz Commer sämmtlich
seine große Sammlung: Collectio operum musicorum Batavorum aufgenomme
hat (siehe mein Verz. neuer Ausgaben alter Musiker und die Bibliogr. de
Musiksamml. des 16. u. 17. Jahr.). Hollander's Compositionen tragen etwa
rauhes, ungelenkes an sich, besonders seine deutschen Lieder, unter denen sich d
heitersten Trinklieder befinden, zeigen nicht die Spur einer heiteren Weinlaun
sondern muthen uns recht herbe an, während sich dieser Charakterzug in sein
großen sechs- bis achtstimmigen Motettensätzen bis zur Erhabenheit steigert u
von großer Wirkung ist.

Außer Christian H. kennt die Musikgeschichte noch einen Jans H., vo
dem sich im Manuscript 124 (Nr. 50—54) zu Cambrai aus dem Jahre 15..
fünf Tonsätze und in den Musik-Sammelwerken von 1550—1553 sechs ande
Tonsätze finden und einen

Sebastian H., von dem wir nur die eine Motette: „Dum transisse
5 voc. zu 2 Theilen, in zwei verschiedenen Sammelwerken von 1554, das ei
in Löwen, das andere in Nürnberg erschienen, besitzen. Das was Fétis üb
ihn sagt, kann nur auf einer argen Verwechselung mit Christian beruhen, o
gleich sich die Angaben bereits in Walther's Tonkünstler-Lexikon finden.

Rob. Eitner

Hollar: Wenzeslaus H., Zeichner, Radirer und Kupferstecher, wurde a
13. Juli 1607 zu Prag geboren und entstammte einer wohlhabenden Adel
familie, welche das Prädicat „von Prachna“ führte. Er erhielt eine vorzügli
Erziehung, studirte die Rechte und stand bereits auf dem Punkte in ein öffent
liches Amt einzutreten, als sein Vater, welcher als eifriger Protestant dem Kö
Friedrich von der Pfalz gehuldigt hatte, durch die harten Maßregeln, die Fe
dinand II. über Böhmen verhängte, des Landes verwiesen wurde. Da mit de
Verbannung auch die Confiscation des Vermögens verbunden war, sah sich d
Familie plötzlich in tiefe Armuth versetzt, der junge H. wurde zugleich in ei
andere Laufbahn gedrängt. Er wanderte 1627 nach Frankfurt a. M. um b
Matthaeus Merian dem Aelteren, welchen er in Prag kennen gelernt hatte, d
Kupferstecherkunst zu erlernen. Anfänglich arbeitete er in der Manier sein
Lehrers meist mit der Radirnadel und führte verschiedene Ansichten von Städte
wie auch einige figürliche Darstellungen aus, griff späterhin auch zum Gra
stichel und erfand, indem er diesen geschickt mit der Radirung zu verbinde
wußte, eine eigenthümliche Ausführungsweise, gleich sehr durch Kraft wie
Modellirung ausgezeichnet. Nach einem zweijährigen Aufenthalte in Frankfu
lebte der Künstler abwechselnd in Straßburg und anderen Städten des Obe
rheins, begab sich 1633 nach Köln, wo er unter dem Titel: Amoenissimae a
quot locorum in diversis Provinciis jacentium Effigies a Wenzeslao Hol

Dyck, Paul Veronese, Parmegiano, Artois, Breughel, Paul
italienischen, deutschen und niederländischen Malern, führte
eigenen Zeichnungen aus. Man schätzt die Anzahl der
Platten gegen dreitausend, ganz genau kann die Zahl nicht
da mehrere Blätter verloren gegangen sind und andere
gestochen wurden; doch sind 2733 sichergestellt. Daß bei
Menge von Arbeiten manches Mittelmäßige nicht ausbleiben
darf jedoch weniger Hollar'n zur Last gelegt werden
daß er oft gezwungen war, nach schlechten und manerirten
Zeichner zu arbeiten. Jede künstlerische Aufgabe hat er
durchaus befriedigende Weise gelöst. Seine Stiche bezeichnete er
ganzen Namensunterschrift: „Wenzel Hollar Bohemus",
die Jahreszahl beizusetzen: seltener bediente er sich der Anfangs-
oder eines verschlungenen Monogramms. Er stach historische
Porträts, Trachten, Landschaften, Thierstücke, Städteansichten,
von Baudenkmalen, Marinen, Abbildungen von Schiffen,
dann eine Sammlung von Insekten und sogar Land-
ungen und Initialen mit gleicher Meisterschaft; doch behaupten
allen den Vorzug. Zu seinen trefflichsten Arbeiten gehören
Frauenhals, des Grafen Arundel, der Maler Lucas und Cor-
Gräfin Marie von Portland, des Königs Heinrich VIII. von
Gemahlinnen, dann der Könige Karl I. und Karl II. Das
hat er viermal, des zweiten zehnmal gestochen. Nach einem
fertigten Verzeichnisse hat er 369 Porträts theils nach eigenen
ils nach andern Meistern in Kupfer ausgeführt. Von seinen
llungen verdienen neben den oben genannten hervorgehoben zu
nach Elzheimer, S. Magdalena nach Pieter van Avont, Amor
mano, ein Crucifix nach Van Dyck und ein Ecce homo nach
auch einzureihen die eben so geistreichen als getreuen Kari-
nardo da Vinci, welche den Vergleich mit den Originalen nicht
die Studienköpfe nach Holbein, die Trachtenwerke und das soge-
ein. Auch als Landschaftstecher glänzt H. in erster Reihe; mehrere
ichnungen ausgeführte Marinen und 13 Blätter mit Baum-
Jacques d'Artois geben Kunde von seltener Meisterschaft.
angtes Bild der Vielseitigkeit und Thätigkeit des Meisters zu entrollen,
Uebersicht seiner Stiche beigefügt, wobei jedoch zu bemerken, daß
nicht ganz vollständig ist. Biblische Darstellungen, Heilige,
66 Stücke — Geschichte, Allegorie, Illustrationen zu Homer,
375 — Landkarten: 53 — Städteansichten, Landschaften,
— Bildnisse, Charakterköpfe u. dgl.: 490 — Trachten: 250 —
36 — Plane, Architekturen: 325 — Gefäße, Verzierungen, Titel-
zusammen 2733 Stiche. Hollar's Schüler sind: sein schon er-
17. Jahre verstorbener Sohn, ferner Fr. Carter, Daniel King,
P. Tempest, Dudley und Gaywood, letzterer der geschickteste. Die
ungen des Künstlers befinden sich beinahe sämmtlich in Eng-
ch die meisten und besterhaltenen Stiche getroffen werden. Bei
ollständigste Sammlung von Werken Hollar's wurde von König
gelegt und befindet sich zu Windsor, gegenwärtig im Besitz der Königin
ße Beachtung verdient die zwar nur aus 138 Blättern bestehende
Museum zu Braunschweig, die einzige, welche zu Lebzeiten Hollar's
0 angeschafft wurde und durchaus wohlerhaltene Abzüge enthält.
Sammlung mit vorzüglichen, zum Theil noch nicht eingereihten

der Meister nach London zurück, gelangte aber erst zu einer etwas gesicherten Existenz nach der Thronbesteigung König Karls II., in dessen Dienste er 1661 als Zeichner und Kupferstecher trat. Abermals war seine günstige Lage von kurzer Dauer; die Pest von 1665 entriß ihm seinen geliebten Sohn, welcher sich bereits zu einem tüchtigen Gehilfen und Kupferstecher herangebildet hatte und bei dem großen Brande von London (2. September 1666) verlor er all seine Habe. Genöthigt im sechzigsten Lebensjahre ganz von vorne anzufangen, um sich wieder eine neue Einrichtung zu erwerben, schien ihm der von Seite des Hofes gemachte Antrag, eine kriegerische Expedition nach Afrika zu begleiten um die Festungswerke von Tanger aufzunehmen, eine willkommene Gelegenheit, wieder zu einigem Wohlstande zu gelangen. Er schiffte sich 1669 mit Lord Howard ein und brachte nach Ueberstehung endloser Mühen und Gefahren seine Arbeiten glücklich zu Stande. In seiner Hoffnung auf ein angemessenes Honorar sah sich jedoch H. arg getäuscht, denn er erhielt für Reise und Arbeiten, welche mehr als ein Jahr in Anspruch genommen hatten, vom Hofe nicht mehr als die Summe von 100 Pfund Sterling und wäre in großen Schaden versetzt worden, wenn ihm nicht die Herausgabe der Ansichten von Tanger und Umgebung einigen Nebenverdienst gebracht hätte. An diesen Stichen, welche 1673 veröffentlic[illegible] wurden, erkennt man das hereinbrechende Greisenalter und eine merkliche A[illegible] nahme der Kräfte, während einige kurz vor Antritt der Reise gefertigte Ra[illegible] rungen noch die volle Geistesfrische des Meisters offenbaren. Der bis zu seinem letzten Augenblick thätige Künstler starb zu London am 28. März 1677, ang[illegible] lich in so großer Dürftigkeit, daß er an seinem Todestage ausgepfändet wer[illegible] sollte. Dieser Sage widerspricht jedoch die Thatsache, daß seine Wittwe [illegible] hinterlassenen Kupferstiche und Kunstwerke so vortheilhaft verkaufte, daß sie [illegible] dem Erlös fortan leben konnte. H. liegt begraben in der S. Margarethenkir[illegible] zu London, wo ihm seine Verehrer ein Denkmal errichten ließen. Er war [illegible] Mann von hoher Begabung und umfassenden Kenntnissen, ein Künstler er[illegible] Ranges: dabei unbeschreiblich gutmüthig, arglos und unbeholfen in allen Lebe[illegible] verhältnissen. Seine Gutmüthigkeit wurde oft mißbraucht, auch verstand [illegible] nicht mit dem Gelde umzugehen, weshalb er fortwährend aus einer Klemme [illegible] die andere gerieth. Schon fünfzig Jahre alt verheirathete er sich nach dem [illegible] seiner ersten Frau abermals, welche zweite Ehe mit mehreren Kindern gesegne[illegible] Einfach und mit wenigen Bedürfnissen zufrieden, verfuhr er mit seiner [illegible] haushälterisch, daß er Tag für Tag wenigstens acht Stunden hindurch a[illegible] und die Uhr neben sich stellte, um ja nicht vor der festgesetzten Minu[illegible] zuhören. Trotz seines Fleißes und der hohen Anerkennung, deren [illegible] freute, wurde er oft sehr schlecht honorirt: so bezahlte ihm der Buchhän[illegible] Stent für die schönen 1638 gefertigten Prospekte von London und [illegible] kaum so viel, als der Werth der Kupferplatten betrug. Die Verleger [illegible] sich, während der Meister darbte.

H. darf nicht allein als Gründer der englischen Kupferste[illegible] sehen werden, sondern er übte auf die gesammte Kunstthätigk[illegible] bedeutenden als erfreulichen Einfluß, und gehört, indem er [illegible] Stiche wiederzugeben versuchte, zu den bahnbrechenden Meis[illegible] Er radirte seine Platten immer vor und vollendete sie mit [illegible] dem Grabstichel, wobei man selten unterscheiden kann, wel[illegible] oder jenem Instrumente gefertigt sind. Seine künstlerisch[illegible] so bewunderungswürdig wie seine Geschicklichkeit, mit [illegible] Manier wesentlich zu ändern, den Charakter der versch[illegible] wiederzugeben vermochte. Er stach mit gleicher Lei[illegible] älteren Meistern, wie Mantegna, Lionardo da V[illegible]

modernen: Van Dyck, Paul Veronese, Parmegiano, Artois, Breughel, Paul Brill und anderen italienischen, deutschen und niederländischen Malern, führte auch sehr vieles nach eigenen Zeichnungen aus. Man schätzt die Anzahl der von ihm gestochenen Platten gegen dreitausend, ganz genau kann die Zahl nicht mehr ermittelt werden, da mehrere Blätter verloren gegangen sind und andere zu wiederholtenmalen gestochen wurden; doch sind 2733 sichergestellt. Daß bei solch unübersehbarer Menge von Arbeiten manches Mittelmäßige nicht ausbleiben konnte, ist selbstverständlich, darf jedoch weniger Hollar'n zur Last gelegt werden als dem Umstande, daß er oft gezwungen war, nach schlechten und manerirten Originalen englischer Zeichner zu arbeiten. Jede künstlerische Aufgabe hat er auf würdevolle durchaus befriedigende Weise gelöst. Seine Stiche bezeichnete er gewöhnlich mit der ganzen Namensunterschrift: „Wenzel Hollar Bohemus", pflegte auch häufig die Jahreszahl beizusetzen: seltener bediente er sich der Anfangsbuchstaben W. H. oder eines verschlungenen Monogramms. Er stach historische Compositionen, Porträts, Trachten, Landschaften, Thierstücke, Städteansichten, Grund- und Aufrisse von Baudenkmalen, Marinen, Abbildungen von Schiffen, Gefäßen, Putzsachen, dann eine Sammlung von Insekten und sogar Landkarten, Randzeichnungen und Initialen mit gleicher Meisterschaft; doch behaupten seine Bildnisse vor allen den Vorzug. Zu seinen trefflichsten Arbeiten gehören die Porträts des Craenhals, des Grafen Arundel, der Maler Lucas und Cornelis Wael, der Gräfin Marie von Portland, des Königs Heinrich VIII. von England und seiner Gemahlinnen, dann der Könige Karl I. und Karl II. Das Bild des erstern hat er viermal, des zweiten zehnmal gestochen. Nach einem im Jahr 1745 gefertigten Verzeichnisse hat er 369 Porträts theils nach eigenen Zeichnungen, theils nach andern Meistern in Kupfer ausgeführt. Von seinen figürlichen Darstellungen verdienen neben den oben genannten hervorgehoben zu werden: Juno nach Elzheimer, S. Magdalena nach Pieter van Avont, Amor nach Giulio Romano, ein Crucifix nach Van Dyck und ein Ecce homo nach Tizian. Hier sind auch einzureihen die eben so geistreichen als getreuen Karikaturen nach Lionardo da Vinci, welche den Vergleich mit den Originalen nicht zu scheuen haben, die Studienköpfe nach Holbein, die Trachtenwerke und das sogenannte Reisbüchlein. Auch als Landschaftstecher glänzt H. in erster Reihe; mehrere nach eigenen Zeichnungen ausgeführte Marinen und 13 Blätter mit Baumgruppen nach Jacques d'Artois geben Kunde von seltener Meisterschaft.

Um ein gedrängtes Bild der Vielseitigkeit und Thätigkeit des Meisters zu entrollen, sei nachstehende Uebersicht seiner Stiche beigefügt, wobei jedoch zu bemerken, daß das Verzeichniß nicht ganz vollständig ist. Biblische Darstellungen, Heilige, Todtentanz: 266 Stücke — Geschichte, Allegorie, Illustrationen zu Homer, Virgil u. A.: 375 — Landkarten: 53 — Städteansichten, Landschaften, Schiffe: 593 — Bildnisse, Charakterköpfe u. dgl.: 490 — Trachten: 250 — Thierstücke: 206 — Plane, Architekturen: 325 — Gefäße, Verzierungen, Titelblätter: 175, zusammen 2733 Stiche. Hollar's Schüler sind: sein schon erwähnter, im 17. Jahre verstorbener Sohn, ferner Fr. Carter, Daniel King, Franz Place, P. Tempest, Dudley und Gaywood, letzterer der geschickteste. Die Originalzeichnungen des Künstlers befinden sich beinahe sämmtlich in England, wo auch die meisten und besterhaltenen Stiche getroffen werden. Bei weitem die vollständigste Sammlung von Werken Hollar's wurde von König Georg III. angelegt und befindet sich zu Windsor, gegenwärtig im Besitz der Königin Victoria. Große Beachtung verdient die zwar nur aus 138 Blättern bestehende Sammlung im Museum zu Braunschweig, die einzige, welche zu Lebzeiten Hollar's im Jahre 1660 angeschafft wurde und durchaus wohlerhaltene Abzüge enthält. Eine kostbare Sammlung mit vorzüglichen, zum Theil noch nicht eingereihten

Exemplaren wurde vor 15 Jahren von den Ständen Böhmens erworben und in Prag aufgestellt. Die in den Kupferstichkabineten zu Wien, München, Berlin, Paris und anderen Städten vorhandenen Sammlungen sind allbekannt und oft beschrieben worden.

Ueber Hollar und seine Werke findet sich eine reiche Litteratur vor, beachtenswerth sind: Georg Vertue, Description of the Works of the ingenious Delineator and Engraver Wenceslaus Hollar, London 1745 und zweite Auflage 1759. — Gust. Parthey, Beschreibendes Verzeichniß der Kupferstiche des Wenzel Hollar, Berlin 1853. — Mehr oder minder umfangreiche Abhandlungen finden sich bei J. Salomon Semler, Quandt, Ernst Förster, Klunzinger, Dlabacz und Füßli. W. Grueber.

Hollaz: David H. — Vater und Sohn —, lutherische Theologen des 17. und 18. Jahrhunderts. I. Der ältere H., der Dogmatiker, ist geb. 1648 zu Wulkow bei Stargard in Pommern, † 1713 am zweiten Ostertage als Pastor und Präpositus zu Jakobshagen. Er hatte in Erfurt und Wittenberg studirt und als Magister promovirt, war 1670 Prediger zu Pützerlin, 1680 Conrector zu Stargard, dann Rector und Prediger zu Colberg, 1692 Propst in Jakobshagen geworden. In jungen Jahren schrieb er Programme und griechische Gedichte, später gab er Predigten und sein Hauptwerk, ein dogmatisches Lehr- und Handbuch heraus unter dem Titel „Examen theol. acroamaticum universam theologiam thetico-polemicam complectens". Es erschien erstmals 1707 in 4. und erlebte nach dem Tode des Verfassers noch eine Reihe von neuen Auflagen, ed. II 1718, besorgt von dem Rostocker Theologen A. J. von Krakewitz, die 7. und 8. mit dogmatisch-polemischen Anmerkungen und Zusätzen versehen von R. Teller 1750 und 1763. Die große und dauernde Beliebtheit dieses Buches, von der diese Auflagen zeugen, hat ihren Grund nicht in wissenschaftlicher Originalität, sondern theils in der Correctheit seiner Orthodoxie, theils in den formellen Vorzügen der Deutlichkeit, Vollständigkeit, übersichtlichen Anordnung, besonders aber in dem Geist der Milde und religiösen Innigkeit, der das Ganze durchweht. H. hat seine Vorgänger, besonders Gerhard, Calov, Scherzer &c. stark benutzt; aber er hat gründlicher gearbeitet als Baier, leidenschaftsloser als Hülsemann oder Calov, weniger scholastisch als König oder Quenstedt, übersichtlicher als Gerhard &c.; alle seine Vorgänger aber auf dem Felde lutherischer Dogmatik übertrifft er in Bezug auf Abrundung und Ebenmaß der Darstellung. Er gilt als der letzte streng lutherische Dogmatiker und ist zugleich derjenige, der nach 50 Jahren noch studirt wurde. So ragt er aus der Periode der Orthodoxie hinüber in die Zeit des Pietismus, Synkretismus, Wolfianismus. Die Philosophie erkennt er an als heilsamen Cultus des Geistes; der Pietismus wird weder erwähnt noch bekämpft, übt aber nichtsdestoweniger wie der Synkretismus einen stillen Einfluß. Die Frömmigkeit wird zum Wesen der Theologie gerechnet, die Heilsordnung mit besonderer Sorgfalt behandelt, ein Theolog im eminenten Sinn kann nur der Wiedergeborene sein: — darin zeigt sich die Einwirkung des Pietismus, in der Unterscheidung des Fundamentalen und Nichtfundamentalen diejenige Calixt's. Dabei versichert H. ausdrücklich seine volle Rechtgläubigkeit: die gleichmäßige Sicherheit und unerschütterliche Objektivität seiner Darstellung macht den Eindruck, als ob der Besitzstand der lutherischen Orthodoxie noch von keiner Seite bedroht wäre. Und doch ist sein Werk das letzte seiner Art gewesen, das letzte, das noch vor dem Uebergang in ein anderes Zeitalter steht.

II. Nicht zu verwechseln mit ihm ist sein gleichnamiger Sohn, der jüngere D. H., Prediger zu Güntersberg in Hinterpommern, bekannt als Verfasser mehrerer, damals vielgelesenen, zum Theil auch neuerdings wieder aufgelegten Schriften erbaulichen Inhalts, z. B. „Beschreibung der Wiedergeburt &c.", 1737,

„Anweisung zum Gebet“, 1747, „Ev. Gnadenordnung“, 1751 u. ö., „Pilgerstraße nach Zion“, 1771; Gesammtausgabe sämmtl. erbaulicher Schriften, Frankfurt 1750; Görlitz 1770—82.

Jänike, Gel. Pommern; Jöcher II, 1673; Walch, bibl. th. I, 62; Baur in Ersch u. Gruber's Encykl.; Gaß, Gesch. d. Dogm. II. 495 ff.; Stargarder Skizzenbuch, Stargard 1877, S. 56; besonders aber meinen Artikel bei Herzog, Th. RE. 2. Aufl., Bd. VI. S. 266 ff.

Wagenmann.

Holle: Berthold v. H., deutscher Dichter, gehörte einem Hildesheimischen Rittergeschlechte an und ist wahrscheinlich dasjenige Mitglied dieser Familie, welches von 1251 bis 1270 in einer Reihe von Urkunden als Zeuge auftritt, ein Sohn des Dietrich v. H. Von ihm besitzen wir, mehr oder minder vollständig erhalten, drei Romane, von denen der Demantin der älteste ist: wie die beiden andern, der Crane und das Bruchstück des Darifant, zeitlich einander folgten, steht nicht fest. Den Stoff sowol des Demantin wie des Crane schöpft der Dichter aus mündlichen Berichten, und zwar beim Crane aus einer Erzählung des jungen Herzogs Johann von Braunschweig († 1277), welche ihrerseits wesentliche Partien einem deutschen Gedichte des 12. Jahrhunderts, dem Grafen Rudolf entnahm. — H. besaß weder bedeutende dichterische Begabung noch ausgebreitete litterarische Kenntnisse. Wolfram von Eschenbach ist der einzige deutsche Dichter, dessen er namentlich gedenkt, und dessen Darstellungsweise er nicht selten Einfluß auf seinen Stil verstattet. Im übrigen folgt er durchaus der Manier der Spielmannspoesie. Wie diese so bewegt sich auch seine Erzählung in stereotypen Motiven, Wendungen und Epithetis. Doch muß man einräumen, daß er im Crane dem Demantin gegenüber erhebliche Fortschritte zeigt. Er hat da vor allem gelernt, einen einheitlichen Grundgedanken concis und geschickt durchzuführen. Dieser Grundgedanke des Crane ist der der Treue, es soll in dem Gedichte geschildert werden wâ ein getrûwe trûwe vant. Nicht geringer ist hier die Vervollkommnung, die sich nach Seiten der planmäßigen Entwickelung der Handlung zu erkennen giebt. In diesen beiden Beziehungen liegt der Demantin noch sehr im argen, und die Kritik seiner Zeitgenossen scheint denn auch dem Dichter scharf zugesetzt zu haben. Eine gerechte Würdigung des Mannes wird daher die Vorzüge des Crane ins Licht zu stellen haben, sie muß auf die maßvolle Verwendung hinweisen, welche H. von seinen bescheidenen poetischen Gaben machte, sie darf seiner regen Phantasie, die sich nicht selten in glücklichen Bildern, in geschickten Steigerungen kund gibt, Anerkennung nicht versagen.

Berthold von Holle, herausgegeben von Karl Bartsch, Nürnberg 1858. — Demantin von Berthold v. Holle, herausgegeben von Karl Bartsch, Stuttgart 1875 (Bibliothek des litterar. Vereins CXXIII). — Meine Recension des Demantin im Anzeiger für deutsches Alterthum I. (1876), S. 256 ff. — Grotefend, Berthold von Holle, in der Zeitschrift des histor. Vereins für Niedersachsen von 1864.

Steinmeyer.

Holle: Georg (Jürgen) v. H., geb. 1513 oder 1514 als Sohn des Drosten Rudolf von H. zu Hausbergen, † 1576, war einer der unruhigsten und abenteuerlichsten Landsknechtsführer seiner Zeit, Protestant, aber jedem dienend, der ihn und seine Leute zahlte. Dem Hildesheimischen Adel angehörend war er am Hofe Kurfürst Friedrich des Weisen erzogen, dem letztern folgte er mit 2 Fähnlein Fußvolk 1542 gegen Heinrich d. J. von Braunschweig, 1545 dagegen war er als Oberst mit 6 Fähnlein Landsknechte unter Christoph von Wrisberg im Dienste Erzbischofs Christoph von Bremen und fiel vom Lande Wursten aus in schmählichem Friedebruch in Hadeln ein, das vollständig verheert und aus-

gesogen wurde, wahrscheinlich hat er seit 1543 schon Wrisberg in der Rhodeschen Fehde gegen Christoph gedient. Von Hadeln aus folgte er dem Herzog Heinrich d. J. von Braunschweig bis zu dessen Gefangennahme durch Landgraf Philipp bei Höckelheim. Die neben ihm erwähnten Landsknechtführer waren Hilmar von Münchhausen, Dietrich von Dincklage und Paul Eiksfeldt (Eichsfeld). Zum schmalkaldischen Krieg warb Karl V. durch den Grafen v. Büren den H. und Hilmar von M. direct an, sie brachten 24 Fähnlein und 4000 Reiter zusammen und schlugen die Schlacht bei Mühlberg 1547 mit, nach welcher Hilmar entlassen wurde, während H. noch 1548 mit 12 Fähnlein Frankfurt für den Kaiser besetzt hielt und 1552 im Auftrag desselben den Markgrafen von Brandenburg-Culmbach aus Trier zu werfen suchte, wobei er geschlagen wurde. Gleich darauf erstürmte er gegen die Franzosen Terouenne in Flandern und verlor dabei ein Auge durch einen Schuß. In der Schlacht bei Sievershausen am 9. Juli 1553 focht er im Heere Heinrichs d. J. gegen Markgraf Albrecht, und ebenso bei Gittelde im September gegen denselben. 1554 suchten die fränkischen Stände ein Heer zum Schutz gegen diesen aufzustellen und schlossen mit H. und Hilmar von Münchhausen einen Vertrag wegen 24 Fähnlein, sie lehnten deshalb den Antrag der Königin Marie 10 Fahnen nach den Niederlanden zu führen ab, ihr Werbeplatz war wie gewöhnlich das arg mitgenommene Verden; von da legten sie sich Hamburg gegenüber ins Alte Land. Inzwischen vollzogen sie bei Artlenburg über die Elbe gehend mit Heinrich von Braunschweig die kaiserliche Exekution gegen Johann Albrecht von Mecklenburg, der dadurch zu einer neuen Theilung mit Herzog Ulrich 1555 gezwungen wurde. Den Antrag Adolfs von Holstein zum Zuge gegen Ditmarschen lehnten sie ab; auch den durch Lazarus Schwendy erneuerten Antrag dem Kaiser nach den Niederlanden 10 Fähnlein zu senden, sie wollten wegen der Forderung an die fränkischen Stände sich nicht schwächen. Sie waren inzwischen nach Wildeshausen gezogen, und als nun jene nach dem Religionsfrieden durch den Bürgermeister Erasmus Ebener von Nürnberg die Auflösung der Haufen ohne Zahlung zu erreichen suchten, auch Heinrich von Braunschweig die Entlassung forderte und Meutereiversuche vorkamen, zogen die beiden Obersten nach blutiger Unterdrückung der Meuterei auf eigene Hand über Diepholz, das Bisthum Minden, das Schaumburgische und Grubenhagensche nach dem Eichsfelde, zwangen Mühlhausen die Thore zu öffnen und verheerten das Gebiet von Erfurt, welches sie nicht einlassen wollte. Hier erst gelobten die in Angst gerathenen fränkischen Stände den ganzen rückständigen Sold, den indessen Heinrich von Braunschweig zum Theil vorgeschossen hatte, und die Knechte wurden entlassen. 1557 führte H. Philipp II. von Spanien Truppen in die Niederlande zu und focht mit Auszeichnung in der Schlacht bei St. Quentin, am 10. Aug. 1562 war er im Gefolge Kurfürst Augusts von Sachsen bei der Wahl Maximilians II., der ihn zum Ritter schlug. Schon 1560 hatte Friedrich II. von Dänemark in Odense mit H. und v. Münchhausen wegen Anwerbung von Landsknechten gegen Schweden wegen der Streitigkeiten des Bischofs Magnus von Reval (seit 1560) verhandelt und sie in Bestallung genommen, 1563 zogen sie ihm jeder mit 20 Fähnlein oder 8000 Mann zu, wurden in Roeskilde gemustert, setzten von Kopenhagen nach Schonen über und schlugen unter Holle's Obercommando die Schweden vollständig; von Münchhausen wurde ausbezahlt und entlassen, H. aber blieb bis 1564, doch konnte der König ihn nicht befriedigen. Er erhielt daher am 11. Juli eine Verschreibung angeblich auf 209,360 Goldgulden, die niemals bezahlt wurden. In Neumünster wurde H. durch Klaus von Ranzau entlassen. Nachher lebte er meist auf seinem Schloß Himmelreich bei Minden, das Bischof Georg ihm schenkte, stets in Hader mit der Stadt; er blieb aber Rath der Her-

zöge von Braunschweig und des Kurfürsten August von Sachsen, von denen er Jahrgelder hatte. Für Heinrich von Braunschweig schloß er 1568 den Vertrag von Ovelgönne mit Graf Anton von Oldenburg in der Butjadinger Angelegenheit, und für Julius verhandelte er 1570 mit der Stadt Braunschweig. Wie er Heinrichs d. J. Leiche mit zu Grabe getragen, so erschien er auch auf dem Huldigungsturnier Herzogs Julius 1571 mit 8 Pferden, 1576 starb er am Schlage.

Vgl. Spangenberg's N. Vaterl. Archiv, 1822. II. S. 321 ff. (aus Familiennachrichten, in denen sich jedoch einzelne Irrthümer finden).

Krause.

Holleben: Heinrich v. H., aus einer thüringischen Familie, geb. in Rudolstadt, trat als Secondelieutenant in das Infanterieregiment Graf Tauenzien, wurde 1816 Commandeur des 2. Schützenbataillons, 1839 Generalmajor und Brigadecommandeur, 1840 Inspecteur der Besatzungen in den Bundesfestungen, dann 1848 Commandeur der 5. Division, führte 1849 die preußischen Truppen zur Unterdrückung des Aufstandes nach dem Königreich Sachsen, war 1849 im badischen Feldzuge im Stabe des damaligen Prinzen von Preußen, wurde nach der Niederwerfung des Aufstandes Gouverneur von Rastatt und trat dann zur fünften Division zurück. In demselben Jahre erhielt er den erbetenen Abschied mit dem Charakter als General der Infanterie und starb am 11. Juni 1864. — H. kann der Vater der Compagniecolonne genannt werden, der Formation, in welcher in den Kriegen der Gegenwart geschlossene Infanterieabtheilungen in der Sphäre des feindlichen Gewehrfeuers allein bewegt werden können. Sie wurden zuerst von ihm im Gefecht bei Vitry le français 1814 bei dem Füsilierbataillon des Leibregiments angewandt; das Exercierreglement von 1844 weist ihnen schon die größte Bedeutung zu. Das epochemachende Werk des Generals erschien anonym unter dem Titel: „Militärische Betrachtungen aus den Erfahrungen eines preußischen Officiers. Mit 32 Figuren und Plänen", 1838. Durch diese Schrift hat sich der Verfasser ein großes Verdienst um die Entwickelung der preußischen Infanterietaktik erworben. Alle Feldzüge seit 1848 haben die Richtigkeit seiner Anschauungen in immer steigendem Maße bewährt.

v. Meerheimb.

Holleben: Ludwig Hermann v. H.-Olze, wurde 1801 in Garz an der Oder geboren, trat aus dem Cadettencorps als Secondelieutenant ins 2. Infanterieregiment, besuchte die Allg. Kriegsschule, wurde Lehrer an der Divisionsschule, dann beim Cadettencorps, 1836 Premierlieutenant und Lehrer an der Artillerie- und Ingenieurschule und an der Allg. Kriegsschule. 1840 wurde er als Capitän ins Cadettencorps versetzt. 1847 Major und Adjutant bei der Generalinspection des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens, 1856 Director der Ober-Militär-Examinationscommission und Oberst, 1859 Generalmajor und Mitglied der Militär-Studiencommissionen. 1864 erhielt er das Patent als Generallieutenant und wurde Präses der Ober-Examinationscommission. 1870 erhielt er den Charakter als General der Infanterie, war Präses der Lebensversicherungsgesellschaft für Armee und Marine und starb in Berlin im Winter 1878 auf 79. Seine Thätigkeit war, wie diese kurzen Notizen zeigen, eine wesentlich wissenschaftliche; seine Verdienste um die geistige Förderung und sittliche Erziehung der Armee in den verschiedenen Bildungsanstalten sind nicht geringe. v. Meerheimb.

Höllefeuer: einen fahrenden Sänger dieses Namens führt der Bruder Bertold rügend in einer seiner Predigten an, und es hindert nichts, ihn für den Dichter einiger in der Jenaer Liederhandschrift überlieferten Sprüche zu halten, die alle in gleichem Tone die hergebrachten Themen der Spruchpoesie behandeln, Religion, Politik, Moral, persönliche Angelegenheiten. Seine Thätigkeit fällt in die

Zeit des Interregnums; bei ihm begegnet schon die Wendung, daß das Reich nun Armuth heiße.

Von der Hagen, Minnesänger 4, 710. Wilmanns.

Hollen: Gottschalk H. (Holem), Augustiner-Eremit, angesehener Prediger des 15. Jahrhunderts, wurde zu Corvey noch in den letzten Jahren des 14. Jahrhunderts geboren. Er erzählt nämlich in seinen Sonntagspredigten (part. hiem. serm. 38) eine Begebenheit aus dem J. 1380 und fügt bei, er habe dieselbe 26 Jahre später aus dem Munde eines dabei Betheiligten gehört. Zu Herford nahm er das Ordenskleid. Seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt er größtentheils in italienischen Klöstern. Nach Deutschland zurückgekehrt wirkte er meist in Osnabrück als Prediger und starb daselbst im J. 1481. H. erfreute sich nicht nur als Redner einer großen Beliebtheit, sondern auch als Verfasser erbaulicher Schriften. Noch im J. 1520 wurden seine Marienpredigten zu Hagenau gedruckt; 1517 und 1520 seine „Sermones dominicales super epistolas“ in zwei Theilen. Am verbreitetsten aber war sein „Praeceptorium divinae legis“. Hain verzeichnet bis zum J. 1500 sechs Drucke (Nr. 8765 bis 70) und Ossinger noch zwei spätere aus den Jahren 1503 und 1521. 1514 soll zu Florenz ein „Opus de festis mobilibus et astronomia clericali“ von H. im Drucke erschienen sein. Einige andere Werke, von denen uns sein Ordensgenosse Schipphower Nachricht giebt, sind ungedruckt geblieben, nämlich: „De septem peccatis mortalibus“; „De officio missae“; „De novem peccatis alienis“; „De sacramento eucharistiae“. Spätere Bibliographen fanden in den Bibliotheken unter Hollen's Namen noch mehrere ungedruckte Predigten, ein Passionale und einen Tractat „De sacramento poenitentiae“.

Vgl. Joan. Schipphower, chronic. archicomit. Oldenb. bei Meibom, rer. germ. II, 185. D. A. Gandolfo, dissert. hist. de 200 celeb. Augustinianis script. 136. Höhn, Chronologia provinciae rheno-suev. 109. Ossinger, Biblioth. Augustiniana 452. Kolde, Die deutsche Augustiner-Congregation und Joh. v. Staupitz, S. 199 f. Stanonik.

Holler: Leonhard Ritter v. H., bairischer Ministerialbeamter, geb. zu Wolfsbach bei Amberg in der oberen Pfalz am 15. Febr. 1780, gest. zu München am 3. Febr. 1851. Widmete sich zu Landshut dem Studium der Rechtswissenschaft, promovirte dortselbst im Januar 1804 und schrieb aus diesem Anlasse: „Geschichte und Würdigung der deutschen Patrimonialgerichtsbarkeit mit besonderer Rücksicht auf Bayern“ (Landshut 1804. 8.). Schon im folgenden Jahre (18. Febr. 1805) wurde er Stadtcommissär und Polizeidirector der bisher freien Reichsstadt Schweinfurt, am 23. Mai 1806 Rath bei der Landesdirection der Provinz Bamberg, am 15. September 1808 Rath der Kirchensection des Staatsministeriums des Innern (Oberkirchenrath), 1815 functionirender Vorstand dieser Section und Mitglied der Commission zur Berathung eines Polizeistrafgesetzbuchs, endlich bei der im J. 1817 durchgeführten neuen Formation der Ministerien Ministerialrath im Ministerium des Innern. Als die bairische Regierung im Sommer 1814 die 1807 abgebrochenen Arbeiten für ein Concordat mit dem römischen Stuhle wieder aufnahm, erwuchs für H. eine höchst wichtige und umfassende Geschäftsaufgabe. Mit dem besonderen Vertrauen des damaligen Ministers Grafen Montgelas beehrt, verfaßte H. während jener für Baierns Verfassungsgeschichte so bedeutsamen Periode (1814—1822) auch nach der Entfernung Montgelas' die hervorragendsten Concordats-Actenstücke, wobei er gründliche Kenntnisse des Kirchenstaatsrechtes an den Tag legte, seltene Redactionsgabe bewies und die Rechte des Staates gegenüber den Ansprüchen des römischen Stuhles mit Geschick und Gewandtheit — wenn auch nicht immer

mit Erfolg zu vertreten wußte. So fertigte er im October 1814 „Die Diöcesanverfassung des Königreiches und die hierarchische Verfassung in Baiern"; die weit angelegte Arbeit enthält die Grundzüge des damaligen baierischen Kirchenrechtes, und entstand aus ihr im December 1814 ein „förmlicher Concordatsentwurf". Beide Schriftstücke bilden die Grundlage für die gleichfalls von H. entworfenen späteren Instructionen an den im August 1815 aufs Neue beim päpstlichen Stuhle beglaubigten Gesandten Baierns, Bischof von Häffelin. Die erste Instruction ist vom 5. August 1816 und gibt eingehende Bemerkungen zu den einzelnen Artikeln der eingelegten zwei Concordatsentwürfe (nämlich jenes vom December 1814 und eines abgekürzten). Gestützt auf letzteren eröffnete Häffelin sofort die Unterhandlungen. Eine zweite noch besonders hervorzuhebende Instruction trägt das Datum des 9. Februar 1817. Sie ist das umfangreichste Actenstück, welches im langen Verlaufe der Concordatsverhandlungen ausgearbeitet wurde, und enthält die wiederholte Weisung, das Concordat „auf Bestellung und Besetzung der Bisthümer" zu beschränken, der Einmischung von Puncten jedoch, über die nothwendig Discussionen eintreten, auf alle mögliche Art auszuweichen, Vorschriften, welche der ebenso ehrgeizige als eitle Gesandte v. Häffelin, der nach dem Purpur strebte, nicht kräftig vertrat, und daher um so weniger durchsetzte. H. wohnte ferner einigen wichtigen Ministerialconferenzen über das Concordat bei, und nahm an der Redaction der sogen. 2. Verfass.-Beilage, dem Religionsedicte vom 26. Mai 1818 thätigen Antheil. 1823 wurde er ganz unerwartet seines Hauptreferates über Kirchensachen enthoben, Ende 1825 bei der Regierungsveränderung nach dem Tode des Königs Max Joseph in den Ruhestand versetzt und lebte seitdem in völliger Zurückgezogenheit. In seiner Jugend veröffentlichte er mehrere Artikel in Zeitschriften, so in Kapler's Magazin für kath. Religionslehre, Jahrg. 1802.

Bayerischer Landbote, Jahrg. 1851, Nr. 43. 44. 45. — v. Sicherer, Staat und Kirche in Bayern v. 1799—1821. S. 189—245.

Eisenhart.

Höllinger: Johann H., kaiserlicher Hof- und Landbauzeichner im k. Hofbauamt. Geb. zu Wien im J. 1652, gest. ebenda am 17. Februar 1722. H. ist einer der kühnsten Decorationszeichner seiner Zeit; er fertigte hunderte von Entwürfen für Triumphpforten und Decorationsstücke für die großen Adelsfeste, desgleichen stellte er die Decorationen für die großen Freuden- und Lustfeuerwerke her, wie er denn in Beleuchtungsangelegenheiten als Autorität galt. Seine Erfindungsgabe ist eine ganz erstaunliche und sein Erfolg war demgemäß ein bedeutender.

Kábdebo.

Hollmann: Johann H. (Hollemann), der Vater (I) † 1538, der Sohn (II) † 1586. Der Vater lehrte bezeugter Maßen zuerst die lutherische Lehre 1523 in Stade; aus Bremen gebürtig war er vorher Bruder des Prämonstratenserklosters zu St. Georg, dann Pastor an der Nicolaikirche; schon 1523 oder Anfang 1524 ist ihm in der Ehe sein Sohn Johann (II.) geboren, er ist daher überhaupt der 3. oder 4. Geistliche, welcher den Cölibat aufgab. Sein Leichenstein rettete nach Tilly's Einnahme von Stade 1629 durch sein Datum den Lutherischen diese Kirche allein, während die übrigen den Jesuiten überwiesen wurden. Die älteren Nachrichten über H. II. sind schwankend und datiren zum Theil nur aus seiner Grabschrift in Leyden, die aber anderem widerspricht. Er soll mit 20 Jahren in Stade zum Prediger berufen, mit 23 Jahren geheirathet haben, wenn das richtig, so hat er nachher erst in Rostock (inscr. im April 1547 laut Matr.) als verheiratheter Prediger und später noch in Wittenberg bei Melanchthon, anscheinend als dessen und des berühmten Lotichius Secundus Hausgenosse studirt; vielleicht predigte er schon vorher auf den von

Pratje genannten Dörfern. In Stade war er dann Pastor zu St. Nicolai, seit wann ist unbekannt, jedenfalls schon 1563, und sein Sohn Johann H. III. stand noch neben ihm als Diaconus an derselben Kirche, starb aber mit 3 Enkeln, wie auch Johanns II. übrige 4 Kinder und seine Gattin Anna in rascher Folge, jedenfalls nach dem Jahre 1570. In Stade gerieth er mit den lutherischen Eiferern als Kryptocalvinist in Hader, ließ sich deshalb vom Official des Dompropstes eine Pastorstelle in Osten geben, wurde aber von den Lutheranern der Simonie fälschlich verdächtigt und von dem selbst arg simonistisch verfahrenden Dompropst Friedrich, Herzog von Lauenburg, 1580 eingekerkert, dann abgesetzt und des Landes verwiesen. Der gelehrte Mann, der vielleicht die ganze bremische Geistlichkeit übersah, zog nach Hamburg, wo er angefeindet von der Geistlichkeit in einem Garten lebte, bis er nach 1581 als Professor der Theologie und der Orientalia nach Leyden berufen wurde, wo er aufs äußerste geehrt und gefeiert die intimste Freundschaft des berühmten Vertheidigers und späteren Universitätscurators von Leyden Jacob van Does (Dousa), des Lipsius, Beima und Heurnius genoß. 1582 heirathete er hier Beke (Elisabeth), die Tochter des Stader Rathsherrn Klaus van Edenbüttel, starb aber kinderlos am 26. Decbr. 1586 in den Armen seines Arztes Heurnius und Dousa's. Seine reiche Bibliothek hinterließ er der Universität als Stamm deren späterer ausgezeichneten Sammlung, geschrieben hat er nie etwas. Cornelius Grotius, der Sohn des Hugo, hielt ihm die Leichenrede. In seinem Geburtslande wurde später das Gedächtniß des tüchtigen Mannes geschändet, indem man des Hamburger Seniors Stamcke theologische, dem Calvinisten geltende Scheltworte: ecclesiae Stadensis desertor et adulter bürgerlich als Ehebrecher und Ausreißer erklärte.

Vgl. Melchior. Adami vitae theol. und Krause, Archiv des Stader Vereins für Gesch. I. S. 155 ff., wo Nachweise. Krause.

Hollmann: Samuel Christian H., Philosoph und Naturforscher des 18. Jahrhunderts, geb. den 3. December 1696 zu Stettin, † den 4. September 1787 zu Göttingen. Nach dem frühen Tod seines Vaters, königlich schwedischen Hofpredigers, besuchte er die Gymnasien zu Stettin und Danzig, studirte seit 1718 in Königsberg, später in Wittenberg Theologie, Philosophie und Naturwissenschaften, wurde 1720 Magister, docirte darauf in Jena, Greifswald, Wittenberg, wurde hier 1724 Adjunct der philosophischen Facultät, 1726 außerordentlicher Professor, folgte dann aber 1734 einem Ruf als erster ordentlicher Professor der Philosophie und natürlichen Theologie an die neugegründete Universität Göttingen, wo er am 30. September eintraf und — nach mancherlei, von ihm selbst mit drastischer Lebendigkeit geschilderten Erlebnissen („Die Georg-Augustus Universität", Göttingen 1787 S. 5 ff.) — am 14. October die erste akademische Vorlesung hielt. Fast 53 Jahre lang gehörte er hierauf der Georgia-Augusta an und theilte alle ihre Schicksale in „ihrer Wiegenzeit, ihrer blühenden Jugend und ihrem reiferen Alter". Als Docent fand er vielen Anklang, zuerst durch seine philosophischen Vorlesungen über verschiedene Zweige der Philosophie, später besonders durch seine physikalischen Vorlesungen, denen er immer ausschließlicher sich widmete und in denen er auch von Officieren und Adeligen gern gehört wurde, so daß er eine Zeit lang genöthigt war, dieselbe Vorlesung täglich in einer zweiten Stunde zu wiederholen. Als Prorector machte er sich besonders während des siebenjährigen Krieges um die Universität verdient, indem er die der Stadt von den Franzosen drohenden Gefahren abzuwenden und den ungestörten Fortgang der akademischen Arbeit nach Kräften zu ermöglichen suchte. Wesentliche Verdienste erwarb er sich auch in Verbindung mit Albrecht v. Haller um die Gründung der Göttinger Societät der Wissenschaften, zu deren ersten Mitgliedern und

Directoren er in den Jahren 1751—61 gehörte. Im J. 1761 legte er letztere Stelle nieder; seine Vorlesungen aber setzte er fort bis in sein 88. Lebensjahr, feierte 1770 sein 50jähriges Doctor-, 1784 sein Göttinger Professorenjubiläum und starb, nachdem er noch fortan mit gelehrten Arbeiten sich beschäftigt, fast 91 Jahre alt, als erster und ältester Göttinger Universitätslehrer, kurz vor der ersten Jubelfeier der Georgia Augusta den 4. September 1787. — Seine litterarische Thätigkeit war eine sehr rege und ausgebreitete; doch ist unter den zahlreichen Schriften keine, die heute noch ein anderes als höchstens ein local- oder culturgeschichtliches Interesse beanspruchen könnte. Seine ersten Schriften waren einige philosophische Abhandlungen, in denen er die Leibnitzische Monadologie und prästabilirte Harmonie bestritt („De stupendo naturae mysterio, anima humana sibi ipsi ignota, Greifswald 1722; „Comm. philos. de harmonia praestabilita, 1724; „Brief an Bilfinger", 1725). Dann schrieb er, mehr und mehr der Wolf'schen Philosophie sich annähernd, eine Reihe von philosophischen Lehrbüchern, die um ihrer populären Darstellung willen beliebt waren, und wurde dadurch einer der Hauptwortführer der sogenannten Popularphilosophie des 18. Jahrhunderts; dahin gehören seine „Institutiones philos." 1725 in 2 Theilen; „paulo uberior in philos. introductio", Wittenberg 1734 und in mehreren neuen, zu Göttingen erschienenen Auflagen; dann „Inst. pneumatologiae et theolog. naturalis", 1747; „Philosophia prima s. metaphysica", 1747; „Phil. moralis s. ethicae" und „Jurisprudentiae nat. primae lineae", 1751 und 1768; nur an die Politik wagte er sich nicht (politicae manum nunquam admovere constitui — sagt er in einem Brief an Harenberg, handschr. auf der Göttinger Bibliothek). Ueberhaupt aber ließ mit zunehmendem Alter sein Interesse an der Philosophie nach, zumal da er seit 1769, also um dieselbe Zeit, wo ein neues philosophisches Gestirn in Kant aufging, eine große Veränderung in der Litteratur, eine nächstens einbrechende allgemeine Finsterniß glaubte prophezeien zu müssen (M. S. Gött.). Zwar recapitulirte er selbst noch einmal seine Leistungen auf dem Gebiet der Philosophie („illorum, quae per univ. philosophiam ab ipsomet reperta sunt, anacephalaiosis", 1781); seine Hauptthätigkeit aber wandte sich schon seit Anfang der vierziger Jahre immer mehr den Naturwissenschaften zu: 1742 erschienen seine „Grundlinien der Physica experimentalis"; 1749, 1753, 1766 seine „Naturphilosophie", dann beschäftigte er sich mit anatomischen, botanischen, paläontologischen, insbesondere aber mit meteorologischen Untersuchungen und Beobachtungen, schrieb über barometrische Höhenmessung, über Elektricität, Erdbeben, künstliche Kälteerzeugung, über Thermo- und Barometer &c., lieferte Abhandlungen in die Göttinger Societätsschriften, in die Göttinger gel. Anzeigen, gab auch selbst eine Zeit lang eine Wochenschrift heraus u. d. T. „Der Zerstreuer". Eine Sammlung seiner zerstreuten Abhandlungen veranstaltete er selbst noch u. d. T. „Sylloge Commentationum", Gött. 1762, 1775, ed. nova 1784. Mittheilungen über sein Leben gibt er selbst in seinen „Zufälligen Gedanken über verschiedene Materien", 6. Sammlung 1776, sowie in einem Werk, das ihn noch in seinen letzten Lebenstagen beschäftigte, einer „Ausführlichen Geschichte vom Anfang und Fortgang der Universität Göttingen". Im Jubeljahr der Universität (17. Mai 1787) kündigte er das Erscheinen desselben an; aber nur 7 Bogen davon sind wirklich gedruckt (Gött. 1787/88, herausgeg. von Beckmann); von der weiteren Herausgabe mußte man abstehen, da sich nach dem Tod des Verfassers statt eines druckfertigen Manuscripts nur unverarbeitete Notizen vorfanden. Dieselben befinden sich noch auf der Göttinger Bibliothek.

S. Adelung zu Jöcher, II. S. 2099; Götten's jetztleb. gel. Europa, I. 601 ff.; II. 814 ff.; III. 787 ff.; Brucker, Pinacotheca, II. 7, 1747 (mit

seinem Bild); Meusel, Lexikon, VI. 73 ff.; Baldinger, Biogr. der Aerzte etc., I. 3, 49; Pütter, Gött. Gel. Gesch., I. S. 165; II. 49, 395; Wendt bei Ersch u. Gruber. Wagenmann.

Hollonius: Ludovicus H. (Holle), Pastor zu Pölitz in Pommern und Dramatiker des 16. Jahrhunderts; ein Schüler des David Chyträus. Sein „Freimut" (Alten Stettin 1603) behandelt die Geschichte des verlorenen Sohnes, der Erfindung nach ähnlich wie ältere Stücke, der Ausführung nach sehr gewandt, mit lebendigem Dialog, Ansätzen von satirischer Charakteristik und in einer nach dem Maßstabe der Zeit wirklich poetischen Sprache, die durch hübsche volksthümliche Wendungen und Sprichwörter erfreut. Nichts pflegt in Dramen des 16. Jahrhunderts langweiliger zu sein als die Tugend, und unter den Tugendhaften verdienen den Preis der Langeweile die moralisirenden Knechte und Mägde. H. aber hat das Kunststück fertig gebracht, eine solche Magd, die vor den Zudringlichkeiten des verlorenen Sohnes aus dem Wirthshause flieht, ganz interessant vorzuführen. Sein zweites Stück „Somnium vitae humanae" (Alten Stettin 1605) ist noch besser im Einzelnen, obgleich seltsam in der Anlage. Dem aus Shakespeare und Holberg bekannten Stoffe vom trunknen Bauer, den ein Fürst in Fürstenkleider stecken, dann aber in neuer Trunkenheit wieder degradiren läßt, hat der Verfasser gar keine komischen, sondern nur erbauliche Seiten abgewonnen; er hat aber sehr viel komisches Beiwerk daran angebracht. Der eigentliche Spaß ist, wie die Schlemmerei des verlorenen Sohnes, hinter die Scene verlegt und wird nur erzählt, und die Lehre daran geknüpft, daß das menschliche Leben ein Traum sei; weil nämlich der Bauer (der hier nicht eigentlich als Bauer, sondern als städtischer Plebejer genommen wird) geträumt zu haben glaubt. Aber die plattdeutsch sprechenden Bauern und die Typen katholischer Geistlicher sind ganz vortrefflich, auch das übrige nie ohne dramatisches Leben. Scherer.

Hollunder: Christian Fürchtegott H., geschätzter Metallurg, polnischer General, Bergdirectionsassessor zu Bendrin in Polen, geb. 1791 zu Mois bei Görlitz, gest. am 19. Juli 1829 zu Breslau. Derselbe studirte unter Werner und Lampadius in Freiberg die Bergwerks- und Hüttenkunde, durchlief dann in verschiedenen Stellungen die Hüttenpraxis und gelangte endlich zu einer hervorragenden Stellung in Polen, schrieb zahlreiche Abhandlungen über verschiedene Gegenstände der Hüttentechnik, insbesondere in Karsten's Archiv Bd. II. 1824; IV. 1825; IX. 1826; XIII. 1828 und in Schweigger's Journal Bd. XVI. 1816; XIX. 1817; XXXIII. 1821. Als selbständige Werke publicirte H. „Zweckmäßige Zinkfabrik bei Steinkohlenfeuerung", 1822; „Ausführliche Beschreibung des in Oberschlesien gewöhnlichen Zinkhüttenprocesses", 1823; „Tagebuch einer techn.-metall. Reise durch Mähren, Böhmen und einen Theil von Deutschland", 1824; ein durch die Fülle der sehr sachgemäß behandelten Gegenstände und scharfe Beurtheilung ausgezeichnetes, auch für die Geschichte der Metallurgie werthvolles Werk mit sehr zahlreichen bildlichen Darstellungen. In ähnlicher Weise wegen seiner erschöpfenden Darstellung bemerkenswerth ist eine seiner letzten Publicationen: „Versuch einer Anleitung zur metallurgischen Probirkunst auf trockenem Wege", 2 Bde., 1826.

N. Nekrol. Bd. VII. Gümbel.

Bethmann-Hollweg *), Moriz August von B.-H., großer Rechtsgelehrter und preußischer Staatsminister, geboren zu Frankfurt am Main am

*) Wir haben den berühmten Gelehrten, der zur Zeit, als unser zweiter Band gedruckt ward, noch lebte, hier voce Hollweg, wenn auch nicht ganz correct, eingereiht, um seine Darstellung nicht bis auf die erst am Schlusse des ganzen Werkes zu gebenden Nachträge verschieben zu müssen. Die Redaction.

. April 1795, gestorben auf Schloß Rheineck am 14. Juli 1877. Der Doppelname ist die Verbindung des väterlichen und mütterlichen Familiennamens. Der väterliche Stamm wurzelt in Hessen. Er läßt sich zurückverfolgen bis auf Johannes Hollweg, Bürger und Schuhmachermeister in Gießen, welcher in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts lebte. Sein Sohn Johann Hermann, wie sein Enkel Johannes Valentin gehörten dem geistlichen Stande an und bekleideten Pfarren in hessischen und nassauischen Landen. Des letztgenannten Sohn Georg Philipp Hartmuth, geboren am 25. April 1657 studirte die Rechte und ward in Frankfurt am Main nach vorgängigem Kanzleidienst im Jahre 1686 Procurator am Schöffengericht. In Frankfurt verbleibt die Familie und wendet sich in des Procurators Sohn Johann Abraham dem Kaufmannsstande zu. Aus seiner Ehe mit Anna Elisabeth geborenen Bengerath wurde Bethmann-Hollweg's Vater Johann Jacob H. am 7. Januar 1748 geboren. Er heirathete im J. 1780 Susanne Elisabeth aus Frankfurts erstem und weit berühmtem Banquierhause Bethmann. Gleichzeitig trat er unter Annahme des Bethmännischen Namens in die Handlung ein, deren geistiges Haupt er nach dem Tode des Schwiegervaters 1792 wurde und blieb. Vier Kinder wurden ihm geboren, von denen Moritz August das jüngste war.

Die äußeren Verhältnisse und geistigen Einflüsse des elterlichen Hauses waren ihrem Reichthum und ihrer Vielseitigkeit nach wol dazu angethan, die Kindheit glücklich und eindrucksvoll zu gestalten. Die Mutter, eine Frau von hohem Geistesadel, machte das vornehme Patrizierhaus zu einem Mittelpunkt der glänzenden Gesellschaft, welche zeitweise gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die freie Reichsstadt belebte. Die weise Liebe der Mutter und der streng gewissenhafte, allem falschen Schein abgewendete, fromme Sinn des Vaters gaben das Gegengewicht, welches bei allem Glanze des Lebens die Bedingungen für eine gesunde innere Entwickelung des Knaben barg. In Karl Ritter, dem späteren Begründer der geographischen Wissenschaft, hatten die Eltern den trefflichen Erzieher ihrer Kinder gefunden. Am 10. October 1798 war er, der neunzehnjährige Jüngling, in das Hollweg'sche Haus eingetreten. Er hatte seine Ausbildung unter Salzmann's Leitung in Schnepfenthal empfangen und darauf drei Semester auf der Universität in Halle zugebracht. Eine durchaus ideale Natur, von feinem religiösen Gefühl und tief wissenschaftlicher Begabung, von festen Grundsätzen, starkem Unabhängigkeitssinn und hervorragendem Lehrtalent übte er alsbald auf die Entwickelung des ihm kongenialen Knaben einen entschiedenen Einfluß. Die Weisheit der Eltern und Ritter's Auffassung seiner Aufgabe bekundete sich in der merkwürdigen Thatsache, daß er mit dem Knaben am 28. Februar 1805 aus dem elterlichen Hause in das sehr einfache eines Freundes der Familie zog, um die Erziehung möglichst von verwöhnenden und störenden Einflüssen fern zu halten. Hier verblieb man bis zum Frühjahr 1807. Am 21. Januar 1808 verlor B.-H. seinen Vater. In den Jahren 1808—1811 werden die klassischen Studien unter Ritter's Assistenz theils in der Schule, theils in Privatstunden von Conrector Grotefend, dem berühmten Entzifferer der persepolitanischen Keilschrift und Rector Matthiä geleitet. Der gute Fortgang der Studien entschied für den gelehrten Beruf. Doch wurden die Jahre vom Juli 1811 bis zum Juli 1813 zur Vorbereitung für die Universität in Ritter's Gesellschaft auf Reisen, vorzüglich in Genf und in Rom, zugebracht. Am 18. Juli 1813 bezogen beide die Göttinger Universität. B.-H. hatte sich für die Rechtswissenschaft entschieden. Ritter, welcher jetzt ganz seinen eigenen wissenschaftlichen Interessen lebte, blieb ihm als Freund und Berather zur Seite. Neben mancherlei allgemein wissenschaftlichen Vorträgen hörte B.-H. die Fach-Vorlesungen von Hugo und Heise. Bei der Geistes- und Lehrart beider Docenten wollte sich die Freude an der Rechtswissenschaft nicht einstellen.

Den Ersatz boten historische Privatstudien und der geistig angeregte Verkehr mit ernststrebenden jugendfrischen Genossen. Sein heißer Wunsch, mitzukämpfen für die Befreiung des Vaterlandes scheiterte an dem unbesieglichen Widerstande der sorgsamen Mutter. Im zweiten Jahre seines Göttinger Aufenthaltes knüpfte sich das Herzensverhältniß mit Auguste Gebser, welches für ihn bis zu seinem Lebensende die Quelle des reichsten Familienglückes wurde.

Im Herbst 1815 bezog B.-H. die Berliner Universität. Hier entschied sich die Richtung seiner Lebensbahn. Hier erfuhr sein religiöses Leben neue Erweckung; hier bildete sich ein edler Freundeskreis, der, wenn auch zu pietistisch gefärbt, doch das Höchste in reiner Frömmigkeit suchte. Hier gewann Savigny B.-H. für die Rechtswissenschaft. Er veranlaßte ihn, Göschen in Verona bei der Entzifferung der Gaius-Handschrift zu Hülfe zu kommen. Vom 15. Juli bis zum 11. October 1817 wurde in angespanntester Thätigkeit das Werk vollendet. Die erfolgreiche Mitarbeit Bethmann-Hollweg's, mancherlei glückliche Conjectur, der Nachweis der Ordnung und Vollständigkeit der Gajanischen Schrift befestigten in Savigny die Ueberzeugung von Bethmann-Hollweg's Beruf für die Wissenschaft und halfen seine eigenen Bedenken überwinden. Am 29. August 1818 bestand er in Göttingen das mündliche Doctorexamen gemeinschaftlich mit Lancizolle summa cum laude. Nach solenner Disputation wurde er am 12. September 1818 promovirt. Auf Grund der nachträglich vollendeten, vorerst handschriftlich eingereichten Doctordissertation („de causae probatione") habilitirte B.-H. sich in Berlin im Frühjahr 1819. Am 31. Mai begann er seine akademische Thätigkeit mit einer Vorlesung über die Lehre von der Vormundschaft. Die Dissertation jedoch erschien im Druck erst im Januar des folgenden Jahres. Am 28. April 1820 feierte B.-H. seine Vermählung. Der Berliner Aufenthalt, welcher mit der Uebersiedelung nach Bonn 1829 seinen Abschluß fand, hat Bethmann-Hollweg's wissenschaftliche Persönlichkeit zur vollen Reife entwickelt. Seine äußere Stellung an der Universität war schnell befestigt. Schon am 8. Februar 1820 beschloß die Universität ihn als außerordentlichen Professor ohne Gehalt dem Ministerium in Vorschlag zu bringen. Am 15. März wurde er ernannt. Nach Hasse's und Göschen's Abgang 1823 erfolgte seine Beförderung zum ordentlichen Professor. Im Jahr 1827 ehrte ihn, den Dreiunddreißigjährigen, die Universität durch die Wahl zum Rector.

Seine Lehrthätigkeit war anfänglich auf die Institutionen und specielle Abschnitte des geltenden römischen Rechts beschränkt. Nach Göschen's Abgang traten die Pandekten im ganzen Umfang hinzu. Aber schon vorher, im Winter 1820 auf 1821 hatte B.-H. auf Savigny's Rath den Civilproceß unter seine Lehrgegenstände aufgenommen. Damit begann für die Civilproceßwissenschaft eine neue Epoche. Der Aufschwung der Rechtswissenschaft, welcher mit dem Namen Savigny's für alle Zeiten verknüpft im Anfang dieses Jahrhunderts eingetreten war, hatte bisher der Civilproceßwissenschaft keine Früchte getragen. B.-H., indem er im Geiste der historischen Schule darauf ausging, überall aus der geschichtlichen Entwickelung heraus das geltende Recht festzustellen und zu verstehen, gelangte zu dem Ergebniß, daß sich das gemeine deutsche Proceßrecht nicht aus den römischen, kanonischen Quellen und der Reichsgesetzgebung darstellen lasse und daß das in den Gerichten wirklich zur Anwendung kommende Gewohnheitsrecht nur durch umfassendes Studium der Schriften der praktischen Juristen erkennbar sei. Damit waren der Proceßwissenschaft neue Bahnen gewiesen. Die Dogmengeschichte trat als Hülfsmittel der wissenschaftlichen Forschung bedeutsam hervor. Daß dabei auf die Zeit der Glossatoren zurückgegangen werden müsse, blieb B.-H. nicht verborgen. In seinem „Grundriß zu Vorlesungen über den allgemeinen Civilproceß mit einer Vorrede über die wissenschaftliche Behandlungsweise desselben", 1821, sprach er diese Ge-

danken öffentlich aus und gab gleichzeitig in litterargeschichtlichen Notizen eine Handhabe für ihre Ausführung. — Die Vorlesung war von vornherein darauf angelegt, dem Hörer ein Gesammtbild der historischen Entwickelung des Processes zu geben und bei den einzelnen Lehren das Bestehende als Entstandenes zu erklären. Ein kurzer Abriß der Geschichte des römischen Processes, mit welchem die historische Einleitung beginnt, ist bei dem damaligen Stande der Litteratur und der Jugend des Docenten geradezu meisterhaft zu nennen. In der Geschichte der deutschen Gerichtsverfassung lehnte er sich hauptsächlich an Eichhorn an. Ueberall zeigte sich in der dogmatischen Darstellung die Fruchtbarkeit der historischen Betrachtung, die Freiheit von einer gedankenlos überlieferten Doctrin, ein begriffliches Erfassen des Stoffs. In der Systematisirung ursprünglich unselbstständig, an Martins Lehrbuch angeschlossen, hat B.-H. sich bald, schon in der zweiten Auflage des Grundrisses (1825), auf eigene Füße gestellt. Als litterarische Frucht der Beschäftigung mit der Geschichte und Dogmatik des Processes veröffentlichte er 1827 seine „Versuche über einzelne Theile der Theorie des Civilprocesses". Es kam ihm vorzüglich darauf an, „die juristische Methode in Entwickelung und Anwendung allgemeiner Rechtsprincipien, die eigentlich juristische Technik an Beispielen zu zeigen. Daher beschränkte er sich nicht auf die Untersuchung unmittelbar praktischer Lehren, sondern nahm auch solche auf, „die für ganz verjährt zu halten sind." Und in der That lieferte B.-H. in dieser in Form und Inhalt gleich vollendeten Schrift den überzeugenden Beweis von der Trefflichkeit seiner Methode. In einigen der bedeutendsten Fragen des Proceßrechts wird der hergebrachte Lehrschutt fortgeräumt und in den Gegensätzen alter und moderner Rechtsanschauung, in der Entwicklung der letztern der wahre Gedanke des geltenden Rechts enthüllt. — Speciell der Geschichte des römischen Processes gewidmet ist der in diese Zeit fallende Aufsatz in der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft (Bd. 5. S. 358) über die Competenz des Contumacialgerichts. Nach derselben Seite neigt die Abhandlung über die Compensation in Hasse's Rheinischem Museum (Bd. 1, S. 257 ff.). Dem inneren Bedürfniß, seine Wissenschaft in Einklang zu bringen mit seiner gesammten Weltanschauung, sie in Beziehung zu setzen zu dem letzten Grunde unseres Seins ging B.-H. nach in dem mehrmaligen Vortrage der „Encyklopädie des positiven Rechts". Einer historischen und systematischen Gesammtdarstellung des Rechts schickte er voraus eine orientirende Einleitung, in welcher die philosophischen Grundlagen des Rechts gesucht wurden. Ebenso frei von naturrechtlicher, wie von theokratischer Auffassung und der in seinem Freundeskreise umgehenden Haller'schen Doktrin sondert er bis zur Gegensätzlichkeit Ethik und Recht, stellt er Liebes- und Rechtspflicht als sich ausschließend hin, und leitet das Recht ab aus der durch den Interessenkampf der Menschen gegebenen Nothwendigkeit einer Zwangsordnung. Bis zum Kern, dem letzten inneren einheitlichen Grunde von Sittlichkeit und Recht durchzudringen, ist ihm damals noch nicht gelungen.

Der Politik blieb B.-H. fern. Die Reaction mit ihren Demagogenverfolgungen, ihrem polizeilichen Aufseher- und Inquirententhum stieß ihn zurück. Dagegen entwickelte sich damals schon in ihm ein lebhaftes Interesse für die öffentlichen Zustände Englands. Im religiösen Leben gewinnen Einfluß auf ihn Hofprediger Strauß und Goßner. Die gleiche Gesinnung vereinigte ihn mit vielen der lebendigen Christen, an denen jene Zeit der Erweckung reich war, ohne daß er das erregte und übertriebene Wesen billigte, welche das neubelebte Christenthum in manchen Theilen Preußens annahm. Im J. 1827 ging unter seiner Mitwirkung aus dem Kreise seiner Gesinnungsgenossen die neue evangelische Kirchenzeitung hervor. Man berief Hengstenberg an ihre Spitze, seiner polemischen und streng confessionellen Richtung nicht gewärtig. In diese Berliner Zeit fällt eine Reise nach

Paris (1827), welche für die Wissenschaft reiche Früchte tragen sollte. B.-H. machte hier die gründlichen handschriftlichen Studien in den Werken der altitalienischen Processualisten, welche später in seinem letzten Bande der Geschichte des Civilprocesses Verwerthung fanden.

Die schon erwähnte Uebersiedelung nach Bonn im Jahre 1829 war die Erfüllung eines lange gehegten Herzenswunsches der Mutter, welche dem geliebten Sohn sich näher wissen wollte. Die Versetzung ward in der von B.-H. beantragten Art genehmigt. Er trat als Ordinarius ohne Gehalt — erst später wurde er veranlaßt, eine Besoldung anzunehmen — und mit der Freiheit, soviel zu lesen, als ihm convenire, in die Bonner Facultät. Dabei hatte der König ihm in Anerkennung seiner verdienstvollen Leistungen die Rückkehr an die Berliner Universität, wenn B.-H. sie wünsche und die Verhältnisse sie zuließen, vorbehalten. In Bonn verband ihn bald enge Freundschaft mit einer Reihe trefflicher Männer. Er wohnte Niebuhr gegenüber und als in der Nacht vom 5. auf den 6. Februar 1830 Niebuhr's Haus niederbrannte, fand er mit seiner ganzen Familie bei B.-H. gastliche Aufnahme. Dieser Anlaß brachte die Männer einander nahe. Von nun an lebten sie im freundschaftlichsten Verkehr, bis ihn am 2. Januar 1831 Niebuhr's Tod, die Folge einer jäh verlaufenden, durch Erkältung herbeigeführten Lungenentzündung, löste. Am 2. Juni desselben Jahres verlor B.-H. seine Mutter. Die großen Mittel, welche ihm dadurch zufielen, änderten nichts an seiner Berufsstellung, sondern ermöglichten ihm nur ein noch kräftigeres Wirken für die ihm am Herzen liegenden Werke christlicher Liebesthätigkeit. Schon im Laufe des ersten Jahres bildete sich ein von entschieden christlichem, wenn auch gegenüber dem Berliner Freundeskreis freierem Geist beseelter Verkehr mit Männern wie Nitzsch, E. M. Arndt, Brandis, Mendelssohn, Löbell, Sack. Das gesunde Leben der Bonner kleinen Gemeinde, das praktische, festeingewurzelte Element der presbyterial-synodalen Verfassung verfehlten ihre Wirkung auf B.-H. nicht. Es gab neue Nahrung seiner innersten Ueberzeugung, daß das Christenthum nicht ein isolirtes Gebiet unseres Denkens und Fühlens sondern das Princip sei, welches das ganze Leben durchdringe. Deutlich tritt die sich jetzt ganz und aufs Schönste entwickelnde Einheit seines Wesens heraus. Die Schwierigkeit, welche B.-H. früher gefunden hatte, die Erscheinung der Rechtsordnung in Einklang zu setzen mit seiner religiös-sittlichen Weltanschauung und die er in seinen Berliner encyklopädischen Vorträgen nicht überwunden hatte, lag jetzt hinter ihm. Die neue Vorrede, welche er der dritten 1832 erscheinenden Auflage seines Grundrisses mitgab, ist dafür ein deutliches Zeugniß. Hier sprach er sich über die Grundlage des Rechts, über die Aufgabe des Juristen, besonders auch des Praktikers, über das Verhältniß von Theorie und Praxis aus. Wenn auch B.-H., wie er später selbst gesagt hat, bis zur vollen Erkenntniß der formalen Freiheit als dem Grundbegriffe des Rechts damals noch nicht gelangt war, so hatte er doch den sittlichen Kern des Rechts, seinen Zweck, das Gute zu verwirklichen, soweit es sich zur allgemeinen Regel eignet, klar ergriffen. Und dieses Wissen der sittlichen Seite des Rechts erfüllt die ganze Schrift mit frischer Lebenswärme. Savigny urtheilt darüber — und trifft damit die Wahrheit vollkommen —, „alles ist uns recht an dieser Arbeit. So das laute, unbefangene religiöse Zeugniß, das Sie ablegen und das hier durchaus wohl thut, weil es an seiner Stelle steht —. Ebenso auch die ganz unabhängige, unbefangene politische Gesinnung, die sich gelegentlich darin ausspricht. Ich möchte daher unter anderem diese Arbeit auch als ein Muster empfehlen, woran man sehen kann, was es heißt, frei sein und sich selbst angehören, im Gegensatz derer, die es vorziehen, nur die Wortführer einer Partei zu sein und bei welchen man daher schon im Voraus weiß, was und wie sie reden werden. Gott erhalte Ihnen diese Freiheit der Seele."

Die Studien über den römischen Proceß hielten B.-H. ununterbrochen be-
chäftigt. Treu seiner Ueberzeugung, „daß in dem Civilproceß die geschichtliche
Behandlung in vorzüglichem Maaße nothwendig sei", trug er sich seit längeren
Jahren mit dem Plane einer umfassenden Darstellung der Geschichte und des
Systems des Civilprocesses. Jene sollte anheben mit dem rein römischen Proceß
und fortgeführt werden durch das Mittelalter bis auf die neueste Zeit. Schon im
Anfang des Jahres 1830 ist B.-H. über diesen Plan mit Savigny in Corre-
spondenz. Im Jahre 1834 erschien als erster Band der ersten, geschichtlichen
Abtheilung eines Handbuchs des Civilprocesses „Die Gerichtsverfassung und der
Proceß des sinkenden römischen Reichs". Das Buch enthält ein System des
justinianischen Rechts mit einleitungsweiser historischer Beleuchtung bei den ein-
zelnen gesonderten Materien. Diese Behandlungsweise wird damit motivirt, daß
es gelte im römischen Recht die Eine Wurzel des modernen Rechtszustandes auf-
zudecken und daß daher die letzte Gestalt des römischen Rechts wesentlich inter-
essire, alles frühere dagegen nur als Mittel zum Verständniß zu betrachten sei.
Der zweite Band sollte die Geschichte des römischen Processes im Mittelalter
enthalten; der dritte die des deutschen Processes bis auf die Neuzeit. Es war
ein bis dahin wenig angebautes Feld, welches B.-H. in diesem Buche in An-
griff nahm. Sein Werk ist grundlegend geworden. Er hat seinen Nachfolgern
nur die Nachlese, die weitere Ausführung und Vertiefung im Einzelnen gelassen.
Und als er 32 Jahre später selbst sein Buch überarbeitet ediren konnte, da fand er
wohl in Folge neuer Quellenfunde und wissenschaftlicher Leistungen Manches zu
vervollständigen und zu berichtigen, aber in der Hauptsache konnte er dies
frühere Werk unverändert festhalten. In der Herrschaft über das Material, in
der Exactheit und Solidität der wissenschaftlichen Methode, in dem Maaß und
der Klarheit der Darstellung, der Einfachheit der Sprache bewährte B.-H.
in diesem seinen ersten größeren Werke die volle Meisterschaft. Puchta sprach
es ihm aus: „Es ist meine Ueberzeugung, daß man einem Savigny'schen Werke
nur aus dem einzigen Grund einen Vorzug vor dem Ihrigen einräumen könnte,
weil er Ihr Lehrer ist, weil also Sie ein Vorbild an ihm, er aber nicht ein
ähnliches hatte." Im Bonner Corpus iuris Anteiustinianei veröffentlichte
B.-H. im Jahre 1834 eine kritische Ausgabe der vaticanischen Fragmente.
Von kleineren Arbeiten erschienen in dieser und der folgenden Zeit seine Be-
sprechung von Rudorff's Vormundschaft im Rheinischen Museum (1834), von
der fünften Auflage des Savigny'schen Besitzes in den Jahrbüchern für wissen-
schaftliche Kritik (1837), sein Aufsatz über die Classification der Contracte in
Beziehung auf Culpa als Anhang IV zu der von ihm besorgten zweiten Aus-
gabe von Hasse's Culpa (1838).

Eine wichtige Wendung in Bethmann-Hollweg's Leben brachte das
Jahr 1840. Ueberarbeitung machte längere Ruhe wünschenswerth. Ein
jähriger Urlaub sollte zu einer Reise nach der Schweiz und Italien vom
Sommer 1840 ab benutzt werden. Aber der Plan kam nicht ungestört
zur Ausführung. Er wurde durch den am 7. Juni erfolgenden Tod Friedrich
Wilhelms III. durchkreuzt. Zur Huldigung des ihm persönlich wohlgeneigten
Thronerben eilte B.-H. aus der Schweiz nach Berlin, woselbst er als Mit-
glied der sächsischen Ritterschaft erschien. Bei dieser Gelegenheit wurde er
in den Adelsstand erhoben. Den Winter brachte er in Begleitung des ältesten
Sohnes in Italien zu und nahm nach der Rückkehr im Mai 1841 nur vor-
übergehend die akademische Thätigkeit wieder auf. Denn schon im Sommer
1842 überkam er das Amt des Curators und außerordentlichen Regierungs-
bevollmächtigten an der Bonner Universität, welches er bis zum Jahre 1848
verwaltete. Für das Wohl der Universität auf das lebhafteste bemüht, be-
wirkte er u. a. die Berufung Dahlmann's und regenerirte er die in Folge des

hermesianischen Streits zersetzte katholisch-theologische Facultät. Das Amt, die größere durch die veränderte Stellung gewährte Muße, die Beziehungen zur Regierung, die Zeitbewegung, sein lebendiges patriotisches Gefühl und kirchliches Interesse mochten zusammenwirken, wenn B.-H. jetzt mehr und mehr seine Aufmerksamkeit der politischen und kirchlichen Entwickelung zuwendete. Unmittelbare persönliche Beziehungen zu Friedrich Wilhelm IV. gaben ihm Gelegenheit, seinen Ueberzeugungen an höchster Stelle Ausdruck zu verleihen. Diese gingen staatlich auf die Einführung der Reichsstände und gegen das Project der vereinigten Landtage. Sie gingen kirchlich, den apostolisch-episcopalen Plänen des Königs entgegen, auf die Fortbildung und Ausdehnung der rheinisch-westfälischen Kirchenverfassung für die Landeskirche. Hieraus allein schon ist begreiflich, daß B.-H. sich dem Gedanken des Königs und seines Ministers Eichhorn gegenüber, ihn als Director in das Cultusministerium eintreten zu lassen, ablehnend verhielt. Doch erfolgte am 2. September 1845 seine Ernennung zum Mitgliede des Staatsrathes. Das zog ihn für den Winter 1845 auf 1846 nach Berlin. Er wohnte nicht nur den Sitzungen des Staatsraths bei, sondern trat auf Savigny's Wunsch auch in die Gesetzgebungscommission ein. In Eichhorn's Auftrag präsidirte er der Anfang 1846 zusammentretenden von Württemberg her durch Pistorius veranlaßten Kirchenconferenz der von den Fürsten Deutschlands deputirten Abgesandten zur Annäherung der evangelischen Landeskirchen. Die Grundgedanken, für welche B.-H. zu wirken bis an sein Lebensende nicht müde geworden ist, standen schon damals in ihm fest, aber die Conferenz war ihren Vollmachten und der Zeitlage nach nicht dazu geeignet, ihnen Nachdruck zu verleihen. Immerhin war es ein erfreuliches Resultat, daß die Conferenz für die wechselseitige Anerkennung und die „Einigkeit im Geiste" Zeugniß ablegte und die regelmäßige Wiederholung solcher Kirchentage zur Pflege der Gemeinsamkeit empfahl. Die Eisenacher Conferenzen sind die Folge gewesen. Am 13. Februar 1846 löste sich die Conferenz auf. Im Sommer desselben Jahres trat in Berlin die General-Synode der evangelischen Landeskirche zusammen, welche dazu berufen erschien, in den wachsenden Wirren über die Bekenntnißfrage und in dem Streben nach der Fortbildung der Verfassung den Consens der Kirche zum Ausdruck zu bringen. B.-H. nahm an ihr als Vertreter der rheinischen Provinzialkirche Theil. Er stand auf Seiten der vermittelnden Richtung, welche ihn auch als Candidaten für die Wahl des Vicepräsidenten gegen Neander aufgestellt hatte; er arbeitete in der liturgischen Commission und griff erfolgreich in die Debatte über die Verfassungsfrage ein. Die Ausführung der Beschlüsse scheiterte an der Abneigung des Königs und an der politischen Entwickelung der folgenden Jahre. Diese war für B.-H's. äußere Stellung insofern bedeutsam, als die Revolution und der durch sie bewirkte Sturz des Ministeriums der Grund wurde, das Curatorium der Universität Bonn niederzulegen. Es hatte ihn diese Stelle je länger je mehr unbefriedigt gelassen, da theils aus finanziellen Gründen, theils um der Zeitverhältnisse willen die von ihm erstrebte Förderung der Universitätsinteressen nicht zu erreichen gewesen war. Es endigte damit Bethmann-Hollweg's amtliche Wirksamkeit, bis völlig veränderte Verhältnisse ihn zu neuer und größerer Aufgabe riefen.

Die wissenschaftliche Arbeit hatte in dieser Lebensperiode nicht geruht. Allerdings gehört ihr als Publication nur die Arbeit über den „Ursprung der lombardischen Städtefreiheit", Bonn 1846 an. Aber die Studien zur Proceßgeschichte hatten sich, wie Bethmann-Hollweg's Collectaneen ergeben, auf breitester Basis fortgesetzt. Ein doppelter Umstand, einmal der Umfang der Untersuchung über die Entstehung der mittelalterlichen italienischen Städteverfassung und sodann die Befürchtung, daß die öffentliche praktische Thätigkeit ihn zur vollen Ausführung seines großen Handbuch-Planes nicht

kommen lassen werde, veranlaßten ihn, jene Specialarbeit selbständig erscheinen zu lassen. In ihr widerlegte er Savigny's Ansicht der Erhaltung der römischen Municipalverfassung in der Lombardei und suchte er die romanische Wurzel der Städteverfassung aufzudecken. Sein Verdienst ist nicht gemindert dadurch, daß nahezu gleichzeitig Hegel in umfassender Erforschung der italienischen Städteverfassung zu wesentlich gleichen Resultaten gelangte.

Die Schrecken der Revolution und die großen und schweren sittlichen Schäden, welche sich nach allen Seiten hin in ihr und durch sie offenbarten, bestimmten B.-H. seine ganze Kraft für das religiöse, sittliche und politische Wohl des Volkes einzusetzen. Es erfüllte sich, was Eichhorn ahnungsvoll am 10. Mai 1848 niederschrieb: „es wird ein anderer Geist kommen ..., nicht menschlichen, sondern göttlichen Ursprungs wird er die in Selbstsucht Versunkenen wieder aufrichten, die Gedanken des Ewigen wieder in ihnen erwecken und in segnendem Walten neues Leben zur Blüthe und Frucht fördern. Ich kann sagen, daß ich mitten im Brausen und Toben der Gegenwart das Wehen dieses Geistes schon fühle." Von B.-H. und von anderen Seiten wurde gleichzeitig der Gedanke einer freien deutschen Kirchenversammlung angeregt. Er gewann Gestalt in der Einberufung einer solchen auf den 21. September nach Wittenberg durch eine im Juni in Frankfurt stattfindende Vorversammlung. Diese Wittenberger Versammlung war eine neue Blüthe christlichen Lebens und sie reifte unter Bethmann-Hollweg's segensreicher Einwirkung zur schönen Frucht, zu dem großen Werke der innern Mission und des sich periodisch wiederholenden Kirchentags. B.-H. trat sowohl in dem für diesen gewählten Ausschuß, wie in den damals constituirten Centralausschuß für innere Mission als Vorsitzender ein. Die Arbeiten auf diesem Felde haben B.-H. ein Jahrzehnt eifrig beschäftigt und seine Förderung und seine Theilnahme bis an sein Lebensende besessen. Nicht minder blieb er in diesen und den folgenden Jahren für die Entwicklung der kirchlichen Dinge, besonders Rheinlands und Westfalens bemüht. — Im politischen Leben tritt B.-H. jetzt als einer der Träger des conservativen Staatsgedankens hervor. Mitglied der neuconstituirten ersten Kammer steht er auf der äußersten Rechten, damals noch im Bunde mit Stahl. In der deutschen Frage hatte er das Ziel des Bundesstaats unter Preußens Führung klar erfaßt. In der inneren Politik war er in scharfem Gegensatz gegen die demokratisirende Strömung der Zeit. Die Erfolglosigkeit des Widerstandes gegen dieselbe veranlaßte ihn, eine Wiederwahl in die erste Kammer und ebenso die ihm vom Könige angetragene Stelle eines Directors des evangelischen Oberkirchenraths abzulehnen. Es vollzieht sich mehr und mehr seine Loslösung von der in reaktionärem Fahrwasser treibenden Kreuzzeitungspartei, mit welcher er kirchlich und religiös schon längere Zeit in einem nicht mehr latenten Gegensatze sich befand. Oeffentlich erfolgte die Trennung bei Gelegenheit der Reactivirung des rheinischen Provinziallandtags. B.-H. lehnte die Theilnahme an ihm in einem durch die Presse veröffentlichten Schreiben ab, in welchem er unumwunden die Bestrebungen der Reaction mißbilligte. Und auf dem hiermit betretenen Wege der festen Abweisung des falschen überlebten Conservativismus der Kreuzzeitungs-Männer und ihres exklusiv konfessionellen Standpunktes ist B.-H. ohne Wanken fortgeschritten. Er gründete im Verein mit Gesinnungsgenossen das Preußische Wochenblatt, welches durch seine muthvolle freie conservative Haltung unter dem Mißfallen der Regierung und des Junkerthums der Bildung einer wahrhaft staatserhaltenden Partei die Bahn brach. Durch mehrfache Artikel des Wochenblattes markirte B.-H. scharf seine politische Stellung. Die nächste Folge war sein Eintritt in die zweite Kammer und seine Wahl zum Vicepräsidenten im November 1853, welche freilich nicht dauerte,

da die Regierungspartei ihn bei der definitiven Wahl fallen ließ. In der That war er das Haupt seiner Fraction, welche der kleinen Zahl unerachtet durch die geistige Bedeutung ihrer Mitglieder und vorzüglich durch die Tüchtigkeit ihrer politischen Gesinnung hervorragte. Doch gelang es ihr nicht, sich zwischen den heftig sich bekämpfenden Extremen auf die Dauer zu behaupten. Bei der Wiederwahl im Jahr 1855 verlor B.-H. das Mandat seines Wahlkreises und zog sich nun für längere Zeit von dem politischen Leben zurück.

Die Regentschaft brachte die Wandlung. Am 6. November 1858 erfolgte der Ministerwechsel. B.-H. übernahm das Ministerium des Cultus. Das Ministerium „der neuen Aera", welches dazu bestimmt war, ein gesundes Verfassungsleben zu inauguriren, wurde das Opfer des Ringens, ohne welches das Gleichgewicht zwischen dem Königthum, der Volksrepräsentation und der im Herrenhaus organisirten Reaktion nicht hergestellt werden konnte. Die Constitution harrte vorerst ihrem Grundgedanken nach noch der Ueberführung ins Leben. Zwischen den liberalen Doctrinarismus und die verfassungsfeindlichen Bestrebungen des mit der Orthodoxie verbundenen Junkerthums gestellt, sollte die Krone als die verkörperte Staatsgewalt ihre durch die letzten zehn Jahre stark erschütterte Hoheit und Macht thatsächlich machen, ohne die natürliche Mitwirkung des Volkes an der Regierung auszuschließen. Das Problem war nicht kurzer Hand zu lösen; das Ziel wie der Weg zu ihm war nicht deutlich und scharf bestimmt. Das Ministerium war der Ausdruck und das Opfer dieser in den Verhältnissen liegenden Unfertigkeit und Unklarheit. Zur Lösung führte der Weg durch den schweren Verfassungsconflict, welcher sich gelegentlich der Militärreorganisation entwickelte, und durch die blutigen Kämpfe, welche die Beantwortung der deutschen Frage brachten. Daher wich das Ministerium, dessen Schwergewicht seiner Zusammensetzung nach auf dem Gebiete der innern Politik lag zum größeren Theil im Jahre 1862 dem alsbald folgenden Ministerium Bismarck. Am 9. Mai erbat B.-H. seine Entlassung, welche ihm der König widerstrebend gewährte. In seinem Ressort strebte B.-H., getreu seinen Grundsätzen, nach einem die Freiheit der Kirche ohne Gefährdung des Staates gewährleistenden System, nach einer Fortentwicklung der evangelischen Kirchenverfassung auf der presbyterial-synodalen Grundlage, nach Befestigung des christlichen Charakters der Volksschule, nach möglichster Förderung der höheren Lehranstalten durch Berufung tüchtiger Lehrkräfte. Doch erfuhr er hier, wie das Ministerium in seiner Gesammtthätigkeit, Hemmungen von der Rechten wie von der Linken. So scheiterte sein auf die fakultative Civilehe gerichtetes Gesetz am Widerstand des Herrenhauses, so wurde der Fortbau der evangelischen Kirchenverfassung gehindert durch die Schwäche des evangelischen Oberkirchenraths.

B.-H. trat, 67 Jahre alt, ins Privatleben zurück. Nach einem so langen Leben, reich an Arbeit und Ehren, pflegen andere zu ruhen. Seinen jugendfrischen Geist, seinen Schaffenseifer hatte die Ermattung des Alters nicht berührt. Die 15 Jahre, welche ihm noch zu leben beschieden waren, sind ununterbrochener Thätigkeit gewidmet gewesen. Der Politik freilich hatte er entsagt, wenn er auch dem Gange derselben mit lebhaftestem Interesse folgte und ihn der Aufschwung Deutschlands mit begeisterter Freude erfüllte. In kirchlichen Dingen, der Verfassungsentwickelung, den Werken der innern Mission, blieb er rege betheiligt. Aber staunenswerth entfaltete sich jetzt eine wissenschaftliche Arbeit, deren Umfang und Inhalt ein ganzes Menschenleben auszufüllen genügt haben würde.

Es war ein Zeichen seltenster Tiefe des wissenschaftlichen Lebens, daß B.-H. sofort nach seinem Austritt aus dem Ministerium die seit reichlich 12 Jahren unterbrochene gelehrte Arbeit wieder aufnehmen konnte. Es galt die endli-

Ausführung des großen, seit dreißig Jahren ruhenden Planes eines Handbuches des Civilprocesses, und zwar nicht in Fortsetzung der begonnenen Arbeit, sondern auf völlig neuer Grundlage. Die Erkenntniß, daß „das Schicksal des Proceßrechts im Mittelalter“ nicht begriffen werden könne, ohne Darlegung der germanischen Anschauungen von Recht und Rechtsstreit, und daß durch die Beschränkung der grundlegenden römisch-rechtlichen Darstellung auf die Gerichtsverfassung und den Proceß der späteren Kaiserzeit es unmöglich wurde, die Gegensätzlichkeit des römischen und germanischen Elementes vollkommen klar zu machen, bestimmte B.-H., das Werk in weiteren Grenzen von Neuem zu beginnen. Unter dem Generaltitel „Der Proceß des gemeinen Rechts in geschichtlicher Entwickelung“ sollte der erste Theil in drei Bänden den römischen Proceß von seinen geschichtlichen Anfängen bis auf Justinian verfolgen, der zweite Theil war dem germanischen Proceß in seinem Ursprung und seinen Wandlungen in den romanischen Ländern bestimmt. Der dritte Theil sollte dieselbe Aufgabe für Deutschland lösen und in seinem letzten Abschluß die praktischen Fragen der Gegenwart berühren, ohne in eine eigentlich systematische Darstellung des geltenden Proceßrechtes auszulaufen. In schneller Aufeinanderfolge, in den Jahren 1864, 1865, 1866 erschienen die drei, den römischen Civilproceß umfassenden Bände. Der erste behandelt die Legisactionen, der zweite die Zeit des Formularprocesses, der dritte das Verfahren nach Kaiserrecht, die Cognitiones. Daran schloß sich schon im Jahre 1868 der erste Band des germanisch-romanischen Civilprocesses im Mittelalter, die Zeit vom fünften bis achten Jahrhundert umfassend. Der fünfte Band erschien in zwei Abtheilungen 1871 und 1873. Er ist der fränkischen Rechtsentwicklung und deren Fortbildung in Italien bis zur Neubelebung des römischen Rechts im 12. Jahrhundert gewidmet. Vom römisch-canonischen Civilproceß des 12. bis 15. Jahrhunderts veröffentlichte B.-H. im November 1874 die erste Abtheilung, die Darstellung der juristischen Literärgeschichte. Das Werk weiter zu führen war ihm nicht vergönnt.

B.-H. erfaßte seine Aufgabe von der vollen Höhe des Standpunktes, welchem das einzelne geistige Lebensgebiet nicht ein isolirter, sondern ein untrennbarer Theil des ganzen geistigen Seins ist. Wie ihm seine Wissenschaft nicht nur eine Summe des Wissens sondern eine Seite seiner durchgebildeten sittlichen Persönlichkeit war, so wollte er auch die Geschichte der Rechtspflegeordnung als ein Stück des sich nach innerem Vernunftgesetz entwickelnden Menschheitslebens zur Anschauung bringen. Daher schickte er der historischen Darstellung eine rechtsphilosophische Einleitung voraus, welche die sittliche Seite des Rechts, seine Vernunftmäßigkeit und speciell die der Proceßordnung als des Mittels der Rechtsbewährung darlegte. Die Geschichte des Proceßrechtes aber vertiefte er bis zur Aufdeckung der nationalen Gesammtanschauungen, aus denen sich die Gegensätze römischen und germanischen Wesens erfassen ließen. Er stellte sie in den Fluß der ganzen Staats- und Rechtsentwicklung. Dadurch ist das Werk nicht für den Processualisten nur, sondern für jeden Forscher der Rechtsgeschichte von hervorragender Bedeutung.

Die schon den früheren Arbeiten nachgerühmtee Klarheit und Einfachheit, das schöne Ebenmaß der einzelnen Theile, das scharfe Scheiden des Wesentlichen und Unwesentlichen geben dem Ganzen den Charakter des Kunstwerkes, dessen keine wissenschaftliche Leistung entbehren sollte. Von einer dem Alter leicht eignenden Breite, von dem Abirren in ungehörige Detailuntersuchungen ist Nichts bemerkbar. Durchweg ruht das Werk auf eigenen Quellenstudien. Und es ist das bei der nothwendigen Ausdehnung derselben geradezu bewunderungswerth. Der römische Civilproceß hat durch B.-H. seine erste befriedigende Gesammtdarstellung empfangen. Das processualische Element, welches bis dahin, selbst in der vorzüglichen Arbeit Keller's gegen die actionenrechtliche und formulare Seite zu

sehr zurücktrat, kommt jetzt zu seinem vollem Recht. Wird die Darstellung der Zeit der Völkerwanderung mehr als eine werthvolle Zusammenfassung der feststehenden Resultate germanistischer Forschungen unseres Jahrhunderts anzusehen sein, so füllt der fünfte Band eine Lücke in der Literatur aus. In dem literargeschichtlichen Theil ist das bibliographische und selbst das äußerlich biographische in erfreulicher Weise gegen die lichtvolle Schilderung der wissenschaftlichen Persönlichkeiten zurückgestellt.

Außer diesem großen Werke veröffentlichte B.-H. 1867 eine biographische Skizze über seinen unvergeßlichen Freund und Lehrer Savigny, und als er auf die Fortsetzung der Geschichte des Civilprocesses verzichtet hatte, legte er seine Gedanken über die bevorstehende deutsche Civilgesetzgebung nieder in einer Schrift „Ueber Gesetzgebung und Rechtswissenschaft als Aufgabe unserer Zeit", 1876. Seine letzte Arbeit galt der Belehrung der Jugend. Zu ihrer Einführung in die Quellen und die Methode der römischen Juristen verarbeitete er exegetisch in glossirender Form den ersten Titel des zwanzigsten Buchs der Pandekten.

Ohne vorgängige schwere Krankheit entschlief B.-H. sanft am 14. Juli 1877 auf Schloß Rheineck im Kreise der Seinen. Eine volle Würdigung Bethmann-Hollweg's erreicht Niemand, der die gelehrte, die kirchliche, die sociale, die politische Seite seiner Thätigkeit betrachtet und ihn nicht als einheitliche Persönlichkeit erfaßt. So bedeutsam er auch nach jenen verschiedenen Richtungen gewirkt hat, so liegt doch die wahre Größe des Mannes, welche ihn zu einer der edelsten und vornehmsten Erscheinungen der Nation macht, in der tiefen Harmonie seines Wesens. Er war ein Christ, eine in Gott gegründete Natur, voll Demuth und Bescheidenheit, voll unerschütterlicher Wahrhaftigkeit, voll inniger Liebe für seine Mitmenschen, frei von aller confessionell-dogmatischen Enge, von ungesund empfindelndem, mystischem Wesen. Was er Savigny nachrühmt, daß ihm die Religion nicht nur Sache der Erkenntniß, sondern die Richtschnur und Kraft seines Lebens gewesen sei, das galt von ihm selbst in besonderem Maße. In seinem religiösen Leben wurzelte seine ganze Persönlichkeit. Seine ausgeprägt ideale Richtung hatte ihr bewußtes Ziel in „unserer ewigen Wesensbestimmung. Seine Wissenschaft, Politik, sein sociales, kirchliches Wirken waren Ausstrahlungen dieser Lebensanschauung. Ihm war die Wissenschaft nicht nur ein Werk des Intellekts, sondern zugleich der Sittlichkeit, und das historische Forschen nicht ein Sammeln todten Wissens, sondern ein Eindringen in das stille Wirken der ewigen in die Menschheit gelegten, ihre Entwickelung bestimmenden Ideen. Er ist für die deutsche Proceßwissenschaft geworden, was Savigny für die Civilistik ist. Er konnte es nur werden dadurch, daß er gleich ihm das Recht als ein im Weltplan bedingtes sich fort und fort entwickelndes Element der Menschheitsgeschichte behandelte. Seine Liebe und Begeisterung für sein deutsches Vaterland, sein starkes Staatsgefühl, seine Hingabe an die idealen Güter der Nation bestimmten seinen politischen Lebensgang. An sich keine streitbare, sondern eine irenische Natur, ließ ihn doch sein Wahrheits- und Rechtsgefühl, seine tiefe Liebe zur Nation thätig eingreifen in die Kämpfe der Parteien. Parteimann im eigentlichen Sinne war er nie und konnte er nicht sein, weil ihm immer nur an der Sache nicht an Doctrinen, noch an den Interessen bestimmter Gesellschaftsgruppen gelegen war. Er war conservativ im besten Sinne des Wortes, d. h. er stand felsenfest im Glauben an ein ewiges Ziel, an ein ewiges Heil, an ewig unverlierbare Güter und Pflichten der Menschheit. Er war zugleich liberal im besten Sinne, da er, allen Standesvorurtheilen, aller Interessenpolitik fern, nur einen Rechtszustand erstrebte, welcher, ohne die Individualität vor das Allgemeine zu stellen, doch die Entfaltung der sittlichen und wirthschaftlichen Kräfte des Volkes darbieten sollte. Daher verabscheute er die Reaction. Daher war er

nicht ein Gegner einer konstitutionellen Verfassung, sondern der Demokratie und eines seichten Liberalismus, welcher in Gleichmacherei, Ueberschätzung der Individualität und Abschwächung der Staatsgewalt das Heil suchte. Dieser seiner Geistesart nach mußte er dem formal gesetzmäßigen Wesen und der Parteiung am feindlichsten sein, wo sie am widerwärtigsten ist, im Gebiet des kirchlichen, des religiösen Lebens. Und so liegt denn auch auf diesem Gebiet — von der wissenschaftlichen Wirksamkeit abgesehen — Bethmann-Hollweg's stärkster praktischer Einfluß. Er ist die Stütze und das schöne, bleibende Vorbild einer mehr und mehr wachsenden Richtung, des vom confessionellen Dogmatismus befreiten, dem Evangelium lebenden praktischen Christenthums. Im kirchlichen Verfassungsleben ist das Programm dieser Richtung eine auf der Glaubensgemeinschaft ruhende Belebung des allgemeinen Priesterthums in praktisch gesunder Verfassungsform; auf christlich-socialem Gebiet ist ihr Programm das der innern Mission; in dem Verhältniß der Confessionen ist es das einer die individuellen Verschiedenheiten nicht wegwerfenden echten christlichen Brüderlichkeit. Wach.

Holmer: Friedrich Levin Freiherr (seit 1777 Graf) von H., wurde am 13. Septbr. 1741 zu Kiel geboren, wo sein Vater, Magnus Friedrich v. H., Erbherr auf Tangstedt, Legationsrath und Mitglied des geheimen Rathes war. Nachdem er jung in großfürstlich schleswig-holsteinische Dienste getreten und demnächst als Conferenzrath und erster Deputirter bei der Rente- und Zollkammer zu Kiel und zugleich als Amtmann von Cronshagen in königl. dänischen Diensten gestanden hatte, wurde er bald nach dem am 14. December 1773 erfolgten Austausch der bis dahin dänischen Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst gegen den großfürstlichen Antheil Holsteins für die Dienste des Herzogs Friedrich August von Holstein-Gottorp, Fürstbischofs von Lübeck, gewonnen und am 6. Mai 1774 zum dirigirenden Minister und Oberlanddrosten der Grafschaften Ordenburg und Delmenhorst ernannt. Nach der Erhebung der Grafschaften zu einem Herzogthum (29. Decbr. 1774) wurde er bei Gelegenheit der ertheilten Thron-Investitur des neuen Herzogthums Oldenburg (22. März 1777) vom deutschen Kaiser in den Reichsgrafenstand erhoben. Bis zu seinem Tode — 10. Mai 1806 — hat H. die Verwaltung des Landes erfolgreich geleitet und sich den Ruf nicht nur eines ausgezeichneten Geschäftsmannes, sondern auch eines Mannes von feiner Bildung und von edler humaner Gesinnung erworben. Auch die litterarischen Bestrebungen fanden an ihm einen verständnißvollen und wohlwollenden Förderer. Mit Graf Friedrich Leopold Stolberg war er eng befreundet; Sturz nannte er seinen „wahren Freund“ und beklagte den Verlust desselben als einen unersetzlichen. Sein Verhältniß zu den beiden in ihren Persönlichkeiten sehr verschiedenen ersten oldenburgischen Herzögen, unter denen er diente, ist von Halem (Elegie bei Holmer's Grabe) treffend dahin charakterisirt, daß unter Friedrich August

Er mit weiser Kraft den Edelwollenden stärkte
Ohne der Würd' Abbruch, welche dem Fürsten gebührt,

und daß er,

— da Peters Hand mit eigenen Kräften das Ruder
Lenkte, durch Rath und That nahe dem Lenkenden blieb,
Ohne der Würd' Abbruch, die dem Rather gebühret des Fürsten,
Welcher, der Wahrheit hold, redlich ihr Dienende ehrt.

Der Herzog Peter ehrte sein Andenken durch die Errichtung eines Grabmonumentes mit der anerkennenden Inschrift:

Bieder war er, gerecht, und mit Wahrem einet' er Schönes;
Alles, was Menschen betraf, fühlte sein menschliches Herz.

Mit seinem Sohne Magnus Friedrich († 1857) erlosch der Mannesstamm der Familie. Mutzenbecher.

Holscher: Georg Philipp H., königlich hannoverischer Hofrath, Leib-chirurgus, Dirigent des Obermedicinal-Collegiums und Mitglied der Medicinal-Behörde für die Armee zu Hannover, wurde am 10. Novbr. 1792 zu Münder im Fürstenthum Calenberg (Hannover) geboren, wo sein Vater, J. Conrad Achatz H., später Oberconsistorialrath zu Hannover († am 25. Septbr. 184.), damals als Superintendent lebte. Unter des Vaters Aufsicht zuerst in Münder, dann in Ronnenberg zugleich mit seinem Jugendgefährten und treuen Freunde dem späteren Hofrath Kaufmann in Hannover, erzogen und unterrichtet, bereitete er sich später auf dem Lyceum zu Hannover zum Studium der Arzneikunde vor, dem er in den J. 1810–13 in Göttingen oblag. Sein Aufenthalt an der Universität wurde durch die ernsten Ereignisse der Zeit unterbrochen. Der feurige Jüngling, der nur mit der größten Mühe dem westfälischen Kriegsdienst sich entziehen konnte, der seine Vaterlandsliebe und seinen Freiheitssinn nicht verhehlte, so daß er sich bei der Occupation Cassels durch die Russen unter Tschernitscheff in den Augen der französischen Behörden schwer compromittirte, flüchtete von Göttingen, um, nach einem Besuche von wenigen Stunden im elterlichen Hause, unter den größten Gefahren durch die feindliche Armee und über die Elbe zu dem Wallmoden'schen Corps zu gelangen, wo er seine Kenntnisse und seinen freudigen Eifer den Brüdern für das Vaterland widmete. Von da an begleitete er als Militärarzt die Armee und kehrte erst nach mehrjährigem Aufenthalte in Frankreich und England zurück, um sich in der Stadt Hannover als Arzt, namentlich als Chirurg und Augenarzt niederzulassen. Diesen Entschluß hatte er in England gefaßt, wo er ein Schüler des berühmten Astley Cooper in London gewesen war und in freundschaftlichem Verkehr mit den jüngeren Chirurgen, wie Bransby Cooper, Tyrrell, Key, gestanden hatte. Im August 1819 errichtete er, mit geringer staatlicher Beihülfe (100 Thlrn. jährlich) ein Institut zur Heilung armer Augenkranker, über das er 1821 den ersten öffentlichen Bericht (Hannöversches Magazin, S. 353) erstattete. In dasselbe Jahr fällt die Herausgabe seiner Uebersetzung von B. C. Brodie's Krankheiten der Gelenke aus dem Englischen. Inzwischen war er bereits zum königl. Hofchirurgus ernannt worden, in welcher Eigenschaft ihm die Behandlung des Unterpersonals des vicekönigl ichen Hofes zufiel. Bei der chirurgischen Schule war H. von 1821 bis zu ihrer Auflösung 1845 einer der Lehrer, und zwar für die Fächer der Chirurgie und Augenheilkunde, jedoch war, nach dem Urtheile Stromeyer's, seine chirurgische Thätigkeit nicht ersprießlich, weil es ihm dazu an allen nothwendigen Eigenschaften, Vorsicht, Ruhe und Kaltblütigkeit fehlte. Bessere Erfolge hatte er in der inneren Heilkunst, besonders in acuten Fällen. — Im November 1824 wurde H. zum außerordentlichen und im Februar 1830 zum ordentlichen Mitgliede der Staatsprüfungs-Commission für Wundärzte ernannt, einer Commission, die zugleich, ohne besonderes Regulativ, auch in Medicinal-Angelegenheiten Gutachten ertheilte. — 1830 wurde H. auch, als Nachfolger Wedemeyer's, königl. Leibchirurgus. — Im J. 1831 machte H., ebenso wie andere Aerzte, im Auftrage einer königl. Immediatcommission gegen die Cholera eine Reise in gesunde und inficirte Provinzen Preußens und erstattete darüber einen durch den Druck veröffentlichten Bericht. — Nachdem H. schon als jungem Arzte, wol weil er unter den Aerzten der Stadt vorzugsweise die Chirurgie vertrat, die ärztlichen Geschäfte in den meisten Krankenstuben der Zünfte übertragen worden waren, wurde er 1826 auch zum Arzt des Stadtlazareths ernannt, eines Krankenhauses, das in höchst beschränkten Räumlichkeiten nur zur Aufnahme kranker Armen und Vagabonden diente. Holscher's Anregung hauptsächlich ist die Errichtung des neuen zweckentsprechenden städtischen Krankenhauses

in der Vorstadt Linden zu danken; seit der Eröffnung desselben im Jahr 1833 übernahm er die Leitung und hat bis zu seinem Tode der inneren und äußeren Abtheilung desselben vorgestanden. Auch um die Errichtung einer Blindenanstalt, die 1843 zu Hameln gegründet und 1845 nach Hannover in ein geeignetes neues Gebäude verlegt wurde, hat sich H. große Verdienste erworben. Er hatte sich schon von 1816 an auf seinen mannichfachen Reisen angelegen sein lassen, mit Blindenanstalten und allem dahin Gehörigen bekannt zu werden und wandte seit dem J. 1836 seine Aufmerksamkeit darauf hin, vorerst die Zahl der Blinden im Königreich Hannover (die er am Schlusse des nächsten Jahres auf 1149 durch amtliche Ermittelungen feststellte) und dann die der Bildungsfähigen unter ihnen kennen zu lernen. Gleichzeitig reichte er dem Ministerium des Innern eine Arbeit ein, welche sich die Darlegung der Nothwendigkeit von Blindenanstalten im Allgemeinen und einen Plan zur Gründung einer solchen in Hannover zur Aufgabe machte. H. war bis zu seinem Tode ein sehr thätiges Mitglied der Commission für die Blindenanstalt. — H. gehörte auch seit 1833 bis zu seinem Tode der Medicinalbehörde für die Armee, welche dem Kriegsministerium berathend zur Seite stand, als eines der drei Mitglieder an. — 1836 begründete H. die „Hannöverschen Annalen für die gesammte Heilkunde" und redigirte sie, trotz einer sehr ausgedehnten Privatpraxis und einer nicht unerheblichen amtlichen Thätigkeit, 11 Jahre lang, bis 1846, in den letzten Jahren allerdings mit der Unterstützung von Dr. Ad. Mühry. — Die in allen deutschen Staaten zu Tage tretenden Bestrebungen für eine Reform des Medicinalwesens, namentlich in Betreff der später auch wirklich durchgeführten Aufhebung des Instituts der Wundärzte I. und II. Classe berührten H. insofern, als er sich zu Gunsten der Beibehaltung desselben ausgesprochen hatte und sich (1846) deshalb gegen Angriffe der Gegner, namentlich des Hofmedicus Dr. Herm. Vezin in Osnabrück, zu vertheidigen suchen mußte. — Nachdem H. 1843 bereits den Hofrathstitel erhalten, wurde er 1847 (27. März) auch zum Dirigenten des damals errichteten Obermedicinal-Collegiums ernannt. — Das J. 1848 sah ihn als Bürgerwehr-General; jedoch verwickelte die politische Rolle, die er damals spielte, ihn in viele Unannehmlichkeiten; sie brachte ihm nicht nur großen Verlust in der Praxis, sondern auch die Entziehung der Gunst der Vornehmen, die er, bei der Prävonderanz des englischen Wesens am Hofe, durch seine Vorliebe für die Leistungen der englischen Aerzte und seine Sprachfertigkeit im Englischen zu gewinnen verstanden hatte. — 1850 erkrankte H. an einer Kniegelenkswassersucht, zu der sich allmählich eine Lähmung der unteren Extremitäten gesellte, die seinem thatkräftigen und thatenreichen Leben am 30. August 1852 zu Wildbad in Württemberg ein Ende machte. — Die Freimaurerloge zur Ceder in Hannover, der er seit 1817 als Mitglied, seit 1830 als Meister vom Stuhl angehört hatte, hielt zu seinem Andenken am 25. Septbr. 1852 eine Trauer-Loge ab und stiftete ihm ein Denkmal im Logen-Garten.

Holscher's Persönlichkeit schildert Stromeyer folgendermaßen: „H. war in der That eine glänzende Erscheinung, schön wie Apoll, witzig und ganz beseelt von dem Wunsche zu gefallen und zu imponiren. Den Frauen war er sehr gefährlich, obgleich er edlere Naturen oft zurückstieß durch seine siegesgewisse Vertraulichkeit". Er war äußerst thätig, besaß eine große ausgewählte Bibliothek und ein Cabinet von pathologischen Präparaten; jedoch mangelte ihm die Muße und auch die Exactheit im Studium, um den Fortschritten der Medicin folgen zu können, so daß er keineswegs seinen Collegen als Autorität galt; auch im Obermedicinal-Collegium war er, der Gründlichkeit eines Krause gegenüber, nicht immer im Stande, seiner Ansicht Geltung zu verschaffen. — Holscher's litterarische Leistungen, außer den schon angeführten und außer einigen Aufsätzen in

Graefe's und Walther's Journal der Chirurgie (1820, 1824), finden sich, die verschiedensten Gegenstände aus der inneren Medicin, der Chirurgie und der Augenheilkunde betreffend, fast ausschließlich in seinen Hannoverschen Annalen, so namentlich: „Mediciniſche, chirurgische und ophthalmologische Wahrnehmungen", Decade I.—VIII. (1837—45).

Vgl. G. F. Louis Stromeyer, Erinnerungen eines deutschen Arztes, Bd. I. 1875, S. 93 ff. und nach Mittheilungen der Herren Med.-Rath Dr. Burghard und Dr. Georg Fischer in Hannover. E. Gurlt.

Holste: Lucas H. (Holstenius, so schreibt er selbst seinen Namen), Philolog, war im Jahre 1596 in Hamburg als Sohn eines Färbers geboren. Vorgebildet auf der Stadtschule und dem Gymnasium seiner Vaterstadt, von dessen Lehrern er dem Conrector Johann Huswedel noch in späteren Jahren ein dankbares Andenken bewahrte, bezog er um das J. 1616 die damals von Norddeutschen vielbesuchte Universität Leyden, um sich dem Studium der Medicin zu widmen. Das lebhafte Interesse, welches er daneben den philologischen Studien zuwandte, brachte ihn bald in engere Beziehungen zu den bedeutenderen Vertretern derselben in Leyden, besonders zu J. Meursius, D. Heinsius und Ph. Cluverius; den letztgenannten begleitete er im J. 1618 auf seinen Wanderungen durch Italien und Sicilien. Von Leyden wandte er sich, nachdem sein Versuch, eine Lehrerstelle am Gymnasium seiner Vaterstadt zu erhalten, gescheitert war, im J. 1622 nach England, wo er einige Jahre hindurch die handschriftlichen Schätze der Bibliotheken von Oxford und London theils für sich, hauptsächlich für eine von ihm vorbereitete Sammlung der griechischen Geographen, theils im Interesse seiner holländischen Freunde ausbeutete. Um die Mitte des J. 1624 ging er nach Paris, wo er in einigen angesehenen Freunden und Förderern der philologisch-historischen Studien, wie dem Präsidenten des obersten Gerichtshofes, Henri des Mesmes (Memmius), den Bibliothekaren Pierre und Jacques du Puy (Puteani) und dem Parlamentsrathe Nicolas Claude Fabre de Peiresc (Peireccius), einflußreiche Gönner fand: durch den letztgenannten wurde er dem päpstlichen Legaten in Paris, dem Cardinal Francesco Barberini, empfohlen, der, ein Neffe des Papstes Urban VIII., die bedeutendste Privatbibliothek in Rom besaß. Auf dessen Aufforderung zog H., nachdem er in Paris zum Katholicismus übergetreten war, im J. 1627 nach Rom, wo er als Hausgenosse des Cardinals und seit 1636 als dessen Bibliothekar ganz seinen gelehrten Arbeiten leben konnte. Papst Urban VIII. verlieh ihm zum Ersatz für einige ihm in Aussicht gestellte geistliche Beneficien in Norddeutschland, deren Genuß ihm durch die Kriegsereignisse unmöglich gemacht wurde, ein Canonicat an der Peterskirche in Rom; Innocenz X. ernannte ihn zum Custos der vaticanischen Bibliothek; Alexander VII. sandte ihn im J. 1655 nach Innsbruck, um die Königin Christine von Schweden in den Schooß der katholischen Kirche aufzunehmen. H. starb zu Rom am 2. Febr. 1661, ohne die umfassenden wissenschaftlichen Aufgaben, die er sich gestellt hatte — außer der schon erwähnten Sammlung der griechischen Geographen hatte er Sammlungen der Werke der Neuplatoniker und der Homilien der griechischen Kirchenväter vorbereitet — zu Ende geführt zu haben. Von ihm selbst sind außer einigen lateinischen Gedichten und theologischen Dissertationen veröffentlicht worden eine griechisch-lateinische Ausgabe mehrerer Werke des Porphyrius mit einer Dissertation über dessen Leben und Schriften (Rom 1630), eine Sammlung der Sprüche der späteren Pythagoräer Demophilus, Demokrates und Secundus (Rom 1638), Anmerkungen zu des Neuplatonikers Sallustius Schriftchen von den Göttern und der Welt (in der Ausgabe von Gabr. Naudé, Rom 1638), sieben Homilien des Athanasius (in der

Gesammtausgabe der Werke dieses Kirchenvaters, Paris 1627), des Eusebius, Schrift gegen Hierokles griechisch und lateinisch mit Anmerkungen (in der von Franc. Vigerus besorgten Ausgabe des Eusebius, Paris 1628), und Arrian's Schriftchen über die Jagd (Paris 1644). Unter den aus seinem sehr reichhaltigen handschriftlichen Nachlasse veröffentlichten Arbeiten sind besonders hervorzuheben die „Notae et castigationes in Stephani Byzantii Ethnica" (ed. Th. Ryckius, Leyden 1684), die „Annotationes in Italiam antiquam Phil. Cluverii" (Rom 1666) und die „Collectio Romana bipartita veterum aliquot historiae ecclesiasticae monumentorum" (Rom 1666: der schon bei Holste's Lebzeiten begonnene Druck wurde nach dessen Tode durch den Cardinal Fr. Barberini zu Ende geführt). Ein anschauliches Bild von der umfassenden Gelehrsamkeit und der unermüdlichen Thätigkeit Holste's, besonders für die spätgriechische heidnische wie christliche Litteratur, geben seine zahlreichen Briefe an gelehrte Zeitgenossen, namentlich an seinen Neffen P. Lambeck, an Nic. Fabre de Peiresc, an Nic. Heinsius und an Giambattista Doni; s. Lucae Holstenii epistolae ad diversos, quas ex editis et ineditis codicibus collegit atque illustravit Jo. Franc. Boissonade, Paris 1817.

Leben des gelehrten Lucae Holstenii, Protonotarii Apostolici, S. Petri Basilicae Canonici und Bibliothecae Vaticanae Custodis. Hamburg, bei Theodor Christoph Felginer, 1723. Johann Moller's Cimbria literata, Vol. III. p. 321 ss. Bursian.

Händel *): Georg Friedrich H. wurde am 23. Febr. 1685 in Halle a/S. geboren als Sohn des Barbiers und Wundarztes Georg H. aus seiner zweiten Ehe mit Dorothea Taust, der Tochter des Pastors Georg Taust zu Giebichenstein bei Halle. Der Vater stand damals bereits im 63. Lebensjahre. Er bestimmte seinen Sohn zum Juristen. In diesem erwachte aber der Musiksinn schon in den frühesten Kinderjahren mit solcher Gewalt, daß der Vater um seine Lebenspläne besorgt wurde und die Musik nach Kräften niederhielt. Die ersten Uebungen konnte der kleine H. daher nur verstohlen an einem Spinett auf der Bodenkammer machen. Eine Anwesenheit in Weißenfels offenbarte den dortigen Hofmusikern, sowie dem Herzoge die erstaunliche Kunst des Kleinen, worauf Vater H. von dem musikliebenden Fürsten ermahnt wurde, der Musik wenigstens einen geordneten Unterricht neben den übrigen Lehrfächern angedeihen zu lassen. Friedrich Wilhelm Zachau, Organist an der L. Frauen- oder Hauptkirche in Halle, ein namhafter Organist und Componist, wurde sein Lehrer, als H. gegen 11 Jahre alt war. Die Reife des Schülers, als er zu Zachau kam, war bisher nicht zu ermessen, ist es aber jetzt durch die 1879 von mir als Bd. XXVII. der Ausgabe der deutschen Händelgesellschaft publicirten 6 Trios, welche componirt wurden unmittelbar bevor er bei Zachau Unterricht nahm. In diesen

*) Zu Bd. X. S. 500. Es war der Redaction nicht möglich, das Manuscript dieses Artikels früher zu erlangen.

Stücken, die gleich bewundernswerth sind durch contrapunktische, wie durch melo-
dische Kunst, ist das von Mozart im selben Alter Geschaffene nicht nur erreicht
sondern sogar noch überboten. Er hatte erst kurze Zeit Zachau's Unterricht
genossen als er (wahrscheinlich gegen Ende 1696) mit seinem Vater eine Reise nach
Berlin unternahm, wo damals am kurfürstlichen Hofe von namhaften Italienern
Opern aufgeführt wurden. Hier traf der kaum 12jährige Knabe mit Attilio
Ariosti und mit Giovanni Bononcini zusammen, die später in London seine
Rivalen wurden, und bewies sich in der Ausführung eines von dem hochfahren-
den Bononcini ihm vorgelegten Basses als ein solcher Meister im Accompagne-
ment, daß allgemeine Verwunderung entstand. Der Kurfürst erbot sich, den
Knaben zur Ausbildung nach Italien zu schicken; doch Vater H. lehnte dies ab,
denn die juristische Laufbahn stand ihm als die einzig wünschenswerthe vor.
Bald nach der Rückkehr von dieser denkwürdigen Reise starb Georg H. in Halle
am 11. Februar 1697, im 75. Lebensjahre. Der Sohn verfolgte trotzdem den
von dem Vater vorgezeichneten Lebensweg, ohne die Musik hintanzusetzen. Der
vier Jahre ältere Telemann erzählt in seiner Autobiographie (gedruckt in Matthe-
son's „Ehrenpforte" S. 354 ff.), wie er 1701 bei seiner Reise durch Halle „mit
dem damals schon wichtigen" H. bekannt wurde und von diesem „beynahe wieder
Notengift eingesogen hätte"; es fehlte nicht viel, so wäre er seinem Vorsatze, die
Musik ganz aufzugeben, wieder untreu geworden — ein merkwürdiges Geständniß,
wenn man bedenkt, daß H. erst 16, Telemann aber schon 20 Jahre alt war.
Als dieser ihn kennen lernte, war er Primaner; im nächsten Jahre hatte er das
Gymnasium durchlaufen und am 10. Februar 1702 wurde er bei der dortigen
Universität als stud. jur. immatriculirt. Zugleich übertrug man ihm das Amt
eines Organisten an der reformirten Schloßkirche in seiner Vaterstadt. Die
steigende Entwickelung einer unerhörten musikalischen Kraft überzeugte endlich
die Seinen, daß der Finger Gottes ihn unverkennbar nur auf dieses Gebiet hin-
wies. So wurde denn das juristische Studium definitiv aufgegeben, und er ging
in die Welt, um zu lernen und zu reisen.

Aber nicht zunächst nach Italien lenkte er seine Schritte, denn es gab da-
mals in Deutschland einen glänzenden Mittelpunkt, auf den alle musikalischen
Kräfte des Vaterlandes ihr Auge richteten. Dies war die Oper in Hamburg,
für welche Reinhard Keiser der allbewunderte tonangebende Componist war.
Hier langte H. im Sommer 1703 an, besuchte die Organisten, spielte auf ihren
Instrumenten, sah sich nach Lectionen um und nahm im Opernorchester die
Stelle eines zweiten Violinisten an, wobei er sich stellte, „als ob er nicht auf
fünfe zählen könnte, wie er denn von Natur zum dürren Scherz sehr geneigt
war", wie Mattheson versichert, der hinzu setzt: „Als es aber einsmahls am
Clavierspieler (im Opernorchester) fehlte, ließ er sich bereden, dessen Stelle zu
vertreten, und bewies sich als ein Mann". Auch mit dem berühmten Opern-
textdichter Postel wurde H. bekannt, dessen Text zur Johannispassion er im
J. 1704 in Musik setzte, als das erste größere Werk, welches in Hamburg ent-
stand (gedruckt als Bd. IX der Ausgabe der Händelgesellschaft). Die Unter-
in den Sologesängen, wie in der Gruppirung eines größeren Ganzen überwand
er dann schnell durch die Vorbilder der Oper, namentlich durch die Stücke von
Steffani und Keiser. Bald erhielt er auch den Text einer Oper „Almira", von
dem Cand. der Theologie Feustking nach dem Italienischen deutsch bearbeitet,
zur Composition. Die Aufführung sollte vor Weihnacht 1704 stattfinden, als
ein Duell mit dem ersten Sänger Johann Mattheson hindernd dazwischen trat
bei welchem H. nur durch einen breiten Rockknopf vor tödtlicher Verwundung
bewahrt wurde. Die Oper „Almira" (gedruckt Bd. LV der Ausgabe) wurde
im Januar 1705 gegeben und verbreitete einen solchen Glanz, daß sie das Ge-

tirn Keiser's momentan verdunkelte. H. componirte dann noch „Nero" (1705) und etwas später die Doppeloper „Florindo" und „Daphne", zog sich aber von dem wüsten hamburgischen Bühnenleben immer mehr zurück. Als seine letzte Oper hier gegeben wurde (Januar und Februar 1708), hatte er sich bereits in Italien einen Namen gemacht. Weil er Hamburg mit einer überlegenen Kunst betrat und dort weder im Contrapunkt, noch im Orgelspiel oder Accompagnement eines gleichen fand, wurde ihm dieser Ort außerordentlich lehrreich; denn bei einer Ueberfülle neuer Gedanken und Ausdrucksweisen machte sich an jener Bühne zugleich eine Formlosigkeit geltend, deren letzter Grund nur in der mangelhaften musikalischen Durchbildung der Tagescomponisten zu suchen war. Unter ihnen ragte Reinh. Keiser hoch hervor; sein eifrigster und heimlichster Schüler war H., für den er als eine unerschöpfliche Fundgrube musikalischer Gedanken und zugleich als ein Conglomerat von Fehlern aller Art eine außerordentlich interessante Erscheinung war. Die hamburgische Oper, sehr schnell in die Höhe geschossen, zeigte sich damals weiterer Entwickelung unfähig; mit Händel's Abgang begann ein Zustand langsamen Hinsiechens. Von Anfang an eine Nachahmung der italienischen Singbühne, mischte sie namentlich in der letzten Zeit regelmäßig Arien mit italienischen Worten in den deutschen Text. Auch Händel's Opern folgten diesem sprachlichen Mißbrauche. Eine jede deutsche Oper enthielt damit verschiedene Meilenzeiger nach einem Lande hin, dessen Kunst der heimischen Production damals auf allen Gebieten überlegen war. Wie sollte also nicht ein H. eilen, so bald wie möglich dorthin zu gelangen, da er, wie schon seine frühesten Versuche aus Halle zeigen, dieser Kunst mit einem offeneren Verständniß entgegen kam, als irgend einer seiner Zeitgenossen.

Wahrscheinlich verließ er Hamburg schon zu Ende des J. 1706. Nach Mattheson's Angabe reiste er in Gesellschaft mit einem v. Bienitz, was aber nicht so zu verstehen ist, daß er auf dessen Kosten die Fahrt unternommen hätte, wie es damals unter Musikern allgemein bräuchlich war; er hatte sich in Hamburg 200 Ducaten erspart, die eine weite Strecke reichten. Er war entschlossen, und schon früh durch die Handlungsweise seines Vaters gewöhnt, den Weg selbstständig zu wählen; er lehnte es ab, als ein toscanischer Prinz, der um 1705 in Hamburg war, ihn in seinem Gefolge mitnehmen wollte. Aber die Einladung desselben an den dortigen Hof nahm er mit Freuden an und wandte sich daher zunächst nach Florenz. Hier, wo der Capellmeister Redi eine bedeutende Gesangschule leitete, konnte er italienische Kunst in aller Ruhe an der Quelle studiren und sich für die größeren Musikplätze vorbereiten. Zum Osterfeste wandte er sich nach Rom und componirte hier zunächst Psalmen und andere Kirchenstücke zu lateinischen Texten (Bd. XXXVIII. der Ausgabe)], ging aber dann zu einem längeren Aufenthalte nach Florenz zurück, wo er mit „Rodrigo" (Bd. LVI. der Ausgabe) seinen ersten glücklichen Versuch in der italienischen Oper machte. Außer dem Beifall des Hofes erwarb er sich durch seine Kunst und seine Jugend auch die Neigung der dortigen ersten Sängerin, der später berühmten Vittoria Tesi, die sich Urlaub erwirkte, um in seiner bevorstehenden Oper in Venedig die Hauptrolle zu singen. Im Januar 1708 war H. in Venedig, wo er in kurzer Zeit die Oper „Agrippina" (Bd. LVII. der Ausgabe) schrieb, die ihn als Componisten zuerst in ganz Italien bekannt machte; das Werk wurde wochenlang jeden Abend gegeben und hielt sich zwanzig Jahre hindurch auf diesem Theater. Die stürmische Begeisterung, mit welcher er in Venedig gefeiert wurde, erweckte er auch in Rom, wohin er sich während der Fastenzeit 1708 zum zweiten Mal wandte. Eine Schaar von neuen Freunden gesellte sich zu den alten; alle wetteiferten, seinen jetzigen römischen Aufenthalt zu dem Glanzpunkte seiner ganzen italienischen Reise zu machen. Die ersten

Kunstmäcene Roms waren ihm und seiner Musik geneigt. Bei dem Fürsten Ruspoli, dem Haupte der römischen Schöngeister, nahm er Wohnung; hier be- endete er am 11. April 1708 sein Oratorium „Resurrezione“ (Bd. XXXIX. der Ausgabe); hier schrieb er unmittelbar darauf eine noch merkwürdigere Compo- sition, zu welcher Cardinal Panfili ihm den Text lieferte: „Il Trionfo del Tempo e del Disinganno“, die umgearbeitet 1737 in London wieder aufgeführt wurde (Bd. XXIV der Ausgabe), und abermals neu bearbeitet zu englischen Worten, als „Sieg der Zeit und Wahrheit, The Triumph of Time and Truth (Bd. XX der Ausgabe), dasjenige Oratorium bildete, mit welchem der Meister 1757 seine Laufbahn beschloß. Schon im Juni 1708 finden wir ihn in Neapel, wo er am 16. d. M. das Pastoral „Aci, Galatea e Polifemo“ beendete, einen Gegenstand, den er dann in seinem reizenden englischen „Acis and Galatea“ (Bd. III der Ausgabe) von Grund aus neu gestaltete. Hier schrieb er auch seine kunstvollen Gesangterzette (Bd. XXXII. der Ausgabe), große Cantaten, kleine Lieder und überhaupt Musik in allen Weisen. Sein Leben war beständig von Glück und Glanz umgeben, in jener Zeit und in jenem Lande, wo der Künstler von den vornehmsten Personen als ihres gleichen behandelt wurde. „Von Rom ging er nach Neapel — schreibt sein ältester Biograph —, wo er wie an den meisten anderen Orten, einen Palast zu seiner Verfügung hatte, und mit freier Tafel, Kutsche und allen sonstigen Bequemlichkeiten wohl versorgt war. In dieser Hauptstadt machte er Acis und Galatea zu italienischen Worten — auf Ersuchen der Donna Laura, die einen wirklich königlichen Staat führte. Während er in Neapel war, empfing er Einladungen von fast allen Standes- personen, die dort und in der Umgegend wohnten; und glücklich wurde geschätzt der ihn zuerst gewinnen und am längsten bewirthen konnte“. In Neapel, wo damals auch Alessandro Scarlatti als Director des Conservatoriums von Rom eintraf, verweilte er deshalb länger, als vielleicht seine Absicht war. Im übrigen genoß er das Gute wie eine Annehmlichkeit auf der Reise, verweichlichte nicht und war weit entfernt, in Italien bleiben zu wollen; alle Anerbietungen zu diesem Zwecke, wie auch ernsthafte Versuche, ihn zum Katholicismus zu bekehren, wies er beständig ab. Was er in Italien lernen wollte — die auf öffentliche Wirkung abzielende Leichtigkeit und Klarheit der Composition, die Macht und Reinheit des Gesanges, die stilvolle Ordnung der gesammten praktischen Musik, die Aeußerungen einer gleichsam angeborenen musikalischen Begeisterung bei den Hörern — alles das faßte er schnell und gründlich, wie niemals ein fremder Musiker, der nach Italien pilgerte; und als er sich in diesem Elemente soweit eingewohnt hatte, daß es ihm Natur geworden war, zog er wieder von dannen. Er brachte drei Gaben mit, durch welche er sofort unter Italienern heimisch und zugleich ein Gegenstand ihrer höchsten Bewunderung wurde: sein Clavier- und Orgelspiel, seine Kunst der Improvisation und seine Schnelligkeit im Componiren — beide letzteren waren Eigenschaften der Italiener, in denen sie einzig dazu- stehen glaubten und nun erleben mußten, daß sie darin von einem kaum dem Jünglingsalter erwachsenen Deutschen noch übertroffen wurden.

Vermuthlich war er um Weihnacht 1709 in Rom und mit Beginn des J. 1710 in Venedig, wo seine Agrippina aufs neue gegeben wurde. Hier machte er Bekanntschaft mit Engländern, die ihn nach London einluden, und zugleich mit hannöverschen Cavalieren, sowie dem Capellmeister Abbate Steffani, in deren Gesellschaft er an den dortigen Hof kam. Obwol er in Hannover die durch Steffani's Abgang erledigte Capellmeisterstelle erhielt, nahm er doch sofort Ur- laub, um (im Spätherbst 1710) nach England zu gehen. In London, wie überall, fand er durch sein wundervolles Clavier- und Orgelspiel schnellen Ein- gang. Er kam zur rechten Zeit, denn die großen englischen Componisten waren

storben und die seit 1705 dort bestehende italienische Oper lebte von dem aus
alienischen Werken zusammengenähten Flickwerk. In wenigen Wochen compo-
rte er die schöne Oper „Rinaldo" (Bd. LVIII der Ausgabe), die sofort gegeben
urde (zu Anfang des J. 1711) und großen Enthusiasmus erregte, so daß man
n den „Orpheus unserer Zeit" nannte. Durch dieses Werk begann er in
ndon jene denkwürdige Wirksamkeit, welche mit geringen Unterbrechungen
gen 50 Jahre währte.

Im Juli 1711 war er wieder in Hannover. Sein Vorgänger im Amt,
gostino Steffani, durch dessen Empfehlung er die Capellmeisterstelle zunächst
halten hatte, stand ihm künstlerisch und persönlich näher, als irgend ein an-
rer Tonkünstler seiner Zeit. Steffani war ein feiner Sänger und tiefer
usiker; seine Kammerduette sind die Muster dieser Gattung, nach denen auch
. seine meistens in Hannover entstandenen großen italienischen Gesangduette
3d. XXXII der Ausgabe) bildete. Weil aber die Opern, sowie andere größere
usikaufführungen seit längerer Zeit in Hannover ruhten, gab es hier für H.
f die Dauer wenig zu thun. Er erwirkte sich daher leicht die Erlaubniß zu
ner zweiten englischen Reise.

Im Herbst 1712 war er wieder in London und Ende November kam seine
ue Oper „Il pastor fido" (Bd. LIX der Ausgabe) heraus, welcher schon im
anuar 1713 in „Teseo" (Bd. LX der Ausgabe) eine zweite folgte. Hier-
urch hatte sich H. bereits viele enthusiastische und einflußreiche Freunde er-
orben, namentlich auch in den Hofkreisen, die ihn um jeden Preis in England
halten wollten. Auf deren Veranlassung schrieb er zu dem Geburtstage der
önigin Anna (6. Februar 1713) eine kunstvolle „Ode" und erhielt dadurch
n Auftrag, für die öffentliche Feier des Utrechter Friedens die Musik zu com-
niren. So entstanden die beiden prachtvollen Werke, bekannt als „Utrechter
edeum und Jubilate" (Bd. XXXI der Ausgabe), die am 7. Juli 1713 mit
oßem Pomp zur Aufführung kamen und alle Hörer in Erstaunen setzten. Die
önigin gewährte ihm dafür als Componisten ihrer Kirchencapelle ein Jahr-
halt von £. 200. Soweit ging alles gut. Aber er hatte seinen Urlaub
reits überschritten, und was noch schlimmer war, der von ihm besungene
riede wurde unter Umständen und von Personen zu Stande gebracht, die
inem Dienstherrn in Hannover, dem Thronerben von Großbritannien, mißliebig
ad nachtheilig waren. Der Kurfürst zürnte H., und dieser zog vor, garnicht
ieder zurück zu kehren. Die Nachtheile seines Vergehens wurden ihm schon im
ächsten Jahre recht empfindlich, als Königin Anna plötzlich starb und der Kur-
rst von Hannover als König Georg I. nach London kam. Doch im J. 1715
lang es befreundeten Hofleuten, den König bei Gelegenheit einer Wasserfahrt,
i welcher H. die bekannte „Wassermusik" componirte, mit seinem verlaufenen
ofcapellmeister auszusöhnen. Inzwischen lebte H. bei englischen Kunstfreunden,
amentlich bei dem Grafen Burlington, und betheiligte sich an der Oper. Die
m 1714 entstandene Oper „Silla" (Bd. LXI der Ausgabe) scheint niemals
ufgeführt zu sein; aber die 1715 componirte „Amadigi" (Bd. LXII. der Aus-
abe) kam sofort mit großem Beifall auf die Bühne.

Weil die Londoner italienische Oper bei ihrer nur von Privatspeculation
bhängigen Existenz ins Stocken gerieth, benutzte H. im Sommer 1716 die freie
eit zu einer längeren Reise nach Deutschland. Hier componirte er die von
em Hamburger Rathsherrn Brockes gedichtete „Passion" (Bd. XV der Ausgabe),
n welcher damals alle namhaften deutschen Tonsetzer sich versuchten, ohne daß
iner von ihnen H. in der Schönheit und Tiefe der Sologesänge erreicht hätte.
lls er (wahrscheinlich anfangs 1717) nach England zurückkehrte und die italienische
)per dort ganz ruhte, fand er eine höchst angenehme und fruchtreiche Beschäfti-

gung als Leiter der Capelle des Herzogs von Chandos, welcher in Cannons unweit London mit seltener Pracht und Freigebigkeit Hof hielt. Für die Capelle, die hauptsächlich an der Kirchenmusik sich betheiligte, setzte er eine Reihe von Psalmen oder „Anthems“ in Musik, wie er solche schon 1713—14 für die königl. Capelle der Westminsterabtei begonnen hatte, — Compositionen, welche im Stil des Utrechter Tedeum und Jubilate an hohem Aufschwung und gestaltender Kraft die Werke der Zeitgenossen weit hinter sich lassen und, erfüllt von oratorischem Geiste, zu dem folgenden musikalischen Oratorium die directe Vorstufe bilden (die gesammelten Anthems s. Bd. XXXIV—XXXVI der Ausgabe). Wie nah die Anthems zu seinem Oratorium hinan führten, wurde schon in Cannons offenbar, wo H. mit dem biblischen Stücke „Esther“ (Bd. XL der Ausgabe) und dem antiken Stoffe „Acis und Galatea“ (Bd. III der Ausgabe) um 1720 seine beiden ersten wirklichen Oratorien schrieb, und zwar als Grundmuster nach den beiden Seiten hin, die sein Oratorium umfaßt — das biblische und das classische Alterthum.

Sämmtliche Werke, welche die Eigenthümlichkeit und Größe dieses Mannes darstellen, waren hiermit in den Grundzügen bereits vorgelegt; es fehlte nichts als ihr weiterer Ausbau und ihr Eindringen in die große Oeffentlichkeit. Mit dem J. 1720 schließt daher die erste Hälfte seines Lebens und es beginnt die zweite, welche das in ungeahnter Weise ausbildete, was die frühere in der Knospe zeigte: alles dies in unvergleichlicher Consequenz und innerer Nothwendigkeit, so daß die Entwickelung dieses Künstlers in ihrer Einfachheit denselben erhabenen Zug besitzt, welcher seiner Musik eigen ist.

Die zweite Lebenshälfte, von 1720—59, zerfällt wieder in zwei gleiche Theile, von denen die erste bis 1740 vorwiegend der Oper, die andere dem Oratorium gewidmet war.

Die italienische Oper war den Musikfreunden in England ein Bedürfniß geworden. Um nun aber an die Stelle der bisherigen wechselvollen Privatunternehmungen ein dauerhafteres Institut zu setzen, ähnlich dem der Pariser Académie de Musique, entstand um 1720 zur Zeit des Südseeschwindels als eine der vielen Gründungen in London die „Royal Academy of Musick“. Drei Componisten, mehrere Dichter, die ersten Sänger und Instrumentisten wurden engagirt. Die Vorstellungen begannen am 2. April 1720, und Händel's „Radamisto“ war die erste neue Oper, welche für dieses Institut geschrieben wurde. Bei der nächsten, „Muzio Scevola“, theilten sich die drei Componisten Pipo, Bononcini und H. in den drei Acten; H. erhielt den letzten Act und besiegte seine Genossen. Die Rivalität mit dem reichbegabten Bononcini hielt noch mehrere Jahre an; seit 1724 nahm H. aber, nachdem seine Oper „Julius Cäsar“ erschienen war, die erste Stelle ein, leitete auch vorwiegend die Aufführungen und componirte für das glänzende Institut in den neun Jahren seines Bestehens folgende 14 Opern: 1720: „Radamisto“ (Bd. LXIII der Ausgabe), 1721: „Muzio Scevola“ (Bd. LXIV der Ausgabe), 1721: „Floridante“ (Bd. LXV der Ausgabe), 1722: „Ottone“ (noch ungedruckt), 1723: „Flavio“ (Bd. LXVII der Ausgabe), 1724: „Giulio Cesare“ (Bd. LXVIII der Ausgabe), 1724: „Tamerlane“ (Bd. LXIX der Ausgabe), 1725: „Rodelinda“ (Bd. LXX der Ausgabe), 1726: „Scipio“ (Bd. LXXI der Ausgabe), 1726: „Alessandro“ (Bd. LXXII der Ausgabe), 1727: „Admeto“ (Bd. LXXIII der Ausgabe), 1727: „Riccardo“ (Bd. LXXIV der Ausgabe), 1728: „Siroe“ (Bd. LXXV der Ausgabe), 1728: „Tolomeo“ (Bd. LXXVI der Ausgabe).

Durch die Größe der mitwirkenden Talente und künstlerische Haltung erhob sich diese Akademie schnell zu dem ersten Operntheater in Europa; Händel's Opern wurden überall in Deutschland, auch in Italien und selbst in Paris g

geben. Entsprechend ihrer Gründung, nahmen aber die Unternehmer nicht rechtzeitig auf einen soliden Unterbau der Akademie Bedacht, und so konnte dieselbe trotz ihres Glanzes und ihrer tonangebenden Bedeutung für die musikalische Welt dennoch im eigenen Lande nicht feste Wurzeln fassen. Bei der einseitigen Werthlegung auf den Sologesang, welche diese Oper mit allen Musikdramen jener Zeit theilte, wurde der Reiz hauptsächlich im Wechsel der Sänger gesucht. Als nun Gay's „Bettleroper" (Beggar's Opera) und ähnliche Liederspiele um 1728 das Publikum an sich zogen, ließen die vornehmen Subscribenten ihre Akademie zusammenbrechen. Die letzte Vorstellung dieser „ausländischen Opern" (wie der durch die Balladen-Operetten gestärkte Patriotismus sie jetzt nannte) fand am .. Juni 1728 statt.

Nachdem man sich von der Bestürzung erholt hatte, welche die Bettleropern anregten, bildete sich eine neue Gesellschaft, die aber nur aus Subscribenten bestand, auf eine eigentliche Direction verzichtete und H. in Verbindung mit dem Theaterunternehmer Heidegger die Leitung überließ. Im Spätsommer 1728 trat H., begleitet von seinem Freunde Steffani, seine zweite italienische Reise an, blieb den Winter über in Italien, sah die Fortschritte der italienischen Musik, auch ihre Verirrungen in das einseitig Virtuosenhafte, und wählte Sänger für seine neue Oper. Im Juni 1729 war er einige Tage in Halle bei seiner erblindeten kranken Mutter, die er zum letzten Mal sah, denn sie starb am 27. December 1730, gegen 80 Jahre alt. Anfangs Juli traf er wieder in London ein. Am 2. December begannen die Vorstellungen mit seiner neuen Oper „Lotario". Für dieses Unternehmen, welches vier Jahre bestand, schrieb H. sechs ausgezeichnete Werke: 1729: „Lotario" (Bd. LXXVII der Ausgabe), 1730: „Partenope" (Bd. LXXVIII der Ausgabe), 1731: „Poro" (Bd. LXXX der Ausgabe), 1732: „Ezio" (Bd. LXXIX der Ausgabe), 1732: „Sosarme" (Bd. LXXXI der Ausgabe), 1732: „Orlando" (Bd. LXXXII der Ausgabe).

In noch höherem Maße, als der früheren Akademie, waren dieser jetzigen die italienischen Sänger verhängnißvoll. Sie wurden in ihrer Unbotmäßigkeit bestärkt durch die politische Opposition, welche in dem vom Hofe begünstigten Tonsetzer zugleich den Hof und die Minister treffen wollte. Hierdurch verwickelte sich die Angelegenheit zu einem unlöslichen Knäuel. Die Entlassung des aufsässigen Castraten Senesino abseiten Händel's führte die Katastrophe herbei. Die Akademie ging aus den Fugen. Von der Gegenpartei wurde mit großen Mitteln eine neue italienische Oper zu Stande gebracht, für welche sie das bisherige Theater in Haymarket in Anspruch nahm, Hasse, Porpora u. A. als Componisten, und den genannten Senesino, die Cuzzoni, später auch Farinelli als Sänger engagirte. H. bezog mit seiner Gesellschaft das Coventgarden-Theater, konnte seine Vorstellungen schon am 30. October 1733 eröffnen, früher als die Gegner, und brachte während der Dauer dieses Wettstreites folgende neun Werke an den Tag: 1734: „Arianna" (noch ungedruckt), 1734: „Pastor fido" geändert (noch ungedruckt), 1734: „Terpsichore", Tanzspiel (noch ungedruckt), 1734: „Ariodante" (noch ungedruckt), 1735: „Alcina" (Bd. LXXXVI der Ausgabe); 1736: „Atalanta" (noch ungedruckt), 1737: „Giustino" (noch ungedruckt), 1737: „Arminio" (noch ungedruckt), 1737: „Berenice" (noch ungedruckt).

Dieser thörichte, aber für H. unvermeidliche Wettlauf dauerte ebenfalls vier Jahre. Sein Ende war allseitige Ermattung. Am 1. Juni 1737 hörte Händel's Oper in Coventgarden auf, am 11. die Gegenoper in Haymarket. Das bei den früheren Akademien Ersparte setzte H. bei diesem Unternehmen wieder zu und gerieth obendrein in Schulden. Schlimmer noch sah es bei den Gegnern aus, die ihr Theater am 11. Juni schließen mußten, weil Farinelli ihnen der leeren Häuser wegen davon gelaufen war. Hatte die Erfahrung ge-

lehrt, daß selbst eine italienische Oper in London auf die Dauer kaum bestehen konnte, so war das Schicksal von zweien leicht vorauszusehen.

Der alte grundsatzlose Praktiker Heidegger sammelte nun das, was durch den beiderseitigen Schiffbruch an den Strand geworfen war, und eröffnete am 29. Octbr. 1737 im Haymarket-Theater die Vorstellungen der italienischen Oper. Für diese schrieb H. mehrere neue Werke: 1738: „Faramondo“, 1738: „Alessandro Severo“, 1738: „Serse“ (Xerxes), 1739: „Jupiter in Argos“ (verschollen), 1740: „Imeneo“, 1741: „Deidamia“.

Hiermit nahm er von der italienischen Oper Abschied nach einer mehr als 30jährigen Wirksamkeit. Seine zahlreichen für die Bühne geschriebenen Werke enthalten die höchsten Muster des Kunstgesanges, welche überhaupt existiren; aber ihre Bedeutung liegt so ausschließlich im Sologesange, daß dadurch zur Genüge erklärt wird, warum keine einzige der Händel'schen Opern zur Zeit auf unsern Theatern gegeben werden kann. Die Vernachlässigung dieser Schätze nicht nur in der Theater- und Concertmusik, sondern selbst in den Kunstschulen ist wol das sicherste Zeichen von dem tiefen und allgemeinen Verfall der Kunst des Gesanges in der Gegenwart.

Die J. 1720—40 wurden von H. nicht ausschließlich bei der italienischen Oper verbracht; in dieser Zeit reifte vielmehr alles, was dann in seiner letzten oratorischen Periode zur Ernte kam. Während der Glanzzeit der ersten königl. Akademie entstanden 1727 die „Krönungshymnen“ (Coronation Anthems — Bd. XIV der Ausgabe) für den neuen König Georg II., Sätze, welche Kunst und Popularität glücklich vereinigen. In den Jahren der zweiten Akademie ereignete sich dann, daß seine Oratorien (und damit die Oratorien überhaupt) zuerst in die Oeffentlichkeit drangen und hier festen Grund gewannen, den ersten Schritt in dieser Richtung that Bernhard Gates, der Singmeister der königl. Capellknaben, indem er das Oratorium „Esther“ durch seine Schüler und Sänger im Kostüm aufführen ließ. Diese Vorstellung geschah im Februar 1731 in seinem Hause und wurde dann im Gasthause „Krone und Anker“ noch zweimal wiederholt, aber privatim vor Freunden und geladenen Zuhörern. Einer dieser Aufführungen wohnte H. bei und erzählte davon seiner Schülerin, der Prinzessin Anna, welche hierauf den Wunsch äußerte, das Stück von denselben Knaben und Sängern in derselben Weise im Opernhause aufgeführt zu sehen. Weil aber der damalige Bischof von London, Dr. Gibson, zu einer Aufführung mit Action und im Kostüm die Erlaubniß verweigerte, selbst wenn die Knaben mit dem Buche in der Hand agirten, so unterließ man die Vorstellung. Es blieb daher für H. nur die Aufführung in Form eines Concertes übrig. Als nun im nächsten Jahre eine Singgesellschaft seine „Esther“ für ein öffentliches Concert ankündigte, beeilte er sich, das plötzlich populär gewordene Werk in solcher Gestalt selber zu geben. Dies geschah am 2. Mai 1732 im Haymarket-Theater — ein denkwürdiger Tag, weil H. hiermit zum ersten mal ein Oratorium öffentlich aufführte. Bei der Ankündigung vergaß man nicht zu bemerken, daß es eine Concertaufführung ohne Kostüm und Darstellung sein sollte, denn es heißt dort: „Es wird keine Action auf der Bühne sein, aber man wird das Theater in einer passenden Weise für die Versammlung ausschmücken. Die Sänger und Musiker werden aufgestellt sein wie bei der Krönungsfeier“. Ein Zeitgenosse berichtet: „Hester, Oratorium oder heiliges Drama, in Englisch — alle Opernsänger in einer Art von Gallerie aufgestellt, keine Action, wurde sechsmal gegeben und war sehr voll“. Der Zulauf war so stark, daß Viele von heute auf morgen vertröstet werden mußten. Die neue Macht, welche hiermit in der Tonkunst auftrat, eroberte die Herzen im Sturm; durch diese Aufführungen der „Esther“ war das, was wir Oratorium nennen, in die Welt eingeführt. Diese

Weise, Oratorien zu geben, welche jetzt die allgemein übliche ist, erschien H. offenbar als die passendste, denn er machte auch später unter günstigeren Verhältnissen niemals einen Versuch, wirkliche Bühnenaction zu Hülfe zu nehmen.

Mit „Esther“ zugleich kam auch das zweite köstliche Erzeugniß in Cannons, das Pastoral „Acis und Galatea“, an die Reihe. Es waren ebenfalls Fremde, welche hier den Anfang machten. „Auf den Wunsch vornehmer Personen“ gab der Theaterdirector Rich es auf seiner Bühne am 26. März 1731, offenbar sehr unvollkommen. Darauf nahm die neue „englische“ Oper sich dieser „Pastoraloper“ an und versprach sie aufzuführen „mit all den großen Chören und sonstigen Decorationen, wie sie vor Seiner Gnaden dem Herzog von Chandos in Cannons zur Aufführung kam“, was auch am 17. Mai 1732 geschah. Diesem Unternehmen ließ H. auf dem Fuße folgen (am 10. Juni) „eine Serenata genannt Acis und Galatea. Es wird keine Action auf der Bühne stattfinden, aber die Scene wird in malerischer Weise eine ländliche Ansicht darstellen mit Felsen, Laubgängen, Quellen und Grotten, zwischen welchen ein Chor von Nymphen und Schäfern angebracht sein wird; die Kleider und alle sonstigen Decorationen dem Gegenstande angemessen“. Das kleine Werk wurde hier zu mehreren Acten erweitert durch Einfügungen aus seinem italienischen Acis und sonstigen Zusätzen; seit 1739 ging H. aber mit Recht wieder auf die ursprüngliche englische Composition zurück. Wichtig ist uns nur, daß er selbst hier die Aufführung des Pastoral als Oper ablehnte, nachdem sie ihm von zwei Bühnen vorgemacht war, und stets in den oratorischen Grenzen blieb.

Die Aufführungen der „Esther“ veranlaßten zunächst 1733 das Oratorium „Debora“ (Bd. XXIX der Ausgabe), und die bei der ersten Vorstellung desselben angesetzte Preiserhöhung gab der feindlich gesinnten, nämlich der italienisch-englischen und politisch oppositionellen Opernpartei Gelegenheit, mit aller Gehässigkeit gegen den Tonsetzer loszubrechen, was dann die vorhin erwähnte Spaltung der italienischen Oper in zwei verschiedene Theater zur Folge hatte.

Im Sommer d. J. folgte H. einer Einladung nach Oxford, um den Glanz der Universitätsfeierlichkeiten durch Musikaufführungen zu erhöhen. Zu diesem Zwecke componirte er das Oratorium „Athalia“ (Bd. V der Ausgabe) und führte es daselbst am 10. Juli 1733 zuerst auf. Auch seine sonstige oratorische und kirchliche Musik brachte er hier in mehreren Concerten und mit so aufregendem Beifall zu Gehör, daß dieses Universitätsfest dadurch für Oxford das glänzendste und merkwürdigste des Jahrhunderts wurde. Die gelehrte Körperschaft beabsichtigte damals auch, dem berühmten Manne den Titel eines Doctors der Musik zu verleihen, was er indeß ablehnte, da er in seiner einfachen Denkungsart an Apoll's Lorbeer genug zu haben vermeinte und im übrigen nichts sein wollte, als ein Musiker unter seines Gleichen. Die sich hierin offenbarende Charakterstärke lernt man erst schätzen, wenn damit verglichen wird, wie Andere unter ähnlichen Verhältnissen sich benommen haben. Zu „Athalia“ steht die italienische Serenata „Parnasso in Festa“ (Bd. LIV. der Ausgabe) in naher Beziehung, weil ein erheblicher Theil der Musik in diesem Stücke benutzt wurde; H. führte die Serenata im März 1734 in London auf zur Vermählungsfeier der Kronprinzessin Anna mit dem Prinzen der Niederlande.

Als solches geschah, war die italienische Gegenoper der „wahren Liebhaber der Musik“ — wie die gemischte Gesellschaft der Unternehmer derselben sich betitelte — bereits im vollen Gange. In diesen Jahren, den mühe- und sorgenvollsten seines Lebens, traten bei H. jeder Schwierigkeit gegenüber stets neue Kräfte hervor, durch welche er in dem ungleichen Kampfe wenigstens musikalisch der unbestrittene Sieger blieb. Während der Fastenzeit 1735 führte er in 14 Concerten seine bisherigen Oratorien wieder vor. Das Neue, was er hinzu

brachte, waren die Orgelconcerte, welche er in den Zwischenacten der Oratorien vortrug (gesammelt Bd. XXVIII der Ausgabe), eine Praxis, die er begründete und lebenslang in seinen oratorischen Aufführungen beibehielt. Ueber die zauberhafte Gewalt seines Spiels ist unter Allen, die ihn hörten, stets nur eine Stimme gewesen; der Stil seiner Orgelmusik ist durchweg der concertirende und unterscheidet sich dadurch von der contrapunktischen Weise Bach's.

Bedeutender noch war die Neuigkeit, mit welcher H. in der nächsten Saison hervortrat. Er griff zurück auf die alten englischen Cäcilienfeste, welche in den Tagen des großen Henry Purcell glänzend begangen wurden, und wählte sich die damals von Dryden gedichtete Ode: „Alexanderfest“. Dieselbe componirte er im Winter 1735/36 und führte sie am folgenden 19. Februar auf (Bd. XII der Ausgabe). Diese Composition gehörte bald zu den weitest verbreiteten; ihre musikalische Vortrefflichkeit wurde sprichwörtlich. 1739 setzte H. auch noch das andere Gedicht von Dryden in Musik, welches unter dem Namen der „Kleinen Cäcilienode“ bekannt ist (Bd. XXIII der Ausgabe), und brachte es am Tage dieser Heiligen (22. November 1739) in Gemeinschaft mit dem „Alexanderfest“ zu Gehör. In der musikalischen Behandlung ist die kleine Ode der großen durchaus ebenbürtig; es sind Züge darin, die an Erhabenheit nicht übertroffen werden.

Durch diese Anstrengungen und beständigen Aufregungen schienen seine Kräfte vorläufig erschöpft zu sein; in der letzten Opernsaison 1736/37 fand er nicht mehr die Freudigkeit, ein neues oratorisches Werk zu produciren; nur fruchtlose Mühen, Aergernisse und Verluste harrten seiner. Endlich wankte selbst seine starke körperliche Gesundheit, und diese schien den Geist mit sich zu ziehen, da man Spuren von Irrsinn bei ihm zu bemerken glaubte; Schlaganfälle lähmten die Glieder. Nur mit vieler Mühe gelang es Freunden, einen Mann, der anscheinend den Weg verloren hatte und nun in seiner Hülflosigkeit doppelt eigensinnig war, zu einer ordentlichen Kur zu bewegen. Endlich entschloß er sich, nach Aachen zu gehen, wo er Schwitzbäder gebrauchte, aber nach seiner Art mit Gewalt und auch mit wunderbar schnellem Erfolge. Als er die Geschmeidigkeit der Glieder wieder erlangt hatte, brachte er für die Heilung im dortigen Dom alsbald ein Dankopfer dar durch ein Orgelspiel, welches noch lange in Erinnerung blieb. Anfangs November 1737 von Aachen zurückgekehrt, fand er bald Gelegenheit, seine neu gewonnene Kraft noch auf andere und herrlichere Weise zu bethätigen, als durch jenes Orgelspiel. Am 20. November starb die liebenswürdige Königin Karoline; zu den Begräbnißfeierlichkeiten componirte er im Laufe einer Woche die berühmte „Trauerhymne“ („The Funeral Anthem“ — Bd. XI der Ausgabe), welche Burney fast als das vorzüglichste seiner Werke anzusehen geneigt war und von welcher Reichardt behauptete: „das genaue Studium dieses einen Werks könnte ein ächtes Genie zum Componisten bilden“. In Deutschland war letzteres schon deshalb nicht möglich, weil man sich dieses Anthem durch einen Text über „Empfindungen am Grabe Jesu“ verunstaltet hatte.

Wie die Krönungsanthems von 1727 zu den seit 1731 folgenden ersten öffentlichen Oratorien in enger Beziehung standen und zum Theil ihnen einverleibt wurden, so eröffnete auch dieses Begräbnißanthem eine neue, aber noch weit größere oratorische Bahn. Das erste neue Werk dieser Art war das Oratorium „Saul“. Es entstand im Spätsommer 1738 und wurde am 19. Januar 1739 aufgeführt, stets reichlich mit Orgel- und Instrumentalconcerten ausgestattet. Dieses Datum ist geschichtlich bedeutsam, weil H. hiermit jene großen Oratorien-Aufführungen anfing, die er dann fast ohne Unterbrechung bis zu seinem Tode alljährlich fortsetzte; mit diesem 19. Januar beginnt daher sein

große oratorische Periode. Als H. dieses Werk schrieb, an welchem er ungewöhnlich lange, nämlich neun Wochen, arbeitete, war sein Arm noch nicht völlig wieder dienstttüchtig, wie die Handschrift zeigt; der Geist aber producirte ein Werk, welches zu seinen mannigfaltigsten und schönsten gerechnet werden muß. Die Charakteristik der Personen ist ausgezeichnet gelungen, und in der Darstellung des geistig-geschichtlichen Gehaltes der behandelten Begebenheit offenbart sich Händel's ganze Größe. Die letzten Scenen, den Klaggesang über Saul und Jonathan enthaltend, zählen zu dem besten, was er geschrieben hat; zu ihnen gehört auch der weltberühmte Trauermarsch in C-dur.

Für diese Klage über Sauls und Jonathans Tod gedachte er anfänglich einen großen Theil der königlichen Trauerhymne zu verwenden. Bald aber entdeckte er einen passenderen Ort dafür. Saul wurde am 27. September in der Composition beendet. Schon nach vier Tagen, am 1. October 1738, machte er sich an eine neue Arbeit, welche die Ueberschrift erhielt „Moses Song. Exodus, Chap. 15", beendete sie am 11. d. M. Bei Davids Klaggesang hatte er aufs neue die Gewalt erfahren, welche die biblischen Poesien auf seine Töne ausübten: so wählte er nun den Preisgesang der Israeliten, wie er im 15. Kapitel des zweiten Buches Mose steht, und setzte ihn wörtlich in Musik. Durch die unerhört großartige Weise, in welcher solches geschah, machte sich gleichsam von selber das Bedürfniß geltend, für die in der Musik entstandene lebendige Handlung die entsprechende historische Unterlage zu gewinnen. Deshalb ließ H. dem Siegesliede vorausgehen die Plagen Aegyptens nebst dem Auszuge der Israeliten, und diesen wieder die Todtenklage über Joseph. Zu der letzteren wurde nun die vorjährige Trauerhymne benutzt als erster Theil dieses neuen oratorischen Werkes; den zweiten Theil, welcher vom 15.—28. October 1738 geschrieben wurde, bildeten die Plagen nebst dem Auszug; der zuerst componirte Siegesgesang machte dann als dritter Theil den Beschluß, und das Ganze war in dieser Gestalt am 1. Novbr. 1738 völlig beendet. Auf solche Weise entstand eins der wundervollsten Erzeugnisse musikalischer Kunst und das größte cyclische Chorwerk, welches existirt, das Oratorium „Israel in Aegypten" (Bd. XVI der Ausgabe). Den Text des zweiten und dritten Theiles, also des eigentlichen Werkes, wählte H. ohne fremde Beihülfe aus dem zweiten Buch Mose und den Psalmen: hieraus ist die irrthümliche Nachricht entstanden, er habe sich den Text zum „Messias" selber zusammengestellt. Die königliche Trauerhymne besteht aus lauter mehrstimmigen Gesangstücken, von denen die meisten im vollen Chor gesungen werden. Der große geschichtliche Gegenstand, aus welchem einzelne Persönlichkeiten kaum hervorragen, veranlaßte den Componisten, sich auch für die Darstellung desselben in einem Umfange des Chores zu bedienen, wie noch niemals bei einem oratorischen Werke. Mit unerhörter, fast erschreckender Gewalt brach der Tonstrom hervor, als H. nun endlich rückhaltlos die Schleusen seiner Kunst öffnete, und man sah mit Staunen, daß er die größten harmonischen Massen so leicht zu führen wußte, wie den Einzelgesang, und daß er im ausgedehntesten und kunstvollsten achtstimmigen Chore so deutlich, so einfach und so ausdrucksvoll sprechen konnte, als ob die Worte nur einer einzigen Person in den Mund gelegt wären. Bei einer solchen Ausdrucksfähigkeit wird durch die Größe der aufgewandten Kunstmittel eine entsprechende Größe des Gegenstandes erzeugt; deshalb thürmen sich diese Israel-Chöre vor der Anschauung des Hörers auf wie Bergriesen, und die zu Grunde liegende biblische Geschichte erhält durch sie eine Ausprägung in so erhabener und verklärter Gestalt, daß man damit an der Grenze dessen angelangt ist, was musikalischen Kräften überhaupt möglich scheint. Die Begebenheit, durch welche Israel aus schimpflicher Knechtschaft befreit wurde, ist mit vollendeter Geistesfreiheit in ihrer ganzen Tiefe erfaßt; wol konnte ein damaliger

Hörer ausrufen: „wenn der Geschmack an dieser Musik sich allgemein im Volk
verbreiten sollte, dürfe dasselbe vorkommenden Falls auch eine ähnliche Befreiung
erlangen, wie die war, welche diese Preislieder feiern". Aber nur Wenige
mochten sich damals zu einer solchen Höhe zu erheben; die meisten waren an
die bisherige Weise der Musik gewöhnt und nach den heftigen musikalischen Er-
regungen der letzten 20 Jahre stellte sich jetzt eine Uebersättigung ein,
welcher eben die besten Künstler am schwersten zu leiden hatten. Als daher
„Israel" am 4. April 1739 zur Aufführung kam, machte er auf die Gesammt-
heit einen befremdlichen Eindruck. Die vielen Chöre verursachten bei der großen
Länge des Werkes Monotonie; H. suchte diesen Uebelstand durch Einfügung von
Solosätzen zu beseitigen, aber ohne sonderlichen Erfolg, so daß das Werk bei
seinen Lebzeiten überhaupt nur achtmal zur Aufführung kam und nichts davon
im Druck erschien. Der Sologesang tritt in „Israel" an einigen Stellen auf
die herrlichste Weise hervor, steht aber im Ganzen hinter den Chören zurück,
wenn es als eine der Aufgaben des Oratoriums bezeichnet werden muß, Chor-
und Sologesang möglichst ins Gleichgewicht zu setzen, so ist dieselbe in diesem
Riesenwerke nicht völlig gelöst. Der theilweise Mißerfolg desselben war ein Wink,
den H. bei allen seinen späteren Oratorien beachtet hat.

Gleich die nächstfolgende Composition liefert den Beweis hiervon. Der
Krieg mit Spanien raubte um 1739 den musikalischen Aufführungen auch den
letzten kleinen Rest der noch erhaltenen Theilnahme und gewährte dem Tonsetzer
viele unfreiwillige Muße für neue Pläne und Arbeiten. Wie H. jetzt auf die
Musik der Vorzeit zurückging und sie vielfach für seine Oratorien umbildete,
sah er sich auch nach neuen Quellen der Dichtung um, die er in der Bibel,
den Klassikern und bei den brittischen Dichtern fand. Ein vermögender Kunst-
freund, Charles Jennens, machte ihn wahrscheinlich auf Milton's „Frohsinn und
Schwermuth (L'Allegro ed il Pensieroso)" aufmerksam, denn derselbe schrieb
dazu einen dritten Theil über die „Mäßigung (ed il Moderato)" zur Versöhnung
und Ausgleichung der von Milton als einfach gegensätzlich behandelten Stimm-
ungen. Dieses dreitheilige Werk componirte H. zu Anfang des J. 1740 in
22 Tagen und trat damit schon am 27. Februar vor die Oeffentlichkeit. Es
wurde eine seiner beliebtesten Compositionen, wie es eine der originellsten und
köstlichsten ist. Die ganze Scala der menschlichen Stimmungen wie auch die
Vorgänge in der Natur wird hier durchlaufen, vorwiegend in den reizendsten
Sologesängen, die aber überall von den trefflichsten Chören eingerahmt sind.
Als eine Schilderung des Lebens in und mit der Natur steht dieser „Allegro"
auf hoher idealer Warte, einzig in seiner Art da.

Die Zeitverhältnisse blieben aber künstlerischen Unternehmungen in London
andauernd so ungünstig, daß, als H. den „Allegro" und die kleine Cäcilienode
am 8. April 1741 aufführte, es in der Ueberzeugung geschah, dieses werde sein
letztes Concert in England sein. Wirklich ging er damals mit der Absicht um,
den Boden seiner 30jährigen Wirksamkeit für immer zu verlassen. Er richtete
seine Augen vorübergehend wol nach Berlin, wo der Tonkunst plötzlich durch
König Friedrich II. eine glänzende Freistätte bereitet war, und die Geschichte der
deutschen Musik würde eine andere Gestalt erhalten haben, wenn H., den Fried-
rich d. Gr. als den ersten Tonkünstler seiner Zeit schätzte, an den preußischen
Hof gezogen wäre. Wie fest er aber mit seiner Kunst bereits im englischen
Leben wurzelte, zeigte sich bei diesem Wendepunkte. Nicht in seinem Geburts-
lande fand er bei eintretendem Schiffbruch den schützenden Nothhafen, sondern
im fernen Irland. Der Vicekönig wiederholte jetzt dringend frühere Einladungen
nach Dublin zu kommen und dort Concerte zu geben. In Dublin fand man
damals London wieder, ohne seine augenblicklichen Wirrnisse und Mängel; es

reine aufrichtige Musikliebe hatte sich hier erhalten und war nahezu in alle Kreise gedrungen. Verschiedene Chorgesellschaften waren vorhanden, die Aufführungen zu wohlthätigen Zwecken veranstalteten, für Schuldgefangene, Waisen und sonstige Bedürftigkeit. Derartige Vereinigungen, welche die gesellschaftlichen Uebel mit Hülfe der Musik zu lindern strebten und sich damals in England gleichsam auf Grund der Händel'schen Werke und unter seiner thätigen Beihülfe bildeten, wurden später in allen Ländern nachgeahmt. Die Dubliner Kirchen- und Chorvereine erboten sich in Händel's Concerten mitzuwirken, falls er dafür ein Concert zu ihrem Besten veranstalten werde, und er versprach ihnen darauf, in einem solchen Concert „etwas von seiner besten Musik" aufzuführen. Wie sehr er Wort gehalten hat und mit welcher Freudigkeit der tief humane Mann an diesen wohlthätigen Bestrebungen theilnahm, möge man daraus erkennen, daß er für jenes Wohlthätigkeitsconcert ein neues Werk schrieb, und zwar den „Messias". Er componirte dieses Oratorium in London vom 22. August bis zum 14. September 1741, also in 23 Tagen. Den Text, ein Meisterstück seiner Art, hat der beim „Allegro" betheiligte Ch. Jennens aus Bibelworten zusammengestellt.

Am 18. November d. J. langte H. in Dublin an. Nachdem er mehrere Concerte von seiner bisherigen Musik gegeben hatte, bei denen sowol die Art der Ausführung wie der allgemeine Beifall alles übertraf, was man dort bisher erlebte, führte er am 13. April 1742 in einem neu erbauten Concertsaale zum erstenmal den Messias auf, für die drei hauptsächlichsten Wohlthätigkeitsanstalten jener Stadt. „Nach dem Urtheil der besten Kunstkenner übertrifft diese Musik weit alles von ähnlicher Art, was hier oder in irgend einem Lande gehört war" — so lautete das Urtheil in Dubliner Zeitungen nach der Aufführung; man erklärte das Werk deshalb „für die vollendetste musikalische Composition", deren Eindruck zu schildern die Worte fehlten. Groß wie der geistige Gewinn für die Zuhörer war auch der äußerliche für die wohlthätigen Gesellschaften, und so bewährte dieses wunderbare Tonwerk, welches wie ein Licht der Offenbarung plötzlich hervortrat und auch dem poetischen Genie des jungen Klopstock die Wege wies, schon beim ersten Auftreten seine doppelseitige Wirkung. In London gab H. das Werk später jährlich für die Gründung des edlen Coram, das Findlingshospital. Der Messias, durch dessen glückliche Vereinigung von Solo- und Chorgesang eine ebenso künstlerische als wirkungsvolle Harmonie hergestellt war, brach dieser Kunst allgemeinhin die Bahn. Was bisher nur die Angelegenheit einiger Kreise und für den Autor ein nicht immer erfolgreicher Gegenstand mühevollen Ringens gewesen war — das Oratorium —, mit dem Messias drang es in die große Welt ein und wurde Sache der Menschheit. Auch als religiöses oder christliches Tonwerk nimmt der Messias dadurch den Mittelpunkt ein, daß er den Gegenstand nach Worten und Musik in einer von allem Confessionalismus gänzlich freien Erhabenheit behandelt.

Nach einem Aufenhalt von neun Monaten trat H. Ende August 1742, körperlich und geistig gekräftigt, die Rückreise an. Der vergangenen Opernzeit gegenüber bilden die nun folgenden letzten 17 Jahre seines Lebens die große Oratorienperiode. Schon bei den zwölf Aufführungen des nächsten Jahres, die am 18. Februar 1743 begannen, konnte er sich überzeugen, daß jetzt auch in London die frühere Mißstimmung einer frischen Empfänglichkeit gewichen und damit der glückliche Wendepunkt eingetreten war, den er lange vergebens erhofft hatte. Er eröffnete die Saison mit einem neuen Werke, und zwar mit „Samson" (Bd. X der Ausgabe). Dieser leistete für London, was der Messias für Dublin gethan hatte, denn von den zwölf Aufführungen, welche H. in der Fastenzeit veranstaltete, kamen allein auf Samson acht. So groß war mitunter der Zulauf,

daß nach den Worten einer Dubliner Zeitung „mehr Leute hier aus Mangel an Raum abgewiesen werden mußten, als in der gleichzeitig gespielten italienischen Oper überhaupt anwesend waren". Von der Composition des Samson war am 29. September 1741 der erste Act fertig, also 14 Tage nach Vollendung des Messias; beendet wurde dieselbe am folgenden 29. October. Hieraus ergibt sich, daß die beiden Riesenwerke zusammen in zehn auf einander folgenden Wochen entstanden, und diese Thatsache ist wol noch staunenswerther als die unglaublich kurze Zeit, welche der Meister für jedes dieser Werke in Anspruch nahm. Neben Samson führte er den Londonern in dieser Saison dreimal den Messias vor und es wurde sehr eifrig darüber gestritten, welches der beiden Werke das größte sei.

H. stand bereits im 58. Lebensjahre, als er von Dublin nach London zurückkehrte. Aber so unerschöpflich schien sein Genie, daß er nach allem Vorausgegangenen noch die folgende Reihe von Oratorien produciren konnte: 1743: „Semele" (Bd. VII der Ausgabe), 1743: „Dettinger Te Deum und Anthem" (Bd. XXV und XXXVI der Ausgabe), 1743: „Joseph und seine Brüder" (wird Bd. XLII der Ausgabe bilden); 1744: „Belsazar" (Bd. XIX der Ausgabe), 1744: „Hercules" (Bd. IV der Ausgabe); 1746: „Gelegenheits-Oratorium" (wird Bd. XLIII der Ausgabe bilden), 1746: „Judas Makkabäus" (Bd. XXII der Ausgabe); 1747: „Josua" (Bd. XVII der Ausgabe), 1747: „Alexander Balus" (Bd. XXXIII der Ausgabe); 1748: „Salomon" (Bd. XXVI der Ausgabe), 1748: „Susanna" (Bd. I der Ausgabe); 1749: „Theodora" (Bd. VIII der Ausgabe); 1750: „Wahl des Hercules" (Bd. XVIII der Ausgabe); 1751: „Jephtha" (wird Bd. XLIV der Ausgabe bilden); 1757: „Sieg der Zeit und Wahrheit" (Bd. XX der Ausgabe).

In der langen Reihe dieser Werke klingt nun der Ton voll aus, der durch das Voraufgegangene sich bereits die Bahn gebrochen hatte. Der Oper gegenüber kommt hier das Oratorium zur Geltung, als ein Neues der Kunst, und H. maß mit seinen Werken das neu erworbene Gebiet in ganzer Tiefe und Breite aus: dies ist es, was ihm in demselben die Herrschaft verliehen hat und für alle Zeit sichern wird. Die verschiedenen Zweige der musikalischen Kunst in Stoffen und Formen waren zu Händel's Zeit so weit ausgewachsen, über ihre alte Heimath hinaus, daß sie in einer neuen Verbindung ihre Reife erlangen konnten. Den ernsten Fugensatz, welcher nur der Kirche anzugehören schien, den vollentwickelten Sologesang, dieses glänzende Produkt der Oper, die einfachsten Töne harmloser natürlicher Ausdrucksweise, vollendete contrapunktische Kunst, dramatische Lebendigkeit, hohes Pathos, unerreichte Gewalt des Ausdrucks, den schönsten Gesang und die glücklichste Gabe der Gemeinverständlichkeit: alles das vereinigte er zur Darstellung großer geistiger Wahrheiten oder geschichtlicher Ereignisse von bleibender typischer Bedeutung. Bei H. stehen die beiden Seiten der Lebensauffassung, welche in der Musik als Geistlich und Weltlich seit Jahrhunderten neben einander hergingen, in einem so harmonischen, innerlich verbundenen Gleichgewicht, daß sie sich gegenseitig stärken, veredeln und verschönern. Ein solches Verhältniß findet sich nicht zum zweiten Male im Bereiche der Tonkunst wieder, und diese mit vollendeter Geistesfreiheit verbundene Harmonie der Grundkräfte ist es namentlich, welche für die bleibende Bedeutung der Händel'schen Tonwerke den Ausschlag geben wird.

Einer solchen Stellung entsprechend schaute H. allerseits nach Stoffen aus für sein Oratorium und entnahm dieselben gleicherweise dem weltlichen wie dem geistlichen Gebiete. Bezeichnend ist in dieser Beziehung, daß seine beiden ersten wirklichen Oratorien, „Esther" und „Acis und Galatea", gleichzeitig und für dieselben Verhältnisse und Zuhörer geschrieben wurden. Zu Esther gesellte sich dann die glänzende Reihe der biblischen und christlichen Werke; an Acis und Galatea

schlossen sich die Cäcilienoden, die beiden Herkules, Semele, Sieg der Zeit und Wahrheit und andere. Der musikalische Stil ist im Großen und Ganzen für alle Werke derselbe; die auftretenden Verschiedenheiten sind lediglich Modifikationen der Ausdrucksweisen, durch den Charakter und die Eigenthümlichkeiten des betreffenden Werkes bedingt. Will man Händel's Kunst auf den Grund sehen, so muß man ihn als Charakterzeichner beobachten, sowol in der einzelnen Gestalt wie in dem ganzen Werke, denn er markirt nicht nur die verschiedenen Personen mit festen Strichen, sondern wölbt über ihnen auch die behandelte Geschichte zu einer höheren Gesammtgestalt, in welcher das einzelne Glied seine Stelle und sein Verständniß findet. Nach der Natur des jeweiligen Gegenstandes modificirt er seine Kunstmittel; eine wirkliche Scheidung dieser Werke kann daher auch nur nach solchen inneren Kennzeichen vorgenommen werden, nicht aber nach der Rücksicht, ob der Stoff dem weltlichen oder geistlichen Gebiete angehöre. Durch die Aufnahme, welche Händel's Oratorien seit den verflossenen 150 Jahren in der Welt gefunden haben, ist dieser Gesichtspunkt aber nicht entfernt zu seinem Rechte gekommen. Die geistliche Seite jener Werke, theils an eingelebte religiöse Vorstellungen, theils an die aus dem kirchlichen Gebiete herüber genommenen musikalischen Formen sich lehnend, ist vielmehr so dabei in den Vordergrund getreten, daß man das Oratorium sogar schlechtweg als geistliche, d. h. als untergeordnet kirchliche Musik auffaßt. Dadurch wird diesem Kunstzweige sein eigentlicher Werth sowie die Wirkung, welche derselbe auf die Menschheit auszuüben berufen ist, verkümmert, und daher kommt es auch, daß unser musikalisches Leben sich noch immer in den beiden auseinander gehenden, innerlich unverbundenen Richtungen hier der Kirchen-, dort der Theatermusik bewegt. Händel's Oratorium hat zuerst und in höchster Weise sowol in den Mitteln und Ausdrucksarten der musikalischen Kunst, wie auch in der Auffassung des menschlichen Lebens die Harmonie hergestellt; diese nun allgemeinhin zur Geltung kommen zu lassen ist die Aufgabe, welche uns an jenen Werken noch zu lösen bevorsteht.

Nach der Rückkehr von Irland begann für H. eine verhältnißmäßig ruhige Epoche, andauernd bis zu seinem Tode. Nur einmal noch, im Winter 1744/45, regte er die alten kunstfeindlichen Mächte wieder heftig gegen sich auf, als er mit dem Plane hervortrat, die Zahl seiner jährlichen Oratorienaufführungen von 12 auf 24 zu erhöhen; und der Mißerfolg veranlaßte ihn, nicht wieder über die 12 Aufführungen während der Fastenzeit hinaus zu gehen.

Die letzte seiner oratorischen Compositionen ist „Jephtha". Am 21. Januar 1751 begann er dieselbe. Als er an den Chor „How dark, O Lord, are thy decrees! all hid from mortal sight (Wie dunkel, Herr, sind deine Rathschlüsse, menschlicher Einsicht verborgen!") gelangt war, welcher den zweiten Theil beschließt, befiel ihn ein Augenübel, in Folge dessen zuerst das linke Auge erblindete, später auch das rechte. Eine schmerzhafte Operation, welcher er sich unterwarf, war erfolglos, und so mußte er, gleich seiner Mutter, die letzten Lebensjahre in Blindheit verbringen. Seine gewohnte musikalische Thätigkeit erlitt dadurch nur geringe Unterbrechung. Nach wie vor veranstaltete er seine Fastenaufführungen und erfreute die Hörer mit seinem wundervollen Orgelspiel zwischen dem zweiten und dritten Theil des Oratoriums; die zauberische Macht, welche er durch dieses Spiel auf die Gemüther ausübte, blieb ihm lebenslang eigen. Mit der musikalischen Direction betraute er in diesen Jahren der Blindheit seinen Schüler J. Chr. Schmidt, welcher auch nach seinem Tode die Oratorienaufführungen fortsetzte; eine ergreifende Scene war es immer, wenn bei der Arie des Samson „Tief dunkle Nacht! nicht Sonn', nicht Mond erfreut mein Angesicht" — dem blinden Meister, der still neben der Orgel saß, die Thränen flossen. Nur eine

größere Composition förderte er noch während seiner Blindheit, die englische Bearbeitung des italienischen „Sieg der Zeit und Wahrheit“, seines gehaltvollsten Jugendwerkes. Im J. 1759 gab er wie bisher seine Oratorienconcerte und nach seinem edlen Brauche gedachte er dieselben mit der Aufführung des Messias im Findlingshospital abzuschließen, als er nach dem Concert am 6. April plötzlich erkrankte. Am Sonnabend zwischen Charfreitag und Ostern, am 14. April 1759, morgens um 8 Uhr, im 75. Lebensjahre, starb er in einem viele Jahre lang von ihm bewohnten Hause in Brook Street in London und wurde in der Westminster Abtei begraben, wo sein von Roubiliac angefertigtes Denkmal zu den bedeutendsten Monumenten gehört, welche jene berühmte Kathedrale besitzt. H. selber ist auch in der That eine der größten Gestalten seines Jahrhunderts, der merkwürdigste Beweis, wie die Macht der Töne in dem Bereiche einer allseitig harmonisch durchgebildeten Kunst zu der Größe des Charakters emporwachsen kann. Und als Musiker nimmt er diejenige Stellung ein, welche dem Punkte im Centrum des Kreises gebührt. Die größten Componisten neben und nach ihm haben solches anerkannt. Gluck widmete ihm als seinem Meister und höchsten Vorbild eine fast religiöse Verehrung; „Das ist das Wahre“, und „In einer Monarchie weiß man wer der Erste ist“ sagte der geistesverwandte Beethoven mit Bezug auf ihn. Erst die zerrütteten musikalischen Verhältnisse der letzten fünfzig Jahre haben den Blick getrübt für das Grundwesen der Musik und damit ist auch Händel's Bild zeitweilig verdunkelt.

Von seinen Werken gelangte ein großer Theil unmittelbar nach der Aufführung durch die damals bedeutenden Londoner Musikpressen (besonders von Walsh) zum Druck, obwol sehr mangelhaft; später besser und in vollständigerer Partitur von Randall. Die 100jährige Gedächtnißfeier 1784 veranlaßte nicht nur eine größere Verbreitung der Händel'schen Werke in Deutschland, sondern reifte auch in London unter den Auspicien des für H. begeisterten Königs Georg III. den Plan einer Gesammtausgabe derselben, welche dem Dr. S. Arnold übertragen, von diesem aber höchst nachlässig und etwa nur zur Hälfte ausgeführt wurde. Einen neuen Versuch diese Werke zu drucken machte man in London um 1840 mit der „Handel Society“, welcher aber noch weniger gelang und bereits mit dem 14. Bande aufgegeben wurde. Im J. 1856 gründete der Unterzeichnete mit Gervinus und einigen Anderen die „Deutsche Händelgesellschaft“ zur Herstellung einer vollständigen Gesammtausgabe. Mit der Redaction fielen mir nach und nach fast alle übrigen Arbeiten allein zu, selbst die technischen. Als es für die Sicherung der Ausgabe nöthig wurde, richtete ich zu diesem Zwecke eine besondere Notendruckerei ein; und so, mit Darangabe meines Lebens, unter sehr mäßiger, obwol fester Betheiligung von musikalischen Vereinen und Kunstfreunden, ist es bis jetzt wirklich gelungen ein in England mehrfach gescheitertes Unternehmen im Heimathlande Händel's durchzuführen. Mit Hinzunahme des kleineren Drittels, welches zur Zeit noch ungedruckt ist, wird diese Gesammtausgabe auch dem Umfange nach größer sein als die irgend eines anderen Componisten. Inwiefern und wie bald die hierauf gerichteten Bestrebungen auch tiefer in die Kunst eingreifen und zunächst diesen Werken selbst in ihrer Praxis wieder den echten reinen Grund gewinnen werden, muß die Zukunft lehren. Augenblicklich ist das Interesse der tonangebenden musikalischen Kreise noch vielmehr gegen als für H., denn die gesammte musikalische Bildung der Gegenwart ist aus nichthändelschen Quellen geflossen. Nur soviel kann man von diesen Werken, wenn man ihre bisherigen Schicksale geschichtlich versteht, mit Sicherheit weissagen: Was sie in der Welt bereits gewirkt haben, wird nichts sein gegen das, was sie noch zu wirken berufen sind.

(Mainwaring), Memoirs of the life of the late G. F. Handel. London 1760, 8°, deutsch von Mattheson, Hamburg 1761, 8°. — Burney, Commemoration of Handel, and Sketch of his life. London 1785, 4°, deutsch von Eschenburg, Hamb. 1786, 4°. — (Coxe), Anecdotes of G. F. Handel and J. Chr. Smith. London 1799, 4°. — V. Schölcher, Life of Handel. London 1857. 8°. — Fr. Chrysander, G. F. Händel. 1. Bd. Leipz. 1858. 2. Bd. 1860. 3. Bd. 1. Hälfte 1867/8. (Der Schluß dieser Biographie ist noch nicht erschienen). Friedrich Chrysander.

Heufeld *): Franz H., bekannt durch seinen Antheil an den Bestrebungen für die Hebung des geistigen Lebens in Oesterreich in der Josephinischen Epoche, wurde 1731 zu Meinau in dem damaligen Vorderösterreich geboren. Seine Schulbildung erwarb er sich in Constanz, seine Universitätsbildung in Wien, wohin er sich im J. 1747 wandte, um die Rechtswissenschaft zu studiren. Er begleitete verschiedene Posten im Verwaltungsdienst und rückte bis zum k. k. Rath auf. Daneben war er in ähnlichem Sinne wie seine Zeitgenossen Sonnenfels, Klemm u. A. für die Hebung des Geschmacks und der allgemeinen Bildung in seinem Vaterlande bemüht; er suchte dies Ziel vor Allem auch durch seine in den populären Zeitschriften „Die Welt“ und „Der österreichische Patriot“ veröffentlichten Arbeiten zu erreichen. Eine Zeit lang war er auch Mitarbeiter an der von Sonnenfels veröffentlichten Zeitschrift „Der Mann ohne Vorurtheil“, doch konnte er sich wie so viele Andere mit dem herrschsüchtigen und ehrgeizigen Manne nicht auf die Dauer vertragen. Am bekanntesten wurde er indeß durch seine Wirksamkeit auf dem Gebiete des Theaterwesens. Er nahm an den Geschicken der Wiener Bühne lebhaften Antheil; er war Mitglied der Theatercommission von 1774—76, in welchem Jahre der Kaiser das Theater übernahm. Als dramatischer Dichter entfaltete er eine Zeitlang große Fruchtbarkeit; die Reihe seiner Bühnendichtungen wird durch das Lustspiel „Die Heirath nach der Mode“ (1765) eröffnet. Besondere Erwähnung verdienen seine Versuche, die modischen Romane in dramatische Form zu kleiden: „Julie oder der Wettstreit der Pflicht und Liebe“, nach Rousseau's Nouvelle Héloise (1766) und „Thomas Jones“, nach Fielding's Roman (1767). Das erstere dieser beiden Stücke ist durch Lessing's Kritik (in der hamburgischen Dramaturgie Stück VIII und IX) unsterblich geworden, die in freundlichem und humanem Tone das, was an Heufeld's Arbeit zu loben ist, die Bühnengewandtheit, anerkennt, aber doch auch deutlich durchblicken läßt, daß das Drama höheren Anforderungen nicht zu genügen vermag. Ferner ist H. noch zu nennen als einer von den Litteraten, welche die Shakespeare'schen Dramen für die Zwecke der deutschen Bühne „adaptierten“; seine Bühneneinrichtungen werden als besonders willkürlich und verständnißlos getadelt; doch ist zu seiner Entschuldigung anzuführen, daß er eben nach der damals üblichen Manier der Shakespeare-Bearbeiter verfahren ist. — H. starb am 23. März 1795.

Vgl. Wurzbach, Biographisches Lexicon; H. M. Richter, Geistesströmungen, Berl. 1875. Heufeld's Bildniß findet man vor dem 13. Stück des Reichardt'schen Theaterjournals. Creizenach.

*) Zu Bd. XII. S. 324.

Zusätze und Berichtigungen.

Band I.

S. 167. Z. 4 v. u. l.: Burlafingen.

S. 540. Z. 9 v. u.: Kürzlich erschien: Henri Arnaud, Pfarrer und Kriegsoberster der Waldenser. Ein Lebensbild. Nach den Quellen untersucht und dargestellt von K. H. Klaiber. Stuttg. 1880. Von der Glorieuse rentrée (die in einer Neuschateler Ausgabe von 184' willkürlich modernisirt ward) erschien ein genauer Abdruck bei Fick in Genf 1879.

S. 588. Z. 10 v. u. l.: Künzelsau.

Band II.

S. 278. Z. 1 v. u.: In dem eben erschienenen 1. Bande seiner „Les petits maîtres Allemands“ (München, Rieger 1881) gibt Ed. Aumüller die Beschreibung von 104 Blättern Barth. Beham's und 596 Blättern Sebald Beham's.

S. 313. Z. 24 v. o.: Ueber W. S. v. Belling vgl. ferner Herm. Petrich: Pommersche Lebens- u. Landesbilder Bd. I. (1880) S. 125—192.

S. 521. Z. 13 v. o.: Es ist nicht an Falkenstein im Höllenthale, wo ein Ministerialengeschlecht saß, sondern an das freiherrliche Falkenstein bei Schramberg, nördlicher im Schwarzwalde gelegen, zu denken. Vgl. über den Abt Berchtold den Commentar zur neuen Ausgabe des Kuchemeister (Mittheil. d. histor. Vereins von St. Gallen, Heft XVIII). M. v. K.

S. 675. Z. 4 v. u.: Daß Bischoffwerder sich selbst Bischoffswerder geschrieben habe, ist zufolge einer gef. Mittheilung aus dem Geh. Staatsarchiv in Berlin ein Irrthum.

Band III.

S. 39. Z. 19 v. u. ist „36“ zu streichen. Daselbst Z. 16 v. u. l.: Nummer: findet sich die Rede über Sternberg.

S. 259. Z. 15 v. u.: Ueber Seb. Brant als Juristen vgl. Stintzing, Gesch. der Deutschen Rechtswiss. I. (1880) S. 93 ff. u. die das. angeführten Schriften.

S. 307. Z. 4 v. u.: Ueber Brenkenhof vgl. ferner: Herm. Petrich, Pommersche Lebens- und Landesbilder, I. (1880), 271—314.

S. 727. Z. 23 v. o. ff.: Camerer war seit 1805 Professor am Stuttgarter Gymnasium, er ward 1833 pensionirt mit dem Titel Prälat.

Band IV.

S. 737. Z. 12 v. o.: Neue Ausg. des „Heil. Namenbuches“ in Thl. 1 der Elsäss. Litteratur-Denkmäler, herausg. von Er. Schmidt und E. Martin.

Band V.

S. 270. Z. 12 v. u. l.: Leutkirch.

S. 501. Z. 27 und 11 v. u.: Duvernoy wurde 1691 geboren und starb 1759.

S. 596. Z. 7 v. u. l.: Rottenburg.

S. 699. Z. 10 v. o. l.: Augsburg 1878 (st. Memmingen 1877).

Band VI.

S. 60. Z. 14 u. 12 v. u. l.: Ellrichshausen — Reinhard (st. Reichard) — Assumstadt.
S. 469. Z. 3 v. o.: „Oehringen“ ist zu streichen.

Band VII.

S. 119. Z. 24 v. o. l.: II. (st. V.).

Band VIII.

S. 97. Z. 1 v. o.: Frischlin ist in Erzingen bei Balingen geboren. (Vgl. Beschreibung des O. A. Balingen.)
S. 192. Z. 12 v. o. l.: Stifts (st. Convicts). Z. 16 v. o. l.: Enfingen.
S. 372. Z. 8 v. u.: Eine neue Ausgabe von Gart's Joseph besorgte Erich Schmidt, Straßb. b. Trübner 1880 (als 2. Theil der von Schmidt und Martin herausg. Samml. elsäss. Litteraturdenkmäler des 16. Jahrh.).
S. 767. Z. 20 v. o. l.: Fischlin (st. Tischbein).

Band IX.

S. 163. Z. 21 v. o.: Nach dem Artikel „Ein Augsburger Polarforscher“ in der Augsb. Allg. Zeitung 1880 Beilage Nr. 335 ward Giesecke's Bericht über seine Grönländische Reise (1806—13) nicht gedruckt, bis F. Johnstrup ihn in „Giesecke's mineralogiske Reise in Grönland“, Kopenhagen 1878 (im deutschen Text) veröffentlichte. Nach dem Verfasser des gedachten Artikels wäre Giesecke's ursprünglicher Name Johann Georg Karl Mezler gewesen.
S. 263. Z. 9 v. o. l.: 1876 (st. 1846). Das von Glutz-Blotzheim besorgte Reisehandbuch war nur die 4. Ausgabe von Ebel's „Anleitung, die Schweiz zu bereisen“; vgl. Allg. Deutsch. Biogr. Bd. V. S. 518 Z. 25 ff. v. o. M. v. K.
S. 740. Z. 17 v. o.: „königl.“ ist zu streichen.

Band X.

S. 218. Z. 1 v. o. ff.: Zu der Gutenbergfrage ist zu vergl.: Arthur Wyß, Zur Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst (Quartalblätter d. histor. Ver. f. d. Großherz. Hessen, 1879, S. 9—26. Ausgegeben August 1880).
S. 418. Z. 11 v. u.: Der Geh. Commerzienrath Ed. v. Hallberger starb in seinem 59. Jahre auf seinem bekannten Landsitz in Tutzing am Starnberger See am 29. August 1880.
S. 500. Z. 23 v. u. l.: am Schluß des XII. Bandes.
S. 621. Z. 12 v. u. l.: Gemmrichheim.
S. 703. Z. 5 v. u. l.: Seiz (st. Saiz).
S. 704. Z. 6 v. o. l.: Neuffen.

Band XI.

S. 17. Z. 9 v. u. l.: Waaser.
S. 20. Z. 23 v. o. l.: statistisch (st. historisch).
S. 36. Z. 4 v. u. l.: Hohenhaslach.

S. 39. Z. 13 f. v. o.: Hauber wurde 1810 Professor am theologischen Seminar zu Schönthal, 1840 Ephorus zu Maulbronn und 1841 mit dem Titel Prälat pensionirt. J. Hrtm.

S. 207. Z. 9 v. o.: Als Kurfürst Max Emanuel seine für den geistlichen Stand bestimmten Söhne, Herzog Philipp Moriz (geb. am 5. Aug. 1698 in Brüssel, † am 12. März 1719 in Rom) und Clemens August (geb. am 17. Aug. 1700 in Brüssel, † am 6. Febr. 1761 zu Ehrenbreitstein als Fürstbischof von Köln) zu ihrer theologischen Ausbildung nach Rom sandte, befand sich H. als deutscher Secretär im Gefolge. Während seines römischen Aufenthaltes vom 6. Februar 1716 bis 31. März 1719 verfaßte er in Tagebuchform werthvolle Aufzeichnungen über die Lebensweise und die Beschäftigung beider Prinzen, welche Aufzeichnungen nun im geh. Staatsarchive zu München hinterlegt sind.

Abhandl. der kgl. baier. Akad. der Wissenschaften III. Cl. 14. Band 3. Abthl. (München 1879).

S. 368. Z. 10—11 v. o. l.: als obersten Richter über diesen.

S. 501. Z. 12 v. u.: Eine neue Ausgabe der Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius besorgte Jul. Tittmann in Bd. XIV der „Deutschen Dichter des 16. Jahrh." (1880).

S. 687. Z. 4 v. u. l.: Helfferich (st. Helferich).

S. 688. Z. 6 v. u. l.: Schüz (st. Schütz).

S. 782. Z. 8 v. u. l.: 20. (st. 4.) November; vgl. Roth, Urkunden z. Gesch. der Univers. Tübingen, 539.

S. 790. Z. 3 v. u. l.: Unterriexingen.

Band XII.

S. 51. Z. 6 v. o.: Joh. Georg Herbst war seit 1832 auch Oberbibliothekar. In seinen letzten Lebensjahren arbeitete er an einer „Historisch-kritischen Einleitung in die Schriften des Alten Testaments"; die Arbeit wurde aber nicht vollendet. Sie ist 1840 ff. mit Ergänzungen von seinem Nachfolger B. Welte herausgegeben worden. Die von ihm herrührenden Partien des Werkes zeigen, daß er auf diesem Gebiete fleißige, gründliche und selbständige Studien gemacht hatte. Die wichtigsten der von H. in der Tübinger Quartalschrift veröffentlichten Abhandlungen sind verzeichnet in dem Nekrolog in der Quartalschrift 1836, S. 766.

S. 75. Z. 2 v. u. l.: 1. October (st. 2. October).

S. 164. Z. 6 v. u. l.: Wolverad (st. Wolveradt).

S. 252. Hinter Z. 20 v. o. einzuschalten: **Herwagen**: s. **Heerwagen**, Bd. XI S. 249.

S. 296. Z. 5 v. u. l.: 1. (st. 7.) März.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

DATE DUE			